



Jean Chardin,
geb. Paris am 26 Novbr. 1643.



P. Simon Pallas,
geb. in Berlin am 22 Sept. 1741



J. Ludwig Burckhardt,
geb. in Lausanne 1784.



Richard Lander,
geb. in Truro am 8 Febr. 1804.

Malerische Reise in Asien und Afrika.

Eine allgemeine Uebersicht

der alten und neuen Reisen,

nach

Ermann, Lesseps, Gmelin, Pallas, Kämpfer, Marco Polo, de Guignes, Moorcroft, Turner, Staunton, Laloubère, Kirkpatrick, Tavernier, J. Thevenot, Bernier, Heber, Pyrard, Burnes, Forster, Pottinger, Pietro della Valle, Chardin, Morier, Tournefort, Klaproth, Beaufort, Paul Lucas, Niebuhr, Burckhardt, Volney, Symes, Chateaubriand, Leon de Laborde, Badia, Cadalvene und Breuvry, Cailliaud, Bruce, Salt, Combes und Tamisier, Flacourt, Bory, Le Vaillant, Thompson, Caillé, Bowdich, Laing, Mollien, Brue, v. Buch, Mungo Park, Denham, Clapperton, Lander u. A. m.

Von

J. B. Eyriès.

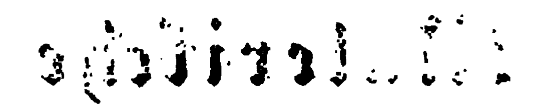
Aus dem Französischen

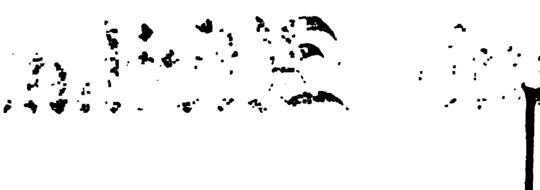
von

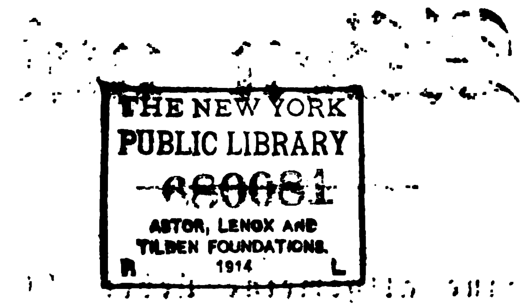
Dr. A. Diezmann.

Mit Karten und mehrern hundert Abbildungen.

Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1841.







Inhalt der Kapitel

der Malerischen Reise in Asien.

Kapitel I.

Kapitel II.

Kapitel III.

Kapitel IV.

Kapitel V.

Kapitel VI.

Kapitel VII.

Kapitel VIII.

Kapitel IX.

Kapitel X.

Kapitel XI.

Kapitel XII.

Kapitel XIII.

*

Kapitel XIV.

Kapitel XV.

Kapitel XVI.

Kapitel XVII.

Kapitel XVIII.

Kapitel XIX.

Kapitel XX.

Kapitel XXI.

Kapitel XXII.

Kapitel XXIII.

Kapitel XXIV.

Kapitel XXV.

Kapitel XXVI.

Kapitel XXVII.

Kapitel XXVIII.

Kapitel XXIX.

Kapitel XXX.

Kapitel XXXI.

Kapitel XXXII.

Kapitel XXXIII.

Kapitel XXXIV.

Kapitel XXXV.

Kapitel XXXVI.

Kapitel XXXVII.

Kapitel XXXVIII.

Kapitel XXXIX.

Kapitel XL.

Kapitel XLI.

Kapitel XLII.

Kapitel XLIII.

Kapitel XLIV.

Kapitel XLV.

Kapitel XLVI.

Kapitel XLVII.

Kapitel XLVIII.

Kapitel XLIX.

Kapitel L.

Kapitel LI.

Kapitel LII.

Kapitel LIII.

Kapitel LIV.

Kapitel LV.

Kapitel LVI.

Kapitel LVII.

Kapitel LVIII.

Kapitel LIX.

Kapitel LX.

Kapitel LXI.

Kapitel LXII.

Kapitel LXIII.

Kapitel LXIV.

Kapitel LXV.

Kapitel LXVI.

Kapitel LXVII.

Kapitel LXVIII.

Kapitel LXIX.

Inhalt der Kapitel

der Malerischen Reise in Afrika.

Kapitel XVIII.

Kapitel XIX.

Kapitel XX.

Kapitel XXI.

Kapitel XXII.

Kapitel XXIII.

Malerische Reise in Asien.

Kapitel I.

Sibirien. — Uebergang über den Ural. — Veränderung des Climas des Landes. — Ekaterinenburg. — Werkstätten. — Messe in Irbit.

Asien wird in W. zum Theil von der Uralkette begrenzt, welche sich 450 Stunden weit von N. nach S. von dem 44° bis 67° n. Br. hinzieht. Diese Berge gewähren eine Reihe von 600 bis 800 Toisen hohen Spitzen. Der Reisende, welcher von Europa kommt, steigt so allmälig empor, daß er es kaum bemerkt, gelangt so in eine Ebene, wo zur Rechten und Linken Massen von Ur- und secundärem Gestein ihm ankündigen, daß er sich im Gebirge befinde, und erreicht unter 56° 49′ der Breite eine Kette kleiner Hügel, die sich etwas über 200 Fuß über das umliegende Land und 250 Toisen über das Meer erhebt. Er befindet sich an der Wasserscheide, und diese Gewässer fließen auf der einen Seite nach Europa, auf der andern nach Asien; kein Denkmal bezeichnet diese Trennung, ein inniges Band vielmehr vereinigt in dieser Gegend diese beiden Welttheile mit einander; beide stehen unter dem russischen Scepter.

Ist man über die leicht gehobene Ebene hinweg und sieht man nach Asien hin, so bemerkt man, daß man sich in einem Bezirke befindet, wo sich Rücken und Spitzen von bedeutender Höhe im Norden und Süden zeigen. Die Seiten der Berge nach Europa zu sind mit Eichen, Haselbüschen, Ahorn und andern Gewächsen bedeckt, an welche das Auge in den kalten Ländern längst gewöhnt ist. An den östlichen Seiten des Urals aber oder nach Sibirien hin verschwinden dieselben und man bemerkt nur Fichten, Tannen, Lärchen 2c. Die dunkelgrünen Blätter dieser Harzbäume wechseln mit denen der Birke, des tartarischen Ahorns, der Zitterespe 2c., so wie denen verschiedener Sträucher ab, welche die langen Winter der nördlichen Breiten nicht fürchten.

Im Jahre 1828 durchreiste der Doctor Ermann, nachdem er über das Joch Rescheutoui gegangen war, ein wellenförmig gehobenes Land und gelangte den 31. Aug. nach Ekaterinenburg, das in einer weiten Ebene an den Ufern des Iset liegt. Man sieht da, wie er sagt, keine bedeutenden Bergspitzen, nicht einmal große Felsenmassen, welche an eine Gebirgsgegend erinnern; woher also, fragt man sich, der mineralogische Reichthum der Umgegend dieser Stadt, dessen Spuren man überall bemerkt? Fragt man, woher man das Erz, das in den immer rauchenden Oefen gereinigt und in großen Münzstätten geschlagen wird, die ungeheuern Blöcke verschiedener Steine, welche vor den Schleifmühlen liegen, und die Edelsteine erhalte, mit denen mehrere Kaufleute handeln, so wird man sogleich die Antwort erhalten, man beziehe diese verschiedenen Naturproducte aus den Bergwerken des Ural. So bemerkt man hier eine merkwürdige Ausnahme von dem gewöhnlichen Zusammentreffen zweier Thatsachen, welche die Blicke des Mannes fesseln, welcher die Oberfläche der Erde zu beobachten pflegt. Trotz der großen Verschiedenheit der Producte in dem Boden, sind die Unebenheiten desselben selbst in Verhältniß zur Größe der Menschen unbedeutend.

Die Lage Ekaterinnenburgs an dem Scheidepunkte der Straßen, welche sowohl von Asien als von Europa nach dem nördlichen und südlichen Ural führen, veranlaßte einen klugen Mann, da ein Wirthshaus einzurichten; er macht gute Geschäfte; die Zimmer sind reinlich und mit russischen Tapeten belegt.

Wir trafen hier Bergbeamte aus den nördlichen Bergwerken des Urals, und Kaufleute von Tjumen und Tobolsk, welche von der Messe von Nischnei Nowgorod zurückkamen oder nach der kleinen Messe in Irbit reisten, einer Stadt, die 160 Werste in gerader Linie nach NW. von Ekaterinenburg liegt.

Die Messe von Irbit hat in der letztern Zeit viel von ihrer sonstigen Bedeutung verloren; sonst war sie der wirkliche Mittelpunkt des Thee- und Pelzhandels, denn die sibirischen Kaufleute brachten dahin alle Felle, die sie von den Jägervölkern in O. zusammengebracht, wie die Waaren, welche sie in Kiachta gegen andere Gegenstände eingetauscht hatten; sie überließen dieselben den Handelsleuten aus dem europäischen Rußland, die nach der großen Messe an der Wolga alle Jahre nach Irbit kamen.

Es befanden sich zu derselben Zeit viele armenische und griechische Kaufleute in dieser Stadt, die Pelzwaaren einhandelten und dieselben mit englischen Waaren bezahlten, die sie in der Levante gekauft hatten. So erhielt man in Sibirien die feinsten englischen Tuche zu einem sehr mäßigen Preise; als aber die russische Regierung 1807 die Einfuhr englischer Waaren verbot, verscheuchte sie dadurch auch die Armenier und Griechen von der Messe zu Irbit. Die Messe, die da gehalten wurde, nahm ab und die siberischen Handelsleute gingen nun häufiger nach Nischnei Nowgorod oder nach Ekaterinenburg oder an andere Punkte der großen Straße, welche nach Europa führt, um da ihre Waaren den Kaufleuten zu übergeben, welche ihnen entgegenkommen.

Die Handelsgeschäfte, welche jetzt in Irbit gemacht werden, sind dieselben wie die, welche man in den Städten Sibiriens abschließt, die weiter nach O. liegen. Die Bewohner der Umgegend pflegen einmal im

Jahre dahin zu gehen, um sich daselbst mit den Gegenständen zu versorgen, die ihnen unentbehrlich sind, und sie bezahlen dieselben entweder in Silber oder mit dem Ertrage ihrer Jagd, die nicht sehr bedeutend ist. Diese Art des Handels, der hier weit weniger gewinnreich ist als an den östlichen Orten, befindet sich ausschließlich in den Händen der in Sibirien ansässigen Handelsleute. Die Mineralproducte des Urals dagegen werden fast alle direct nach der Messe an der Wolga geschickt.

Männer, Frauen und Kinder laufen hier den Fremden nach, um an dieselben gut geschnittene und leidlich gefaßte Edelsteine zu verkaufen, so wie verschiedene hart, künstlich façonnirte und gravirte Steine mit Devisen oder Verzierungen.

In Ekaterinenburg herrscht in den verschiedenen hölzernen Häusern der Handwerker, die fast alle Freie sind, eine große Reinlichkeit. Trotz ihrem Wohlstande behalten sie die alte Einfachheit ihrer Art sich zu kleiden und zu leben bei. Wir haben besonders bei den Frauen dieser Classe sehr regelmäßige und sehr schöne Gesichter bemerkt.

Diese Handwerker wie die meisten reichen Kaufleute von Ekaterinenburg gehören zu den sogenannten Altgläubigen der russischen Kirche (Starovierzi), und sie halten an ihrem Glauben, „das was aus dem Munde ausgeht, unrein ist," so fest, daß sie keinen Tabak rauchen und nicht fluchen und schwören; übrigens aber entsagen sie keinem Genusse des Luxus und der Sinnlichkeit. Die Neugläubigen legen ihnen vieles zur Last, was nicht begründet ist.

Die prächtigen steinernen Häuser mehrerer Kaufleute in Ekaterinenburg würden keine europäische Hauptstadt verunzieren; die äußere Schönheit dieser Wohnungen entspricht dem Innern und der Lebensweise der Eigenthümer. Mehrere von ihnen sind noch Leibeigene und zahlen jährlich an ihre Herren einen wahrhaft königlichen Tribut, halten dies aber kaum für einen Druck.

Eine große Anzahl Beamteter bei den Bergwerken und andern Verwaltungszweigen bildet den Rest der Bevölkerung von Ekaterinenburg. Diese haben weder die religiösen Grundsätze noch die alten Gewohnheiten der andern Einwohner, haben sich aber durch langen Aufenthalt mit denselben ziemlich vertraut gemacht. Die Familien der Bergbeamten leben meist seit mehrern Generationen in dem Bezirke des Ural; mehrere sind von deutscher Herkunft; da aber in der letztern Zeit die jungen Männer frühzeitig nach St. Petersburg geschickt worden sind, um da die Vorlesungen an der Bergwerksschule zu hören, so haben sie ihre Muttersprache und die andern Spuren ihrer Abstammung fast ganz vergessen.

Das Aeußere der Stadt ist sehr angenehm und erinnert, trotz einigen Eigenthümlichkeiten, an die reichen Fabrikstädte Europas. Die Ebene, welche die südöstlichen Ufer des Sees Isset und den gleichnamigen Fluß umgiebt, ist mit Häusern bedeckt. Ueber den Fluß führt eine hübsche Brücke da, wo er für viele Werkstätten zusammengedrängt ist. Am rechten Ufer des Isset stehen die Münze, die Polirmühlen, die Magazine zur Aufbewahrung des Erzes und der Geräthschaften, und endlich eine Hauptwache. Alle diese gut gebauten Häuser umgeben einen vierseitigen Platz, der als Marktplatz dient.

An dem entgegengesetzten Ufer, das etwas höher ist, sieht man eine lange Reihe hölzerner, von den Arbeitern bewohnter Häuser, nebst einigen der Beamten, welche von Stein sind.

Die Stadt hat jedoch eine weit größere Ausdehnung am rechten Ufer oder südlich von dem Marktplatze, wo sich breite Straßen mit steinernen Häusern von mehrern Stockwerken hinziehen; man bemerkt da auch einen großen Bazar und Getreidemagazine. Ein reiches Kloster und mehrere Kirchen zieren diesen Theil der Stadt.

Alle Straßen sind nach der Schnur gezogen, aber nicht gepflastert; an jeder Seite befinden sich hölzerne Trottoirs. Die ansehnlichsten laufen parallel und in gewisser Entfernung von dem rechten Ufer des Isset; diejenigen, welche dieselben in rechtem Winkel durchschneiden, stoßen auf die steilen Ufer dieses Flusses, deren Höhe 30 Fuß nicht übersteigt, und die an verschiedenen Orten den Einwohnern erlauben, Wasser in dem Flusse zu schöpfen.

Am NW.Ende der Stadt befinden sich Casernen für die Garnison, und die Ueberreste der Befestigungen, welche sonst den Ort gegen die Angriffe der eingeborenen, damals mächtigen Völkerschaften vertheidigten. Das Fort ist in ein Zollhaus verwandelt worden; die Kaufleute, die zur Messe nach Irbit gehen, müssen hier Zoll bezahlen. Die Soldaten, welche sich in Ekaterinenburg befinden, bewachen die Verbannten, die, wenn sie von ihrer langen Reise ausgeruht haben, in die Bergwerke des Urals oder weiter nach O. in das Innere Sibiriens geschickt werden. Die Garnison besteht zum Theil aus Baschkiren.

Ein nicht eben dichter Tannenwald umgiebt die Stadt in NW. und zieht sich nach der Straße hin, welche nach N. geht. In der Entfernung von einer Werst, den Isset hinauf, gelangt man an die steinigen Ufer des Sees, welcher eine längliche Gestalt hat.

Am 3. September feierte man den Jahrestag der Thronbesteigung des Kaisers. Abends versammelten sich die angesehensten Einwohner in einem öffentlichen zu solchen Festen bestimmten Gebäude; alles war in europäischem Geschmacke gut angeordnet. Die ältern Damen erschienen noch in der alten russischen Tracht, die Tänzerinnen aber hatten meist alle die europäischen Moden angenommen, und man erkannte, daß die Bemühungen eines französischen Tanzmeisters nicht vergebens gewesen gewesen waren. Nichts destoweniger ist die Sitte, den Tanz mit Gesang zu begleiten, der das Vergnügen erhöht, trotz dem immer Weitergreifen der Neuerungen, noch theilweise beibehalten.

Kapitel II.

Sibirien. — Schmelzhütten im Ural. — Zustand der Arbeiter. — Newiansk. — Nischnei Taghilsk. — Eisen- und Kupfererz. — Gold. — Platina. — Schmelzhütten und Bergwerk zu Blagodat. — Der Kabihkamen.

Am 4. Septbr. reiste ich von Ekaterinenburg ab, wendete mich nach NNW. und kam über ein meist ebenes Land, da die Unebenheiten sich kaum zu 100 Fuß über das Niveau dieser Stadt erhoben, welche 80 Fuß über dem Oceane liegt. Ich reiste durch dichte Fichtenwälder; trotz der Fruchtbarkeit mancher Bezirke ist der Boden nicht bebaut; die Bauern begnügen sich damit, Heu zu ernten und besonders Kohlen zu brennen, denn sie müssen die Schmelzhütten versorgen. Ueber die Flüsse sind bequeme hölzerne Brücken gebaut. Weiter hin bemerkte ich, daß die Lärchenbäume in den Wäldern häufiger wurden. Abends kam ich nach Newiansk; ich hatte 95 Werste gemacht.

Dies ist der älteste Hochofen im Ural und unter Peter I. 1701 angelegt. Nach der Schlacht von Pultawa 1709 arbeiteten schwedische Gefangene daselbst. Die Leitung der Werke war dem Nikiti Demidoff, einem Schmidt von Tula, anvertrauet, und er gab denselben einen großen Aufschwung. Von ihm stammt die reiche Familie der Grafen Demidoff.

Hundert Werste W. von Newiansk befindet sich die Schmelzhütte Ktapaiewsk auf dem Hauptrücken des Ural. Wasserströme erleichtern in Newiansk die Arbeiten; das Erz wird aus einem etwa über eine Werst entfernten Berge gewonnen. Man hat in dem Bezirke von Newiansk auch Gold gefunden und glaubt, man werde auch Platina finden.

Die Bevölkerung von Newiansk besteht aus 10,000 Individuen, die fast sämmtlich Leibeigene sind. Sie stammen meist von Leuten her, die zu Bergwerksarbeiten verurtheilt waren. Ein Theil der Werke gehört der Krone, ein anderer Privatpersonen und namentlich den Familien Demidoff und Jakowlew. Die Arbeiter dieser letztern schienen uns im Allgemeinen mit ihrem Schicksale sehr zufrieden seyn. Man kann es aber auch

nicht verkennen, daß die Eigenthümer nichts vernachlässigen, was zum Wohle ihrer Leute beitragen kann.

Der Lohn der Arbeiter ist gering, sie erhalten aber wie ihre Familien Lebensmittel, Leder, Kleidungsstücke und eiserne Werkzeuge zu sehr mäßigem Preise. Obgleich sich die Leute gewöhnlich in einem Alter von 17 Jahren verheirathen, so sind ihre Ehen doch gewöhnlich nicht sehr fruchtbar; eine Familie von fünf Kindern gilt für etwas Außerordentliches. Die Greise, welche nicht mehr arbeiten können und keine Kinder haben, erhalten ebenfalls Lebensmittel. Uebrigens wird mehrmals im Jahre in dem Bazar des Ortes ein Markt gehalten, wo Handelsleute aus dem Orte oder fremde, Freie und Leibeigene, Waaren zum Verkaufe ausbieten; ein von dem Eigenthümer ernannter Inspector bestimmt den Preis der Sachen.

Jeder Arbeiter besitzt sein Haus, das er von den Materialien baut, welche er unentgeltlich aus dem Walde holt; ferner Pferde, Kühe, und oft auch kleines Vieh, das er mit dem Heu füttert, welches er unentgeltlich auf den Wiesen des Herrn mähet. Zur Zeit der Heuernte werden die Hüttenarbeiten gewöhnlich ausgesetzt und alle Arbeiter gehen mit ihren Frauen und Kindern auf die Wiesen mitten in den Wäldern, und oft bringen sie dort sechs Wochen in Hütten von Zweigen zu. Die Regel erlaubt achtundzwanzig Tage für die Heuernte, aber die durch das schlechte Wetter veranlaßte Unterbrechung verlängert den Termin. Wegen der hohen Wichtigkeit des Pferdes zur Arbeit, sowohl im Einzelnen als im Allgemeinen, wendet man die größte Sorgfalt auf die Zurichtung des Heues.

Von Newiansk reiste ich durch einen dunkeln Wald von Fichten und Lärchen mit großen Birken nach Nischnei Taghilsk, das 50 Werst davon liegt. Man reist immer in einer Einöde; aber die ungeheuern Wälder sind zu der Versorgung der Hütten unentbehrlich. In der Mitte des Weges zeigten sich zum erstenmale Cedernfichten. Dieser Baum fehlt dem südlichen Ural ganz. Hier sieht man in einer Höhe von 800 Fuß plötzlich denselben Baum wieder, den man in den Schweizeralpen erst zwischen 4000 und 7000 F. trifft.

Mitten im Walde an der einzigen Stelle, wo ein Durchbruch war, trafen wir auf eine Schafheerde, die ein russischer Schäfer zu Pferde führte. Diese Schafe hatten dicke platte, am Ende nackte Schwänze, starke und bedeutend gewundene Hörner und lange hängende Ohren; man erkannte sogleich, daß sie von Kirgisen-Schafen abstammten, aber die Eigenthümlichkeiten dieser Race erhalten sich hier nicht lange, wie auch in dem südlichen Ural, in ihrer ursprünglichen Reinheit, weil sich hier die trockenen und bittern Pflanzen nicht finden, die sie in den kirgisischen Steppen zu verzehren pflegen.

Im W., unmittelbar links von der Straße, hob sich der Boden schnell empor. Mit dem Serpentinstein von Newiansk verbinden sich nun die Hornblende und der Feldspath, so wie später der Porphyrsienit.

Diese Hügelkette trennte uns von dem Taghil, der nach NW. in einem parallel mit der Straße laufenden Thale strömt. Die Seiten dieses Thales erheben sich kaum 200 Fuß über die Ebene, welche dieselbe ist wie in Ekaterinenburg; sie fallen sanft nach dem Flusse zu ab. Weiter hin öffnet sich dieses Thal mehr und das Auge streift freier nach SW.; man gelangt zu dem Einflusse des Tscherna, der von den Bergen zur Linken kommt.

Noch mehr als in Newiansk waren wir überrascht, plötzlich nach dem Walde menschliche Wohnungen in Nischnei Taghilsk zu finden. Die Häuser der Arbeiter stehen um die Hütten und die Wohnungen der Beamten her. Wir wurden mit der gewöhnlichen Gastlichkeit von einem der letztern aufgenommen. Man reinigt und schmelzt hier Kupfer- und Eisenerze. Andere Hochöfen liegen in verschiedenen Entfernungen von Taghilsk; ein Theil gehört der Familie Demidoff. Man fertigt Stangeneisen und Eisenblech, und das Metall ist von so ausgezeichneter Qualität, daß man die Bleche z. B. außerordentlich dünn machen kann, ohne ihrer Festigkeit und Elasticität zu schaden; man verwandelt sie auch leicht in Weißblech und benutzt sie lange in Rußland schon, die Dächer der Häuser damit zu decken; die Kupferbleche zum Beschlagen der Schiffe werden ebenfalls von diesen Werken im Ural geliefert.

Die Arbeiter in Taghilsk pflegen seit langer Zeit einen sehr merkwürdigen Industriezweig; sie wissen das Blech mit einem Firniß zu überziehen, der sehr schön ist und der Einwirkung des kochenden Wassers widersteht; wahrscheinlich verdanken sie das Verfahren ihrem Verkehre mit den Chinesen. Der Firniß ahmt den Lack vollkommen nach. Die Zeichnungen, welche man darauf macht, sind zierlich und correct. Die Eigenthümer der Werke haben auf ihre Kosten diejenigen ihrer Leibeigenen, welche das größte Talent dafür zeigten, nach Europa geschickt; ja sie ließen einige in Italien reisen und richteten dann in Taghilsk eine Zeichenschule ein. Die Erzeugnisse dieser Künstler, welche vorzugsweise auf die Messe zu Nischnei Nowgorod geschickt werden, verdienen die Aufmerksamkeit der Bewohner des westlichen Europas durch die Gegenstände, welche sie darstellen, und welche entweder Landschaften oder Portraits berühmter Männer von Sibirien sind.

Als wir zu einer Felsenmasse ungefähr 1 Werst von Taghilsk gekommen waren, sahen wir, daß sich dieselbe mit einemmale 300 Fuß über das Wasser in den Gräben erhob und sich 3 Werste weit nach N. erstreckte. Dies ist das unerschöpfliche Lager, aus welchem sich die Hütten in Taghilsk und Newiansk versorgen. Diese ganze Masse besteht aus sehr reichem Eisenerze. Die Form erhielt der Felsen durch Menschenhand, welche 1721 schon anfingen ihn zu bearbeiten. Man dringt nicht tiefer unter das Niveau der umliegenden Ebene ein, als die, in welcher gewöhnliche Pumpen hinreichen, das Wasser heraus zu befördern. Die Beschaffenheit des Felsens, der in O. so hart wird, daß die Arbeitskosten den Gewinn übersteigen, verhindert die Arbeiten an dieser Seite. Seit 1802 hat man gefunden, daß in der Ebene der Boden ein reiches Kupfererz enthält, und man hat deshalb Schachte angelegt und eine ungeheuer große Rädermaschine zur Entfernung des Wassers gebaut.

Ich untersuchte die Temperatur des Wassers auf dem Boden eines Schachtes von 184 Fuß Tiefe und fand sie überall 3° über Null. Man bemerkte eine merkwürdige Steigerung der Wärme, je tiefer man kam. Am 5. Septbr. früh bewiesen mir meine Beobachtungen, daß diese Steigerung auf 136 F. einen Grad betrage; sie stimmen auch mit denen überein, welche an verschiedenen Orten in Europa in der gemäßigten Zone, in Südamerika in der heißen gemacht worden sind, und zeigen, daß die Erscheinung dieselbe hier ist, wo die äußere Wärme niedriger ist als in den europäischen Ländern, die wir kennen.

Man findet in dem Bezirk von Taghilsk auch Gold und Platina, und erhält diese beiden Metalle in Wäschen in kleinen Thälern aus Beiflüssen des Taghil.

Ein wesentlicher Reichthum der Besitzungen der Familie Demidoff besteht in den ungeheuern Wäldern, welche für eine noch lange Zeit den Schmelzhütten unbeschränkte Versorgung sichern; denn auf dem zu denselben gehörenden Boden, der 11,500 Q.Werste beträgt, stehen die Bäume sehr dicht an einander. Längs des Weges, dem wir am 4. Septbr. folgten, zieht sich der zu Taghilsk gehörige Wald 12 Werste weit im N. von Newiansk hin, und der, welchen man in O. bemerkt, gehört der Familie Jakowlew.

In diesen düstern Wäldern halten sich viele Elennthiere auf, und dieselben erreichen daselbst eine bedeutende Größe, weil sie nur selten gejagt werden. Geweihe, die wir bei Jagdliebhabern sahen, waren wirklich von wunderbarer Größe.

Sonntag den 7. Septbr. wurde die Arbeit eingestellt; die Straßen in Taghilsk waren von einer zahlreichen und sehr gut gekleideten Menschenmenge belebt. An Festtagen ist das russische Volk in einer fortwährenden Bewegung, denn es liebt die Spaziergänge sehr. Es überläßt sich diesem Vergnügen besonders an den Orten, die, wie dieser, von dichten Wäldern umgeben sind. Das Einsammeln der kleinen wilden Früchte giebt ihnen noch eine besondere Ursache. Entfernte Freunde werden von den Bauern

häufiger im Winter als im Sommer besucht, weil sie sich leichter einen Schlitten als einen Wagen mit Rädern verschaffen können.

Um 4 Uhr Nachmittags erschienen durch die Güte der Bewohner von Taghilsk 17 Pferde vor unserer Thüre; unsere kleine Caravane konnte also ihre Reise nach N. fortsetzen, was auf einer breiten und ebenen Straße geschah; bis nach Laya sind die Wälder niedergeschlagen und der Boden angebaut. Aber weiter hinaus bis Kuchewa, eine kaiserliche Schmelzhütte, erscheint wieder dichter Wald und ebener Boden. Dieser Ort hat eine sehr angenehme und malerischere Lage als die, welche wir bis dahin besucht hatten. Dennoch ist man hier der Hauptspitze des Ural nicht näher; die Natur des Gesteins ist dieselbe, nur werden die Felsen höher und die Thäler tiefer. Zwei Flüsse vereinigen sich und ihre durch eine Barre aufgehaltenen Wasser bilden einen künstlichen Teich; die Kuchewa, die aus demselben hervorkommt, ist eine der stärksten Quellen der Tura; die Hügel sind mit dichten Wäldern bedeckt.

Kuchewa und die Hochöfen in der Umgegend heißen die Werke vom Blagodat von einem Berge dieses Namens, der ihnen eine unerschöpfliche Menge Eisen giebt. Wir begaben uns dahin; man bemerkt zuerst einen ganz kahlen Berg mit steilen Abhängen; weiter hin sind alle Höhen mit Wäldern bewachsen; endlich erkennt man den Blagodat, über welchem zwei gezackte, rauhe, ganz kahle Spitzen ragen, und nun trifft man nur auf außerordentlich reichhaltiges Eisengestein. Wir gelangten auf in den Felsen gehauenen Stufen auf die westliche Spitze, die niedrigste, und eine hölzerne Brücke führte in eine hübsche steinerne Kapelle, welche auf der platten Spitze der andern Höhe steht.

Die Wogulen, die ersten Einwohner dieses Bezirkes, kannten den Mineralreichthum dieser Berge, obgleich sie denselben nicht benutzten. Ihrer Sage nach benachrichtigte zu Anfange des 18. Jahrhunderts einer von ihnen, Stephan Tschupin, die Eigenthümer der südlichern Werke von dem Daseyn eines Eisenberges in der Nähe von Kuchewa. Alsbald kamen die erzsuchenden Russen in Menge an, was den Wogulen so unangenehm war, daß sie ihren Landsmann auf der Spitze der Blagodat lebendig verbrannten. Die Russen bauten die Kapelle zur Sühnung dahin.

Wir bemerkten 200 Fuß weiter unten eine Kette niedriger Felsen, deren von der Sonne beschienene Seiten einen metallischen Glanz hatten; sie sind von Schachten durchwühlt und von Bergleuten bewohnt. An ihrer unebenen Oberfläche hin schlängeln sich Wege mit Schienen an der Seite, um darauf die mit Erz beladenen Karren leichter transportiren zu können.

In NNW. erkannten wir in großer Entfernung den Katschkanar, die höchste Spitze des Blagodat. Alles um uns her war Magnetstein, so daß die Magnetnadel sehr in Unruhe kam. Der Blagodat erhebt sich 420 Fuß über die Ebene von Kuchewa und 1284 F. über das Meer; ich bestimmte die absolute Höhe des Katschkanar auf 2600 F.; sein Gipfel ist völlig nackt.

Kuchewa gewährt denselben Anblick wie Newiansk und Taghilsk. Das aus dem Blagodat gezogene Erz ist reicher als das, welches man an den beiden letztern Orten benutzt; man macht Kanonen und Kugeln daraus. Man hat auch Gold und Platina in den Thälern des Bezirks von Blagodat, links von der Tura, gefunden. Neuere Nachforschungen ergaben, daß das erstere dieser Metalle in W. eben so reichlich vorkommt, als im O. des Ural; man erhält es durch Wäschereien. Auch Knochen von Elephanten aus der Urwelt hat man gefunden.

Kapitel III.

Sibirien. — Werchoturie. — Bogoslowsk. — Zu Bergwerksarbeiten verurtheilte Uebelthäter. — Die Wogulen. — Vergnügen in Bogoslowsk. — Hütten von Tschernoïstotschinsk. — Beresow. — Ankunft der Verbannten in Ekaterinenburg.

Am 10. begaben wir uns auf einem gut unterhaltenen Wege nach der Eisengießerei und Kanonenbohranstalt von Werkhni Turinsk am Zusammenflusse der Tura und der Kuchewa. Die Wälder der Umgegend von Werchoturie, 70 Werste weiter hin, enthalten auch viele große Birken. Das Gras ist häufig und die Heuernte sehr reichlich. Man entfernt sich wenig von der Tura, welche anfangs nach NO. läuft und sich dann mit einemmale wendet. Der Boden wird immer ebener bis in die Nähe von Werchoturie, wo man aus dem Walde herauskommt. Doch trafen wir hier zum erstenmale auf Granit vom Ural.

Werchoturie ist die älteste Niederlassung der Russen östlich von dem Gebirge, die eigentliche Stadt noch von den Festungswerken umgeben, welche sie 1605 errichteten, um sich gegen die Wogulen zu vertheidigen. Ein berühmtes Kloster, das erste, welches in Sibirien errichtet wurde, und mehrere Kirchen erhöhen ihre Wichtigkeit. Sie wurde bald blühend, und durch sie ging bis zu Ende des 17. Jahrhunderts die Straße, welche die Verbindung zwischen Europa und Asien unterhielt.

Am 12. setzten wir unsere Reise durch ein ganz ebenes Land fort; Bessonowa ist ein ärmliches Dorf, das aus drei hölzernen Häusern an dem Ufer der Lialia besteht, die von O. herkommt. Man geht hier über diesen Fluß und befindet sich auf dem alten Wege, der längs den Ufern nach W. hin sich zieht und auf den Kamm des Ural führt. Bei dem öden Aussehen dieses Ortes wird es schwer, daran zu glauben, daß eine sonst so berühmte Straße durchging; aber es ist noch jetzt in Rußland nicht selten, an den wichtigsten Straßen 50 Werste weit keine einzige menschliche Wohnung zu finden.

Wir sahen an dem linken Ufer der Lialia neben Hütten noch Gerstenfelder; dies ist der nördlichste Punkt, wo man die Erde unter dem Meridian von Ekaterinenburg bearbeitet. Der Granit ist verschwunden; die kaum 20 Fuß hohen Ufer des Flusses enthalten Schiefer und ein mächtiges Torflager. Die schönen Wälder mit grünen Bäumen erscheinen auf dem Wege nach Latinsk wieder. Diese Wäscherei befindet sich mitten in denselben; man findet Gold und Platina; der Ertrag ist aber nicht ansehnlich.

Die Felsenwände, die 20 Werst von Latinsk das Thal der Lowa begrenzen, sind außerordentlich steil und malerisch. Man hat viel Mühe gehabt, einen Raum zu finden, um die Straße über verwitterte Schieferschichten zu führen. Die Bauern von Kowinsk, einem Orte links am Flusse, dienten uns als Führer über diesen reißenden Fluß. Man sieht längs dem Thale noch immer schöne grüne Wälder.

Dieser Ort und die, welche man weiter nach Norden findet, führen den in Sibirien häufig vorkommenden Namen Simovia, was „Winterwohnung" bedeutet, weil zur Zeit der ersten Niederlassungen diese einzelnen Hütten in der strengen Jahreszeit als Zufluchtsort oder als Stelle dienten, wo der Tribut der eingeborenen Völkerschaften in Empfang genommen wurde.

Abends kamen wir sehr spät nach Bogoslowsk, einem unansehnlichen Orte, gleichsam dem vorgeschobenen Posten der Hochöfen. In S. und W. ist das Land eben, in O. und N. aber erhebt es sich sanft über die Ufer des Flusses; sehr weit nach WNW. erkennt man den Kaniakowskji Kamen, einen bläulichen und bewaldeten Berg der Hauptkette. Der Gipfel verliert sich in den Wolken. Nachdem wir einen Wald von Fichten und Lärchen durchreist hatten, gelangten wir auf einen Hügelrücken, der 100 Fuß hoch und völlig kahl ist. Man findet in den nahen Gruben gediegenes Kupfer; das Wasser, das sich unten sammelt, wird durch eine Pumpe herausgeschafft; seine Temperatur beträgt in einer Tiefe von 342 Fuß 4° 97'. Die Erzstufen von Bogoslowsk sind außerordentlich glänzend.

Von diesem Orte aus pflegt man Entdeckungsreisen in mineralogischer Hinsicht weiter nach N. hin zu machen. Die Arbeiter in den Bergwerken sind neuerdings aus Europa angekommene Verbannte. Wir be-

suchten diese Gefangenen in ihren gemeinschaftlichen Wohnungen. Nur diejenigen, welche Mordthaten und andere Verbrechen begangen haben, seit sie ihre Strafe leiden, sind einer strengen Aufsicht unterworfen und bisweilen gefesselt, fast alle aber sind sogenannte brodiaghi oder Vagabunden, und wir hörten die meisten bestimmt behaupten, sie wüßten nicht, wo sie geboren wären.

Wenn es gelungen seyn wird, wie in dem östlichen Sibirien, diese schuldigen aber außerordentlich fleißigen Menschen durch Heirathen und Familienbande der Gesellschaft wieder zu gewinnen, wird die Gegend vielleicht eine Veränderung erleiden. Jetzt behauptet man, es könne in Bogoslowsk kein Getreide gebaut werden, und nicht einmal Kohl und Rüben würden gedeihen, obgleich dieselben ein Bedürfniß geworden sind und man dieselben weit in NO. Asiens bei den meisten russischen Wohnungen findet. Vielleicht gelingt es durch sorgfältigere Pflege, sie hier zum Gedeihen zu bringen, aber es ist nicht minder wahr, daß Bogoslowsk in Folge seiner geringern Sommerwärme sich in einer ungünstigern Lage befindet, als weiter nach N. und O. liegende Oerter, wo die mittlere Temperatur weit niedriger ist.

In Bogoslowsk hatten wir uns endlich den Wogulen genähert, die während der frühern Jahrhunderte sich allmälig in dem Maße zurückzogen, wie die Russen sich nach N. zu ausbreiten; aber nur im Winter, wenn die Flüsse gefroren sind, steht man mit diesem Volke in Verbindung. Wir mußten uns begnügen, einen einzigen Wogulen zu sehen, den man, während wir in Bogoslowsk waren, eingeladen hatte, dahin zu kommen.

Ob er gleich wie ein russischer Bauer gekleidet war, erkannten wir doch sogleich, daß er einer ganz verschiedenen Race angehöre. Er hatte einen finstern Blick, tief liegende Augen und sehr vorspringende Backenknochen. Er war von mittlerer Größe, stark und kräftig, und antwortete in schlechtem Russisch und übellaunisch auf die Fragen, welche man ihm über die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute vorlegte. Er behauptete mit großer Hartnäckigkeit, die jetzigen Wogulen wüßten durchaus nichts von der Religion ihrer Vorfahren, und behauptete, als fürchte er, man wolle ihn bekehren, er habe lange alles vergessen, was man ihm davon erzählt.

Die Wogulen ändern die Wohnplätze, und der Grund dazu scheint der Wunsch zu seyn, das Wildpret zu schonen. Ihre temporären Weiler bestehen nur aus fünf Hütten, und da der Rauch von menschlichen Wohnungen die wilden Thiere verscheucht, so müssen ihre kleinen Dörfer immer wenigstens 15 Werst aus einander liegen. Die Rennthiere sind ihre Hausthiere, die selbst im Sommer ihre leichten Schlitten ziehen müssen. Der Winter ist fast ausschließlich die Zeit der Arbeiten, der Reisen und Zusammenkünfte. Dann beschäftigen sie sich mit der Jagd, die für sie sehr gewinnreich ist, und treiben einen lebendigen Handel mit den Fellen, die sie sich verschafft haben, mit den Samojeden, Ostiaken und Russen, ihren Nachbarn. Während der warmen Monate bleiben die Wogulen fast ganz unthätig; um sich durch den Rauch vor den Fliegen und Mücken zu schützen, verlassen sie ihre Hütten kaum; sie scheinen in eine Art Schlaf versunken zu seyn und verzehren ruhig, was ihnen die Jagd im vorigen Winter einbrachte. Ehe sie sich zur christlichen Religion bekannten, aßen sie ohne Unterschied das Fleisch von allen Thieren, welche sie erlegt hatten, und die Vorräthe, die sie im Frühjahre sammelten, reichten recht wohl für den Sommer. Darf man dem Zeugnisse der Priester glauben, so beschränken sie sich jetzt auf das Fleisch der Rennthiere und Elenns. Außer der russischen Leinwand bedienen sie sich des Zeuges, das sie aus den Brennesseln zu bereiten wissen, zu ihren Sommeranzügen.

Sie selbst nennen sich Mani oder Mansch Kum, was ebenfalls Menschen bedeutet. An ihrer Sprache erkennt man, daß sie der uralschen oder finnischen Völkerfamilie angehören, welche sich in Norden Europas und Asiens ausgebreitet hat und der auch die Ungarn angehören.

Es ist sehr unterhaltend, denselben Unterschied zwischen dem einfachen und patriarchalischen Leben der Ureinwohner und den Sitten der russischen Ansiedler zu beobachten, denn trotz den ärmlichen Hilfsmitteln, welche diese Gegend bietet, so wendet doch Jedermann alles auf, um sich die Vergnügungen Europas zu verschaffen.

Während eines glänzenden Balles in Bogoslowsk konnte man ganz vergessen, daß man sich an einem so entlegenen Orte befinde, denn die Tänze erinnerten völlig an das Mutterland, wie auch die Musik, an welcher das Talent Verbannter Theil nahm.

Die russischen Damen begnügen sich nicht, für die unumgänglich nöthigen Bedürfnisse der Tafel zu sorgen; sie wissen auch die Hindernisse zu besiegen, welche ihnen eine stiefmütterliche Natur entgegensetzt; sie wissen aus den kleinen wilden Früchten spirituöse Getränke zu bereiten, welche naliki heißen und die ich vortrefflich gefunden habe; besonders den Likör von der nordischen Himbere kann man nicht genug schätzen; das aromatische Parfüm dieser Beere übertrifft das der Erdbeere der gemäßigten Länder ungemein und kann nur mit dem der Ananas verglichen werden.

Als ich am 16. Septbr. nach Werchoturie zurückkam, fand ich das Aussehen der Landschaft sehr verändert; die Gipfel der Birken waren bereits gelb und Wolken erfrorener Blätter wurden von dem Morgenwinde herabgeworfen In Europa unter dem 50° n. Br. und unter einer im Mittel weit höhern Temperatur würde man es schwerlich glauben, daß diese Erscheinung in Bogoslowsk nur zwanzig Tage später erfolge als in Berlin.

Da es am Morgen sehr frisch war, so hatten die Bauern von Latinsk die Wärme ihrer Wohnungen auf 20 Grad gesteigert. In Bessonowa fing man an die Gerste zu schneiden.

Wir blieben einige Augenblicke bei den Personen, die uns vorher in Werchoturie so gut aufgenommen hatten. In der Nacht war die Kälte sehr bedeutend. Am 17. um Mittag hätte man an den schönen Ufern des Sees von Nischnei Turinsk die schnelle Annäherung des rauhen Herbstes vergessen können, aber auch da und südlicher bis Kuchewa hatte sich das Birkenlaub bereits dunkelgelb gefärbt; gegen Abend bedeckte sich der Himmel, ohne daß das Wetter milder wurde, und in Kuchewa fiel der Thermometer in der Nacht auf einen Grad unter Null.

Da man an diesen so dünn bevölkerten Orten freundlich gegen die Fremden ist, so verbrachten die meisten von uns den größten Theil der Nacht bei einem Feste, zu welchem Personen aus dem 250 Werst jenseits der Berge gelegenen Perm gekommen waren. Hier wird die natürliche Heiterkeit der Russen durch die Anforderungen einer lächerlichen Etikette nicht gehindert; man vergnügte sich sehr; die Tänze wurden von Nationalliedern begleitet.

Wir besuchten die Werke von Tschernoisotschinsk, wo man sehr berühmten Stahl verfertigt; sie befinden sich in geringer Entfernung von Taghilsk; nicht weit davon in einem Thale sahen wir ein Platinabergwerk. Den 22. befanden wir uns auf dem Rückwege nach Ekaterinenburg.

Bei einem Ausfluge nach den Goldwerken zu Beresow, 15 Werst in NO. von Ekaterinenburg, kamen wir durch das Dorf Schartasche. Sonst sollen die Bewohner desselben sehr geschickte Spitzbuben gewesen seyn; besonders waren die reichen Kaufleute ihre Opfer. Um diesen Räubereien ein Ende zu machen, machte die Regierung die ganze Gemeinde für das Vergehen Eines aus ihrer Mitte verantwortlich. Dies half; man hört nichts mehr von Räubereien; der Boden ist gut bebaut; man sieht sogar Gärten.

In Puischeminsk, 6 Werst in ONO. von Beresow, befindet sich die Wäsche des an dem letzten Orte gesammelten Erzes; bisweilen bedient man sich in Beresow auch der Amalgamation zur Reinigung des Goldes, aber man fand, daß die Wäsche eben sowohl zum Ziele führte.

Man mußte hier besondere Anstalten treffen, um die Wäsche auch im Winter fortsetzen zu können. Man kalfatert sorgfältig die Fenster des hölzernen Gebäudes, das gut geheizt wird; eine horizontale steinerne Röhre, durch die in der Mitte eine andere geht, die perpendiculär auf derselben steht und an zwei Oefen stößt, geht in dem untern Saale herum

und dient zum Aufthauen und Erwärmen des Erzes, welches man ausbreitet. Das Oeffnen der Thüren freilich, wenn die Kälte im Winter sehr stark ist, bringt die Temperatur bald auf Null herab und man schafft deshalb die zu bearbeitenden Massen durch ein ganz kleines Schubthürchen in dem Dache herein.

Im gewöhnlichen Jahre erhält man in Beresow 23 Pud Gold, das in Ekaterinenburg geläutert 20 Pud reines Gold, 2 Pud Silber und 1 Pud Kupfer giebt. Der Werth dieses Productes wird auf 1,200,000 Rubel geschätzt, und es bleibt nach Abzug der Kosten ein reiner Gewinn von 854,400 Rubel übrig.

Die Minen, die, wie früher erwähnt, seit 1823 ausgebeutet werden, sind viel reicher, da sie nur 1827 262 Puds Gold und 50 Puds Platina gaben. Der Gesammtwerth, nach Abzug aller Kosten, betrug 1,500,000 Rubel.

Als wir Abends nach Ekaterinenburg zurückkamen, sahen wir auf den Wiesen bei Schartasch wilde Gänse, welche sich zu ihrer jährlichen Wanderung sammelten; andere zahlreichere Schaaren waren schon nach SO. davon geflogen. Auch bei den Menschen verrieth alles die Annäherung des Winters, denn in Beresow und den benachbarten Dörfern hielten die Mädchen aus den untern Classen bereits ihre posedienki oder Abendgesellschaften. Sobald die Dunkelheit die Arbeit im Freien unterbricht, ruhen die Leute in den wohlgeheizten Häusern aus. Sie strecken sich oben auf dem großen Ofen aus und verlassen denselben Abends nur ungern, denn oft müssen sie um Mitternacht die Zugthiere besorgen. Um das Licht zu sparen, kommen dann alle Mädchen des Ortes in dem Hause eines reichen Nachbars zusammen, entweder um zu arbeiten oder um sich zu unterhalten.

Ich habe bereits von Schleifmühlen gesprochen; man liefert hier Amethyste, Topaze, Smaragden, rothe Turmaline von seltener Schönheit, Agathe, Jaspisse und Porphyr, die man alle in verschiedenen Theilen der Uralkette findet.

In den Straßen von Ekaterinenburg trifft man häufig auf Schaaren von Verbannten; es sollen deren alle Jahre 5000 ankommen, also wöchentlich etwa 96. Wir sahen die Frauenzimmer auf Wagen transportirt; die Männer folgten paarweise; während ihres Aufenthaltes in der Stadt hatten sie häufig Ketten an den Füßen. Obgleich die Einwohner an diesen Anblick gewöhnt sind, zeigen sie doch immer für diese Unglücklichen ein Mitleid, das selbst so weit geht, daß sie dieselben anrufen, um ihnen ein Almosen zu geben. Diese Verurtheilten werden von Detaschements von Kosaken vom Ural und ganzen Baschkiren-Compagnien begleitet.

Kapitel IV.

Sibirien. — Tjumen. — Tobolsk. — Der Irtisch. — Vorbereitungen gegen den Winter. — Folgen des Ueberganges über den Irtisch. — Kleiner Kleidermarkt. — Die Promuisl. — Wildpret und Jagd. — Die Oberstadt.

Am 1. October brachen wir von Ekaterinenburg auf und reisten nach Süden weiter. Das Land ist eben, aber in der Nähe der Dörfer gut bebaut; an den Orten, wo es feucht ist, sieht man Birkenwäldchen, welche von den Bewohnern besonders gepflegt werden. In Tjumen war die Ernte vollkommen eingebracht und man sah an den Birken kein einziges Blatt mehr. Am 3. Octbr. war der Himmel in der Nacht und während des Morgens sehr rein; gegen Mittag schwebten aber durch das Aufthauen erzeugte Dünste in der Luft; bei Sonnenuntergang fiel Regen und um acht Uhr waren die Sterne fast überall sichtbar. Wir überschritten die Puischema und gelangten in das Gouvernement Tobolsk. Tjumen wird von der Tumenka, einem kleinen Flusse durchströmt, der sich hier in die Tura ergießt, deren Ufer sehr steil sind. Eine Schiffbrücke führt an das linke Ufer der Tura; es war Sonnabend, und der Marktplatz gewährte ein sehr lebendiges Schauspiel. Zwei Drittel der Verkäufer und Käufer waren Tataren aus den benachbarten Dörfern. Man sah ganz neue Karren, Eimer, Kufen, Schaufeln und andere hölzerne Gegenstände, Decken und Seile von Lindenbast. Die Linde finde man nicht jenseits des Meridians von Tjumen über 50° n. Br. Die Tartaren bringen auch eine Menge Felle. Der Fischmarkt ist ebenfalls reichlich versehen; der nelma, eine Art Lachs, ist besonders häufig; die Russen finden das Fleisch desselben roh und in sehr dünne Scheibchen geschnitten saftreicher als gekocht. Die Erfahrung hat uns später gelehrt, daß in einem strengen Winter das rohe Fleisch der warmblütigen Thiere alles Widerliche verliert.

Alles verräth in Tjumen, daß die Bewohner im Wohlstande leben; von den Tataren wird die Stadt noch heute Tschinghistora (Stadt des Tschingis) genannt. Vasallenfürsten dieses Eroberers lebten daselbst; sie wurde 1586 von den Russen genommen, die da ihre erste Stadt auf asiatischem Gebiete gründeten.

In dem Dorfe Joianowa, wo wir in der Nacht ankamen, empfing man uns in dem Hause eines Bauern, wo man den Sonntag Abend zur Unterhaltung zusammen gekommen war. Die jungen Mädchen sangen und saßen in dichtgedrängten Reihen auf hölzernen Bänken an der Wand; die Alten lagen auf dem Ofen. Kaum waren wir eingetreten, als wir bemerkten, daß wir großes Scandal erregten. Die Alten riefen, es müsse ein anderes Haus zur Zusammenkunft gewählt werden, da das gegenwärtige befleckt sey. Wir hatten alle diese Unruhe dadurch bewirkt, daß wir Tabak rauchten. Passende Erklärungen beruhigten die Gemüther, und als wir den Leuten Branntwein vorsetzten, riefen wir ihre frühere Fröhlichkeit zurück.

Von da reisten wir in das Thal des Tobol, der von dem Wasser der Tura vergrößert ist. Die Dörfer, welche wir trafen, waren von Tataren bewohnt, welche auch die Postpferde lieferten. In diesem Augenblicke war die Straße vortrefflich; im Sommer macht sie der Koth in Folge häufiger Regen sehr schlecht. Je weiter man kommt, um so deutlicher bemerkt man eine bedeutende Hügelkette an dem Horizonte in N. und NO., und darüber eine lange Reihe von weißen Gebäuden, über welche die Thürme von Kirchen und Klöstern hinwegragten. Das ist Tobolsk, das sich im Halbkreise über einer unermeßlichen Ebene erhebt; der Irtisch, der bis dahin nach W. strömte, nimmt den Tobol auf und wendet sich mit einemmale nach N. Als wir darüber gingen, sahen wir an den Zweigen der Weiden Spuren von einem Anschwellen von 10 Fuß; obgleich das Wasser dieser Flüsse den höchsten Stand um die Mitte des Juni erreicht, so konnte man doch an der Rinde der Bäume erkennen, daß er diesmal Eisschollen geführt hatte. Das Wasser des Irtisch war durch die feine Erde, die er bei sich führt, dunkelgelb gefärbt. Obgleich das Wetter düster und unfreundlich war, kam uns doch der Irtisch als der schönste der Flüsse war, welche wir bis dahin gesehen hatten. Schiffsmasten zeigten die Verlängerung seines Laufes an.

Man landet an der Küste, wo die untere Stadt liegt; eine Schlucht des Tschuwatschinski Mulaks (Cap der Tschuwaschen) führt in die Oberstadt (Taf. 1. Abbild.)

Kaum waren wir in die Stadt eingetreten, so wurden wir von einem Schneegestöber überfallen; der Schnee fiel hier zum ersten Male. Alle Fuhrleute freuten sich über die schönen Flocken, die sie im Scherze Fliegen nannten.

In Tobolsk weiß man nicht, was ein Miethzimmer ist. Die Fremden finden gastliche Aufnahme bei ehemaligen Freunden oder suchen durch Vermittelung des Polizeichefs eine Wohnung. Die unbemittelten Leute erwarten ein Geschenk für die Bewohnung ihrer Stuben, würden sich aber schämen, dasselbe zu verlangen.

Wir wurden in das obere Stockwerk eines soliden hölzernen Hauses in der Unterstadt aufgenommen. Nur die Fenster gehen auf die Straße. Ein von einer Hecke umgebener Hof begrenzt hinten das Haus und auf

dieser Seite gelangt man auf einer hölzernen Treppe in den obern Theil. Ein Stück Land, jenseits des Gartens, war in Beete abgetheilt, sollte also ein Garten seyn; übrigens aber sah man daselbst keinen Baum, nicht einmal eine einjährige Pflanze.

Der Irtisch theilt sich vor Tobolsk in mehrere Arme: die Mündung des bedeutendsten, der am Fuße des Hügels vorübergeht, ist so tief, daß sie den Schiffen als Hafen dienen kann. Ungefähr in der Mitte der Unterstadt geht eine hölzerne Brücke, welche nach der Schlucht führt, über diesen Arm des Irtisch; seine Gewässer verlieren sich in O. auf den Wiesen, und nur wenn er anschwillt, giebt es eine zweite Mündung.

Der Bazar mit seinen großen Gebäuden, umgeben von einem großen Platze, wo sich das Rathhaus mit den Häusern der verschiedenen öffentlichen Beamten befindet, steht an dem linken Ufer des Hafens zwischen dem Arme, der denselben bildet, und dem Hauptflusse; diese Gebäude sind von Stein. Weiter hin nach N. zu zwischen dem rechten Ufer und dem Hügel sieht man hölzerne Häuser, in denen Gerbereien und andere Geschäfte betrieben werden, welche Wasser in der Nähe haben müssen. Im S., den Irtisch hinauf, stehen die vorzüglichsten öffentlichen Gebäude und zwischen denselben hölzerne Häuser, bewohnt von Seeleuten, Fischern und Fischhändlern, die sich der günstigsten Stellen am Ufer bemächtigt haben, während man in der Mitte der Stadt von Wasser kaum etwas ahnet. Die Größe des Posthauses am Ufer des Irtisch steht in Verhältniß zu dem großen Geschäftskreise dieser Anstalt. Jenseits der hölzernen Häuser bemerkt man die Mauern eines abgebrannten Klosters, aus dessen übriggebliebenen Materialien man ein Hospital und Armenhaus gebaut hat. Weiter hin erinnert die einfache und majestätische Façade des Palastes des Generalstatthalters von Westsibirien an die modernen Gebäude des europäischen Rußlands. Eine lange Reihe eiserner wohl erhaltener und nach der Landseite gerichteter Kanonen ist seit langer Zeit nur noch ein Gegenstand der Parade. Nichts destoweniger hat ein an der Grenze vertheiltes Artilleriecorps seinen Hauptsitz in Tobolsk als dem Mittelpunkte des westlichen Sibiriens, und es scheint auszureichen, so lange die Grenzen in S. nicht weiter ausgedehnt werden.

Breite und gerade Straßen, die nach O. laufen, durchschneiden in rechten Winkeln die mit dem Irtisch parallel gehenden; steinerne Kirchen und Kapellen stehen meist auf viereckigen Plätzen, die durch Märkte belebt werden. In diesem Theile der Stadt giebt es nur hölzerne Häuser. Es fällt die Verschiedenheit des Aussehens des sehr bequemen und von dem Besitzer bewohnten Hauptgebäudes und der breternen Hütten um den Hof herum auf. Man kann den Grund ihrer Existenz nicht ahnen; erst wenn man den socialen Zustand dieser Stadt kennt, wird dieser Grund deutlich. Der Bewohner von Tobolsk besitzt keine Leibeigenen, da aber in Zeiten des Mangels viele Personen theils aus Kraftlosigkeit, theils aus Armuth ihre Subsistenz nicht sichern können, so flüchten sie sich zu dem, welcher sie erhalten kann, und widmen seinem Dienste ihre Zeit und ihre Arme. Es sind dies meist russische Verbannte, die Niemanden angehören, oder Kirgiesen, die auswandern mußten. Diese Leute lassen sich neben einer Familie von Tobosk nieder, um ihr zu dienen; dann verheirathen sie sich und bleiben oft freiwillig bei dem Herrn, den sie sich wählen.

In diesem Augenblicke wendeten die Einwohner von Tobolsk alle ihre Thätigkeit auf, um Vorbereitungen gegen den herannahenden Winter zu machen, und dachten mit Entzücken an die Ruhe, deren sie während der Dauer desselben genießen würden. Jeder nahm die weisesten Vorsichtsmaßregeln, um sich vor der Strenge desselben zu schützen, und schien, umgeben von einer Menge von Vorräthen aller Art, weiter nichts zu wünschen, als daß der Schnee noch bestimmter die Grenzen seines Eigenthums bezeichne, ihn von der äußern Welt abschließe und die Festigkeit der Mauern ihm das Vergnügen sichere, sich vollständig an dem Contraste zwischen der Wärme der Zimmer und der eisigen Temperatur der Atmosphäre zu erfreuen.

Der Uebergang über den Irtisch ist für die zahlreichen Verbannten, die ihn zu machen haben, entscheidend; er gilt für das Symbol des politischen Todes. Für andere ist er nicht minder wichtig, aber in einem entgegengesetzten Falle, denn nach dem Gesetze erhält jeder, der in dem eigentlichen Sibirien dem Staate dient, bei dem Uebergange über den Irtisch eine Rangerhöhung. Dieses Vorrecht zieht jährlich aus den europäischen Provinzen eine große Anzahl Angestellter nach Tobolsk und weiter nach Sibirien. Um diesen Vortheil, selbst nach der definitiven Rückkehr, zu genießen, verlangt das Reglement nur einen Aufenthalt von drei Jahren in den isolirten Posten, und da die Körperconstitution und die Gewohnheiten dieser Personen ihnen nicht erlauben, die eigentlichen Wonnen des sibirischen Lebens zu genießen, so überschreiten sie selten diesen Termin. Uebrigens sind ihre Functionen weder beschwerlich noch zahlreich.

Ein Theil der Bevölkerung von Tobolsk ist von deutscher Herkunft und begreift eine ziemliche Anzahl Regierungsbeamte. Diese verlassen, gegen die Gewohnheit der Russen, selten und ungern ihre neue Heimath, um nach Europa zurückzukehren.

Viele Bewohner der Umgegend versammelten sich auf dem großen Platze vor unserer Wohnung; es waren russische Bauern, weniger oft Tataren, welche die Stadt mit den Erzeugnissen des Bodens versorgten Karren mit Holz und Heu waren am häufigsten. Die Pflanzen zum Gebrauche des Menschen sind selten und man muß nothwendig das Kraut einlegen. Man scheint hier die Gewohnheit nicht zu kennen, Gemüse für den Winter einzusalzen; man sieht sie deshalb nur bei großen Gelagen und auf dem Tische der Reichen. Das Fleisch wird in Eisgruben aufbewahrt.

Um die Marktgebäude her legen kleine Handelsleute unter freiem Himmel alle Arten von Gegenständen aus, besonders Kleidungsstücke von wohlfeilem Zeuge für die Frauen. Die Bauern kaufen gern Kragen rc. von Pelz. Die Felle der weißen Hasen sind mehr gesucht als die braunen, weil an den letztern die Haare mehr ausfallen. Im Allgemeinen ziehen die Frauen die Felle der Hasen und Füchse von glänzender Weiße zur Besetzung und Fütterung des Kragens und der Aermel ihrer Spenzer von hellblauer chinesischer Seide vor.

Auch die Männer, besonders die Kosaken und andere Soldaten, beschäftigten sich auf dem Platze mit demselben Detailhandel; sie verkaufen bald rohe Waaren, bald andere, die bereits eine Zurichtung erfahren und die sie als Tausch auf ihren Reisen zu den Eingeborenen erhalten haben. Man findet bei diesen temporären Handelsleuten wohlfeiler als in dem Bazar die zahlreichen verschiedenen Rennthierfelle und die verschiedenen Sorten Kleidungsstücke, die daraus gemacht werden, Schwanbaunen rc., deren sich die reichen Bürger bedienen.

Die freien Russen in Tobolsk und in andern Bezirken Nordasiens weiter nach O. beschäftigten sich mit einer Art Industrie, welche promuisl genannt wird und alles begreift, was nicht zum Ackerbaue gehört; so versteht man in Sibirien unter Promuisl jeden Ausgang, entweder auf die Jagd oder auf den Fischfang, das Aufsuchen edeler Metalle in der Erde und den einträglichen Handel mit den Eingeborenen; aber zu dieser Beschäftigung passen nur rüstige, kräftige und ausdauernde Leute.

Die Bewohner von Tobolsk lieben leidenschaftlich die Jagd, und sie ist in diesem Augenblicke in der Nähe der Stadt so einträglich, daß man auf allen Tischen unaufhörlich Rebhühner und dergl. findet. Wird der Winter härter, so sind die Schneehühner sehr häufig. Uebrigens bringt man aus dem Lande der Ostiaken das ganze Jahr hindurch mehrere Arten Federwildpret.

In Tobolsk ißt man das Schwanenfleisch nur eingesalzen und macht sich übrigens nicht viel daraus. Man erhält es in diesem Zustande von Russen, die an dem Ufer des Irtisch und Ob leben. Im Herbst stellen sie perpendiculär große Netze in die freien Plätze an den Wäldern am Ufer; bei Nebel begeben sie sich sodann auf den Fluß und treiben große Schwärme von Schwänen und andern Wasservögeln in dieselben. Darauf werden Löcher am Ufer gegraben und in dieselben Massen von Fleisch hineingethan, was ihnen eine Unterstützung in Zeiten des Mangeln ge-

währt, zumal sie nicht viel darauf achten, wenn das Fleisch auch etwas angegangen ist. Nur die minder thätigen salzen dieses wohlschmeckende Fleisch ein, und schicken es in die entfernten Städte. Die Eier mehrerer Arten wilder Enten sind in Tobolsk ebenfalls sehr wohlfeil, doch giebt es ihrer nicht so viele, daß die der Haushühner dadurch ersetzt werden könnten; die letztern hält man oft in den warmen Wohnstuben.

Häufig trinkt man hier echten europäischen Wein. Die geistreichsten, die also leichter vor dem Froste zu bewahren sind und auf Schlitten gebracht werden, erfahren eine weit mindere Preiserhöhung als andere dem Erfrieren ausgesetzte Getränke.

Die Erzeugnisse des südlichen Asiens, welche der Handel verschafft, sind durch die Gewohnheit so gemein geworden wie die des Landes, der Thee vorzüglich ist für die Russen so unentbehrlich wie die Dampfbäder. Man hat vielleicht durch eine Art Instinct erkannt, daß der Gebrauch dieser beiden Dinge zur Reizung der Transpiration in dem Clima Sibiriens sehr heilsam ist; aber man geht wöchentlich nur einmal in das Bad und trinkt im Sommer so regelmäßig Thee wie im Winter. Das zur Warmmachung des Wassers nöthige kupferne Geräthe findet sich in der bescheidensten Haushaltung. Abends und bei irgend einer Festlichkeit reicht man nach der chinesischen Mode zugleich mit dem Thee eingemachte Früchte und andere Leckereien.

Wir hatten mit unsern Barometern die Höhe der Oberstadt auf 203 Fuß über unserer Wohnung, und diese 225 F. über den Irtisch bestimmt. Man gelangt von der Unterstadt auf einem fahrbaren Wege in einem Hohlwege dahin, der an ein steinernes Thor führt. Man sagt, dieses Werk sey von den schwedischen Kriegsgefangenen ausgeführt worden.

Fußwege an der Seite des Hügels führen zu gewölbten Höhlen, welche gegenwärtig mit Gittern verschlossen sind und von den Kaufleuten als Waarenlager benutzt werden. Wahrscheinlich hatten viele dieser Höhlen sonst als Zellen für die Mönche gedient. Oben auf dem Hügel stehen alte steinerne Gebäude, die von weitem sehr imposant sehen. Es ist dies die Kathedrale mit ihren fünf Kuppeln und einem sehr hohen Thurme, der erzbischöfliche Palast und mehre kleine Klosterkirchen. Man sieht auch die ehemalige fast ganz verfallene Citadelle und das Fort, wo die Uebelthäter bei ihrer Ankunft eingesperrt werden. Straßen mit hübschen hölzernen Häusern endigen an einer Lehmmauer, die mit einem Graben umgeben ist. Jenseits dehnt sich eine Einöde aus, wo man im Herbste nur noch Ueberreste von Pflanzen bemerkte. In dem Hofe des erzbischöflichen Palastes hat man einen Brunnen gegraben, der bis zu dem Niveau des Irtisch hinunterreicht. Uebrigens ist das Wasser in der Oberstadt selten, die dagegen auch nichts von den Ueberschwemmungen zu fürchten hat, denen die Unterstadt ausgesetzt ist.

Unterhalb der Stadt wird der sehr steile Fuß des Felsens von den gewaltigen Wogen des Irtisch gepeitscht, die dunkelblau aussehen und sich dadurch von denen des Tobol unterscheiden, welche eine schwärzliche Farbe haben und dieselbe an dem linken Ufer noch lange behalten, nachdem die beiden Flüsse zusammengekommen sind.

Bis zum 19. Octbr. war die mittlere Temperatur zu Mittag 9 bis 10° über Null gewesen, ein offenbares Resultat der Reinheit der Luft, welche nur während des Tages herrscht und den Südwinden folgt, die Regen bringen; den 19. Octbr. Abends bildeten sich plötzlich Wolkenstreifen; der Mond war von einem Hofe umgeben und alles kündigte eine Veränderung in den obern Luftschichten an. In der Nacht bedeckten sich die Dächer mit einem dichten Reif und den andern Tag wehete der NO-Wind; er war von Nebeln begleitet; um Mittag zeigte der Thermometer nur noch 3°.

Am 30. Octbr. gewährten die Straßen von Tobolsk einen heiterern und lebensvollern Anblick als vorher; der Schnee war so reichlich gefallen, daß man auf den Schlitten fahren konnte; die Communicationen mit den Umgegenden waren leichter geworden; aber es reichte noch nicht hin zur Fortsetzung unserer Reise nach der Mündung des Ob; auch die Flüsse mußten so gefrieren, daß sie die Last eines Schlittens trugen. In der ersten Woche des Novembers trieb der Irtisch Eisschollen, die am 10. noch schnell vorüber schwammen; den andern Tag aber wurden sie unbeweglich. Eine Temperatur von 15° unter Null brachte das Wasser bald zu Eis. Schon am 12. Novbr. Mittags kamen Landleute mit ihren beladenen Schlitten über den Irtisch nach Tobolsk.

Wir beeilten die Vorbereitungen zu unserer Abreise. Wir hatten von Petersburg Schreiben von der Regierung an alle Behörden mitgebracht, die denselben befahlen uns Schutz und Hilfe zu gewähren. Der Gouverneur von Tobolsk vertauschte sie gegen andere von gleichem Inhalte, die aber in seinem Namen ausgestellt waren, denn wir sollten in von der Hauptstraße Sibiriens entfernte Orte kommen, wo man an den directen Einfluß der Hauptstadt des Reiches nicht gewöhnt ist, während die Russen selbst an den Ufern des Eismeeres sich des Namens Tobolsk recht wohl erinnern.

Wir nahmen zu dem estländischen vorzüglichen Bedienten, den wir schon hatten, noch einen Kosaken an, welcher die Sprache der Ostiaken verstand. Zuerst verschaffte er uns ostiakische Kleidung, welche vollkommen vor der Kälte schützt und so dauerhaft ist, daß man sie das halbe Leben lang haben kann. Nothwendiger Weise muß man ein kupfernes Gefäß bei sich haben, um darin Wasser warm machen zu können. Unsere Lebensmittel bestanden in Roggenbrod, Schinken, schwarzem Caviar, gesalzenem Lachs, Madeira-Wein, Branntwein, Porter und Thee. Wir nahmen zwei im Lande verfertigte Schlitten.

Kapitel V.

Sibirien. — Sawodinsk. — Repolowo. — Samarowo. — Der Ob. — Die Jurten der Ostiaken. — Wilde Thiere. — Kewaschinsk. — Wasser, das nicht gefriert.

Den 22. Novbr. Nachmittags stiegen wir in die Oberstadt hinauf, hielten uns an dem rechten Ufer des Irtisch und glitten trotz den Unebenheiten des Bodens schnell auf dem hartgewordenen Schnee hin. In geringer Entfernung von der Stadt gelangten wir in dichten Wald und nach 80 Werst erreichten wir die Ebene, gingen über den Fluß und folgten dem linken Ufer. Der Weg ist durch Fichtenzweige bezeichnet, die in kleinen Entfernungen von einander aufgesteckt werden. Das Wetter war sehr hell und der Thermometer zeigte 16° unter Null.

Wir fuhren bald auf das eine, bald auf das andere Ufer des Irtisch oder glitten auf ihm selbst hin. An einigen Orten war die Straße von dem Schnee so angefüllt, daß die vordern Pferde bis an den Bug einsanken und nur langsam weiter konnten. Wir mußten in der Nacht mehrmals Halt machen, wenn wir langen Schlittenreihen von Fischhändlern vom Ob begegneten; die Fuhrleute gingen zu Fuße hinter dem Wagen her, der eine Art großer viereckiger Kasten von umgebogenen Stangen ist; sie leiteten ihre Pferde nur durch Worte.

Am 24. sahen wir die ersten Hütten der Ostiaken; in Sawodinsk sind sie denen der Russen nachgeahmt und von Fichtenbalken aufgeführt; eine hölzerne Treppe von sechs bis acht Stufen führt an die Thüre hinauf; das Innere ist in zwei Theile geschieden. Netze aus Brennesselfaden, die aufgehangen sind, verrathen das Gewerbe der Bewohner. Diese haben eine Tracht, die, wie an allen Grenzorten, zur Hälfte national, zur Hälfte den Nachbarn entlehnt ist. Alle Männer verstehen Russisch, aber sie sprechen es nur sehr unvollkommen und haben besonders eine schlechte Aussprache.

In Repolowo herrschten die ostiakischen Sitten vor; die Häuser sind kleiner und niedriger, die Fenster nur durch Blasen verschlossen; diese Blasen werden mit Fischthran bestrichen, um die Durchsichtigkeit zu erhöhen, aber es bilden sich darin Ungleichheiten, welche die Strahlen des Lichtes divergirend einfallen lassen.

Es überraschte uns, die Häuser in Repowolo leer zu finden. Man sagte uns, die meisten Ostiaken wären auf dem Fischfange und die Weiber in einer Schenke beisammen. Wir gingen dahin; sie war düster und kaum zehn Schritte lang; ein europäischer Russe, wahrscheinlich ein ehemaliger Verbannter, saß an dem Schenktische und verkaufte an ein Duzzend Frauen Branntwein, der bereits seine Wirkungen hervorbrachte. Sie sprachen mit großer Lebendigkeit; ihre Stimme war sanft; sie umarmten sehr liebevoll einen Russen, der mit ihnen eingetreten war. Sie waren nur mit der Art Hemd bekleidet, das sie im Sommer tragen und das von Brennnesselzeug ist. Dieses Kleidungsstück wird am Halse und auf der Brust mit einer schwarzen Stickerei verziert.

Sie hatten das Wenige, was sie besaßen, ausgegeben, um sich ihr Lieblingsgetränk zu verschaffen; aber die Trinklust war noch nicht gestillt; mein Versprechen, noch einmal zu bezahlen, wurde dankbar angenommen, und sie bemüheten sich, sich meiner Freigebigkeit würdig zu beweisen, indem sie zeigten, daß sie Christinnen wären; bei jedem neuen Glase traten sie an uns und machten, ehe sie es austranken, auf sehr komische Art das Zeichen des Kreuzes.

Man verstand hier kein Wort Russisch; um nicht stumm unter diesen Frauen zu bleiben, sagte ich die ersten Verse eines ostiakischen Liedes her, das ich vor kurzem gelernt hatte. Sie wurden mit ungemeiner Freude aufgenommen, gingen von Mund zu Munde, und das Lied wurde in Chor zu Ende gesungen.

Der alte Russe, der uns als Führer diente, sagte uns, die Ostiaken von Repolowo begönnen jede neue Fischzeit mit einem Trunk wie heute und mit einem Opfer. Ehe sie aufbrächen, schlachteten sie ein Hausthier; hier müßten sie es kaufen, wenn es ein Rennthier sey; bisweilen ersetzten sie dasselbe durch ein Pferd oder eine Kuh, und mit dem Blute des Opfers rieben sie sich das Gesicht; das Opfer werde übrigens nicht auf einem besondern Altare vollbracht. Trotz dieser Anhänglichkeit an die Gebräuche ihres ehemaligen Glaubens, gehen die Ostiaken einmal im Jahre, zu Weihnachten, in die Kirche. Vielleicht werden sie dort nicht eben erbauet, da der alte Russe sich bitter über die Priester in der Nähe beschwerte, die an den Festtagen oft so betrunken wären, daß sie gar keine Kirche halten könnten und die Gläubigen umsonst gekommen wären.

In dem Lande zwischen Repolowo und Samarowo, die 80 Werst auseinander liegen, zeigen sich die Renn- und Elennthiere nur im Frühjahre; sie kommen aus dem Norden und ohne Zweifel werden sie durch das neue Grün der Birken und andern Bäume derselben Art angelockt, welche man längs dem Irtisch und in den tiefen Schluchten an dessen rechtem Ufer sieht.

Am 27. waren wir in Samarowo; es ist dies der am besten gelegene Ort, den wir seit Tobolsk getroffen, am rechten Ufer des Irtisch nahe an dem Zusammenflusse mit dem Ob. Die Häuser sind malerisch über einen wellenförmigen Boden verstreut, der in N. und NO. von großen Bergen umgeben und in W. von dem Flusse begrenzt ist. Mitten in dem Orte führen hölzerne Stufen über eine Schlucht, die eben damals mit Schnee gefüllt war, im Sommer aber durch die Samarowka bewässert wird, die in den weit in O. liegenden Bergen entspringt. (Taf. 1. Abbild.)

Ein großes hölzernes Gebäude mitten im Orte ist das Magazin, worin man die Vorräthe von Mehl und Salz aufbewahrt, von welchen die Beamten und Kosaken im Kreise Beresow erhalten, der sich in S. bis nach Samarowo hinzieht.

An dem westlichen Abhange des nördlichen Hügels sieht man eine hölzerne Kirche; der lehmige und steile Boden, auf dem sie steht, stürzt oft nach der Schlucht hin zusammen und das Gebäude muß bald nachfallen. Es waren Backsteine in der Ebene aufgestellt, mit denen man eine neue Kirche bauen wollte. Die bewaldete Fläche des Hügels ist hier so hoch wie in Tobolsk, und man bemerkt, daß weiter nach N. die Hochebene durch ein großes Thal unterbrochen wird. Der Abhang der Berge nach N. zieht sich von den Ufern des Irtisch sehr weit nach O.; dann nach N. weiter trifft man das Thal des Ob, das 10 Werst breit ist; und erst bei dem Zusammenflusse mit diesem erhebt sich eine Hügelkette parallel mit jener von Samarowo.

Zum erstenmale seit unserm Aufbruche vom Ural sah ich Steinblöcke am Fuße des Hügels, um welchen der Irtisch strömt; es war Hornblende; sie hatten nur zwei bis drei Cubikfuß und man bemerkte sie nur bis zu der Höhe, welche das Wasser bei dem höchsten Stande erreicht; wahrscheinlich kommen sie eher von dem Ural als von dem Altai, wie es die Art des Gesteines beweist. Da man keine ähnlichen Blöcke in Tobolsk findet, das weiter nach S. liegt, so ergiebt sich daraus, daß die Stützen des Urals hier dem Irtisch näher sind als in Tobolsk.

Die vortheilhafte Lage dieses Ortes war durch die Ostiaken nicht vernachlässigt. Als die Russen zu Ende des 16. Jahrh. von Tobolsk nach Norden vorrückten, fanden sie an dem Ausgange der beiden Thäler ein sehr blühendes Ostiakendorf unter dem Häuptling Samor, der dem tatarischen Fürsten zinsbar war. Die Verhältnisse zwischen den Europäern und den Ostiaken waren sehr freundschaftlich, und die letztern blieben die zahlreichsten bis 1650. Dann baten sie selbst, man möge doch mehr Europäer kommen lassen, damit sie die Pferde pflegten, die für die Posten unterhalten werden mußten. Die Nachkommen dieser Russen erkannten dankbar alle Vortheile dieses Ortes an. Die Hügel, welche einen so angenehmen Anblick gewähren, geben reines Wasser, schützen vor den Nordwinden und liefern treffliches Bauholz. Die Jagd auf Eichhörnchen und Füchse, auf Renn- und Elennthiere, und endlich die Fischerei sind sehr ergiebig. Die Schifffahrt im Sommer, der Gebrauch der Schlitten im Winter erleichtern die Communication.

Ist man über den Irtisch, so gelangt man bald nach Bietogorie am Ob, der in zwei Arme getheilt ist und schon nach N. fließt. Dieser Ort wird von russischen Fuhrleuten und Fischern bewohnt. In Jelisarowo überraschte mich der Anblick des Hauses eines reichen Bauers, der uns nach der Gewohnheit einlud, uns bei ihm zu wärmen. Es war zwei Stockwerk hoch, höher also als die Häuser gewöhnlich in den russischen Städten sind, und die Treppe befand sich in dem Gebäude; alles zeugte von Ordnung und Reinlichkeit; in den Fenstern befanden sich große Glasscheiben und man sah sie nicht besser bei den reichen Leuten in Tobolsk. Der Besitzer schien mit seinem Schicksale zufrieden zu seyn und dankte der Vorsehung dafür. Er verdankt seinen Wohlstand der Fischerei; die Nähe der Hauptstadt gewährt ihm einen sichern Absatz, und doch ist sie im Winter 460, im Sommer 560 Werst entfernt, woraus man abnehmen kann, daß die Sibirier, die reiselustig sind, von der Nähe andere Vorstellungen haben als die Europäer. Es fehlt in Jetisarowo nicht an kräftigen Pferden, man hat aber noch keinen Versuch mit der Bebauung des Landes gemacht, weil dieselbe der Hauptbeschäftigung Arme entziehen könnte.

Wir reisten Tag und Nacht; den 28. mit Sonnenaufgang waren wir in Keweschinsk, einem Orte mit fünf Hütten oder Jurten, ganz nach Art der Ostiaken; sie haben platte Dächer, sind dick mit Erde belegt, viereckig von Gestalt, einen Schritt über dem Boden erhaben und ohne Ordnung an dem östlichen Abhange einer großen Insel des Ob verstreut. Die dichten Birken, welche zwischen diesen Hütten wachsen, müssen dem Ort ein freundliches Aussehen geben; er war auch der erste, wo wir Hunde blos des Ziehens wegen halten sahen. Sie kommen den Fremden in Schaaren eine kleine Strecke von den Hütten wie aus Neugierde, nicht aus Feindschaft, entgegen und ohne zu bellen. Alle waren von der Größe eines europäischen Wachtelhundes, aber schlanker und magerer, meist weiß mit schwarzen sehr spitzigen gerade stehenden Ohren. Sie haben einen langen dünnen Kopf und eine sehr dicke Schnauze wie die Wölfe, kurzes Haar am ganzen Leibe und einen langen sehr zottigen Schwanz, den sie horizontal und am Ende umgeschlagen tragen. Ihre Bewegungen sind anmuthig und verrathen viel Geschmeidigkeit.

Zwei Brüder lebten mit ihren zahlreichen Familien in der Hütte, in welcher wir ausruhten. Die Thüre dieser Jurten ist niedrig und das Innere in die Erde ausgegraben; dem Eingange gegenüber befindet sich

der Herd auf einer Erhöhung; ein eiserner Kessel ist in dieselbe eingesenkt und das nothwendige Feuer wird weiter unten angemacht als jenes, an welchem man sich wärmt. Dieser fast vier Fuß große Herd erreicht beinahe die Holzwand der Hütte, die vor der Flamme durch eine 1 Fuß dicke Lehmschicht geschützt wird; eine Röhre für den Rauch steigt an der Seite des Kessels perpendiculär bis an das Dach, hat ziemlich anderthalb Fuß im Durchmesser und erweitert sich bis zu 3 Fuß unmittelbar über dem Feuer. Längs an den andern Wänden der Stube hin läuft ein etwas über den Boden erhöhter und sechs Fuß breiter Raum; da schläft man in der Nacht und arbeitet am Tage. Die Faulen setzen sich auf 1 Fuß hohe Schemel an den Herd, und dahin weist man auch die halb erfrorenen Reisenden.

Die Frauen und Kinder saßen auf der Erhöhung, welche an der Jurte herumläuft; Seitenwände, die bis an das Dach reichten, theilten diese in mehrere Gemächer, die nach der Mitte zu offen sind und durch das Feuer des Herdes erwärmt werden.

Verschiedene Geräthe und Kleidungsstücke verriethen, daß die Bewohner Jäger und Fischer waren, und wirklich dient die sehr bewaldete Gegend vielen pelzreichen Thieren zum Aufenthalte. Deshalb haben auch diese Ostiaken keine große Mühe, sich die beiden Zobel zu verschaffen, die jede Familie der russischen Regierung als jasak oder jährlichen Tribut zu liefern gehalten ist. Unser Wirth zeigte uns eines dieser Felle, das er diesen Winter erlangt hatte; es befand sich in einem hölzernen Kästchen, und er hielt es wie einen kostbaren Schatz in einem Winkel der Jurte versteckt. Eine helle fast gelbe Farbe verminderte den Werth dieses Felles; man sagte uns, daß der Aufenthalt des Thieres in einem dichten Walde die Ursache davon sey. Im Allgemeinen war man dieses Jahr wegen der Jagd sehr besorgt, weil ein Brand in dem Walde die Zobel von Kewaschinsk vertrieben hatte. Solche Vorfälle sind hier an den Ufern des Ob nicht selten; man hat oft in einem Sommer eine Strecke von 100 Werst, die mit herrlichen immergrünen Bäumen, der Zierde und dem Reichthume der Gegend, bedeckt war, abbrennen sehen. Die Russen schreiben diese Unfälle einzig dem Blitze und dem Aneinanderreiben der Bäume zu, die von dem Winde an einander getrieben werden; häufiger aber dürften sie durch die von den Jägern angezündeten Feuer veranlaßt werden. Die Hand des Menschen, welcher das Unglück anstiftete, vermag die schnelle Verbreitung nicht zu hindern, und man kann diese Wohlthat nur von einem starken Regenguß erwarten. Der Verlust, den das Land erleidet, ist unersetzlich; die majestätischen Bäume, welche eine Beute der Flammen wurden, werden nur durch Birken und Espen ersetzt, die früher durch ihre stärkern Nachbarn erdrückt wurden. Obgleich die Vernichtung immer weiter schreitet, so ist doch die Menge der noch unberührten Wälder gar zu groß, daß man nicht fürchten kann, sie ganz verschwinden zu sehen. Weit mehr muß man die traurigen Wirkungen des Branntweins auf die eingeborenen Völker fürchten, obgleich die Regierung weise Maßregeln gegen ein so beklagenswerthes Resultat getroffen hat. Die Gierigkeit dieser rohen Menschen nach dem Getränke, das ihnen so verderblich ist, spottet den weisesten und menschenfreundlichsten Verordnungen.

Man sagte uns hier, daß die gemeinsten Thiere in den benachbarten Wäldern das Eichhörnchen und der Hermelin seyen, im Frühjahre die Rennthiere, und das ganze Jahr hindurch verschiedene Arten Füchse, der Vielfraß und das Elenn. Man bestätigte, was man in Europa erzählt, daß der Vielfraß auf einen Baum steige, von da auf den Rücken des Elenns springe und dasselbe so lange beiße, bis er es todt gemacht. Doch hatte Niemand die Sache mit angesehen, und Jedermann sagte: „die Alten haben es erzählt."

Diese ostiakischen Jäger zeichnen sich vortheilhaft von den Fischern durch gute Röcke von Rennthierfellen aus. Erst wenn man über die südliche Grenze des Landes gekommen ist, wo dieses Thier zum Hausthier geworden, sieht man Winteranzüge aus seinem Felle in allgemeinem Gebrauche. Wer Röcke von Brennnesselfaden und Fischhaut hat, zieht dieselben darüber. Die gewöhnlichen Waffen zur Jagd sind sechs Fuß lange Bogen; die Hälfte ist von Birkenholz und biegsam, die andere von Fichtenholz und steifer. Diese beiden Hölzer sind so glatt polirt und so gleichförmig gelb bemalt, daß man die Verbindungsstelle durchaus nicht bemerkt. Die Pfeile sind vier Fuß lang, von hartem Holze und mit zwei Reihen kleiner Federn am untern Ende versehen, das man auf die Sehne stützt; ihre Spitze ist bald keilförmig, doppelt, stark und stumpf, bald mit einem starken Blechstücke versehen, das einer Lanzenspitze gleicht und leicht weggenommen werden kann. Für die Zobel und Eichhörnchen bedient man sich nur des stumpfen Pfeiles, um das Fell nicht zu beschädigen; man sagt, die Haut keines Thieres dieser Gegend könne diesem Pfeile widerstehen. Es gehört nicht nur viel Uebung und Kraft dazu, diesen Bogen zu spannen, sondern man muß auch den linken Vorderarm vor der Berührung der Sehne zu schützen wissen, wenn sie den Pfeil fortschnellt.

Ich war sehr überrascht, als man mich versicherte, alle Bogen, die man mir zeigte, wären in Kasuimskin gemacht und würden im Winter von dort gebracht. Ein Bogen mit allem, was dazu gehört, wird mit gedörrten Fischen und russischen Waaren bezahlt, deren Werth man auf 2 Rubel anschlagen kann.

Unser Wirth in Kewaschinsk verschaffte uns das Vergnügen einer Schlittenfahrt mit Hunden. Dies Fuhrwerk ist außerordentlich einfach, anderthalb Fuß hoch, eben so breit und drei Fuß lang; die Kufen werden durch Querstangen zusammengehalten und tragen an ihren Endpunkten zwei andere Holzstücke, auf die man Breter gelegt hat; auf diese kauert sich der Reisende, den Körper nach vorn gebeugt, und stützt sich auf die Elnbogen, während die Füße auf einer Kufe ruhen. Das Gespann ist durch ein bogenförmiges Holzstück an das vordere Ende des Schlittens befestigt.

Die Hunde näherten sich mit Widerwillen ihrem Herrn, gehorchten jedoch sogleich seiner Stimme. Man ergriff einen, steckte seine beiden Hinterbeine in eine Art Pelzfutteral, das man über den Rücken hinzog, bis es ihm den Leib bis an den Bauch und die Schenkel bedeckte; an den untern Theil dieses Gürtels ist ein Oehr angenäht, in welches man das Ende eines zwei Fuß langen Riemens steckt, der an dem andern Ende an den Schlitten befestigt wird; diese Riemen sind fast horizontal gelegt und die Hunde ziehen also mit ihren Oberschenkeln. Einmal angeschirrt, konnten die unserigen die Abfahrt kaum erwarten und bellten fortwährend, worin alle Hunde im Orte einstimmten. Auf den Ruf: puir, puir! brachen sie auf, ohne das Bellen einzustellen; fingen in Galopp an und gingen dann in fortwährendem Trabe fort, gehorchten pünktlich der Anleitung, die ihnen hinten auf dem Schlitten der Ostiake durch die Worte: till till (rechts) und but till (links) gab, und blieben auf den Ruf: tzaa, stehen.

Die Schneeschuhe dieser Ostiaken gleichen denen, welcher man sich in dem europäischen Rußland bedient. Jeder Fuß wird in die Mitte eines fünf bis sechs Fuß langen und sechs Zoll breiten, leicht nach der Erde zu gekrümmten Bretes gestellt, welches an jedem Ende spitz ausläuft; beim Gehen muß man die beiden Füße in einer ganz parallelen Richtung halten, damit die Breterenden sich nicht berühren, was den Gehenden zum Falle bringen würde.

Mehrere Männer in Kewaschinsk ließen ihr Haar in zwei Flechten hinten hinunterhängen. Im Allgemeinen waren die Bewohner dieser Jurte groß, schlank und sehr reinlich in ihrem Anzuge; aber die Familie unsers Wirthes, und fast alle Ostiaken, die ihn besuchten, hatten thränende und sehr entzündete Augen.

In dem Dorfe Sosnowische waren die Bewohner ärmliche Zwerge im Vergleich mit denen von Kewaschinsk. In der Mitte des Dörfchens stand ein Baum ohne Zweige und ohne Rinde, gleich dem Maste eines Schiffes; die vier Balken oben waren mit Schnitzereien geziert. Auf unsere Fragen über die Bestimmung dieses Gegenstandes antwortete man uns, es sey eine Zierde. Vielleicht ist die Ursache der Aufrichtung dieses Baumes nicht mehr bekannt. Dieses Dorf Sosnowische ist von einem Walde

von Fichten, Lärchen ꝛc. umgeben, die 60 bis 80 Fuß hoch werden und nur ganz oben an der Spitze Zweige haben. Wir nahmen wieder Pferde in Sosnowische und ich sah mit Vergnügen einen merkwürdigen Beweis von ihrem Instincte: der gefrorene Fluß zeigte häufig Querrisse in dem Eise, auf welche man stets durch den Gang der Vorderpferde aufmerksam gemacht wurde; sie gingen mit einemmale langsam und bedächtig, schritten vorsichtig darüber und versuchten erst mit den Beinen die Festigkeit des Eises.

Zwischen Attuimsk und Kudinsk giebt es am rechten Ufer des Flusses eine anderthalbe Werst lange und funfzig Schritte breite Strecke, wo das Wasser niemals gefriert. Die Ostiaken schreiben dies einer Quelle zu, welche an dieser Stelle herauskommt. Etwas weiter hin bemerkte ich eine ähnliche Quelle. Die Ostiaken boten uns zum Trinken sehr reines Wasser und ich fragte, woher sie dasselbe erhielten; sie führten uns darauf nach einer sehr starken Quelle, deren Existenz man in einem so tief erkalteten Lande nicht ahnen sollte. Dichtes Erlengebüsch bezeichnete den Lauf des Flusses. Wir folgten ihm noch etwa 30 Schritt weiter und fanden mehrere Löcher in dem Eise, um Wasser aus dem Flusse holen zu können. Die Temperatur der Luft war in diesem Augenblicke 6° unter Null und das nicht gefrierende Wasser stand auf 9° über Null.

Kapitel VI.

Sibirien. — Beresow. — Versuch, Getreide anzubauen. — Handel der Ostiaken. — Russische Verbannte.

Am 1. Novbr. um ein Uhr nach Mitternacht erwachte ich in Beresow vor einem hölzernen Hause nach russischer Bauart. In dieser Jahreszeit kommt selten Jemand von Tobolsk hierher; erst im Februar ziehen die Kaufleute durch, um sich weiter zu den Samojeden zu begeben.

Beresow liegt westlich am westlichen Arme des Ob, am linken sehr steilen Ufer der Soswa, die 29 Werst weiter unten sich mit diesem Arme vereinigt, und am rechten der Wogulka, welche sich 3 Werst von der Stadt in die erstere ergießt.

Beim ersten Anblicke entspricht das Ganze dieser Stadt der Idee, welche man sich von den letzten menschlichen Wohnungen nach Norden hin macht. Nach meiner Bestimmung der geographischen Lage dieses Ortes sollte die Sonne um 9 Uhr 39 M. aufgehen und um Mittag sich 4° 18′ unter dem Horizonte befinden; da aber der Himmel fortwährend bedeckt war, so unterschied sich der Tag nicht von der Dämmerung.

Die hölzernen Häuser sind sorgfältig von sehr dicken Balken erbaut, und man gelangt gewöhnlich auf Stufen zu ihnen; durch Breterwände sind sie mit den niedrigern Bädern und mit den Vorrathskammern vereinigt; leere Räume trennen sie oft von einander, alle aber stehen in einer Linie an den Straßen, die theils nach N. nach einer von der Wogulka bespülten Ebene, theils nach O. nach dem steilen Ufer der Soswa laufen. Der Name dieses Flusses (von soswa, Fichte) wurde ihm mit Recht gegeben, weil seine Ufer einen herrlichen Wald solcher Bäume gewähren. Der Name der Stadt, den früher eine große Schmelzhütte des Ural führte, kommt von dem Worte bereza (Birke).

Jenseits der Soswa bemerkte man bis an den Horizont eine ununterbrochene Ebene von Schnee und Eis, in welcher im Frühjahre die Gewässer dieses Flusses sich mit denen des westlichen Armes des Ob verbinden und einen 50 Werst breiten Raum überschwemmen. Eine Grabesstille herrschte in den düstern Straßen der Stadt, und nur die Rauchsäulen, welche sich aus den Schornsteinen erhoben, verriethen, daß dieser Ort von lebenden Wesen bewohnt sey. Ostiaken, die auf von Hunden gezogene Schlitten aus S. kamen, wendeten sich in der Mitte der Stadt nach den westlichen Häusern, wo die Kosaken wohnen. (Taf. 1. Abbild.)

Unrecht würde man aber thun, wollte man nach diesem öden Aeußern annehmen, das Innere dieser im Schnee vergrabenen Häuser sey in einen lethargischen Schlaf versunken. Sobald man eintritt, erkennt man, daß sie durch Heiterkeit und Thätigkeit belebt werden. Nach dem alten russischen Gebrauche gehört die Sorge, Fremde zu unterhalten, einer einzigen Familie nicht allein; in den fünf Tagen, die wir hier blieben, wurden wir abwechselnd als Gäste in fünf verschiedenen Häusern aufgenommen. Die freundschaftlichen und und heitern Gesellschaften verlängerten sich bis nach Mitternacht. Auch sah ich mit Zufriedenheit, daß die Wissenschaften den Menschen, die sich gegen uns so wohlwollend zeigten, nicht gleichgiltig wären. Nirgends hatte man so viel Interesse an dem Zwecke unserer Reise genommen, so daß ich nach meinen Beobachtungen über die Geographie und den Magnetismus auch genaue Nachrichten über das Clima, die Thiere und die ersten Einwohner dieses Bezirkes sammeln konnte.

Es kamen mehrere günstige Umstände zusammen, um den Bewohnern von Beresow die Eigenschaften zu geben, welche sie besitzen. Die Nothwendigkeit eines fortwährenden Kampfes mit einem strengen Clima hat bei ihnen, wie bei allen in den entlegensten Gegenden Sibiriens, den Unternehmungsgeist und eine Vorliebe für kühne Speculationen geweckt. Dann war der Aufenthalt der russischen Schiffer im Winter in Beresow, wenn sie sich von dem Eismeere her dahin flüchten mußten, nicht ohne Einfluß auf die Verbreitung verschiedener Kenntnisse, und endlich hat sich seit zweihundert Jahren das Blut mehrerer Männer von großem Verdienste mit dem der Einwohner dieses Ortes vermischt; denn die Blüte des Hofes und der Armee der Czaren ist unter dem Schnee von Beresow begraben, und die Priester, die Kaufleute und die Kosaken dieser Stadt erbten geistige Fähigkeiten entweder von ihren Vorfahren, den Kriegern und europäischen Bürgern, oder von ihren ostiakischen Müttern, deren Sprache sie beibehalten haben.

Man spricht hier noch von Menzikoff, von Dolgorucki, von Ostermann, berühmten Verbannten, welche hier ihre Laufbahn endigten, und ein Fremder kann viele merkwürdige Einzelnheiten von ihnen hören. Man weiß von der örtlichen Sage, daß Menzikoff mit eigenen Händen an der hölzernen Kirche mit gearbeitet hat, die jetzt zerfällt und an dem steilen Ufer der Soswa steht; daß er in dieser Kirche das Amt des Glockentreters bekleidete und an der Thüre derselben begraben ist. Im Jahre 1821 stellte man Nachgrabungen an dieser Stelle an und fand den Sarg jenes Günstlings Peters I. in einer Rinde gefrorener Erde; der Körper und alles um denselben war vollkommen erhalten und man nahm mehrere Kleidungsstücke davon, welche seiner Familie geschickt wurden.

Der Protopope von Beresow, ein sehr unterrichteter Mann, war überzeugt, daß im Sommer die Wärme nur eine dünne Schicht der Erdfläche aufthaut und alles darunter gefroren bleibt. Ueberdies versicherte er mich, daß es in der Nähe der Stadt Quellen gebe, die, wie die früher erwähnten, auch im Winter nicht gefrieren. Um die Schwierigkeit dieser beiden entgegengesetzten Behauptungen zu lösen, entschloß ich mich, in den Boden graben zu lassen und einen Thermometer in eine Tiefe von vierzig Fuß zu bringen. Nach dem Rathe der Arbeiter unternahm ich dies an dem Nordende der Stadt vor der größten der beiden Kirchen ganz nahe am Gottesacker, 56½ F. über dem Spiegel der Wogulka.

Ich machte einen Ausflug nach der Mündung der Wogulka, um dort die öden Magazine zu sehen, wo man das Mehl und Salz für die Bewohner von Beresow und die Ostiaken aufbewahrt. Ich bediente mich dazu der Rennthiere und des Schlittens der Ostiaken, die angekommen waren. In Beresow kann man diese Thiere nicht haben; die, welche aus dem Norden dahin kommen, können nur einige Stunden daselbst bleiben, weil sie sich nur von frischen Gewächsen nähren wollen; sie bleiben deshalb bei ihrer Ankunft hier angeschirrt und warten geduldig in den Höfen oder auf den Straßen auf die Abreise ihrer Herren.

In dem Walde an der Mündung der Wogulka sah ich viele Stellen, die vor dem Schnee geschützt waren, noch mit Pflanzen bedeckt; der feuchte Boden gewährte einen grünen Teppich, und ich verstand nun besser, was man mir von der Schnelligkeit gesagt hatte, mit welcher im Frühjahre das Grün auf den Schnee folgt.

In der Nacht vom 1. zum 2. Decbr. zeigte sich ein sehr schönes Nordlicht, das fast bis zum Sonnenaufgange stand. Alle Bewohner versicherten, diese Erscheinung verkündige die Rückkehr der gewöhnlichen Kälte. Wirklich war vom 12. bis 22. Novbr. die mittlere Temperatur 15° unter Null gewesen; sie hatte zwischen 13 und 24° geschwankt. Den 22. erhob sich der Südwind und zehn Tage lang zeigte der Thermometer nur 2° unter Null. Den 2. Decbr. setzte der Wind nach NW. um und schon am Mittag betrug die Kälte 10°, am Abend 15 und an den folgenden Tagen 23° unter Null.

Das Resultat meiner Beobachtungen über die Wärme der Erde in Beresow brachte mich auf den Gedanken, daß das Clima dieses Ortes dem Anbaue jährlicher Gewächse nicht ungünstiger sey als das von Tobolsk; der Haupthandelsmann des Ortes allein vertheidigte meine Meinung. Er war der erste, welcher seit einigen Jahren versucht hatte, Getreide anzubauen, und seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt worden. Man zeigte uns hier erbaute und von außen eingeführte Gerste und Roggen. Man hatte die Vorsicht gebraucht, sie von Archangel, Abo und Torneo kommen zu lassen. Die Gerste ist immer sehr wohl gerathen und im vorigen Jahre hatte man zwanzigfältig geerndtet; der Roggen hatte weit weniger getragen und man schrieb die Ursache einem Nordwinde zu, der, wenn auch das Wetter warm war, in der Nacht vom 11. zum 12. Sept. geweht und kurz vor der Ernte die Felder mit einer vier Linien dicken Schneeschicht bedeckt hatte.

Der fernere Erfolg dieses Versuches würde für die Russen von Beresow sehr wichtig seyn, nicht blos wegen ihres Lebensunterhaltes, sondern auch, weil Getreide und Mehl als Geld oder Werthzeichen in dem Handel mit den Ostiaken und Samojeden gebraucht werden. Man bezieht diese Waaren aus dem südlichen Theile der Gouvernements Tobolsk und Tomsk, und berechnet, daß dem Privathandel jährlich 16,000 Pud Mehl, 4000 Pud Brod, die Krone dagegen 9000 Pud Mehl nach Obdorsk schickt. Dieser Handel ist für die Kaufleute in Beresow sehr einträglich. Ihre Magazine strotzten von Rennthierfellen, die er ihnen verschafft hatte und die sie in alle Städte des Gouvernements schicken, von wo sie sich weiter verbreiten; sie sind sehr gesucht, indem sie die besten Winteranzüge geben.

In den Höfen sieht man auch eine ansehnliche Menge dieser Felle in der Luft zum Trocknen aufgehangen. Diese rühren von den Rennthieren her, welche die Kaufleute in allen Jahreszeiten von den Eigenthümern von Heerden in der Nähe als Tausch erhalten; sie schlachten dieselben, denn sie geben ihnen das Kochfleisch, und verkaufen einen Theil davon an die andern Russen. Die Bewohner der südlichen Hälfte des Gouvernements Tobolsk beziehen mehr Vieh von den Kirgiesen als sie selbst ziehen, so daß der Ankauf der Rennthiere von den Ostiaken für die Russen in Beresow sehr gewinnreich ist.

Seit der Einführung der russischen Gewohnheiten in diesen entlegenen Gegenden, sind die Rennthierheerden in den nördlichsten Bezirken nicht mehr so zahlreich, als die der Steppenschafe aus dem südlichen Sibirien; nichts destoweniger ist der Preis des Fleisches noch immer sehr niedrig, denn ein ausgewachsenes Rennthier kommt nur auf sechs bis acht Rubel zu stehen, und Jeder kann soviel Fleisch statt des Fisches essen, als die griechische Kirche nur immer erlaubt. Die russischen Priester haben das Rennthier nicht blos zu einem sehr reinen, sondern auch zur Nahrung ganz geeigneten Thiere erklärt.

In diesem Augenblicke sah man auf allen Tischen in Beresow eine Menge frischen Rennthierfleisches; man weiß es auf alle Arten zuzurichten und zu braten; besonders gesucht sind die Zungen, theils frisch, theils in den Jurten der Ostiaken geräuchert.

Unter den Thieren, welche hier den Pelzhandel beleben, ist das gemeinste und erwähnenswertheste der blaue Fuchs. Die Kaufleute unterscheiden mehrere Arten, deren Werth verschieden ist. Einen noch höhern Werth geben sie den Fellen des gewöhnlichen Fuchses, aber derselbe ist nach der Farbe verschieden; die schwarzen sind die theuersten; man schätzt das Stück auf 50 Rubel oder 5 iasak, besonders wenn die Spitze der Haare weiß ist.

Auch den Biber muß ich erwähnen, den man häufig in mehreren Beiflüssen des Ob findet; ich sah Biberfelle, die sehr schön und sehr glänzend waren; man sagte mir mit Recht, daß sie denen der Biber von Kamtschatka nicht gleich kämen, aber darunter meint man hier die Seeotter. Man verfolgt den Biber weniger wegen seines Pelzes, als wegen des Bibergeils, das sich in zwei Säcken in der Gegend des Afters befindet und dessen man sich bekanntlich in der Medicin bedient. Im vorigen Jahre wurde ein Pfund dieses Stoffes mit 500 Rubel bezahlt.

Die Gewohnheiten der Kaufleute in Beresow haben mehrere merkwürdige Eigenthümlichkeiten. In ihren Häusern nöthigen sie die Fremden, Platz unter dem obras zu nehmen, d. h. dem den Heiligenbildern geweiheten, mit Votivkerzen und allen Arten kostbaren Gegenständen geschmückten Platze. Uebrigens ist das Gemach der Wirthe ganz leer; in den anstoßenden Gemächern aber bewahrt man Wein und andere aus dem Auslande angekommene Waaren auf, sowie Seltenheiten, welche bei den Fremden die Tauschlust wecken. Die Magazine sind nur für Rennthierfelle und andere sehr häufige Waaren bestimmt; die minder gemeinen hat der Kaufmann im Hause wie auf der Reise bei sich; man sieht Felle von wilden Thieren aller Art mitten unter Waffen für die Russen und Ostiaken; Ballen Thee und Mammuthzähne, russische Kleidungsstücke, Kessel, Branntwein und Madeira, Bibergeilsäcke und Nähnadeln, Früchte aus der Bucharei, Pelze der Samojeden, Tabak und eine Menge anderer Gegenstände. Im Europa würde man den Inhalt einer solchen Kammer mit der Sammlung eines unserer Alterthumsforscher oder noch besser mit der Niederlage einer wandernden Schauspielertruppe vergleichen, denn die Frauen fügen zu jenem Allerhand auch noch ihre Kleidungsstücke und Wirthschaftsgeräthe, weil sie die hintern Räume ausschließlich bewohnen. Von den Tataren belehrt, gewöhnen die russischen Kaufleute ihre Frauen an ein eingezogenes, einsames Leben, damit sie sich in der Abwesenheit ihrer Männer vor den Blicken der Fremden verbergen. Die Folge davon könnte hier wohl wie überall den Erwartungen nicht entsprechen; in jedem Falle finden die Frauen eine Entschädigung in den um sie her aufgehäuften Schätzen, und sie können dieselben als ihr Eigenthum benutzen, bis sich zufällig ein Käufer findet oder eine neue Reise unternommen wird. Was Homer von den tyrischen Kaufleuten seiner Zeit sagt, paßt vollkommen auf die Mäkler von Beresow; sie sind bei ihren Winterwanderungen an den Küsten des Eismeeres vielfachen Gefahren ausgesetzt, und bringen als Gewinn allerlei kostbare Dinge zurück, weil sie durch schlaue und geschickte Worte die gutmüthigen Völker zu gewinnen und sich der Reichthümer derselben zu bemächtigen wissen.

Die Bewohner der südlichen Länder Asiens haben einen Theil des Monopols behalten, das sie zur Zeit der Nachkommen Dschengis Khans ausübten, weil aus einer Entfernung von 1000 Werst alle Jahre Tataren aus der Gegend von Tobolsk nach Beresow mit verschiedenen Waaren kommen. Ich wohnte mit einem dieser Fremden in einem und demselben Hause; er lebte nach den Vorschriften des Korans einfach und mäßig.

Das Wildpret aller Art, das sich in Tobolsk findet, ist auch in Beresow häufig. Im Sommer befriedigen die wilden Enten die Bedürfnisse der Küche; man sammelt auch ihre Eier. Seit einigen Jahren hat man angefangen, Haushühner zu ziehen; man hält dieselben im Winter in der Nähe der Backstuben an einem Orte, den man wöchentlich zweimal heizt.

Die Russen theilen die Ostiaken in zwei Familien, die Werkowie und die Nizowie, d. h. die obern und die untern, je nach ihrem Aufenthalte längs des Ob in Hinsicht auf Beresow. Später bemerkte ich, daß dieser Unterschied gegründet ist und die beiden Familien sich von einander durch die Sprache, wenn auch nur allmälig, unterscheiden; übrigens giebt auch die Kleidung ein sicheres Mittel, sie nicht mit einander zu verwechseln. Erst in Beresow werden die Rennthierpelze allgemein; im S. dieser Stadt sind sie sehr häufig durch Blousen von Brennnesselzeug

oder von Fischhäuten ersetzt, wenn auch die Form dieser Kleidungsstücke überall dieselbe ist.

Erst zieht man die kurzen Hosen von gegerbtem Rennthierfell an; sie reichen von den Hüften bis an die Knie; dann bedeckt man die Beine mit kurzen Strümpfen (tschiji), welche bis über die Knie gehen, wo sie durch Riemen befestigt werden; sie sind von peschaki oder außerordentlich weichen Fellen junger Rennthiere mit dem Haar nach innen. Darüber zieht man lange Stiefeln (pimi) von stärkerem Fell, das Haar nach außen. Sie werden von den Beinenfell der Rennthiere gemacht und in Streifen abgeschnitten, die man dann zusammennäht. Als Sohlen nimmt man die festesten Theile der Haut. Streifen rother Wolle werden längs dem Stiefel aufgenähet, um die einzelnen Stücke desselben zusammenzuhalten. Die malitsa oder das Hemd ist eng und hat Aermel; es reicht kaum bis an die Hälfte der Lende, hat oben eine Oeffnung zum Durchstecken des Kopfes, ist vorn und hinten zu und gewöhnlich von Rennthierfell, mit dem Haar nach innen gemacht; unten an dem Aermel ist ein Handschuh mit dem Haar nach außen angenäht; eine Längenspalte an der innern Handfläche des Handschuhs erlaubt die Finger durchzustecken, wenn man Lust dazu hat. Ueber die malitsa zieht man die parka, welche einer Blouse gleicht. Will man lange im Freien bleiben, so nimmt man statt der parka den gous, der eine Kapuze hat; auf der Reise, wenn es sehr kalt ist, zieht man über die malitsa die parka und über diese den gous; an den beiden letztern Kleidungsstücken ist das Haar nach außen gerichtet. Die Kapuze ist mit den spitzigen Ohren des Rennthieres verziert und mit einem Streifen langhaarigen Hundefelles besetzt. Ein so angekleideter Ostiake sieht so ziemlich wie ein Eisbär aus, denn er nimmt zu diesen Kleidern die weißen Theile der Rennthierfelle. Der Anzug wird durch einen Gürtel von der Breite eines Zolles vervollständigt; er hilft die malitsa oben halten, und der leere Raum, den er zwischen der Oberfläche und der Haut läßt, dient dem Ostiaken als Tasche. Der Gürtel ist von Leder und wird von den Russen gekauft. Der Ostiake nähet an das eine Ende eine kleine Kupferplatte mit drei Oehren und an das andere einen Haken von demselben Stoffe. Endlich ziert er denselben mit Metallknöpfen und hängt daran ein Messer mit breiter Klinge und hölzernem Griff in einer ledernen Scheide. (Taf. 1. Abbild.)

Die Frauen sind wie die Männer gekleidet und unterscheiden sich nur durch einen Schleier, mit dem sie den Kopf umhüllen, sobald ein Fremder oder selbst ein Verwandter in die Jurte tritt.

Den Charakter der Ostiaken loben die Russen ohne Rückhalt, wie sie ihre Redlichkeit bewundern. Der Diebstahl ist unter ihnen unbekannt; wenn zufällig ein Kaufmann, der in der Nacht in einer ihrer Jurten bleibt, das Brod nicht wiederfindet, das er mitgebracht hat, so ist es sicherlich von den Hunden verzehrt worden; ein Ostiake bricht nie das gegebene Versprechen. Nichts destoweniger nimmt man gewöhnlich seine Zuflucht zu seltsamen Mitteln, um ein Zeugniß zu bestätigen. Der Richter des Kreises von Beresow erzählte mir, daß in streitigen Fällen zwischen einem Russen und einem Ostiaken ein Bärenkopf in den Gerichtssaal gebracht und dieses Thier, das nach diesem Volke alles weiß, von dem Ostiaken als Zeuge angerufen wird. Dieser will sich, wenn er geschworen hat, von dem Bär verschlingen lassen, im Falle er nicht die Wahrheit gesagt habe.

Man setzt hinzu, dem gegebenen Worte könne man trauen selbst nach dem Tode des Mannes, der sich verpflichtete, denn der Sohn bezahlt willig die Schuld des Vaters; nach mehrern Generationen haben Familien die von einem ihrer verstorbenen Vorfahren eingegangenen Verbindlichkeiten erfüllt, sobald dieselben bewiesen wurden; diese Beweise bestehen in Einschnitten in Holzstücken, welche in den Familien bleiben. Oft zeigt man solche Einschnitte, die vor langer Zeit in Balken der Jurte gemacht waren, und man sah sie als Beweis an, daß das ganze Haus von einem Gläubiger in Anspruch genommen werden könne. Stellt er sich ein, so erhält er, was ihm gebiert, gewiß. Auch Knoten in einer Schnur oder in einem Riemen dienen als Zeichen und gelten einer Uebereinkunft; ich sah dergleichen, ohne ihre Bedeutung zu kennen, in einigen dieser Jurten von Beresow, und hier erfuhr ich, daß sie statt der Rechnungsbücher für die Gespanne dienen, welche sie den russischen Reisenden geliefert haben und für welche sie die Bezahlung in der Stadt holen.

Ich darf auch die verschiedenen Verbannten nicht vergessen, welche mir begegneten; sie waren verurtheilt worden als Theilnehmer an der Bewegung am 14. Decbr. 1825. Die meisten waren wie die Ostiaken gekleidet; an Festtagen tragen aber ein ehemaliger General und ein Capitain europäische Röcke, um die Spur der Orden zu zeigen, mit denen sie decorirt waren. Die Frauen der meisten dieser Unglücklichen sind ihnen in die Wüsten Sibiriens gefolgt, — ein Beispiel der Treue, das in Rußland sehr häufig vorkommt.

Man erzählt im westlichen Europa viele Mährchen von Sibirien, und wiederholt z. B., die Verbannten müßten für Rechnung des Staates Zobel und andere Thiere fangen; aber man sieht Verurtheilte bei Zwangsarbeiten nur in den Minen des Urals und zu Nertschinsk oder in den Hammerwerken und Fabriken der Krone. Mehrere Verbannte, die sich in Beresow befanden, waren bereits ein Jahr in Nertschinsk auf diese Art beschäftigt gewesen. Alle andern russischen Uebelthäter, und das sind die meisten, werden nach Sibirien gebracht, um Ansiedler zu werden; sie gehören zu der Classe der Arbeiter, müssen selbst für ihren Unterhalt sorgen und hören dafür auf, Leibeigene zu seyn. Die politischen Verbrecher, welche in Rußland wie in andern Ländern fast alle einer nicht an Handarbeit gewöhnten Classe angehören, werden nur in die Städte Sibiriens geschickt, damit sie sich dort etabliren, weil es leichter ist, ihnen dort den Unterhalt zu sichern, den ihnen der Staat giebt.

Ich habe es häufig von sehr verständigen Russen als ein schwer zu erklärendes Paradoxon anführen hören, daß die zur Niederlassung in Sibirien verurtheilten Bauern sehr bald und ohne Ausnahme sich durch ein exemplarisches Leben auszeichneten; diese glückliche Veränderung muß aber gewiß der persönlichen Freiheit zugeschrieben werden, deren sie sich erfreuen. Uebrigens halte ich diesen Zwang, sich in Sibirien niederzulassen, statt in einem Gefängnisse zu bleiben, für einen ehrenwerthen Zug der Gesetzgebung des russischen Reichs, weil sich die trefflichsten Wirkungen davon zeigen.

Kapitel VII.

Sibirien. — Rennthiergespann. — Große Kälte. — Obdorsk. — Stets gefrorene Erde. — Insel Waigaz. — Handel mit den Nomoden-Völkern. — Samojeden. — Die Berge Obdoz. — Reise von Suyew an das Eismeer.

Am 8. Decbr. um Mittag bei reinem Himmel und Westwinde zeigte der Thermometer 21° unter Null. Wir mußten hier unsern großen Schlitten lassen, der von Rennthieren nicht gezogen werden konnte. Um 2 Uhr Nachmittags, 14 M. vor Sonnenuntergange, brachen wir auf. Beim zweiten Relai spannte man uns Rennthiere vor. Wir folgten dem linken Ufer des westlichen Armes des Ob, weil es beständig von dichtem Wald bekleidet ist, wo sich die Rennthierbesitzer im Winter aufhalten. Einige unserer Kutscher hielten mitten im Laufe an, um ihre Thiere zu Athem kommen zu lassen, welche dann sogleich mit ihrer Schnauze im Schnee wühlten und zur Kühlung auch etwas in das Maul nahmen. Zu gleicher Zeit zog jeder Ostiake seine Schnupftabaksdose, welche einem Pulverhorne gleicht, schüttete vorsichtig ein wenig von dem kostbaren Pulver auf den Nagel des rechten Daumens und führte ihn dann zur Nase. Diesen Gebrauch haben sie ohne Zweifel von den Chinesen, denn sie nennen wie die meisten Völker des östlichen Sibiriens den Tabak schar, was mogolisch ist. Der Gebrauch zu rauchen ist, soviel wir bis dahin gesehen haben, unter den Ostiaken nicht üblich. Unter den Tabak mischen sie die

gepulverten braunen schwammigen handgroßen Auswüchse an dem Stamme der Birken.

Die hohen und buschigen Wälder, welche bis dahin unsern Weg begrenzt hatten, entsprachen der allgemeinen Meinung nicht, welche man sich gewöhnlich von dem nördlichen Sibirien nach den europäischen Geographen macht. Wir waren nur noch 21 deutsche Meilen oder eine mittlere Tagereise von dem Polarkreise entfernt, und doch umgaben uns noch die Lärchen und Fichten und sahen so schön aus, wie in den Wäldern von Tobolsk. Alles zeigt übrigens, daß die Vegetation in diesen Gegenden nichts von ihrer Kraft verloren hat, da sich 20 Werst in NO. von den Jurten, wo wir in der Nacht Halt machten, eines der Lebensmittelmagazine befindet, von denen ich vorher gesprochen habe; es wird von den Russen und andern Bewohnern Beresows besucht. Die Fruchtbarkeit der malerischen Hügel dieser Gegend, welche von dem Wasser des Flusses bespült werden, ist berühmt; die Bäume zeigen nicht die geringste Spur der Verkümmerung; man baut da Rüben, die sehr groß werden, und andere Küchengewächse.

Auf der nächsten Station sah ich keine Jurten von Balken mehr; die Ostiaken bewohnten zwei pyramidalische Hütten mitten im Walde; sie sind tragbar, heißen tshum und sind aus langen Stangen zusammengesetzt, deren Ende oben verbunden wird, während sich das untere auf die Erde stützt. Darüber breitet man Rennthierfelle; eine oben frei gelassene Oeffnung läßt das Licht herein und den Rauch hinaus; man kriecht durch einen Raum zwischen den Stangen, indem man den untern Theil eines solchen Felles aufhebt.

Ich bemerkte hier zum erstenmale, daß die Ostiakinnen ihre Hände n Linien blauer Punkte tättowirt hatten, welche über die Finger liefen; ich bemerkte auch bei einigen Männern solche Zeichen an verschiedenen Theilen des Körpers; es waren aber mehr Erkennungszeichen als Zierrathen. Diese sonst in vielen Gegenden des alten Festlandes sehr gemeine Sitte ist gegenwärtig in dem Norden Asiens sehr selten.

Mittelst dreier Querstangen, welche an die der Hütte befestigt waren, hing man das Kochgeschirr über das Feuer, um den Schnee schmelzen zu lassen und den Fisch kochen zu können. Wir waren sehr überrascht, die Frauen dabei verschleiert bleiben zu sehen; sie hoben den Schleier nur ein wenig an der Seite empor, nach welcher sie sich wenden wollten. Die Ostiaken beider Geschlechter waren hier größer, minder häßlich und schienen sich besser zu befinden als die, welche wir bis dahin gesehen hatten. An ihren Augen bemerkte man nicht die geringste Spur von Entzündung.

Die Jagd der Pelzthiere ist im Winter die wesentliche Beschäftigung aller Ostiaken und es schien, als gebe diese gewinnreiche Beschäftigung und der Besitz von Rennthierheerden unsern Wirthen bedeutenden Wohlstand. Sie erlegen hier Füchse und Eichhörnchen; im Sommer wandern sie westlich nach Bergen, die noch wenig von Christen besucht worden sind. Dabei treffen sie auf die Samojeden und Wogulen; im Winter suchen sie ihre Landsleute am Ob wieder auf, um ihre Fischvorräthe zu kaufen. Die russischen Waaren, die sie brauchen, verschaffen sie sich von den Wogulen und Samojeden oder holen dieselben in Obdorsk.

Von Zeit zu Zeit schneite es, bald stärker bald schwächer, aber der Himmel heiterte sich wieder auf und der Thermometer zeigte am 7. Dec. 22° unter Null. Die Luft schien sehr ruhig zu seyn, und nur im Anfange, als wir direct nach N. fuhren, bemerkte ich einen auffallenden Unterschied, wenn ich das Gesicht rechts oder links wendete; rechts wurde es bald sehr kalt, was von einem leichten Ostwinde herrührte. Ich mußte durchaus bisweilen die Nase und die andern Theile meines Gesichts, welche der Luft ausgesetzt waren, mit der rauhen Fläche meines Handschuhs reiben, damit sie nicht erfrören. Den übrigen Theil meines Körpers schützte mein ostiakischer Pelz so vollständig vor der Härte der Kälte, daß ich mehrere Stunden im Freien hätte liegen können, ohne eine peinliche Empfindung zu fühlen.

Ein Uhr nach Mitternacht gelangte ich in den Flecken Wandiaski, der von den Russen so genannt wird, weil zur Zeit ihrer Ankunft in dem Lande hier ein ostiakischer Häuptling wohnte; auch jetzt ist dies der Fall. Drei dauerhaft von Holz gebaute Jurten am Hange eines nackten Hügels am rechten Ufer des Flusses, der hier nicht mehr getheilt ist, bilden diesen Flecken und unterscheiden sich in nichts von denen, welche ich vorher gesehen. Sie hatten selbst ein noch ärmlicheres Aussehen, aber sie enthielten eine größere Anzahl Hunde.

Diese Thiere werden trotz ihrer Treue und den wichtigen Diensten, die sie leisten, in vieler Hinsicht sehr unfreundlich behandelt. Ich habe immer die Ostiaken in großen Zorn gerathen sehen, wenn ein Hund den Augenblick benutzte, da die Thür offen stand, um in das Haus hineinzugehen. Alle darin Befindlichen trieben ihn sogleich mit Stößen und Schlägen hinaus, als sey er ein reißendes Thier; die gellende Stimme der Frauen giebt ihren Widerwillen zu erkennen; sie fürchten mit Recht, der Hund könne sich durch seinen Hunger verleiten lassen, die Speisevorräthe um ein Bedeutendes zu verringern. Ein hölzerner Trog in einem Winkel der Jurte enthält von früh an die für die Bewohner den Tag über bestimmte Nahrung, denn im Allgemeinen kocht man des Tages nur einmal. Oft legt man auch in diesen Trog den ganzen Ertrag eines reichlichen Fischfanges, und dann reicht der Vorrath noch länger. Erst wenn die Hunde ermüdet und erhitzt, nachdem sie lange einen Schlitten gezogen haben, zurückkommen, sah ich sie von den Ostiaken in die Jurte führen, damit sie an dem Feuer ausruhten, bis man etwas Fisch für sie aus dem Troge herausgenommen hat.

Ganz anders dagegen behandelt man die jungen Hunde; ich habe diese immer in dem Hause gefunden, wo sie von den Frauen sorgfältig gepflegt werden. Sie sind schwarz und weiß wie die Alten, diese Farben aber minder regelmäßig und das Haar ist weit länger. Bisweilen tödtet man sie ehe sie groß werden, um die Pelze mit ihrem Felle zu besetzen.

Die Ostiaken kennen weder die Servietten, noch die Taschentücher; sie ersetzen dieselben durch lange dünne Lärchenspähne. Auch bedient man sich derselben zur Reinigung aller Küchengeräthe, und die Frauen haben immer ein Bündel davon an ihrem Gürtel. Die Männer machten sogleich solche Spähne, als sie den Trog reinigen wollten, um uns mit Fischen zu tractiren.

Die Ostiaken von Wandiaski zeigten den hohen Rang, auf welchen sie Anspruch machen, durch eine außerordentliche Vorliebe für den Branntwein; übrigens waren sie wie alle andern ganz gute Leute. Da mein Schlitten den andern um vieles vorausgeeilt war, so hielt mich der Hausvater für einen verirrten Kaufmann oder einen Abenteurer. Er sagte mir in schlechtem Russisch, er sey ein storchino oder Alter, fragte mich mit studirtem Eifer und natürlicher Schüchternheit nach meinem russischen Passe und wollte meinen Tabak und Branntwein sehen; ich antwortete ihm ruhig, daß ich nichts dergleichen habe, worauf er antwortete, es thue ihm leid; aber er war nicht minder gastfreundlich gegen mich. Als die übrige Gesellschaft ankam, nahmen diese Ostiaken zu neuen Kunstgriffen ihre Zuflucht; sie legten zu unsern Füßen einen großen Haufen gefrorner Fische, machten tiefe Bücklinge und wiederholten fortwährend: „edler Herr, wir geben dir dies zum Geschenk." Als wir dieses Geschenk durch ein Glas Branntwein vergolten hatten, war es noch schlimmer, denn sie brachten uns nun eine große Menge trefflicher Fische und endlich einen Stör, der über fünf Fuß lang war; sie öffneten denselben augenblicklich, um uns seine Eier zu zeigen, die sehr groß waren; wir erhielten fast zwei Rösel davon.

Auf der Weiterreise von da in der Nacht setzte ich mich in einen zugemachten Schlitten, aber ich bemerkte bald, daß, außer wenn es bei heftigem Winde schneit, die offenen selbst bei einer Kälte von 25° unter Null vorzuziehen sind; denn der Athem hat die zugemachten Schlitten bald mit einer Feuchtigkeit und einem Nebel gefüllt, die gefrieren und weit unerträglicher sind, als die trockene Kälte in der freien Luft. Die Wände des Schlittens überziehen sich sehr bald mit einen feinem Schnee, der in

großen Flocken abfällt. Endlich ist es, wenn sie im Schnee umfallen, weit schwerer, sie aufzurichten.

Am 8. Decbr. früh um 9 Uhr kamen wir in Obdorsk an; die Morgendämmerung war nur erst sehr schwach. Wir rochen sogleich frisches Brod, dessen Geruch sich bei ruhigem Wetter sehr weit verbreitet. Bei dem Eintritte in das Haus, in welchem wir wohnen sollten, bemerkte ich einen großen Ofen, worin Roggenbrode gebacken wurden, und Hunderte von bereits fertigen standen in einem Haufen bis an das Dach des Hauses hinauf.

Die Fischhäute, welche die Stelle der Fenster in unserer Wohnung vertraten, schwächten das Tageslicht und erst gegen Mittag konnte man die Lichter auslöschen; draußen aber war bei der Helle eines reinen blauen Himmels der Anblick der Schneelandschaft entzückend schön. Die hölzerne Kirche, die schwärzlichen Häuser der Kosaken, die Jurten der Ostiaken lagen malerisch verstreut auf dem Hügel, der, von engen Schluchten zerrissen, in W. das linke Ufer des Polui bildet. Rauchsäulen stiegen von allen Schornsteinen perpendiculär empor.

Nicht ein Wasserstrom hatte dem Berge diese so bemerkenswerthen Formen gegeben, sondern der Frost, der tief in die Erde eindringt, erzeugt darin Spalten, welche dem Ganzen das Aussehen von riesenhaften Basaltsäulen geben. Das Wasser, welches nach dem Schmelzen des Schnees nach dem Flusse hinströmt, rundet blos die äußern Winkel ab, denn weiter hin bleibt die Erde gefroren.

Weiter nach W. bemerkt man das große Bett des Ob, in ein Eisfeld verwandelt und ebenfalls von steilen thonigen Hügeln umgeben, sowie von N. nach NW. majestätische Berge, die zu sehen ich mich längst sehnte. Die Sonne hatte sich über den Horizont erhoben und ihre blendenden Strahlen wurden uns von einer Schneeebene in S. zurückgeworfen, während lange Schatten in N. sich auf die weiße Fläche ausdehnten; aber die lange Bergkette war von der Basis bis zum Gipfel dunkelblau; der Schnee glänzte nur in den einzelnen Schluchten schief nach unten.

Unten auf dem Flusse zog langsam eine Caravane von Ostiaken hin, welche ihren Aufenthaltsort wechselte; man erkannte in Entfernungen von einander lange Schlitten; die Räume, welche sie trennten, waren von Rennthieren ausgefüllt, die frei liefen und von denen immer eines in des andern Fußtapfen trat.

Astronomische Beobachtungen, um die geographische Lage von Obdorsk zu bestimmen, wurden heute von dem schönsten Wetter begünstigt. Wir beschäftigten uns zu gleicher Zeit mit dem Aufspringen des Bodens. Den andern Tag fiel viel Schnee bei einem heftigen Westwinde, und doch fuhren die Kosaken fort im Freien zu arbeiten; sie hatten angefangen, mit Beilen ein Loch von 5½ Fuß zu öffnen. Den 9. waren sie bis auf 6 Fuß tief gekommen und hatten immer gefrorene Erde gefunden. Den 11. hatte man 19 Fuß erreicht. Die äußere Temperatur war 26° unter Null und auf dem Boden des Loches stand der Thermometer nur 1° unter dem Gefrierpunkte. Offenbar thaut also die Erde in Obdorsk nicht auf.

Gleich am ersten Tage nach unserer Ankunft hörten wir Abends gegen acht Uhr ein fürchterliches Geheul von einer sehr großen Anzahl Hunde, welche man an Schlitten spannte; man zählte 400. Der Hunger treibt sie zu diesem Geheule und sobald einer angefangen hat, folgen alle übrigen nach. Uebrigens sind sie sehr still und bellen nur in dem Augenblicke, wenn es fortgeht, oder auf dem Wege, wenn sie einem mit Rennthieren bespannten Schlitten begegnen. Selbst in der strengsten Kälte müssen sie in der freien Luft bleiben. Diejenigen, welche unserm Wirthe gehörten, schliefen um das Haus her in Löchern, die durch die Schwere ihres Körpers in dem Schnee gebildet worden waren.

Die Ostiaken sehen diese Ruhe der Hunde für ein sicheres Zeichen eines herannahenden Sturmes an, und wirklich traf es ein. Wie an dem ganzen Ob füttert man auch hier die Hunde nur mit Fischen. Diejenigen Fische, die man fängt und auch zur Nahrung der Menschen bestimmt, dörrt man an der Sonne, stampft sie mit den Gräten und hebt sie auf; in diesem Zustande heißen sie porsa und man nimmt solche porsa auf die Reise in Säcken von Störhaut mit.

Man kann sich leicht denken, daß die Zahl der Hunde, welche man in Obdorsk hält, weit bedeutender ist als in Beresow; denn dort kann man keine Pferde mehr haben, man kann sie auch nur durch Rennthiere ersetzen, und diese gewöhnen sich nicht an das Leben in der Stadt; sie müssen durchaus herumstreifen, um ihre Nahrung zu suchen. In allen Jurten, wo man Rennthiere hält, hat man auch Hunde zum Ziehen, und so ist es ohne Ausnahme in allen Fischereiplätzen.

Ein Hund aus dieser Gegend kann einen Schlitten mit einer Last von 5 Pud ziehen. Die Art aber, wie die Ostiaken diese Thiere anspannen, erlaubt ihnen nicht, mehr als zwei auf einmal anzuwenden. Eine entsetzliche Geißel würde es für diese Gegenden seyn, wenn die Hunde der Tollheit ausgesetzt wären; aber ein Reisender hat bereits die Bemerkung gemacht, daß diese Krankheit nie die Zughunde von Kamtschatka befällt, und alle versichern mich hier, daß sie völlig unbekannt ist. Es scheint daher zu kommen, daß die Hunde hier viel frugaler gefüttert werden als in Europa.

Mit Verwunderung sah ich die kaiserliche russische Fahne auf einem Hause am Flusse aufgepflazt, und ich erfuhr, daß sie die Winterwohnung des Lotsen Iwanow und seiner Leute anzeige. Seit sieben Jahren ist er beschäftigt, die Küste des Eismeeres von der Mündung der Petschora bis an die des Ob aufzunehmen, und seit zwei Jahren hat er sein Hauptquartier in Obdorsk. Im vorigen Herbst hatte er den größten Theil seiner Aufnahmen an der Küste beendigt, wozu er sich der Rennthierschlitten der Ostiaken und Samojeden bediente. Sobald die Mündungen dieser Flüsse und die Buchten zugefroren sind, verlassen diese Völkerschaften ihre Zelte am Meeresufer und ziehen sich mit ihren Rennthieren in die tundri oder Sumpfgegenden des Innern zurück, wo es Moos in Menge giebt. Viele Heerdenbesitzer bleiben auch das ganze Jahr auf der Insel Waigats, welche die Samojeden Kholodeia nennen und als den besonders zu den Opfern bestimmten Ort verehren. Andere Ureinwohner und Russen begeben sich im Sommer des Fischfangs und der Jagd wegen dahin.

Die hier angesiedelten Russen gaben uns sehr ausführliche Nachweisungen über diese Gegenden; der bedeutende Handel, dessen Mittelpunkt sie bilden, bringt sie fortwährend in Verbindung mit den Nomadenvölkern, die in einer Ausdehnung von 305 deutschen Meilen, oder von Archangel bis Turukhansk am untern Jenisei, fortwährend ihre Wohnungen wechseln. Angelockt durch die russischen Waaren kommen diese Menschen gegen das Ende des Decembers nach Obdorsk; aber erst im Februar ist der Tauschhandel am lebhaftesten, und dann geben die Nomaden in dem Kreise von Beresow ihren Tribut. Unser Wirth arbeitete schon darauf hin, denn es sollten für den Beginn der Messe 200 Pud Brod vorräthig seyn.

Ich sah dann in unserer Wohnung Kisten mit Gegenständen von Kupfer und Eisen, welche für diese Nomaden bestimmt und grob gearbeitet waren; Ringe für die Frauen, Schellen und andere Gegenstände von Metall, welche die Samojeden in ihre Haargeflechte mischen, besonders aber viele Knöpfe von Kupfer, mit denen die Ostiaken ihre Ledergürtel verzieren. Endlich zeigten uns unsere Wirthe eine außerordentlich gesuchte Waare, nämlich alte ganz verrostete Cavaleriesäbel; die Ostiaken bedienen sich derselben bei den Ceremonien ihres religiösen Cultus; dann Armbänder von Kupfer, mit denen die jetzigen Ostiaken ihre Götzenbilder schmücken statt mit solchen von edeln Metallen, deren sie sich sonst bedienten; Tabak, eiserne und kupferne Töpfe, Messer, Nadeln, Feuerzeuge und andere Gegenstände der ersten Nothdurft vervollständigten das Assortiment für diesen wichtigen Handel.

Die von den Russen in Obdorsk gekauften Waaren sind außer denen, welche ich bereits bei Gelegenheit des Handels von Beresow erwähnt habe, eine große Menge Kleidungsstücke von Rennthierfellen, Fleisch, lebendiges Vieh, fossiles Elfenbein oder Mammuthzähne, und endlich weiße Bären

und Wölfe. Man berechnet, daß, ungerechnet den an die Krone zu zahlenden Tribut, der Werth der Waaren, welche den Russen hierher gebracht werden, sich nach dem gewöhnlichen Preise auf 150,000 Rubel beläuft. Die Kaufleute erhalten auch eine sehr große Menge Eiderdunen und ganze Ballen von Wasservögelfellen. Die Ostiaken und Samojeden verkaufen davon jährlich nahe an 600 Puds.

Unter den Eingeborenen, die hierher kommen, unterscheidet man die Ostiaken vom Ob, und jene, welche weiter nach O. in den tundri zwischen diesem Flusse und dem Jenisei wohnen und demselben Stamme angehören. Man sieht Samojeden, theils europäische von jenseits der Berge in dem Gouvernement Archangel, theils asiatische aus dem Kreise Obdorsk; man theilt diese in kamenie (von den Felsen oder Bergen) und nisovie (von dem Meeresstrande), je nachdem sie sich dem Winter über in dem Gebirge aufhalten oder in der Niederung bleiben, um Fischfang zu treiben. Diese vertrauen dann ihre Heerden ihren Landsleuten an, um sie auf den Höhen auf die Weide zu führen; sie sollen deshalb minder wohlhabend als die erstern seyn, weil diese letztern die ihrer Aufsicht übergebenen Rennthiere vernachlässigen.

Wegen eines unbedeutenden Racenunterschiedes hat man die an der obern Petschora wohnenden Samojeden Siriani genannt.

Alle diese Völker verstehen sich unter einander sehr leicht, wie mit den Kaufleuten in Obdorsk; diese bedienen sich ausschließlich der ostiakischen Sprache in Handelsgeschäften. Einige Kosaken sprechen überdies auch die samojedische.

Sie werden von allen ihren Nachbarn wegen des reichlichen Ertrags ihrer Jagd gerühmt. Sie bedienen sich derselben List und derselben Waffen wie die andern Völker, ahmen aber überdies noch den Gang, die Bewegungen und die Töne der großen Thiere nach, denen sie nachspüren, bekleiden sich mit den Fellen derselben und gehen dabei auf Händen und Füßen. Sie bringen die größte Anzahl weißer Bärenfelle nach Obdorsk. Die Gewohnheit scheint diese Thiere in den Augen der Bewohner der Küsten weniger furchtbar zu machen als sie in den Augen der Europäer sind, die an den Anblick derselben weniger gewöhnt sind. Doch glauben die Samojeden, der weiße Bär sey weit stärker und grausamer als der schwarze, und komme ihm an List gegen die andern Thiere, seine Feinde, gleich; aber sie wissen seine Schwerfälligkeit zu benutzen, um ihn immer und ohne Gefahr zu besiegen. Oft geht ein einziger dieser Nomaden gegen einen acht Fuß langen weißen Bär ohne eine andere Waffe, als sein Messer an einer langen Stange. Sie suchen diese Thiere besonders im Frühjahre und Herbste auf dem Eise an Löchern auf, aus denen die Phoken die Schnauze herausstecken, um zu athmen. Der Bär umgiebt sich mit einer Schneemauer an der Seite der Oeffnung und taucht nur seine Vorderpfoten in das Wasser. Die Samojeden benutzen denselben Kunstgriff, wenn sie sich an einem solchen Loche verbergen; aber sie lassen das Thier aus dem Wasser herauskommen und hindern dasselbe, wieder dahin zurückzukehren, indem sie das Loch mit einem Brete zudecken. Gegen die Mitte des Sommers, wenn das Eis an der Küste aufbricht, kommen viele Bären an das Land, wo sie nur Mäuse zu fressen finden, für sie eine sehr ärmliche Nahrung. Andere überlassen sich schwimmenden Eisschollen und können sich dabei Phoken verschaffen; aber sie fasten vollständig, wenn sie sich jenseits des Polarkreises aufhalten, denn so lange sich die Sonne über dem Horizonte nicht zeigt, bleiben sie unbeweglich in einer Schneehöhle am Meeresufer.

Die Fische, welche man beständig in dem Ob und seinen Beiflüssen fängt, sind der Hecht, der Weißfisch und Kühling. In den ersten Wochen des Juni, bald nach dem Aufbruche des Eises, fangen die Seefische an, in den Ob hinaufzugehen, der Stör, verschiedene Arten Lachse und der Häring; mit wenigen Ausnahmen kommen alle bis in das Gouvernement Tomsk und machen so eine Reise von 300 deutschen Meilen. Einige wenden sich nach Westen bis in die kleinen Flüsse, die von dem Ural herabkommen und sie sollen dort den Winter verbringen.

Auch Cataceen gehen die Ströme und Flüsse hinauf, um die Fische zu jagen. Sie zeigen sich nicht alle Jahre in gleich großer Menge, aber sie folgen immer den Fischen um die Mitte des Juni. Bisweilen sollen dieselben die ganze Breite des Ob einnehmen und eine fünf Werst lange Bank bilden. Selbst die Störe fürchten ihre Verfolgung, was kein Wunder ist, da die Delphine, welche die Mehrzahl bilden, 26 Fuß lang sind. Die letztern kehren erst im September in das Meer zurück; die Ostiaken erlegen sie mit Harpunen und machen aus der Haut sehr feste Riemen zum Anspannen ihrer Rennthiere. Man kann die im Ob gefangenen Fische auf 1,150,000 Centner annehmen.

Den 11. Decbr. hatten der Wind und der Schnee aufgehört und der Himmel war bei einer Temperatur von 22° unter Null den ganzen Tag hell und rein. Die Bergkette zeigte sich sehr deutlich, aber unter sehr verschiedenen Farben; in den beiden letzten Tagen waren die Berge nach uns zu mit Schnee bedeckt gewesen und Mittags, als die Sonne sich über den Horizont erhob, erschienen sie in glühendem Roth wie die Schweizeralpen des Morgens und Abends. Diese ganze Kette nimmt etwas über die Hälfte des Gesichtskreises ein; an jedem Ende senkt sie sich schief nach der Erdfläche; tiefe Einschnitte theilen sie in fünf verschiedene Gruppen. Die Sonne stand sehr niedrig und ich bemerkte mit Erstaunen durch ein Fernrohr eine wellenförmige Bewegung der Luft in der Richtung des Windes. In den gemäßigten Climaten ist man an diese Erscheinung im Sommer früh an einem sehr heißen Tage gewöhnt, weil dann die Theilchen der Luft oder die leichten Dünste des Thaues, von der Sonne stark erwärmt, sich in die kältern Regionen erheben und in parallelen Schichten mit dem Winde steigen.

Nachmittags kamen zwei Ostiaken, nach denen man geschickt hatte, mit ihren Rennthierschlitten an und sagten uns, sie hätten ein Zelt auf dem Wege nach den Bergen gelassen, damit wir es mit uns nehmen könnten. Sie sprachen viel von den Gefahren der Reise die Berge hinauf in dieser Jahreszeit, die Schneestürme wären sehr häufig und es könne, so lange sie dauern, kein Zelt stehen bleiben, werde vielmehr zerrissen und zerstört, wenn man es gerade am meisten bedürfe. Vorher aber hatte man uns versichert, selbst im Winter reisten viele Samojeden über die Berge, um zur Wintermesse zu kommen; man konnte also doch darüber gelangen.

Unsere Ostiaken waren gut gewachsene und kräftige Menschen; ihre Kleidungsstücke, ihre Rennthiere und ihre Schlitten verriethen einen bedeutenden Grad von Wohlstand; aber sie hatten eine außerordentliche Vorliebe für den Branntwein; wir hatten ihnen einige Schlucke gegeben und sie verlangten sogleich mehr. Ich mußte es ihnen rund abschlagen, sonst wäre es gar nicht fortgegangen; auf dem Wege war weiter keine Rede davon.

Wir verließen Obdorsk den 12. mit Sonnenaufgang, also 11 Uhr 18 Minuten; der Thermometer zeigte 27° unter Null. Nachdem wir dem gefrorenen Bette des Polui gefolgt und über den Ob gefahren waren, reisten wir auf einer wellenförmigen Ebene weiter, die sich im Allgemeinen sanft hob; es wuchsen nur Lärchen da, die in diesem Augenblicke ihre Blätter verloren hatten; sie waren nur 20 Fuß hoch und standen so weit von einander, daß wir mit unserm vierspännigen Schlitten ungehindert durchfahren konnten.

Wir erreichten das Zelt oder die Hütte mit Sonnenuntergange, d. h. nach anderthalb Stunden; wir hatten nur zwei Schneehühner gesehen, die wir nur mit Mühe von dem Schnee unterscheiden konnten. Die Hütte von Stangen mit Rennthierfellen darüber gehörte einer Samojedenfamilie. Nach einigen Minuten ließ die Frau das Zelt abbrechen; die Materialien mit dem Kochgeschirr wurden auf einen langen Schlitten gepackt, sie selbst mit ihren Kindern setzte sich auf einen zweiten und die Männer vertheilten sich auf einen dritten. Unserm Zuge folgte eine lange Reihe von Rennthieren. Um fünf Uhr Abends sahen wir in NW. eine Feuerkugel von grünlicher Farbe fallen. Diese Meteore, khofit pites genannt, sind in diesen nördlichen Gegenden nicht selten.

Um halb sechs Uhr machten wir auf einer Ebene Halt; die Rennthiere wurden abgespannt und fraßen frei das in Menge wachsende Moos. Ein Mann machte einen Lärchenbaum um und spaltete ihn in kleine Stükke; alle übrige Arbeit wurde der Samojedin überlassen, das Zelt aufgeschlagen und bedeckt, dann unten mit Schnee umgeben, der Herd eingerichtet und das Feuer angezündet; Rennthierfelle und Kleidungsstücke bedeckten den schneeigen Boden.

Nach einer halben Stunde, als das Feuer hell brannte, traten wir in die Hütte hinein; jeder wendete sich mit dem Rücken nach der Wand und mit den Füßen nach dem Feuer; die Männer zogen einen Theil ihrer Kleidungsstücke aus, um sich die Brust besser erwärmen zu können.

Die Samojedin holte in einiger Entfernung drei Stücke reinen und unberührten Schnees und warf sie in den am Feuer stehenden Topf, um Trinkwasser zu bekommen; dann setzte sie es in einen Winkel der Hütte; in einen andern Topf that die Frau Mehl, das die Samojeden den ganzen Winter über bei sich in einem Sacke haben, und ließ es mit dem Wasser kochen; bisweilen mischt man Rennthierblut oder trockenen gestoßenen Fisch darunter. Diese Völker essen das Fleisch roh, entweder frisch, oder alt und gefroren. Nach der Mahlzeit gingen zwei Männer hinaus, um nach der Heerde zu sehen, die sich etwas entfernt hatte, und sie vor den Wölfen zu schützen. Sie bewaffneten sich dazu mit langen Stangen, an deren Ende sich eine Messerklinge befand. Nach einiger Zeit kamen sie zurück und wurden von andern abgelöst. Ich erfuhr, daß das Zelt einem sechszigjährigen Samojeden gehöre, der sich durch einen weißen spitzigen Barth auszeichne; ich hatte diese Eigenthümlichkeit nie bei den Ostiaken bemerkt. Er war wie die andern Männer von hohem Wuchse und unterschied sich dadurch wie durch sein Alter von seiner kleinen und erst zwanzig Jahre zählenden Frau. Ein Sohn, der erst zwei Jahre alt war, begleitete die Caravane. Die Mutter säugte ihn noch, obschon er ganz allein herumlief und recht gut sprechen konnte.

Von den funfzig Rennthieren, die unsere Heerde bildeten, gehörten nur zwanzig diesem Samojedenpaare, das, wie man uns sagte, in Norden, am Meere ein anderes Zelt besitze mit einem Theile seiner Verwandten und Rennthieren. Sie verbringen dort den Sommer; in diesem Augenblicke waren sie wegen der Messe in die Nähe von Obdorsk gekommen; aber jeden Tag schlugen sie ihr Zelt oder ihre Hütte an einem andern Orte auf, um ihrer Heerde frisches Moos zu verschaffen.

Von vier jungen Männern in unserer Schaar schienen nur zwei sich verständlich machen zu können, wenn sie ostiakisch sprachen; die beiden andern hatten die Sprache und die Kleidung der Samojeden, entweder weil sie zu diesem Volke gehörten, oder weil sie aus Nachbarschaft sich ganz daran gewöhnt hatten. Uebrigens sahen sie gut aus und hatten eine schöne Hautfarbe, die ich weiter oben selten bei den Ostiaken getroffen hatte; sie hatten auch breite Schultern und ihre Größe war nicht unter fünf Fuß sechs Zoll, denn sie waren fast so groß als unser Kosak von Obdorsk, der selbst bei den Russen für groß galt.

Den 13. früh um fünf Uhr nach einem siebenstündigen Schlafe war im Zelte alles wach. Einige Kohlen brannten noch, und bald war das Feuer wieder angeschürt. Wir kochten Thee; die Samojeden frühstückten Mehlbrei und Rennthierfleisch. Dann trieben zwei Mann die Heerde zusammen. Der Himmel war rein geblieben, aber der Nordwind wehte heftig.

Ich hatte bereits bemerkt, daß die Rennthiere den menschlichen Urin sehr gern haben; wahrscheinlich gefällt ihnen der salzige Geschmack.

Eine Elster war das einzige lebendige Wesen, das wir in dieser Gegend bemerkten; vielleicht war sie den Tag vorher unserm Zuge in der Entfernung gefolgt; wir sahen sie bis zum Aufbruche in der Nähe der Schlitten bleiben.

Es befanden sich mehrere Frauenzimmer in der Schaar, und sie waren alle sehr klein. Die Männer dagegen waren groß und schmächtig; überdies unterscheiden sich die beiden Geschlechter durch ihre Kleidung sehr von einander. (Taf. 2. Abbild.)

Wie sich die Obdor-Gebirge von dem Ural durch ihre nordnordöstliche Richtung unterscheiden, so nähern sie sich ihm doch durch ihre geognostische Constitution. Sechshundert Fuß über dem Punkte des Thales des Khanami, wo wir das erste Gestein fanden, bemerkten wir einzelne Lärchenbäume in Felsenritzen. Weiter aber war die Fläche der Berge ganz kahl; der Schnee hing nur an der östlichen Seite fest an, und in so geringer Quantität, daß oft das Rennthiermoos hindurch sah.

Am 14. waren wir in Obdorsk zurück.

Den 15. Decbr. 1828 verließ ich Obdorsk von neuem, sagt Ermann; den 18. war ich in Beresow, wo wir die Rennthiergespanne ließen. Ueberall grüßten uns die Ostiaken als alte Bekannte; die reichen machten uns neue Geschenke. Der Schnee fiel in großen Flocken; selbst die Rennthiere waren ihres Weges nicht sicher auf dieser glatten, überall von Schnee bedeckten Ebene.

Den 20. Decbr. reisten wir von Beresow ab und am 27. kamen wir nach Tobolsk zurück.

In NW. dieser Stadt, an der Verlängerung der Hügelreihe, wo sie liegt, findet sich Abalak, ein berühmtes Kloster und sehr besuchter Wallfahrtsort. Es hat seinen Namen von einem alten Häuptlinge, der hier seine Wohnung genommen hatte. (Taf. 2. Abbild.)

Kapitel VIII.

Sibirien. — Die Steppe Ischim. — Omsk. — Barnaul. — Smejow. — Silberbergwerk. — Kolywan. — Riddersk. — Bergwerksorganisation. — Ustkamenogorsk. — Krasnoiarsk. — Der Belki. — Die Koksun-Berge. — Kalmücken. — Der Korgon. — Bukhtarminsk. — Syrenowsk. — Fikalwa. — Besuch eines chinesischen Postens. — Der See Kolywan. — Salzsee. — Barnaul.

Ledebour, Professor der Botanik an der Universität Dorpat, hat zuletzt das Altaigebirge besucht. Er kam den 26. Febr. 1826 in Tobolsk an und reiste drei Tage später nach Süden weiter.

In geringer Entfernung von Tobolsk, sagt er, beginnt die Steppe Ischim. Zwar kann man ihr diesen Namen nicht geben, wenn man unter Steppe eine ganz baumlose ebene Fläche versteht, denn diese ist von tiefen Schluchten zerrissen, in denen im Frühjahre vielleicht kleine Bäche fließen; auch ist sie nicht ganz holzleer; man sieht große Birkenwälder, und junge Bäume verrathen, daß sich dieselben immer weiter ausbreiten. An andern Stellen sind bedeutende Strecken mit Weidengebüsch bewachsen und bei Omsk giebt es viel Pappeln. Die ganze Gegend ist von O. nach W. von mehrern Hügelketten durchzogen, die sich sanft nach N. zu abdachen, nach S. zu aber ziemlich steil sind; ihre Höhe ist unbedeutend.

Omsk, das an der Verbindung des Om mit dem Irtisch liegt, ist eine sehr ärmliche Stadt; die wenig zahlreichen hölzernen Häuser stehen weit auseinander; in kurzer Zeit wurde sie dreimal durch Feuer zerstört. Trotz der Freigebigkeit des Kaisers mußte das wiederholte Unglück doch ihren Wohlstand erschüttern. Man verfertigt in Omsk Tuch für die Kosaken.

Am 9. kamen wir in Barnaul, einer recht hübschen Stadt, an. Dieses Jahr begann der Frühling ziemlich zeitig; schon in der Mitte des März war die Temperatur sehr mild; die Tage waren heiter und in der Nacht gefror es nicht sehr stark. Der Schnee schmolz schnell und ich hoffte im Anfange des Aprils nach Smejow aufbrechen zu können.

Am 9. brach ich auf. Man reist anfangs in einer flachen Ebene, in welcher Birken und Fichten wachsen; bald aber hören die Bäume auf; man sieht nur eine freie und sandige Ebene, die später wellenförmig wird; Bäche durchschneiden sie, die im Sommer vielleicht austrocknen. Es war die Zeit, in welcher man das dürre Gras anbrennt, weil die hart gewor-

denen Stengel des vorigen Jahres die Mäher hindern. Am Tage gewährt eine brennende Steppe blos den Anblick einer von einem röthlichen Rauche bedeckten Fläche; aber im Dunkel der Nacht hat diese brennende Fläche etwas sehr Seltsames. In der Nähe der Dörfer giebt es keine Getreidefelder; sie befinden sich in einer gewissen Entfernung, oft zwanzig Werst vom Wege. Alles Land unmittelbar um die menschlichen Wohnungen her ist zur Weide für die zahlreichen Heerden und besonders für die Pferde bestimmt. Diese Entfernung der Felder ist Ursache, daß zur Zeit der Arbeiten, besonders in der Ernte, die ganze Bevölkerung des Dorfes mehrere Tage und selbst die ganze Woche abwesend ist und erst den Sonnabend Abends zurückkommt. Selbst die Mütter, welche ihre Kinder säugen, lassen sie mit Kuhmilch zurück und sie nähren sich wie sie können. Diesem Umstande ist wohl die große Sterblichkeit der Kinder im zarten Alter zuzuschreiben.

Am 12. kam ich in Smejow oder Smejnogorsk, einer ziemlich großen Stadt 200 Toisen über dem Meere, am Fuße des Altai an; die Deutschen nennen sie Schlangenberg. Ich war überrascht, daselbst noch viel Schnee zu sehen, und erfuhr, daß er alle Jahre in so großer Menge in der untern Stadt fällt, daß Häuser und ganze Straßen davon verdeckt werden und die Einwohner sich Gänge untenhin graben müssen, während es in kleiner Entfernung von der Stadt so wenig schneit, daß das Vieh das ganze Jahr hindurch im Freien bleiben kann. Die in der Nähe von Smejow und in den Steppen häufigen Schneestürme, burann genannt, sind für die Reisenden gefährlich, denn sie kommen so plötzlich, daß man selten Vorsichtsmaßregeln dagegen brauchen kann. Am besten ist es, man hält an und läßt den Sturm vorüberziehen; den Schnee kann man leicht abschütteln; besonders setzt man sich der Gefahr nicht aus, sich zu verirren und auf der Straße kann man auf die Hilfe anderer Reisender rechnen.

Die Bevölkerung von Smejow besteht aus einigen Handelsleuten, Bergbeamten und Bergleuten; die Zahl der letztern ist verschieden; in diesem Augenblicke beträgt sie 4000. Die Gießerei befindet sich eine Stunde von der Stadt an dem Ufer der Korbolikha. Das im Jahre 1745 entdeckte Silberbergwerk hat einen sehr bedeutenden Ertrag gegeben; sonst belief er sich auf 600 Pud reines Silber; jetzt ist er aber auf 80 Pud herabgegangen. Das Innere des Bergwerks ist ein Labyrinth von Gängen, die zum Theil von Holz gestützt, theils in den Felsen gehauen sind. Unterirdische Wasser treiben ungeheuere Räder, durch welche das Erz hinausgeschafft wird; die Tiefe beträgt 110 Klaftern.

Fast alle Berge um Smejow bestehen in Thonschiefer. Jetzt enthalten sie keine Spur mehr von Vegetation; sonst sollen sie sehr dicht bewaldet gewesen seyn.

Den 15. April reiste ich nach dem Werke in Kolywann, sonst Tschausk genannt.

Es ist ein hübscher Flecken an der Belaja in einer Höhe von 1209 Fuß. Die ersten Werke wurden 1725 im Altaï angelegt. Man arbeitet hier Porphyr und Jaspis in Säulen, Vasen, Basreliefs; es sind dabei dreihundert Arbeiter beschäftigt, die unter den Bauern in der Umgegend recrutirt werden; ihre mit Geschmack ausgeführten Arbeiten werden meist nach Petersburg geschickt. Der Transport geschieht im Winter auf besondern Schlitten, die oft mit 12 Pferden bespannt sind. In Ekaterinenburg bleiben diese Gegenstände bis zum nächsten Sommer; dann schafft man sie auf der Kama weiter, die in die Wolga fällt, und so kommen sie zu Wasser bis in die Hauptstadt des Reichs.

Den 16. kam ich nach Smejow zurück und durchwanderte sodann die Gebirge der Umgegend, wo es Silberbergwerke giebt. Ich traf ein Lager von Kirgisen, welche Filzjurten bewohnten, deren Aussehen Armuth und Schmuz verrieth. Diese Nomaden, die nicht pflügen und nur wenig Vieh ziehen, dienen als Hirten bei den Bauern, besonders bei den Kosaken; die vorzüglichste Beschäftigung aber ist der Pferdebiebstahl. Sie suchen die Pferde schnell über den Irtisch zu bringen und führen sie in die Kirgisensteppe, wo es schwer ist, sie wiederzufinden. Die Bauern beklagen sich häufig über die Nähe dieser Menschen, die sich gewöhnlich bei den Vorposten der Kosaken niederlassen. Man kann diese mit kleinen Dörfern vergleichen. Man bemerkt daselbst bisweilen Spuren von frühern Befestigungen, z. B. einer Erdmauer, Palissaden oder spanischer Reiter.

Fast alle Dörfer, die man auf dem Wege trifft, sind groß. Die Bauern bearbeiten das Land, treiben Vieh- und Bienenzucht; einige besitzen bis vierhundert Bienenstöcke. Der Ackerbau ist noch weit zurück, und doch geben die Ernten gewöhnlich 7- bis 10fällig. Man baut alle Getreidearten, selbst Hirse.

Die Pferde sind sehr kräftig und die Bauern besitzen eine große Anzahl derselben, die ihnen bei dem Transport verschiedener Gegenstände, deren die Schmelzhütten rc. nöthig haben, von großem Vortheile sind. Ich fragte einen Bauer, wie viele Pferde er besitze, und er antwortete: „ich bin ein einzelner Mann und habe nur vierzig." Auch zahlreiche Rinder- und Schafheerden besitzen sie. Der Honig ist vortrefflich. Endlich giebt ihnen auch die Jagd und der Fischfang manche Hilfsmittel.

Jedes Dorf hat ein Haus zur Aufnahme der Fremden, die sehr gut behandelt werden und nur die etwas zudringliche Neugierde des Wirthes und seiner Familie zu befriedigen haben. Das geschah auch mir, denn als man erfuhr, daß ich so weit herkomme, wurde ich ersucht zu erlauben, daß die Bewohner des Dorfes mich ansehen dürften. In der Regel hat man für den Aufenthalt und Unterhalt nichts zu bezahlen, aber man findet schon ein Mittel, die Annahme des Geldes zu bewirken. Gewöhnlich wird man bei dem Abschiede freundlich eingeladen, wiederzukommen. Diese Gastfreundschaft ist um so verdienstlicher bei den Bauern dieser Gegend, da sie nach ihren religiösen Ansichten nicht gern in Verbindung mit einem andersgläubigen Fremden kommen können, und die Gefäße und Geräthe, deren er sich bedient, durch seinen Gebrauch entweiht wurden; sie gehören zu der Secte der Altgläubigen.

Riddersk, wo ich den 28. Nachmittags ankam, verdankt seine Entstehung der Entdeckung eines Silber- und Bleibergwerks im Jahre 1783 durch Ridder, einen Bergbeamten. Im Jahre 1818 gab es 3990 Pud Silber und 2,003,102 Pud Blei. Das Wasser hindert die Bearbeitung sehr und man hat jetzt Maschinen zur Entfernung desselben aufgestellt.

Riddersk liegt 2316 Fuß über dem Meeresspiegel in einem großen Thale. Ich befand mich hier mitten im Gebirge. Von meinen Fenstern aus sah ich um mich her die schneeigen Höhen der Gebirge Ubinsk, deren Anblick höchst imposant war. Die Wolken hingen sich bisweilen an den Gipfeln oder Seiten an und verbargen sie vollständig. Wären diese Gebirgsmassen frei, so hätte man glauben können, sie wären nur tausend Schritte weit entfernt; aber sie sind viel weiter entlegen. Vor ihnen kommen Hügel; die in S. und O. behalten fortwährend Schnee; er fiel noch am ersten Mai einen Fuß hoch, und obgleich die Temperatur sich bereits gemildert hatte, gefror es doch alle Nächte während der Zeit meines Aufenthalts. Trotz der Strenge des Climas in Folge der bedeutenden Höhe, gedeiht doch der Weizen recht wohl, wenn er auch erst spät reif wird. Man baut in den Gärten Kohl, Kartoffeln, Zwiebeln und einige andere Küchengewächse. Das Clima ist allen diesen Bergen sehr gesund und man hört nie etwas von der sibirischen Krankheit, welche in den nördlichen und südlichen Gegenden, besonders in der Babara-Steppe, viele Pferde hinrafft und oft auch die Menschen befällt.

Man sieht hier wie in andern Schmelzhütten mit Vergnügen, wie besorgt man um die Gesundheit der Arbeiter ist. Uebrigens gilt Riddersk für eine Art Verbannungsort unter ihnen, weil sie hier genauer beobachtet werden als an andern Orten; es giebt da auch keine Schenke und man kann Branntwein nur mit der speziellen Einwilligung des Commandanten einführen.

Die Arbeiter theilen sich in zwei Classen, nämlich die Bergleute und die requirirten Bauern. Diese letztern müssen Holz fällen, Kohlen brennen, — was man Fußarbeit nennt —, und das Erz in die Schmelzhütten schaffen, was man Wagenarbeit heißt. Jede männliche Person muß

siebzehn Tage Arbeit der ersten Classe und zwölf Tage der zweiten mit einem Pferde verrichten. Seit 1779 sind ihre Verpflichtungen durch eine Vorschrift geregelt, welche sie vor Willkühr schützt, der sie vorher oft ausgesetzt waren. Sie empfangen einen Lohn für diese Frohnarbeiten; ein Drittel von ihnen ungefähr ist ganz frei davon. Alle Jahre im Frühlinge kommt der Bergrath, welcher aus dem Commandanten der verschiedenen Bergwerken und Schmelzhütten besteht, in Barnaul unter dem Vorsitz des Obercommandanten der Hütten von Kolywan zusammen, bestimmt die Menge der zu unternehmenden Arbeiten und die Zahl der nöthigen Arbeiten, und vertheilt diese in die verschiedenen Kreise, welche dann die Arbeit einen jeden besonders zutheilen. Erschwert wird diese Frohne noch dadurch, daß die Dörfer meist weit von den Bergwerken liegen. Uebrigens lassen die Bauern, wenn es ihr Vortheil ist, oft andere für sich arbeiten und bezahlen dieselben. Die Zahl der requirirten Bauern beträgt gegenwärtig 87,000.

Die eigentlichen Bergleute werden unter deren Kindern und unter den requirirten Bauern recrutirt; ihre Zahl beträgt 17,504. Sie sind eben so gestellt wie die Soldaten und erhalten Lebensmittel und Sold. Der letztere beträgt 30 bis 35 Rubel des Jahres und scheint demnach sehr gering zu seyn; er reicht jedoch zu ihren Bedürfnissen hin, und die thätigen Arbeiter können zum Wohlstande gelangen, wie ich es selbst bemerkt habe. Die Lebensmittel, welche sie reichlich aus dem Magazine der Krone erhalten, sind für sie und ihre Familien mehr als hinreichend; sie können überdies in der freien Zeit für ihre eigene Rechnung arbeiten, und es giebt unter ihnen mehrere, welche in der Erntezeit 5 bis 6 und selbst 10 Rubel die Woche verdienen. Gewöhnlich sind die Häuser, welche sie bewohnen, ihr Eigenthum; sie besitzen Gärten, Pferde, Kühe, Schafe, Bienen, bebauen ihre Felder, ernten auf den Wiesen der Krone das Heu, das sie brauchen, und können sich in den Wäldern das nöthige Holz holen.

Ihre Kinder besuchen bis zum zehnten Jahre besonders für sie angelegte Schulen; um diese Zeit aber fangen sie an in Verhältniß zu ihren Körperkräften Theil an den Arbeiten zu nehmen, erhalten Lebensmittel und auch etwas Geld; erreichen sie das männliche Alter, so werden sie unter die Arbeiter aufgenommen, ihr Lohn steigt, und die dritte Woche sind sie von der Arbeit frei. Wie überall geht es den Arbeitern, die sich gut halten, recht wohl: die Faulen und Trägen aber, die leider sehr zahlreich sind, führen ein erbärmliches Leben; doch muß ich gestehen, daß ich in ganz Sibirien nicht einen einzigen Bettler gefunden habe.

Die Dienstzeit eines Bergmannes beträgt vierzig Jahre; wer vor dieser Zeit seine Kräfte verliert oder durch irgend einen Unfall invalid wird, erhält seinen Abschied und eine kleine Pension; ist er verwundet, so wird er in einem Hospitale verpflegt.

Der Arbeiter, der sich durch seine gute Aufführung und seine Klugheit auszeichnet, wird zum Unterinspector ernannt, was dem Grade des Unterofficiers in der Armee entspricht. Die große Tiefe der Werke in Kolywan ist dem Arbeiter günstig; denn die Temperatur ist darin zu jeder Jahreszeit gleich; im Winter wird dagegen die Arbeit in den Schmelzhütten für diejenigen sehr beschwerlich, welche die Oefen mit Kohlen zu versorgen haben; bald sind sie innen einer brennenden Gluth, bald draußen einer strengen Kälte ausgesetzt.

Das Silberbergwerk von Krukowski befindet sich nur eine Werst von Riddersk und wurde 1811 entdeckt. Es ist das reichste in dem Bezirke Kolywan und gab 1818 7841 Puds Metall.

Ob es gleich alle Nächte gefror, so war die Witterung doch den Tag über schön, und ich machte deshalb Ausflüge in die benachbarten Berge; ich besuchte den Fall der Grammatukha, des ansehnlichsten Flusses in der Umgegend, der sich von dem schneeigen Gipfel des Ubinsk in eine sehr enge und bewaldete Schlucht stürzt. Das Getöse, welches dieser Wasserfall macht, ist betäubend, und in der Nacht besonders hört man es ganz deutlich in Riddersk, das 8 Werst davon entfernt ist. Ich konnte nicht bis auf die höchste Spitze klettern, welche über den Fall sieht, weil es Nacht wurde und nach den Erzählungen meiner Führer die Bären diese Bezirke häufig besuchen; obgleich dieselben nicht leicht einen Menschen anfallen, so sehnte ich mich doch nicht nach einer genauern Bekanntschaft mit diesen Thieren. Uebrigens war ich für meine Mühe reichlich durch die große Anzahl hübscher Pflanzen entschädigt, welche das Thal der Grammatukha schmücken. Man findet auch Zobel in diesen Wäldern, aber nur in geringer Anzahl, und sie werden auch wegen ihres kurzen Haares im Handel nicht hoch gehalten.

Am 6. Mai reiste ich nach Ustkamenogorsk ab über Hügel, die nicht über 300 Fuß hoch waren, und über kleine Flüsse, welche ihr Wasser dem Irtisch zuführen. Das von Erde gebaute Fort liegt in geringer Entfernung von der Stadt, deren Häuser von Holz und klein, aber reinlich und bequem sind. In dem, welches ich bewohnte und das mir der Polizeichef angewiesen hatte, machte mir der Wirth anfangs nicht eben ein freundliches Gesicht; bald aber änderte sich dies und er setzte mir, gleichsam um mich zu überraschen, eine Mahlzeit vor, die in Hinsicht auf Mannichfaltigkeit und Reichlichkeit nicht viel zu wünschen übrig ließ; mehrere Arten guter Weine, Teller, Löffel rc. von Silber zeugten von dem Wohlstande des Hauses. Diese Gastlichkeit blieb sich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts gleich. Später erfuhr ich die Ursache, worum mich mein Wirth nicht gleich im Anfange gut aufgenommen hatte. Kurz vor meiner Ankunft war seine Frau krank geworden und er hatte gefürchtet, meine Anwesenheit würde ihn stören. Als er sich aber überzeugte, daß seine Besorgniß nicht gegründet sey, änderte er sogleich auch sein Benehmen.

Der Irtisch ist hier eine Viertelmeile breit und fließt sehr schnell; vorher ist er zwischen sehr steilen und felsigen Betten geflossen; hier tritt er aus dem Gebirge heraus. Er bildet in der Gegend mehrere Inseln. Im Frühjahre tritt er aus und überschwemmt einen Theil der Stadt; dieses Jahr war sein Wasser in mehrere Häuser eingedrungen.

Wie in allen schnellfließenden Flüssen dieses Landes bildet sich das Eis in ihm nicht zuerst an der Oberfläche, sondern am Boden; dann löst es sich dort los und steigt empor; die Menge dieser Eisschollen nimmt zu, und wenn die Kälte zunimmt, hängen sie sich an einander; der Frost verbindet sie fest und so bilden sie eine Eisdecke von bedeutender Stärke.

Ich fuhr über den Irtisch in einem sehr schmalen Boote, einem ausgehöhlten Pappelstamme; ein etwas beleibter Mann würde Mühe gehabt haben, Platz darin zu finden; man muß sich hinten hin setzen und zwei Kosaken mit schlechten Rudern führen das Fahrzeug; ich trat mit einiger Besorgniß hinein; man versicherte mich aber, daß nie ein Unglück geschehen sey. Jenseits des Irtisch, dessen Lauf sehr gekrümmt ist, gelangte ich auf 400 Fuß hohe Berge, traf auch mehrere Kirgisen, welche Viehheerden, besonders Pferde, hüteten. Eine solche Pferdeheerde wurde von meinen Kosaken auf 150 Stück geschätzt. Ihre Hüter ritten auf Ochsen. Die Kirgisen, die in dieser Gegend wohnen, zeigten durchaus keine Besorgniß bei unserer Ankunft, im Gegentheile sie bewiesen sich sehr freundschaftlich, besonders als ich ihnen auf ihre Bitte Tabak gab. Ein anderer dagegen, der wahrscheinlich aus dem Innern der Steppe und weniger an den Anblick Fremder gewöhnt war, erschrak ungemein, als er uns erblickte; er stürzte sich in den Fluß, schwamm über denselben und kam dann mit einem Begleiter zurück.

Zwei Kameele weideten in der Kirgisensteppe, die in dieser Gegend, so weit ich sie mit meinen Augen und einem Fernrohre übersehen konnte, keineswegs ganz eben ist; Hügelreihen erheben sich vielmehr hinter einander. Drei gingen von O. nach W.; sie sind nicht bewaldet oder doch höchstens nur mit kleinem Gebüsch bewachsen. Die Ufer des Irtisch und die eines kleinen namenlosen Flusses, den er aufnimmt, waren durch Weidenbäume beschattet. Die Vegetation fand ich fast ganz gleich mit jener in den Bezirken nördlich vom Irtisch. Ich wäre gern weiter gegangen und hatte bereits alle dazu nöthigen Maßregeln getroffen; aber es blieb mir keine Zeit mehr zu diesem Ausfluge über.

Als ich nach Ustkamenogorsk zurückgekommen war, besuchte ich den pristan oder Landungsplatz, der zwei Werst in W. am Fuße des Berges liegt. Eben waren zwölf mit Erz beladene Fahrzeuge angekommen. Sie holen dasselbe an dem Bergwerke zu Spranow und ist für die Schmelzhütten in Smejow rc. bestimmt. Von diesen Fahrzeugen trägt jedes 2000 Pud und legen jährlich neun Mal die Entfernung von 150 West zwischen Butkhtarminsk und Ustkamenogorsk in 14 bis 24 Stunden stromabwärts und in 8 bis 10 Tagen stromaufwärts zurück; im letztern Falle muß man sie ziehen. Man bringt sie nach Schulbinsk, wo sich ein großer Wald befindet neben dem, welcher sich von Barnaul von der Schmelzhütte Loktew bis an den Irtisch hinzieht.

Die Berge, an deren Fuße der Landungsplatz sich befindet, sind 650 Fuß höher als die Ebene, wo Ustkamenogorsk liegt, und 1882 F höher als der Meeresspiegel; ihr Abhang nach S. ist sehr steil. Von ihrem Gipfel aus übersah ich mit einem Fernrohre die Kirgisensteppe und bemerkte jenseits der Berge, von denen ich gesprochen habe, andere, die noch mit Schnee bedeckt waren.

Mir fiel in diesem Gebirge ein sehr merkwürdiges Echo auf. Das Wort, das man ausspricht, wird sehr laut und sehr deutlich wiederholt, dann von einer Höhe zur andern getragen und klingt so oft wieder, daß man es gar nicht zählen kann, besonders weil es von verschiedenen Seiten her zu gleicher Zeit und in verschiedener Stärke wiederholt wird. Dieses Gebirge heißt Prigormaia Sopka, wie mehrere andere in andern Gegenden, weil, wie man mir sagte, man das Vieh da in der Nähe zusammentreibt.

Ich machte auch einen Ausflug nach Krasuwiarsk, das einige hundert Schritte von dem Irtisch mitten unter isolirten Bergen liegt, deren höchster sich 600 Fuß über das Dorf erhebt. Ganz in der Nähe sieht man Spuren von alten Festungwerken, die man heut zu Tage für nutzlos hält. Die Kosaken, welche sonst die Grenze bewachten, sind friedliche Bauern geworden, doch müssen sie wie sonst Kriegsdienste thun, und man verwendet sie auch noch bisweilen, aber selten. Weiter hin hoben sich die Berge mehr und mehr.

Das schlechte Wetter trieb mich nach Ridderск zurück und ich sah mehrmals bis zum 15. Mai Schnee fallen; doch verschwand er bald wieder. Die Berge waren von Wolken umhüllt und die Flüsse ungemein angeschwollen; in der Nacht vom 21. zum 22. gefror es sehr stark. Den andern Tag konnte ich den Belki untersuchen, der für den höchsten Berg in der Umgegend gilt. In der Höhe von 4536 Fuß hören die Birken auf, bei 5500 F. findet man keinen Wald mehr und es wachsen nur noch hier und da einige ärmliche verkrüppelte Fichten; die Lärchenbäume waren noch sehr gerade. An mehrern Stellen des Waldes lag der Schnee über einen Fuß hoch; auch bedeckte er den Gipfel des Berges gänzlich, der 6631 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Man hat daselbst ein hölzernes Kreuz errichtet und dasselbe auf drei Seiten von einer fünf Fuß hohen Mauer von Steinen umgeben. Diese Einöde war von Schneehühnern, Alpengeiern und Bobais oder sibirischen Murmelthieren bewohnt. Dieses letztere sehr schüchterne Thier läuft bei dem geringsten Geräusche nach den Löchern und Felsenrissen, bleibt einen Augenblick am Eingange, pfeift und verschwindet.

In der Umgegend von Ridderск irrten Deserteurs umher; es verbreiteten sich beunruhigende Gerichte über dieselben; man sagte selbst, sie hätten die Kühnheit gehabt, Kronmagazine in Korgon zu plündern, und man fürchtete einen Angriff von ihnen auf Ridderск. Wegen meiner Person war ich nicht im Geringsten besorgt, weil mir einer meiner Führer schrieb, er sey mit denselben zusammen getroffen, ohne daß sie ihm etwas zu Leide gethan hätten; die Leute aber, die mich begleiteten, zeigten Besorgnisse, die mir nachtheilig werden konnten.

Den 8 Juni war das Wetter, das abscheulich gewesen, schöner und wärmer geworden; ich war mit meinem gewöhnlichen Gefolge und einem alten Dolmetscher aufgebrochen, der geläufig Kalmückisch sprach, und wendete mich nach den Alpen von Koksun. Diese Schneegebirge bilden einen Theil der Kette, welche die Wasserscheide zwischen dem Irtisch und Ob abgiebt; sie laufen von S. nach N.; in S. schließen sie sich zwei Alpenketten an, welche sich von O. nach W. erstrecken und mehrere Flüsse erzeugen; die südlichste bildet an dem westlichen Ende die Schneegebirge von Ulbinsk und Ridderск. Der westliche Abhang der Berge, in Koksun, ist nur mäßig steil; der östliche ist es weit mehr. Wir konnten fast in gerader Linie emporreiten; an mehrern Stellen war der Boden sumpfig. Einzelne Bäume finden sich fast bis zum Gipfel hinauf, der ein großes Plateau bildet. Das Wasser war gefroren. Früh um vier Uhr, bei sehr heiterm Himmel, stand der Thermometer etwas über Null; ich befand mich 6532 Fuß über dem Meere mitten unter zerbröckelten Felsenstücken. Von hier aus überblickte ich die ganze Kette des Altaï und seiner verschiedenen Aeste. Die Aeste von Tungusunsk und Ulbinsk schienen mir die höchsten zu seyn. Es war ein majestätisches Bild diese ungeheuern Massen, die sich über einander thürmten, und deren glänzendweiße Spitzen einen herrlichen Contrast mit dem frischen Grün der Abhänge der andern Berge und den schwarzen Schatten der tiefen Thäler bildeten. Nicht ohne Interesse bemerkte ich die Quelle des kleinen Koksun, die westlichste jener des Ob; ich folgte dem Thale, in welchem sie fließt, und traf dann die des großen Koksun. Ein Gipfel, welcher die Quelle des Tscharisch beherrscht, erhebt sich 7184 Fuß über das Meer. Wir hatten den 12. Juni.

Auf dem Rückwege von dem Gebirge bemerkten wir mehrere Reiter, die ersten Menschen, denen wir seit unserer Abreise von Ridderск begegneten. Wir erkannten in ihnen jagende Kalmücken; sie hatten ein Gespräch mit meinem Dolmetscher angefangen, der mit den Pferden unten geblieben war. Sie waren mit langen Flinten ohne Schloß bewaffnet, die mit einer Lunte abgebrannt werden, nahmen uns sehr freundschaftlich auf, nahmen mit Freuden Tabaksblätter an, und sagten uns, daß wir die ersten Jurten ihrer Landsleute in einer Entfernung von 20 Werst an dem Tscharisch finden würden. Sie fürchteten sich ungemein vor den Dieben, welche in dem Gebirge hausen, und würden schwerlich sich an uns gewagt haben, wären sie nicht von unserer Ankunft durch einige meiner Leute benachrichtigt worden, die ich mit den Packpferden vorausgeschickt hatte. Weiter hin entfernte sich ein anderer Kalmücke, der uns erblickte, sehr schnell, und erst nach lautem Rufen und nach langem Winken unseres Dolmetschers faßte er wieder so viel Muth, daß er auf uns zukam.

Den andern Tag fanden wir auf unserm Wege Kalmückenjurten und mehrere Tschuden-Gräber, die geöffnet und nach Gegenstände von geringem Werthe durchsucht worden waren. Auf einem Stangengerüste hingen Felle von Hasen, Schafen, Pferdehäute, Leinwandstücke, Lumpen von verschiedener Farbe, und andere Gegenstände, welche von den Kalmücken ihren Göttern geopfert werden.

Abends lagerten wir an einer Stelle, wo das Thal des Tscharisch eine Breite von vier Stunden einnimmt, als mehrere Kalmücken uns anredeten; wir äußerten gegen sie den Wunsch, Fleisch zu kaufen, das wir nöthig brauchten, sie antworteten aber, sie verkauften nichts, wollten uns jedoch ein Schaf schenken. Ich vergalt dies mit Tabak und Branntwein, was für sie sehr kostbare Geschenke waren. Sie schätzen den Tabak so hoch, daß sie ihn, um ihn zu schonen, häufig mit sehr fein geschnittenen Baumrindenstücken vermischen. Den andern Tag früh brachte ein Kalmücke das versprochene Schaf, schlachtete es und sammelte sorgfältig das Blut auf. Man füllt mit diesem die Eingeweide, läßt sie in dem Rauche trocknen und hebt sie als Wintervorrath auf. Ich gab dem Manne 16 Kauris, die Quantität, welche eine Kalmückin zu ihrem Schmucke verwendet; Faden von Gold und Seide, Nadeln und etwas Schwefel; er schien damit sehr zufrieden zu seyn. Von diesem Augenblicke an standen die Kalmücken ganz zu meinem Befehle.

Ich ließ ihren Saïsan (Fürsten oder Befehlshaber) einladen, mich zu besuchen; in meinem Zelte hatte ich einen Teppich ausbreiten lassen, damit er sich darauf setzen könne, und Filzdecken für die Leute aus seinem Gefolge. Es kamen zwei Saïsans auf einmal in Begleitung von

neun Personen; nach den gewöhnlichen Begrüßungen setzten sich alle mit gekreuzten Füßen nieder. Die Saisans waren in starke Seidenstoffe von China in bunten Farben gekleidet und diese Kleidungsstücke mit Fuchsfellen gefüttert und mit Zobel besetzt. Die Leute ihres Gefolges trugen grobes Tuch, und diese weiten, ziemlich langen Anzüge waren durch einen Gürtel zusammen gehalten, in welchem sie ihr Feuerzeug in einer ledernen Tasche trugen, die von chinesischer Arbeit und oft sehr hübsch, mit einem Schlosse versehen und mit Bronze oder Silber verziert war. Ihre schwarzen Halbstiefeln waren oben außerordentlich weit, so daß sie ihren Tabaksbeutel und ihre eiserne Pfeife hineinstecken konnten. Einer von ihnen verstand etwas Russisch; das Gespräch drehte sich um Berge und Flüsse.

Sie nahmen alle ihre Pfeifen, schlugen Feuer an, zündeten den Tabak an und begannen zu rauchen; dann schlug sich jeder mit der Pfeife an die Stirn und überreichte sie seinem Nachbar; dieser that zwei bis drei Züge daraus und gab sie dann mit derselben Ceremonie zurück. Die Saisans reichten mir mehrmals ihre Pfeifen, und obgleich ich nicht rauche, konnte ich sie doch nicht zurückweisen. Ich ließ ihnen Thee, Branntwein und Zwieback vorsetzen; jeder gab etwas davon seinem Nachbar und die Scene mit den Pfeifen erneuerte sich wieder. Erst verhielten sie sich ziemlich ruhig und anständig; der Branntwein aber machte sie allmälig lebendiger und ich sah sie endlich gern hinausgehen, um sich um ein Feuer zu setzen, das sie anmachten. Die beiden Saisans kamen jedoch bald in meine Hütte zurück; der eine bot mir ein Zobelfell, der andere ein Fuchsfell; ich reichte ihnen dafür Branntwein, Tabak, Seiden- und Goldfaden, Cauris, Blei, Flintensteine, Nadeln und verschiedene andere Kleinigkeiten. Sie konnten ihre Freude nicht verbergen und ließen mir durch den Dolmetscher sagen, sie schämten sich, mit so geringen Geschenken gekommen zu seyn, während ich ihnen so ansehnliche gegeben habe. Die Präliminarien erleichterten die Unterhandlungen und sie versprachen mir den andern Tag vier Leute und sieben Pferde. Als sie zu ihren Leuten zurückkamen, wurde ihre Freude noch lärmender, besonders als sie mehrere Gläser von ihrem Araku oder Milchbranntwein getrunken hatten. Ich sollte denselben auch kosten, aber schon der Geruch war mir zuwider. Sie brachen erst in der Nacht wieder auf, nachdem sie mir mehrmals ihren Dank wiederholt hatten.

Wenn die Vorliebe der Kalmücken für das Nomadenleben ein Hinderniß für ihre Civilisation ist, so ist ihre unmäßige Trinksucht ein nicht minder großes Hinderniß. Man hat mich allgemein versichert, daß es im Sommer schwer halte, einen reichen Kalmücken nüchtern zu finden, was bei einer Reise in diesen Gegenden alle Verbindungen mit ihnen sehr unangenehm macht, besonders wenn man Saisans braucht, da diese einander fortwährend Besuche machen, um Araku zu trinken, den sie in den langen Wintern entbehren, weil sie zu dieser Zeit keine Milch erhalten. Sie ziehen den russischen Branntwein vor, der viel stärker ist, und um diesen zu erhalten, würden sie alles hergeben, was sie besitzen, wäre es nicht streng verboten, den Kalmücken Branntwein zu verkaufen. Dieses Verbot erstreckt sich auch auf das Schießpulver. Dies wissen sie jedoch zu verfertigen, wenn es auch schlecht ist.

Ihre Fehler, wie die Trunksucht, die Abneigung gegen ein arbeitsames Leben und die Unreinlichkeit, werden durch andere Eigenschaften ausgeglichen, wie die Ehrlichkeit, die Freundlichkeit und die Gefälligkeit, die sie nach meinen Beobachtungen in hohem Grade besitzen.

Den andern Tag Mittags erschienen die mir versprochenen Männer und Pferde. Als Lebensmittel auf der Reise hatten sie ein geschlachtetes Schaf mitgebracht, das einer der Leute hinter sich auf das Pferd legte, ohne es zu verdecken, so daß es der Sonnenhitze, dem Staube und den Fliegen ausgesetzt und in unmittelbarer Berührung mit dem schwitzenden Pferde war.

Ich trat in eine der Kalmückenjurten, auf die wir trafen; man weiß, daß der Bau derselben sehr einfach ist; mehrere Stangen, die man mit ihrem obern Ende zusammenbiegt, werden mit Filz belegt und bilden so eine Wohnung, welche vor die Kälte des Winters, vor den Stürmen des Herbstes selbst in diesen rauhen Berggegenden schützen soll. Das Feuer brannte an der Erde. Der Besitzer war abwesend; ich fand nur sein Frau, deren Kinder und einen Diener; man zupfte eben Wolle zu Filz.

In dieser Jahreszeit steht der Destillirapparat gewöhnlich über dem Feuer. Beim Eingange in die Jurte sieht man einen ungeheuern Schlauch von ungegerbtem Leder; ein Schaffell bedeckt da, wo das Haar ist, die Oeffnung dieses Schlauches, den man nie ausleert und nie auswäscht, damit die Milch desto eher darin sauer werde; man gießt alle die Milch hinein, die man nicht sogleich braucht, und schüttelt sie oft um, damit die Gährung beschleunigt werde. Dieses Getränk, dessen Geruch höchst unangenehm ist, heißt Kumis, und durch Destillation erhält man davon den Araku (Milchbranntwein), der durchsichtig und farblos ist.

Dem Eingange gegenüber hängt ein sehr grob in Holz geschnitztes Götzenbild; am obern Theile befindet sich etwas, das einem Kopfe ähnlich sehen soll und wo man ein Paar Augen von Glas oder Korallen eingesetzt hat. Gewöhnlich hängt eine Opfergabe daneben, z. B. ein Eichhörnchenfell oder eine Adlerklaue; Koffer und Kisten mit allen Reichthümern der Familie stehen in der Jurte herum auf Stangen etwas über dem Boden erhöht; rohe und gegerbte Thierfelle, wie Filzdecken dienen der Familie als Bett. Einige meiner Leute verlangten Milch und die Frau schöpfte etwas aus einem dastehenden eisernen Gefäße; der Kalmücke bekam etwas aus dem Schlauche. Ohne sich weiter um uns zu bekümmern, setzte sich die Frau an das Feuer und rauchte ihre Pfeife; ich ließ ihr Tabak geben, und sie nahm ihn ohne etwas zu sagen. Bei dieser und mehrern andern Gelegenheiten habe ich bemerkt, daß die Kalmückinnen meist sehr bescheiden und schüchtern sind; die Geschenke, die man ihnen giebt, bringen sie gewöhnlich in Verlegenheit und erregen gar ihre Besorgniß.

Die charakteristischen Züge des Kalmückengesichtes, eine eingedrückte Stirn, schiefstehende Augen, vorspringende Backenknochen, können allerdings keinen Anspruch auf Schönheit machen, wenigstens nach der Meinung der Europäer. Doch sind die Frauen nicht so häßlich als man sich einbildet. (Taf. 3. Abbild.)

Der Anblick der ärmlichen Jurte, in welche nie ein Lichtstrahl dringt, wenn es das schlechte Wetter nöthig macht, daß man das Loch für den Abzug des Rauches und die Thüre schließt, darf nicht auf die Idee führen, die Noth und Armuth nöthigten die Kalmücken, in solchen Hütten zu leben, die im Winter vor der Kälte nur durch den Schnee geschützt sind, welchen man darüber aufhäuft, und wo das Quecksilber oft gefriert; nein, es geschieht nur aus Gewohnheit und aus Anhänglichkeit für ihre Heerden, die sie nicht verlassen wollen und die immer im Freien bleiben. Uebrigens leben sie im Wohlstande mit Ausnahme derer, welche faul und trunksüchtig sind; diese vertauschen ihr Vieh gegen Branntwein, der ihnen insgeheim zukommt, trotz allen Verboten, und für den sie ihr Vieh und ihre Pelzwaaren ganz wohlfeil hingeben. Die Kalmücken, welche große Heerden besitzen, verkaufen Pferde, Schafe und Rinder oft für mehr als tausend Rubel auf einmal, und da die Regierung sie schützt, so giebt es unter ihnen reiche Leute; doch dies übt durchaus keinen Einfluß auf ihre Lebensart. Sie lieben das Nomadenleben zu sehr, als daß sie demselben entsagen sollten; einige haben sich in der Nähe von Kuznatsk niedergelassen und das Christenthum angenommen, aber sie sind weder arbeitsame Ansiedler, noch wahre Christen und führen ein unglückliches Leben.

Als wir wieder aufgebrochen waren, bat mich mein kalmückischer Führer um die Erlaubniß, singen zu dürfen; ich gab sie gern, um ihren Gesang kennen zu lernen, aber ich konnte nichts Eigenthümliches in der Melodie finden. Der Gesang bestand nur in einigen Worten, die mit gellender Stimme ausgesprochen wurden, bald höher, bald tiefer, und immer mit mehr oder minder offenem Munde.

Die Kalmücken sind sehr heiter und sehr gute Reisegefährten, denn nie grollen sie und fürchten keine Mühe und Anstrengung. Dabei sind sie treffliche Reiter und scheuen sich nicht, im Galopp die steilsten Höhen

hinunter zu reiten; vor dem Wasser aber fürchten sie sich und sie schwimmen deshalb nicht durch reißende Flüsse.

Auf unserer Weiterreise begegneten wir mehrern Kameelen mit zwei Höckern, die selbst im Winter in diesen Gegenden bleiben. Am 3. Juli war ich nach Riddersk zurückgekehrt.

Am 12. reiste ich wieder ab, um den Korgon zu besuchen. Am 21. in einem nahen Dorfe hatte ich das Unglück, als ich früh durch das Fenster sah, den Gipfel des Khasinsk und andere Berggipfel mit Schnee bedeckt zu sehen, der in der vorigen Nacht gefallen war. Nichts destoweniger setzte ich den Marsch fort; das Gras war vom Reife weiß. Nachdem ich über mehrere Schneespitzen gestigen war, gelangte ich zu dem Korgon, einer weiten Hochebene, von deren Seiten mehrere große Flüsse herabkommen; er bildet die Wasserscheide zwischen dem Ob und Irtisch; in SO. schließt er sich an den Koksun an. Man ist hier ungefähr in der Mitte des Kleinen Altaï. Von der Verlängerung seines Ostendes fließt der Selenga herab.

Ich hatte viel Mühe in den nahen Dörfern Führer zu finden; die Personen, welche an Bergreisen in Europa gewöhnt sind, würden sich über alle die Vorsichtsmaßregeln wundern, die man hier nehmen muß, um eine Bergkette von nur 7000 Fuß Höhe zu übersteigen; aber das Clima und der Bau des Landes, das ich durchreiste, setzten mir Hindernisse entgegen, die in den südlichern Gegenden weit seltener sind. Hier kennt Jeder nur die Gegend bei seiner Wohnung, und zwischen den besuchten Räumen giebt es mehrere, von denen man blos hat sprechen hören, was viele sehr lästige Irrungen veranlaßt, wenn man einmal auf dem Wege ist; die steilen Abhänge dieser rauhen Gebirge und ihre sumpfige Beschaffenheit bringen den Fremden oft in eine sehr kritische Lage. Wer sich in diesem Gebirge verirrt, darf nicht hoffen, Jemanden zu begegnen, und selbst wenn er sich in einem bekanntern Orte befindet, wo man der Sage nach gewissen Richtungen folgt, die zu Dörfern oder Jurten der Kalmücken oder in Gegenden führen, die der Jagd oder des Fischfangs wegen häufig besucht werden, so bleibt immer die Möglichkeit, im Falle eines Unglücks keine Hilfe zu finden, so dünn ist das Land bewohnt. Die Kalmücken führen ihre Heerden nicht auf den Korgon; wenn man sie um den Grund fragt, so antworten sie: „weil unsere Vorfahren nicht dahin gegangen sind und kein Kalmücke sich dahin wendet.“ Ich hatte auch keine Karte, auf welcher die Bergketten und Flüsse genau angegeben gewesen wären.

Den 29. Juli war ich wieder in Riddersk und den 4. August reiste ich nach Ustkamenogorsk weiter. Hier schiffte ich mich auf dem Irtisch ein und fuhr diesen Fluß hinauf. Die Böte, deren man sich bedient, sind ausgehöhlte Pappelstämme und so breit, daß zwei Personen bequem neben einander sitzen können. Das Kupferbergwerk in Bukhtarminsk wird wenig bearbeitet, man hat aber dabei die reiche Silbergrube Syrenowsk, 60 Werst am Ende einer Salzebene zwischen dürren Gebirgen, 3951 Fuß über dem Meere. Es ist dies der höchste Punkt des Altaï, wo es feste Wohnungen giebt; man zählt daselbst zehn Güter. Die Gerste, der Hafer, der Roggen, der Sommerweizen und der Hirse werden mit Erfolg angebaut; in den Gärten zieht man Kohl, Zwiebeln, Gurken, Mohn und Kürbisse. Der Berg Kolsum schützt das Dorf vor den Nordwinden. Ich bemerkte, daß man hier wie in dem übrigen Altaï die Felder nie düngt; fängt ein Stück an, wenig Ertrag zu geben, so bebaut man ein anderes.

Welche Verschiedenheit in dem gegenwärtigen Aussehen und dem vor funfzig Jahren! Damals war es eine Einöde, in welcher sich nur wilde Thiere aufhielten, und die nur von Nomaden durchzogen wurden. Diese Einöde trennte zwei ungeheuere Reiche, und doch bekleiden herrliche Wälder die Berge; die Thäler sind reich und mehrere Ebenen fruchtbar. Gegenwärtig leben die Bewohner der beiden Staaten freundschaftlich neben einander. Die Chinesen haben sich nicht fest da niedergelassen; die Regierung schickt sie von weit her dahin und sie bringen nur einige Monate da zu, um die Grenze an dieser Seite zu bewachen. Sie kaufen von den Russen die Waaren, welche sie brauchen. Die letztern finden so einen leichten und vortheilhaften Abzug für die Erzeugnisse ihrer Felder und Gärten. Man sieht häufig Bauern in chinesische Stoffe, selbst Seidenzeuge, gekleidet und in ihren Wohnungen Porzellan. Sie haben sich die Reinlichkeit und selbst das Gesuchte angeeignet, das gewöhnlich die Folge des Wohlstandes ist. Ob es gleich keine Schulen bei ihnen giebt, so können doch alle lesen und viele können auch schreiben. Der Bergbau übt auch einen vortheilhaften Einfluß auf das Glück dieses Landes; die Industrie ist sehr thätig und die mechanischen Künste dehnen sich alle Tage weiter aus.

Am 20. August war das Wetter sehr schön, aber alle Nächte die Erde noch immer bereift. Man mußte fürchten, daß es auf den Bergen schneie, wenn sich das Wetter ändere; doch wollte ich über dieselben reisen, um auf das chinesische Gebiet zu gelangen. Der erste Posten liegt nur 50 Werst von Fytalba am linken Ufer der Bukhtarma. Man hatte mir gesagt, das beste Mittel, um zugelassen zu werden, sey, als Kaufmann zu erscheinen; ich nahm also Leder, Blei, Beile und andere Gegenstände, meist von Eisen, mit mir, deren Ausführung erlaubt ist. Ich hätte gern auch mein Barometer mitgenommen, aber ich ließ es, wie meine andern Instrumente, zurück, um keinen Argwohn zu erregen. Nachdem ich den Listwega überstiegen hatte, ein Schiefergebirge, dessen Gipfel sich 6000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben und das jetzt von Schnee bedeckt war, stieg ich nach den Ufern der Bukhtarma hinunter. Dieser von Birken, Weiden und Pappeln begrenzte Fluß ist sehr reißend und bildet grüne waldreiche Inseln, ist also nicht tief. Seine Breite beträgt 350 Fuß. Wir ritten hindurch; das Wasser ging unsern Pferden bis an den Bug. An dem chinesischen Ufer ließ ich anhalten und schickte einen meiner Führer zu dem zwei Werst entfernten Posten, um zu fragen, ob es mir erlaubt sey, weiter zu reisen und meine Waaren zu verkaufen. Mein Abgeordneter kam bald mit einer günstigen Antwort von Seiten des Commandanten, eines Obersten, zurück.

Dieser Posten, Dschinghis Tel genannt, befindet sich in einer Ebene, die so dürr ist, wie die am rechten Ufer der Bukhtarma; sie reicht bis an die 7 Werst von diesem Flusse entfernten Gebirge und erstreckt sich so weit das Auge trägt, von NO. nach SW.; ihre höchsten Spitzen waren von neugefallenem Schnee bedeckt. Die Provinz, in welcher ich mich befand, heißt Khob Do.

Die Besatzung des Postens bestand aus 70 Mann, theils Mongolen, theils Kalmücken; in geringer Entfernung davon hatten chinesische Kirgisen ihre Zelte aufgeschlagen. Die Casernen der Garnison bestehen entweder in kleinen hölzernen Häusern, deren Fenster immer mit Papier verklebt und von außen mit Strohdecken verhängt sind, oder aus Erdhütten. Von den meisten Hütten flaggte auf einer acht Fuß hohen Stange eine kleine Fahne von grüner Seide.

Bei meiner Ankunft umringten mich die chinesischen Soldaten, welche ganz ohne Waffen waren. Ihre durch einen Gürtel zusammen gehaltenen Röcke, die nur bis an die Knie gingen, waren alle von verschiedenen Farben. Die Neugierde, einander zu sehen, war von beiden Seiten gleich groß; als ich aber sah, daß man meine Kleidungsstücke und selbst mein Hemd genauer untersuchen wollte, zog ich mich langsam zurück, was sie dann auch thaten. Indessen trat der Dolmetscher, ein Mann von 82 Jahren, vor und führte mich zu dem Commandanten, der auf europäische Weise dasaß. Er trug sehr feines blaues Tuch, und seine Tracht glich der, welche man in der Beschreibung jeder Reise nach China abgebildet sieht. Ich grüßte ihn; er blieb unbeweglich, nickte nur ein wenig mit dem Kopfe und winkte mir, an seiner Rechten Platz zu nehmen. Ein Männchen neben ihm wurde mir als sein erster Diener vorgestellt; derselbe war fast gekleidet wie der Oberst selbst; zu seiner Linken auf etwas niedrigen Sitzen befanden sich zwei vornehme Kalmücken. Das ganze Haus war nur 10 Fuß lang und 10 Fuß breit, und bestand blos aus einem einzigen Gemache, dessen oberer Theil zwei Fuß hoch mit allen Arten Kisten gefüllt war, während der Thür gegenüber Kissen lagen, die wahrscheinlich in der Nacht statt der Betten dienten. In der Mitte des

kleinen Raumes brannten Kohlen innerhalb einer Balustrade und darüber hing ein Kessel.

Man bot uns Thee an, der außerordentlich schwach, ohne Zucker und ohne Milch war. Ich wurde über den Monarchen, dem ich diene, und über meinen Rang gefragt. Diese Fragen richtete der Commandant an seinen ersten Diener, der sie weitläufiger dem Dolmetscher mittheilte. Ebenso machte ich es mit meinen Antworten, die durch den Mund meines Dieners gingen, dem ich streng verboten hatte, seiner Seits irgend eine Frage zu stellen. Der Commandant sagte mir, er sey direct von Peking gekommen und zwei Monate unterwegs gewesen, obgleich die Courriere die Entfernung in vierzehn Tagen zurücklegen. Auf die Frage nach dem Zwecke meiner Reise in diesen Gegenden, antwortete ich, ich wünsche Pflanzen im Altai zu sammeln, und als ich gefragt wurde, ob ich heilsame gefunden habe, bejahete ich dies und brachte das Gespräch auf den Rhabarber. Die Leute wußten nichts von dieser Wurzel oder stellten sich doch, als ob sie nichts davon wüßten. Während der Unterredung schenkte ein Diener fortwährend Thee ein; ich sprach demselben nicht eben sehr zu. Dann rauchten alle aus kleinen bronzenen Pfeifen.

Da man mich fragte, ob ich Waaren und welche mitgebracht habe, bat ich, man möge mir eine Stelle anweisen, wo ich mein Zelt aufschlagen könne. Man schlug mir eine ganz neue Kirgisenjurte vor. Ich nahm dieses Anerbieten gern an und beurlaubte mich von dem Commandanten, der auch da eben so unbeweglich blieb, wie bei meinem Eintritte. Sein Dolmetscher folgte mir und bald sammelte sich eine Schaar von Mongolen, Kalmücken und Kirgisen, die meine Waaren zu sehen wünschten; da es aber schon spät war, so rieth mir der Dolmetscher, allen Handel auf den nächsten Tag zu verschieben. Als er allein mit mir war, tractirte ich ihn mit Branntwein, weil man mir in Fykalba erzählt hatte, er liebe denselben sehr; um ihn noch mehr zu fesseln, versprach ich ihm ein Beil, eine Zange und ein Vorlegeschloß, auch versicherte ich ihn, er solle das Vorkaufsrecht haben.

Durch ihn erfuhr ich, ein Geschenk werde den Commandanten nicht unangenehm seyn, auch werde er dasselbe erwiedern und ich die Erlaubniß erhalten, bis zu den benachbarten Bergen zu gehen. Ich überbrachte dem Officier einen Pfeifenkopf von Bernstein und ein Zobelfell; da wiederholte er sein Versprechen, mir den andern Tag einen Führer zu geben.

Kaum war ich in meine Wohnung zurück, als mir der Diener des Commandanten eine dicke brennende Kerze auf einer eisernen Spitze brachte, welche ein 5 Zoll hohes und 7 Zoll langes Kästchen von schwarzem Lack trug. Die Nacht verging ziemlich ruhig. Mit Tagesanbruch kam der alte Dolmetscher, um mich um Branntwein zu bitten; andere Leute erschienen ebenfalls; ich mußte meine Waaren ausbreiten; leider hatten sie als Tauschmittel hauptsächlich Backsteinthee, Rauchtabak, Drehseide und weißen und blauen Damast mitgebracht. Mit diesen Gegenständen bezahlt nämlich die chinesische Regierung den Sold ihrer Truppen. Die Messer, jene kleinen Elfenbeinstäbchen, welche die Stelle der Gabeln vertreten, die kleinen Ledertäschchen zum Feuerzeuge, und die Schnupftabaksdosen aus so verschiedenem Stoff und von so verschiedener Gestalt fanden sich Verhältniß nur in geringer Quantität. Im Ganzen war ich mit dem Resultate meines Tauschhandels nicht unzufrieden.

Noch war er nicht zu Ende, als der Commandant, der mir sein Geschenk schon geschickt hatte, eintrat, um mir seinen Besuch zu machen; er grüßte mich nicht, sondern setzte sich, ohne ein Wort zu sagen, mit übereinandergeschlagenen Beinen auf einen Teppich neben mich. Ich ließ ihm Thee mit Zucker vorsetzen; das war ihm etwas ganz Neues und er fand Geschmack daran wie die beiden vornehmen Kalmücken, und bald blieb mir nur ein Stück übrig, weil auch viele gemeine Chinesen zu mir drangen und diese so gut zulangten, daß die letzten Tassen nicht mehr süß gemacht werden konnten. Tassen von grobem Porzellan und ein Packet Thee bildeten das Geschenk des Commandanten. Er ließ sich wegen des geringen Werthes dieser Gabe damit entschuldigen, daß er erst einige Monate an diesem Orte wohne und nicht viel bei sich habe.

Während seines Aufenthalts bei mir ersuchte ich ihn nochmals um die Erlaubniß, die Gebirge besuchen zu dürfen, und sogleich befahl er einem der vornehmen Kalmücken und einem andern, sich bereit zu halten, mich dahin zu begleiten. Da er keinen Thee mehr mochte, so ließ ich ihm Chocoladentäfelchen geben. Er besah dieselben neugierig und fragte mich, was es sey und woher es komme; ich belehrte ihn und ersuchte ihn, die Täfelchen zu kosten, als plötzlich draußen ein großer Lärm unsere Aufmerksamkeit erregte. Ich fürchtete einen Streit zwischen meinen Leuten und den Chinesen und wollte mich überzeugen, als der Commandant, der wahrscheinlich errieth, was vorging, schnell aufstand und sich hinausbegab. Ich erfuhr von dem Dolmetscher, man habe die Nachricht von der baldigen Ankunft eines Generals erhalten, der die Grenzpostenlinie besuche, und der Commandant gebe die nöthigen Befehle. Er setzte hinzu, ich werde am besten thun, wenn ich auf das russische Gebiet zurückkehre, weil, wenn der General mich hier treffe, die Folgen für den Commandanten und mich nur unangenehm seyn könnten. Er schlug mir sogar vor, mich eine Zeit lang hinter dem Gebüsch an der Bukhtarma versteckt zu halten, weil ich keine Geschenke für einen General habe, und dessen Abreise abzuwarten. Dies hielt ich jedoch für gefährlich wegen der vielen Pferde, die ich bei mir hatte; übrigens konnte ich auch durch Jemanden verrathen werden und ich mochte keineswegs als Gefangener die Reise nach Peking machen. Uebrigens war ich überzeugt, daß die chinesische Regierung durch Kalmücken bereits von meiner und eines andern Naturforschers Anwesenheit in dem Altai benachrichtigt sey, und deswegen hatte ich ganz offen die Frage über meinen Aufenthalt in dieser Gegend beantwortet; mein Gesuch, die Berge zu besuchen, war ja auch günstig aufgenommen; freilich wurde jetzt die Erlaubniß des Generals dazu nothwendig. Da es mir an den Mitteln fehlte, dieselbe zu erhalten, so ließ ich meine Pferde satteln und mein Gepäck aufladen; dann eilte ich zu dem Commandanten, der seine gewöhnliche Ruhe wieder angenommen hatte, nahm Abschied von ihm und schlug den Weg nach dem Flusse ein. Ich kam nach Fykalba, zufrieden mit meiner Aufnahme auf dem chinesischen Gebiete, zurück.

Den andern Tag schlug ich den Weg nach Syrenowsk ein, erreichte dann die Ufer des Irtisch und schiffte mich nach Ustkamenogorsk ein. Den 30. August war ich wieder in Riddersk.

Den 9. Septbr. reiste ich von neuem ab, über die Berge, und befand mich an dem Ufer des Sees Kolywan. Er liegt 1105 Fuß über dem Meere, ist fast kreisrund und hat 6 Werst im Umfange; sein westliches Ufer ist flach; an dem nördlichen und östlichen erheben sich Granitfelsen, die sich nach dem südlichen hinziehen, wo sie eine Höhe von beinahe 700 Fuß erreichen; sie sind mit Tannen bewachsen. Von der Nord- und Nordwestseite gesehen, hat der See einen höchst malerischen Anblick; im Hintergrunde bemerkt man große Gebirgsmassen und weiter hin die schneeigen Gipfel des Korgon. Die Oberfläche des Sees ist im Allgemeinen ruhig und klar; längs seiner Ufer wachsen hier und da Rohr und Nenufars, und an der nach SO. gerichteten Hälfte ist die Wassernuß außerordentlich häufig. Die Früchte dieser Pflanze werden gegessen; man bringt sie auf den Markt nach Smejow.

Man behauptet, der See habe keinen Ablauf; Pallas aber sagt, es befinde sich einer in der Nischnaja Koliwanka, welche in die Loktewka fällt. Vielleicht trocknet der kleine Fluß im Sommer ein. (Taf. 2. Abb.)

Von Smejow reiste ich nach Loktewsk, das mitten in einer Steppe liegt und wo sich eine Schmelzhütte für das Silber, so wie ein Kupferbergwerk befindet. Reiset man in der Steppe hin, so bemerkt man an verschiedenen Stellen Salzincrustationen, welche den Boden weiß machen; sie werden um so häufiger, je näher man einem See kommt, der in dieser Jahreszeit mit einer weißen Kruste überzogen ist. Die Pflanzen, welche man findet, sind dieselben wie die am Meeresufer und alle waren mit Bittersalzkrystallen bedeckt. An mehrern Stellen hatte es sich bereits von der Erde getrennt und man konnte es in seiner ganzen Reinheit sammeln. Die Erntezeit in dieser ganzen Gegend war nahe und der Boden bereits

so ausgetrocknet, daß man überall gehen konnte, ohne tief einzusinken. Ich ging durch das Bett des Sees, das dieselbe Vegetation gewährte, wie die Ufer. Die Länge beträgt ungefähr eine Werst und die größte Breite 200 Klaftern. Der Regen und das Schneewasser spülen von der Erde Salztheilchen weg, welche, sobald das Wasser durch die Trockenheit verdunstet ist, liegen bleiben. Man sammelt alle Jahre 2000 Pud von diesem Salze; 1000 davon verwendet man in den Glashütten zu Barnaul; 1000 werden gereinigt und an die Apotheker in Sibirien und andern Ländern verschickt.

Die vorgerückte Jahreszeit rieth mir, nach Barnaul zurückzukehren. Wir hatten den 22. Septbr.; den nächsten Tag bedeckte der Schnee die Steppe, die zur Rechten von einem Fichtenwalde begrenzt war. Der Boden ist bald lehmig, bald sandig; man sieht nicht den kleinsten Bach; von Zeit zu Zeit trifft man nur auf Salzteiche, deren Menge unzählbar ist. Ueberall stehen Dörfer an den Ufern der größten Ihr Wasser ist nicht gleich; hier ist es ziemlich süß, dort enthält es viel gewöhnliches Salz, an einem dritten Orte eben solches und zugleich Bittersalz, so daß es nur von den daran gewöhnten Thieren getrunken werden kann. Deshalb graben alle Dörfer Brunnen, eine Eigenthümlichkeit, die mich lebhaft an die Entfernung der Berge erinnerte, wo die Wohnungen immer an den Ufern reißender Flüsse liegen. Den 26. Septbr. kam ich in Barnaul an.

(Barnaul.) Diese Stadt, welche 1822 Hauptort des Kreises wurde, liegt an dem linken Ufer des Ob und an dem Einflusse der Barnaulka, 366 Fuß über dem Meere in einer Sandebene. Sie gehört zu dem Gouvernement Tomsk, in allen Bergwerkssachen aber zu Kolywan, das unmittelbar unter dem kaiserlichen Cabinet in St. Petersburg steht. Der Oberbefehlshaber dieses Bezirks ist zu gleicher Zeit Civilgouverneur von Tomsk, residirt gewöhnlich in Barnaul und begiebt sich nur zuweilen in den Hauptort des Gouvernements.

Die größte Kälte, die ich in Barnaul erlebt habe, war 23° unter Null in der ersten Hälfte des Novembers; man erzählte mir aber, das Quecksilber gefriere jeden Winter drei bis viermal. Indessen ist diese Temperatur nicht so empfindlich als man glauben sollt, da die Luft ganz ruhig ist; wird sie so streng, daß das Quecksilber gefriert, so ist die Atmosphäre so trübe und dicht, daß die Sonne nur um Mittag ein Paar Stunden durchzudringen vermag. Im Sommer ist die Hitze gewöhnlich drückend.

Alle Küchengewächse und selbst die Wassermelonen gedeihen sehr gut; die Obstbäume sind nicht häufig, aber wohl mehr aus Nachlässigkeit der Landleute, als wegen des Climas.

Die Schmelzhütte, die Bergwerkschule, das Hospital und das Bergwerksgebäude sind sehr schöne Gebäude; man hat die Absicht, andere zu bauen; ein Museum enthält eine große Menge merkwürdiger Gegenstände, wie schöne Erzstufen verschiedener Arten aus dem Ural und Altaï, ausgestopfte Thiere, Maschinenmodelle, eine öffentliche Bibliothek, verschiedene Kunsterzeugnisse, Waffen, Instrumente, Kleidungsstücke der eingeborenen Völkerschaften Sibiriens, und Alterthümer aus Gräbern.

Von 1745 bis 1816 war die Menge des Silbers, welche die Schmelzhütte jährlich liefern mußte, nicht bestimmt; 1817 wurde sie auf 1000 Pud festgesetzt, worunter sich etwa 25 Pud Gold befanden, das erst in der Münze von St. Petersburg davon geschieden wird. Die Totalsumme des goldhaltigen Silbers, das die Minen dieses Landes von 1745 bis 1825 geliefert haben, betrug 62,777 Pud, 22,354 Pfund.

Im Jahre 1766 wurde in Susun eine Münze angelegt, in welcher man Kupfermünzen für diese Gegenden schlug; bis 1807 war der Ertrag bald mehr, bald minder bedeutend. Seit 1808 müssen jährlich für 250,000 Rubel gemünzt werden.

Bis zum Jahre 1808 wurde das zur Absonderung des Silbers nöthige Blei von Nertschinsk geschickt, was sehr bedeutende Transportkosten verursachte; seitdem hat man aber Blei in den Minen von Kolywan gefunden. Sie liefern auch Eisen, das zu den Arbeiten hinreicht. Denken kann man sich, daß eine ungeheuere Menge Holz und Kohlen verbraucht wird. Von Kohlen braucht man 260,000 Körbe, jeden zu 20 Pud gerechnet; dazu kommen noch 400,000 Pud zur Beschleunigung des Schmelzens.

Der Gesellschaftston in Barnaul ist vortrefflich. Die Einwohner führen ein sehr angenehmes Leben; nirgends habe ich die Gastfreundschaft in solcher Ausdehnung ausüben sehen. Alle Regierungsbeamte schienen sehr freundschaftlich unter einander zu leben; auch sind sie gegen die Fremden sehr zuvorkommend. Da die Unterhaltung der Pferde nicht viel kostet, so sind die Equipagen sehr zahlreich.

Zu Ende des Decembers reiste ich von Barnaul ab, um nach Europa zurückzukehren.

Kapitel IX.

Sibirien. — Ustkamenogorsk. · Bukhtarminsk. — Russische Posten. — Ausflug nach dem chinesischen Gebiete. — Der Nur-Saïsan. — Ruinen von Ablaïkit. — Semipalatinsk. — Die Steppe Dsungarie. — Zusammentreffen mit Kirgisen. — Der Dschingis Tau. — Kirgisen-Lager. — Kar Karaly. — Russischer Posten. — Smaragden von Altyn Tube. — Colonie von Kar Karaly.

Der Dr. Meyer, der den Herrn Ledebour begleitet hatte, unternahm eine Reise nach der Kirgisensteppe. Den 18. März 1826 reiste er mit dem Dr. Bunge von Barnaul ab und am 4. April waren sie in Ustkamenogorsk. Dieses Fort wurde 1729 auf einem Hügel am rechten Ufer des Irtisch etwas oberhalb dessen Vereinigung mit der Uba angelegt. Es ist ziemlich groß und hat eine steinerne Kirche; alle Häuser sind von Holz, klein und meist von Soldaten bewohnt. Eine halbe Werst nach O. liegt die Stadt und der Slobod der Kosaken, die den Ueberschwemmungen des Irtisch ausgesetzt sind. Die Einwohnerzahl der Stadt und des Forts beträgt 1740 Personen; sie ist der Hauptort eines Kreises, in welchem Nomaden-Kirgisen herumziehen, die dem Kaiser von Rußland Treue geschworen haben. Der Ort treibt einigen Handel mit den Chinesen, Kirgisen und Tataren von Taschkend.

Ich folgte der Schanzenlinie bis Bukhtarminsk am rechten und steilen Ufer der Bukhtarma, eine Werst von dem Irtisch, in einer von Bergen umringten Ebene. Bald war ich über die beiden Flüsse und mit einer achtunggebietenden Bedeckung besuchte ich immer weiter die russischen Posten in der Kirgisensteppe. An der andern Seite liegen chinesische Schanzen mit Mandschu- und mongolischen Soldaten. Die Kirgisen leben sehr freundschaftlich mit den Russen und Chinesen. Zwei Officiere der letztern mit zwei Soldaten kamen zu einem Posten, wo wir Halt gemacht hatten, um dem Commandanten einen Besuch abzustatten. Mein Fernrohr interessirte sie sehr; sie sagten, man verfertige solche Gläser auch in ihrem Vaterlande, das meinige sey aber viel besser.

Merkwürdig scheint es, daß die Russen auf dem chinesischen Gebiete jagen und fischen dürfen, das Räthsel erklärt sich aber leicht, wenn man weiß, daß jedes russische Fahrzeug, daß den Irtisch hinauffährt, den Mandschus ein Maas Salz von 30 Pfunden liefern muß. Ueberdies empfängt der chinesische General, unter dessen Aufsicht alle diese Posten stehen, ein Geschenk von 500 Rubeln, Confect und andere Kleinigkeiten. Die Manschus treiben auch einen kleinen Handel mit den Russen; sie tauschen Porzellantassen, Backsteinthee, Tabak und Seidenzeuge gegen verschiedene Gegenstände aus, unter andern Rückenflossen von Störren, die sie leidenschaftlich lieben. In Folge davon dürfen die Russen in dem Nur-Saïsan und selbst in dem obern Irtisch fischen, ohne gehindert zu werden.

Nachdem ich von dem chinesischen Commandanten umsonst — da ich nicht des Fischfangs wegen kam — die Erlaubniß erhalten hatte, Aus-

flüge auf sein Gebiet zu machen, wurden wir in den Jurten der Kirgisen sehr gut aufgenommen. Dann reisten wir über sandige Strecken und Steppen voll Salzpflanzen und gelangten zu dem Nur-Saisan. Dieser See, der nur eine große Erweiterung des Irtisch ist, hat nichts Merkwürdiges an sich. Nach dem Berichte der Fischer sind seine Ufer überall eben, zwar erheben sie sich hier und da, aber nie über 20 Fuß. Bei der Mündung des Irtisch und sonst häufig ist der Boden sumpfig, mit Binsen und Rohr bedeckt und von wilden Schweinen bewohnt.

Ich reiste in einer benachbarten Ebene weiter, die sich über 15 Werst erstreckt, und gelangte dann in eine offenbar noch niedrigere Gegend, die im Frühjahre von dem Regen- und Schneewasser überschwemmt wird. Man sah daselbst noch eine Menge kleiner Teiche voll Salzwasser, das selbst von den Wasservögeln verschmäht wird. Mehrere dieser Teiche hatten kaum einige hundert Schritt im Durchmesser, andere eine Werst im Umfange, alle sind gar nicht tief und von Rohr umgeben. Viele dieser Lachen waren schon ausgetrocknet und der Boden derselben hatte sich mit Glaubersalz überzogen.

Diese Ebene reicht bis an die Arkaul-Berge, an deren Fuße es süße Wasserquellen giebt. Im Winter wird sie von Kirgisen bewohnt, jetzt aber war sie völlig öde; man bemerkte nur Eidechsen, einige Vögel, Ratten und schüchterne Saigas. Im Juli kommen Kirgisen, um da Salz zu sammeln; bisweilen wird sie auch von Kirgisen-Räubern unsicher gemacht. Den andern Tag, den 16. Mai, besuchte ich die höchsten Gipfel des Dalenkara, von wo ich eine herrliche Aussicht nach allen Seiten hatte. In S. und O. war der Horizont von Gebirgsmassen begrenzt. An den Seiten eines sehr steilen Abhanges bemerkte ich mehrere Thiergestalten, die in den Felsen gegraben waren; die Hälfte dieser Zeichnungen war schon seit langer Zeit zerstört, die andere aber wohl erhalten; deutlich erkannte man ein Elenn und ein Saïga. Sie sind nicht das Werk der Kirgisen und müssen sehr alt seyn, auch einen gemeinschaftlichen Ursprung mit denen haben, welche man an dem Jenisei sieht.

Am Fuße des Arkaul finden sich zahlreiche Kirgisengräber; einige gleichen Oefen und andere sind nur unregelmäßige Steinhaufen.

Als wir an den Irtisch zurückgekommen waren, folgten wir abwärts seinen Ufern, und nach verschiedenen Ausflügen über die Berge und längs der Grenze hin, kehrte ich nach Bukhtarminsk zurück. Ich reiste in der Umgegend umher und kam wieder nach Ustkamenogorsk. Hier ging ich über den Irtisch und nahm meinen Weg nach S. über die Steppe. Nachdem ich über die Ablakitka gekommen, reiste ich in schönen Wiesen, die von Bächen bewässert werden. Das Land ist bergig und mehrere Hügel erheben sich 3000 bis 3500 Fuß über die Ablakitka, an deren beiden Seiten ich mehrere Tschudengräber, wie man sie hier nennt, bemerkte; die meisten derselben waren offen. Hier und da sah man auch Gräber von Kirgisen. Endlich nach einer Reise von 70 Werst gelangten wir zu den Bergwerken von Ablaikit.

Pallas hat eine Beschreibung von diesem jetzt ganz zerstörten Tempel gegeben. Er war 1654 von Ablai, einem Dsungar-Fürsten, erbaut worden. (Taf. 4. Abbild.) Die Kirgisen haben die großen und schönen Mauersteine zerbrochen, um Gräber für ihre Sultane zu bauen, so daß nur der Grund des Gebäudes und die Mauer rund herum übrig geblieben sind. Der Fürst Ablai ließ dies Gebäude aufführen, und die Mauer von großen Granitblöcken bis zur fast unzugänglichen Höhe des nahen Berges nach N. zu bauen. Um diese Ruinen herum sah ich viele Gräber, welche denen glichen, die man den Tschuden zuschreibt, die aber vielleicht ein Werk der Dschungars sind. Seit ungefähr 25 Jahren hat man zwei Monate lang von 100 Soldaten Nachgrabungen vornehmen lassen; es wurden sehr viele Gräber geöffnet, man fand aber darin nur Gerippe und einen kleinen kupfernen Krug.

Um von Ustkamenogorsk nach Semipalatinsk zu gelangen, reist man anfangs über überschwemmte Gegenden, dann kommt man über Schieferhügel und endlich über Sand. Der Lauf des Irtisch zwischen diesen beiden Städten ist sehr langsam, sehr krumm und bildet große Inseln. Die benachbarten Felder werden bisweilen von Heuschrecken verwüstet.

(Semipalatinsk.) Die Stadt Semipalatinsk liegt kaum eine halbe Werst von dem gleichnamigen Fort und von dem Semipalatinka, einem kleinen Flusse, der sich in den Irtisch ergießt. Sie ist ziemlich groß, ganz von Holz erbaut und von Russen, Kalmücken, einigen Deutschen, Juden, Tataren und vielen Kirgisen bewohnt. Die Tracht der Völker von türkischer Abstammung, die verschleierten Frauen, die Minarets der Moscheen, von denen die eintönige Stimme der Muzzins zum Gebete ruft, geben ihr ein orientalisches Ansehen. Sehr unangenehm und beschwerlich ist es, in den Straßen voll tiefen Sandes zu gehen. Es war nicht möglich kleine Gärten anderswo als an den Ufern des Irtisch anzulegen und man kann darin nur Küchengewächse ziehen; Wassermelonen gedeihen ziemlich gut, die gewöhnlichen Melonen dagegen bedürfen eine besondere Pflege, obgleich die Hitze im Sommer erstickend ist. Der Winter ist oft sehr streng und der Thermometer fällt bisweilen auf 30° unter Null, was jedoch meist nicht lange anhält.

Der Handel ist sehr ansehnlich und der Werth der jährlich ein- und ausgeführten Waaren beläuft sich auf eine Mill. Rubel. Er ist hauptsächlich in den Händen der Russen, christlicher sowohl als muselmännischer, der Kalmücken, Kirgisen und Türken von Taschkend. Diese Fremden stehen in directer Verbindung mit ihrem Vaterlande und mit Kaschgar, Kuldschi, dem chinesischen Gebiete und Kaschmir, bleiben in Semipalatinsk und besuchen die Hauptmessen Rußlands; sie sind frei von Abgaben und genießen die Vorrechte der Kaufleute der beiden ersten Classen.

Ich wollte die Smaragdgruben in den Bergen SW. von Semipalatinsk besuchen, und reiste den 26. Juli mit vier Tarabaïten ab, d. h. kleinen offenen zweiräderigen Wagen mit einem Pferde; vier reitende Kosaken bildeten meine Bedeckung. Die Ufer des Irtisch sind da, wo ich über denselben ging, 30 bis 40 Fuß hoch und lehmig; der Boden der Steppen gleicht denselben; die Pflanzen sind nicht sehr zahlreich. Ich befand mich auf einem Gebiete, das wohl innerhalb der Grenzen des russischen Reiches liegt, aber nicht mehr von den Gesetzen desselben geschützt wird; ich war den Angriffen halbwilder Nomaden ausgesetzt. Die Nachrichten, welche man aus diesen Gegenden in Semipalatinsk den Tag vor meiner Abreise erhalten hatte, waren nicht sehr beruhigend; man sprach von einem Kampfe bei Kar Karaly zwischen den Russen und einer Schaar von 2000 Kirgisen; Ueberreste dieser zersprengten Bande konnten uns anfallen; zum Glück besaßen meine Kosaken viel Muth und guten Willen. Wir kamen überein, vorsichtig zu Werke zu gehen und ich hegte nicht die mindeste Besorgniß.

Die sehr dürre Steppe war von abgeplatteten Bergen durchschnitten; das Bett mehrerer Flüsse ausgetrocknet. Am Fuße der Arkalyk-Berge befanden sich mehrere Brunnen und eine Quelle herrlichen Wassers. Wir überstiegen diese Berge. Etwas weiter hin trafen wir auf eine kleine Caravane, die von Tschegu Tschak nach Semipalatinsk zog. Die Ladung der vier Kameele bestand in Daba (Baumwollenzeugen), und Merlenschk (Lammfellen).

Die Steppe fing an bergig zu werden, wir trafen Thäler und Brunnen; in den einen war das Wasser süß, in den andern stark mit Salz und Natrum gesättigt. Hinter uns hatten wir die Arkatberge gelassen und wir gelangten in ein ziemlich schmales Defilé, als ich mehrere Kirgisen die Höhen hinanreiten sah. Sobald sie uns bemerkt hatten, kamen sie auf uns zu. Sobald sie uns bemerkt hatten, kamen sie auf uns zu. Zum Unglück hatten sich drei unserer Kosaken entfernt, um Antilopen zu jagen. Ich war mit meinen zwei Schülern und einem Kosaken allein. Bald waren wir von mehr als 40 Kirgisen umringt, die theils Lanzen, theils lange Stangen führten. Einer besaß selbst einen schlechten Säbel, den er auf ganz martialische Weise schwang. Ohne uns anzugreifen, drängten sie auf allen Seiten auf uns ein. Endlich fragten sie, wer wir seyen, woher wir kämen, wohin wir wollten, und zeigten große Begierde nach Tabak. Da ich Zeit zu gewinnen suchte, ließ ich Tabak unter sie

austheilen. Einige setzten die feindseligen Demonstrationen fort, die ältern aber beruhigten sie. In dieser kritischen Lage befanden wir uns, als einer unserer Kosaken ankam. Seine Gegenwart machte einen sehr bemerkbaren Eindruck auf die Kirgisen. Unsere beiden andern Kosaken erschienen bald darauf, aber ehe sie uns erreicht hatten, zeigte sich am Ende des Thales eine andere Schaar von etwa sechszig Kirgisen. Wir hatten unterdeß das Ufer eines kleinen Flusses erreicht, wo ich Halt machen, die Pferde abspannen und mit den vier Wagen eine Art Barricade machen, zugleich aber auch die Gewehre für den Fall eines Angriffs in Stand setzen ließ. Der Führer dieser nun etwa hundert Mann starken Kirgisen befand sich bei der zweiten Schaar. Ich ließ ihnen sagen, die russische Regierung habe uns geschickt, um das Land zu untersuchen; sobald sie uns anzurühren wagten, würden wir auf sie schießen, und wenn sie uns durch die Mehrzahl überwältigten, so würde diese Schandthat nicht ungestraft bleiben. Diese Erklärung und unsere Vorbereitungen zum Widerstande blieben nicht vergebens. Der Befehlshaber machte noch einige Schwierigkeiten, und endlich sagte er, wir wären Flüchtlinge, er müsse uns nach Semipalatinsk führen. Ich hielt ihm mehrere Papiere mit sehr großen Siegeln vor; da wurde er sogleich artiger und versprach uns in Ruhe zu lassen. Zu gleicher Zeit erzählte er, sein Lager oder vallast sey von andern Kirgisen geplündert worden, sie wären auf die Verfolgung dieser Räuber ausgezogen und hätten seit zwei Tagen nichts zu essen gehabt. Um den Frieden zu befestigen, ließ ich Zwiebeln und Tabak austheilen. Das gute Vernehmen wurde auch wirklich nicht gestört trotz dem Murren einiger jungen Männer, daß ihnen eine so gute Beute entgehe, und der übeln Laune eines meiner Kosaken, der, durch einige Worte gereizt, bereits auf die Gegner anlegte. Zum Glück besaß ihr Anführer so viel Klugheit und Ansehen, um sie im Zaume zu halten. Endlich verließen sie uns und ich war froh, so wohlfeil von ihnen losgekommen zu seyn. Abends, als wir unser Lager aufschlugen, nahmen wir aber die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln, um nicht überrumpelt zu werden.

Den 5. August bedauerten wir sehr und waren wir sehr überrascht, in der ganzen Gegend, wo Tausende von Kirgisen zu lagern pflegen, nicht eine einzige Hütte zu finden, denn wir wollten gern einen Führer annehmen; auch war eines unserer Pferde verletzt und einer von uns mußte zu Fuße gehen. Wir hätten also gern einen Tausch getroffen. Vergebens durchsuchten wir alle Schluchten des Dschingis Tau und die benachbarten Ebenen, wir fanden nichts, was mir sehr verdrüßlich war, da keiner von uns die Wege in dieser Einöde kannte, wo wir rechts und links umsonst herumirrten. Ich erstieg den Dschingis Tau und schätzte seine Breite auf 20 bis 30 Werst. Oft bemerkten wir in den Thälern Spuren von Winterlagern der Kirgisen und an dem nördlichen Abhange Gräber dieses Volkes.

Einige Tage nachher glaubten meine Kosaken in der Ferne drei Kirgisen zu Pferde zu bemerken. Um nicht überfallen zu werden, banden wir Abends unsere Pferde in der Nähe unsers Lagers an. Einer meiner Leute stand immer auf Wache; die andern schliefen mit den Waffen zur Seite. Die Nacht verging ganz ruhig; aber die Kosaken hatten recht gesehen, denn in geringer Entfernung von unserer Hütte an dem Hofe einer Kirgisen-Winterwohnung fanden wir ein Feuer, das noch nicht erloschen war, sowie das Fell eines jungen Wolfes.

Am 13. August endlich, an dem Ufer eines ziemlich großen Flusses, erkannten unsere Kosaken, daß es die Tschaguka seyn müsse. Sie fließt nach W. und ergießt sich in den Irtisch. Ein Ausläufer des Dschingis Tau, an welchem wir uns befanden, erhebt sich kaum 5 bis 600 Fuß über das Meer.

Weiter hin wollte ich den Gipfel des Dschighilen ersteigen, der von den Wolken frei geworden war, die ihn den ganzen Morgen verhüllt hatten, als wir aus einer entfernten Schlucht zwanzig Kirgisen herauskommen sahen, von denen mehrere Schießgewehre führten. Ob wir gleich unserer nur vier und darunter nur zwei vollkommen bewaffnet waren, hielten wir uns doch gut. Ich glaube sogar, die Kirgisen erschraken bei unserm Anblicke, da sie bald in einer andern Schlucht wieder verschwanden. Nach kurzer Zeit erschien ein einzelner Reiter auf dem Gipfel des Berges, um uns zu beobachten; eine halbe Stunde darauf kamen die Kirgisen wieder zum Vorschein, stellten sich am Fuße des Dschighilen so nahe als möglich auf, wendeten sich nach O. und verschwanden in Galopp. Ich verschob deshalb meinen Besuch dieses Gebirges.

Erst den andern Tag kletterte ich mit vieler Mühe hinauf, da der Berg sehr steil ist. Auch die Höhe ist bedeutend. Er theilt sich in zwei Aeste, deren Länge ungefähr 10 Werst und deren Breite 20 Werst beträgt. Andere Ausläufer richten sich nach N. und nach S., senken sich endlich bis zu dem Niveau der Steppe und bilden mehr oder minder breite Thäler, in welchen kleine Flüsse strömen. Das Gebirge besteht aus rothem Granit und ist ziemlich bewaldet. Ein dichter Nebel, der mich bald umhüllte, hinderte mich, die Ebene unter mir zu sehen.

Wir setzten nun unsere Reise nach NW. über Hügel und Thäler fort und bemerkten vier Kirgisen zu Pferde, die jedoch ebenfalls bald verschwanden. Wir zogen darauf sehr vorsichtig weiter, damit wir einem Ueberfalle dieser Nomaden vorbeugten. Ein anderer Kirgise, der sich später zeigte, sah uns eine Zeit lang an und kam dann auf uns zu. Eine Pfeife Tabak, die wir ihm gaben, machte ihn sogleich zu unserm Freunde; er sagte uns, daß wir etwas entfernt von der Hauptstraße wären und daß etwas weiter hin nach NW. ein russischer Posten sich auf dem Berge Jabreï befinde. Unterdeß kamen zwei andere Kirgisen an, die uns aufforderten, die Nacht in ihrem A-ul zu bleiben. Sie gehörten zu dem Vallost Tubuklinz und waren auf die Jagd ausgeritten; ihr A-ul lag jenseits der Hauptstraße an einem Süßwassersee. Welcher Abstand zwischen dem Leben in diesem Lager und der Grabesstille in der Einöde, in welcher wir so viele Tage herumgeirrt waren. Zahlreiche Jurten umgaben den See, große Heerden von Schafen, Pferden, Kameelen, Stieren, Kühen und Ziegen waren über die Ebene verstreut; die Kirgisen galoppirten hin und her, um ihre Heerden zusammen zu halten; kleine halbnackte Knaben liefen umher; halbverschleierte Frauen beschäftigten sich mit häuslichen Arbeiten, — es war ein lebensvolles Bild, das mich sehr ansprach trotz dem betäubenden Hundegebell.

Mein Zelt war in einem Augenblicke aufgeschlagen; mehrere Kirgisen, welche zum Besuch kamen, wurden geblendet von dem Anblicke aller Gegenstände meines Gepäckes und überhäuften mich mit Fragen. Eine Kirgisin brachte mir einen Krug Kumiß, und eine andere einen Topf airan; mein Zelt war voll von Filzdecken, Schaffellen, lebendigen Lämmern und einer Menge anderer Dinge, die man mir schenken wollte; erst aber fragten alle, was ich dagegen zu geben beabsichtige. Da meine Vorschläge nicht eben glänzend waren, so nahmen die Leute alle ihre Geschenke wieder mit fort.

Dennoch wurden wir bis Mitternacht von diesen Kirgisen belästigt, die sehr neugierig sind, und nur mit Mühe gelang es uns, sie fortzubringen; aber wir gewannen dadurch nicht viel, denn das fortwährende Geschrei derer, welche Wache hielten, und das Bellen der Hunde ließen uns keinen Augenblick Ruhe. Kaum brach der Tag an, so kamen die Kirgisen wieder, um uns Schafe und Pferde zum Verkaufe anzubieten. Die Handelsanerbietungen und die Zurückweisungen dauerten bis zehn Uhr Vormittags, zu welcher Zeit ich aus Ungeduld endlich aufbrach.

Wir schlugen die Hauptstraße ein, und am 26. Aug. nach einer monatlichen Wanderung in der Steppe gelangten wir nach Kar Karaly, einem russischen Posten am Fuße eines Berges in einem schönen Thale. Heuschober, gelbliche Erntefelder und Heerden auf grünen Wiesen, Leute an verschiedenen Arbeiten erfreuten unsere Augen. Wir wurden freundschaftlich aufgenommen, erhielten Lebensmittel und wurden in den Stand gesetzt, unsere Reise weiter fortzusetzen; ein Beamteter der Niederlassung schloß sich an uns an, und ein Mollah der Kirgisen, der das Land genau kannte, diente uns als Führer.

Den 36. brachen wir auf. Das Gebirge Kar Karaly erhebt sich 3000 Fuß über einen kleinen Fluß, der da entspringt; es besteht zum gro-

ten Theile aus rothem Granit und ist kahl; die Seiten desselben sind außerordentlich steil und oft ganz unzugänglich; Fichten und sehr hohe Birken wachsen auf dem Gesteine. Die erste Nacht unserer Reise war sehr kalt; es hatte stark gefroren und der Herbst schien sehr frühzeitig zu beginnen.

Der Altyn Tube, das Ziel unserer Reise, liegt höchstens 100 Werst in NNW. von Kar Karaly. In der Nähe des letztern Gebirges trifft man über schöne Wiesen, die durch eine Menge kleiner Bäche bewässert werden; weiterhin gelangt man aber in eine dürre und öde Steppe, die sich bis an die Ufer des Altyn Su und weiter zieht, und die von flachen kahlen Hügeln durchzogen wird. Diese Ebenen werden von kleinen Flüssen oder Seen bewässert, deren Wasser mit Kochsalz und Natrum geschwängert ist. Der Boden dieser Gegend ist im allgemeinen mehr oder weniger salzhaltig. Das gemeinste Gestein ist der Thonschiefer. Granit trifft man nur in dem Kar Karaly. Kalkstein bemerkte ich in dem Altyn Tube.

Dieses Gebirge erhebt sich nicht über 100 Fuß über den Spiegel des Altyn Su. In dem mit Thonschiefer untermischten Kalksteine findet man die Smaragden; vergebens suchte ich aber nach Versteinerungen. Er ist so hart, daß wir die Smaragden nur dadurch gewinnen konnten, daß wir ihn mit Pulver sprengten; sie haben eine sehr schöne grüne Farbe; die Krystalle, besonders am Anfange der Adern, die sie enthalten, sind schwach gefärbt oder ganz farblos. Deutliche Spuren zeigen, daß diese Mine schon bearbeitet worden ist. Wir konnten uns nur kleine Krystalle verschaffen. Wahrscheinlich haben die Kalmücken von Dsungarien schon nach diesen Steinen gesucht.

Zufrieden mit meiner Sammlung machte ich mich wieder auf den Weg nach dem Kar Karaly. Diese ganze Gegend ist arm an Pflanzen und noch ärmer an Thieren; nur von Zeit zu Zeit bemerkt man Antilopen und Spuren von Murmelthieren. Die am wenigsten salzigen Flüsse und Seen enthalten unzählbare Schaaren von Wasservögeln. Die Flüsse sind sehr fischreich. Ich sah dagegen sehr wenige Amphibien und noch weniger Insecten; sie waren bereits von der Kälte verscheucht worden.

Die Colonie Kar Karaly wurde erst 1823 angelegt. Einige Sultane der mittlern Kirgisenhorde hatten in der Ueberzeugung von dem Vortheile, den ihnen der Schutz Rußlands gewähren würde, gebeten, in den Schooß dieses Reiches aufgenommen zu werden. Ihr Gesuch wurde bewilligt; allmälig schlossen sich ihnen andere Stämme an und wahrscheinlich werden bald alle diesem Beispiele folgen.

Bis jetzt beläuft sich die Zahl der Kirgisen, welche die Souverainetät Rußlands anerkannt haben, auf ungefähr 80,000 Personen. Sie befinden sich in dem okrug (Kreise) Kar Karaly und gehören meist den Stämmen Tubukling, Kirtschuk, Arghirz und Naimants an. Sie zahlen noch keine Steuern, haben aber versprochen, in einigen Jahren jährlich eine Abgabe von ihren Heerden zu geben; überdies sind sie frei von der Kopfsteuer und von aller Frohne. Sie haben den Berg Kar Karaly und ein bedeutendes Gebiet zu einer neuen Niederlassung abgetreten.

Der okrug Kar Karaly gehört zu dem oblast (Provinz) Omsk und erstreckt sich von dem Irtisch im N. bis nach Semireck und Barnaul im S. 600 Werst lang; die Breite ist fast eben so bedeutend. Uebrigens sind seine Grenzen noch nicht genau bestimmt und er wird ohne Zweifel in Unterabtheilungen zerfallen, da er zu groß ist, als daß er von einer Behörde verwaltet werden könnte.

Ein pricas oder Rath, den die Kirgisen Divan nennen, verwaltet die Justiz und besteht aus einem Präsidenten, zwei russischen und zwei kirgisischen Beisitzern, einem Secretair und mehrern Schreibern und Dolmetschern. Der Präsident, welcher den Titel ältester Sultan führt, den die Kirgisen aber lieber Khan nennen, sowie die beiden Assessoren ihrer Nation werden von ihnen gewählt. Der erstere ist immer einer der bedeutendsten Sultane; die beiden letztern werden aus den bies genommen. Der Präsident wird alle drei Jahre gewählt, die beiden andern alle zwei Jahre; alle können von neuem gewählt werden und werden von dem Staate bezahlt, der auch mehrere Mollahs besoldet, die fast alle Tataren von Casan sind. Um diesen pricas zu schützen und seinen Befehlen Achtung zu verschaffen, stehen 200 Kosaken, 40 Infanteristen und einige Kanonen zu Kar Karaly, die alle Jahre abgelöst werden. Bis jetzt muß der pricas in der Steppe den ganzen Sommer hindurch mit einer Bedeckung von 40 bis 100 Kosaken, je nach den Umständen, umherziehen.

Die Lage Kar Karalys, der einzigen russischen Niederlassung in dem ganzen Bezirke, ist sehr gut gewählt; die ganze Umgegend besitzt eine Menge trefflicher Quellen, deren Vereinigung Bäche und kleine Flüsse bildet, welche die Thäler der Berge bewässern, deren Boden fruchtbar ist. Der Abhang der Berge bis zu ihrem Gipfel ist von sehr großen Fichten, Birken, Erlen und verschiedenen Gesträuchen beschattet. Wild und Fische finden sich in Menge; einer der Seen liefert Salz.

Kar Karaly liegt 250 Werst von Semipalatinsk; drei auf der Straße vertheilte Kosakenpiquets sichern die Communication zwischen diesen beiden Niederlassungen. Es ist ausdrücklich verboten, allein durch die Steppe zu reisen; doch kam uns der Weg ziemlich sicher vor, denn wir waren mehrern Wagen mit Frauen begegnet, die ohne Bedeckung zu ihren Männern reisten.

Die Nähe der Russen fängt an, Einfluß auf die Kirgisen zu üben. Diese, welche kein Heu für den Winter machen können, verlieren in dieser Jahreszeit fast ein Viertel ihres Viehes und wünschen das Beispiel der Russen nachzuahmen, die Heu haben und nur unbedeutende Verluste erleiden; sie fürchten nur noch, durch diese Neuerung sich den Spott und selbst den Haß ihrer Landsleute zuzuziehen und bleiben also dem Herkommen treu. Eben so ist es mit dem Anbaue des Weizens, mit dem sie sich aus falscher Scham und Faulheit nicht zu beschäftigen wagen. Einige haben jedoch allen Besorgnissen getrotzt und sich von Irbit Pflüge und andere Ackergeräthe kommen lassen; man sagt selbst, in diesem Jahre habe einer Roggen gesät und sey mit seiner Ernte zufrieden gewesen. Bis diese verständigen Männer Nachahmer finden, unterhält die Regierung hier ziemlich bedeutende Getreidevorräthe, um die Bedürfnisse der Kirgisen im Winter zu befriedigen; sie liefert ihnen dasselbe zum Einkaufspreise, wie es die Umstände nur erlauben.

Die Kirgisen haben auch den Vortheil der hölzernen Häuser vor ihren Filzjurten, besonders in der schlechten Jahreszeit, anerkannt. Mehrere Sultane und andere reiche Kirgisen wollen sich solche Häuser in Kar Karaly bauen lassen. Endlich ist die Nähe der Russen den Kirgisen besonders darum nützlich, weil sie den Vergeltungsraub oder die baruta von Tage zu Tage seltener macht. Die verständigsten Sultane wünschten schon lange, diesen Gebrauch, sich selbst Recht zu schaffen, abzubringen, aber sie waren entweder nicht stark genug oder nicht einig genug unter einander, daß sie ihren Befehlen Gehorsam verschaffen konnten. So hatten die Bestohlenen kein anderes Mittel, um sich zu entschädigen, als sich des gleichen Mittels entweder mit List oder mit bewaffneter Hand zu bedienen. Gegenwärtig wenden sie sich an den pricas, der die Sache untersucht und die Diebe nöthigt, Entschädigung zu geben. Diese haben zwar manchmal sich zu widersetzen versucht, aber man hat ihnen wohl deutlich bewiesen, daß dies nutzlos sey.

Ehe eine lange Zeit vergeht, werden diese Nomaden ihre rohen Sitten und Gewohnheiten aufgegeben haben; es ist bestimmt worden, ihnen Lehrer zu geben, welche sie lesen und schreiben lehren, welche Wohlthat sie noch gar nicht zu würdigen verstehen. Die Weisheit des Planes, den man zu ihrer Civilisation verfolgt, verschmäht jedes Mittel der Strenge, die man nur anwendet, um Unordnungen abzuhalten, welche Allen nachtheilig werden könnten. Uebrigens beschränkt man sich, den Kirgisen das Bild eines geregelten Lebens vorzuhalten, und verspricht alle mögliche Unterstützung denen, welche sich betragen wollen, wie man es wünscht.

Ich reiste den 15. September von Kar Karaly ab und folgte der Straße, welche direct zu dem Irtisch führt den 28. ging ich über diesen

Fluß und kam nach Semipalatinsk zurück; auf dieser zweiten Reise von zwei Monaten hatte ich über 1500 Werst zurückgelegt, da ich in der Steppe Dschungariens so große Umwege gemacht. Den 15. October war ich in Barnaul zurück.

Kapitel X.

Sibirien. — Tomsk. — Kuznezk. — Tele-uten. — Krasnoyarsk. — Irkutsk. — Der Baïkal-See. — Werkhni-Udinsk. — Selenghinsk.

John Dundas Cochrane, ein englischer Reisender, befand sich 1820 in Barnaul und schildert dasselbe als die hübscheste Stadt Sibiriens. Mit einem Kosaken, den ihm der Generalgouverneur zur Bedeckung gegeben hatte, reiste er nach O. weiter. Ich kam, sagt er, bis an den Ob über ein sandiges und sehr waldreiches Land; nachdem ich diesen Fluß überschritten, gelangte ich nach Osokena. In der Nähe giebt es Silberbergwerke und Seen; man sieht wenig Anbau und befindet sich immer in Wäldern von riesenhaften Fichten. In Bazilowka hat man einen angenehmen Anblick; die Dörfer liegen reizend, aber erst in Prosokowa bemerkte ich angebaute Hügel. In Beruschina sah ich die Toma sich in einem holzleeren, aber wenig bewohnten Lande hinschlängeln; die Straße war vortrefflich.

Tomsk ist trotz mehrern Kirchen und schönen öffentlichen und Privatgebäuden nur eine ärmliche Stadt am rechten Ufer der Toma, nahe an dem Einflusse derselben in den Ob, am Fuße eines Castelles, das sie vor den NO- und SO-Winden schützt. Im Mai und Juni ist sie den Ueberschwemmungen des Flusses ausgesetzt.

Im S. und 325 Werst von Toms liegt Kuznek, eine ärmliche Stadt an der Toma, dem Einflusse der Condona gegenüber. Sie enthält nur eine schwache Einwohnerzahl, da aber die Zobel in der Nähe von vorzüglicher Beschaffenheit sind, so kommen bisweilen russische Kaufleute daher, um solche Felle sich zu verschaffen. Diese Pelzwaaren werden theils als Tribut von den Tele-uten oder Jelenguten daher gebracht. Dieses Volk lebt in dem Altai, in der Nähe des Sees Altyn oder Telezkol, der in den Ob abfließt; es spricht einen türkischen Dialect; da es sich aber lange unter den Kalmücken aufgehalten hat, so haben sich viele Worte der letztern mit der Sprache vermischt. Den Gesichtszügen nach gleichen die Tele-uten durchaus den Mogolen, und man kann also wohl annehmen, daß sie ihre Ursprache vergessen und die der Türken angenommen haben. Zur Zeit der Eroberung Sibiriens nannten die Russen sie weiße Kalmükken. Allmälig sind die Tele-uten bis an die Ufer der Toma vorgerückt; die größte Anzahl aber blieb bei den Kalmücken. Ein nicht bedeutender Theil dieses Volkes ist der christlichen Religion, ein anderer dem Islam und ein dritter dem Aberglauben des Schamanismus zugethan. Trotz dieser Verschiedenheit des Glaubens leben sie in gutem Vernehmen unter einander. Seit einigen Jahren sind sie gute Landbauer geworden, ohne aufgehört zu haben, Jäger zu seyn. (Taf. 3. Abbild.)

Den 31. Aug. reiste ich in einer kahlen und traurigen Gegend; die Dörfer waren zahlreich, aber elend mit Ausnahme derer, welche von Tataren bewohnt sind; fast alle sind an Flüssen angelegt. Später gelangte ich in einen gebirgigen und bewaldeten Bezirk. Ehe ich nach Krasnoyarsk kam, begegnete ich einer Caravane, die von der chinesischen Grenze nach Moskau zog; sie bestand aus hundert mit Thee, Nankin und Seidenzeugen beladenen Kameelen.

Krasnoyarsk liegt in einer fetten, fruchtbaren und gut bebauten Gegend an dem Jenisei und zwar an dem Zusammenflusse desselben mit der Klakhta. Man hält die Lage für ungesund; sowohl die Wärme als die Kälte sind sehr groß. Die benachbarten Thäler sind reich an schönem Holz. Die Lebensmittel sind so wohlfeil, daß man davon bis nach Kamtschatka verschickt. Die Lage der Stadt an der Hauptstraße von Irkutsk nach Tomsk giebt den Bewohnern dadurch einen großen Vortheil, daß sie ihre Waaren leicht an die Kaufleute ꝛc. verkaufen können, welche in bedeutender Anzahl ankommen, theils aus Rußland, theils von der chinesischen Grenze. Krasnoyarsk ist gegenwärtig der Hauptort des Gouvernements Jeniseisk. Den Namen hat die Stadt mit manchen andern gemein; er bedeutet rothes Fort.

In der Nähe dieser Stadt fand man 1750 jene von Pallas beschriebene Masse Meteoreisen. Sie lag auf dem Gipfel eines Berges zwischen dem Ubel und Sisim, zwei Flüssen, die sich in den Jenisei ergießen. Sie hing nicht an dem Boden, und man bemerkte darum weder Steine, noch Schlacken, noch Felsenstücke. Die Tataren der Umgegend sahen sie für heilig an und sagten, sie sey vom Himmel gefallen. Ein Kosak hatte sie mit vieler Mühe 30 Werst von ihrer ersten Lage fortgeschafft; endlich kam sie nach Krasnoyarsk. Sie wog 42 Pud und besteht ganz aus sehr weißem und sehr hammerbaren metallischen Eisen mit sphärischen Höhlungen, welche eine gelbliche und durchsichtige Glasmasse enthielten. Umgeben war sie von einer Rostrinde. Jetzt befindet sie sich in der Sammlung der Academie der Wissenschaften in St. Petersburg.

Jenseits des Jenisei liegen die Dörfer weit auseinander, man trifft aber einige Wohnungen längs der Straße. Die Ufer des Kan bezeichnen die Grenze zwischen den Provinzen Tomsk und Irkutsk. Die Straßen waren in dieser weit besser; ich kam durch hübsche Dörfer und eine gutgebaute Stadt. Das Land, das anfangs malerisch war, wurde sandig. Ich überschritt die Angara und gelangte nach Irkutsk. (Taf. 2. Abbild.)

(Irkutsk.) Die Merkwürdigkeiten sind in dieser Stadt nicht zahlreich, die Häuser von Holz erbaut und ziemlich vereinzelt, doch muß ich gestehen, daß sie recht hübsch ist. Die Straßen sind breit und gerade, aber man sieht in einigen freie Plätze von 600 bis 900 Fuß zwischen den Gebäuden. Die Häuser von gebrannten Steinen und die öffentlichen Gebäude sind in gutem Style aufgeführt. Man zählt wenigstens ein Dutzend Kirchen und eine Militairschule mit 700 Kindern, welche nach der Lancasterschen Methode unterrichtet werden.

Das Gefängniß verdient Lob; es ist geräumig und gut gelüftet; die Nahrung der Gefangenen gesund und reichlich. Man fesselt sie nur, wenn man sie zu öffentlichen Arbeiten oder zu dem Transporte von Gegenständen verwendet. Neben dem Gefängnisse befindet sich eine Werkstatt; die Arbeiter sind meist wegen ihrer Uebelthaten zur Verbannung verurtheilte Verbrecher. Mehrere von ihnen verdienen sich Geld und Alle erhalten den Gewinn von ihrer Arbeit. Das Gebäude ist von Holz und gehört der Stadt; sie vermiethet die Gemächer zu festen Preisen, behält auch einen Theil des Gewinnes und verwendet denselben zu Unterstützungen. Das Capital, das sie besitzt, ist bereits sehr groß. Diese gut organisirte Anstalt verdient in jedem civilisirten Lande nachgeahmt zu werden, wo Verbrecher zu strafen und Unglückliche zu unterstützen sind.

Die Börse und der Bazar bilden eine schöne Reihe von Gebäuden; in der Mitte befindet sich ein Saal, wo zweimal in den langen Wintern dieses Landes öffentliche Bälle und Maskeraden gehalten werden. Die Privatbälle sind sehr zahlreich.

(Baïkal-See.) Den 7. Januar 1820 reiste ich nach dem Baïkal See ab; das Land ist bewaldet und gut angebaut. Die beiden Ufer der Angara gewähren einige angenehme Ansichtspunkte und zahlreiche Dörfer. Das östliche Ufer oder das rechte ist niedrig; das linke erhält aber durch Hügel ein angenehmeres Aussehen.

Die Gegend an dem Baïkal kann zu den herrlichsten auf Erden gerechnet werden. Vorn fließt die Angara, die sich erweitert, je näher sie dem See kommt; der Ausgang, durch welchen sie denselben verläßt, ist ziemlich geräumig. Ich bedauerte, daß das Eis die Schiffe gebunden hielt. Alle Berge, welche den See umgeben, sind hoch und sehr malerisch, steil, felsig, gezackt und sehr gefährlich.

Die Länge des Baïkal beträgt 600 Werst, die Breite 30 bis 80 und der Umfang 1865. Er war unter dem Namen des Großen Sees und des Heiligen Meeres bekannt; sein Wasser ist süß, doch leben Pho-

len und einige Meerfische darin; Schwämme wachsen in seiner Tiefe; seine Wogen werfen andere Meererzeugnisse an das Land und seine Entfernung von dem Eismeere beträgt in gerader Linie 370 Stunden. Man hat behauptet, der Name „heiliges Meer“ komme von den häufigen Unfällen her, welche die Schiffer darauf erleiden, besonders im Herbst, wann er anfängt zu gefrieren; dann wird er von wüthenden Stürmen aufgewühlt und ist von dichten Nebeln bedeckt, welche um so gefährlicher sind, da seine südlichen Ufer aus steilen Felsen bestehen und nirgends Schutz und Ankergrund gewähren.

Mehrere Schriftsteller glaubten, der Baikal sey ein großer Riß, der durch ein Erdbeben entstanden, und sie stützen sich darauf, daß einige der Berge in der Nähe wie zusammengestürzt aussehen, sein Boden außerordentliche Unebenheiten neben unergründlichen Tiefen und Sandbänken zeigt, so wie auf die vulkanischen Producte und die warmen Quellen an seinen Ufern, und endlich auf die Erderschütterungen, welche sich fast alle Jahre da wiederholen.

Der Baikal enthält einige Inseln. Die größte ist Olkhone, 70 Werst lang und 26 Werst breit, mit meist sehr steilen Ufern. An dem nördlichen Abhange zieht sich eine steinigte Ebene in das Innere; der übrige Boden ist sandig; an einigen Stellen wachsen Fichten und Lärchen, welche gutes Bauholz geben, Birken, die als Brennholz dienen, und verschiedene Gebüsche. Der Schnee hält sich auf den nicht bewaldeten Stellen nicht lange. Olkhone ist reich an Quellen; die Straße, welche die Insel von dem Festlande trennt, ist nur 1 Werst und 326 Saschinen an einer Stelle breit; nach NO. erweitert sie sich, und der Mündung des Unguruy gegenüber mißt sie 19 Werst. Am südlichen Ende dieser Straße öffnen sich zwei große Baien, in welchen die Schiffe während des schlechten Wetters Schutz finden können.

Olkhone ist von Bargu-Buriaten, einem mongolischen Volksstamme, bewohnt. Sie ziehen schönes Vieh und bebauen auch das Land; ferner jagen sie Hasen, Eichhörnchen und Wölfe, die auf der Insel sehr häufig sind, und fangen Phoken an der südlichen Küste des Festlandes, welche ihrem Ufer gegenüber liegt.

Der Baikal hat viele Vorgebirge, Baien und Buchten. An einigen Stellen der Küste sieht man Wiesen und Ebenen; die drei schiffbaren Flüsse, welche er aufnimmt, sind die obere Angara, der Barguzine und die Selenga; Abzug hat er nur durch die untere Angara, welche diesen Namen bis zu ihrer Verbindung mit dem Ilim behält; von da an heißt sie die obere Tonguska bis sie sich mit dem Jenisei vereinigt.

Unter den Fischen, welche man in dem Baikal fängt, hat man den Golomenki noch nie lebendig gesehen; nach der Erzählung der Fischer ist er immer erstarrt oder todt, wenn ihn die Wogen während der Stürme an das Ufer werfen. Dieser Fisch besteht nur aus Fett, das in der bloßen Sonnenhitze wie Butter zerfließt; er ist 4 bis 6 Zoll lang und 18 Linien bis 2 Zoll breit; sein Kopf ist klein und seine Wirbelsäule sehr dünn.

Die Hauptfischerei in diesem See, in der Agara, der Selenga und dem Barguzine treiben die Kaufleute von Irkutsk und Werkhni Udinsk, welche dafür an die russische Regierung eine Abgabe zahlen. Sie bildet einen sehr bedeutenden Handelszweig und genügt den jährlichen Bedürfnissen der Bewohner eines Theils der Provinz Irkutsk.

Die Gebirge, welche den Baikal umgeben, enthalten Granit, Schiefer, Sandstein, harten Thon, Steinkohle, Steinöl und verschiedene harte Steine, wie Lapislazuli und Aquamarin und wie eine Art olivenfarbigen Steines in verschiedenartigen Krystallen, welcher von dem Orte des Vorkommens den Namen Baikalit erhalten hat.

An dem nordwestlichen Ufer hat man mehrere Schwefelquellen gefunden und bei den Mündungen der beiden Kotelnikow warme Quellen, die man aber nicht benutzt, weil die Reise zu Lande zu beschwerlich ist. Andere finden sich bei den Mündungen des Turki, die man in verschiedenen Krankheiten anwendet. An verschiedenen Orten trifft man salzigen Boden, besonders bei den drei Seen an der Nordwestküste, die salzig sind und durch einen kleinen Canal mit dem Baikal in Verbindung stehen. Man sammelt da treffliches Glaubersalz.

Man schifft auf dem Baikal in Doschtenıks und Powosks, flachen Fahrzeugen mit einem Maste, so wie in Naboinikten, die tiefer gehen und bis 600 Pud tragen. Die Regierung unterhält Galioten und kleine Ruderfahrzeuge; die Schifffahrt dauert für diese von dem Monat Mai bis in die Hälfte des Octobers und für die Handelsfahrzeuge bis in den November. Man braucht keinen Compaß dabei und richtet sich nach den Küsten, die man immer sieht, sobald der Nebel sie nicht verhüllt.

Die Oberfläche des Baikal ist nie ruhig, selbst nicht während Windstille. Wenn diese undulirende Bewegung zunimmt, so kündigt sie Wind an, der eine Stunde darauf anfängt. In der Unruhe steigen die Wellen oft hundert Fuß hoch. Eine lange Erfahrung und häufige Unfälle haben die Schiffer die Andeutungen von stürmischen Wetter und die Mittel gelehrt, sich davor zu schützen. Hohe Eispyramiden bilden sich besonders im November und December auf den Sandbänken und zwischen den Felsen.

Wir zogen 80 Meilen weit an dem Ufer des Sees hin ehe wir die Stelle erreichten, wo man ihn überschreitet. Das Eis war so klar, so durchsichtig und so glatt, daß ich nicht darauf stehen konnte; die Pferde sind aber so daran gewöhnt, daß sie sehr selten fallen. Wir kamen in dritthalber Stunde darüber und nach Posolskoi, was ein bedeutendes Kloster ist. Die Ebene, welche man darauf zu durchreisen hat, ist gut bebaut; dann gelangt man aber in das Gebirge. Werkhni Udinsk am rechten Ufer der Selenga ist eine große, volkreiche und blühende Stadt, in der man viele hübsche Häuser von Mauersteinen sieht. Sie hob sich auf Kosten Selenghinsks, und man treibt daselbst einen bedeutenden Handel in Pelz und Vieh mit den Buriaten. Da es ein Grenzort ist, so befindet sich eine starke Garnison daselbst.

In sieben Stunden erreichte ich Selenghinsk. Die Ufer des Flusses, denen man folgt, sind sehr malerisch; das Land ist nur in den Thälern bewohnt; doch liegen die Dörfer höchstens 6 (engl.) Meilen aus einander an der Selenga hin, welche durch ihre Ueberschwemmungen der Stadt, die ihren Namen trägt, jährlich großen Schaden verursacht; auch verderbliche Brände haben sie heimgesucht, was ihren Verfall erklärlich macht. Ihre Umgebungen sind sehr volkreich und erzeugen viel Getreide durch die Colonien der Polen, die 1791 dahin gebracht wurden. Sie sind die einzigen Ackerbauer in Sibirien, welche ich ihre Äcker habe düngen sehen, und ohne Zweifel kommt ihnen dies sehr zu Statten.

Kapitel XI.

Sibirien. — Kiachta. — Maïmatschin. — Handel mit den Chinesen. — Grenze der beiden Reiche. — Nertschinsk. — Silberbergwerke. — Da-urien. — Der Berg Tschekondo.

Ich folgte fast 40 Meilen weit den Ufern der Selenga durch ein trauriges Land, wo man nur elende Dörfer trifft; dann entfernt sich die Straße von dem Flusse und geht durch eine offenere und bewaldete Gegend; es erheben sich Hügel, und sie werden durch schöne unangebaute Thäler getrennt. Alles mit einem Worte verräth eine Grenze und es scheint etwas zu sagen, daß man an dem Ende zweier mächtiger Reiche steht.

In der Mitte einer ebenen und ziemlich hohen Fläche gelangte ich an die Ufer der Kiachta, welche die Mauern von Woitsko Sawsk bespült, eines Forts, in welchem man eine Garnison von einer Compagnie Infanterie unterhält, und wo der Commandant, die Verwaltung in Bezug auf die Geschäfte mit den Chinesen, so wie die Commissare sich befinden, welche die Aufsicht über die Grenze haben; das Fort heißt auch Kiachta. Von da aus bemerkt ma deutlich den chinesischen Flecken. Jenseit des

Forts liegt der russische Flecken, der schlecht und unregelmäßig gebaut ist und nur von Kaufleuten bewohnt wird. Er gilt für gesund, obgleich das Wasser nicht gut da ist; Trinkwasser muß man zwei Meilen weit holen und das Brennholz gar zwanzig. Der Boden ist so unfruchtbar, daß man nur mit Mühe die gewöhnlichsten Küchengewächse bauen kann. Das Fort ist ein regelmäßiges Viereck, von Palissaden umgeben: jeder Winkel bildet eine mit Geschütz besetzte Bastion. Drei Thore führen aus demselben heraus, eines nach Selenghinsk, das andere nach dem chinesischen Fort und das dritte nach dem Flusse. Der Flecken, welchen das Fort enthält, ist bedeutend, gut gebaut und sehr volkreich. Man findet da eine Kirche, einen Bazar, Casernen und Häuser für die Officiere.

Nur 300 Fuß von dem russischen Fort entfernt liegt der chinesische Flecken Malmatschin. Er ist von Lehm gebaut und hat eine viereckige Gestalt; in der Mitte jeder der vier Grenzseiten öffnet sich ein Thor, über welchem sich eine Hauptwache befindet. Die Besatzung besteht aus mogolischen Soldaten, welche die Polizei handhaben, besonders in der Nacht; sie sind aber nur mit Stöcken bewaffnet. Die Straßen sind gerade, aber eng. In der Zeit der Messe, welche im December gehalten wird, zählt man daselbst etwa 1500 Personen, sowohl Männer als Knaben; denn Frauen dürfen nicht dahin kommen. Nach der Straße zu haben die Häuser keine Fenster; übrigens sind sie reinlich. In dieselben hinein gelangt man durch einen schmalen Hof, an dessen beiden Seiten sich Waarenniederlagen befinden; jedes hat ein Blumenbeet. Das Haus besteht aus zwei Zimmern. Das erste ist für den Verkauf der Waaren bestimmt, welche da so aufgestellt sind, daß sie zu ihrem Vortheile in die Augen fallen; alles was zur Anzündung einer Pfeife nöthig ist, findet sich in jeder Ecke oder in der Mitte des Zimmers. Das andere Gemach dient als Speisesaal und unterscheidet sich von dem ersten nur durch eine Erhöhung, auf die man sich am Tage setzt und wo man in der Nacht schläft; die Decken und die Kissen werden sehr sorgfältig zusammengerollt. Die Meubles sind von sehr schönem Lack.

Ich besuchte ein halbes Dutzend der vorzüglichsten chinesischen Kaufleute, von denen einige sehr gut Russisch sprachen. Ueberall wurde ich sehr artig aufgenommen; man reichte mir Thee, Liköre, getrocknete Früchte, Kuchen, Punsch und Cigarren. Ich fand diese Chinesen sehr höflich und gesprächig.

In regelmäßigen Entfernungen sind Laternen angebracht, die man Abends anzündet; außen an den Häusern hängen Seiden- und Baumwollenpackete, falsche Klingeln und andere unbedeutende Dinge. Auch besuchte ich den Tempel, der voll von riesenhaften Menschen- und Pferdebildern von vergoldetem Holze ist.

Malmatschin hat weder ein Fort noch irgend eine andere Vertheidigung; es ist blos von einer hölzernen Einfassung umgeben, obgleich im Frühjahr, im Sommer und Herbst immer fast 400 Personen sich daselbst aufhalten. Die Geschäfte erleiden das ganze Jahr hindurch keine Unterbrechung und man ist keiner Förmlichkeit ausgesetzt, wenn man von der einen Seite nach der andern über die Grenze gehen will. Es herrscht das beste Vernehmen zwischen den Russen und Chinesen, und sie tractiren einander gegenseitig. Gegenwärtig spielen die Chinesen Karte, Dame und Schach, trinken, tanzen und singen. Im Monat Februar fällt ihr großes Fest, das drei Tage dauert, das Neujahrsfest. Der russische Commandant giebt dem ersten Mandarinen und dem angesehensten Chinesen ebenfalls ein Fest. (Taf. 4. Abbild.)

Der Handel ist nur ein Tauschhandel; die Russen liefern Pelzwaaren Tuche und anderere Wollenartikel, Leder, Leinwand, baumwollene und hänfene Zeuge, Stangeneisen, Eisenblech, kurze Waaren, Kupferstangen und Kupferplatten, Blei, Papier, Spiegel, Posamentierarbeiten, Uhren, Glas, Brillen, Tabaksdosen, Etuis, Kämme, Fischleim, Flintensteine, Schwefel, Hirschhorn, Mehl und Butter; die Chinesen dagegen schicken Backsteinthee, Zucker, gedörrte Früchte, Rhabarber und andere Droguen, Seidenzeuge, Fenstervorsetzer von Binsen ꝛc. Als stellvertretendes Zeichen der Werthe nehmen die Russen eine bestimmte Quantität Eichhörnchenfelle und die Chinesen einen Backstein Thee. Ist man aber die Quantität der Felle einig geworden, der jener gleichkömmt, so beginnt der Handel. Im Jahre 1828 wurden die in Kiachta eingeführten Waaren auf 24 Mill. 318,852 Rubel und die nach Malmatschin geschickten auf 14 Mill. 442,175 Rubel angeschlagen. Der Zoll, den Rußland erhebt, beträgt 817,465 Rubel.

Als ich nach Kiachta zurückgekommen war, blieb ich zwei Tage daselbst. Die Lebensmittel sind theuer, die Kaufleute leben aber doch gut. Es herrscht unter ihnen eine Wohlhabenheit, eine Liebenswürdigkeit und Redlichkeit, die ihnen sehr zur Ehre gereicht; einige sind unermeßlich reich und leben prachtvoll.

Kiachta ist von hohen Granitgebirgen umgeben; das bedeutendste nennen die Mogolen Burgultel (Adlerberg). Auf einem andern Berge findet man die Grenzzeichen der beiden Reiche, die neben einander stehen. Nach der russischen Seite zu steht ein Steinhaufen mit einem Kreuze darauf, und auf der chinesischen eine Art Pyramide. Mitten in der Ebene, welche Kiachta von Malmatschin trennt, hat man Pfähle aufgestellt. Auf dem einen liest man eine russische, auf dem andern eine Mandschu-Inschrift. Die Kiachta fließt westlich von den beiden Flecken.

Ich erreichte Werkhni Udinsk wieder und richtete mich von da nach O. an der Udu hin durch eine malerische Gegend. Bald aber gelangt man in die Steppe der Buriaten, die unbebaut, aber reich an schönen Weideplätzen ist; nur Postrelais, die 20 bis 25 (engl.) Meilen aus einander liegen, unterbrechen diese ungeheuere Einöde. Ich kehrte bei einem Häuptlinge ein, dessen Stamm für den zahlreichsten in dem Gouvernement Irkutsk gilt. Sein Secretair gab mir einen in mongolischer Sprache geschriebenen Paß.

Weiter hin traf ich auf einige Buriaten-Dörfer. Der Anblick der bewaldeten Berge der Kette Jablenі Daba erfreut das Auge, aber bald gelangt man in eine niedrige und sandige Gegend; ich folgte dem Laufe des Tschita, der sich in die Ingoda ergießt. Diese vereinigt sich mit dem Onone, heißt dann Schilka und bildet bei ihrem Zusammenflusse mit der Argunia den Fluß Amur. Die Ingoda bewässert herrliche Weiden zwischen kahlen und majestätischen Felsen. Man trifft Weiler, Dörfer und Felder mitten in Wäldern. Endlich gelangte ich nach Nertschinsk, eine kleine Stadt am Einflusse der Nerscha in die Schilka in einer traurigen und durchaus kahlen Gegend. Sie liegt schlecht und ist schlecht gebaut. Als die Caravanen, welche den Handel mit den Chinesen besorgten, hier durchkamen, genoß Nertschinsk einen gewissen Wohlstand, den es verloren hat, seit sie einen andern Weg ziehen. Die wenigen Kaufleute, welche noch in der Stadt leben, treiben einen kleinen Handel mit Zobelfellen und Grauwerk, das seiner trefflichen Beschaffenheit wegen berühmt ist. (Taf. 4. Abbild.)

Nertschinsk ist durch den Friedensvertrag bekannt, der hier am 28. August 1689 zwischen den Russen und Chinesen geschlossen wurde und der Grenze der beiden Reiche bestimmte.

Nach Bolschoi Zawod (der großen Schmelze) reiste ich durch eine Gegend, deren fruchtbarer Boden in der Nähe der Dörfer längs der Straße angebaut wird. Sie sind von Verbannten bewohnt. Das Schicksal derer, welche bei dem Bergbaue verwendet werden, ist wahrhaft beklagenswerth. Es sind zum Tode verurtheilte Uebelthäter, deren Strafe der Kaiser in eine Verbannung in diese Gegenden verwandelt hat. Sechs Monate lang werden sie mit Arbeit überlastet und die andern sechs Monate sind sie müssig. Welche Verschiedenheit in der Bergwerksverwaltung hier und in Barnaul!

Die Hauptschmelze oder Bolschoi Zawod enthält etwa 400 ärmliche Jurten und 3000 Einwohner. Der Boden ist sehr unfruchtbar und das Clima sehr streng; der Ort liegt in einer tiefen Schlucht und ist von hohen Gebirgen umgeben, die jeder Art von Vegetation gänzlich entbehren.

Der Bergwerksbezirk von Nertschinsk giebt jährlich 40,000 Pud Blei, aus denen man 250 Pud reines Silber ausscheidet. Der Bezirk steht wie

Kolywan unmittelbar unter dem kaiserlichen Cabinet. Es giebt daselbst sechs Silberschmelzen, nämlich in Nertschinsk oder Bolschoi Zawod, Dutscharsk, Kutomarsk, Ekaterininsk, Gazimursk und Schilkinsk. Eine neue Anstalt, in Petrowsk, reinigt das von den andern gebraucht werdende Eisen. Der Hauptbergwerke giebt es dreizehn.

Von Bolschoi Zawod begab ich mich nach Tschuru Khai Tarwst, einem großen Dorfe und Fort an der Argune, das gut gebaut, freundlich, reinlich und von Gärten umgeben ist; die Umgegend ist außerordentlich reich an Mineralien. Durch den Vertrag von 1727 mit den Chinesen wurde bestimmt, daß das ganze Jahr hindurch in diesem Dorfe Tauschhandel getrieben werden solle; es haben sich jedoch der Ausführung dieser Klausel zahlreiche Schwierigkeiten entgegengestellt, und es giebt keinen Handel, als wenn chinesische Abgeordnete bei der Grenzbesichtigung sich einfinden. Dann kommen auch die Russen von Nertschinsk mit Pelzwaaren dahin; aber man sieht nie eigentliche Kaufleute, weder russische noch chinesische.

Ich folgte der Linie der russischen Posten in einer Einöde, wo ich nichts als Weideplätze bemerkte. Eine schöne Straße brachte mich nach Kuda, einem sehr alten Orte, wo man viele mogolische Ueberreste findet. Dann wurde das Land immer unfruchtbarer und hob sich etwas mehr. In der Nähe des Onone liegt das Fort Tschindat. In der Nähe sah ich ein großes von russischen Bauern bewohntes Dorf; sie haben die Schwierigkeiten überwunden, welche ihnen das Clima entgegenstellte. Bei Kharinski traf ich auf die ersten Tongusen-Kosaken; sie sahen sehr elend aus, sind aber mit ihrem Schicksale sehr zufrieden, wenn sie ein Paar Kühe oder Pferde besitzen. Jenseits Kirring wurde der Boden besser und ich erblickte viele Getreidefelder. Der Onone zog an dem Thale hin, durch das ich reiste. Später folgte ein bergiges und sehr waldreiches Land und ich gelangte nach Tschenginski, dem südöstlichsten russischen Posten an der chinesischen Grenze; 60 Kosaken mit einem Officier bilden die Besatzung. Das Dorf ist angenehm gelegen; außerhalb desselben zu wohnen ist verboten. Ich erreichte die Ufer der Ingoda wieder, stieg über die Berge und kam nach Irkutsk zurück.

Die Berggegend, welche die Bergwerke von Nertschinsk enthält, wird mit dem Namen Da-urien bezeichnet; die Mineralreichthümer sind sehr mannichfaltig; man hat selbst Edelsteine daselbst gefunden. Unter den Bäumen, die auf den Bergen wachsen, findet man die Eiche und den Nußbaum, die an den Seiten des östlichen Urals verschwunden waren, und sie zeigen sich nach Osten fort bis an die Grenzen Asiens an dieser Seite. Andere Naturerzeugnisse, die in Europa gemein sind, die man aber in Sibirien jenseits des Urals vergeblich suchte, zeigen sich ebenfalls in Da-urien wieder. Der höchste Gipfel der Berge daselbst ist der Tschekondo; seine mit ewigem Schnee bedeckte Spitze beträgt 7870 Fuß über dem Oceane. Die Wässer, welche an seiner nördlichen Seite herunter fließen, verbinden sich mit der Ingoda.

Kapitel XII.

Sibirien. — Die Lena. — Kirensk. — Veränderung des Climas. — Die Tungusen. — Jakutsk. — Bivuac im Schnee. — Zufluchtsjurten. — Felsenbutter. — Zachiwersk. — Die Indighirka.

Auf meiner Reise von Irkutsk nach NO. ging es sogleich bergan in eine sehr hochliegende und sehr unebene Gegend, die mit Ausnahme einer kleinen Anzahl bebauter Felder nur Weiden enthält. Sie wird von Russen bewohnt, deren Dörfer zwar klein, aber zahlreich sind.

Ich ging über die Lena und erreichte bald Wercholensk, eine große volkreiche Stadt. Die Verbindungen zu Lande hören hier auf. Ich betrat also ein Boot mit einem Kosaken; zwei Schiffer führten uns. Die Ufer des Flusses sind hoch, gut bewaldet und bisweilen malerisch. In den Thälern liegen viele Dörfer mit ihren Kornfeldern. Häufig kommen in dem Flusse Inseln vor.

Kirensk mit seinen drei Kirchen und einem Kloster hat überdies nichts Merkwürdiges. Ungefähr 6 (engl.) Meilen weiter bemerkte ich das erste tungusische Dorf. Auf allen Seiten sah ich nichts als Wald; der Getreidebau hatte aufgehört; zwar gediehen noch die Küchengewächse, aber in geringer Menge. Dennoch ist das Brod nicht theurer als in Irkutsk, weil die Regierung auf ihre Kosten in diese Gegenden Mehl schickt, so daß sich der Arme zu einem Preise nähren kann, den er zu zahlen vermag.

In Witim traf ich Eis, das der Fluß trieb; noch hinderte es zwar die Schifffahrt nicht, doch umgab es uns bisweilen so, daß die armen Ruderer sich auskleiden und bis an den Leib in das Wasser treten mußten, um das Boot frei zu machen, während die Kälte 5 Grad unter Null betrug. Eine Pfeife Tabak, oder vielmehr gepulverte Birkenrinde, und ein Glas Branntwein, wie klein es auch war, ließ sie ihre Anstrengung vergessen.

In einem Dorfe luden mich die Bewohner ein, zu Lande weiter zu reisen, statt auf dem Flusse zu schiffen, und sie lieferten uns die Pferde dazu. Sie thaten dies, weil in dieser Jahreszeit die Arbeit des Menschen bei der Fischerei nöthig ist und ein einziger Mann zu meiner Begleitung genügte. In Jerbat befand ich mich auf der Linie, welche die Tungusen von den Jakuten trennt.

Die Tungusen bewohnen verschiedene Theile Sibiriens von den Ufern der obern Angara, des Jenisei und der Lena an bis an die Meeresküste in O. Man unterscheidet sie in drei Familien: 1) die Rennthiertungusen, dies sind die Nomaden des Nordens; man nennt sie auch Wald- oder Jäger-Tungusen; 2) die Hundetungusen, dies sind die, welche in der Nähe des Meeres von Ochotsk und nach Kamtschatka hin wohnen; 3) die Pferdetungusen, dies sind die von Da-urien. Sie besitzen zahlreiche Heerden von Vieh und Pferden; einige bebauen selbst das Land und sie kommen in ihren Sitten, Gewohnheiten und Gebräuchen den Buriaten sehr nahe.

Eine sehr kleine Anzahl von Tungusen hat die Taufe empfangen, die übrigen befinden sich noch im Aberglauben des Schamanismus. Sie gehören zu demselben Stamme wie die Mandschus, sind ehrlich und gesellig, sehen den Diebstahl für ein unverzeihliches Verbrechen an, sind sehr gastfrei und theilen gern den Ertrag ihrer Jagd, ohne sich um die Zukunft zu bekümmern. Sie können in außerordentlichem Grade die Strapazen, die Kälte und die Entbehrungen aller Art ertragen, sind erkenntlich für gute Behandlung, lassen sich aber nicht beleidigen und wissen sich zu rächen. Sie sind sehr jähzornig und man kann nur durch gute Worte mit ihnen auskommen.

Sie sind von mittlerer Größe und sehr gewandt; ihre Züge sind regelmäßig; sie haben sehr kleine Augen, und ein lächelndes Gesicht, das flacher und größer ist als das der Mogolen. Dabei haben sie wenig Bart, schwarzes Haar und lassen dasselbe in gleicher Länge um den Kopf herum hängen. Sie sind sehr unreinlich und verbreiten einen ekelhaften Geruch um sich. Man hält sie für gute Soldaten und sie sind treffliche Schützen, sowohl mit dem Bogen als mit der Flinte.

Ihre Kleidung gleicht jener der Ostiaken und besteht ebenfalls in Rennthierfellen, die sie mit Fuchs- oder weißem Hasenfell besetzen. Sie tragen dazu eine Mütze von Fuchsfell; ein Kragen von Eichhörnchenschwänzchen bedeckt ihren Hals, die Ohren, die Nase und das Kinn. Ihre Sommerkleidung unterscheidet sich von dem Winteranzuge nicht; sie nehmen nur statt des Pelzes gegerbte Felle. Ihr Bett ist ein Bären- oder Rennthierfell; ein anderes, das mit dem wärmsten Pelz besetzt ist und die Gestalt eines Sackes hat, dient als Decke. Ein Beil, ein Messer, ein hölzerner Löffel und ein Topf machen ihr ganzes Geräthe aus; eine Pfeife Tabak, ein Glas Branntwein ist für sie der höchste Genuß. (Taf. 5. Abbild.)

Die Tungusen haben keinen gemeinschaftlichen oder Nationalnamen;

die meisten von ihnen, welche Sibirien bewohnen, nennen sich Boie, Boia, oder Bye (Männer). Einige bezeichnen sich mit dem Worte Donki (Leute); von diesem letztern scheint auch eher als von dem türkischen Worte tungus, das Schwein bedeutet, der Name Tungusen herzukommen. Diese Benennung ist sehr alt. Die westlichsten Tungusen heißen Tschapoghirs; die längs des Meeres von Ochotsk bis an den Meerbusen von Penjina wohnenden Stämme nennen sich Lamut, und jene in N. und O. des Baikal Oweumnen oder Oweunki. Die Tungusen sind eine der zahlreichsten Nationen Sibiriens; ihre Fürsten oder Häuptlinge heißen tokon.

Nachdem ich die Tungusen verlassen, wurde ich der Fürsorge der Jakuten überlassen; in drei Tagen erreichte ich zu Pferde Olekminsk und machte dann den größten Theil des Weges in einer Pirogue bis nach Jakutsk, wo ich am 6. Octbr. ankam. Das Wetter war sehr kalt, die Atmosphäre düster und es schneite stark, mit einem Worte, alles verrieth den Winter; dennoch war man hier allgemein der Meinung, er stelle sich sehr spät ein, weil gewöhnlich am 1. Octbr. die Lena zugefroren und in höchstens drei Wochen darauf man mit Schitten darauf fahren kann. Mit Ausnahme der letzten 60 (engl.) Meilen konnten wir noch, obgleich mit vielen Schwierigkeiten, im Kahne darauf fahren. Eine Kette majestätischer Berge zieht sich am rechten Ufer des Flusses hin, der ihre steilen von Tannen beschatteten Seiten bespült. In Olekminsk wird das linke Ufer niedrig und sumpfig, hat aber fette Weiden; die Berge ziehen in einer andern Richtung hin. Je näher man Jakutsk kommt, um so seltener werden die Dörfer und um so länger die Stationen, die bisweilen 36 bis 40 (engl.) Meilen auseinander liegen.

(Jakutsk.) Jakutsk, obgleich ziemlich handeltreibend, ist schlecht gebaut; die Häuser stehen noch vereinzelter wie in Irkutsk. Ein halbes Dutzend Kirchen, die Ueberreste eines alten Forts, ein Kloster und einige recht hübsche Gebäude geben ihm ein nicht übeles Aussehen, doch rechne ich die Stadt zu den traurigsten, die ich gesehen habe. Sie liegt an dem linken Ufer der Lena, in einer Ebene, die von allen Seiten in einer Entfernung von 15 bis 20 Werst von Bergen umgeben ist. Mehrere Inseln, welche der Fluß hier bildet, geben ihm im Sommer eine Breite von 5 und im Winter von 3 Werst. Jakutsk treibt einen ansehnlichen Pelzhandel, da es der Sammelplatz aller Jäger, die in einen Theil des nördlichen Sibiriens gehen, und der Handelsleute ist, welche von Kamtschatka und dem russischen Amerika kommen. Russische und chinesische Waaren werden ebenfalls dahin gebracht, um sie von da weiter zu befördern. Das Getreide, das Salz, der Wein, die man braucht, bringt man von Irkutsk und Ilimsk auf der Lena. Archangel, obgleich über 5000 Werst entfernt, treibt einen bedeutenden Weinhandel mit Jakutsk, wo im December, Juni, Juli und August sehr wichtige Messen gehalten werden.

Der größte Theil der Bewohner des Gouvernements Jakutsk lebt an den Ufern der Lena und deren Beiflüsse, sowie an denen der andern Flüsse, welche das ungeheuere Land überschwemmen.

Versehen mit den nöthigen Kleidungsstücken, um mich vor der Kälte zu schützen, mit Vorräthen an Zwieback, gebratenem Rindfleisch, getrocknetem Fisch, Thee, Zuckerkand, Tabak, Branntwein und verschiedenen andern Gegenständen, reiste ich den 31. Octbr. mit einem Kosaken von Jakutsk ab. Ich hatte zwei Schlitten; die Lena war so stark gefroren, daß sie Wagen trug. Bald aber verließ ich sie, um durch ein gut bewaldetes Land zu fahren. Die Jakuten, bei denen ich anhielt, um andere Pferde zu nehmen, behandelten mich mit der größten Aufmerksamkeit, gaben mir Milch, Fleisch und oft Rahm mit Himbeeren. Mein Gesicht litt sehr von kaltem Winde. Ich verbrachte zwei Tage in Alban an dem Ufer eines schönen gleichnamigen Flusses. Die Pferde, welche wir daselbst nahmen, brachten uns 150 (engl.) Meilen weiter. Ich kam über die Kette der Tukulan-Berge, nachdem ich die Nacht im Freien an ihrem Fuße verbracht hatte. Man fing damit an, die Pferde frei zu machen, und band sie an einen Baum, so daß sie nicht fressen konnten. Dann fällten die Jakuten mit ihren Beilen Bäume, während der Kosak und ich mit unsern lopatkas oder Holzschaufeln den Schnee wegräumten, der im Durchschnitt zwei Fuß hoch lag; dann legten wir Fichtenzweige auf den Boden, um uns vor der Kälte und der Feuchtigkeit zu schützen. Bald war ein großes Feuer angezündet und Jeder nahm einen Bagagesack zum Sessel. Der Topf wurde auf das Feuer gestellt und wir suchten die Leiden des Tages zu vergessen. Bisweilen war es so kalt, daß wir fast in das Feuer hineinkriechen mußten. Im Ganzen verbrachte ich die Nacht recht gut, ob ich gleich bisweilen aufstehen, herumgehen und laufen mußte, um die Füße nicht zu erfrieren. Am Tage hatte sich der Thermometer zwischen 20 und 25 Grad unter Null gehalten.

Einige Tage waren wir hauptsächlich an dem Tukulan hingereist, der in einem malerischen Thale fließt, wo in Menge Fichten, Lärchen und Erlen wachsen. Wir mußten durch das Defile, das gewissermaßen in das nördliche Sibirien führt; auf der andern Seite der Berge rutschte ich auf dem Hintern hinunter und erreichte halb erfroren eine sogenannte Zufluchtsjurte, welche von der Gemeinde zur Aufnahme von Reisenden bestimmt war, denen sie das Leben retten kann. Es ist eine hölzerne Hütte; eine Oeffnung im Dach vertritt die Stelle des Fensters. Der Herd befindet sich in der Mitte in gleicher Höhe mit sechs Erdbänken, auf denen Breter liegen. Das Gebäude ist außen ganz von Schnee umgeben und auch das Dach damit belegt. Man braucht nicht zu fürchten, daß er in der Jahreszeit schmelze, in welcher man reist. Dieses Asyl ist sehr nützlich; die einzige Unannehmlichkeit liegt darin, daß man die Thüre offen stehen lassen muß, um dem Rauche einen Ausgang zu verschaffen, was sie sehr kalt und unangenehm macht.

Auf diese Weise verbrachten wir eine leidliche Nacht in Gesellschaft mit andern Personen, die nach Jakutsk reisten. Am andern Tage machten wir uns bei schönem Wetter wieder auf den Weg und so erreichten wir in sechs Tagen Barralas, während wir bald in Schnee, bald in einer unbewohnten Jurte schliefen. Diese Jurten stehen 25 (engl.) Meilen auseinander, was in schlechtem Wetter zu weit und in gutem zu kurz ist.

Die Gegend, die ich durchreiste, kann sehr malerisch genannt werden; man befindet sich zwischen zwei Reihen hoher Berge; die Thäler sind reich bewaldet, aber die Bäume nehmen allmälig ab, je näher man dem Gipfel der Berge kommt, wo man nichts als gefrorenen Schnee sieht. Auch giebt es unzählige secundäre Thäler, welche von dem Hauptthale ausgehen, mit sehr schönen Bäumen bewachsen sind und einen herrlichen Anblick gewähren. Aber trotz der Schönheit und Majestät der Landschaft ist sie traurig und öde, denn man bemerkt zwischen Alban und Barralas, die 75 Stunden weit auseinander liegen, auch nicht eine einzige Wohnung.

In Barralas wurde ich sehr gut von einem jakutischen Fürsten aufgenommen, der mir gefrorene Milch gab. Ich traf einige jakutische Jäger mit Bogen und Pfeil, theils zu Pferde, theils zu Fuß; sie kamen mir sehr höflich vor. Am Wege sahen wir mehrere ihrer Wohnungen; alle boten uns ein Unterkommen und Lebensmittel an und man überließ mir immer den besten Platz dem Eingange gegenüber unter den Heiligenbildern.

Von Barralas nach Tabalak brauchten wir sechs Tage; es gab viel Schnee und Wind, und ich litt viel wie meine Gefährten und unsere Pferde; einen Tag zeigte der Thermometer 29 und 30 Grad unter Null. Bald reisten wir auf den Flüssen, bald an den Ufern derselben. Tabalak ist der Aufenthaltsort eines Kosakencorporals, welcher das Commando über die Jakuten in der Umgegend führt. Er scheint mit seinem Posten nicht eben unzufrieden zu seyn. Der von sehr fischreichen Seen umgebene Ort ist in Vergleich mit denen, die ich in der Umgegend getroffen hatte, ziemlich stark bewohnt. Die Straße war lebhaft von vielen Handelsleuten, die nach der Messe der Tschuktschen gingen. In dieser Jahreszeit war der Weg durch die Menge der gefallenen Bäume ziemlich beschwerlich.

Später mußte ich über hohe Berge, die von O. nach NW. laufen, mit Spitzen gekrönt, von Abgründen begrenzt sind und lange Hochebenen

einschließen; in ihren Thälern fließt der Kostak und der Dogdo. Wir waren häufig genöthigt, Halt zu machen, um den Schnee mit unsern Schaufeln wegzuräumen, damit die Pferde nur vorwärts konnten; bei andern Gelegenheiten mußten wir ihnen das Gepäck abnehmen und dasselbe mehrere Hundert Schritte weit schleppen; an den Flüssen mußten wir erst mit den Beilen in das Eis hacken, damit sie darauf gehen konnten, so glatt war es; dabei führten wir sie noch immer am Zügel, um sie mit zu unterstützen. Wir wickelten ihnen Tuchstücke um die Hufe und legten ihnen um die ganzen Beine einen Strick, damit sie nur ganz kleine Schritte thäten und nicht ausglitten; aber trotz diesen Vorsichtsmaßregeln konnten wir es nicht vermeiden, daß sie stürzten. Ihre Leiden bildeten einen schrecklichen Anblick. Eines mußten wir ganz im Stiche lassen.

Von diesen Gebirgen sind einige Schiefer-, andere Granitgebirge. An den Ufern des Kamenda Maslo sammelt man einen salbeartigen erdigen Stoff, **Steinbutter** genannt, den die Russen und Tungusen sehr häufig essen; er sieht gelblich aus und hat einen ziemlich angenehmen Geschmack; der Verbrauch desselben ist aber verboten, weil er verschiedene Krankheiten und namentlich den Stein erzeugt. Diese Butter läuft aus den Schieferfelsen in verschiedenen Theilen Sibiriens, besonders in der Nähe des Jenisei, heraus. In der Luft bei trockener Witterung verhärtet sie, wird aber in der Feuchtigkeit wieder weich. Die Russen nennen sie Kamen noye maslo (Felsenbutter). Man erkennt sie leicht an ihrem starken Geruche. Die Elennthiere und Rehe sind sehr begierig darnach und die Jäger finden solche Thiere immer in der Nähe jenes Stoffes.

Der Weg ist in diesem Gebirge nicht immer leicht zu finden, denn wenn der Wind nur wenig geht, verweht er jede Spur in dem Schnee, der vier bis sechs Fuß hoch liegt. Auf dem Gipfel dieser Höhen erblickt man nicht die mindeste Spur von Vegetation, man sieht nichts als einige Kreuze, wo die Jakuten ihre Opfer bringen, die in Pferdehaaren bestehen und den Dank dafür anzeigen, daß sie gesund und wohlbehalten auf diese Höhen gekommen sind. Die Ausdauer brachte uns endlich aus dieser Schneewüste heraus und wir stiegen rasch am nördlichen Abhange hinunter, wo ich eine herrliche Winterlandschaft vor mir sah. Bald erreichte ich die Ufer des Tschubukalah, dann die Galanima, die noch bedeutender ist, und indem ich in einem gut bewaldeten Thale hinzog, gelangte ich an den Zusammenfluß derselben mit der Indigirka, einem sehr reißenden Flusse, und erreichte nach nicht langer Zeit Zachiwersk.

Dieser Ort wird eine Stadt genannt, aber er enthält nur sieben ärmliche Häuser, die weit auseinander stehen; doch ist es der Hauptort eines Commissariats. Er liegt an dem rechten Ufer der Indigirka. Die Berge im Westen sind steil und kahl und tragen nur einige verkrüppelte Fichten; nach Norden zu drängen sie etwa vierzig Meilen weit den Fluß zusammen, dann erweitert er sich und bildet bis zu seiner Einmündung in das Eismeer eine Reihe von Seen.

In der Strecke von 250 (engl.) Meilen, welche Tabalak von Zachiwersk trennt, traf ich nicht ein einziges bewohntes Haus; nur acht Zufluchtsjurten sind da errichtet. Die Fische sind in Zachiwersk sehr häufig und bilden das Hauptnahrungsmittel der Einwohner. Es wächst kein Grashalm hier und erst in einer Entfernung von 30 Meilen hält man Pferde, so daß es nicht leicht ist, das Heu dahin zu schaffen, um zwei Kühe damit zu füttern. Dennoch blieb ich drei Tage in Zachiwersk, wo ich nichts als Reh und Elenn, nebst rohem Fisch aß, der mir sehr gut vorkam. Man gab mir für meinen Theil einen ganzen Sack voll.

Ich folgte dem Ufer der Indigirka bis an den Punkt, wo die Berge auseinander weichen, und zwar theils nach ONO., theils nach WSW. Die erstern laufen nach den Kolyma oder Kowyma, die andern begrenzen die Yana; das Land, das sie trennt, ist eine Wüste. Zum erstenmale sah ich Hunde an Schlitten angespannt. (Taf. 5. Abbild.) Ich reiste in einem flachen, von kleinen Seen durchschnittenen Lande, welche durch Flüsse mit einander in Verbindung stehen. Bisweilen litt ich bedeutend von der Kälte, besonders an den Knien. Der Thermometer fiel auf 30° unter Null. Am sechsten Tage gelangte ich an eine elende Hütte, deren halb verhungerte Bewohner sich in ihr Schicksal vollkommen ergeben hatten und nur den letzten Augenblick herbeiwünschten. Unsere Vorstellungen machten jedoch einigen Eindruck auf sie und gaben ihnen neuen Muth; warmer Thee wirkte noch besser, denn sie entschlossen sich, uns zur nächsten Station zu begleiten, wo ihnen die Leute auf unsern Antrieb etwas von ihren Fischen gaben, ob sie gleich selbst nicht viel besaßen.

Kapitel XIII.

Sibirien. — Nordpolarkreis. — Srebni Kolymsk. — Außerordentliche Kälte. — Nischnei Kolymsk. — Jutagiren. — Anui Ostrog. — Tschuktschen. — Messe und Handel.

Ueber Seen und niedrige Wälder erreichte ich endlich den Gipfel einer Hügelkette, welche das Commissariat Zachiwersk von dem Commissariat der Kolyma scheidet. In der Ebene wird der Weg wegen des hochliegenden Schnees und des traurigen Zustandes der Pferde sehr beschwerlich. In Farbak befindet sich ein Kosakenposten unter einem Corporale und einige andere Jurten für die Jakuten, welche für diesen Posten Heu machen, Holz fällen, fischen und jagen; deshalb sind sie auch frei von dem iasak. Sie müssen ferner die Courriere und die andern Reisenden begleiten und die Pferde der Regierung zurückbringen. Dieselben Verpflichtungen haben ihre acht Stationen von Jakutsk nach Srebni Kolymsk in einer Entfernung von 1800 Meilen. Farbak liegt in einer niedrigen und sumpfigen, von zahlreichen Seen durchschnittenen und mit schönen Bäumen bewachsenen Gegend.

Hier befand ich mich etwas nördlich von dem Polarkreise; die Sonne zeigte sich noch, ob wir gleich den 10. December hatten, aber nur als zurückgestrahltes Bild.

Nachdem wir uns mit dem Fleische eines Wolfes und Pferdes restaurirt hatten, welche beide im Kampfe mit einander gefallen waren, brachen wir den 14. December wieder auf. Ich ging über die Alanzea, einen Fluß, der in das Eismeer fließt. Das Land, das er bespült, ist reich an Fischen, an Wildpret und Vieh; den wenigen Bewohnern, die an seinen Ufern leben, fehlt es an nichts. Sie gaben uns treffliche Lebensmittel.

Srebni Kolymsk liegt am linken Ufer der Kolyma und ist der Hauptort eines Commissariats; man zählt daselbst 15 Häuser und etwa hundert Einwohner. Die Kälte wurde um so heftiger, je weiter ich nach Norden kam; oft zeigte der Thermometer über 31° unter Null. An einem Tage fiel er gar auf 36°, und ich mußte wohl dreißigmale aussteigen und gehen, um nicht zu erfrieren. Die Häuser in dieser Gegend, bewohnte und unbewohnte, sind viel besser gebaut als die, welche ich vorher gesehen hatte. In Malone hört man gewöhnlich auf, sich der Pferde zu bedienen, ob man sie gleich bisweilen bis an die Küste des Eismeers mitnimmt. Man gab mir deshalb ein Gespann von dreizehn Hunden nebst einem Führer; auf den Schlitten war eine Art Wagen gestellt und dieser von Wachsleinwand überzogen, um gegen die Kälte zu schützen, die man für unerträglich hielt. Ein Bärenfell, eine wollene Decke und ein Kissen wurden in das Innere hineingelegt, damit ich mich legen, mich warm halten und schlafen könne, wenn ich wolle. Ich stieg hinein und man zog die Decke über mich; kein Lüftchen konnte hineindringen, so daß ich trotz der ungeheuern Kälte draußen, um nicht zu ersticken, eine Oeffnung mit meinem Messer machen mußte und die ganze unbequeme Einpackung wegwarf. Die Hunde liefen gut, aber die übermäßige Kälte nöthigte sie, von vier zu vier Meilen einige Minuten anzuhalten; auch ich sah mich mehr als einmal genöthigt zu gehen, denn der Mangel an Bewegung griff mich sehr an. Niemals habe ich so sehr gefroren; von einem Halt bis zum andern dauerte jedesmal eine halbe Stunde, und in dieser Zeit gefror ich fast und die Haut meines Gesichts wurde außerordentlich gereizt. Bi

weilen spürte ich eine so unwiderstehliche Neigung zum Schlafe, daß der Führer alles aufbieten mußte, um mich zu erwecken.

Nachdem ich 55 Meil. (engl.) mit denselben Hunden zurückgelegt hatte, blieb ich in der Nacht in der Hütte eines Jukagirs. Den andern Tag kam ich, obgleich die Kälte immer heftiger wurde, nach Nischnei Kolymsk, Mittags den 31. (19.) Decbr. 1820. Mehrere Thermometer mit Weingeist zeigten 42° unter Null. Ich kam mit theilweise erfrorener Nase davon.

Den nächsten Tag erhielt ich als Neujahrsgeschenk zwei gefrorene Fische, welche zusammen fast 200 Pfd. wogen. Ich fragte nach der Veranlassung zu diesem Geschenke und erfuhr, daß die Leute glaubten, ich habe nicht Fische genug bei mir und werde dergleichen brauchen, da die Fischzeit vorüber sey. Früh schenkte man mir ferner eine Lederblouse für meinen Aufenthalt an den Ufern der Kolyma; sie war recht hübsch und mit Marder und Zobel besetzt; man fügte auch noch Beinkleider, eine Mütze, Stiefeln und Strümpfe von demselben Stoffe hinzu, kurz alle wünschenswerthen Kleidungsstücke, die auf anderthalbes Jahr ausreichen konnten, so wie ein Bärenfell als Bett und eine mit Hasenfellen besetzte Lederdecke. Die Frauen gaben mir Handschuhe und der Baron Wrangel, Officier in der kaiserlichen Marine, der sich mit der Untersuchung der Küsten beschäftigte und bei dem ich wohnte, setzte dem Ganzen die Krone auf, indem er mir einen vollständigen Anzug nach der Landessitte gab, dessen ich mich im Nothfalle bedienen oder den ich als Merkwürdigkeit aufbewahren sollte. In Folge dieser wohlwollenden Aeußerungen konnte ich alle Tage weite Fußwanderungen machen.

Trotz der heftigen Kälte im Januar und Februar 1821, denn der Thermometer fiel bisweilen bis auf 40°, verging die Zeit recht angenehm; sobald der Wind sich legte, konnte man ausgehen; während des Windes aber mußte man durchaus zu Hause bleiben.

Nischnei Kolymsk kann in dieser nördlichen Gegend eine große Stadt genannt werden, denn sie enthält fast 40 Häuser und ungefähr 400 Einw. oder 80 Familien. Sie liegt am Ostende einer Insel der Kolyma, die 23 Meil. lang ist, und dem Einflusse des Ani-ui gegenüber. Eine Hügelreihe schützt sie vor den eisigen Nordwinden. Die Insel trägt nur Gebüsch; das Bau- und Brennholz wird auf dem Flusse von Sredni Kolymsk gebracht, und man darf also in einem Clima, wo man kaum einen Grashalm sieht, keinen Anbau erwarten. Die Pferde, die bisweilen auf einige Tage in der Nähe bleiben, fressen Moos oder die Spitzen und die Schale der Gesträuche. Doch finden die Bewohner mit vieler Mühe die Mittel, ein Paar Kühe zu erhalten, ob sie gleich das Heu 80 (engl.) Meilen weit herbringen lassen müssen. Die Einwohner bestehen größtentheils aus Kosaken, einem Dutzend Kaufleuten und drei Geistlichen. Jedermann treibt etwas Handel, jagt und sammelt Holz im Winter, fischt und fängt Vögel im Frühjahr und Herbst, und baut im Sommer Wohnungen. Die Frauen verbringen ihre Zeit damit, daß sie die Kleidungsstücke und andere Gegenstände sehr fein sticken. Weiter noch S. warten sie das Vieh, im Ganzen aber kann der Fischfang die Hauptbeschäftigung genannt werden; Männer, Frauen und Kinder geben sich damit ab. Die Menge der Fische, welche man fängt, ist ungeheuer; leider hindert der Salzmangel, sie aufzubewahren.

Sonst waren die Pelzthiere weit zahlreicher; damals betrug der Zehent für den Kaiser 5000 Zobelfelle, gegenwärtig erreicht er kaum 500. Die Hauptlieferanten zu Winterkleidungsstücken und den kostbarsten Pelzen sind die Tschuktschen.

Die Gesundheit Nischnei Kolymsk kann ich nicht rühmen; man ist da vielen Krankheiten ausgesetzt, besonders Hautkrankheiten und Scorbut. Die Heilung des letztern wird durch den Genuß roher Fische im Winter für möglich gehalten; die Symptome vermindern sich mit der Ankunft frischer Fisch im Sommer.

Die Nachkommen der Jukagiren bewohnen die Ufer der beiden Ani-ui zwischen der Jana, Indigirka und der Kolyma bis an das Eismeer; ihre Nachbarn sind die Jakuten, die Koriaken und die Tschuktschen. Sonst bildeten sie eine furchtbare und kriegerische Nation, welche von den Russen nicht leicht unterjocht wurde; jetzt sind sie fast ganz vertilgt oder mit den letztern verschmolzen. Gewiß sind sie der schönste Menschenschlag, den ich in Sibirien gesehen habe, proportionirt gewachsen und haben ein männliches offenes Gesicht. Die Frauen sind sehr hübsch.

Sie nennen sich Adon domui. Ihre Sprache hat wenig Aehnlichkeit mit denen der umwohnenden Völker; einige Worte sind mit dem Samojedischen und Tungusischen verwandt. Sie sind Jäger und Fischer und halten Rennthiere.

Den 4. März reiste ich von Kolymsk mit einem russischen Seeofficier und einigen Kaufleuten ab, deren nartis oder Schlitten mit Tabak und plumpen kurzen Waaren beladen waren. Das Wetter war schön; der Thermometer zeigte nur 25° unter Null, doch kamen wir nur langsam an dem Ufer des großen Ani-ui weiter, weil der Wind den Schnee sehr hoch zusammengetrieben hatte. Die Nacht brachten wir im Bivouac zu. Den andern Tag ging es durch einen dichten Fichtenwald, in dem wir der Gefahr ausgesetzt waren, an den Baumstämmen bei der schnellen Fahrt abwärts geschmettert zu werden. Mein Schlitten war von dreizehn Hunden gezogen. Jenseits des kleinen Ani ui, eines bedeutenden, reißenden und gefährlichen Flusses, verläßt man die Ebenen, welche sich östlich von der Kolyma hinziehen; man gelangt in ein höheres Land, wo wir viele Schlitten gleich den unserigen trafen; das zufriedene Aussehen der Leute verrieth es, daß sie gute Geschäfte zu machen gedachten.

Wegen des schnellen Laufes friert der kleine Ani ui nie ganz zu; man braucht aber einen sehr guten Führer, um ihn überschreiten zu können. An seinen Ufern sieht man in Hinsicht auf das Clima sehr große Bäume, aber ihre Wurzeln dringen selten über zwanzig Zoll tief in die Erde.

Den 8. März erreichten wir das russische Fort, das auf einer Insel des Ani ui 150 (engl.) Meilen von Kolymsk liegt; dieses Ani-ui Ostrog enthält 20 Jurten, ungefähr 200 Einw. und ein großes hölzernes Gebäude; die Hügel in der Nähe sind hoch und gut bewaldet; es wächst wenig Gras daselbst, aber viel Moos und Flechten. Der Anblick des Flusses ist malerisch und das Fort bestimmt den zum Wohnen am günstigsten gelegenen Ort, den ich von Jakutsk aus gesehen.

Die Einwohner an den Ufern des Ani ui leben sehr mäßig von der Jagd, da der Fluß nicht sehr fischreich ist. Deshalb tritt auch nicht selten Hungersnoth ein, weil die Regierung keine Brodvorräthe schickt. Das Elenn, das Rennthier und Argali sind die Hauptmittel zum Leben, aber diese großen Wiederkäuer um so seltener geworden, je mehr sich die Russen vermehrt haben. Sie scheinen diese Thiergeschlechter eher vernichten zu wollen als sich blos Lebensunterhalt zu verschaffen. Während der Messe beschäftigen sich die Bewohner des Forts größtentheils mit dem Handel oder werden Magazinhüter für andere Kaufleute.

Der Schiffsofficier und ich nahmen unsere Wohnung in einer kleinen Jukagiren-Jurte und erhielten bald den Besuch eines Tschuktschen mit sehr ausdruckslosem Gesichte; er trat ein, setzte sich auf einen Stuhl, rauchte seine Pfeife ohne uns anzusehen oder uns auf irgend eine Weise zu beachten, und ging wieder.

Als der Regierungscommissar angekommen war, wurde die Messe angekündigt. Schon früh waren zwei vornehme Tschuktschen in großem Staate, in ihren schönsten Anzügen, in einem hübschen von zwei Rennthieren gezogenen Schlitten angekommen; ihr Gefolge bestand aus dreißig Paaren dieser Thiere. An einem großen Magazine, wohin der Altar und die Heiligenbilder gebracht worden waren, taufte der Geistliche diese beiden Männer, sowie deren Frauen und drei Kinder, die alle nach dem Ritus der russisch-griechischen Kirche, sich bis auf die Beinkleider auskleiden und sich dreimal in eine große Wanne von eiskaltem Wasser bei 35° Kälte tauchen mußten; dann sollten sie auch die Füße in diesem Wasser waschen. Ich bedauerte die Frauen und die Kinder; die erstern mit ihrem langen Haar waren buchstäblich von Eis umhüllt. Die Anhängung eines kleinen Kreuzes und eine so ziemlich unnöthige Anweisung über die Aussprache

der ihnen beigelegten neuen Namen beschlossen die Ceremonie. Dann erhielten die Neubekehrten eine gewisse Quantität Tabak, um dadurch Andere zu veranlassen, dem Beispiele zu folgen. Da es vorgekommen ist, daß Tschuktschen zwei- auch dreimal sich haben taufen lassen, um dieses Geschenk zu erhalten, so werden es die guten Leute von Irkutsk allmälig überdrüssig, diesen Heiden ihre issionaire und ihren Tabak zu schicken.

Der Zug, dem sich andere vornehme (toions) Tschuktschen anschlossen, begab sich darauf zu dem Comm ssar, wohin ich dem Schiffsofficiere folgte. Der Commissar hielt die gewöhnliche Anrede, daß er die Messe nicht eher eröffnen werde, bis man den Tribut für den Kaiser gebracht habe, und alsbald legten die angesehensten Tschuktschen ein rothes Fuchsfell zu den Füßen des Abgeordneten nieder. Die Namen der Geber und der Werth der Felle wurde eingetragen, und darauf schmückte der Abgeordnete zwei der Häuptlinge mit einer Medaille und einem kleinen Säbel, las ihnen einen Brief vor, den er von dem Gouverneur von Jakutsk erhalten haben wollte, und der ihm meldet, der Kaiser habe ihm befohlen, sie auf diese Art auszuzeichnen. Nachdem ihnen der Priester noch seinen Segen gegeben, hielten sich die armen Teufel für ganz glücklich, waren außerordentlich stolz und betranken sich endlich.

Ich hatte dem Commissar meinen Wunsch mitgetheilt, das Land der Tschuktschen bis an die Behringsstraße zu durchreisen und auf diese Art nach dem amerikanischen Festlande zu gelangen. Dem zu Folge hielt ein Dolmetscher folgende Rede an sie: „Der Kaiser hat erfahren, daß zwei fremde Schiffe an den Küsten Eueres Vaterlandes erschienen sind, und wünscht zu wissen, wer sie sind. Er hat auf Euer Verlangen zwei Dolmetscher geschickt; der eine spricht Euere Sprache und die russische, der andere die Sprache der meisten schifffahrenden Nationen (das ging auf mich). Ich bitte Euch, im Namen des Kaisers, für sie Sorge zu tragen und sie zu respectiren, besonders diesen, der einer seiner Hauptdolmetscher ist" (er wies auf mich).

Diese Rede, die mir Hoffnung gemacht hatte, endigte, als einer der vornehmsten Tschuktschen aufstand und sagte: „ich brauche keinen Dolmetscher und werde keinen nehmen."

Diese lakonische Antwort bestürzte uns vollkommen. Ein alter schlauer Bursch, Namens Katschorga, sagte darauf: „in einer so wichtigen Sache darf man die kleinen Kinder nicht um Rath fragen; ich bin Häuptling und habe keinen Dolmetscher verlangt, obgleich einer meiner Neffen den Gedanken gehabt hatte." Dann ließ er sich über die Unschicklichkeit aus, sich wegen einer so wichtigen Sache an junge Leute zu wenden, die nothwendig an einen Häuptling gehöre.

Man antwortete, der Kaiser habe uns nun einmal geschickt und sie müßten uns annehmen, weil wir, um ihm nicht zu mißfallen, nicht wagen würden, zu ihm zurückkehren. Die Tschuktschen hielten von neuem Rath und das Resultat war: da der große Kaiser selbst gewünscht hat, zwei Dolmetscher an die Behrings-Straße zu schicken, so könnten sie sich natürlich nicht weigern, die Kosten ihrer Fortschaffung zu tragen." Als man sie um den Preis fragte, den sie verlangten, antworteten sie: funfzig Säcke Tabak, d. h. fast 50 Centner.

Es wäre Thorheit gewesen, ein so bedeutendes Geschenk voraus zu geben, und wir sahen wohl ein, daß wir dem Plane entsagen mußten, besonders als sie hinzusetzten: „der kann kein großer Kaiser seyn, welcher nicht einmal ein so kleines Geschenk geben kann, da er doch über die Reichthümer seines ganzen Volkes verfügt. Der Dolmetscher selbst muß sehr arm seyn, da er eine solche Forderung nicht bestreiten kann."

Die Wilden gaben einen sehr deutlichen Beweis von ihrer Klugheit, denn einer sagte: „ich bezweifle es, daß dieser Mann ein Dolmetscher des großen Kaisers ist, da er selbst nicht Russisch versteht; ich habe bemerkt, daß der Dolmetscher unsere Antworten dem Schiffsofficier mittheilt und dieser sie jenem Manne in einer andern Sprache sagt."

Das alles war zu wahr, als daß es hätte geleugnet werden können. „Was sollte uns dieser Mann nützen," setzten sie hinzu, „da er weder die russische Sprache noch die unserige versteht?" Wir schwiegen und der Plan wurde aufgegeben. Ich glaube, ihre Weigerung war weder durch durch die Furcht, noch durch bösen Willen begründet, sondern lag einzig und allein in ihrem Geize.

Den andern Tag besuchte ich ihr Lager, das 2½ (engl.) Meilen entfernt war. Es bestand aus sechs Zelten, drei großen und drei kleinen; die erstern waren für das gemeine Volk bestimmt, die letztern für die Häuptlinge und vornehmen Leute aufbewahrt. Die erstern waren außerordentlich schmuzig und stanken; die andern dagegen waren recht reinlich und warm, obgleich ohne Feuer und wenn auch die Kälte 35° betrug. Ich erstickte darin fast; sie waren nur 8 Fuß lang, 5 F. breit und 3 F. hoch; drei bis vier Personen befanden sich in einem Bette von Rennthierfellen; die Decken sind mit weißem Fuchs besetzt. Diese kleinen Zelte sind von alten und hart gewordenen Fellen gemacht, welche man auf einander befestigt, so daß sie zu beiden Seiten Haare haben. Eine große Oel- oder Thranlampe beleuchtet sie und wärmt zu gleicher Zeit bedeutend. Als ich mit dem russischen Officier in eine dieser kleinen Wohnungen eintrat, fand ich darin den Häuptling und dessen Frau, sowie ein Mädchen von neun Jahren völlig nackt; sie schämten sich keineswegs vor uns und sagten dem Mädchen, sie solle Rennthierfleisch für uns zubereiten, was sie, ohne ein Kleidungsstück anzulegen, an einem Feuer neben dem Zelte that. Nach einer Viertelstunde kam das halbgekochte Fleisch und wir aßen aus Artigkeit davon. Ich mußte meinen Besuch abkürzen, weil ich dem Ersticken nahe war, und nie in meinem Leben habe ich so lange einen so unangenehmen Geruch ausgehalten. Der toion war über die Kürze des Besuchs etwas verdrüßlich, und erklärte sich dieselbe dadurch, daß er sich gestern meiner Reise in seine Heimath widersetzt habe. Ein großer Topf, ein Messer, Teller, hölzerne Löffel, ein Beil, ein Feuerstahl und Feuerstein bildete das Geräthe. Sie bedienen sich recht gut gearbeiteter Lederzügel, um ihre Rennthiere zu lenken; sie mißhandeln weder diese noch ihre Hunde, und auf langen Reisen erlauben sie nur den Frauen und Kinder sich in die Schlitten zu setzen.

Bei unserer Rückkehr in das Fort, wohin ich in einem hübschen von zwei Rennthieren gezogenen Schlitten gebracht wurde, war die Messe von dem Commissar eröffnet, der in seiner Rede die Bedingungen, die zu bezahlenden Abgaben und die Strafen, deren man sich aussetze, mitgetheilt Die Tschuktschen hatten sich schon vorher durch ihre Abgesandten von Menge des anwesenden Tabaks unterrichtet; darnach machen sie ihre Berechnungen und bestimmen den Preis ihrer Waaren, auf den sie fester halten als die Russen.

Die Messe wurde an den Ufern des Ani ui, dem Fort gegenübe gehalten; die Tschuktschen stellen sich da bei guter Zeit im Halbkreise auf, breiten re Rauchwaaren auf ihren Schlitten aus und rühren sich nicht von der Stelle. Die Russen bringen ihre Tabaksballen in die Mitte des Halbkreises und erkundigen sich durch einen Dolmetscher nach dem Preise der Pelze, welche sie besehen; die Mühe bleibt ganz allein ihnen, denn sie müssen mehrere Stunden lang entweder eine Last von 200 Pfund Tabak herumschleppen, oder alle Arten Waaren in der Hand oder auf dem Rücken herumtragen, ehe sie einen Handel abschließen können. Für die Gegenstände von geringem Werthe erhalten sie gern frisches Fleisch; damals war es sehr gesucht.

Den ersten und zweiten Tag darf der Tabak nicht unter dem Preise losgeschlagen werden, über wel die Kaufleute mit einander übereingekommen sind; wer dagegen handelt und man entdeckt es, muß seine Waare confisciren lassen und verliert das Recht, Handel zu treiben. Die Justiz wacht auch darüber, daß der Tabak nicht angefeuchtet werde und daß man das Gewicht der Ballen nicht durch Steine oder andere schwere Körper erhöhe.

Der von den Russen bestimmte Preis war 20 Marder- und 15 rothe Fuchsfelle fü einen Centner Tabak; die Tschuktschen wollten aber nur die Marder- und zehn Fuchsfelle geben.

Am ersten Tage wurden wenig Geschäfte gemacht; die Tschuktschen boten zu niedrigen Preisen die schwersten Felle, wie Bären-, Wolfs- und

Rennthierfelle, sowie Seekuhzähne aus, aber aus demselben Grunde und der Kostspieligkeit des Transports wollten die Russen dieselben nicht kaufen. Die Tschuktschen hielten sich gut; zwei Russen aber, die überführt wurden, unter dem festgesetzten Preise verkauft zu haben, mußten bis zu Ende der Messe in das Gefängniß wandern.

Am zweiten Tage war es lebhafter und es wurden mehr Geschäfte gemacht. Die Russen wollten nur 12 Marder- und 11 Fuchsfelle annehmen; einige Tschuktschen zeigten sich nachgiebig; der dritte Tag endlich war der gewinnreichste für die Tschuktschen, weil das Reglement nicht mehr in Kraft stand. Jedermann, von dem Commissar an bis zu der ärmsten Person herunter, wollte handeln und forderte immer weniger als sein Nachbar. Ich war ganz betäubt; es entstanden auch mehrere Zänkereien.

Die Messe dauerte sieben Tage, d. h. drei mehr als gewöhnlich. Am fünften erschien der wudka, und die Wirkungen dieses geistigen Getränks bestimmten die Tschuktschen bald, einige schwarze und braune Fuchsfelle zu zeigen; aber sie verlangten einen so hohen Preis dafür, daß sie fast alle wieder mit sich nehmen mußten. Der jasak, den sie bezahlten, betrug 23 rothe Fuchsfelle. Die Summe der Waaren, welche aus ihrem Lande kam, bestand in 400 Seekuhzähnen, einigen Bärenfellen, Kleidungsstücken aus Rennthierfell und gefrorenem Rennthierfleische. Die andern Pelzwaaren, wie mehrere Tausend Stück schwarze, braune, blaue, rothe und weiße Fuchsfelle, Marder-, Biber-, Otter-, Bären-, Wolf-, Seehund- und Seekuhfelle kamen von den Karga-ulen, einem Volke auf dem amerikanischen Festlande; zwei von diesen Leuten waren auf der Messe gegenwärtig. Sie hatten auch verschiedene sehr warme Kleidungsstücke und Seekuhzähne, die in Thiergestalten geschnitzt waren.

Die Russen verkauften ihren Seits Tabak, Töpfe, Messer, Lanzen, Nadeln, Klingeln, Scheren, Pfeifen, Beile, Löffel, Korallen und andere geringe Schmucksachen, blauen und rothen Nankin und weiße Baumwollenzeuge. Diese Zeuge hatten einen Werth von 180,000 Rubeln, die der Tschuktschen konnten ungefähr 160,000 R. werth seyn. Es befanden sich dieses Jahr zur Messe, die für eine gute galt, 150 Schlitten und 500 Rennthiere, 68 Männer, 60 Frauen und 67 Kinder. Jedes Rennthier kann eine Last von 3 bis 4 Pud ziehen. Die, welche zur Messe kommen, kehren nur bis an die Ufer des Tschaon zurück, dort tauscht man sie gegen andere um, welche von der St. Lorenzbai gekommen sind. Sie brauchen 75 bis 90 Tage zu dieser 800 Werst betragenden Reise.

Auch drei Tschuktschen-Häuptlinge waren zur Messe anwesend; der erste befehligt die Volksstämme an den Ufern des Tschaon, des Puckla, des Kwata, sowie des Schelatskoi neß an dem Eismeere; der zweite die Belo-Morski, welche an dem Ostufer wohnen von dem Nordcap bis an die Bai Klaschenie; der dritte den Volksstamm des Ostcaps oder Tschuktschoi neß (Tschuktschen-Cap) bis an die Lorenzbai. Die ersten sind Nomaden, ziehen Rennthiere, welche zum Transport der Waaren von den Ufern des Tschaon bis in das russische Fort gebraucht werden, und treiben auch Handel mit Seekuhzähnen. Die zweiten leben fast ganz von der Jagd und dem Fischfange, und erheben eine kleine Durchgangsabgabe von dem Tabak, der ihren Nachbarn in S. gebracht wird. Rennthiere haben sie nicht. Die dritten sind Handelsleute, haben große Rennthierheerden und führen dieselben von der St. Lorenzbai nach dem Tschaon. Ein vierter Häuptling beherrscht einen Volksstamm, der das von dem Anadyr bewässerte Land bewohnt und dieselbe Industrie betreibt, wie der vorige. Diese Häuptlinge wohnen in gleicher Entfernung von einander, welche 150 bis 200 (engl.) Meilen beträgt, und unterhalten eine Art Correspondenz mittelst der Tschuktschen der Ostküste.

Die Tschuktschen der St. Lorenzbai sind die zahlreichsten; die an der Ostküste die kriegerischsten und stärksten; die des Tschaon die friedfertigsten und jene des Anadyr die reichsten. Alle besitzen nur eine nominelle Unabhängigkeit, denn Rußland fordert streng den Tribut, der freilich nicht bedeutend ist und den sie gewissenhaft zahlen. Ihre Gesammtheit wird 4 bis 5000 männliche Personen nicht übersteigen. Jeder Stamm spricht einen verschiedenen Dialect derselben Sprache und alle verstehen einander. Ihr Idiom hat keine Verwandtschaft mit denen ihrer Nachbarn.

Die Häuptlinge, mit denen in sprach, sagten mir, ihr Land sey außerordentlich dürr, gebirgig und so von Schnee bedeckt, daß die beladenen Schlitten nicht direct nach der St. Lorenzbai fahren könnten, sondern dem Ufer folgen müßten bis an die Mündung der Packla, von wo der Weg sich von NW. nach SW. wende.

Es ist nothwendig, hier eine Bemerkung über die Erzählung des englischen Reisenden zu machen. Der Name Tschuktschen ist von den Russen auch auf die benachbarten Koriakenstämme ausgedehnt worden. In die erste Abtheilung des Reisenden gehören diese Koriaken. Die andern sind echte Tschuktschen. So hat dieses Volk das fernste Ende des asiatischen Festlandes in NO. inne. Ihre Grenze in S. ist der Lauf der Anadyr. Diejenigen, welche in der Nähe der Mündung dieses Flusses leben, heißen Aiwanski oder besser Aiwanschiia. Die Züge, die Sitten und die Sprache der echten Tschuktschen beweisen, daß sie eine gemeinsame Abstammung mit den Eskimos des nördlichen Amerikas haben und von diesem Festlande herübergekommen sind.

Die Tschuktschen, fährt Cochrane fort, sind von mittlerer Größe, aber ihre außerordentlich große Kleidung giebt ihnen ein riesenhaftes Aussehen. (Taf. 5. Abbild.) Ihre Haut ist ziemlich weiß, ihre Physiognomie sehr gemein, obgleich männlich. Sie sind roh, lebhaft und wenigen Krankheiten ausgesetzt. Ich habe bei ihnen keine leidenschaftliche Vorliebe für Branntwein gefunden, denn sie weigerten sich, Pelze blos für dieses Getränk zu geben, aber sie nahmen es gern an und handeln am liebsten mit denen, welche sie damit tractiren. Sie kamen mir abgehärtet, mißtrauisch und jähzornig, zwar sehr habsüchtig, aber ehrlich und gastfreundlich vor. Sie haben viel Respect vor ihren Häuptlingen und leben keineswegs in jenem Zustande der Gleichheit, den man vermuthen sollte. Im Allgemeinen sind sie geistreich, schlau, fleißig und geschickt; die Symetrie, die Reinlichkeit und die Menge ihrer Schlitten, ihrer Kleidungsstücke, ihrer Zelte, ihrer Waffen und ihrer Schmucksachen gaben einen Beweis davon. Sie besitzen dagegen keine andern religiösen Gebräuche, als eine große Ehrfurcht vor einer Art Zauberer. Sie dürfen bis fünf Frauen haben und besitzen das Recht, dieselben zu tödten, wenn sie untreu sind.

Sie kochen ihre Speisen, wenn sie sich Holz verschaffen können, was im Winter selten möglich ist; sie essen deshalb in dieser Jahreszeit das Fleisch roh. Sie trinken Thee und lieben den Zucker ungemein. Den Tabak essen, kauen, rauchen und schnupfen sie. Ich habe kleine Knaben und Mädchen von neun Jahren gesehen, die ein großes Blatt Tabak in den Mund steckten, und keinen Speichel ausspuckten. Bietet man ihnen Fleisch an, während sie den Tabak im Munde haben, so stecken sie auch dies noch mit hinein.

Kapitel XIV.

Sibirien. — Sredni Kolymsk. — Werchni Kolymsk. — Beschwörungen eines Schamanen. — Unerwartete Versorgung mit Lebensmitteln. — Wüste. — Omekone. — Die Jakuten. — Die Ochola. — Der Kukar. — Ochotsk.

In zwei Tagen waren wir von den Ufern des Ani ui nach Nischnei Kolymsk zurück. Den 27. März reiste ich von da in einem königlichen Schlitten, d. h. in einem mit dreizehn Hunden bespannten, wieder ab; ich wurde von einem Jakuten und Kosaken begleitet. Das Wetter war sehr veränderlich in den ersten Tagen meiner Reise. Früh am Morgen hatten wir 15 Grad Kälte, um Mittag fast eben so viele Grade Wärme und Abends wieder 10 Grad Kälte. Vor dem Sonnenaufgange waren die Morgen die kältesten, welche ich jemals erduldet habe; ich litt mehr

dabei, als da der Thermometer auf 40° unter Null stand; dies rührte von den Nebeln her, welche zu Ende des März und im Anfange des April herrschen und welche den ganzen Körper mit einer unbeschreiblichen Kälte durchdringen.

Ich wendete mich nach S., als ich zum zweitenmale nach Sredni Kolymsk zurückgekommen war, und nun zogen mich Pferde. Ich reiste an den Ufern der Kolyma hin, die im Sommer mit Fischercolonien bedeckt sind. Das freie und niedrige Land erzeugt übrigens nur ärmliche Bäume. Später kam ich durch schöne Weideländer mit zahlreichen Seen. In diesen Bezirken leben viele Jakuten. Ich verbrachte die Nacht bei den Fürsten derselben und wurde von ihnen wie ein alter Freund aufgenommen.

In Werchni Kolymsk unterhielten mich die Possen eines Zauberers oder Schamanen, der wegen der Krankheit eines Jakuten gerufen worden war. Er trug ein Kleid von Fell, das mit einer Menge kleiner Eisenstücke von der Größe und Form der Klinge eines großen Federmessers bedeckt war. Seine Mütze, seine Handschuhe, seine Stiefeln waren gestickt. Zuerst rauchte er eine Pfeife, dann nahm er seine Trommel und seinen bolsyak, d. h. seinen Zauberstab, setzte sich mit übereinandergeschlagenen Füßen nieder und stimmte einen klagenden Gesang an, den er mit einer gleichen Musik begleitete. Nach diesem Vorspiele fing er an herumzuspringen, zu hüpfen und Capriolen zu schneiden, zu schreien, zu heulen, die häßlichsten Grimassen und Verzerrungen zu machen, so daß ich ihn für verrückt hielt. Dann zog er sein Messer und stieß sich dasselbe allem Anscheine nach in den Leib. Ich wurde ängstlich. Bald zog er es ohne den geringsten Blutstropfen heraus und er erklärte, der böse Geist werde nicht triumphiren, wenn man nur nach der Gewohnheit eine fette Stute opfere. Darauf wurden alle Anwesenden fortgeschickt und auf den nächsten Tag eingeladen, um das Fleisch der Stute mit verzehren zu helfen. Bei diesen Beschwörungen bedienen die Schamanen sich stets nur ihrer eigenen Messer, weil sie fürchten, andere könnten zu lang seyn und zu weit eindringen. Der Einfluß dieser Betrüger auf die Menge ist sehr groß; sie entfernen sich nie weit von ihrem Bezirke und sind nicht zahlreich. Sie wollen die Krankheiten heilen, das Wetter ändern, Glück auf der Jagd und im Fischfange geben und verlorene oder gestohlene Gegenstände auffinden.

Werchni Kolymsk gilt für einen bedeutenden Flecken, denn es hat 15 Häuser und fast 200 Einwohner. Die Umgegend ist kahl, im S. aber sieht man sehr schöne Wälder. Der Ort liegt an dem rechten Ufer des Jassahna, ungefähr eine Meile von seinem Zusammenflusse mit der Kolyma, und gilt für einen der kältesten im östlichen Sibirien. Der Thermometer fällt da bis 43° unter Null, und doch ist seine geogr. Lage nur 60° 30'.

Von den Ufern der Kolyma wendete ich mich in ein ödes Land. Bald reisten wir auf dem Schnee, bald war er bereits geschmolzen und wir befanden uns im Wasser; der Weg war sehr beschwerlich. Als wir die Zyzanka erreicht hatten, folgten wir den Ufern derselben; Tauben und Hasen vermehrten unsern Lebensmittelvorrath. Wir gelangten an ein schmales Defilé; jenseits findet man zwei Flüsse, die in einer engen Schlucht in die Zyzanka fallen und eine Art gefrornen Wildbach bilden, über welchen wir nur mit vieler Mühe hinwegkamen. Der Reisende trifft in diesen unwirthlichen Einöden sichern Unterhalt, nämlich Rebhühner und Hasen, welche von den herumziehenden Jakuten und Tungusen in zahlreichen Schlingen gefangen werden. Jeder kann sich das Wild zueignen, das er erblickt, nur muß man die Schlinge wieder aufstellen.

Ich litt an den Augen wie mein Führer; mein Kosak wurde von einer heftigen Diarrhöe, der Folge seiner Freßsucht, gequält. Um Mittag betrug die Wärme 22 Grad; die Oberfläche des Schnees schmolz. In der Nacht gefror es wieder und unsern armen ermüdeten Pferden wurde es schwer weiter zu gehen. Eines Abends lagerten wir in dem dürrsten, traurigsten und ödesten Thale, das ich jemals gesehen habe; kein Gras, kein Moos, kein Strauch, nicht einmal ein Stück Treibholz bot sich unsern Blicken dar. Wir waren an die Ufer der Zyzanka hinuntergestiegen und hatten nichts zu essen als gefrorenes Pferdefleisch und etwas Zwieback. Unser Vorrath von Branntwein war erschöpft. Der bedauernswerthe Zustand meiner Gefährten nöthigte mich, ihnen vom Pferde herunterzuhelfen und alles zuzubereiten, was nur nöthig war.

Als wir über eine Hügelkette gestiegen waren, gelangten wir an die Ufer des Kulyal und in das malerische Thal Buluktak, das von einem Flusse so genannt wird; der Name des Sees kommt von einem Fische her, den man darin fängt. An diesem See erblickten wir zwei Jurten; die eine, sehr ärmliche, diente uns fünf Tage lang als Zufluchtsort. Ich war genöthigt, meinen Kosaken da zu lassen und setzte meine Reise mit dem 6 Fuß großen Jakuten fort. Nie hatte ich einen so großen gesehen.

Die Kurak-Berge haben ihren Namen von einem reißenden Wildbache, der an ihrem Fuße fließt. Wir kamen nur mit vieler Mühe über ihn hinüber, weil das Eis der Wärme von 27° sehr schnell nachgab. Weiter hin waren die Wiesen überschwemmt und die Flüsse angeschwollen; hohe und steile Berge zeigten auf allen Seiten ihre mit gefrorenem Schnee bekleideten Seiten. Wir hatten uns eine 100 Fuß hohe Wand hinabgleiten lassen, als mein Kosak, der sich wieder besser befand, mir noch bei Zeiten nachkam, um mir zu sagen, daß wir vom rechten Wege abgekommen wären. Wir verbrachten die Nacht in einer sehr traurigen Lage ohne Feuer. Den andern Tag wußten wir nichts Besseres zu thun, um an dem glatten Berge hinaufzuklettern, als Stufen in den verhärteten Schnee zu hauen. Als wir oben angekommen waren, befestigten wir, der Kosak und ich, alle unsere Riemen fest aneinander und ließen daran das Gepäck an der andern Seite hinunter. Unsere Pferde, die von Ermattung erschöpft waren und seit zwei Tagen nichts zu fressen bekommen hatten, kamen nur die Hälfte des Berges hinauf. Unser dummer Jakute beklagte sich ohne Theilnahme an unserm traurigen Zustande, brummend, daß er bei so schwerer Arbeit täglich nur 20 Pfund Fleisch erhalte.

Die Nacht war noch schlimmer als die vorhergehende; wir hatten durchaus nichts, auf das wir uns legen, mit dem wir uns schützen konnten. Zwei Tage wurden gänzlich damit verbracht, unsere Pferde hinaufzuschaffen und auf der andern Seite wieder hinunterzubringen, wo sie weiden konnten. Das schwächste schlachteten wir, um das Fleisch aufzubewahren. Einen Theil legte ich bei Seite und vergrub es im Schnee, damit es der Jakute auf der Rückkehr finde.

Wir hatten so drei Tage der besten Jahreszeit verloren. Die Witterung war noch sehr kalt. Mit welchem Vergnügen wärmte ich mich, als wir wieder in die Ebene hinunter kamen! Den nächsten Tag richtete ich meinen Weg nach der Magnetnadel, denn der Führer wußte nichts mehr. Wir fanden mehrere Hügel, wo der Schnee tief lag; zwei unserer Pferde stürzten. Wir mußten alle gehen. Der Korbak war nicht schwer zu überschreiten. Abends überraschte uns aber an seinem Ufer ein Regenguß, der erste seit dem vorigen September. Das Land war gut bewaldet und reich an Weideplätzen. Wir verloren noch ein Pferd und mußten nun einen Theil des Gepäckes selbst tragen. Alle Flüsse, die wir in der letzten Zeit überschritten hatten, fließen in die Indigirka und sind reißend, wenn auch klein.

Das Land war allmälig sehr angenehm und offen geworden und das Wetter sehr schön. Wir blieben zwei Tage auf einer fetten Weide wegen unserer Pferde; große Schaaren Gänse, Enten, Rebhühner und Schnepfen flogen über uns hin, und bald bemerkten wir zahlreiche Spuren von Bären, Wölfen, Rennthieren, Hasen und bisweilen von Elennthieren. Am letzten Tage erreichten wir durch große Anstrengung das erste Haus des Districts Omekone. Wir mußten fast 30 (engl.) Meilen gehen und schwimmen, ich sage schwimmen, weil wir häufig genöthigt waren, durch Flüsse zu waten und selbst zu schwimmen, und zwar in großer Ausdehnung. Es gelang mir, indem ich einen Strick an den Hals eines Pferdes befestigte. So kamen wir ohne Unfall über den Bulunwanatsch und die Nera, die noch stärker ist. Die Jurte eines Jakuten-Fürsten, wo man uns aufnahm, kam mir als die gastlichste und hübscheste von allen vor, die ich je

gesehen. Ich verschaffte mir hier zwei frische Pferde zum Fortschaffen unsers Gepäckes; die andern, die auf fünf heruntergekommen waren, führte man, und ich ging zu Fuße.

Ich ließ hier meinen Führer zurück und nahm mir nicht die Zeit, mich zu erholen, da die Flüsse sich ganz von Eis befreien zu wollen schiene und ich auf einige Monate von der ganzen übrigen Welt abgeschnitten werden konnte. Man denke sich, wie sehr ich eilte, an einen Ort zu gelangen, wo ich sicher war, von solchen Hindernissen nicht mehr aufgehalten zu werden. Ich machte schnell, zufrieden, von Zeit zu Zeit am fernen Horizonte den Rauch einer Wohnung zu erblicken; seit mehr als 200 Meilen hatte ich keinen gesehen, seit dem See Buluktak nicht ein einziges menschliches Wesen getroffen. Jetzt waren wir gewissermaßen wieder von den Todten aufgestanden und von neuem Muthe belebt; mein Kosak besonders hatte neue Kräfte durch ein Stück Rindfleisch erhalten, das man ihm in der ersten Jurte gegeben. Ich selbst zog es vor, bei dem alten Pferdefleische zu bleiben, weil ich meinen Mann beschämen und ihm zeigen wollte, daß man alles essen müsse, wenn es die Noth verlange. In diesem Zustande verbrachte ich acht Tage und habe mich nie besser befunden. Wir waren den Ufern der Nera und der Indigirka durch ein eben so unfruchtbares und trauriges Land gefolgt, als es weiter unten an diesem Flusse, in Zichiwerst, ist. Den andern Tag machte ich wieder Halt bei einem Jakuten-Fürsten, der mir die Hälfte eines Rennthieres schenkte und mich mit Milch und Thee tractirte. Er machte mich dadurch zum glücklichsten Menschen. Ferner nöthigte er mich, zwei rothe Füchse als Tribut anzunehmen; sie wurden mir von einer Jakutin überreicht, die ziemlich hübsch war und deren Vater am folgenden Tage sich meinem Gefolge anschloß.

Statt unter steinigen und unfruchtbaren Hügeln und sumpfigen Lachen zu reisen, befand ich mich unter gut bewaldeten Bergen, die sich sanft erhoben, und auf fruchtbaren Wiesen. Der Anblick mehrerer rauchender Jurten erfreute mich außerordentlich. Ich fühlte den Werth des Lebens und erfreute mich desselben nie mehr, als in der gastlichen Wohnung Peter Gotoffops, eines Jakuten-Fürsten von Omekone. Ich brauche nicht zu sagen, mit welchem Vergnügen ich mich in meinem Bette von Rennthierfellen ausstreckte, nachdem ich vierzehn Nächte hinter einander auf dem Schnee gelegen hatte, der oft von der Wärme unserer Körper oder durch den Thau schmolz.

Das Thal Omekone ist malerisch und fruchtbar. Man zählt 500 E. in dem gleichnamigen Fürstenthume, die als Nomaden mit ihren zahlreichen Heerden leben. Die bedeutenden und sehr schönen Wälder bestehen aus Birken, Fichten, Lärchen &c.

Man zählt in diesem Thale wenigstens 3000 junge Stuten und fast 3000 Kühe, welche einer kleinen Anzahl reicher Jakuten angehören. Der Verbrauch dieser Thiere, besonders der Pferde, ist bedeutend, weil die Regierung viele für Ochotsk und für die nördlichen Bezirke verlangt. Aber die Jakuten lieben ihre Pferde so, daß sie, um dieselben nicht verkaufen oder sich den Requisitionen fügen zu müssen, im ersten Falle zwei junge Stiere für ein Pferd geben, oder auch einen jungen Stier für jedes Pferd liefern, das einer ihrer Landsleute geben soll. Doch werden die Pferde mehr des Staates wegen und zur Zucht als zum Gebrauche gehalten.

Ich blieb drei Tage in Omekone, wo ich meinen Kosaken ließ. Ich ersetzte denselben durch einen neuen Mann, der in dem Thale geboren war. Vier Fürsten bildeten mit ihm mein Gefolge. Wir zogen an dem Flusse hin. Dann geht man über denselben, was nicht ohne Gefahr geschieht, da er sehr reißend ist; aber wir durften nicht länger zögern, denn durch das Schmelzen des Schnees auf den benachbarten Bergen würde er noch mehr angeschwollen seyn. In geringer Entfernung vereinigt er sich mit der Indigirka. Schon sahen die Wiesen an den beiden Seiten wie große Seen aus und die Pferde konnten nur mit Mühe hindurchschwimmen; andere waren noch gefroren und rund um sie her standen Jurten der Jakuten, die im Sommer sich durch einen einträglichen Fischfang bereichern.

Wir stiegen endlich, um aus diesem Thale hinauszukommen, Berge hinauf, und als wir unten in dem Bassin des Torrurak ankamen, machten wir in der letzten Jurte des Gouv. Jakutsk Halt; sie war sehr ärmlich, aber wir erhielten durch die gefälligen Bewohner eine Menge Wildpret.

Die Jakuten, deren Gebiet ich verließ, nennen sich selbst Zocha, im Plural Zochatat, und aus ihrer Sprache erkennt man, daß sie wie die Kirgisen, die Baschkiren und Tele-uten zu der großen Familie der türkischen Völker gehören, welche uneigentlich Tataren genannt werden. Nach ihren Sagen wohnten ihre Vorfahren selbst an den Bergen Salan, nordöstlich von dem Baika-See. Der Druck der Buriaten und Mogolen, ihrer Nachbarn, trieb sie nördlich von der Lena und sie verbreiteten sich in den kalten und unfruchtbaren Gegenden, die von der Jana und Indigirka bewässert werden, bis an das Eismeer. Ihre Physiognomie verräth eine starke Vermischung mit den Mogolen, obgleich ihre Sprache nur eine kleine Zahl Worte aus dem Idiome dieser Nation enthält. Ihr zum größten Theile sumpfiges, theilweise auch steinigtes, im S. bewaldetes Land ist in N. eine kahle und rauhe Einöde. Im Sommer wohnen sie in kegelförmigen Jurten, die aus vereinigten Stangen gebildet und mit Birkenrinde bedeckt werden; im Winter dagegen in ärmlichen Hütten von Holz. Sie leben von der Jagd, dem Fischfange und dem Ertrage ihrer Heerden; die in S. haben Pferde und Rinder, die in N. Rennthiere, welche sich im Winter ihr Futter selbst suchen müssen. Fast alle sind Heiden und haben großes Vertrauen auf ihre Schamanen. Nur wenige sind Christen. Nach dem jasak schätzt man alle Stämme der Jakuten auf 45,000 Familien.

Die Jakuten des Südens sind größer und stärker als die des Nordens. Es ist ein industriöses Volk; mit einem Messer, einem Beile, einem Feuerstahle und Steine verschafft sich der Jakute alles, was er braucht. Er macht sich sein Messer und sein Beil aus dem Eisenerze, das er aus den Bergwerken in den Alban-Bergen bei Wilui erhält. Die Jakuten kleiden sich wie die andern Völker im nördlichen Sibirien; sie sind rachsüchtig aber dankbar, rechtschaffen, gefällig, geduldig, muthig, gastfrei, neugierig, verständig und ihren Fürsten und oguiors oder Alten sehr gehorsam. (Taf. 7. Abbild.)

In geringer Entfernung von der letzten Jakuten-Jurte traf ich auf eine Heerde Rennthiere, welche von den Nomaden-Tungusen gehütet wurden, die ich suchte und deren Häuptling 45 Meilen davon wohnte. Den andern Tag gelangte ich zu ihm durch ein Thal, das sich in SO. öffnete. Ein Abgeordneter kam mir von Seiten dieses Fürsten entgegen, der Schmielow hieß und mich mit dem Degen an der Seite, in einem reichen Anzuge von schwarzem Halbsammet, in einem Hute und die Brust mit Medaillen behängt, empfing. Früher war er reich, jetzt ist er aber arm; er hatte mehrere Tausend Rennthiere, zählt aber nur noch 2000, und hat alles, was er besaß, der Eitelkeit geopfert, Ehren zu erhalten, die ihm keinen wirklichen Nutzen brachten. Gewiß sind die der Verachtung werth, welche solche Mittel anwendeten, um einen unwissenden Menschen zu berauben. Die Geschenke, die er freiwillig gab, nebst den Erpressungen, um frei von erzwungenen, obwohl unnöthigen Dienstleistungen zu seyn, haben ihn so weit heruntergebracht, daß er Fisch, was für einen Rennthier-Tungusen eine große Noth ist, essen und seine Leute in die Wälder schicken muß, damit sie sich dort mit ihren Pfeilen erlegen, was sie brauchen. Jetzt scheut er sich, nach Ochotsk zu gehen und sich Rennthiermoos zu verschaffen, da er lieber als echter Nomadischer Tunguse leben, als der sclavische Vassal russischer Commissare und anderer Beamten seyn will, ob er gleich seinen Stolz darin sucht, seinen Tribut pünktlich zu bezahlen.

Er spricht gewöhnlich Russisch, ist gefällig und liebt den Branntwein sehr; ich reichte ihm davon und er konnte mir nichts abschlagen. Dieses Getränk hatte auch viele Reize für seine Frau, die mir für eine volle Flasche zwei rothe Füchse gab. Der Fürst schlachtete blos für mich ein Rennthier und schenkte mir die Hälfte; ich gab ihm dafür Tabak und Pulver.

Da keiner seiner Vasallen den Sommerweg über das Gebirge kannte, so erbot er sich selbst, mich zu begleiten. Nach dreitägiger Ruhe brach ich wieder auf. Wir hatten funfzig Rennthiere; er stellte funfzehn zu meiner Verfügung und rechnete die andern zum Verbrauche und für unvorhergesehene Fälle. Wir kamen wegen des schlechten Wetters und des tiefen weichen Schnees nur langsam weiter; mehrere der Rennthiere starben und die Ueberlebenden waren zu schwach, als daß man ihnen das Gepäck oder die Gefallenen hätte aufladen können. Es war unmöglich, über das Gebirge zu kommen, und Schumielow sagte mir, ich müsse nach Omekone zurückkehren und den Weg mit Pferden machen. Die Gründe schienen mir unwiderleglich zu seyn, und da der Fürst sich beklagte, nicht hinreichende Mittel zur Fortschaffung meiner Habseligkeiten zu haben, so sah ich mich genöthigt, den größten Theil derselben zu verbrennen. Als der Tunguse mich diese Operation beginnen sah, hielt er mir das Verbrechen vor, das ich begehe, und fragte mich zu gleicher Zeit, warum ich nicht ihm diese Sachen gebe, da er sie für sich schon fortschaffen wolle. Ich antwortete, ich würde ihm mein ganzes Gepäck schenken, wenn er mir nur den Weg nach Ochotsk zeigen wolle. Diesen Vorschlag nahm er nicht an, und ich bestand darauf, alles Entbehrliche zu verbrennen, weil ich überzeugt war, er wolle mich nur deshalb nöthigen, mein Gepäck im Stiche zu lassen, um sich dasselbe selbst aneignen zu können. Es war kein kleines Opfer, die Kleidungsstücke zu verbrennen, die ich der Freigebigkeit der Bewohner von Kolymsk verdankte. Als Schumielow sah, daß er mich nicht auf andere Meinung bringen könne, suchte er das Bild der Jungfrau und des Heiligen hervor, dessen Namen er führte, und rief, ich müsse ein Erzketzer seyn, schrie, spuckte aus, fluchte, geberdete sich wie ein Wahnsinniger und bekreuzigte sich dabei fortwährend. Ich begnügte mich damit, ihm in das Gesicht zu lachen, und setzte ruhig meine Arbeit fort. Endlich gestand er mir, daß es vorher abgemacht worden sey, mich nach Omekone zurückzubringen. Am achtzehnten Tage, nachdem wir sie verlassen, kamen wir in seine Jurte zurück.

Die Gegend, in welcher ich gereist war, besaß trotz ihrer Unfruchtbarkeit schöne Landschaften, zahlreiche Seen, hohe und dichte Wälder. Die Tungusen besuchen sie vorzugsweise gern, weil sie reich ist an Moos für die Rennthiere, an guten Fischen, an Eichhörnchen und an Füchsen. Das Fell dieser letztern reicht für sie hin, den Jasak zu bezahlen und die geringe Quantität durchaus nothwendiger und Luxusgegenstände zu kaufen, die sie sich auf der Messe in Ochotsk im Juni oder Juli verschaffen.

Als ich den Fürsten Schumielow verließ, kaufte ich ihm für den Rest meines Tabaks ein Rennthier ab, und ich glaubte, das Fleisch dieses Thieres, das fast 150 Pfund wog, werde bis nach Ochotsk ausreichen. Auch frische Pferde wurden gebracht und ich verließ auf immer die Ufer des Omekone; meine Vorräthe bestanden in 60 Pfund Mehl, 400 Pfund Butter und saurer Milch, dem Viertel eines jungen Ochsen und einem todten Pferde für meine Jakuten.

Die Flüsse waren zur Hälfte aufgethaut, die Ebenen und Thäler zur Hälfte überschwemmt, und der Regen stürzte bisweilen in Strömen herunter; unsere Pferde fanden kaum so viel, daß sie sich nähren konnten, und wir mußten zu Fuße gehen, um ihnen einige Erleichterung zu verschaffen. Die Reise über die Berge war außerordentlich beschwerlich; endlich an einem Abende kamen wir in einen fruchtbaren Bezirk hinunter und machten hier an dem Ufer eines Sees Halt, aus dem die Ochota und der Kondusun nach verschiedenen Richtungen hin ausfließen sollen; der letztere verbindet sich in N. mit dem Omekone und die erstere strömt südlich nach dem Großen Oceane. Die Inseln dieses Sees sind von Birken, Erlen, Pappeln und Fichten beschattet; kleine wohlriechende Früchte schmücken ihre Oberfläche; die Weiden sind da außerordentlich fett; es war ein entzückender Anblick für mich.

Während wir unsern Weg in dieser Einöde fortsetzten, trafen wir auf zwei Eisbäre, die sich nach N. wendeten; die Furcht hielt wohl sie von uns, wie uns von ihnen fern. Unsere Pferde konnten sich an den Ufern der Ochota wieder erholen, aber unsere Vorräthe waren fast erschöpft. Der Regen hatte von neuem begonnen und die Flüsse schwollen sehr schnell davon an. Wir fasteten bereits den zweiten Tag, waren bis auf die Haut durchnäßt, legten gegen 50 (engl.) Meil. zurück, und die Pferde mußten durch etwa 40 kleine Flüsse waten oder schwimmen. Diese Flüsse bilden sich durch das Schmelzen des Schnees auf den Bergen in O. und nehmen erst im Septbr. wieder ab. Wir verloren ein Pferd, das der Strom in der Ochota mit fortriß; die andern kamen hindurch nachdem wir ihnen das Gepäck abgenommen hatten. Als sie an der andern Seite waren, wo sich ein Kahn befand, sollte derselbe geholt werden; ich war der einzige, welcher schwimmen konnte, aber das Wasser war noch zu kalt. Die Noth zwang mich endlich aber doch dazu; ich suchte mir ein kurzes Stück Treibholz, das fest aber leicht war, band mir einen Riemen um den Leib und stürzte mich so in den Fluß. Seine Breite betrug nur 60 Fuß und die der stärksten Strömung 15; sie trieb mich über 300 Fuß hinunter, aber die Jakuten, die am andern Ufer mir folgten, waren immer bereit, mich zurückzuziehen, wenn es nöthig werde. Ich kam endlich glücklich an das andere Ufer, kleidete mich sogleich aus und machte mir eine starke Bewegung. Als ich mit einem trefflichen Kahne zu meinen Leuten zurückkam, dankten sie mir aufrichtig für meine Heldenthat.

Mit Ausdauer erreichten wir zu Fuße 20 (engl.) M. weiter Fischer-Sommerhütten, wo wir aber vergebens Fische suchten. Da der Abend schön war, so ließen wir, statt zu essen, unsere Kleider trocknen. Die folgenden Tage mußten wir fortwährend über ausgetretene Flüsse setzen, über hohe und steinigte Berge steigen, sumpfige und überschwemmte Wiesen durchwaten, in denen häufig umgestürzte Bäume uns aufhielten, und durch Wälder ziehen, wo wir nichts als Beeren zu unserm Unterhalte fanden; die angeschwollenen Flüsse hielten uns oft auf, und drei Tage lang hatten wir nichts als ein Rebhuhn, das wir ehrlich theilten. Unser Pulver war so naß geworden, daß wir keinen Gebrauch mehr davon machen konnten. Es blieben uns noch vier fette Pferde übrig, aber meine Geldverhältnisse erlaubten mir nicht, sie zu opfern; die armen Jakuten hätten gern eingewilligt, aber ich konnte es nicht über das Herz bringen, sie um meinetwillen einen solchen Verlust erleiden zu lassen. Ich nahm mir also vor, sie ganz nach Gutdünken handeln zu lassen, da ich wohl wußte, daß bei ihnen Niemand daran denkt, ein gutes Pferd todt zu machen, wenn er nicht neun Tage jedes Fleisch hat entbehren müssen.

Die Zahl der Inseln in der Ochota steigerte die Schnelligkeit ihrer Strömung ungemein, welche ungeheuere Eisschollen und Bäume trieb. Selbst wenn ich einen Kahn gehabt hätte oder der Fluß ruhiger gewesen wäre, so konnten doch die Pferde unmöglich an dem entgegengesetzten zehn Fuß hohen Ufer emporklettern, das oft durch das unerwartete Anlehnen einer Eisscholle oder eines Baumes ganz steil wurde. Die Aufsuchung einer Furt war vergeblich. Wir fällten also Holz, um ein Floß zu bauen, das den nächsten Tag um Mittag fertig wurde; ich schaffte unser geringes Gepäck darauf und stellte mich an den Vordertheil mit einem Jakuten und dem Kosaken. Der andere Jakute mit den Pferden wurde zurückgelassen. Wir besaßen eine Art Ruder, so daß wir das Floß lenken konnten. Wir wurden mit einer Heftigkeit fortgerissen, welche meine beiden Gefährten ängstlich machte, und sie hatten nicht Unrecht; ein großer quer im Flusse liegender Baum versperrte ihn ganz; das Floß wurde daran zerschmettert und der Kosake mit dem Jakuten auf eine 300 Fuß weiter unten gelegene Insel getrieben. Ich kam nach ihnen, nahe daran, dabei zu ertrinken.

Durch angestrengte Arbeit gelang es uns, das Floß vor Sonnenuntergang vollends auseinander zu machen; in dem Dunkel konnten wir uns unmöglich mit einem neuen in das Wasser wagen. Ich ging bis an das Ende der Insel und bemerkte einen Baum, der von dem jenseitigen Ufer hereingefallen war und fast bis in die Mitte des schmalsten Theiles des Flußarmes reichte, der da etwa 60 Fuß breit war. Hindurch zu schwimmen war unmöglich; ich fiel jedoch auf ein Mittel, von der Insel hinüber zu kommen, das mir gelang. Die Holzstücke des Flosses waren 15 Fuß lang; ich band die beiden stärksten zusammen und stützte sie in

der Insel fest; zwei andere machte ich in ihrer Mitte an und so fort, bis ich den Baum bis auf acht oder neun Fuß erreichte; dies war gerade die heftigste Strömung; ein anderer Balken, den ich nur der Länge nach hinlegte, reichte bis auf drei Fuß an den Baum und endlich erreichte ich denselben glücklich; der Kosak folgte mir ohne Unfall. Um den Jakuten mit dem Gepäck herüber zu bringen, mußten wir die Brücke wieder in ein Floß verwandeln; wir befestigten Stricke daran und zogen es so von einem Ufer zum andern. Dennoch fiel ich noch einmal in das Wasser und meine Kleidungsstücke gefroren augenblicklich ganz steif. Es war zehn Uhr Abends.

Man denke sich unsere Noth; unser Schwamm war so feucht geworden, daß er nicht fangen konnte; der Anblick eines Waldes von schönen Bäumen brachte uns jedoch auf einen glücklichen Gedanken, und der Jakute hatte bald zwei dürre Holzstücke durch Aneinanderreiben entzündet. Der Gefahr zu erfrieren, folgte nun die, lebendig zu verbrennen; das Gras war so hoch und das Holz so dürr um uns her, daß der ganze Wald in Brand gerieth und wir mit genauer Noth davon kamen.

Das helle Licht wurde zum Glück von dem Jakuten bemerkt, der mit den Pferden am andern Ufer des Flusses geblieben und in gerader Linie 3, nach den Krümmungen des Flusses aber 15 (engl.) Meilen von uns entfernt war. Er muthmaßte, daß wir uns an der Stelle befänden, wo er den hellen Schein sah, ließ die Pferde durch den Fluß schwimmen und kam uns so zu Hilfe. Wir trockneten in dieser Nacht unsere Kleidungsstücke und machten Vorbereitungen zur Fortsetzung unserer Reise.

Den andern Tag, den 18. Juni, mit Tagesanbruch waren wir zu Pferde. Seit fünf Tagen hatten wir nichts als einige kleine Früchte genossen. Wir durchwateten den Rukar, reisten dann 40 Meilen weit in einem gebirgigen und unfruchtbaren Lande und gelangten sodann in die Wohnung eines Jakuten-Fürsten auf einer Insel der Ochota. Dieser Mann war jedoch weder höflich noch gastlich; wir mußten gewissermaßen Zwang brauchen, um von ihm Pferdefleisch zu erhalten; es kam mir ungemein wohlschmeckend vor, besonders da ich Brod dazu essen konnte, das mir Matrosen und Zimmerleute gaben, welche Bäume für die Werfte in Ochotsk fällten.

Mit frischen Pferden setzte ich die noch übrige Reise in einer freundlichen Gegend fort, die einem schönen Park glich, und sodann in einem dichten Walde von großen Fichten, welche einen sandigen Boden beschatteten. Der Regen fiel fortwährend in Strömen. Eine schlechte Hütte gewährte mir kaum Schutz gegen das Wetter. Den andern Tag folgte ich, um meinen Jakuten eine Freude zu machen, die mich baten, ihre Pferde auf der Weide zu lassen, den Ufern des Flusses bis zu der alten Stadt Ochotsk. Das Regierungsboot brachte mich an das andere Ufer. Sobald ich mich dort angekleidet hatte, begab ich mich zu dem Commandanten, der sich über mein abgezehrtes Aussehen sehr verwunderte. Die Haut meines Gesichtes war vollständig erfroren und mein Bart seit vierzehn Tagen nicht rasirt. Der Commandant, bei dem ich mich angemeldet hatte, erwartete mich schon seit langer Zeit, und als er meine Abreise von Jakutsk nach der Kolyma erfahren, hatte er mich für verloren gegeben.

Ochotsk liegt an dem Nordosttheile einer von der Mündung der Ochota und des Kuchtoni gebildeten Bai. Anfangs hatte man die Stadt an einem niedrigen und sandigen Strande ganz nahe am Meere, am rechten Ufer der Ochota angelegt; indessen fühlte die Unannehmlichkeiten dieser Lage der vorige Commandant, der denn befahl, die Stadt auf das linke Ufer zu transportiren, was jedoch erst neuerdings geschehen ist. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 1600 Personen. Wegen der Nähe schöner Wälder hat man in Ochotsk Schiffbauwerfte angelegt, von denen bereits schöne und dauerhafte Fahrzeuge hervorgegangen sind, welche die Regierung zum Transport von Lebensmitteln nach Kamtschatka benutzt. Das Tauwerk muß man von Irkutsk bringen. (Taf. 5. Abbild.)

Mit Ausnahme der Marineofficiere der Beamteten, zweier Geistlichen und der Agenten der Amerikanischen Compagnie besteht die Bevölkerung von Ochotsk nur aus Matrosen, Schiffsarbeitern und Kosaken. Sträflinge werden zur Fabrikation von Salz verwendet.

Die Stadt gilt für gesund, doch befinden sich in dem Hospitale immer Kranke. Die Gärten erzeugen einige mittelmäßige Küchengewächse. Der Bezirk, dessen Hauptort Ochotsk ist, kann eine unermeßliche Einöde genannt werden, denn in seiner ganzen Ausdehnung haben die Ufer der Onda und des Anadyr kaum 4000 Bewohner.

Kapitel XV.

Sibirien. — Abreise von Ochotsk. — Petropawlowsk. — Reise in dem Innern von Kamtschatka. — Bolscheretsk. — Itschinsk. — Tigilsk. — Ein Purga. — Chartschena. — Kliutschew. — Vulkan.

Am 24. August schiffte ich mich auf dem Michael, einer kaiserlichen Brigg unter einem Schiffslieutenant, ein; 32 Mann bildeten die Mannschaft und diese Zahl war bedeutend für die Größe des Schiffes, im Falle der Noth aber in diesen Gewässern unzureichend. Erst den 26. kamen wir über die Barre. Die geringe Tiefe des Wassers in großer Entfernung von dem Lande, die Schnelligkeit und Unregelmäßigkeit der Ebbe und Flut werden stets von Ochotsk große Schiffe fern halten, und doch ist dies der einzige Hafen an dieser Küste. Hinein und hinaus kann man nur in der Zeit vom Juli bis zum October, oder vier Monate im Jahre. Die Schiffe kommen gewöhnlich zu Ende des Juli oder im August an.

Wir hatten mildes und günstiges Wetter und nur ein wenig Nebel. Am siebenten Tage kamen wir an den Kurilen vorbei und am zehnten erblickten wir den Pik von Awatscha. Die mittlere Temperatur der Atmosphäre war 15° über Null gewesen. In Petropawlowsk lagen acht Schiffe vor Anker, und nie hatte man so viele auf einmal gesehen.

Nach einem zweimonatlichen Aufenthalte in Petropawlowsk, wo ich von dem Commandanten sehr gut aufgenommen wurde, mußte ich meinen Plan ändern, weil es mir unmöglich war, ihn auszuführen; ich entsagte deshalb meiner Reise nach dem amerikanischen Festlande. Man schlug mir dafür einen Ausflug in das Innere von Kamtschatka vor und ich entschloß mich dazu.

Ich verließ Petropawlowsk am 19. Novbr. und folgte der Küste bis nach Awatscha, indem ich über Hügel stieg, die mit ärmlichen Birken bewachsen waren. Ich hatte einen Kosaken und vier Hundeschlitten. Nach Awatscha folgte ich dem Ufer des gleichnamigen Flusses, der unsere Reise hemmte; die Landschaft war sehr unbedeutend und in Schnee gehüllt; weiter hin wurde sie durch Berge und Bäume interessanter. Ich mußte in einem Kahne über die Bolschaja, die noch nicht zugefroren war, was in dieser Jahreszeit sehr selten ist. Bolscheretsk, die alte Hauptstadt von Kamtschatka, ist jetzt nur noch ein Dorf von funfzehn Häusern und etwa dreißig balagans oder Schoppen zum Dörren der Fische. Es zählt 120 Einwohner, sämmtlich Russen, liegt etwa 15 Meilen von dem Meere von Ochotsk und scheint als Hauptort besser gelegen zu seyn als Petropawlowsk, weil sich Wälder und Weideplätze dort in Menge finden.

Nachdem ich drei Arme der Bolschaja überschritten, wendete ich mich über den Schnee nach der Seeküste, an der ich dann hinzog, während ich in der Ferne zur Rechten eine hohe Gebirgskette sah; an den Ufern der Worowskaja rückte sie dem Meere näher. Ich blieb in dem Dorfe bei einem reichen russischen Bauer und sah mit Vergnügen seine Viehheerde, die zwar nur aus 40 Stücken bestand, was aber für dieses Land eine sehr bedeutende Anzahl ist. Weiter hin traf ich kein einziges Stück Vieh mehr, obgleich die Ebenen fast ohne Unterbrechung von Bolscheretsk fortdauerten. Je weiter ich nach Norden kam, um so mehr nahm die Kälte zu; der Thermometer zeigte 15° unter Null.

In mehreren Orten war das Eis auf den Flüssen wegen deren reißenden Laufes so dünn, daß es unter uns einbrach; nur die Schnelligkeit unserer Fahrt rettete uns vor Unfällen. In der Nähe der Berge erblickten wir eine malerischere Landschaft. In Itschinsk befanden wir uns in der Nähe eines berühmten Vulkans, den man in großer Entfernung sieht. Die toions oder Häuptlinge der Kamtschadalen sind nach dem Gesetze gehalten, einen Weg in dem Schnee binnen vierundzwanzig Stunden nach dem Falle desselben zu bahnen. Der Häuptling eines Dorfes, der es versäumt hatte, dieser Obliegenheit nachzukommen, ging deshalb vor unsern Schlitten in seinen Schneeschuhen her und zwar so rasch, daß er lange vor uns an dem nächsten Relais ankam. Weiterhin gilt der Weg, der nach Rapanas führt, für gefährlich, weil man fast 40 Meil. weit über eine tundra muß. Während wir in dieser Wüste hinzogen, schneite es, aber nicht so stark, daß unsere Spuren verwischt worden wären, sonst hätten wir aus Besorgniß uns zu verirren, anhalten müssen.

Von Rapanas aus ging ich den gleichnamigen Fluß bis an seinen Zusammenfluß mit dem Tigil hinunter. Ich hatte meinen Kosaken vorausgeschickt, um in gerader Linie mit meinem Gepäcke nach dem russischen Fort zu reisen. Die Brigg „Paul" war in dem Hafen von Tigilsk eingefroren; sie gehört dem Gouverneur und macht jährlich einmal die Reise nach Ochotsk, wohin sie Pelzwaaren bringt und von wo sie mit Brod, Lebensmitteln und Munition zurückkommt. Der Hafen liegt 10 und das Fort 30 Meil. von dem Meere. Der Commandant, ein Seeofficier, hatte diesen Posten seit fast fünf Jahren inne; nach der Regel mußte er ihn bald verlassen.

Die Gegend von Tigilsk ist im Sommer ziemlich malerisch; im Winter aber der Aufenthalt daselbst ein sehr trauriger; eine Bergkette, welche sich von ND. nach SO. erstreckt, schützt es einigermaßen vor den kältesten Winden; man zählt gegenwärtig daselbst 27 Häuser und 250 Einw. Das Fort oder ostrog ist ein großes Haus von Balken, umgeben von Palissaden, und gleicht denen im nördlichen Sibirien. „Es wäre gefährlich, es mit Sturm zu nehmen," sagt ein Reisender, „denn wer sich auf die hölzernen Pfähle stürzte, die ihre einzige Vertheidigung sind, würde mit dem ganzen Festungsbaue zusammenbrechen." Dennoch reicht Tigilsk mit seiner Besatzung von sechs Kosaken hin, die Koriaken in Respect zu halten; die Kamtschadalen sind weder so stark noch so zahlreich, daß sie den Frieden stören könnten.

Nachdem ich Koriaken in Tigilsk und weiter im S. ihre Lager gesehen, bin ich geneigt, sie derselben Familie wie die Tschuktschen zuzuweisen. Sie lieben eben so sehr die Unabhängigkeit, sind aber unruhiger als diese und begehen häufig feindselige Handlungen gegen die Bewohner von Tigilsk, wenn man ihnen nicht Branntwein und Tabak giebt, wofür sie dann aber Rennthiere und Pelzwaaren geben.

In Tigilsk fiel der Thermometer auf 28° unter Null. Trotz der Strenge des Climas bauen die Kosaken Kartoffeln, Kraut, Möhren und Rüben; die erstern werden aber nie vollständig reif. Das Tscheremscha (allium schoenoprasum), ein berühmtes antiscorbutisches Mittel, wächst in dieser Gegend in Menge; die kleine Zwiebel hat einen angenehmen Geschmack, welcher jenem der Patate gleicht; auch eßbare Beeren giebt es in Menge.

Ich blieb vier Tage in Tigilsk, um meine Füße zu heilen, welche sehr von dem Froste gelitten hatten. Die Küste von hier bis Bolscheresk heißt die Küste Tigilsk; sie ist meist eben und niedrig, und 30 bis 40 Meilen von Bergen entfernt. Die Dörfer, durch welche ich kam, sind fast alle sehr elend, bestehen blos aus einigen Hütten und liegen an kleinen Flüssen, die von Schneegebirgen oder auch aus Seen kommen, welche letztere sehr zahlreich sind. Die Weideplätze sind sehr umfänglich und fett, so daß Tausende von Viehstücken gehalten werden können; aber man sieht nur sehr wenige.

Ich ging zuerst den Tigil hinauf bis nach Sedanka, wo ich Hunde nahm; auf meinem Wege befand sich ein Koriaken-Lager; ich folgte dem Laufe der Sedanka und dann dem der Nafoschena. In der Nacht campirte ich auf dem Schnee und wir legten uns zwischen das Feuer und die Hunde. Den nächsten Tag mußten wir über mehrere Seen, die auf einer Hochebene lagen, und über bewaldete Berge. Ich begegnete einer Caravane von 12 Schlitten, die nach Tigilsk reisten. Ein Schneesturm, der hier purga genannt wird, überraschte uns in einer Haide. Bisweilen sind dieselben so heftig, daß sie Schneeberge zusammenstürzen und große Thäler ausfüllen; sie halten nicht blos die Reisenden auf, sondern begraben sie auch oft mit den Hunden unter ihrer Schneemasse. Ich konnte kaum begreifen, wie die unserigen ihren Weg fortzusetzen vermochten.

Die Nacht war ungemein kalt. Nachdem wir mit vieler Mühe eine zweite Wüste zurückgelegt hatten, gelangten wir in ein schönes Thal, das an der einen Seite von herrlichen Tannen, an der andern von Lärchen, Erlen, krummen Birken begrenzt war; Wind und Schnee hörten auf und die Kälte kehrte wieder zurück. Bald erreichten wir eine Caravane, welche zehn Tage lang von dem Sturme in dem Gebirge zurückgehalten worden war; die Hunde, die seit drei Tagen nichts gefressen hatten, konnten kaum noch gehen.

Der ostrog Yelowka liegt an dem gleichnamigen Flusse zwischen gut bewaldeten Bergen, dann muß man wieder durch eine Wüste ziehen. In Chartschina machte mir es viele Freude, mit dem Geistlichen sprechen zu können, einem alten Manne, der in seiner Jugend Cook, Clerk und Lapérouse gesehen hatte; er war der Sohn des Pfarrers von Paratunka, den jene Schiffer auf so vortheilhafte Weise erwähnt haben.

Der Anblick eines großen Sees, dann einer schönen freien Gegend mit den schönsten Tannen, die ich jemals gesehen, machte meinen Weg bis an den Rand der Kamtschatka sehr angenehm. Die Seen wurden bei diesem Flusse zahlreich. Die Gegend soll reich an rothen Füchsen seyn, und sie ist gewiß eine der malerischesten der Halbinsel. Der Sopka oder vulkanische Pik von Klutschew war in den Wolken versteckt. Oft speit er Flammen, Lava und Staub aus; man giebt ihm eine Höhe von 15,000 Fuß über dem Meeresspiegel und hält ihn für die höchste Bergspitze des Landes. Die Witterung war unterdeß weit milder geworden; der Thermometer zeigte nur 3 Grad unter Null; es schneite sehr. Klutschew ist ein hübsches russisches Dorf mit 180 Einw., an der Ostseite des Berges am rechten Ufer der Kamtschatka gebaut. Dieser Fluß, dessen Ufer ich aufwärts folgte, war nur zur Hälfte gefroren; aus gleichem Grunde mußte ich auf Brücken über andere zu kommen suchen.

Werchni Kamtschatsk hat zwischen hohen Bergen ein herrliches Aussehen. Aus dieser hochliegenden felsigen Gegend gelangte ich in das Thal der Wistra, eines Beiflusses der Wolschaia Reka. Malka, ein ärmliches Dorf, ist durch seine warmen Schwefelquellen berühmt; man hat dort zwei Krankenhäuser errichtet; sie waren aber in sehr schlechtem Zustande. Bald kehrte ich nach Petropawlowsk zurück.

Kapitel XVI.

Sibirien. — Reise des Herrn Lesseps auf der Halbinsel Kamtschatka. — Milkowaïa Derewna. — Karagi. — Wohnungen der Kamtschadalen. — Tracht. — Sitten.

Im Jahre 1787 kehrte Lesseps, der Lapérouse als russischer Dolmetscher begleitet hatte und in Kamtschatka geblieben war, zu Lande nach Europa zurück. Er verließ Petropawlowsk am 7. Octbr., erreichte Bolscheresk und mußte dort bis zum 27. Jan. 1788 bleiben. Dann kehrte er zum Theil um und reiste nach N. am rechten Ufer der Kamtschatka hin bis nach Nischnei Kamtschatsk an deren Mündung. Er bemerkte das Dorf Milkowaia Derewna (Milkows Dorf), das nur von russischen Ansiedlern bewohnt war, welche 1743 dahin gebracht worden waren. „Ihre Wohnungen," sagt der Reisende, „verrathen einen gewissen Wohlstand; sie haben Vieh, das sich wohl zu befinden schien, und diese Viehzucht

trägt nicht wenig zu ihrem Wohlstande bei. Sie scheinen mit ihrem Schicksale sehr zufrieden zu seyn; da sie blos ihre Kopfsteuer zu bezahlen brauchen, so genießt jeder, was er im Schweiße seines Angesichtes verdient, und der fruchtbare Boden vergilt ihnen ihre Arbeit reichlich. Die Ernte besteht hauptsächlich in Roggen und in Gerste. Die Kälte war so heftig, daß trotz der Vorsicht, die ich gebraucht hatte, mein Gesicht mit einem Tuche zu verbinden, in einer halben Stunde meine Backen erfroren waren; ich brauchte jedoch das gewöhnliche Mittel, rieb mir nämlich das Gesicht mit Schnee, und kam mit einem brennenden Schmerze davon, der einige Tage anhielt."

Nischnei Kamtschatsk ist nur ein Haufen von Häusern, welche von drei Thürmen überragt werden und an dem Ufer des Flusses in einem Becken liegen, das von einer Bergkette gebildet wird. Der Ort war damals die Hauptstadt von Kamtschatka.

Lesseps kehrte darauf in das Innere des Landes zurück, indem er nach N. reiste, sah das Meer bei Khaludi und weiterhin den Ostrog Karagi am Meeresufer, welcher der letzte in dem Bezirke Kamtschatka ist. Der dicke Nebel entzog dem Blicke den Ocean fast ganz, und die Eingeborenen, welche Lesseps fragte, sagten ihm, das Eis reiche bis 30 Werst vom Ufer.

Der Sturm machte es nöthig, gegen zwei Uhr Nachmittags bei einem Walde anzuhalten. „Die erste Sorge unserer Kamtschadalen," sagte Lesseps, „ging dahin, ein Loch in den Schnee zu graben, der an dieser Stelle wenigstens sechs Fuß hoch lag; andere trugen Holz zu und in einem Augenblicke war das Feuer angezündet und der Kessel aufgestellt. Ein leichtes Mahl und einige Maaß Branntwein stärkten unsere Leute bald wieder. Als die Nacht kam, dachten wir an die Mittel, dieselbe so gut als möglich zu verbringen, und Jeder arbeitete an seinem Bette; das meinige und das meines Begleiters war in meinem Schlitten, in welchem ich mich legen konnte. Niemand sonst hatte ein so bequemes Fuhrwerk. „Wie wollen die armen Menschen schlafen?" dachte ich. Bald aber war ich ihretwegen unbesorgt. Sie gruben ein Loch in den Schnee, bedeckten dasselbe mit Baumzweigen, wickelten sich dann in einen kuklanki, steckten den Kopf in die Kapuze daran und streckten sich aus wie in dem besten Bette von der Welt. Die Hunde wurden abgespannt und an Bäume in unserer Nähe gebunden, wo sie die Nacht auf dem Schnee verbrachten wie gewöhnlich.

Die Sitten der Bewohner von Karagi haben große Aehnlichkeit mit denen der Koriaken, ihrer Nachbarn. „Ihre Jurten oder isbas graben sie in die Erde ein, und die Spitze, welche darüber heraussieht, hat die Form eines abgeschnittenen Kegels; um aber eine genauere Vorstellung davon zu erhalten, denke man sich ein großes viereckiges Loch von 6 bis 7 Klaftern im Durchmesser und 8 Fuß Tiefe, dessen vier Seiten mit Balken und Bretern beschlagen, während alle Zwischenräume mit Erde, Stroh oder dürrem Grase und Steinen ausgefüllt sind. Auf dem Boden des Loches sind mehrere Pfähle eingeschlagen, welche Querbalken tragen, die das Dach stützen; dies beginnt mit der Oberfläche des Bodens und ragt 4 Fuß über dieselbe hinaus; seine Dicke beträgt 2 Fuß und seine Lage ist nicht sehr steil. Uebrigens ist es gebaut wie die Mauern; nach dem Giebel zu findet sich eine vierseitige Oeffnung; durch diese Oeffnung zieht der Rauch hinaus und durch sie steigt man in die Jurte auf einer Leiter oder einem gekerbten Balken hinein. Man hält es für eine Schande, den Weg durch eine sehr niedrige Thüre zu nehmen, welche sich an einer Seite der Jurte befindet. Diese Wohnungen sind von einer ziemlich hohen Palissade umgeben, wahrscheinlich um sie vor den Windstößen oder dem Schneefall zu sichern; Andere behaupten jedoch, die Palissaden hätten früher dem Volke zur Vertheidigung gegen die Feinde gedient.

„Ist man in diese plumpen Wohnungen hinabgestiegen, so fühlt sich der Geruchs- und Gesichtssinn gleich verletzt; das einzige Gemach, welches das Innere bildet, ist ungefähr 10 Fuß hoch. Eine 5 Fuß breite und mit Fellen von Rennthieren, Phoken und andern Thieren bedeckte Erhöhung zieht sich rund herum; sie erhebt sich nur einen Fuß über den Boden und dient gemeiniglich mehreren Familien als Bett. Ich sah zwar einige gedielte Jurten, aber dies gilt für Luxus und die meisten haben die bloße Erde als Fußboden. (Taf. 7. Abbild.)

„In diesen unterirdischen Wohnungen schwebt ewig Rauch, weil die Oeffnung in dem Dache nicht hinreicht, ihn gänzlich hinauszuziehen. Um dies zu erleichtern, hat man in einem unbewohnten Winkel hinter dem Herde eine Art Klappe oder Zug angebracht, jupam, den man gewöhnlich mit einer Decke verhängt.

„In einer einzigen Jurte habe ich zwanzig Personen gezählt, Männer, Frauen und Kinder; alle essen, trinken und schlafen untereinander; ohne Scham und Scheu befriedigen sie hier alle Bedürfnisse der Natur, und ich habe nie gehört, daß sie sich über schlechte Luft in diesen Hütten beklagten. Das Feuer brennt fast unaufhörlich. Gewöhnlich befindet sich der Herd in der Mitte oder an einer Seite. Abends schiebt man die Kohlen auf einen Haufen zusammen und verschließt das Loch, durch welches der Rauch abzieht, so daß die Wärme sich concentrirt und die Nacht über hält. Bei dem Scheine einer trüben Lampe sieht man in einem Winkel ein schlechtes Heiligenbild, das von Fett und Rauch glänzt; vor diesen Bildern beugen sich die Leute und halten ihr Gebet.

„Die Lampe hat die plumpeste Form: ein concaver oder hohler Stein, aus welchem ein Stück dochtartig zusammengerollter Leinwand hervorragt, um das man Seehundsfett &c. legt. Sobald dieser Docht angezündet wird, sieht man um alles her einen dicken Dampf, der nicht weniger als der Rauch dazu beiträgt, alles zu schwärzen; er fällt dabei sehr auf die Brust. Ein anderer schlechter, wo möglich noch ekelhafterer Geruch verbreitet sich durch die Ausdünstungen der gedörrten oder fauligen Fische, die man entweder zum Essen zurichtet, oder aufbewahrt. Die Ueberreste sind für die Hunde bestimmt.

„Die übrigen Geräthschaften beschränken sich auf Bänke und Gefäße von Holz oder Baumrinde; die Küchengeräthe sind von Eisen oder Kupfer, alle aber ekelhaft unreinlich. Ueberall liegen Ueberreste von gedörrten Fischen umher und alle Augenblicke rösten Frauen oder Kinder Stücke von Lachshaut, was bei ihnen ein Lieblingsgericht ist.

„Die Kleidung der Kinder in Karagi zog meine Blicke durch ihre Seltsamkeit auf sich; man versicherte mich, daß sie jener der Koriaken sehr gleiche. Sie besteht in einem einzigen Stücke, nämlich in einer Rennthierhaut, welche jeden Theil des Körpers eng umschließt; eine Oeffnung unten, vorn und hinten macht es möglich, sie zu reinigen. Sie ist von einem andern Fellstücke überzogen, das nach Belieben daran festgemacht oder weggenommen werden kann; dies trägt ein Packet Moos, welches man als Kissen zwischen die Beine des Kindes steckt und das man erneuert, wenn es gar zu schmuzig ist. Außer den gewöhnlichen Aermeln befinden sich an diesem Kleidungsstücke noch zwei andere, und in diese steckt man dem Kinde die Arme, wenn es kalt ist; die Enden sind zu und das Innere ist mit Moos ausgefüttert. Auch eine Kapuze von Rennthierfell giebt man ihm; in den Jurten aber sind die Kinder fast immer barhäuptig und die Kapuze hängt hinten hinunter. Als Gürtel dient ein riemenähnliches Stück Rennthierfell. Ihre Mütter tragen sie auf dem Rücken mittelst eines Riemens, der um die Stirn der Mutter und unter dem Hinte n des Kindes hingeht."

Die Kleidung der Kamtschadalen gleicht jener der andern Völker Nordasiens, von denen bereits die Rede gewesen ist. Auf der Haut haben sie ein sehr kurzes und enges Hemd von Baumwollenzeug oder von Nankin; die Frauen tragen sie bisweilen von Seide, was ein Luxus bei ihnen ist. Die Männer bedecken sich zu jeder Zeit den Kopf mit großen Pelzmützen. In der schönen Jahreszeit ziehen sie ein längeres Hemd von Nankin oder haarlosem Fell an, und zwar über die andern Kleidungsstücke. Das Staatskleid ist eine mit Seotterfell und Sammet oder anderm eben so theuern Stoffe und Pelze besetzte Blouse. (Taf. 6. Abbild.)

Das Hauptnahrungsmittel dieses Volkes sind gedörrte Fische. Die Männer gehen auf den Fischfang, während die Frauen die Wirthschafts-

arbeiten besorgen, Früchte und andere Vegetabilien sammeln. Wenn sie ausgehen, um solche für den Winter einzusammeln, so sind dies Festtage für sie; sie zerstreuen sich in den Wäldern, singen und begehen alle Thorheiten, die sie erdenken können. Wehe dem Manne, den dann der Zufall ihnen in die Hände liefert! Wie entschlossen und gewandt er auch seyn mag, es ist ihm unmöglich, sich dem Schicksale zu entziehen, das ihm droht; er kommt selten ohne eine derbe Züchtigung davon.

Die Kamtschadalen wissen von dem Fische alles zu benutzen; sobald er gefangen ist, reißen sie ihm die Kiemen ab, die sie mit besonderm Wohlgefallen aussaugen; auch schneiden sie einige noch ganz blutige Stücke ab, die sie mit derselben Gier verschlingen. Dann wird der Fisch vollends zerschnitten und die Gräten bekommen die Hunde. Das Uebrige wird in besondern Gebäuden gedörrt (Taf. 7. Abbild.) und für den Winter aufbewahrt; dann ißt man den Fisch gekocht, gebraten, geröstet, am häufigsten aber ganz roh.

Das Lieblingsgericht ist der tschauitscha, eine Art Lachs. Unmittelbar nach dem Fange legen sie ihn in die Erde und lassen ihn da liegen, bis er nicht pikant geworden oder vielmehr vollständig gefault ist. Der Gestank, den er dann um sich verbreitet, könnte hinreichen, den verhungerten Menschen davon abzuhalten, aber der Kamtschadale delectirt sich an diesem rohen faulen Fische; der Kopf ist der vorzüglichste Leckerbissen, man schneidet ihn in mehrere Theile.

Forellen, und Lachse mehrerer Arten sind die gemeinsten Fische in Kamtschatka; man ißt aber auch das Fleisch und das Fett der Phoken, und von dem letztern macht man Oel.

Unter den verschiedenen Gewächsen, deren sich die Kamtschadalen als Nahrung bedienen, sind die hauptsächlichsten: die Sarana (lilium bulbiferum), das Tscheremscha (allium schoenoprasum), dessen Zwiebeln sie roh und in Wasser gekocht essen; die Stakkaka tiera oder das süße Gras, und einige andere Pflanzen und Beeren, die man auch in Rußland sieht. Die Sarana ist immer sehr gesund und nahrhaft, auf welche Weise man sie auch zurichtet. Von der Tscheremscha macht man ein scharfes gegorenes Getränk von sehr schlechtem Geschmacke; auch verwendet man diese Zwiebel zu verschiedenen Brühen, denn sie wird sehr gern gegessen. — Die Stakkaka tiera ist das heracleum sibericum und frisch ziemlich angenehm. Kurz nach der Einsammlung schneiden die Kamtschadalen den Stengel in zwei Hälften und reiben denselben mit einer Muschel, um das Mark heraus zu bekommen; dann lassen sie es dürr werden für den Winter, und wenn sie sich desselben zu ihren Ragouts bedienen wollen, kochen sie es. Man destillirt es auch und macht daraus Branntwein, den die Regierung verkauft; er berauscht sehr schnell und verursacht Kopfschmerzen.

Die echten Kamtschadalen sind im Allgemeinen unter mittlerer Größe, haben einen runden und großen Kopf, kleine tiefliegende Augen, vorspringende Backen, eine eingedrückte Nase, schwarzes Haar, fast gar keinen Bart und eine bräunliche Farbe. Von Charakter sind sie sanft, gastlich, ehrlich und offenherzig; sie besitzen so wenig Schlauheit, daß man sie sehr leicht betrügen kann, wenn man ihre Trinksucht benutzt. Sie leben sehr einig unter einander, sind im höchsten Grade faul und sorglos, schmuzig und nachlässig, dafür aber gutmüthig und menschlich. Ihre Anzahl war sonst weit bedeutender als sie es jetzt ist. Eine Epidemie und eine Hungersnoth haben fast das ganze Volk aufgerieben, und jedes Jahr raffen die Blattern noch viele hin. (Taf. 6. Abbild.)

Die Kamtschadalen nennen sich selbst Italmen oder Itelmen. Ihre Sprache, welche in vier Hauptdialecte zerfällt, hat keine Verwandtschaft mit jener der Koriaken, was Lesseps in Karagi bemerkte.

„Als wir erfuhren, daß in der Nähe zwei Koriakenhorden lagerten, schickten wir,“ sagt er, „einen Boten an sie, um sie aufzufordern, uns Rennthiere zu verkaufen, und an demselben Tage brachten sie uns zwei lebendige. Diese Hilfe kam zu rechter Zeit, um unsere Leute zu beruhigen, welche zu fürchten anfingen, es werde uns an Lebensmitteln fehlen. Der Mangel bedrohte noch mehr unsere Hunde. Die Fischvorräthe kamen nicht an und man beeilte sich also, ein Rennthier zu schlachten, als es aber zu dem Preise kam, befanden wir uns in großer Verlegenheit, wie wir mit den Verkäufern unterhandeln sollten, denn sie sprachen weder Russisch noch Kamtschadalisch, und ihre Zeichen waren nichts weniger als ausdrucksvoll; wir würden uns nie haben verständlich machen können, wäre uns nicht ein Bewohner von Karagi als Dolmetscher zu Hilfe gekommen.“

Als die so sehr gewünschten Lebensmittel endlich angekommen waren, schickten sich Lesseps und sein Begleiter an, den nächsten Tag früh aufzubrechen; in der Nacht erhob sich aber ein sehr heftiger West- und NW-Wind mit so reichlichem Schneefall, daß der Aufbruch verschoben werden mußte; der Orkan hatte das Eis einer Bucht aufgethaut, über welche man zu reisen gedachte, und man mußte um dieselbe herum. Am 4. März befand man sich in dem Dorfe Gawenki, bei welchem man einen Hügel sieht, eine Verschanzung nach Art dieser Völker, die sich sonst bei ihren Aufständen dahin flüchteten.

Kapitel XVII.

Sibirien. — Land der Koriaken. — Pustoresk. — Kaminoi. — Tschuktschenlager. — Orkan. — Penschina. — Die Koriaken. — Warme Quelle. — Die Tamlowa. — Iamenitz. — Yamsk. — Taousk. — Ochotsk. — Jakutsk. — Jeniseisk.

Hier entfernte sich Lesseps von der Küste und reiste nach Westen fünf Tage lang über eine dürre Ebene, wo von dem zweiten Tage an der Schnee und die Windstöße sich mit solcher Heftigkeit folgten, daß die Führer ganz geblendet wurden; vier Schritte vor sich konnten sie durchaus nichts sehen; sie sahen nicht einmal den Schlitten, der ihnen unmittelbar folgte. Die Lebensmittel für die Hunde nahmen ab und der Mangel erschöpfte die Kräfte dieser Thiere bald; mehrere verhungerten. Als gar keine Fische mehr da waren, gaben die Reisenden den Hunden ihre eigenen Vorräthe, aber die Vorsicht nöthigte sie zur strengsten Sparsamkeit.

Bei diesen traurigen Umständen überließen Lesseps und sein Begleiter ihre Equipagen mitten auf dem Wege der Aufsicht einiger Führer, suchten unter allen die mindest schlechten Hunde aus und setzten ihren Weg fort. Bald fehlte es an Wasser; der einzige kleine Bach, den man traf, war zugefroren; man mußte also den Durst mit Schnee löschen. Der Holzmangel war eine andere Verlegenheit. „Kein Baum auf unserm Wege,“ sagte Lesseps; „wir machten bisweilen eine ganze Werst, um einen ärmlichen Strauch zu finden, der nicht einen Fuß hoch war; alle, die wir trafen, hackten wir ab, weil wir fürchteten, weiter hin gar keine zu finden; sie waren aber so klein und so selten, daß sie nicht hinreichten, dabei unsere Lebensmittel zu kochen. Von dem Wärmen konnte also gar nicht die Rede seyn. Die Kälte war jedoch sehr heftig, und überdies ging die Reise so langsam, daß wir vollkommen Zeit hatten, zu verzweifeln; fast bei jedem Schritte mußten wir anhalten, um die Hunde abzuspannen, von denen einer nach dem andern fiel.

„Bei Gawenki hatten wir das Meer in O. verlassen; zwei Werst von Pustoresk sahen wir es in W. wieder, so daß wir diesen Theil von Kamtschatka der ganzen Breite nach durchwandert hatten, die nur 200 Werst beträgt. Wir machten diese Reise mehr zu Fuß als in Schlitten; unsere Hunde waren so schwach, daß wir vorzogen, uns selbst zu ermüden, um sie zu erleichtern; selten gingen sie auch schneller. Unsere Führer konnten sie nicht anders mehr fortbringen als dadurch, daß sie sich selbst mit anspannten und die Schlitten ziehen halfen, und wir lockten sie indem wir ihnen ein Schnupftuch zeigten, dem wir die Gestalt eines Fisches gaben.

„So gelangten wir endlich über das Gebirge, welches nach Pustoresk führt. Ich hielt mich für gerettet, als ich diesen Flecken betrat und wir von den Frauen so gut aufgenommen wurden. Wir fanden beten

sechs, die uns entgegen kamen und uns mit der ausgelassensten Freude anredeten. Wir verstanden an einigen Worten, die sie uns sagten, daß ihre Männer in den Ostrog Potkagornoi gegangen wären, um Wallfisch dort zu holen; sie führten uns singend und springend ihre Wohnungen.

„Unsere erste Sorge in Pustaresk war, die Fischbehälter zu untersuchen; aber wie groß war unser Verdruß, als wir dieselben leer fanden Unterdeß hatte man unsere Hunde abgespannt, um sie wie gewöhnlich an Pfählen anzubinden. Sobald aber dies geschehen war, fielen sie ihre Stricke und ihr Geschirr an und in einem Augenblicke war alles verzehrt. Vergebens versuchten wir, sie zurückzuhalten; die meisten entflohen ins Freie, wo sie herumirrten und alles fraßen, was ihre Zähne zerreißen konnten. Ja sie fielen einander selbst an und bissen sich dann um die Todten."

Pustaresk, ein Weiler am Abhange eines Berges, der von den Fluten des Golfes Penschina bespült wird, hat nur zwei Jurten, in denen ungefähr funfzehn Personen lebten, und einige Balagans einige Werst weiter hin im Innern des Landes; die Einwohner lassen sich da zu Anfange des Sommers nieder. Die ganze schöne Jahreszeit fischen sie und sorgen für Wintervorräthe. Allem Anscheine nach sind die Fische nicht sehr häufig, dagegen sind die Rennthiere in dieser Gegend sehr gemein.

Die absolute Unmöglichkeit, sich neue Hundegespanne und Lebensmittel zu verschaffen, bestimmte die beiden Reisenden sich zu trennen. Eine große Menge Wallfischthran und -fleisch, das von dem Golfe hergebracht wurde, machte es Lesseps möglich, seine Hunde auf dem Wege zu füttern. Es kamen Koriaken, um ihn zu begleiten; man schenkte ihnen Tabak, Zeuge und verschiedene Gegenstände für sie und ihre Verwandten, auch berauschte man sie, damit sie die Aufnahme rühmten, die sie gefunden; man mußte sie nach ihrem Geschmacke behandeln, und das ist bei ihnen die höchste Artigkeit.

Am 18. März brach unser Reisender auf einem offenen Schlitten mit sieben Hunden auf, die er selbst führte; der ihn begleitende Soldat hatte acht an dem seinigen. Ein unter den Bewohnern des Weilers gewählter Führer fuhr voraus auf einem Schlitten mit zwölf Hunden, dem Gepäck und den Lebensmitteln.

Der Weg, anfangs auf dem gefrorenen Meere, dann auf holperigem Lande, war schrecklich. Zwanzig Male glaubte Lesseps, sein Schlitten werde zertrümmert werden; er entschloß sich, ein Stück zu Fuße zu gehen; man mußte über Flüsse, dann über eine weite Haide und einen See, und endlich über die Penschina, deren Breite an der Mündung imposant ist. „Der Anblick des Eises, das sie bedeckte und das sich zu einer ungeheuern Höhe aufgethürmt hatte, würde mir malerisch vorgekommen seyn," sagt er, „hätten wir einen bequemern Weg einschlagen können; aber es gab hier keine Wahl, so daß wir gleichsam unsere Hunde und Schlitten von einer Scholle zur andern ziehen mußten; wie beschwerlich und langweilig dies war, kann man sich denken, und es kostete mir unglaubliche Mühe, mit heiler Haut davon zu kommen."

Am 24. kam Lesseps nach Kaminoi, wo ihn die Einwohner sehr gut aufnahmen. Der Toion kam ihm mit einem russischen Detaschement entgegen und führte ihn in eine seit langer Zeit vorbereitete und gereinigte Jurte. Dieser Ostrog ist 300 Werst von Pustaresk entfernt, und liegt auf einer Anhöhe fast am Rande des Meeres und an der Mündung der Penschina. Er enthält eine große Menge Balagans und ein Dutzend Jurten, die alle sehr groß und wie die schon beschriebenen gebaut sind. Die Palissaden, die sie umgeben, sind mit Lanzen, Bogen, Pfeilen und Flinten versehen, auch dicker und höher als die der kamtschadalischen Jurten. Im Schutze dieser ärmlichen Befestigungen halten sich die Koriaken für unüberwindlich; durch sie weisen sie die Angriffe ihrer Feinde, unter andern der Tschuktschen, ihrer sowohl der Zahl als dem Muthe nach furchtbarsten Nachbarn, zurück.

Die Einwohnerzahl von Kaminoi betrug ungefähr 300 Personen; Lesseps sah dort auch etwa zwanzig Baldars oder Böte von verschiedener Größe; sie glichen denen, welche er an der östlichen Küste bemerkt hatte. Ein Baldar ist 15 bis 18 Fuß lang und 4 breit; der ganze Rumpf besteht aus ziemlich dünnen Bretern; ein längeres und dickeres Holzstück dient als Kiel; die Rippen sind mit Riemen befestigt und alles ist mit Seekuh- und Phokenhäuten überzogen. Diese Häute sind sehr gut zubereitet und so dicht zusammengenäht, daß kein Wasser in das Boot zu bringen vermag. Die Leichtigkeit dieser bald umschlagenden Fahrzeuge hat es ohne Zweifel nöthig gemacht, ihnen einen breiten Kiel zu geben. Im Winter zieht man sie unter einen Schoppen, um sie vor dem Schnee zu schützen. Die von Kaminoi waren so groß, daß sie 25 bis 30 Personen zu fassen vermochten.

Funfzehn Werst von Kaminoi fand Lesseps dieselbe Bergkette wieder, die er jenseits des Dorfes getroffen hatte; dann wendete er sich nach S. und lagerte am Ufer der Schestokowa. Den nächsten Tag hielt ihn ein schrecklicher Orkan in seinem Zelte zurück und er wurde deshalb angenehm durch die Ankunft von sieben Tschuktschen überrascht; sie befanden sich auf ähnlichen Schlitten wie die der Nomaden-Koriaken, und sie wurden ebenfalls von Rennthieren gezogen. In der freundschaftlichen Unterhaltung, welche unser Reisender mit den Tschuktschen führte, erfuhr er, daß die Ursache der verschiedenen Aufstände dieses Volks gegen die Russen auf einem Irrthume beruhe, den sie mit den Koriaken theilen; sie bildeten sich nämlich sonst ein, die ganze russische Nation sey auf die wenigen Personen beschränkt, welche sich keck auf ihrem Gebiete und in ihrer Nähe niederließen. In einem sehr natürlichen Gefühle der Eifersucht sahen diese Nomaden eben so viele Gegner in diesen Einwanderern, deren Industrie und Thätigkeit ihnen verdächtig war; sie hielten es deshalb für ihr Interesse, sich derselben zu entledigen, da sie überzeugt waren, durch Tödtung derselben das ganze Geschlecht auszurotten. Jetzt reizt man sie vergeblich zur Empörung, da sie ihren Irrthum eingesehen und die Russen besser kennen gelernt haben.

Lesseps tractirte sie so gut er konnte mit Tabak, da er ihnen nichts zu geben hatte, was ihnen Vergnügen gemacht hätte; als die besten Freunde schieden sie von einander. Am folgenden Tage traf er auf das Lager dieser Tschuktschen am Ufer eines Flusses an einem Walde; er beschränkte sich auf ein Dutzend Hütten, die in einer Linie am Ufer standen. Bündel von Lanzen und Pfeilen, die man in den Schnee gesteckt hatte, schienen den Zugang zu diesen Wohnungen zu vertheidigen, und sie nehmen diese Vorsichtsmaßregeln aus Furcht, von den Koriaken in der Nacht überfallen zu werden. Lesseps bemerkt mit Recht, daß die Züge der Tschuktschen nichts Asiatisches haben; ihre Farbe ist sehr braun. Die, welche er sah, machen alle Jahre eine Reise nach Inschiga, verlassen ihre Heimath im Anfange des Herbstes und kommen erst in den ersten Tagen des März an. Sie brauchen nur wenige Tage, um ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; alsbald machen sie sich auf den Weg, um noch auf dem Schlitten fahren zu können; selten können sie vor dem Juni zurückkommen. Sie bringen dieselben Waaren, von denen früher die Rede gewesen ist.

Der Ostrog Pareine, der nicht so groß ist aber bevölkerter als Kaminoi, liegt an dem Flusse, dessen Namen er führt, drei Werst von dessen Mündung in den Golf von Penschina, welcher hier einen so schmalen Meeresarm bildet, daß man bei schönem Wetter das andere Ufer sehen kann. Lesseps mußte viel Festigkeit aufwenden, um den bösen Willen des Koriaken-Toion zu überwinden, der ihm nicht sogleich ein Gespann geben wollte und der wegen seiner Treulosigkeit schon bekannt war.

Von Pareine aus verläßt man das Meer, trifft es erst in Inschiga wieder und man muß sich mit dem abgestorbenen Holze begnügen, das man bisweilen an der Küste findet. Dieser Mangel war die größte Schwierigkeit der Fahrt über den 10 Stunden breiten Isthmus. Lesseps machte erst sehr spät an einem gar nicht geschützten Orte Halt, wo nur ganz krumme Lärchen wuchsen. Schlimm aussehende Wolken zeigten sich in der Nacht am Rande des Horizonts; die Führer hofften jedoch auf Fortdauer des guten Wetters und entschlossen sich, gleich früh wieder auf-

zubrechen. Gegen sechs Uhr früh wollten sie durchaus die Reise fortsezzen, Lesseps aber, der von dem Nahen eines Sturmes überzeugt war, richtete sich ein, seine Reise nach dem Compasse lenken zu können.

Gegen neun Uhr begann der Orkan mit solcher Heftigkeit, daß er mehrere Schlitten umwarf. „Meine Führer gestanden nun zu, daß sie Unrecht gehabt hatten, und beschworen mich, Halt zu machen, ob wir gleich auf freier Ebene waren; da der Wind ihnen in das Gesicht wehte und sie blendete, so fürchteten sie sich zu verirren. Ich bestand dagegen darauf, weiter zu fahren, und befahl, daß die Schlitten sich so dicht folgten als möglich, damit man bei dem geringsten Unfalle einander hören und beistehen könne; dann nahm ich meinen Platz an der Spitze, um die Caravane mittelst des Compasses zu führen. Wir fuhren in dieser Ordnung den übrigen Tag fort, ich könnte sagen im Dunkel, denn der Soldat, der im Schlitten unmittelbar hinter mir folgte, war für mich unsichtbar, kaum erkannte ich seine ersten Hunde.

„Abends drei Viertel auf neun Uhr sah ich wie einen Schleier vor mir. Der Gegenstand breitete sich finster mehr und mehr aus je näher wir ihm kamen, und einen Augenblick nachher riefen meine Führer, sie sähen Bäume und wären gerettet; wirklich befanden wir uns in dem Walde von Inschiga. Ich schickte sie einige Schritte voraus, damit sie sich orientirten, und bald kamen sie freudig zurück, um mir zu sagen, daß wir uns nahe am Flusse befänden.

„Der ehrerbietige Ton, mit welchem sie mir dies berichteten, machte mir vielen Spaß. Der Koriake behauptete, nachdem er mir dafür gedankt, daß ich sie so gut geführt habe, keiner ihrer Schamanen habe ein solches Wunder gethan, da ich erst das schlechte Wetter vorausgesagt, während ihrer Meinung nach alles das Gegentheil zu verkündigen geschienen, und sie dann zu führen und mitten in dem purga (Orkane) zu retten gewußt habe; dies schien ihnen nicht mit rechten Dingen zuzugehen. Die Dankbarkeit der andern Leute in meinem Gefolge war fast eben so groß; sie konnten sich von ihrem Erstaunen nicht erholen. Vergebens zeigte ich ihnen meinen Compaß, vergebens wollte ich ihnen erklären, wie dieser allein das Wunder bewirkt habe, sie meinten doch immer, eine solche Hexerei sey nur so gelehrten Leuten wie ich verständlich."

Man gelangte an den Fluß und folgte demselben bis Inschiga, wo wir über ihn gingen. Das Eis war sehr fest, aber der Wind hatte Wasser darauf geworfen und die Reisenden bekamen sehr nasse Füße.

Inschiga, das am gleichnamigen Flusse 30 Werst von dessen Mündung liegt, zeigt außen eine vierseitige Mauer mit einer sehr dicken und hohen Palissade, und hölzerne Bastionen, die sich auf Pfahlwerk an den vier Ecken des Platzes erheben, mit Kanonen besetzt sind und Kriegsmaterial enthalten; Wachen bewachen sie Tag und Nacht, sowie die drei Thore der Stadt, von denen nur ein einziges geöffnet wird. Diese Soldaten müssen immer auf ihrer Hut seyn aus Besorgniß vor einem Ueberfalle der Koriaken in der Umgegend, die durch ihren unruhigen Geist oft zum Aufstande getrieben werden und dann die Stadt angreifen, wenn man es am wenigsten erwartet. Es ist ihnen deshalb auch nicht erlaubt, sich lange da aufzuhalten, wenn sie wegen des Handels dahin kommen.

Inschiga war die bedeutendste und volkreichste Stadt, welche Lesseps bis dahin auf seiner Reise gesehen hatte; man zählt in ihr ungefähr 500 Einwohner, die sämmtlich Kaufleute oder Beamte sind. Alle Häuser sind von Holz und sehr niedrig, haben aber eine fast regelmäßige Façade. Der Handel begreift Pelzwerk, besonders Rennthierfelle, die roh und sehr wohlfeil verkauft werden; dann werden sie gegerbt und mit einer um so bewundernswertheren Kunst bearbeitet, da die Leute die Instrumente nicht besitzen, welche die europäische Industrie erfunden hat. Die Feinheit und Schönheit ihrer Arbeiten stehen nur ihrer Dauer nach. Es gehen aus ihren Händen vollkommene Handschuhe und Strümpfe hervor; die Näthe und Stickereien werden mit Rennthierriemen, Seide und Gold gemacht und würden unsern geschicktesten Handschuhfabrikanten zur Ehre gereichen.

Die Pelzwaaren, sagt Lesseps, werden nach Inschiga von den Koriaken gebracht, welche dieselben von den Tschuktschen, ihren Nachbarn, eintauschen. Das Vaterland der Koriaken umfaßt eine große Fläche; es wird in S. von der Halbinsel Kamtschatka und dem Golf Pinschina, in W. von der Kolyma und deren westlichen Beiflüssen, in N. von dem Eismeere und dem obern Anadyr und in O. von den Tschuktschen und dem großen Polarmeere begrenzt. Die Koriakenstämme reichen in S. bis an den NO-Theil der Lamuten-Berge.

Die Koriaken, welche an dem Golf von Pinschina wohnen, leben von der Jagd und dem Fischfange und nennen sich selbst Tschautschu (Seßhafte). Die in N. sind Nomaden, besitzen zahlreiche Rennthierheerden und nennen sich Tumuguta (Herumziehende). Der Name Koriaken, den sich alle beilegen, soll von dem Worte kora (Rennthier) kommen.

Die Olutorier sind ein Stamm der Koriaken an der Olotorka, einem kleinen Flusse des Polarmeeres; die andern Koriaken nennen sie Kutoat. Die Koriaken in NO., welche die Russen mit den Tschuktschen vermengen, mit denen sie viele Aehnlichkeit haben, nennen sich selbst Tiane und die andern Koriaken Koralik.

Es giebt ein seltsames Mißverständniß zwischen den ansässigen und den herumziehenden Koriaken. Man wirft diesen Doppelzüngigkeit, Mißtrauen und Grausamkeit vor. Wenn sie es können, plündern sie die seßhaften Koriaken, und sie scheuen sich selbst nicht, die Russen anzugreifen. Nicht alle Jahreszeiten erlauben den seßhaften Koriaken zu jagen und zu fischen. In dieser Zwischenzeit sind sie in ihren Jurten gleichsam eingegraben, schlafen, rauchen und berauschen sich. Sie verlassen diese Hütten nur wenn sie eine dringende Nothwendigkeit dazu zwingt. Sie sind größer als jene der Kamtschadalen in N., aber ziemlich eben so eingerichtet und wo möglich noch unreinlicher. Man findet in ihnen weder eine Thüre noch einen jupan oder eine Klappe; deshalb ist auch der Rauch darin unerträglich. Die Leute, welche sehr arbeitscheu sind, genießen dieselben Gegenstände wie die auf Kamtschatka. Ihre Leidenschaft für starke Getränke, welche durch den hohen Preis des Branntweins und die Schwierigkeit, sich denselben zu verschaffen, noch gesteigert wird, hat sie auf den Gedanken gebracht, auch ein so berauschendes Getränk zu bereiten, das sie aus einem rothen Pilz verfertigen, welcher als heftiges Gift bei den Russen unter dem Namen mukhamoda bekannt ist.

Sie sind von mittlerer Größe, braun und sehr häßlich, haben schwarzes Haar und schwarzen, aber dünnen Bart. Unter den Frauen giebt es wenige, die nicht schiefe Augen, eine eingequetschte Nase und vorspringende Backenknochen hätten. Die Männer tragen das Haar kurz; die Frauen vernachlässigen dasselbe sehr und lassen es auf die Achseln hängen; nur einige nehmen es in Flechten auf und umhüllen es mit einem Tuche. Die Kleidung unterscheidet sich wenig von jener der Kamtschadalen. Ihre Religion ist der Schamanismus und ihre Sprache hat keine Verwandtschaft mit jener der benachbarten Völker.

Lesseps, der seinen Weg fortzusetzen wünschte, hätte Inschiga gern am nächsten Tage wieder verlassen; leider waren aber die Hunde müde und man konnte in der ganzen Stadt nur eine ganz kleine Zahl zusammenbringen, die auch überdies nicht die besten waren. Der Commandant schlug ihm deshalb vor, Rennthiere zu nehmen, doch verschwieg er ihm auch die Unannehmlichkeiten nicht, die mit dieser Art zu reisen verbunden sind. Die Häuptlinge der Nomaden-Koriaken in der Umgegend wurden deshalb aufgefordert, zu ihm zu kommen, und versprachen, Gespanne zu bringen.

Am 6. April verließ Lesseps die Stadt zu Fuß, begleitet von fast allen Bewohnern, welche, wie sie sagten, den einzigen Franzosen zu ehren wünschten, der sich bis dahin bei ihnen aufgehalten habe. Ihn begleitete ein junger russischer Kaufmann, der um die Erlaubniß gebeten hatte, ihm bis nach Ocholsk zu folgen, und zwei Kosaken. Ein Koriaken-Fürst führte seinen Schlitten, konnte aber nicht sprechen, da kein Dolmetscher zugegen war.

Obgleich der Schnee sehr hoch lag und gar nicht fest war, liefen die

Rennthiere doch sehr bequem und leicht; sie haben den Vorzug vor den Hunden, daß ihre Beine mehr Fläche haben und weniger einsinken; man braucht nicht mit Schaufeln voranzugehen, um Bahn zu machen, aber die Hunde ermüden dagegen nicht so schnell und ersparen deshalb dem Reisenden die Unannehmlichkeit, alle zwei bis drei Stunden einmal anhalten zu müssen. Bei dem Anhalten wird auf die Bequemlichkeit der Reisenden durchaus nicht gerechnet; man achtet nur auf die der Rennthiere und sucht deshalb den Ort aus, der am reichsten an Moos ist.

Da Lesseps die festgesetzten Reisekosten pünktlich bezahlte, so pries der Koriakenfürst seine Freigebigkeit. „Vergebens stellte ich ihm vor, daß ich ihm keineswegs mehr habe geben wollen, als ihm zukomme; er schien dies durchaus nicht zu begreifen und rief fortwährend: „ich habe noch nie einen so rechtschaffen Mann gesehen!“ Daraus könnte man wohl schließen, daß die Russen ökonomischer zu Werke gehen, und man behauptet wirklich, daß ihre Reisen in diesen Gegenden nicht kostspielig sind.“

Lesseps folgte fast fortwährend dem Meeresufer bis zu der Tamotowa. Ein Koriakenfürst sprach gegen ihn von einer warmen Quelle in geringer Entfernung von der Mündung dieses kleinen Flusses, und er wollte sie aufsuchen; sie bildet einen sechs Fuß breiten Bach, der sich in die Tamotowa ergießt, und vereinigt sich mit mehrern andern, die aus einem Berge kommen. Ein dichter Rauch erhebt sich über das Wasser, aber man empfindet keinen unangenehmen Geruch; die Wärme des Wassers ist sehr bedeutend und dies in fortwährender Wallung; es schmeckt pikant und unangenehm; die Steine, die unser Reisender an dem Bache sammelte, hatten alle einen vulkanischen Charakter.

Von der Mündung der Tamotowa an geht der Weg mehr in das Innere des Landes hinein und über eine Bergkette, Villeghinskoi Khrebot genannt. Die Reise darüber ist sehr beschwerlich; der Villeghi, die höchste Spitze desselben, erhebt sich fast perpendiculair über 200 Toisen über die Linie des Bergrückens; seine Seiten, an denen der Wind keinen Schnee liegen läßt, zeigten nur Gestein; der Hinaufweg war mühsam und gefährlich; alle Augenblicke fielen die Rennthiere. Bei der Hinunterfahrt wurden die Thiere abgespannt; in zwei Minuten war man unten.

Am 14. erreichte man Tumane, einen Ostrog an der Mündung des gleichnamigen Flusses, 440 Werst in SW. von Inschiga. Drei Jurten, eben so viele Holzniederlagen und ein Dutzend Balagans bilden diesen Ostrog, und zwanzig Familien seine Bevölkerung. Obgleich der Fluß sehr fischreich ist, denn Lesseps und seine Begleiter fingen treffliche Forellen, sah er doch Einwohner theils aus Faulheit, theils aus verdorbenem Geschmacke Birkenrinde essen, die in Fischthran getaucht war.

Die Rennthiere konnten nicht weiter gehen, und der Koriakenfürst mußte sich zu seinem großen Bedauern von Lesseps trennen, der fast böse werden mußte, um ihm einige kleine Geschenke aufzudringen.

Am 17. brach Lesseps von Tumane mit seiner Bedeckung und seinen fünf offenen Schlitten auf; jedes Gespann bestand aus acht bis zehn Hunden. Er erreichte bald das Meer. Ein Schneesturm nöthigte sie, sich in eine leere Jurte zu flüchten. Die Wände derselben waren mit Eis bedeckt, das in Stalaktiten herunterhing; die Hütte war 10 Fuß lang und 5 Fuß breit. Die zehn Mann der Reisegesellschaft blieben darin fünf Tage lang zusammengedrängt. Sie konnten sie erst den 21. verlassen; setzten dann ihren Weg auf dem gefrorenen Meere fort zwei Werst von der Küste, um deren Krümmungen zu vermeiden; den 23. erreichten sie Yamsk, einen Ostrog 10 Werst von der Mündung des gleichnamigen Flusses mit 20 russischen Familien.

Funfzig Werst von Yamsk befindet man sich am Fuße eines der höchsten Gebirge des Landes, den die Koriaken Babuschka (die Großmutter) nennen, weil sie glauben, der Gipfel sey das Grab einer alten Zauberin, die eben so berühmt als gefürchtet war. Lesseps hielt den Villeghi für steiler, wenigstens weil er mehr Mühe hatte, denselben zu ersteigen. Oben auf der Babuschka legten die Führer eiserne Haken in der Form kleiner Dreifüße an und unter die Schlitten große Stöcke, um sie bei dem Hinunterfahren aufzuhalten; man gelangte ohne Unfall hinunter.

Die Koriaken von Srednoi nahmen Lesseps sehr gut auf; die Jurten daselbst befinden sich nicht unter der Erde; man gelangt durch eine Thüre mit gleicher Höhe des Bodens hinein. Siglan ist der letzte Ostrog ihres Landes; man sieht daselbst eine nach Art der Jakuten gebaute Jurte. Ala liegt auf dem Gebiete der Tungusen am Ende einer Bai, welche die Reisenden zum Theil auf dem Eise überschritten, obgleich das Krachen desselben sie in Besorgniß versetzte. Mit Tagesanbruche kamen sie auf das feste Land, um über ein steiles Vorgebirge zu steigen; als sie an der andern Seite hinunter waren, ging das Eis auf dem Meere auf; man folgte eine Zeit lang der Küste, die aber endlich so steil wurde, daß man nur mit der größten Vorsicht weiter konnte. Man brachte sieben Stunden damit zu und erreichte einen breiten festen Kieselstrand, wo man ganz unbesorgt seyn konnte. Man ruhte in der Jurte eines Jakuten aus, der seit dreißig Jahren mitten in einem großen Tannenwalde wohnte.

Das Fort Taousk enthält zwanzig Isbas, eine kleine Kirche, die von dem Pfarrer von Ochotsk mit besorgt wird, und ein von Palissaden umgebenes Gebäude, in welchem man die Jasask niederlegt.

Man war allmälig in das Innere des Landes gelangt, weil man sich nicht mehr auf das Eis wagte. Nachdem man das Gebirge Ischme überschritten hatte, dessen Höhe sich mit jener der Babuschka vergleichen läßt, und auf dessen Gipfel die strenge Kälte Lesseps nöthigte, Halt zu machen und Feuer anzuzünden, fand er das Ufer des Meeres wieder, das er bei Okenlot verließ. Etwas weiterhin ließ er seine Schlitten unter der Aufsicht seines treuen Kosaken zurück und folgte der Meeresküste. Nachdem er auf dem Schlitten über die Ochota gegangen war, deren Eis sich unter den Füßen bog, gelangte er am 5. Mai nach Ochotsk.

Die täglichen Fortschritte des Aufthauens bestimmten ihn, seine Abreise zu beschleunigen, damit er durch das Austreten der Flüsse nicht aufgehalten werde. Er brach also am 10. mit sechs Hundeschlitten auf. Alle Wege waren voll Wasser und an einigen Orten, besonders in den Wäldern, mußten die Hunde bis an den Bauch waten. Am 12. konnte ein Theil des Gespannes nicht weiter; man fuhr auf einem Flusse hinunter, der einen bequemern Weg zu gewähren schien. Kaum aber hatte man einige Schritte gethan, als es plötzlich unter den Schlitten knackte; eine Minute darauf fühlte Lesseps sich sanft sinken; eine Eisscholle, die ihn noch trug, brach von neuem und die Kufen seines Schlittens waren drei Viertel unter dem Wasser. Vergebens versuchte er herauszukommen; bei der geringsten Bewegung sank er tiefer in das Wasser hinein. Zum Glück war das Wasser nur vier Fuß tief; durch viele Anstrengung gelang es seinen Leuten, ihn herauszuziehen; aber die, welche ihm Beistand leisteten, brauchten dergleichen bald selbst und alle mußten einander unterstützen, um wieder an das Land zu gelangen. Taub gegen die Vorstellungen seiner Führer, wollte Lesseps durchaus seinen Weg fortsetzen. Der Schnee schmolz jedoch so schnell, daß die Hunde in dem Wasser patschten, ohne weiter zu können; vor Ermattung fielen sie über einander. Ein Sergent, auf den unser Reisender großes Vertrauen setzte, erklärte endlich, man müßte umkehren, und man folgte seiner Ansicht; am 14. kam man nach Ochotsk zurück.

Das Eis in der Ochota thaute erst am 26. Mai auf; in der Nacht zum 29. fiel zwei Zoll hoch Schnee und der Thermometer zeigte einen Grad unter Null; das Wasser verlief sich allmälig, aber man bemerkte keine Spur von Vegetation. Am 6. Juni endlich konnte Lesseps aufbrechen. Er schauderte vor der Magerkeit und dem erbärmlichen Zustande des Pferdes zurück, das er reiten sollte; seine Begleiter befanden sich in keinem bessern Zustande; seit dem Beginne des langen Winters hatten die armen Thiere nur von Weiden- und Birkenzweigen gelebt. Nach einem so langen Fasten brauchten sie Ruhe, bis sie durch nahrhafteres Futter wieder Kräfte gewonnen. Das Pferd des Lesseps stürzte und konnte nicht wieder aufstehen.

Der Berg Oreral wird von dem gleichnamigen Flusse bespült. Sein Gipfel war noch mit Schnee bedeckt. Man fuhr an der Quelle über die-

sen Fluß; er kommt aus einem See, der fast 7 Werst im Umfange hat; er soll sehr fischreich seyn. Den 16. war man in Yudomskoi Kreß (das Kreuz von Yudoma). Auf einer Anhöhe, auf welcher man den Ueberschwemmungen des gleichnamigen Flusses trotzt, stehen Magazine, die von vier Soldaten bewacht werden, welche sich dahin flüchten, wenn das Wasser ihre Wohnung am Ufer erreicht hat.

Lesseps bestieg ein Boot mit vier Soldaten auf der Yudoma, kam ohne Unfall über eine Cataracte und gelangte in die Moya, sowie in den Alban; dessen Beiflusse gegenüber stieg er aus, verschaffte sich Pferde und reiste mit Jakuten-Führern ab. Hundert Werst weit reiste er über einen Sumpf, wo die Pferde so tief einsanken, daß man gezwungen war auszusteigen, damit sie sich heraushelfen konnten. Weiterhin ging er über die Langa; die Jurten wurden etwas häufiger; die Pferde waren vortrefflich und die Jakutenfürsten sehr gefällig. Am 29. Juni erreichte er Armangi an dem rechten Ufer der Lena; er befand sich Jakutsk gegenüber. Der Uebergang über die Lena in diagonaler Linie dauerte vier Stunden. Er schätzt die Breite dieses Flusses an dieser Stelle auf zwei Stunden.

Im Jahre 1812 und 1813 machte der Engländer Peter Doblet dieselbe Reise wie Lesseps, und seine Bemerkungen bestätigen die seines Vorgängers.

Kapitel XVIII.

Sibirien. — Oberfläche. — Gebirge. — Flüsse. — Meerbusen und Buchten. — Inseln. — Clima. — Erzeugnisse. — Bevölkerung. — Verschiedene Nationen. — Eroberung und Entdeckung. — Eintheilung in Gouvernements. — Colonien von Jenisei. — Kamtschatka.

Sibirien begreift den ganzen nördlichen Theil Asiens und wird in N. von dem Eismeere, in O. von dem nördlichen großen Oceane, in S. von dem chinesischen Reiche und Turkestan, und in W. von dem europäischen Rußland begrenzt. Die Länge von O. nach W. beträgt 1900 und die Breite von N. nach S. 700 Lieues, seine Oberfläche aber 680,000 Q.L., ein Drittel von Asien also, 180,350 Lieues mehr als Europa, und sechsundzwanzigmal soviel als Frankreich.

Das Uralgebirge erhebt sich in W. Sibiriens; von dem Südende aus erstreckt sich nach SW. der Zweig der Mongodjar; nach O. dagegen bemerkt man nur unbedeutende Erhöhungen und einfache Erhebungen des Bodens, welche die Betten der verschiedenen Flüsse von einander scheiden. In SW. von dem obern Laufe des Irtisch wird die Kirgisensteppe von W. nach O. von dem Tschingistan durchzogen, der sich an dieser Seite mit dem Altai verbindet; die verschiedenen Arme des letztern vereinigen sich in O. mit den Bergen Da-uriens, deren Verlängerung von SW. nach NO. der Jablonoi oder Stanovoi Krebet ist und an der Beringsstraße endigt. Die Alban-Berge, die sich von dieser langen Kette absondern, die Baikal-Berge, die einen vulkanischen Charakter an sich tragen und sich von den Soyansk-Bergen scheiden, endlich die Kugnetsk-Berge, die vom Altai auslaufen, richten sich nach N. nach dem Innern Sibiriens, indem sie sich allmälig zu den Ebenen hinabsenken. Der Ural und der Altai besitzen die höchsten Spitzen, die 6000 bis 7000 Fuß über den Meeresspiegel reichen.

Auf einer langen Strecke von O. nach W. liegen die Berge, welche das südliche Sibirien bedecken und von denen einige dasselbe auf dieser Seite begrenzen, unter dem 50° n. Br.; der äußerste Punkt dieser Region nach S. liegt unter dem 46°. Fast alle Flüsse Sibiriens strömen nach Norden; eine Ausnahme machen der Anadyr im Lande der Tschuktschen, die Flüsse Kamtschatkas und des Bezirks von Ochotsk, welche nach O. strömen und in den nördlichen großen Ocean gelangen. Der Ob, verstärkt von dem Irtisch, der den Ischim und den Tobol aufgenommen hat; der Jenisei, mit dem die drei Tonguska sich vereinigen; die Katanga, die Anabara, der Olenek; die Lena, deren Beiflüsse der Witim, die Olekma, der Wilui und der Alban sind; endlich die Indigirka und die Kowima oder Kolyma ergießen ihre Gewässer in das Eismeer und bilden mehr oder weniger tiefe Buchten. Der Ob und der Jenisei, sowie einige ihrer Beiflüsse, haben ihre Quellen auf dem chinesischen Gebiete. Die Lena und alle andern kommen von den Bergen Sibiriens. Die Schilka oder Onone und der Argune treten an der Stelle, wo ihre Verbindung den Fluß Amur bildet, aus Sibirien in das chinesische Reich hinein.

Außer den Busen, welche die Mündungen der Flüsse bilden, besitzt die nördliche Küste Sibiriens den Golf oder das Meer der Kara und mehrere andere Buchten; die östliche Küste den Golf des Anadyr, welche zu dem Nord- oder Behring-Bassin gehört, das in S. durch den Archipel der Aleuten geschlossen wird, und endlich das Meer Ochotsk, wo man die Busen Penschina und Inschiga bemerkt.

An den Küsten liegen zahlreiche Inseln: Navala Zemlia (Neuland) zeigt sich in dem Gewässer zwischen Europa und Asien; Tumatsk und andere liegen an den Mündungen der Lena und der andern Flüsse. Die in der Mündung der Lena und der Jana sind wie die benachbarte Küste voll von großen Torfmooren auf einer Schicht ewigen Eises. Im N. des Swiatoi Nos (Heiligen Cap) hat man die Gruppe der Liakjow, die aus zwei flachen Inseln besteht, deren südliche einen von Sand und weichem Boden umgebenen See enthält, in welchem Boden man eine Menge Knochen und ganze Gerippe von Büffeln, Rhinocerossen und Elephanten findet; das Elfenbein daran ist so weiß und frisch wie das, welches aus Afrika kommt. Etwa 30 Stunden nach Osten hat man Neu-Sibirien gefunden. Dieses Land zeigt eine sehr hohe Küste, wo sich das versteinerte Holz in ungeheuern und regelmäßigen Lagern zwischen dem Sande und dem Thone findet. Elephanten- und Mammuthsknochen giebt es da in Menge. Die Lage des östlichen Endes Neu-Sibiriens ist genau bestimmt worden, und man weiß jetzt, daß es nicht zu dem amerikanischen Festlande gehört. In dem Großen Oceane, südlich von der Behringsstraße, bemerkt man die Insel St. Lorenz, und östlich von Kamtschatka die Behringsinsel, auf welcher der große Seefahrer dieses Namens starb, und die Insel Mednoi (Kupferinsel).

Aber diese so buchtenreichen Küsten, diese zahlreichen Inseln sind unter dem rauhen Clima Nordasiens von geringem Vortheile; Novaia Zemlia und alle andern Inseln im Meere, das Sibirien bespült, werden nur von Füchsen, Eisbären, Phoken und Seekühen bewohnt. (Taf. 8. Abbild.) Der Mensch kann durchaus keine feste Wohnung dort aufschlagen. Einige entschlossene Fischer und Jäger begeben sich in dem kurzen Sommer dieser Gegenden dahin, und die, welche sich am weitesten nach N. wagten, erzählten, sie hätten dort nichts als unebene Eisfelder oder Eisschollen von allen Größen bemerkt, welche die Strömung von einer Küste zur andern treibt.

Das Sewero Wostochnoi (Nordost-Cap), das nördlichste Sibiriens, liegt unter 78° 25′ der Breite; die Küste reicht gewöhnlich bis zum 72° und unter diesem zieht sie sich meist hin. Wir haben bereits aus den Erzählungen der Reisenden gesehen, daß schon unter dem Polarkreise (66° 30′) der Boden fortwährend gefroren bleibt, und selbst schon in großen Entfernungen von dieser Stelle die angeschwemmte Erde, welche längs dem Flusse liegt und in den gemäßigten Ländern zum Anbau am geeignetsten ist, hier, im Sommer nach dem späten Verschwinden des Schnees, nur tundri oder Sümpfe bildet, auf deren Boden das Eis nie verschwindet.

Sibirien ist demnach unter gleicher Breite um vieles kälter als Europa; die Ursache dieser Erscheinung liegt in der Lage der Berge, welche in S. dieses ungeheuere Land begrenzen. Die von O. nach W. laufenden Bergketten lassen die Südwinde nicht dahindringen; nur die aus N. wehenden können das Land bestreichen, und diese bringen nur Frost.

Nur im S. also erlaubt das Clima Sibiriens den Anbau des Getreides; aber weite Steppen, wie die Kirgisen-, die Baraba-, die Ischim-

steppe und andere taugen nur zur Viehweide. Deshalb sind die Jagd in den Wäldern und auf den Steppen, der Fischfang im Meere, in den Flüssen, in dem Baikal und andern Seen, die Bearbeitung der Minen in dem Ural, Altai und Da-urien die Hauptnahrungsquellen der Bewohner; dieselben würden jedoch hinreichen, die Besitzung dieses Landes für Rußland sehr interessant zu machen. Unter den Handelsartikeln, welche Sibirien liefert, muß man indeß auch die Mammuthzähne erwähnen, welche sehr gutes Elfenbein geben.

Nach den Thatsachen, die wir auseinandergesetzt haben, wird man sich nicht wundern, daß man auf dem großen Raume Sibiriens nur 1,610,000 Einw. zählt, etwa so viel als London und die Grafschaft Middlessex hat (mit einer Oberfläche von 39 Q.Lieues), oder so viel als das Königreich Sachsen. Die Russen und Kosaken leben dort in den Städten, den Festungen und bebauten Bezirken. Die meisten der eingeborenen Völkerschaften sind Jäger und Fischer. Wir haben bereits von den Wogulen, den Samojeden, den Ostiaken vom Ob, den türkischen Völkern, wie den Jakuten, den Kirgisen, den Baschkiren und andern gesprochen; von den Buriaten, den Kalmücken und andern Mogolen; von den Tungusen, Jukangiren, Koriaken, Kamtschadalen und Tschuktschen. In dem Lande, das der obere und mittlere Jenisei bespült, findet man Völkerschaften, welche Ostiaken des Jenisei heißen. Sonst wohnten sie in den Sayan-Bergen, sie sind aber herunter gestiegen, um die Gegenden zu bewohnen, in denen sie jetzt herumziehen. Die Jeniseier sind die Kotowzis, die Koïbalen, die Katschinsk, die Beltiren und sie machen kleine ärmliche Stämme aus. Doch sind sie treffliche Schmiede und verfertigen ihre Waffen und Geräthe aus dem Erze, das sie aus den Bergen holen. Ihre Sitten nähern sich denen der südlichen Samojeden. Alle diese Nomaden sind meist Schamanisten und die Getauften nur der Form nach Christen. Die Völker von dem mogolischen Stamme haben die Lamaïsche Religion.

Im Jahre 1499 unternahmen die Russen die erste Expedition nach Sibirien, drangen von N. nach W. und kamen 1501 mit Gefangenen und einer reichen Beute an Pelzwaaren zurück. Unter Iwan IV. Wassiliewitsch gingen die russischen Soldaten den Ob hinauf bis an dessen Verbindung mit dem Irtisch. Es wurden Tribute erhoben, Völker unterworfen und der Czar fügte seinen Titeln den eines Souverains von Obdorien, Yugorien und den sibirischen Ländern hinzu. Aber die gänzliche Eroberung wurde erst von dem Kosaken Yermak Timofeiewitsch bewirkt, der mit 6000 seiner Gefährten den Zorn des über ihre Räubereien unwilligen Czaren fliehen mußte, 1580 über den Ural ging, in die Staaten des Kutschum-Khan an den Ufern des Tobol, des Irtisch und der Tura einfiel und, obgleich seine Truppen auf 500 Mann geschmolzen waren, sich der Hauptstadt Kern Sibir bemächtigte, deren Namen dann dem ganzen Lande beigelegt wurde. Yermak schickte eine Deputation an den Czar, um Verzeihung zu erhalten; als aber die Soldaten sich gegen ihn empörten, revanchirte sich Kutschum Khan und schlug ihn. Im Jahr 1584 wollte Yermak über den Irtisch gehen und ertrank am 5. August. Die Nachfolger Iwans Wassiliewitsch gaben ihre Plane auf Sibirien nicht auf, schickten Truppen dahin ab und ließen das Land wie das übrige Reich verwalten; sie ließen Forts und Städte bauen, und allmälig wurde ihre Herrschaft bis an den Großen Ocean ausgedehnt (1639). Auf einer andern Seite gelangten sie bis an die Grenze des chinesischen Reiches; es kam zu Feindseligkeiten, aber endlich schlossen die beiden Reiche Frieden und bestimmten die Linie ihrer Grenzen.

Peter der Große kam zuerst auf die Idee, Sibirien durch Gelehrte erforschen zu lassen. Messerschmidt durchreiste es auf seinen Befehl (1713 bis 1725). Die Nachfolger dieses ausgezeichneten Fürsten folgten seinem Beispiele. Behring hatte 1728 die Meerenge entdeckt, welche Asien von Amerika scheidet; das Schiff, welches ihn trug, litt, als es 1739 mit Tschirikow und Spangenberg wieder in den großen nördlichen Ocean kam, 1741 an einer öden Insel Schiffbruch, und Behring starb dort. Steller und Delisle de la Croyère, die ihn begleiteten, hatten mit Kraschenninikow zu einer Gesellschaft Gelehrter gehört, an deren Spitze J. G. Gmelin und Müller standen (1833—1744). Pallas mit Lepechin, Georgi und Soujew reiste von 1768 bis 1773. Wie Gmelin erzählt er, daß die Strapazen der Reise ihn vor der Zeit alt gemacht und seine Gefährten noch mehr als er gelitten hätten; fast keiner von ihnen lebte so lange, um seinen Bericht selbst veröffentlichen zu können; Pallas leistete ihrem Andenken diesen Dienst. Schanghin 1786, Sievers 1790, Ermann 1828 und 1829 durchwanderten Sibirien. Auch der Baron A. von Humboldt besuchte 1829 das ganze Land zwischen dem Ural und Da-urien. Als er die Kiesader untersuchte, aus welcher man in den Wäschen des Ural das Gold erhält, sagte er zu den Arbeitern, wenn sie gut suchten, würden sie auch Diamanten finden, und die Wahrheit der Vermuthung dieses großen Naturkenners wurde bestätigt. Er hatte bei sich die Herren Ehrenberg und Rose. Die Altaiberge und die Kirgisensteppe waren der Gegenstand der Untersuchungen der Herren Ledebour, Meyer und Bunge im Jahre 1826.

Expeditionen zur See, um das Eismeer zu erforschen, wurden zu verschiedenen Zeiten unternommen. Die erste fällt in das Jahr 1646; sie verließ die Mündung der Kolyma und wendete sich nach O. Die außerordentlichen Schwierigkeiten, welche das Eis dem Weiterkommen der Seefahrer entgegensetzen, erlaubten keine großen Fortschritte. Im 18. Jahrh. ließ die Regierung die Küsten Sibiriens von der Mündung des Ob an aufnehmen, und von dieser Zeit an hat sie nicht aufgehört, ihre Aufmerksamkeit diesem wichtigen Gegenstande zuzuwenden.

Sibirien zerfällt in administrativer Hinsicht in das östliche und westliche; dieses begreift das Gouvernement Tobolsk, die Provinz Omsk und das Gouv. Tomsk; das andere die Gouvernements Irkutsk und Jeniseisk, die Provinz Jakutsk, den District Ochotsk, das Land der Tschuktschen und den Bezirk Kamtschatka.

Die Reisenden, deren Berichte wir angeführt haben, sind dem Laufe des Jenisei nicht gefolgt. J. G. Gmelin durchwanderte das weite von diesem Flusse bespülte Land. An seinem linken Ufer in einer schönen Ebene erhebt sich Jeniseisk, das, wie wir schon vorher gesagt haben, die Hauptstadt des Gouvernements dieses Namens nicht ist; lange aber war es die wichtigste Stadt. Der Handel mit Kiachta, Irkutsk und Irbit ist daselbst sehr lebhaft. Die Kaufleute von Turukansk, einer kleinen Stadt in dem Polarkreise, und die von Jakutsk bringen die reichsten Pelzwaaren dahin. Die Obstbäume können daselbst nicht wachsen; man ist auf das Holz der Gesträuche beschränkt, welche das rauhe Klima zu ertragen vermögen. Die Kälte ist oft außerordentlich heftig. Gmelin erzählt, daß in der Mitte des Decembers selbst die Luft gefroren zu sein schien. Der dichte Nebel ließ den Rauch aus den Schornsteinen nicht aufsteigen; viele Vögel fielen todt nieder.

Die Oberfläche des Gouvernements Jeniseisk beträgt 211,000 Q.-Lieues, seine Bevölkerung 191,500 Seelen, eingerechnet die 50,000 Kronbauern und etwa 20,000 Verbannte. Wir haben, als wir von Irkutsk sprachen, gesehen, daß die russische Regierung in Hinsicht auf die in das Zuchthaus eingeschlossenen Verbrecher ein System befolgt, das den glücklichsten Einfluß auf den Charakter dieser Menschen haben muß. Jetzt will sie ihr Werk dadurch vollenden, daß sie dieselben an die Bebauung des Bodens fesselt. In dem Gouv. Jeniseisk, wo das Land zu bebauen ist, ist die neue Colonie gegründet worden; der Boden ist dort fruchtbar und der Plan wurde 1827 von dem Kaiser Nikolaus gebilligt. Die Colonie besteht aus ungefähr 6000 Verurtheilten; man hat 22 Dörfer ausdrücklich für sie gebaut; sie bearbeiten das Land für ihre eigene Rechnung unter der thätigen und unausgesetzten Aufsicht einiger Hüter.

Man giebt jedem Ansiedler ein Stück Land von dem besten in der Gegend. Auf jedem Gute wohnen vier Verbannte; der eine hat die ganze Hauswirthschaft zu besorgen und besonders die Speisen für alle; die andern theilen sich in die andern Arbeiten.

Die Regierung hat die ganzen Kosten der ersten Einrichtung übernommen, wozu auch der Bau der Häuser gehört. Sie sorgt den Ansiedlern die Geräthe, und sobald sie alle nöthige Unterstützung erhalten ha-

ben, treten sie in den vollen Besitz ihres neuen Standes als Kronbauern ein.

Von der Zeit an, wo die Verbannten so eingerichtet sind, müssen sie sich auf ihre Kosten nähren und kleiden und die Kopfsteuer zahlen. Da sie aber mit dem Ackerbau, der ihre einzige Beschäftigung und ihr einziges Existenzmittel seyn soll, erst anfangen, so wurde als Vorschuß eine Summe von 216,841 Rubel unter sie vertheilt, wofür sie in den ersten beiden Jahren ihren Samen kaufen müssen. Dieses Geld müssen sie später zurückzahlen, während die Regierung auf die übrigen Kosten verzichtet.

Im März 1829 wurde der Plan in Ausführung gebracht. Das Land, wo die Dörfer liegen sollen, wurde abgemessen; Wälder in der Nähe sollten das zum Bau der Häuser nöthige Holz liefern. Es wurden Magazine zu Lebensmitteln und den nöthigen Materialien angelegt. Unter den Verbannten in den von den Kronbauern bewohnten Dörfern wählte man die nöthige Zahl zur Colonie aus, überging aber die, welche in den Familien der Bauern aufgenommen worden waren. Endlich setzte man die Beamten ein, welche die Ansiedler führen, sie in die verschiedenen Dörfer vertheilen und da beaufsichtigen sollten.

Die Arbeiten wurden mit ununterbrochener Thätigkeit fortgesetzt und die Schnelligkeit der Ausführung überstieg alle Hoffnungen. Nach dem Reskript des Kaisers sollte alles in vier Jahren, von 1829 an gerechnet, beendigt seyn; der Herr von Stepanow, ehemaliger Gouverneur von Jeniseisk, der die Colonie 1832 sah, als er nach Europa zurückkehrte, sagt darüber: „mein Weg führte mich durch einige der Bezirke, die zur Errichtung der Colonie bestimmt sind. Fünf der Dörfer sind bereits an den Straßen so sauber und nett und in einer so freundlichen Lage errichtet, daß ich nicht müde werden konnte, sie zu betrachten. In einiger Entfernung davon bemerkte ich sieben andere, die der Vollendung nahe waren, und endlich vier am Ufer des Jenisei in einem fruchtbaren Thale, die freundlich von den grünen Feldern abstachen, von denen sie umgeben waren. Das Schicksal der sechs letzten kenne ich nicht."

Man sieht, daß die russische Regierung nur allmälig mit der großen und rühmenswerthen Arbeit vorschreiten wollte, die sie zum Vortheil der Verbannten, wie zu ihrem eigenen unternommen hatte, da sie nur etwa 6000 aus der Menge derer auswählte, welche ihre Tage in Sibirien zu beschließen verdammt sind. Eine gleiche Anzahl wird später auf ein Gebiet von derselben Ausdehnung gebracht werden, und so wird man allmälig vorschreiten, um in allen Theilen des Gouvernements Jeniseisk, wo das Clima die Bebauung des Landes erlaubt, Colonien anzulegen; dies Gouvernement scheint vor den andern des ungeheuern Sibiriens gewählt zu seyn, weil es die größten Ebenen enthält; aber die Witterung, deren Ursachen weiter oben angeführt worden sind, wird die Ausdehnung des Anbaues und der Bevölkerung unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen.

Kamtschatka blieb den Russen unbekannt bis 1690, zu welcher Zeit sie zuerst Nachricht davon durch Jäger und Pelzhändler erhielten. Im Jahre 1696 schickte man die erste Expedition von sechszehn Kosaken dahin ab; diese Versuche wurden bis 1711 fortgesetzt, und trotz eines lebhaften Widerstandes von Seiten der Bewohner mußten sie doch die Souveränetät der Czaare anerkennen.

Kamtschatka bildet eine lange Halbinsel, welche sich vom 51° bis 63° n. Br. und vom 152° bis 175° östl. L. erstreckt. Die Länge beträgt 300 Lieues, die mittlere Breite 80 und die Oberfläche 14,000 Q.Lieues. Der Pustaia, der sich in den Golf von Penschina ergießt, und die Anopka, die nach O. und nach dem Großen nördlichen Oceane zu strömt, begrenzen sie in N. Der ganzen Länge nach wird sie durch eine Kette vulkanischer und Granitgebirge durchschnitten, die in S. in dem Cap Lopatka endigt. Der steinige Boden dieser Halbinsel, die dünne Schicht von Pflanzenerde, die sie bedeckt, die ziemlich häufigen Erdbeben, die Verwüstungen der Vulkane und die Ueberschwemmungen der Flüsse, das rauhe Clima und die häufigen Nordwinde, welche die Luft durchkälten, die fast ununterbrochene Dauer der Nebel machen den Aufenthalt für die Russen sehr unbequem und veranlassen sie mit Recht, diesen Theil ihres Reiches für den rauhesten und unangenehmsten anzusehen. Die Hausthiere sind daselbst sehr wenig zahlreich. Selten erlangt der Roggen die nöthige Reife. Die Bäume erreichen gewöhnlich keine ansehnliche Höhe; doch ist der Zustand der Bewohner durch den Anbau der Kartoffeln und der Rüben verbessert worden. Man hat in den Bergen Eisenerz gefunden; man sammelt eine bedeutende Partie Schwefel; die warmen Quellen sind häufig und die Luft ist sehr gesund.

Man zählt fünf thätige Vulkane; der bedeutendste steht in der Nähe von Nischnei Kamtschatsk; seine Ausbrüche sind sehr häufig und verursachen großes Unglück. Die Kamtschatka, der bedeutendste Fluß der Halbinsel, strömt von S. nach N. und fällt in den Großen Ocean. Alle Flüsse und das Meer sind sehr fischreich. Die wilden Thiere sind dieselben wie in dem übrigen Sibirien, und man hat aus den Erzählungen der Reisenden gesehen, daß der Hund das einzige ist, das man zum Ziehen benutzt.

Mehrere Buchten dringen in die Küsten Kamtschatkas ein; die schönste und berühmteste ist die von Avatscha (Taf. 6. Abbild.) in SO. bei dem Vulkan und Mündung des gleichnamigen Flusses; sie nimmt auch noch einige andere auf. Ihre Größe, ihre Tiefe und ihre Sicherheit machen sie den Schiffern sehr werthvoll. Sie ist von Natur in drei Häfen getheilt und an dem kleinsten erhebt sich die Stadt Petropawlowsk, der Mittelpunkt des Handels in Kamtschatka; hier legen die Schiffe an, welche entweder von Ochotsk oder von der NW.Küste Amerikas kommen, wo Rußland wichtige Niederlassungen besitzt. (Taf. 6. Abbild.)

Die Bevölkerung von Kamtschatka beläuft sich nicht über 5500 Seelen. Die Koriaken nehmen den Norden, die Kamtschadalen das übrige Land ein bis auf einen kleinen Theil in Süden, wo die Aino leben. Die Russen sind in den Städten, Flecken und Forts verstreut.

In den Berichten der Reisenden haben wir die Erzeugnisse aller Art und den Handel dieser großen Landstrecken bereits kennen gelernt.

Kapitel XIX.

Die Kurilen. — Producte. — Bewohner. — Geschichte. — Die Inseln Jesso und Tarakaï.

Südwestlich von dem Cap Lopatka, welches Kamtschatka in S. endigt, beginnt die Kette der kurilischen Inseln, die sich 150 Lieues weit, von NO. nach SW. von dem 50° 54′ bis 43° 40′ n. Br. erstrecken. Dieser Archipel liegt zwischen dem Großen Ocean in O. und dem Meere von Ochotsk in W. Betrachten wir nun diese Inseln der Reihe nach und beginnen wir mit der nördlichsten.

1. Schumschu ist von dem Cap Lopatka durch eine 4 Stunden breite Meerenge getrennt; ihre Länge von NO. nach SW. beträgt 8 und ihre Breite 8 Stunden. Sie ist im Ganzen niedrig und hat nur einige unbedeutende Erhöhungen. Ihre östliche Küste starrt von steilen Felsen und zahlreichen Klippen, die sich bis in das Meer hinaus erstrecken. Die nordwestliche Küste ist flach, der Strand sandig und hier und da steinig; man kann leicht da anlegen. Schumschu enthält mehrere Seen; der in der Mitte hat über eine Stunde im Umfange, und es kommt aus ihm ein Fluß heraus, der nach dem Meere zu fließt, und in den vom Mai bis September Lachse und andere Fische hinaufgehen; auch die andern Seen, Flüsse und Gewässer dieser Insel sind sehr fischreich, doch reicht diese Menge nicht hin, Wintervorrath zu verschaffen. Die Stürme werfen bisweilen Wallfische an den Strand, der sehr häufig von Krabben und andern eßbaren Schalthieren besucht wird. Schumschu enthält nur Erlen- und Weidengebüsch und einige ärmliche Fichten an den Felsen. Es wachsen Beeren und verschiedene Wurzeln da wie auf Kamtschatka, welche von den Insulanern gegessen werden. Die Frauen

benutzen die Fasern der Brennnesseln wie Hanf. Man hat kein anderes Säugethier bemerkt als eine Art Ratte, aber Silbererz entdeckt, das man auch einige Zeit lang herauszuschaffen suchte.

Die Einwohner Schumschus zählen kaum hundert Personen, sind aber näher mit den Kamtschadalen als mit den Kurilen verwandt. Sie sind von der Halbinsel dahin gekommen, von der sie entweder durch Bürgerkrieg oder durch die russische Eroberung vertrieben wurden. Sie haben die Gebräuche und die Sprache der Eingeborenen angenommen, und ihre Vermischung mit denselben hat ihre eigentliche Physiognomie sehr verändert.

2. Paramuschir. Die Meerenge zwischen dieser Insel und der vorigen ist eine halbe Stunde breit. Im Nothfalle kann man da Anker werfen, aber der Grund ist steinigt und unsicher, und man läuft Gefahr, an den umliegenden Ländereien Schiffbruch zu leiden.

Paramuschir ist sehr gebirgig, um das Doppelte größer, reich an Seen und Flüssen und eben so holzarm als Schumschu; deshalb verbrennen auch die Bewohner, etwa 160 an der Zahl, das ärmliche Holz ihrer Berge, und suchen an dem Strande das angeschwemmte Holz, das das Meer auswirft, um davon ihre Jurten zu bauen. Rothe Füchse, Wölfe und verschiedene Arten Ratten sind über diese Insel verbreitet, wohin sie leicht im Winter auf dem Eise von Kamtschatka kommen können. Man hat auch Spuren von einigen Metallen gesehen.

3. Schirinki, ungefähr 7 Stunden von der vorigen entfernt, ist rund und hat 10 Stunden im Umfange; in der Mitte erhebt sich ein erloschener Vulkan; ihre felsigen nackten Küsten gewähren keine Bucht, in welcher die Seefahrer anlegen könnten. Der völlige Mangel an Quellen macht sie unbewohnbar; man findet auf ihr kein anderes Wasser als das, was sich in den Felsenhöhlen nach dem Regen sammelt. Nur bei ruhigem Wetter kann man dort anlegen. Die Insel wird nur von wilden Thieren und Seevögeln, unter andern von der alca torda bewohnt, deren Federn zu Kleidungsstücken von den Kurilen gesucht sind.

4. Makan-Kur-Assy (Makanruschi, Montonruschi), 9 Stunden südwestlich von Schirinki, ist nur 7 Stunden lang und 4 breit, mit Felsen bedeckt, besonders längs der Küsten; Wiesen und Sümpfe nehmen den übrigen Raum ein, der unbewohnt ist, und nur den Phoken, den Seeottern und einigen Füchsen als Zufluchtsort dient. Man sieht Quellen da, aber die Küste ist unzugänglich.

5. Onekotan (Onakutan), 9 Stunden südöstlich von der vorigen, ist 25 St. lang und 4 St. breit. Sie besitzt drei erloschene Vulkane, mehrere vulkanische Spitzen und Seen; die Küste ist ganz steil und felsig; im N. hat sie mehrere Baien mit Sandboden, im O. eine Bucht an einem Felsen, wo die Böte sicher liegen können; zahlreiche Flüsse kommen von den Bergen herunter, laufen nach dem Meere und sind fischreich.

6. Aramakutan (Karamukotan), 2 Stunden südlich von Onakutan, ist 5 St. lang und 3½ St. breit. In der Mitte erhebt sich ein erloschener Vulkan, an dessem Fuße sich drei Seen ausbreiten, aus denen Flüsse ausgehen. Man hat Bleierz gefunden. Sie wird nur von Jägern besucht.

7. Syaskutan (Schiaschkotan) ist von der vorigen durch eine 12 Stunden breite Straße getrennt, in welcher die Strömung sehr heftig ist; sie ist 20 Stunden lang, aber kaum 2 breit. Im N. erkennt man einen erloschenen Vulkan und im S. einen andern feuerspeienden Krater, dessen Ausbrüche sehr häufig sind. Sie hat einige Bewohner.

8. Ikarma, 2 Stunden südl. von der vorigen, ist klein und durch einen thätigen Vulkan, süße und viele warme wie Schwefelquellen merkwürdig, nur an einigen Punkten zugänglich, wo die Küste sandig ist, und hat keine andern Bewohner, als wilde Thiere.

9. Tschirinkotan, 9 Stunden westlich von Ikarma, ist rund und hat fast 4 St. im Durchmesser. Ein Berg in der Nähe der Küste wirft fast fortwährend Rauch und große Steine aus, die sehr oft von dem Rande des Kraters herabrollen und ein Thal an einer seiner Seiten aushöhlen. Felsen begrenzen diese Insel von allen Seiten, so daß selbst die Phoken dort keinen Zufluchtsort suchen können.

10. Mussir oder Igakto, 5 Stunden südöstlich von der vorigen, ist steinigt, rund, ohne Wasser, Hafen und Bai und hat 1 Stunde im Durchmesser.

11. Rakoke, 12 Stunden von der vorigen, mit einem Durchmesser von 5 St., besteht aus einem vulkanischen Gebirge, dessen häufige Ausbrüche die Seiten mit Steinen und Asche bedeckt haben. Sie wird von den Phoken besucht; Menschen und Seevögel kommen nicht dahin. (Taf. 8. Abbild.)

12. Mutowa oder Matua, 11 Stunden südlich von Rakoke, so ziemlich rund, mit einem Durchmesser von 7 St. Der südliche Theil, der bergig ist, hat einen sehr hohen Vulkan, der fortwährend raucht; seine Ausbrüche sind sehr gefährlich für die Umgegend. Ebenen aber in NO. von dem Ufer, an die man leicht gelangen kann, haben eine dauernde Bevölkerung von 250 Einw. dahin gezogen. Die Flüsse sind nicht fischreich.

13. Raschaua (Raschua, Rassagu), 4 Stunden in SSW. von Matua, hat einen Durchmesser von 7 St. Ihre Berge sind hoch und mit Erlen, Fichten und Birken bewachsen; in den Schluchten und auf den Ebenen wächst schönes Gras. Man kennt keine andern Landthiere als die Füchse. Die Bewohner, von denen ein Theil getauft ist, sind nicht sehr zahlreich.

14. Uschischir oder Ussassir, 4 Stunden in SSW. von Raschua, erstreckt sich über 6 St. nach allen Richtungen hin. Eigentlich besteht sie aus zwei nahe an einander liegenden Inseln, einer mit steiler und felsiger Küste, die eine wellenförmige sumpfige Ebene in der Mitte umgiebt, und einer aus einer Grasebene, die sich allmälig bis zu den Berggipfeln erhebt, welche sich in O. und N. steil nach dem Meere hin senken, das von Klippen bedeckt ist. In S. öffnet sich eine rund von Bergen umgebene Bai mit sandigen Ufern und Inseln. Warme Quellen springen an verschiedenen Stellen mit großem Getöse heraus und treiben ihr Wasser in bedeutende Höhe. Man sammelt auf dem Sande große Stücke Schwefel und Ammoniak. Uebrigens ist die Insel baumlos.

Ussassir hat keine seßhaften Bewohner. Die Kurilen kommen dahin wegen der Jagd und auch aus einem abergläubischen Beweggrunde. Selbst die, welche auf Paramuschir leben, kommen nach Ussassir, wenn sie eine Entscheidung in den Streitigkeiten unter einander erhalten wollen. Um dies zu bewerkstelligen, schneidet ein jeder Späne, die er mit einem besondern Kennzeichen bezeichnet; dann legt man Breter neben die stärkste warme Quelle und jeder der Streitenden streckt sich nackt darauf aus. Der Sage nach kommen haarige Würmer aus dem Wasser und kriechen an dem Körper der Daliegenden herum, die fast immer vor Schrecken zittern und oft ohnmächtig werden. Wer aber drei Nächte so verbringt, ohne Schrecken und Furcht zu verrathen, hat Recht; später bedienen ihn die Geister und helfen ihm zaubern.

15. Ketoi, 6 Stunden südl. von Ussassir, ist über 7 St. lang und 2½ St. breit, bergig, gut bewaldet und von Füchsen mehrerer Arten bewohnt; die Phoken und die Seeottern sind am Strande ebenfalls zahlreich, und diese Thiere locken Jäger dahin.

16. Simussir oder Schimuschir, von Ketoi durch eine 6 Stunden breite Straße getrennt, ist 4 St. lang und 2½ St. breit. Vier erloschene Vulkane erheben sich auf dieser gut bewaldeten Insel. Ein von Höhen umgebener und sehr sicherer Hafen öffnet sich an dem nördlichen Ende. Die Flüsse sind zahlreich und die vulkanischen Producte bedecken den Boden.

17. Tschirpoi liegt 15 Stunden südwestlich vor der vorigen, ist ziemlich rund und hat 4 St. im Durchmesser. Ein eine Stunde breiter Canal trennt sie von einer andern. Weiter nach SW. sind ihre Küsten von Klippen umgeben. Diese beiden Inseln haben Vulkane gehabt; man sieht auf ihnen nur Gebüsch und kennt nur eine Quelle, die salzig ist.

In NW. erhebt sich die Insel Broughton, welche nach einem eng-

lischen Seefahrer am Ende des 18. Jahrh. so genannt wurde. Ihr Umfang beträgt 7 Stunden; man bemerkt auf ihr einen Vulkan. Klippen im Meere, Felsen längs der Küste und eine heftige Brandung machen die Landung sehr schwierig. Die Gewässer in der Nähe starren von Klippen.

18. Urup, 5 Stunden in SW. von Tschirpoi, ist eine der bedeutendsten des Archipels, da sie 25 St. lang und 7 St. breit ist. Sie hat hohe, sehr steile Berge mit rauhen Gipfeln, umgeben von tiefen Thälern, in welchen Flüsse strömen; an verschiedenen Stellen breiten sich Thäler aus; überall sieht man Birken-, Erlen-, Pappeln-, Weiden- und Eschenwälder; das Gras erreicht eine außerordentliche Höhe und das Wasser ist sehr fischreich. Von Ratten wimmelt es dort, auch giebt es sehr viele Füchse. Die Insel ist überall leicht zugänglich, und im S. öffnet sich eine schöne Bai, in welche die großen Schiffe einfahren können. In den Bergen hat man Spuren von Kupfererz gefunden. Trotz allen diesen Vorzügen wurde Urup lange Zeit nur während der schönen Jahreszeit wegen der Jagd besucht. Zu Anfange des 19. Jahrh. gründeten jedoch die Russen auf ihr eine Niederlassung.

19. Eturpu oder Iturup, von Urup durch eine über 5 Stunden breite Straße getrennt, ist 60 St. lang und an der breitesten Stelle 14 Stunden breit, sehr gebirgig und reich an erloschenen Vulkanen; ein Gipfel in der Nähe des nördlichen Endes raucht fortwährend. Dichte Wälder bedecken die Berghänge und die Ebenen; die Thäler sind fruchtbar und gut bewässert, das Clima ist mild und das Meer wirft oft Wallfische an das Ufer.

Die Küsten sind in tiefe Buchten und ziemlich sichere Häfen ausgezackt. Die Bewohner, über 200 an der Zahl, leben in großen Dörfern am Meeresstrande und stehen unter der Herrschaft Alter, die sie selbst wählen.

20. Kunaschir oder Kunassir, von der vorigen durch einen 7 Stunden breiten Canal getrennt, 27 St. lang und 9 St. breit, hat bergige Küsten und in der Mitte schöne Thäler. Die Höhen sind gut bewaldet, und sie hat keinen Mangel an süßem Wasser. In N. und in S. bildet ihr Land seltsame Verlängerungen; der Strand ist sandig und die Buchten und Häfen sind leicht zugänglich. Ungefähr 200 Einw. leben da wie eine Familie in Dörfern an der Küste.

21. Tschikota oder Tschigoban, 12 Stunden südlich von Eturpu, ist fast rund und hat nur 4 St. im Durchmesser. Sie enthält hohe Gebirge, große Wälder, Seen und Flüsse von reinem Wasser. In WSW. von ihrem südlichen Ende zieht sich eine Gruppe kleiner Inseln bis nach Jesso hin. Ihre Bewohnerzahl ist bedeutend.

Einige der Berge auf den Kurilen haben eine Höhe von 500 Klaftern. Alle diese Inseln sind vulkanisch und häufigen Erdbeben ausgesetzt. Ihr Clima, besonders das der nördlichen, ist rauh und kalt; oft werden sie von dichten Nebeln eingehüllt; diese Nebel, die Klippen, von denen die Inseln umgeben sind, und die Heftigkeit der östlichen Strömungen machen die Schifffahrt in den Canälen, die sie von einander trennen, sehr schwierig.

Die Insulaner gehören zu einem Volke, das sich selbst Aino (Menschen) nennt. Der Name der Inseln kommt wahrscheinlich von Kur oder Guru, ebenfalls einem Worte der Sprache der Bewohner, welches auch Mensch bedeutet. Dieses Volk ist nicht nur über den Archipel verbreitet, der ihm seinen Namen verdankt, sondern auch über die Inseln Tarakai und Jesso, so wie es sich auf einigen Punkten der benachbarten Festlande findet.

Die Berichte der Reisenden, welche wir unsern Lesern vorzulegen gedenken, werden das Naturell, die Sitten und Gebräuche der Aino schildern. Sie leben vom Fischfange, sind entweder durch rauhe Gebirge oder durch ein stürmisches Meer von der ganzen übrigen Welt getrennt und scheinen nie eine wichtige Rolle in der Geschichte gespielt, noch sich mit andern Stämmen vermischt zu haben.

Die erste und die zweite der Kurilen wurden 1713 von einem Russen entdeckt, der in Kamtschatka befehligte; er nahm im Namen Rußlands Besitz davon und legte den Bewohnern einen Tribut auf. Im Jahre 1720 waren schon fünf dieser Inseln bekannt; alle wurden es allmälig bis 1778 und im nächsten Jahre landeten die Russen an der Ostküste von Jesso, wo sie von japanesischen Officieren sehr freundschaftlich aufgenommen wurden.

Jesso wird in mehreren Reisebeschreibungen unter dem Namen Matsmai bezeichnet, was wahrscheinlich von einem Mißverständniß herrührt, da derselbe nur einer Stadt an der Nipon entgegengesetzten Küste angehört.

Diese Insel, die bisweilen auch als die 22ste der Kurilen angegeben wird, ist wie Iturup, Unaschir und Tschikota dem Japanesischen Reiche unterworfen. Die andern gehören den Russen.

So ist auch der Name Sachalian, mehr oder minder verstümmelt, der Insel Tarakai beigelegt worden. Nach der Bemerkung Klaproths entstand diese unbegreifliche Verwechselung auf folgende Weise. Die französischen Missionaire hatten von Peking an den berühmten Geographen d'Anville Karten von Ostasien geschickt, die er auch veröffentlichte. Der Mündung des Flusses Amur gegenüber stand auf diesen Karten mogolisch Sachalian agna chaba (Felsen der Mündung des schwarzen Flusses), und da sie der Insel keinen Namen gaben, so glaubte man in Frankreich ihn in den mogolischen Worten zu finden, die sich jedoch nur auf Felsen vor der Flußmündung bezogen. Laperouse, der die Westküste dieser Insel untersucht hat, giebt ihr nach den Eingeborenen den Namen Tschoka; dieser scheint aber nur einem Theile derselben anzugehören. Die Japaner, welche sie Karafuto oder Karafto nennen, haben ihr in ihren Beschreibungen den wirklichen Namen in der Aino-Sprache gelassen, nämlich Tarakai oder Tarakai.

Kapitel XX.

Jesso. — Tarakai. — Meerenge der Tatarei. — Reisen des Paters de Angelis und des van Vries.

Seit langer Zeit trieben die Japaner Handel mit der so nahe an ihrem Reiche liegenden Insel Jesso und hatten sich dieselbe unterworfen. Im Jahre 1620 erhielt der Pater Hieronymus de Angelis, sicilianischer Missionair, der sich in Tschugaar, im Norden Japans, befand, den Befehl, sich nach Matsmai, der Stadt auf Jesso, zu begeben; er gehorchte und schiffte sich in einem Hafen aus, von dem aus er nur mit Mühe seine Reise wegen des schlechten Zustandes der Wege fortsetzen konnte. Es fand gerade ein großer Zudrang von Japanesen statt, weil man die Entdeckung gemacht, daß ein Fluß in der Nähe von Matsmai in seinem Sande eine große Menge Gold führe. Der Fürst von Matsmai zog davon großen Gewinn und die japanischen Handelsleute fanden nichts destoweniger auch noch ihre Rechnung dabei. Die Ausbeutung geschah nach der in Brasilien üblichen Art.

Der Pater de Angelis fand eine Anzahl Christen unter den Japanern, die in Matsmai, wo sich mehrere niedergelassen hatten, Handel trieben. Er rühmt die Bereitwilligkeit der Insulaner, das Evangelium predigen zu hören, aber er hatte nicht die Zeit, eine so große Ernte zu halten als er gehofft hatte, da er blos untersuchen sollte, ob der Boden wohl geeignet sey, den Samen des Glaubens aufzunehmen. Er hat die Bewohner sehr gut geschildert.

Die Jessoer sind untersetzt, stärker und weißer als die Japaner. Sie lassen ihren Bart wachsen, der ihnen oft bis auf den Gürtel reicht; aber sie rasiren sich dafür den Vordertheil des Kopfes, und alle, Männer und Frauen, durchbohren die Ohren. Die Wohlhabenden stecken silberne Ringe hinein, die Armen begnügen sich mit Seidenfaden. Der Reis ist wie in Japan das Hauptnahrungsmittel des Volkes. Die Kleidung beider Ge-

schlechter besteht in langen seidenen baumwollenen oder leinenen Gewändern, die gesteppt und mit kleinen Büscheln desselben Stoffes gestickt sind. Ihre Waffen sind der Bogen, der Pfeil, die Lanze und eine Art sehr kurzen Schwertes.

Sie hegen große Achtung gegen einander und haben ein sehr hemmendes Ceremoniel. Sie nehmen mehrere Frauen, aber nur eine führt den Namen Gattin und genießt alle Rechte derselben. Diese Nation hat nur eine sehr verworrene Vorstellung von der Gottheit und keinen geregelten Cultus. Man schreibt nicht, und die Geschichte des Landes pflanzt sich von Geschlecht zu Geschlecht durch eine Sage fort, die wenig davon erzählt.

Der Handel der Jessoer beschränkt sich auf gedörrte Fische, Häringe, Lachse, Wallfische, alle Arten Raubvögel und Seehundsfelle. Sie nehmen dafür weder Gold noch Silber, sondern Reis, Baumwolle, Flachs, Zeuge und mehrere andere Waaren, die sie brauchen. Die Barken, deren sie sich bedienen, sind nicht zusammengenagelt, sondern mit Bindfaden aus der Rinde eines Baumes zusammengenäht, der unserer Eiche gleicht und im Wasser nicht fault. Diese so zusammengenähten Barken werden nach dem Gebrauche auseinander genommen; man versichert aber, daß sie ziemlich große Lasten tragen.

Uebrigens giebt es kein menschlicheres Volk, das geneigter wäre, das Licht des Evangeliums anzunehmen.

Der Pater de Angelis setzt die Gründe auseinander, welche ihn überzeugten, daß Jesso eine Insel sey. Sie wurde später von einem andern Jesuiten besucht, der auch Nachrichten von ihr gab.

Im Jahr 1643 entschloß sich der indische Rath von Batavia, der von den Gold- und Silbergruben auf Jesso gehört hatte, die Insel untersuchen zu lassen. Zwei Schiffe, Castricum unter Martin van Vries und Breskens unter Heinrich Schaep, bildeten die Expedition. Ein Tatar, der Japanisch verstand, begleitete die Holländer als Dolmetscher. Am 3. Febr. gingen die Schiffe unter Segel; ein Sturm trennte sie, als sie sich an der Nordostküste von Japan befanden. Vries landete an Jesso, fand die Küste sehr steil und auf den Höhen mit Schnee bedeckt; die Insulaner kamen ihm sanft aber arm vor; er sah mehrere Dörfer und ging oft an das Land. Eine große Menge Wallfische, die aus dem Norden kamen, gelangten in die Bai, wo die Holländer vor Anker gegangen waren. Die Nebel machten die Aufnahme der Küste sehr beschwerlich. Vries fand später mehrere kleine Inseln und in NO. von Jesso eine größere, die er Staaten-Insel (Iturup) nannte. Mehrere sehr hohe Berge waren mit Schnee bedeckt, ob es gleich Juni war; die Küste ist steil und baumlos. Eine Oeffnung, in welche die Holländer gelangten, nannten sie Vries-Straße; sie hatten mit starken Strömungen dort zu kämpfen. Das in N. entdeckte Land wurde Land der Compagnie genannt (Urup). Die Berge desselben sahen wie die der andern Insel an manchen Stellen glänzend aus, wahrscheinlich von Glimmerschiefer. Das Land ist nicht bewohnt; man sieht daselbst nur Erlen- und Birkengebüsch, nahm aber Besitz davon, indem man einen Pfahl mit dem Wappen von Amsterdam aufpflanzte.

Da das Meer im N. sehr hohl ging, so segelte Vries nach S. und legte an einer Küste an, die seiner Meinung nach zu Jesso gehörte, denn das Land war ganz so wie dort beschaffen, nur mehr bewaldet und dichter bewohnt. Die Einwohner waren auch gebildeter und wohlhabender. Auf der Weiterreise an den Küsten nach W. zu landete Vries an dem Dorfe Acquers an einer Bai, die von hohem und bewaldetem Lande umgeben war. Dies Land ist nicht bebaut, aber sehr fruchtbar; man sammelt vielerlei Früchte daselbst; die Bäume waren Eichen, Erlen rc., die auf den Höhen wuchsen. Er fand, als er wieder nach N. steuerte, eine große Bai, wo man mehr als zehn Centner Lachse fing; die Einwohner kommen in ihren Piroguen an Bord und legten sehr großen Werth auf Eisen.

Vries umfuhr das Cap Aniva und segelte an der Küste hin. Die Heftigkeit der Winde hinderte ihn jedoch weiter zu kommen, und er nannte die Spitze des benachbarten Landes Cap Geduld oder Kerveer (Umkehr). Man hatte Ende Juli, und doch lag bereits Schnee auf den Bergen. Die Insulaner brachten Pelzwaaren und Lachs an Bord. Die heftigen Nordwinde, ob sie gleich von dichten und kalten Nebeln begleitet waren, erleichterten seine Rückkehr nach der nach ihm benannten Straße. Er fuhr am 3. Aug. durch dieselbe, gelangte am 16. in die Bai von Jesso zurück und nahm da Holz und Wasser ein. Die Japaner von Matsmai, die er da traf, gaben ihm Nachrichten über dieses Land, das sie eine Insel nannten. Am 2. Septbr. wendete sich der „Castricum" nach Ripon.

Die Details, die Vries über Jesso gegeben hat, stimmen mit denen überein, welche man dem Pater de Angelis verdankt. Er beschreibt die Insulaner als stark, klein und dick und seltsam behaart. Die Frauen sind nicht so braun als die Männer; einige scheeren sich das Haar um den Kopf herum ab, andere lassen es wachsen und schlagen es nach oben zurück; die Lippen und die Augenbrauen bemalen sie sich roth.

Kapitel XXI.

Jesso. — Tarakai. — Meerenge der Tatarei. — Reisen Laperouse's und Broughton's.

Die Erzählung des Reisenden Vries wurde nicht recht verstanden und deshalb falsch ausgelegt; es entstanden lange Erörterungen über die Geographie dieser Gegenden Ostasiens. Jeder baute sich sein System nach eigener Art, und die Folge davon war eine unglaubliche Verwirrung. Um diese Ungewißheit zunichte zu machen, enthalten die Instructionen, welche Laperouse erhielt, ausdrücklich die Empfehlung, seine Aufmerksamkeit auf diese Gegenden zu richten. Sie schreiben ihm vor, die Ostküste von Corea, die der Tatarei und Japans gegenüber aufzunehmen, und fahren dann fort: „alle diese Küsten sind den Europäern völlig unbekannt. Er wird durch die Straße von Tessoi fahren und die mit dem Namen Jesso bezeichneten Länder besuchen, so wie jenes, das die Holländer Staatenland, die Russen aber Insel Nadezda genannt haben und worüber man nur verworrene Begriffe hat nach einigen alten Beschreibungen, welche die holländisch-englische Compagnie verlauten ließ, deren Genauigkeit aber nicht bestätigt worden ist."

Dem zu Folge segelte Laperouse, nachdem er das Cap Noto an der Westküste Japans aufgenommen hatte, nach NW., um sich davon zu entfernen, und am 11. Juni 1787 bemerkte er in einer Entfernung von 20 Stunden das Festland in W., genau an der Stelle, wo die Grenze endigt, die Corea von dem Lande der Mandschus scheidet. Es ist ein sehr hohes und steiles Land, aber mit Bäumen und Grün bedeckt; man näherte sich demselben bis auf 80 Klaftern Tiefe. Die Berge sind wenigstens 700 Toisen hoch und ihre Gipfel mit wenigem Schnee bedeckt. Man bemerkte keine Spur von Anbau oder Wohnung und fand in einer Länge von 40 Stunden die Mündung keines einzigen Flusses. Das Wetter war sehr schön und der Himmel sehr klar. Am 14. war man schon unter dem 44° n. Br. und hatte die Irrthümer der alten Karten berichtigen können. Es traten Nebel ein und am 23., als sie sich zerstreut hatten, landete Laperouse in der Bucht von Ternai, eine halbe Stunde vom Ufer.

Der Umkreis der Bucht zeigte fünf kleine Buchten, die von einander durch bis auf den Gipfel mit Bäumen bedeckte Hügel getrennt waren. Man konnte nicht glauben, daß ein so fruchtbar aussehendes Land so dicht an China ohne Bewohner sey. Und wirklich man fand bei jedem Schritte Spuren von Menschen; mehrere mit schneidenden Instrumenten gefällte Bäume, Hütten für die Jäger an Waldungen, kleine mit Zwirn zusammengenähte Körbchen von Birkenrinde und endlich die Spuren der Verwüstungen durch Feuer. Man drang in die Wälder hinein; man erlegte auch drei junge Rehe; jedoch war der Fischfang ergiebiger.

Eines Tages fand man am Ufer eines Baches ein Grab neben einer verfallenen und vom Grase fast überwachsenen Hütte; man öffnete dasselbe; zwei wohl erhaltene Leichname lagen neben einander, eingehüllt in ein Bärenfell mit einem Gürtel, an welchem kleine chinesische Münzen und verschiedene Zierrathen von Kupfer hingen. Der Kopf war mit einem Taffetkäppchen bedeckt. Blaue Glasperlen waren in dem Grabe wie herumgestreut, in dem man auch zehn bis zwölf Arten silberner Armbänder, ein eisernes Beil, ein Messer von demselben Metalle, einen hölzernen Löffel, einen Kamm, und einen kleinen Sack von blauem Nankin mit Reis fand. Dieses Grab bestand nur in einem kleinen Meiler von Baumstämmen, die mit Birkenrinde bekleidet waren; ma hatte zwischen ihnen einen leeren Raum gelassen, um die beiden Leichname hineinlegen zu können. Die Franzosen bedeckten sie wieder sorgfältig, legten alles getreulich wieder an Ort und Stelle und nahmen nur einen ganz kleinen Theil von den verschiedenen Gegenständen mit, um die Entdeckung beweisen zu können. Man konnte nicht daran zweifeln, daß die nomadischen Bewohner dieses Landes häufig an dieser Bai erschienen; eine Pirogue in der Nähe des Grabes zeigte an, daß sie über das Meer kämen.

Am 27. früh, nachdem sie am Lande verschiedene Münzen nebst einer Flasche und einer Aufschrift zurückgelassen hatten, welche das Datum ihrer Ankunft enthielt, gingen die Franzosen unter Segel. „Ich fuhr an der Küste Zweidrittel-Stunde von ihr entfernt hin," sagt Laperouse; „wir konnten die Mündung mehr als eines kleinen Flusses erkennen. Wir machten so 50 Stunden bei dem schönsten Wetter, das die Seefahrer sich denken können. Die Nebel und die Windstillen hinderten uns bis zum 4. Juli. Wir fingen in dieser Zeit über 800 Kabliaus, und was wir davon nicht brauchten, salzten wir ein; auch das Schleppnetz gab eine reiche Beute an Austern, deren Perlmutter so schön war, daß wir glaubten, sie könnten Perlen enthalten, obgleich wir nur zwei halb ausgebildete darin fanden. Dies macht die Erzählung der Jesuiten sehr wahrscheinlich, die uns sagten, es würde Perlenfischerei an der Mündung mehrerer Flüsse der östlichen Tatarei getrieben."

Am 4. landete man in einer Bai, in welche sich ein 15 bis 20 Toisen breiter Fluß ergoß. Diese Bai erhielt den Namen Suffren; die Spuren von Bewohnern waren hier viel frischer als an der vorigen, der sie sehr ähnlich sah.

Am 6. hatten die Fregatten mit widrigen Winden zu kämpfen; am 7. früh unter 48° 50′ n. Br. bemerkte Laperouse zur Rechten oder in O. ein Land, das sehr ausgedehnt zu seyn schien. Man erkannte keine Vorsprünge an demselben und konnte nur Höhen unterscheiden, die sich nach SO. zogen und anzeigten, daß man schon ziemlich weit in dem Canale vorgerückt sey, welcher das Land von der Küste in W. trenne. Man fuhr darauf zu. Dem Aussehen nach unterschied es sich gänzlich von der letztern; man bemerkte nur dürre Felsen, in deren Höhlungen noch Schnee lag; man war aber zu weit entfernt, um das flache Land erkennen zu können, das wie jenes gegenüber mit Bäumen und Grün bedeckt seyn konnte.

Man mußte später die Fahrt in Nebeln in dem Canale fortsetzen, dessen Form unbekannt war. Am 11. endlich konnten die Franzosen sich dem neuen Lande nähern; sie fanden dasselbe so bewaldet wie die Küste der Tatarei, ankerten zwei Meilen von einer kleinen Bucht, in die ein Fluß einmündete, und sahen durch Fernröhre einige Hütten und zwei Insulaner, welche nach den Wald zu zu entfliehen schienen. Zwei Schaluppen legten am Ufer an; man fand die zwei Hütten verlassen, aber erst seit ganz kurzer Zeit, denn das Feuer brannte noch darin; es war keines der Geräthe mitgenommen worden; man fand junge Hunde, die noch nicht sehen konnten, und die Mutter derselben, die man in dem Walde bellen hörte, zeigte an, daß die Herren nicht weit entfernt seyen. Man legte in diesen Wohnungen Beile, verschiedene eiserne Werzeuge und Glasperlen hin, um zu beweisen, daß die an's Land gekommenen Fremden keine Feinde wären.

In dem Augenblicke, als man an Bord zurückkehren wollte, legte eine Pirogue mit sieben Insulanern am Ufer an; sie schienen sich vor der Zahl der Franzosen nicht zu fürchten, zogen ihr kleines Fahrzeug an den Strand und setzten sich auf zwei Decken mitten unter die Fremden; ihr Wesen war fortwährend ernst, edel und sehr freundschaftlich. Es befanden sich unter ihnen zwei Greise mit langem weißen Bart, die mit einem Stoffe aus Baumrinde bekleidet waren; zwei andere hatten Röcke von blauem Nankin, deren Schnitt sich wenig von der chinesischen Bekleidung unterschied; die andern trugen nur ein langes Gewand, das mittelst eines Gürtels und einiger kleinen Knöpfe völlig zugemacht war. Den Kopf trugen sie unbedeckt; nur zwei oder drei hatten einen Streifen Bärenfell darumgelegt; den Vordertheil des Kopfes und das Gesicht hatten sie rasirt, die Haare hinten aber waren acht bis zehn Zoll. Alle trugen Stiefeln von Seehundsfell mit sehr künstlich gearbeitetem Fuße auf chinesische Art. Ihre Waffen waren Pfeile mit eisernen Spitzen, Bogen und Lanzen. Der bejahrteste dieser Männer, der, gegen welchen die andern die größte Ehrfurcht bezeugten, hatte sehr böse Augen, so daß er einen Schirm tragen mußte. Man gab ihnen die Gegenstände, die man noch hatte, und deutete ihnen durch Zeichen an, man werde wegen der Nacht sich entfernen, wünsche aber sehr, sie den andern Tag wiederzufinden, um ihnen neue Geschenke geben zu können; sie antworteten ebenfalls durch Zeichen, daß sie in der Nähe schlafen und sich pünktlich wieder einfinden würden.

„Wir glaubten," sagt Laperouse, „sie wären die Eigenthümer eines Fischmagazins, das wir am Ufer des kleinen Flusses gesehen hatten und das sich auf Pfählen vier bis fünf Fuß über dem Boden erhob. Herr de Langle hatte dasselbe geschont wie die verlassenen Hütten, darin aber Lachs, getrocknete und geräucherte Häringe nebst Blasen voll Thran, so wie Lachshaut dünn wie Pergament gefunden. Dieses Magazin war für eine Familie zu bedeutend und man glaubte deshalb, daß die Leute mit diesen verschiedenen Gegenständen Handel trieben."

Den andern Tag ging Laperouse selbst an's Land. Die Insulaner kamen bald an die Bucht; eine andere Pirogue folgte ihnen; sie waren im Ganzen 21, aber man sah darunter nicht ein einziges Frauenzimmer, so daß man wohl schließen konnte, die Männer seyen sehr eifersüchtig. Das Bellen der Hunde in dem Walde ließ vermuthen, daß sie dort geblieben. Die Franzosen wollten sich dahin begeben, aber die Insulaner boten alles auf, um sie von diesem Plane abzubringen. Laperouse wollte ihnen Vertrauen einflößen und befahl, daß man sich ihren Wünschen füge. Man gab ihnen verschiedene Gegenstände, sie zogen aber nützliche vor, besonders Eisen und Zeuge, Silber dem Kupfer und Kupfer dem Eisen. Sie waren sehr arm; nur drei oder vier hatten silberne Ohrringe mit blauen Glasperlen, gleich denen, welche man in der Bai Ternai gefunden und die man für Armbänder gehalten hatte; ihre andern kleinen Schmucksachen waren von Kupfer; ihre Pfeifen und Feuerzeuge schienen japanisch oder chinesisch zu seyn; die ersten waren von Weißkupfer und vollkommen gearbeitet. Indem sie nach Westen deuteten, gaben sie zu verstehen, daß der blaue Nankin, mit dem einige bekleidet waren, die Glasperlen und die Feuerzeuge aus dem Lande der Mandschus kämen, und sie sprachen dieses Wort ganz so aus, wie die Franzosen.

„Als sie dann sahen, daß wir alle Papier und einen Bleistift in der Hand hatten, um Worte aus ihrer Sprache aufzuschreiben, erriethen sie unsere Absicht, kamen unsern Fragen zuvor, zeigten selbst die verschiedenen Gegenstände, setzten den Namen des Landes hinzu und hatten die Gefälligkeit, ihn vier- bis fünfmal zu wiederholen, bis sie gewiß waren, daß wir die Aussprache richtig aufgefaßt hatten. Die Leichtigkeit, mit welcher sie uns erriethen, läßt mich glauben, daß die Schreibekunst ihnen bekannt ist. Sie schienen großes Verlangen nach unsern Beilen und unsern Zeugen zu haben, scheuten sich selbst nicht sie zu verlangen, aber sie waren auch so scrupulös, nie zu nehmen, was wir ihnen nicht gegeben hatten; offenbar unterschieden sich ihre Ansichten über den Diebstahl nicht von den unserigen, und ich würde mich nicht gescheut haben, ihnen die Bewachung unserer Gegenstände zu überlassen. Ihre Aufmerksamkeit ging sogar so weit, daß sie keinen einzigen Lachs von dem Sande aufhuben, den wir gefangen hatten, ob sie gleich zu Tausenden dalagen, denn unser Fang war

so reichlich gewesen, wie am Tage vorher; wir mußten mehrmals in sie dringen, ehe sie zulangten.

Als man in dem Gespräche ihnen zu verstehen gegeben hatte, daß man wünsche, sie möchten ihr Vaterland oder das der Mandschus abbilden, erhob sich einer der Alten und gab mit der Spitze seiner Lanze ein Bild von der Küste der Tatarei von W. nach N. und S. In O. und in derselben Lage gab er seine Insel an; dann legte er die Hand auf die Brust und gab zu verstehen, daß er sein Vaterland gezeichnet habe; zwischen seiner Insel und der Tatarei hatte er eine Straße gelassen, und indem er sich nach den Fregatten wendete, zeigte er mit einem Striche an, daß man durch dieselbe fahren könne. Im S. von dieser Insel hatte er eine andere angegeben und eine Straße gelassen, auch zeigte er an, daß dies ebenfalls ein Weg für Schiffe sey. Ein anderer Insulaner, der sah, daß die in den Sand gezeichneten Figuren sich verwischten, nahm einen Bleistift und Papier, zeichnete seine Insel, die er Tschoka nannte, und deutete durch einen Strich den kleinen Fluß an, an dessen Ufer man sich eben befand. Darauf zeichnete er auch das Land der Mandschus, ließ wie der Alte eine Straße frei und fügte zu unserm Erstaunen den Fluß Segalien hinzu, dessen Namen diese Insulaner aussprachen wie wir; er brachte die Mündung dieses Flusses etwas südlich von der Nordspitze seiner Insel an und deutete durch sieben Striche die Zahl der Tage an, welche man brauche, um in einer Pirogue von dem Punkte, wo wir uns befanden, an die Mündung jenes Flusses zu gelangen. Durch Striche gab er auch an, in wie vielen Tagen sie in einer Pirogue diesen Fluß bis an die Oerter hinauf führen, wo sie den blauen Nankin und andere Handelsartikel von den dort wohnenden Völkern erhielten. Die andern Insulaner, die Zeugen dieses Gesprächs, billigten durch Geberden was ihr Landsmann sagte. Dann bezeichnete er durch Geberden sehr gut die Breite des Flusses und der Meerenge. Die Bai erhielt den Namen „de Langle".

Den übrigen Tag verwendete man auf die Besichtigung des Landes. Die Franzosen waren außerordentlich überrascht, bei einem Jagd und Fischfang treibenden Volke, das keine Heerden hat und den Boden nicht bebaut, im Allgemeinen sanftes, ernstes Benehmen und vielleicht größern Verstand zu finden, als bei den niedrigen Classen in Europa; alle Individuen scheinen hier gleiche Bildung erhalten zu haben. Sie wendeten die Stoffe, welche man ihnen gab, nach allen Seiten, sprochen unter einander darüber und suchten zu ermitteln, wodurch man dieselben wohl verfertigt habe. Das Weberschiffchen ist ihnen bekannt. Laperouse brachte einen Webstuhl mit, auf dem sie Zeuge verfertigen, die den französischen nicht nachstehen; der Faden aber ist aus der Rinde einer auf der Insel sehr häufigen Weide gemacht. Sie benutzen mit der größten Industrie die Erzeugnisse der Erde; man findet in ihren Hütten viele Saruc-Wurzeln, die sie dörren; es ist dies ihr Wintervorrath. Auch viel Knoblauch und Angelica bemerkte man; diese Pflanzen wachsen an Waldrändern.

Diese Insulaner sind im Allgemeinen gut gebaut, von starker Constitution, von angenehmer Gesichtsbildung und bemerkenswerth gekleidet; ihr Wuchs ist klein; man bemerkte keinen von 5 Fuß 5 Zollen und mehrere waren unter 5 Fuß. Sie erlaubten den Malern von den Fregatten sie abzuzeichnen, widersetzten sich aber stets dem Chirurgen, der die verschiedenen Theile ihres Körpers messen wollte. Sie hielten dies vielleicht für eine Zauberei. Jeder hatte am Daumen einen starken Ring, der einem Nähringe glich; er war von Elfenbein, Horn oder Blei. Sie lassen sich ihre Nägel wachsen wie die Chinesen, grüßen wie diese und haben alle Gebräuche derselben. Die Chinesen, welche sich am Bord der französischen Fregatten befanden, verstanden kein Wort von der Sprache dieser Insulaner, wohl aber die der beiden Mandschus, die seit etwa 20 Tagen von dem Festlande auf diese Insel gekommen waren, vielleicht um Fische einzukaufen.

„Wir trafen sie erst am Nachmittage. Sie unterhielten sich sehr laut mit unsern Chinesen, gaben durchaus dieselben geographischen Details über das Land und nannten nur die Oerter anders, weil wahrscheinlich jede Sprache ihre eigenen Benennungen hat. Die Kleidung dieser Tataren bestand in grauem Nankin, ähnlich jener der Lastträger in Macao; ihr Hut war spitz und von Rinde; ihre Manieren und Physiognomien weniger angenehm als die der Insulaner; sie sagten, daß sie acht Tagereisen am Flusse Segalien hinauf wohnten.

„Die Hütten dieser Insulaner sind mit Verstand gebaut; man hat alle Vorsichtsmaßregeln gegen die Kälte gebraucht; sie sind von Holz, mit Birkenrinde bekleidet und haben ein Dach, das mit Stroh bedeckt ist; die Thüre ist sehr niedrig. Der Herd befindet sich in der Mitte unter einer Oeffnung im Dache, aus der der Rauch entweicht. Kleine Bänke von Bretern, acht bis zehn Zoll hoch, ziehen sich an den Seiten herum und das Innere ist mit Decken belegt. Die Hütte, die so beschrieben wurde, lag in einem Walde, hundert Schritte von dem Meeresufer; die Gebüsche blühten eben und gaben einen herrlichen Geruch, konnten aber den Gestank von Fischen und Thran nicht tilgen, der alle Wohlgerüche Arabiens übertäubt haben würde. Die Leute hatten fortwährend die Pfeife im Munde; ihr Tabak war gut und großblätterig; ich glaubte zu verstehen, daß sie ihn aus der Tatarei beziehen, deutlich aber gaben sie uns an, daß sie die Pfeifen von der Insel bekämen, die in Süden liegt, offenbar von Japan.

„Den nächsten Tag früh brachen die Fregatten wieder auf und lavirten bis zum 19. unter dichten Nebeln. An diesem Tage ankerten sie in einer Bai derselben Küste, welche Estaing-Bai genannt wurde. Unsere Böte fuhren an's Land am Fuße von zehn bis zwölf Hütten, die ordnungslos in bedeutender Entfernung von einander und etwa hundert Schritte vom Meeresufer standen. Sie waren etwas größer als die, welche bereits beschrieben worden sind; man hatte sich aber zum Bau derselben Materialien bedient; sie waren in zwei Gemächer abgetheilt; das hintere enthielt alle kleinen Hausgeräthe, den Herd und die kleine Bank, welche sich an den Seiten hinzieht; das am Eingange dagegen war ganz kahl und schien zur Aufnahme der Besuche bestimmt zu seyn, da die Fremden wahrscheinlich die Frauen nicht sehen dürfen. Einige Officiere trafen zwei, die entflohen waren und sich im Grase versteckt hatten. Als unsere Böte in der Bucht landeten, schrien die erschrockenen Frauen laut auf, als fürchteten sie, lebendig verzehrt zu werden; doch wurden sie von einem Insulaner bewacht, der sie nach Hause begleitete und sie beruhigen zu wollen schien. Ihre Gesichtsbildung ist etwas ungewöhnlich, doch ziemlich angenehm; ihre Augen sind klein, ihre Lippen dick, die obere blau tättowirt aber bemalt, man konnte dies nicht ermitteln; ihre Füße waren blos; ein langes Zeuggewand umhüllte sie; ihre Haare waren nicht abgeschnitten.

Herr de Langle, der zuerst an's Land ging, fand die Insulaner in vier mit geräucherten Fischen beladenen Pirogen versammelt; sie halfen dieselben an das Land schieben, und er erfuhr, daß die vierundzwanzig Männer, welche die Mannschaft bildeten, Mandschus und von den Ufern des Flusses Segalien gekommen waren, um eben solche Fische zu kaufen. Er hatte eine lange Unterredung mit ihnen durch Vermittelung unserer Chinesen, die von ihnen sehr gut aufgenommen wurden. Sie bestätigten alle geographischen Details, die wir vorher erfahren hatten. Herr de Langle traf auch in einer Ecke der Insel eine Art Circus, um den herum 15 bis 20 Pfähle standen, auf deren jedem ein Bärenkopf stak; die Knochen dieser Thiere lagen zerstreut umher. Da diese Völker sich der Feuerwaffen nicht bedienen, sie die Bären Mann gegen Mann bekämpfen und ihre Pfeile dieselben nur verwunden können, so glaubten wir, dieser Circus sey dazu bestimmt, das Andenken an ihre Thaten zu erhalten, und die 21 Bärenköpfe, die so ausgestellt waren, sollten an die Siege erinnern, welche sie seit zehn Jahren errungen hatten, — wie man aus dem Zustande schloß, in dem sich die meisten befanden. Die Erzeugnisse und die Bestandtheile des Bodens in der Bai von Estaing unterschieden sich durchaus nicht von denen in der Bai de Langle; der Lachs war daselbst sehr häufig und jede Hütte hatte ihr Magazin. Wir fanden, daß diese Völkerschaften den Kopf, den Schwanz und das Rückgrat verzehren, das andere alles räuchern und trocknen, um es dann an die Mandschus zu ver-

kaufen. Der Geruch von diesen Fischen verpestet ihre Häuser, ihre Hausgeräthe, ihre Kleidungsstücke und selbst das Gras um ihre Dörfer her. Unsere Böte entfernten sich wieder, nachdem sie die Tataren und Insulaner mit Geschenken überhäuft hatten.

„Nach N. zu war die Küste von Tschoka um vieles bergiger und steiler als in dem südlichen Theile. Wir bemerkten weder Feuer noch Wohnungen; wir fingen, das erstemal seit wir die Küste der Tatarei verlassen hatten, acht bis zehn Kabliaus, was die Nähe des Festlandes anzuzeigen schien, das wir seit dem 47° b. Br. aus dem Gesichte verloren hatten.

„Da ich an der einen oder der andern Küste anlegen mußte, so gab ich der Insel den Vorzug, um die Straße nicht zu verfahren, wenn es eine in O. gebe, was eine außerordentliche Aufmerksamkeit erfordert wegen der Nebel, welche uns nur in kurzen Zwischenräumen Helle ließen; deshalb hatte ich mich auch nicht über zwei Stunden entfernt. Meine Vermuthungen über die Nähe der Küste der Tatarei waren wirklich begründet, und sobald der Horizont sich etwas aufhellte, erkannten wir dieselbe vollkommen. Der Canal begann sich unter dem 50° zu verengen und hatte nur noch eine Breite von 12 bis 13 Stunden.

„Da ich seit der Bai Estaing keine Wohnung bemerkt hatte, so schickte ich den Herrn von Clonard mit vier Böten ab, um eine Bucht zu untersuchen, in welche ein kleiner Fluß sich ergoß und die etwa drei Stunden von einem bemerkenswerthen Pic entfernt war, welcher Pic de la Martinière genannt wurde. Um acht Uhr Abends kam Herr von Clonard zurück und brachte zu meinem Erstaunen alle seine Böte voll Lachse mit, obgleich die Mannschaft weder Angeln noch Netze gehabt hatte; er hatte an der Mündung eines Flüßchens von vier Klaftern Breite und einem Fuß Tiefe angelegt und denselben so voll Lachse gefunden, daß das Bett ganz damit bedeckt war und unsere Matrosen mit Stöcken 1200 Stück in der Stunde erschlagen hatten; übrigens hatte er nur drei verlassene Hütten getroffen, die seiner Meinung nach wahrscheinlich von Mandschus errichtet waren, welche nach ihrer Gewohnheit von dem Festlande herüber kommen, um im S. dieser Insel Handel zu treiben. Die Vegetation war noch kräftiger als an den Baien, an denen man vorher angelegt hatte; die Bäume hatten eine bedeutendere Größe; Sellerie und Kresse wuchsen in Menge an den Ufern dieses Flusses. Man hätte auch mehrere Säcke mit Wachholderbeeren füllen können. Die Tannen und Weiden waren weit zahlreicher als die Eichen, Ahorn, Birken, und wenn andere Reisende nach uns an das Land gegangen sind, werden sie viele Erd-, Him- und Johannisbeeren gefunden haben, die damals noch in der Blüte standen. Eine Spur von Metallen zeigte sich nicht.

„Wir nahmen am 25. unter 50° 54′ n. Br. eine sehr gute Bucht auf, die einzige, seit wir an dieser Insel hinfuhren, welche die Schiffe gegen die Nordwinde schützte. Hier und da standen einige Wohnungen an dem Ufer in der Nähe einer Schlucht, welche das Bett eines Flusses bezeichnete, des bedeutendsten, den wir gesehen hatten. Mich drängte es so sehr und das helle Wetter, das wir hatten, war so kostbar für uns, daß ich es nur benutzen zu müssen glaubte, um nach N. weiter zu kommen. Ich wollte wissen, ob diese Straße, die mir von den Insulanern und Mandschus angezeigt worden war, fahrbar sey. Ich begann aber daran zu zweifeln, weil die Tiefe ungemein schnell nach N. zu abnahm und der Boden der Insel nur noch ersäufte und kaum über das Wasser hinausragenden Dünen wurde.

„Wir überzeugten uns wirklich in der Folge, daß der Grund dieses Canales von S. nach N. eine Böschung bilde. Der Boden erhob sich auf 3 Klaftern auf die Stunde, und ich berechnete so, daß uns kaum noch sechs Stunden übrig blieben; eine noch unter dem Wasser verborgene Barre verschließt die Straße gänzlich und läßt durchaus keine Fahrstelle frei. Eines Tages, wenn diese Bank sich erhebt, wird sie ohne Zweifel die Insel mit dem Festlande verbinden.

„Am 28. Abends befanden wir uns an dieser Küste der Tatarei an dem Eingange einer Bai, welche Castries-Bai genannt wurde. Sie gewährte einen sichern Ankerplatz und die beiden Fregatten gingen vor Anker. Ein sehr tiefer Einschnitt, an dessen Ufer ein Dorf stand, und den wir anfangs für so tief hielten, daß er unsere Schiffe werde aufnehmen können, weil das Meer hoch ging, als wir im Grunde der Bai die Anker fallen ließen, war zwei Stunden später für uns weiter nichts, als ein weites grünes Feld von Algen und Seegras; man sah Lachse darauf herumspringen, welche aus einem Flüßchen kamen, dessen Wasser sich in diesen Seegewächsen verlor und wo wir an einem Tage über 2000 fingen.

„Die Bewohner, deren reichlichstes und sicherstes Nahrungsmittel dieser Fisch ist, sahen unsern reichlichen Fang ohne Besorgniß, ohne Zweifel weil sie von der Unerschöpflichkeit der Menge überzeugt waren. Wir gingen an ihrem Dorfe an's Land.

„Man kann keine bessern Menschen finden. Der Häuptling oder der Aelteste kam uns entgegen, um uns an der Küste mit einigen andern zu empfangen. Er warf sich zum Gruße, nach Art der Chinesen, nieder und führte uns sodann in seine Hütte, wo sich seine Frau, seine Schwiegertöchter, seine Kinder und Enkel befanden. Er ließ eine reinliche Decke ausbreiten, auf welcher er uns Platz zu nehmen ersuchte, und kleine Körner, die wir nicht erkennen konnten, wurden in einen Kessel auf das Feuer gethan mit Lachs, um uns angeboten zu werden. Diese Körner sind ihr Lieblingsgericht; sie deuteten an, daß sie dieselben aus dem Lande der Mandschus erhielten, daß sie selbst zu der Nation der Orotschys gehörten und zeigten uns vier fremde Piroguen, welche wir an demselben Tage hatten in der Bai ankommen sehen und die vor dem Dorfe angelegt hatten; sie nannten die Personen darin Bitschis, deuteten an, daß dieselben weiter nach S., aber kaum 7 bis 8 Stunden weit wohnten, denn diese Völker ändern, wie die in Canada, den Namen und die Sprache in jedem Dorfe.

„Dieses Dorf der Orotschys bestand aus vier fest aus Tannenstämmen gebauten Hütten, die mit Buchenrinde gedeckt waren. Im Innern glichen sie denen auf der Insel Tschoka. Wir hatten Ursache zu glauben, daß diese vier Häuser vier verschiedenen Familien angehörten, welche unter einander in vollkommenster Vertraulichkeit lebten. Wir sahen eine dieser Familien zu einer Reise aufbrechen, die eine Zeit lang dauern sollte, denn sie erschien in den fünf Tagen nicht wieder, die wir in dieser Bai blieben. Die Besitzer legten einige Breter vor die Thüre ihres Hauses, damit die Hunde nicht hineinliefen, ließen aber alle ihre Habseligkeiten darin. Wir wurden bald in dem Grade von der unverletzlichen Treue dieser Leute und von der gewissenhaften Achtung derselben vor dem Eigenthume überzeugt, daß wir bei ihren Hütten unsere Säcke voll Zeuge, Glasperlen, eiserne Geräthe und allem, was zu unserm Tauschhandel gehörte, liegen ließen, und nie wurde unser großes Vertrauen gemißbraucht.

„Jede Hütte war von einer Lachsdörre umgeben, in welcher die Fische auf Stangen in der Sonnenhitze liegen bleiben, nachdem sie drei bis vier Tage am Herde, der sich mitten in der Hütte befindet, angeräuchert sind; die Frauen, denen dies Geschäft übertragen ist, tragen sie, nachdem der Rauch die Fische durchzogen hat, in die freie Luft, wo sie holzhart werden.

„Sie fischten in demselben Flusse wie wir mit Netzen und Spießen, und wir sahen sie mit ekelhafter Gier die Schnauze, die Kiemen und bisweilen die ganze Haut des Lachses roh essen, welche sie mit vieler Geschicklichkeit abzogen; sie saugten den Schleim dieser Theile ab, wie wir etwa die Austern. Die meisten dieser Fische kamen verstümmelt in die Häuser, außer wenn der Fang sehr reichlich gewesen war; dort suchten die Frauen mit derselben Gier die noch ganzen Fische aus und verzehrten auf gleich ekelhafte Weise die schleimigen Theile, die sie für die delikatesten halten. An dieser Castries-Bai erfuhren wir den Zweck des Blei- oder Kupferringes, welchen die Leute hier wie die auf Tschoka am Daumen tragen; er dient ihnen als Stützpunkt bei dem Aufreißen und Ausnehmen des Lachses, was sie mit einem scharfen Messer verrichten, das sie zu diesem Zwecke immer am Gürtel tragen.

„Ihr Dorf war auf einer niedrigen und sumpfigen Landzunge dem N. gegenüber erbaut, die uns den Winter hindurch unbewohnbar zu seyn schien; gegenüber aber, an der andern Seite der Bai an einer höhern Stelle, dem Mittag ausgesetzt und am Eingange eines Waldes, stand ein zweites Dorf aus acht größern und besser gebauten Hütten. Weiter hin und in geringer Entfernung hatten wir drei Jurten oder unterirdische Häuser besucht, welche ganz denen dem Kamtschadalen gleich waren; sie waren so groß, daß sie während der heftigen Kälte die Bewohner der acht Hütten aufnehmen konnten, auch vollkommen meublirt, obgleich in der schönen Jahreszeit verlassen.

„Auf einem Flügel dieses Dorfes fand man endlich mehrere Gräber, die besser gebaut und größer waren als die Häuser; jedes enthielt drei, vier bis fünf Bahren, nett gearbeitet und mit chinesischen Stoffen verziert. Bogen, Pfeile, Netze und im Ganzen die kostbarsten Geräthe dieser Leute hingen im Innern dieser Gebäude, deren hölzerne Thüre verriegelt war. Die Leichen der ärmsten Einwohner sind der freien Luft ausgesetzt auf einer Bahre in einer Rotunde, die von vier Fuß hohen Pfählen getragen wird; alle aber haben ihre Bogen, ihre Pfeile, ihre Netze und einige Zeugstücke daneben, und wahrscheinlich ist es eine schwere Sünde, davon etwas wegzunehmen. (Taf. 8. Abbild.)

„Wir hatten offenbar die Orotschys nur in ihren Sommerhäusern besucht, wo sie ihren Lachsfang hielten, der bei ihnen die Ernte vertritt. Ich sah unter ihnen so wenig Elennfelle, daß ich glauben muß, die Jagd sey nicht sehr einträglich; zu ihrer Nahrung rechne ich aber auch einige wenige Wurzeln, welche die Frauen an Waldrändern suchen und die sie an ihrem Herde trocknen.

„Ohne Zweifel waren die verschiedenen Familien, aus denen diese Völkerschaft besteht, an den benachbarten Buchten zerstreut, um Lachs zu fangen und zu dörren. Sie versammelten sich nur im Winter und brachten ihre Fischvorräthe mit, um bis zur Wiederkehr der Sonne existiren zu können, und so erklärt es sich, warum wir eine so geringe Anzahl Einwohner sahen.

„Diese Leute, wie die Bewohner der Insel Tschoka, scheinen keinen Häuptling anzuerkennen und keiner Regierung unterworfen zu seyn. Die Sanftmuth ihrer Sitten, ihre Achtung gegen die Alten können bei ihnen diese Anarchie gefahrlos machen. Wir sind nie Zeugen auch nur des kleinsten Zankes gewesen. Ihre gegenseitige Neigung, ihre Zärtlichkeit gegen die Kinder hatten in unsern Augen etwas Rührendes; aber unsere Sinne wurden durch den Gestank des Lachses beleidigt, mit dem die Häuser wie die Umgebungen gefüllt waren. Die Gräten und das Blut lagen am Herde; die Hunde, gierig, wenn auch sonst nicht bösartig, leckten diese Ueberreste auf. Das Volk ist empörend unreinlich und stinkend; es kann keine schwächlichern und häßlichern Menschen geben; ihre Mittelgröße ist unter 4 Fuß 10 Zoll; ihr Körper schwächlich; ihre Stimme schwach und gellend wie die der Kinder; sie haben vorstehende Backenknochen, kleine schieflaufende Augen, einen großen Mund, eine eingedrückte Nase, ein kurzes, fast bartloses Kinn und eine olivenbraune, mit Oel und Rauch beschmierte Haut; sie lassen das Haar wachsen und flechten es fast wie wir; das der Frauen fällt lose auf die Achseln; man unterscheidet sie von den Männern nur durch einen kleinen Unterschied in der Kleidung und durch den Busen, der durch keinen Gürtel zusammengehalten wird; doch sind sie keiner gezwungenen Arbeit unterworfen. Alle ihre Bedürfnisse beschränken sich darauf, ihre Kleider zu nähen, die Fische zum Trocknen hinzulegen und ihre Kinder zu warten, die sie drei bis vier Jahre lang stillen.

„Die Frauen scheinen in ziemlichem Ansehen zu stehen; es wird kein Handel ohne ihre Genehmigung geschlossen; die silbernen Ohrgehänge und die kupfernen Zierrathen auf den Kleidern sind ausschließlich den Frauen und den kleinen Mädchen vorbehalten. Die Männer und die Knaben tragen eine Jacke von Nankin, Hundefell oder Fischhaut, die wie die Fuhrmannskittel geschnitten sind. Geht sie bis unter die Knie, so tragen sie keine Hosen; im Gegenfalle haben sie chinesische, welche bis an die Wade gehen. Alle haben Stiefeln von Seehundsfellen; aber sie sparen sie für den Winter auf, und zu jeder Zeit und in jedem Alter, selbst als Säuglinge, tragen sie einen Ledergürtel, an welchem ein Messer in einer Scheide, ein Feuerstahl, ein kleiner Tabaksbeutel und eine Pfeife sich befinden.

„Die Frauen sind in ein großes Stück Nankin oder Lachshaut eingehüllt, welche letztere sie vollkommen zu gerben und außerordentlich weich zu machen verstehen. Diese Kleidung geht ihnen bis an die Knöchel und ist bisweilen mit einer Franse von kleinen Kupferverzierungen besetzt, die im Gehen wie Schellen klingen. Die Lachse, deren Haut man sich zur Bekleidung bedient, werden nicht im Sommer gefangen und wiegen 30 bis 40 Pfund; die, welche wir im Juli gefangen hatten, wogen nur drei bis vier Pfund, aber ihre Zahl und ihr ausgezeichneter Geschmack entschädigten dafür; wir glaubten alle, keine wohlschmeckendern gegessen zu haben.

„Wir können von der Religion dieses Volkes nicht sprechen, da wir weder Tempel, noch Priester, wohl aber einige grob geschnitzte Götzen bemerkt haben, welche an der Decke ihrer Hütten hingen; sie stellten Kinder, Arme, Hände, Beine dar und glich den ex voto in den katholischen Dorfkirchen. Es wäre möglich, daß diese Dinge, welche wir für Götzenbilder hielten, nur dazu dienen, sie an ein Kind zu erinnern, das ein Bär verschlang, oder an einen Jäger, der durch ein wildes Thier verwundet wurde; doch ist es nicht wahrscheinlich, daß ein solches Volk ganz ohne Aberglauben seyn sollte. Wir muthmaßten auch, daß sie uns bisweilen für Zauberer hielten; sie antworteten mit Besorgniß, wenn auch artig, auf unsere verschiedenen Fragen, und wenn wir auf Papier schrieben, schienen sie dies für magische Zeichen zu halten."

Die Reisenden, deren vier Pirogues vor dem Dorfe lagen, sowie daß ihr Vaterland in S. von der Bai Castries liegen sollte, hatten die Neugierde der Franzosen erregt. Als sie dieselben über die Geographie des ganzen Landes fragten, bestätigten die Antworten die Muthmaßungen Laperouse's über die Sandbank, welche den Hintergrund des Golfes in N. verschloß. Uebrigens hatten die Berichte der beiden Officiere, welche abgeschickt worden waren, eine weniger schnelle Abnahme der Tiefe angegeben. Die Jahreszeit rückte immer weiter vor; Laperouse verschwieg sich die Schwierigkeit nicht, unter Nebeln in einem schmalen Canale zu fahren. Dem zu Folge gingen am 2. August früh die Fregatten unter Segel und richteten sich, nachdem sie die Küste der Tatarei aufgenommen hatten, nach Tschoka, an dem sie bis zur südlichen Spitze hinfuhren, welche Cap Crillon genannt wurde; im S. hatten sie die Insel Jesso.

Am Cap Crillon erhielten die Franzosen den ersten Besuch von den Insulanern von Tschoka, die anfangs etwas Argwohn zeigten und erst näher kamen, als man ihnen einige Wörter von denen vorsagte, die man an der Bai de Langle gesammelt hatte. Bald wurde ihr Vertrauen grenzenlos; sie setzten sich im Kreise auf dem Verdecke nieder und rauchten da ihre Pfeifen. Sie wurden mit Geschenken überhäuft, man gab ihnen Nankin, seidene Zeuge, eiserne Werkzeuge, Glasperlen, Tabak und im Allgemeinen alles, was ihnen angenehm zu seyn schien. Man bemerkte bald, daß der Branntwein und der Tabak für sie die werthvollsten Gegenstände waren, doch ließ Laperouse dieselben am mäßigsten vertheilen, „weil der Tabak für die Mannschaft nöthig war und ich die Folgen des Branntweins fürchtete."

Diese Menschen waren auch so kräftig gebaut und so behaart wie die der Bai de Langle; sie hatten eine so braune Haut wie die Algierer oder andere Völker der Küste der Berberei. Ihr ganzes Wesen ist ernst und ihren Dank sprechen sie mit edeln Geberden aus; aber ihr dringendes Bitten, immer neue Geschenke zu erhalten, wurde bis zur Unverschämtheit wiederholt. Ihr Dank ging jedoch nie so weit, uns ihrer Seits Lachs anzubieten, mit dem sie ihre Pirogues gefüllt hatten und den sie theilweise an's Land trugen, weil sie den Preis nicht dafür erhielten, den sie forderten. Welcher Unterschied in Hinsicht auf die moralischen Eigenschaften zwischen ihnen und den Orotschys, die sie an Körperkraft und Industrie übertrafen!

Die Franzosen sahen diese Insulaner nie tanzen noch singen; aber alle verstehen, angenehme Töne dem Hauptstengel eines großen Sellerie und einer Art Euphorbie zu entlocken, den sie an beiden Enden öffnen; sie blasen an dem schmalen Ende hinein. Ein anderes musikalisches Instrument hat man bei ihnen nicht bemerkt.

Alle Kleidungsstücke dieser Insulaner sind von ihnen selbst gewebt; ihre Häuser zeigten eine Reinlichkeit und Zierlichkeit, weit verschieden von denen des Festlandes. Ihre Geräthe sind künstlich gearbeitet und fast alle in Japan verfertigt. Der Wallfischthran ist für sie ein sehr bedeutender Handelsgegenstand, obgleich in der Meerenge der Tatarei unbekannt, und er verschafft ihnen alle ihre Reichthümer. Sie sammeln eine bedeutende Menge davon, und ihre Art, den Thran zu erhalten, ist doch nicht die sparsamste; sie schneiden nämlich das Fleisch dieser Cataceen ab und lassen es in der freien Luft auf einem der Sonne ausgesetzten Abhange faulen; der Thran, der herausläuft, wird in Rindengefäße oder in Schläuche aufgefangen. Merkwürdiger Weise sahen die Franzosen an der Westküste der Insel keinen einzigen Wallfisch, während sie an der östlichen sehr häufig sind.

Die Insulaner, welche an Bord der Fregatten gekommen waren, entfernten sich vor dem Einbruche der Nacht und gaben durch Zeichen zu verstehen, daß sie am andern Tage wiederkommen würden. Sie kamen wirklich bei Tagesanbruche mit einigen Lachsen, die sie gegen Beile und Messer austauschten. Sie verkauften auch einen Säbel und einen Rock aus inländischem Zeuge, und schienen die Abreise der Franzosen ungern zu sehen; sie forderten dieselben auf, das Cap Crillon zu umfahren und in einer Bucht anzulegen, welche sie abzeichneten und welche sie Tabonoro nannten; es war der Golf Aniva.

Man glaubte bei diesen Insulanern einen Standesunterschied zu bemerken, der bei den Bewohnern der Küste der Tatarei nicht existirt; in jeder Pirogue befand sich ein Mann, mit welchem die Andern keine Gemeinschaft machten; er aß nicht mit ihnen und schien ihnen durchaus untergeordnet zu seyn. Man hielt ihn für einen Sclaven, und wenigstens war er von einem weit niedrigerm Range als die andern.

Das Boot, das an das Land geschickt wurde, kam vor Mitternacht zurück; der Officier, der dasselbe befehligte, und seine Gefährten waren in dem Dorfe bei dem Cap Crillon sehr gut aufgenommen worden. Er machte einige Tauschgeschäfte und brachte viele Lachse zurück. Er fand die Häuser besser gebaut und besonders reicher meublirt, als die der Bai Estaing; mehrere waren im Innern mit großen lackirten japanischen Vasen verziert. Die Franzosen bestiegen den höchsten Punkt des Caps, von wo aus sie alle Ländereien, die sie sahen, aufnehmen konnten, und erkannten, daß eine Straße Tschoka von Schika oder Jesso trenne.

Am 10. Aug. verließ Laperouse die Bai Crillon und den andern Tag befanden sich die Fregatten, welche die ganze Nacht über durch das hohlgehende Meer bei völliger Windstille herumgeworfen wurden, im N. von dem Dorfe Schika, das in dem Berichte der Holländer Acqueis heißt. „Wir hatten, sagt Laperouse, eine Straße von 12 Stunden Breite durchfahren, welche Jesso von Tschoka trennt. Kein europäisches Schiff hatte bis vor uns gethan; denn diese Durchfahrt war den andern Seefahrern entgangen. Die Holländer, die von Acqueis nach Aniva segelten, fuhren vor dieser Straße vorbei, ohne sie zu ahnen, vielleicht in Folge von Nebeln und ohne daran zu denken, als sie zu Aniva vor Anker gingen, daß sie sich an einer andern Insel befänden, so ähnlich sind einander die äußern Formen, die Sitten und die Lebensweise dieser Völker."

Den andern Tag war das Wetter sehr schön und die Fregatten verließen diesen Canal, der mit Recht den Namen Laperouse-Straße erhalten hat; den 20. bemerkten sie die Insel der Compagnie (Urup) und nahmen die Straße Bries auf, ob es gleich sehr nebelig war; am 30. endlich durchschnitten sie die Kette der Kurilen durch die Straße, welche Laperouse Canal der Bussole nannte und die sich zwischen Simusir und Tschirpoï befindet. Er wollte die nördlichen Inseln dieses Archipels im Einzelnen erforschen, aber die Unbeständigkeit des Wetters und die dichten Nebel nöthigten ihn, diesen Plan aufzugeben und nach Kamtschatka zu segeln.

Im Jahre 1796 kam G. Broughton, Befehlshaber der englischen Corvette Providence, der den Auftrag hatte, die Küste Asiens zwischen dem 35° und 55° n. Br. zu erforschen, an der SO-Küste Jessos an. Das Land zeigt hohe Berge; der Boden erhebt sich sanft von dem Ufer an bis zur Spitze; sie bilden mehrere Ketten von verschiedener Höhe, die mit Holz bewachsen sind und einen sehr angenehmen Anblick gewähren. Man bemerkt viele einzelne Häuser längs der Küste und Böte an dem Strande.

Am 12. Nachmittags kamen drei Fischerböte an die Corvette. Die Männer, welche sie führten, waren von hellkupferbrauner Farbe, ihre Haare schwarz, sehr dicht und rund abgeschnitten; alle hatten lange Bärte; ihre Physiognomie war sanft und ausdrucksvoll. Sie waren von mittlerer Größe und mit Gewändern von Baumrindenzeuge bekleidet; der Kragen und der Aermelaufschlag mit blauem Zeuge besetzt; ein schurzähnliches Zeugstück war um ihre Lenden geschlagen; silberne Ringe hingen an ihren Ohren; alle hatten ein Messer in einer Scheide an ihrem Gürtel. Ehe sie an Bord kamen, grüßten sie auf das ehrfurchtsvollste nach der Sitte der Orientalen; man bot ihnen Glasperlen und andere Kleinigkeiten, welche ihnen vieles Vergnügen zu machen schienen. Aus ihrem Benehmen schloß man, daß sie noch nie ein europäisches Schiff gesehen hätten, denn bei ihrer Ankunft sahen sie ängstlich aus, und als sie sich gesetzt hatten, sprachen sie eine Zeit lang kein Wort. Als sie sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, fragte man sie, ob ihre Insel Matsmaï heiße, und alle zeigten nach Westen. Nach einer Stunde entfernten sie sich wieder und endigten ihre Begrüßungen nicht eher, als bis sie sich in großer Entfernung befanden. Es war unmöglich, ein Gespräch mit ihnen anzuknüpfen.

Am andern Tage sah man von dem Schiffe aus längs der Küste große Barken, welche den kleinen chinesischen Dschonken sehr ähnlich waren. Am 15. gelangte die Corvette in eine Bai, an deren Seite sich ein Vulkan erhob, der Rauch auswarf. Es kamen Bewohner des Landes an Bord, die alle eine Pfeife und eine Büchse zu dem Tabak hatten. Man ließ den Anker in der Nähe eines großen Dorfes fallen.

Broughton bemerkte bald, daß er sich in einem unter japanischer Herrschaft stehenden Lande befinde. Es kamen Dorfbewohner an Bord, ein Japanese aber schickte sie sogleich zurück. Vergebens versuchte man von ihm einige Nachrichten zu erhalten.

Am 16. bei Sonnenaufgange brachen die Schaluppe und die Böte auf, um Wasser zu holen; sie entdeckten einen Fluß; ein Japanese bedeutete sie, daß das Wasser vortrefflich sey, hielt aber die Eingeborenen in einer gewissen Entfernung und hinderte die Engländer, nach einem nahen Dorfe hinzugehen.

Mehrere Japanesen, die in dieses Dorf mit von Waaren beladenen Pferden gekommen waren, besuchten darauf die Corvette und waren sehr ceremoniös. Sie waren in dunkelfarbige Zeuge gekleidet und hatten Gürtel von Silberbrocat. Ein jeder trug seine Pfeife und seinen Fächer, so wie zwei reich mit Gold und Silber verzierte Säbel. Die Scheide war von schönem Lack, und ihre Sandalen von Holz hatten sie mit geflochtenem Stroh besetzt. Sie erkundigten sich sorgfältig nach der Nation, welcher das Schiff angehöre, und nach dem Zwecke, der dasselbe in diese Bai geführt habe. Wie sie die Antworten der Engländer verstanden, schrieben sie dieselben auf, denn sie hatten, wie die Chinesen, Dinte bei sich. Nachdem sie ihre Pfeifen geraucht hatten, kehrten sie an das Land zurück.

Bei einem kleinen Hafen in der Nähe sah man Häuser, deren größtes von Japanesen bewohnt wurde; in dem Garten wuchsem Bohnen und Rüben. Eines Tages bemerkte man in der Nähe des Ortes, wo man Wasser einnahm, zum erstenmale Frauen, welche die Männer beim Fischfange unterstützten und rudern halfen. Es fehlt ihrem Gesichte nicht an Annehmlichkeit, aber sie werden durch die kurz abgeschnittenen Haare verstellt. Ihr Benehmen war züchtig und zurückhaltend; sie hatten blau

tättowirte Lippen und einige trugen Kleider von Seehunds- oder Hirschhaut, mit blauem Zeuge bedeckt. Wie die Männer, rauchen sie gern Tabak.

Besser gekleidete Japanesen von ausgezeichneterm Benehmen als die, welche man vorher gesehen hatten, kamen an Bord, und die Engländer hatten mit ihnen eine eben so angenehme als belehrende Unterhaltung. Sie zeigten eine Weltkarte, die in Rußland entworfen zu seyn schien, auch hatten sie ein Buch, das die Wappen der verschiedenen Länder enthielt, und deuteten sogleich auf das Großbritaniens. Sie hatten ferner ein russisches Alphabet, und einer der Matrosen, ein Russe, sprach mit ihnen in dieser Sprache. Sie erlaubten Broughton, eine Copie von einer großen Karte der in N. von Japan gelegenen Inseln zu nehmen. Am nächsten Tage brachten sie eine andere, die sie ihm schenkten, wofür er ihnen die Weltkarte aus Cooks Reise gab, welche ihnen große Freude machte. Sie betrachteten aufmerksam alles, was sich ihren Blicken darbot, und zeichneten augenblicklich mit chinesischer Tusche die Gegenstände ab, die sie zu vergessen fürchteten.

Broughton nannte die Bai, in welcher er vor Anker lag, Vulkanbai, weil sich drei feuerspeiende Berge an ihrer Küste erheben. Man sah in dem Dorfe Adler und Bären in Kasigen, aber man konnte die Einwohner nicht vermögen, einen davon abzutreten.

Die Engländer bemerkten kleine mit Hirse und Sorgo und einigen andern Dingen besäete Felder, und wunderten sich um so mehr darüber, da die Bewohner von Jesso wegen ihres Unterhaltes allein auf den Fischfang hingewiesen sind. Der Boden ist sehr fruchtbar und die Wälder bestehen aus Ulmen, Eichen, Eschen, Ahorn, Birken, Buchen, Linden, Tannen, Pappeln und einer großen Menge Gesträuche.

Man sieht Pferde, Hirsche, Füchse, Hasen, Bären; die verschiedenen Pelzwaaren, mit denen die Eingeborenen bekleidet waren, ließen vermuthen, daß die Insel wahrscheinlich auch noch andere vierfüßige Thiere nähre. Die Vögel schienen nicht so zahlreich zu seyn als die Bewohner des Meeres, wie die Wallfische, die Meerschweine, verschiedene Arten Fische, Schildkröten und viele Crustaceen.

Am 1. October ging Broughton wieder unter Segel und wendete sich nach N. Im Allgemeinen waren die Küsten von Jesso kahl und wenig bewaldet, bald niedrig, bald hoch und felsig und mit Schnee bedeckt, bisweilen von Inselchen und Klippen eingefaßt. Er sah die von Vries bemerkten Länder, fuhr durch die Straße zwischen Kunaschir und Iturup, und erkannte den vulkanischen Pic der letztern ganz deutlich.

Das Wetter war trübe und regnerisch, der Wind wehete heftig aus SO., das Meer ging hoch und die Umstände waren also nicht günstig zur Aufnahme steiler Küsten, die wenig bekannt und oft von Felsen umgeben waren. Am 17. bemerkte Broughton eine Oeffnung zwischen dem Lande und hielt dieselbe für den Eingang in den Hafen an der NO-Küste von Ketal, den Cook unter dem Namen Marikan erwähnt hatte. Er schickte ein Boot nach dieser Insel. Der Hafen konnte nur kleine Fahrzeuge aufnehmen, weil eine Barre denen, welche über zehn Fuß in Wasser gingen, den Eingang versperrte. Kreuze mit dem russischen Wappen, die an verschiedenen Punkten standen, zeigten, daß Bewohner dieses Landes da Niederlassungen gegründet hatten, die aber aufgegeben waren. Die Eingebornen glichen denen von Jesso; sie waren mit Bärenfellen bekleidet, trugen auf dem Kopfe baumwollene Tücher und an den Beinen Stiefeln von russischer Arbeit.

Das Wetter wurde immer drohender; am 18. brach ein wüthender Sturm aus der Wind wehte mit außerordentlicher Heftigkeit; der Regen fiel in Strömen. Während Broughton ruhig für die Erhaltung seiner Mannschaft sorgte, stürzte er bei der heftigen Bewegung der Corvette nieder und zerbrach sich den Arm über dem Einbogen. Erst jetzt hörte er auf gegen die Elemente zu kämpfen, die sich seinem Fortschreiten entgegenstellten. „Der Winter," sagte er, „kam heran; ich entschloß mich, diese Gewässer zu verlassen und ließ nach S. steuern, um, wenn die Witterung es erlaube, die östlichen Küsten der Kurilen zu mustern."

Die Windstöße, die er erhielt, als er durch die Straße zwischen Katol und Simusir gefahren war, hinderten ihn, diesen Plan auszuführen und in den Canal zu gelangen, der Jesso von Nipon trennt. Er ankerte am 12. Decbr. vor Macao.

Sobald seine Wunde ihm erlaubte, an's Land zu gehen, kaufte er eine Goelette von 80 Tonnen, um sie aus Vorsorge auf seiner weitern Reise mitzunehmen. Es war ein glücklicher Gedanke.

Am 16. April 1797 segelte er von der Rhede von Macao ab und am 17. Mai litt seine Corvette an einer der Madschcosema-Inseln zwischen China und Japan Schiffbruch, aber dieses Unglück konnte ihn von der Fortsetzung seiner Aufgabe nicht abbringen. Er brachte auf seiner Goelette seine ganze Mannschaft wohlbehalten in den Fluß Canton, und von da brach er am 26. Juni wieder nach den Meeren bei Japan auf. „Wir wagten uns nicht mit einem günstigen Erfolge zu schmeicheln, sagt er, denn die Jahreszeit war schon weit vorgerückt und unser Schiff zu einer solchen Expedition wenig geeignet, doch hofften wir einen Theil der Küsten der Tatarei und Koreas erforschen zu können. Trotz den wenigen Mitteln, die mir übrig blieben, wollte ich irgend einen unbekannten Theil der Erde erforschen und zu den Fortschritten der Geographie und der Wissenschaften beitragen. Alle Officiere waren derselben Ansicht und bereit, ihre Pflicht zu thun."

Es gehörte wirklich eine große Aufopferung dazu, sich auf einem so kleinen Schiffe durch neblige Meere, die durch ihre Stürme berüchtigt sind, und in wenig bekannte, nicht minder stürmische Gewässer zu wagen.

Am 11. August ging Broughton in der Vulkanbai vor Anker. Zwei Tage nachher besuchten ihn einige Japanesen, die, soviel er verstehen konnte, von Matsmai abgeschickt waren, um sich zu erkundigen, welcher Nation er angehöre und weshalb er in diesem Hafen erscheine. Mehrere von ihnen, die er im vorigen Jahre gesehen hatte und so artig gewesen waren, kamen später. Sie wunderten sich sehr über das kleine Schiff und konnten die Ursache der Rückkehr nicht begreifen. Sie blieben fortwährend bei ihm, ohne Zweifel, um ihn zu beobachten und zu hindern, mit den Eingeborenen in Berührung zu kommen. Andere befanden sich in einem Hause dem Ankerplatze der Goelette gegenüber und waren wegen seines Aufenthaltes so ungeduldig, daß sie täglich, aber mit endloser Höflichkeit, in ihn drangen, die Insel zu verlassen. Der eine, der sehr verständig und gesprächig war, schenkte Broughton eine vollständige Karte der japanischen Inseln, empfahl ihm, ja nicht zu sagen, woher er sie habe, und schien sagen zu wollen: ich würde mich Gefahren aussetzen, wenn man erführe, daß ich sie einem Fremden gegeben habe.

Die Japanesen sagten dem englischen Capitain, daß die Insel von den Eingeborenen Jesso genannt werde und Matsmai nur den Hauptort und dessen Gebiet bezeichne; auch setzten sie hinzu, daß die Russen nach Kakobade, dem Hafen in NO. von Matsmai, gekommen wären, und beschrieben diesen Hafen als sehr sicher und weit besser, als den von Endermo, wo die Goelette vor Anker lag.

Am 22. Aug. nahm Broughton, nachdem er einen vollständigen Wasservorrath eingenommen hatte, von den Japanesen zu deren großen Zufriedenheit Abschied. Die günstigen Winde, ob es gleich nebelig war, erleichterten seine Fahrt nach W. und er gelangte in die Straße von Sangaar. Er sah an der Küste von Nipon in S. zwei große Städte. Die Küste von Jesso in N. endigte durch sehr hohe mit schönen Bäumen bewachsene Ufer. Mehrere Bäche, die sich in Cascaden herabstürzten, gewährten ein bewegliches Gemälde, das zu betrachten man nicht müde wurde. Man bemerkte am Hintergrunde der Bai von Kakobade aus ein großes Dorf, neben welchem mehrere große Dschonken lagen; Böte stachen in See, um zu der Goelette zu gelangen, aber die Zeit war zu kostbar, als daß man hätte die Besuche abwarten können. Bald entdeckte Broughton die Stadt Matsmai; eine große Anzahl Dschonken lagen längs der Küste; an dem Ufer baute man neue und besserte alte aus. Reich gekleidete Reiter galoppirten nach der Stadt hin. Der Strand war mit Men-

schen bedeckt, wie es schien, um die Goelette zu sehen. Ein ordentlich aufgestelltes Detaschement Soldaten stand an einem Platze fast in der Mitte der Stadt, wo man an das Land gehen konnte, als glaubte man, die Engländer hätten diese Absicht. Matsmai ist ziemlich groß, erstreckt sich längs der Küste hin und erhebt sich amphitheatralisch auf den Hügeln. Die durch Bäume und Gärten von einander getrennten Häuser sind von Holz und mit Schiefer gedeckt; die obern Etagen waren mit langen Zeugstücken geschmückt, deren dunkele Muster angenehm von dem meist weißen Grunde abstachen. Die Tempel und öffentlichen Gebäude waren ebenso geschmückt; überall weheten Fahnen; es schien, als habe man der Stadt ein festliches Aussehen geben wollen. Weiter hin erreichten die Berge eine ziemlich große Höhe; mit Ausnahme einiger als Gärten bebauter Stellen schien aber alles kahl und dürr zu seyn.

Der Ostwind brachte viele Dschonken und Piroguen in die Bai; sie hielten sich nahe an der Küste, um sich vor der Strömung zu schützen, welche mit Gewalt nach W. ging. Broughton war am 1. Septbr. aus der Straße von Sangaar hinaus und der erste Europäer, der diesen Canal zwischen Nipon und Jesso befahren hatte. Die Breite desselben an der schmalsten Stelle beträgt nur fünf Stunden. Am Ende auf der westlichen Spitze der Bai von Matsmai steht ein Leuchtthurm.

Broughton segelte darauf nach N. längs der Küste von Jesso hin, an der er sich immer nahe hielt, um sie deutlich zu erkennen; die Insel schien von Bergen und Thälern durchschnitten zu seyn; der Boden senkte sich sanft nach dem Meere zu und fiel nach dem Nordende zu ab; die Höhen sind gut bewaldet und der kahle Theil ist im Allgemeinen in den Wolken verhüllt. Der englische Seefahrer kam vor Laperouse's Straße vorbei, ohne in dieselbe hineinzufahren. Da die Entdeckungen desselben erst 1798 in Frankreich veröffentlicht wurden, so hatte er keine Kenntniß davon, doch vermuthete er, daß ein Canal Jesso von der Insel in N. trenne. Er war auf der Karte der Japanesen angegeben.

Am 12. Septbr. sah er das Land zu beiden Seiten und vermuthete, er habe in W. die Küste der Tatarei. Die Tiefe des Wassers nahm ab, je weiter er nach N. kam, und daraus schloß er, das Land verbinde sich in jener Richtung vielleicht; das in W. senkte sich mehr und mehr nach dieser Seite zu; das Innere des Landes war baumlos; da er über diesem niedern Lande hinaus kein höheres sah, so schmeichelte er sich mit der Hoffnung, dem Ende dieser Küste nahe zu seyn, und die japanesische Karte bestätigte ihn in dieser Vermuthung.

Am 14. bemerkte er Land in N. durch eine von zwei sehr niedrigen Spitzen gebildete Oeffnung hindurch, und segelte dahin bis er nur noch drei Klaftern Wasser fand. Er warf darauf einen Anker aus und schickte ein Boot ab, um die Ostküste zu untersuchen; man fand eine offene, von Felsen umgebene Bai, die keinen Schutz gewährte.

Am 16., da der Wind gemäßigt war, setzte er seine Fahrt nach N. fort. Jeden Augenblick nahm die Tiefe ab, die endlich nur noch zwei Klaftern betrug. Im N. dehnten sich Sandbänke aus und Broughton überzeugte sich, er werde in dieser Richtung keinen Ausgang in das Meer finden. Alles Land in der Ferne, das er sehen konnte, war niedrig und erstreckte sich an dem ganzen Horizonte hin. Jenseits erhob sich ein anderes in NO. Da er nicht mehr hoffte, Bewohner zu finden, die ihm Nachrichten über dieses Land geben könnten, auch die Tag- und Nachtgleiche nahe war, so entschloß er sich, an der Westküste hin nach S. zu segeln. Je weiter er in dieser Richtung kam, um so mehr nahm die Tiefe zu. Als er den 46° d. Br. wieder erreicht hatte, ohne ein menschliches Wesen an den Küsten des Meeresarmes gesehen zu haben, den er den Golf der Tatarei nannte, weil er Tschoka für eine Halbinsel ansah, hielt er es für zu spät, als daß er mit einem so gebrechlichen Fahrzeuge die Straße zwischen diesem Lande und der Insel Jesso durchfahren, die Kurilen besuchen und endlich seine Fahrt durch die Musterung der Küsten Coreas bis an das Gelbe Meer beschließen könnte.

Daß er Niemanden sah, kam wahrscheinlich daher, daß die Bewohner bereits in ihre Winterwohnungen zurückgekehrt waren. Wirklich verdunkelten die in diesen Gegenden so häufigen Nebel diese Meere einen großen Theil des Tages über. Broughton war in der Meerenge der Tatarei etwas weiter vorgedrungen als Laperouse, und seine Beobachtungen stimmen mit denen des Franzosen über die Beschaffenheit und Lage dieser Küsten überein.

Kapitel XXII.

Jesso. — Tarakaï. — Reisen Laxmann's, Krusenstern's, Kowstow's, Dawidow's und Golownin's. — Allgemeiner Ueberblick.

Die Antwort der japanischen Regierung an den russischen Gesandten (s. Malerische Reise um die Welt, I. Thl.) erwähnt den Lieutenant Laxmann. Dieser russische Infanterieofficier hatte den Auftrag, den Japanesen Kodai und dessen Mannschaft in sein Vaterland zurückzubringen. Dieser Handelsmann, der sich auf einem mit Getreide beladenen Schiffe befand, war an die Insel Amtschitka, eine der Aleuten, geworfen worden. Die Japanesen, die erst nach Kamtschatka, dann nach Ochotsk und endlich nach Irkutsk geführt wurden, schienen mit der guten Aufnahme, welche sie bei den Russen gefunden hatten, so zufrieden zu seyn, daß die Kaiserin Katharine II. einen Versuch zu machen beschloß, ob es nicht möglich sey, Vortheil aus dieser Gefälligkeit zu ziehen und Handelsverbindungen mit Japan anzuknüpfen. Statt aber eigenhändig einen Brief an den Kaiser von Japan zu schreiben und denselben durch einen hochgestellten Mann übergeben zu lassen, begnügte sie sich, dem Generalgouverneur von Sibirien den Auftrag zu ertheilen, in seinem Namen an die japanische Regierung zu schreiben und den Brief durch einen Officier übergeben zu lassen, der nicht von hohem Range sey und auch Geschenke überbringe.

Am 13. Septbr. 1792 verließ Laxmann Ochotsk auf der Gabarre „Katharine", die von Lowsow, Steuermann in der kaiserlichen Marine, befehligt wurde. Ein russischer Kaufmann war sein Dolmetscher.

Am 7. Octbr. ankerte man in der Bai von Nimro an der Küste von Jesso. Laxmann wurde von einer großen Anzahl Eingeborener und Japanesen empfangen, aber er bemerkte bald, daß die letztern ihn mit Mißtrauen beobachteten. Er blieb den Winter über in dieser Bai, beobachtete von einem japanesischen Beamten, der am Ufer ein hübsches Haus mit einem Magazine hatte.

Am 12. Octbr. hatte er durch einen japanischen Boten einen Brief an den Gouverneur der Insel geschickt, um ihm seine Ankunft, den Zweck seiner Reise und seine Absicht zu melden, in der Bai zu überwintern, auch ihn zu bitten, die japanische Regierung davon zu unterrichten. Die Antwort, die er erhielt, berichtete ihn, daß seine Depesche nach Dschebbo geschickt worden sey. Gegen das Ende des Decembers kamen japanische Beamte von Matsmai nach Nimro, besuchten Laxmann auf seinem Schiffe und zeichneten wie die, welche Broughton an Bord seiner Corvette empfangen hatte, die Karten, Plane, und verschiedene Instrumente ab, die sie sahen, nahmen mit merkwürdiger Geschicklichkeit Modelle von mehrern Geräthen und verschiedenen Maschinen und legten den größten Werth auf die Landkarten.

Die Russen konnten nicht in genauere Verbindung mit den Eingeborenen treten, welche die Japanesen wie Sclaven beobachteten, und die nicht einmal wagten, die Geschenke anzunehmen, welche ihnen Laxmann geben wollte, um die Dienste zu vergelten, die sie ihm auf Befehl ihrer Herren geleistet hatten.

Am 29. April 1793 kam in Nimro eine Schaar von 60 Japanesen von Dschebbo und Matsmai, nebst 150 Ainos an; die letztern dienten als Träger und Wächter. Den andern Tag wurde Laxmann aufgefordert, sich an den Ort zu begeben, wo die japanischen Abgeordneten sich befanden, und ward mit seinen Begleitern in einen großen Saal geführt, den man in einem Augenblicke durch Wegnahme mehrerer Schirme vergrößerte.

Die Russen erhielten Thee und andere Erfrischungen, worauf man ihnen die Antwort der japanischen Regierung auf ihr Gesuch vorlas. Der Kaiser versagte ihnen die Erlaubniß, in einen andern Hafen seiner Staaten einzulaufen, gestattete ihnen aber, zu Lande mit einer Bedeckung nach Matsmai zu gehen. Laxmann wollte diese Bedingungen nicht annehmen. Die Japanesen wendeten alles auf, um die Russen abzuhalten, zur See weiter zu gehen, und setzten dies Verfahren bis gegen Ende des Mai fort. Da erklärte ihnen Laxmann, der es überdrüssig war, so lange zu warten, in festem Tone, er würde, was auch geschehe, die Reise nach Kakodade allein machen. Die Japanesen, die ihn unerschütterlich sahen, willigten endlich ein, ihn zu begleiten. Das Schiff verließ den 4. Juni die Bai von Nimro und ankerte am 4. Juli auf der Rhede von Kakodade.

Der Commandant der Stadt bot ihm sogleich auf das Artigste seine Dienste an. Er gab ihm das verlangte Detaschement Soldaten, um die zudringliche Menge der Neugierigen abzuhalten. Als Laxmann an's Land ging, wurde er mit großen Ceremonien von dem Commandanten und den Haupteinnehmern der Stadt empfangen und in ein Gebäude am Ufer gebracht; über der Thüre auf einem Brete las man die Worte: Haus der Russen. Es war hübsch meublirt und stieß an einen schönen Garten. Als die Russen ein Bad genommen hatten, trug man Speisen auf, und darauf begleitete man sie auf das Schiff zurück.

Laxmann besuchte einige Tage später die nördliche Küste des Hafens der Stadt gegenüber. Zu beiden Seiten des Weges lagen sorgfältig unterhaltene Weizen-, Linsen-, Erbsen-, Hanf- und Tabaksfelder. Die Gärten waren voll Rüben, Möhren, Bohnen ꝛc. Vieh bemerkte er nicht und sah auch kein anderes Hausgeflügel als Hühner; vergebens versuchte er in die Stadt hinein zu gelangen.

Am 12. Juli, am Tage vor der Abreise nach Matsmai, holte man Laxmann mit großem Gepränge ab; er verbrachte die Nacht in dem Hause, das er schon bewohnt hatte. Am andern Tage früh bestieg er einen Norimon und sein Dolmetscher einen andern; die Personen seines Gefolges erhielten Pferde, deren jedes von zwei Mann geführt wurde; der Zug bestand aus 450 Personen. Er ging über Moiatschi, Rikua, Schirduschi, Fuguschina, Juskoga, Resische und Ossamorussa. In jedem dieser Flecken war ein Haus zur Aufnahme der Russen eingerichtet und mit einer Aufschrift versehen worden.

Als der Zug Ossamorussa verließ, wurde er durch eine Anzahl von 600 Soldaten vergrößert, und so hielt Laxmann seinen Einzug in Matsmai; alle Häuser waren mit Teppichen und bunten Fähnchen verziert und mit Neugierigen gefüllt. In jeder Straße sah man nur die Polizeibeamten mit ihren gekreuzten Hellebarden. Ein Detaschement von 120 Mann war vor dem für die Russen bestimmten Hause aufgestellt, das Tische, Stühle und alle Arten neuer Meubles in europäischem Geschmacke enthielt. Hinter dem Hause lag ein Garten, dessen Umschließungshecke bedeutend erhöht worden war, damit die Russen nicht darüber hinaussehen könnten.

Abends kamen Ceremonienmeister, um sich mit Laxmann über die Ceremonie zu besprechen, welche bei den Audienzen und Conferenzen zu beobachten seyn würden. Sie schlugen ihm vor, sich ihrer Sitte zu fügen, d. h. in bloßen Füßen zu erscheinen, sich platt auf den Bauch niederzulegen und dann knieend seine Schreiben zu übergeben. Laxmann schlug dies rund ab und bewies den Japanesen, daß der europäische Gebrauch viel bequemer sey; sie willigten endlich ein, daß er seinen Ansichten folge. Dem zu Folge holte man den andern Tag die Russen ab und führte sie in das für die Verhandlungen bestimmte Haus, das an einem steilen Hügel erbaut war und in das man nur auf einer Treppe gelangen konnte. Die japanischen Bevollmächtigten saßen im Halbkreise in einem großen Saale. Der älteste las, sobald die Russen sich gesetzt hatten, mit lauter Stimme ein Schreiben ab, das erklärte, die japanische Uebersetzung der russischen Depesche sey unverständlich, man könne nichts daraus erkennen, und er übergab dieselbe an Laxmann. Um diese Handelsweise, die nur eine Ausflucht zu seyn schien, einigermaßen zu entschuldigen, winkte er; die Wände nach der Gartenseite wurden weggenommen und ließen ein für die Russen bestimmtes Geschenk von hundert Säcken Reis sehen.

Endlich übergab er Laxmann ein Schreiben, über welches er sich eine Quittung ausbat, indem er zugleich versprach, dasselbe seiner Regierung zu übergeben. Alle begaben sich darauf in ein anstoßendes Zimmer, wo eine gute Mahlzeit bereit stand. Nach der Rückkehr in den Audienzsaal erhielt Laxmann die Erlaubniß, seine Anträge mündlich vorzubringen; er setzte dieselben mit einigen Details auseinander und äußerte den lebhaftesten Wunsch, dem Kaiser von Japan vorgestellt zu werden, indem er versicherte, die Kaiserin von Rußland sey sehr geneigt, ein enges Freundschaftsbündniß mit diesem Fürsten einzugehen. Darauf las man ihm folgende Erklärung vor: „Obgleich nach den Gesetzen des Reichs jeder Fremde, der an den Küsten von Japan anlegt außer in dem Hafen von Nangasaki, angehalten und lebenslänglich gefangen bleiben müsse, so solle doch dieses Gesetz nicht auf die Russen angewendet werden, die es nicht kannten, und die übrigens Japanesen, die sie von dem Schiffbruche gerettet, zurückgebracht hätten. Es sollte ihnen also erlaubt seyn, in ihr Vaterland zurückzukehren, aber unter der Bedingung, daß sie sich keinem andern Orte der Küste Japans näherten, außer Nangasaki, selbst wenn wiederum Japanesen an die Küsten Rußlands geworfen würden; denn dann würde das Gesetz seinem ganzen Umfange nach vollzogen werden.

„Die japanische Regierung dankt den Russen dafür, daß sie ihre Unterthanen zurückgebracht haben, indessen erklärt sie auch, daß sie dieselben ausschiffen oder wieder mit sich nehmen können, wie es ihnen beliebt, da nach dem japanischen Gesetze diese Leute nicht mit Gewalt zurückgehalten werden können; denn man hat den Grundsatz, daß die Menschen dem Lande angehören, an das sie geworfen wurden und wo ihr Leben gerettet wurde."

Der älteste der Abgeordneten setzte hinzu: „ich wiederhole es, die Gesetze des Reiches müssen streng beobachtet werden; man kann Euch nicht erlauben, nach Dscheddo zu gehen. Ihr habt mit den Abgeordneten des Kaisers gesprochen, und es ist dies eben so gut, als hättet Ihr mit diesem Fürsten persönlich geredet. Uebrigens können Unterhandlungen in Bezug auf einen Handelstractat nur in Nangasaki angeknüpft werden. Ihr werdet demnach inständig gebeten, Anstalten zu treffen, um sobald als möglich den Hafen Kakodade zu verlassen und nach Rußland zurückzukehren oder nach Jodomo zu fahren, in welchem Hafen Ihr einlaufen dürft." Nach dieser Anrede entfernten sich die Bevollmächtigten und die Conferenzen hatten ein Ende.

Die Russen fanden bei der Rückkunft in ihre Wohnung für sie bestimmte Geschenke sowohl von dem Kaiser von Japan als auch von dem Gouverneur von Matsmai. Laxmann äußerte den Wunsch, mit dem letztern zu sprechen, um ihm zu danken und ihm Geschenke anzubieten; er erfuhr jedoch, das erstere sey unmöglich; die Geschenke jedoch wurden angenommen.

Den andern Tag schlugen zwei Japanesen dem russischen Dolmetscher vor, ihm behülflich zu seyn, die russische Depesche zu übersetzen, welche die Bevollmächtigten zurückgegeben hatten, so wie die Schrift, die von ihnen dem Herrn Laxmann überreicht worden war. Das Anerbieten wurde angenommen, aber als die Uebersetzung des russischen Schreibens ins Japanische vollendet war, weigerten sich die Bevollmächtigten dasselbe anzunehmen, unter dem Vorwande, das Schreiben sey nicht an sie gerichtet. Nach langen Präliminarien willigten sie ein, die Verlesung desselben anzuhören; dann zeigten sie eine Charte Blanche des Kaisers und schrieben darauf die Erlaubniß für das russische Schiff, ungehindert in den Hafen von Nangasaki einzulaufen. Dies Papier wurde Laxmann überreicht, und es lautete also: „Wir erlauben einem russischen Schiffe in dem Hafen von Nangasaki einzulaufen, erneuern aber bei dieser Gelegenheit das Verbot, die Fremden an einem andern Orte unseres Reiches zuzulassen, so wie das Verbot der Ausübung der christlichen Religion. Im übrigen hat man sich in Allem nach den bestehenden Verordnungen zu richten. Deshalb

wurde dies Schreiben dem Andreas Laxmann übergeben. Gegeben in der Stadt Matsmai ꝛc. ꝛc.

Am 30. Juli hatte Laxmann seine Abschiedsaudienz; er übergab den Japanesen ihre Landsleute, die er mitgebracht hatte, und erhielt einen Empfangsschein darüber. Mehrmals hatte er Versuche gemacht, den Handelsleuten, die auf sein Schiff kamen, Gelegenheit zu bieten, einen Tauschhandel zu beginnen, aber seine Bemühungen waren vergebens.

Am 25. trat er den Rückweg an, und unterwegs baten die japanischen Beamten den russischen Dolmetscher, ihnen insgeheim und ohne Vorwissen Laxmanns eine Abschrift des Briefes zu geben, den sie in Matsmai nicht haben annehmen wollen, und diese Bitte wurde erfüllt. Am 11. Aug. verließen die Russen die Rhede von Kakodade und wurden bis zu einer gewissen Entfernung von zwei japanischen Fahrzeugen begleitet, welche ohne Zweifel den Auftrag hatten, zu beobachten, ob sie nicht versuchten an der Küste von Jesso an's Land zu gehen.

Mit dem Laxmann übergebenen kaiserlichen Rescripte erschien Krusenstern 1804 in dem Hafen von Nangasaki. Als er 1805 wieder absegelte, versprach er den japanischen Beamten, sich der Küste ihres Landes nur im höchsten Nothfalle zu nähern, doch hatte er ihnen vorgestellt, er könne es sich nicht versagen, die Nordwestküste von Nipon zu mustern, weil er die wirkliche Breite der Sangaar-Straße nicht kenne, welche die besten Karten nicht angegeben hätten, und weil er in Nangasaki keine Karte erhalten könne, die ihn auf seiner Fahrt leite, und er deshalb genöthigt sey, sich immer in geringer Entfernung von der Küste zu halten, um jene Straße zu suchen, die nach ihrer Beschreibung nur eine holländische Meile breit sey und die er also leicht verfehlen könne, wenn er sich von dem Lande entferne. Sie schienen die Triftigkeit dieser Gründe einzusehen. Krusenstern kannte die Entdeckungen Laperouse's, nicht aber die Broughton's, die erst 1805 in Europa bekannt gemacht wurden.

Als Krusenstern bis zum 39° d. Br. im N. gekommen war, näherte er sich der Küste von Nipon. Am 2. Mai befand er sich vor einer ziemlich großen Stadt mit einem Hafen an der Mündung eines Flusses; man sah da mehrere Schiffe vor Anker liegen und Häuser am Ufer; das Thal in der Nähe war gut behaut; Felder, Wiesen mit Heerden und Wälder schmückten die Landschaft. Eine Kette hoher mit Schnee bedeckter Berge zog sich im N. des Thales hin. Wallfische spielten um die Fregatte. Gegen Abend stießen vier Böte, jedes mit etwa zwanzig Personen, vom Lande und kamen nach dem Schiffe zu. Trotz den Freundschaftszeichen der Russen, welche sie in japanischer Sprache anriefen, blieben sie in gewisser Entfernung, und entfernten sich wieder, nachdem sie zweimal um das Schiff herumgefahren waren, das sie mit großer Aufmerksamkeit zu untersuchen schienen. Diese Böte waren von ganz anderer Bauart wie die in Nangasaki; die Ruder wurden auf europäische Weise in Bewegung gesetzt. Da die Zahl der Mannschaft einige Besorgniß über ihre Absichten erregte, so ließ Krusenstern die Kanonen mit Kartätschen laden, ob es gleich nach der strengen japanischen Polizei nicht wahrscheinlich war, daß die Leute in feindlicher Absicht erschienen. Später erfuhr man, daß eine Stadt an dieser Seite in geringer Entfernung von der Sangaar-Straße von Seeräubern bewohnt sey; diese hatten vielleicht die Russen gesehen; waren sie vielleicht herangekommen, um die Fregatte anzugreifen, so vertrieb ihnen wahrscheinlich die Größe derselben, da sie jedenfalls noch nie ein so großes Schiff gesehen hatten, die Lust, ihren Plan auszuführen.

Am 3. befand sich Krusenstern vor der Straße Sangaar; er erkannte deutlich Matsmai und sah mit seinem Fernrohre die öffentlichen Gebäude und die Häuser dieser Stadt, die ziemlich groß zu seyn schien. Die Küsten von Nipon und Jesso sind auf jeder Seite dieses Theils der Straße sandig und dürr. Weiter nach N. wird die von Jesso minder rauh, aber überall giebt es nur wenige Wohnungen. Man bemerkte in der Nähe der nördlichen Spitze der Insel einige Fischerhütten; eine Pirogue mit vier Mann kam an die Fregatte, welche in einer Bai ankerte, die den Namen Romanzow erhielt. (Taf. 9. Abbild.) Die Leute kamen ohne die geringste Furcht an Bord, fielen da auf ihre Knie, legten die hohlen Hände an einander, erhoben sie langsam und mehrmals gen Himmel, zogen sie dann an ihrem Gesichte herunter bis auf ihre Brust und verneigten sich darauf tief auf japanische Weise. Sie hatten alle ein deutlich ausgesprochenes wohlwollendes Aussehen, verstanden einige japanische Worte und sagten, daß sie Aino wären. Man gab ihnen Zwieback und Branntwein, der aber nicht nach ihrem Geschmacke zu seyn schien; dann fügte man Messer, kleine Spiegel, Nadeln und andere Kleinigkeiten hinzu, mit denen sie zufriedener waren. Beim Abschiede gaben sie durch Zeichen zu verstehen, daß man sie am Lande erwarte.

Krusenstern, der mit den meisten seiner Officiere an's Land ging, wunderte sich, daß eine Gegend unter so niedriger Breite noch so wenig Spuren des Frühlings zeige; an mehrern Stellen lag Schnee; die Bäume hatten keine Blätter und auf den Feldern sah man kein Grün, außer einigen Stengeln wilden Knoblauchs. Man konnte nicht anders als auf dem Sande und den Kieseln des Ufers gehen; überall war Sumpf und Schnee. Ein Aino führte die Russen in sein Haus und sie gaben der Familie Geschenke.

Während dieses Ausflugs waren Japanesen in einem Boote an Bord gekommen; sie sahen aus wie Fischer, schienen gar nicht verlegen zu seyn und fragten viel; einen Augenblick später kam ein anderer besser Gekleideter, sagte, er sey ein Handelsmann und wollte verschiedene Gegenstände verkaufen, unter anderm auch Bücher mit Abbildungen in Holz, was bei Todesstrafe den Fremden nicht verkauft werden darf.

Den andern Tag kamen die Japanesen mit einem Beamten wieder. Dieser schien über die Anwesenheit der Russen auf dieser Rhede sehr erschrocken zu seyn, bat sie inständig, sich ohne Verzug zu entfernen, und setzte hinzu, er müsse sogleich den Gouverneur von Matsmai davon unterrichten und dieser würde eine Flotte gegen sie abschicken. Um diesen Drohungen noch mehr Gewicht zu geben, blies er die Backen auf und wiederholte mehrmals bum! bum! um dadurch die Wirkung des Geschützes auszudrücken, das man in Anwendung bringen werde. Diese so komische Pantomime erregte das Gelächter der Russen, doch suchte Krusenstern die Besorgniß des Mannes zu beruhigen, indem er ihm ankündigte, er werde absegeln, sobald sich der Nebel verziehe. Der beruhigte Japanese ließ sich nun bereitwillig in ein Gespräch ein. Er hatte Laxmann gesehen, den er sehr rühmte und dem er die genaue Kenntniß der Lage Kamtschatkas und Ochotsks verdankte. Ueber die Inseln im N. von Jesso hatte er nur unklare Vorstellungen. Er zeigte auf den Karten der Russen den Hafen, wo sich die japanische Niederlassung an der Ostküste von Karafonto befindet. Er nannte auch die südlichsten Kurilen als zu Japan gehörig, und endlich mehrere Vorgebirge und Flüsse von Jesso, wie sie von den japanischen Karten bezeichnet waren. Er weigerte sich, das Geringste anzunehmen außer einer Tasse Thee. Sein Amt war, die Aufsicht über den Handel seiner Landsleute mit den Ainos zu führen; im Winter begiebt er sich mit seiner ganzen Familie nach Matsmai, weil in dieser Zeit die Geschäfte ruhen. „Dieser Beamte," setzt Krusenstern hinzu, „wendete seine ganze Kenntniß unserer Sprache auf, um uns zu fragen und sich zu versichern, daß wir wirklich Russen wären. Er zweifelte daran, weil keiner von uns einen Zopf oder Puder trug, wie es Laxmann und die Begleiter desselben gethan hatten. Diese Mode hatte den Japanesen besonders auffallen müssen, da dieselbe in ihrem eigenen Vaterlande seit mehr als tausend Jahren besteht.

„Den ganzen Tag erhielten wir fortwährend Besuche von Japanesen und Aino. Die letztern gaben dürre Häringe für alte Kleider und Knöpfe; der letztere Gegenstand muß bei ihnen in großem Werthe stehen oder die Häringe einen sehr geringen haben, da sie funfzig und selbst hundert Stück für einen einzigen Knopf gaben. Die japanischen Handelsleute versuchten Pfeifen, Lackgeschirr und besonders Bücher mit obscönen Bildern, vielleicht ihre einzige Lectüre, zu verkaufen, denn sicherlich hatten sie dieselben von Matsmai nicht mitgebracht, um sie in diesem Winkel der Welt zu verkaufen. Einer dieser Kaufleute erzählte, daß er alle Jahre eine Reise nach Urup und Iturup mache."

Bei den Ausflügen, welche die Russen am Lande machten, entflohen die Frauen sobald sie die Fremden erblickten; sie sahen überall viele Hunde, die denen der Kamtschadalen glichen, aber kleiner waren; man spannt sie an Schlitten. In den meisten Hütten traf man Bären; die Aino füttern dieselben und schlachten sie, wann sie groß geworden sind; ihr Fleisch ist für sie eine Delikatesse.

Am 13. Mai mit Tagesanbruch zerstreute sich der Nebel und Krusenstern segelte nach dem Cap Crillon. Er ankerte in der Bai Aniva, wo ein japanisches Schiff bei einem japanischen Comptoir lag. Die Russen gingen an Bord; der Capitain tractirte sie mit Saki, Reisbrod und Tabak; er hätte gern Tuch für einige Kleinigkeiten erhalten, aber die Furcht vor den Beamten am Lande hielt ihn von diesem Handel ab, der ihm im Falle der Entdeckung den Kopf gekostet haben würde. Dieser Capitain war mit einer Ladung Reis und Salz von Osacca gekommen, und hatte hier Rauchwaaren, besonders aber gedörrte Fische eingenommen, die er im Kielraume aufschichten und mit Salz bedecken ließ.

Die Russen besuchten auch das Comptoir der Japanesen, das an den beiden Ufern eines kleinen Flusses liegt. Die Beamten beantworteten nur zitternd die Fragen, die sie ihnen vorlegten, denn sie hatten einen Angriff gefürchtet und deshalb etwa zwanzig ihrer Landsleute und funfzig Ainos zusammengebracht. Als man sich von den friedlichen Absichten der Russen überzeugte, zerstreute sich diese Schaar. Nach der Menge der Waaren in dem Magazine muß der Handel dieses Comptoirs jährlich ein Dutzend Schiffe von 100 bis 120 Tonnen beschäftigen. Ein anderes beträchtlicheres Comptoir befindet sich zu Tamari Aniva etwas weiter in S. Die Aino dieser Küste gleichen äußerlich denen von Jesso, und man darf sich deshalb nicht wundern, daß Vries, nachdem er die beiden Inseln besucht hatte, glaubte, sie machten nur eine einzige aus.

„Einige alte Berichte, besonders die der Chinesen, bemerkt Krusenstern, schildern die Ainos als Wilde mit ungemein behaartem Körper und so langem Barte, daß sie denselben zurückschlagen müßten, wenn sie trinken wollten. Dieses Mährchen ist auch von den Europäern wiederholt worden. Der Pater de Angelis spricht nur von dem Barte und dem dichten Kopfhaar der Ainos; unsere Beobachtungen stimmen mit den seinigen überein."

Die Russen legten an verschiedenen Punkten der Ostküste von Tarakai an; überall war das Clima sehr rauh. Unter 49° 14′ d. Br. fanden sie das Cap Geduld (Taf. 9. Abbild.), durchschnitten die Kette der Kurilen zwischen Onekotane und Karamokotane und fuhren nach Kamtschatka, wo der Gesandte Resanow an's Land ging. Am 2. Juli segelte Krusenstern ab, durchsegelte von neuem den Archipel der Kurilen, aber in einem andern Canale als das erstemal, und befand sich am 19. im Angesichte des Caps Geduld. Er segelte nach N. Die Küste gewährte einen angenehmern Anblick als bei den Kurilen und im südlichen Theile von Tarakai, denn die Hügel waren begrünt; dann wurde das Land wieder traurig. Am 28. gelangte er an dem Ende des gebirgigen Theiles der Insel an; man sah keine Höhen mehr; die gut bewaldete Küste zeigte keine andern Unebenheiten, als Dünen.

Am 2. August neue Veränderung des Aussehens; man bemerkte ein hohes und gebirgiges Land; das Ufer war meist steil und bestand an mehrern Stellen aus Felsen, die der Kreide glichen. In einem lachenden Thale erblickte man zwei Häuser, die ersten, seit man an dieser westlichen Küste hinfuhr.

Nördlich von einem unter 54° 5′ d. Br. gelegenen Cap wurde das Land wieder traurig; keine Spur von Vegetation, überall eine fast gleichförmige Masse weißgefleckten Granits.

Am 8. Aug. endlich erreichte Krusenstern die nördlichen Spitzen von Tarakai und nannte sie Cap Elisabeth und Cap Marie. Das erstere bildet das Ende einer Bergkette.

Die Bai zwischen diesen Vorgebirgen war von Ländern von ungleicher Höhe umgeben. Als man sich dem Ufer näherte, sah man ein schönes Thal und darin 27 Häuser. 35 Insulaner saßen am Strande; es waren die ersten, welche man seit dem Cap Geduld bemerkt hatte. Ein russischer Officier fuhr an's Land. Als er vor dem Dorfe anlangte, kamen ihm drei Männer, die ihrer Kleidung nach Häuptlinge zu seyn schienen, entgegen; jeder hatte ein Fuchsfell in der Hand, das sie in der Luft bewegten, während sie alle auf einmal so laut schrien, daß man sie auf der Fregatte hörte. Sie umarmten die Russen herzlich, schienen sie aber doch verhindern zu wollen, weiter zu gehen. In demselben Augenblicke eilten alle andern herzu, und da sie alle mit Dolchen, wie die Häuptlinge mit Säbeln bewaffnet waren, so sah dieser Empfang ziemlich verdächtig aus. Die Russen schifften sich wieder ein und wollten an einem andern Theile der Bai weiter nach N. an's Land gehen. Sie hatten auf den ersten Blick erkannt, daß die Eingeborenen keine Ainos wären, ob sie gleich meist wie diese mit Blousen von Seehundsfell bekleidet waren. Die Häuptlinge trugen Gewänder von bunter Seide, andere Ueberwürfe von verschiedener Farbe. Man hielt sie für Tataren.

An dem Strande weideten Rennthiere; hinter einem Hügel lag ein See, in welchen mehrere Bäche sich ergossen; herrliche Tannen schmückten die Hügel und Berge, und überall war der Boden mit reichem Grün bekleidet.

An den folgenden Tagen nöthigte das schlechte Wetter Krusenstern, in dem Canale, welcher im W. Tarakai von der Tatarei trennt, deren Küste man wegen des Nebels nicht erkennen konnte, zu laviren. Endlich erblickte er dieselbe; sie war bergig; ein höchstens sechs Meilen langer Canal lag zwischen den beiden Ländern. Krusenstern vermuthete, es sey derselbe, welcher zur Mündung des Amur führe, und steuerte nach SW. Bald gab die Sonde nur noch 6 Klaftern an. Da er sich mit der Fregatte nicht weiter wagte, steuerte er quer hinüber und befahl einem seiner Lieutenants, mit einem Boote zuerst an die Spitze von Tarakai, bis er nur noch drei Klaftern Tiefe finde, und dann an die Küste der Tatarei zu gehen und den Canal seiner ganzen Breite nach zu sondiren. Der Officier berichtete nach seiner Rückkunft, daß eine sehr starke aus S. kommende Strömung seine Fahrt beschwerlich gemacht, daß er nicht habe an den Punkt gelangen können, wo die Tiefe nur drei Klaftern betrage, weil er sich auch habe die Zeit nehmen wollen, den Canal zu sondiren. An der Stelle, wo er nur noch eine Tiefe von 4 Klaftern gefunden, sey er auf dem halben Wege zwischen der Fregatte und der Küste von Tarakai gewesen; an der Küste der Tatarei habe das Senkblei nur drei und eine halbe Klafter angezeigt. Er habe in der Mitte des Canals Wasser in einen Eimer geschöpft; es war ganz süß und so leicht wie das von Nangasaki; selbst das, welches bei der Fregatte strömte, war trinkbar. Krusenstern konnte also annehmen, daß er sehr nahe an der Mündung des Flusses Amur sey, zumal da die Strömung aus S. und SO. mit vieler Heftigkeit kam. Er näherte sich darauf der Küste der Tatarei und ankerte wieder in der Bucht von Tarakai, in der er neuerlich [illegible] hatte. Ein auf den Fischfang ausgeschicktes Boot kam nach zwei [illegible] den so mit Fischen, fast nur Lachsen, beladen zurück, daß die Mannschaft drei Tage lang davon leben konnte.

Am nächsten Tage, ehe die Russen an's Land gingen, kam ein großes Boot, in welchem sich sechs Männer befanden. „Bei unserer Annäherung," sagt Krusenstern, „grüßten sie uns mit Verbeugungen und winkten uns, zu ihnen zu kommen. Wie die, welche man weiter in N. gesehen hatte, bewegten sie Fuchsfelle, während sie nach dem Lande zeigten. Sie beeilten sich, um voraus an's Land zu kommen, und zogen ihr Boot auf den Strand. Unser Beisammenseyn war ein sehr freundschaftliches; man umarmte sich gegenseitig herzlich; ich glaube aber doch, daß wir es aufrichtiger meinten als sie, denn es zeigte sich bald, daß unser Besuch sie in große Verlegenheit brachte. Ich war sehr überrascht, hier nicht einen einzigen Aino zu finden.

„Nur die Furcht hatte diese Tataren veranlaßt, bei unserm Anblicke Freude zu heucheln; ihr Boot war voll von Lanzen, Pfeilen und Säbeln Wir schlugen nichts destoweniger den Weg nach dem Dorfe ein, ohne uns um die Bemühungen zu kümmern, uns davon abzuhalten. Als sie die

Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen erkannten, eilten sie auf ihr Boot, fuhren auf das hohe Meer hinaus und verschwanden bald.

„Ungefähr hundert Schritte von den Häusern fanden wir etwa 100 Männer versammelt, unter denen wir einige von jenen erkannten, die uns in dem Boote entgegengekommen waren. Einer dieser Tataren trug ein prächtiges geblümtes Seidengewand ganz nach chinesischem Schnitte, sein übriger Anzug entsprach ihm aber nicht. Da ich das Wohlwollen desselben zu gewinnen wünschte, so ließ ich ihm ein Stück rothes Tuch geben, das ihm sehr zu gefallen schien; ich vertheilte ferner unter seine Begleiter Messer, Nadeln, Tücher und andere Kleinigkeiten. Als ich sie von unsern freundschaftlichen und friedlichen Gesinnungen überzeugt zu haben glaubte, machte ich Miene, nach ihren Häusern zuzugehen; alsbald änderte sich die Scene; sie vertraten uns den Weg, und man erkannte deutlich genug, daß sie uns nicht weiter gehen lassen wollten. Wir stellten uns, als bemerkten wir dies nicht, und gingen langsam immer weiter; da begannen sie ein großes Geschrei und thaten höchst erschrocken, folgten uns aber nicht. Da wir diesen mißtrauischen Menschen keine Ursache zu Mißfallen geben wollten, so kehrte ich zu ihnen zurück, nahm den Häuptling bei der Hand und suchte ihm begreiflich zu machen, daß wir durchaus keine feindlichen Absichten hätten; um ihm dies zu beweisen, nahm ich meinen Degen ab, deutete ihm zuvor durch Zeichen an, daß wir nicht in ihre Häuser hineingehen wollten, und überredete ihn endlich, uns zu begleiten. Sie hielten Rath unter einander; einige eilten auf einem kürzern Wege durch das Gebüsche nach dem Dorfe; die andern blieben und gingen mit uns nach dem Dorfe zu. Der Häuptling gab uns zu verstehen, daß das erste Haus ihm gehöre, indem er sich mit den Leuten seines Gefolges vor die Thüre stellte; übrigens standen schon zwei große kräftige Bursche dort als Wache, um den Eingang zu vertheidigen. Ich hatte versprochen, den Fuß nicht hineinzusetzen, und versuchte es deshalb auch nicht. Ich vertheilte neue Geschenke und setzte meine Promenade bis an das Ende des Dorfes fort, wobei ich den Häuptling an der Hand hielt, um die andern Bewohner zu beruhigen. Dieses Zeichen der Freundschaft schien ihm gar nicht recht zu seyn, denn bei jedem Schritte blieb er stehen und deutete mir mit verdrüßlicher Miene den Wunsch an, daß ich umkehren möge. Ein neues Geschenk gab ihm seine gute Laune wieder, und ich konnte endlich wohl annehmen, daß er an meine friedlichen Absichten glaubte.

„Am Ende des Dorfes bemerkten wir in einer gewissen Entfernung einige Häuser, die besser gebaut zu seyn schienen als die andern; sie hatten Schornsteine. In das erste, das leer war, konnten wir hineingehen; man sah, daß es nicht lange erst verlassen war. In den beiden Ecken befand sich ein steinerner Herd, und über demselben ein großer eiserner Haken, an welchem wahrscheinlich der Kochtopf aufgehangen wurde.

„Weiter wollte ich nicht gehen; wir kehrten also nach dem Hause des Häuptlings um, vor dem viele Tataren sich in der Absicht versammelt hatten, Tauschhandel mit uns zu treiben. Der Häuptling selbst geruhte, sein prächtiges Seidengewand gegen drei Ellen Tuch herzugeben. Er ging gleich darauf in seine Wohnung hinein und kam eine Viertelstunde später zurück, geschmückt mit einem andern seidenen Gewande, das roth war und goldene Blumen hatte. Wahrscheinlich hatte er Lust, auch dies zu verkaufen, aber er fand keinen Käufer. Alle diese Tataren legten den größten Werth auf Tuch, besonders aber auf Tabak; leider waren wir damit nicht versehen. Die Matrosen aus meinem Boote, die Tabak zu ihrem eigenen Gebrauche hatten, schlossen sehr vortheilhafte Käufe. Um zehn Uhr fing der Wind an, kräftiger zu werden, und ich kehrte an Bord zurück."

Da Krusenstern nicht einen einzigen Aino in N. von Tarakai bemerkt hatte, so vermuthete er, dieser Stamm Ureinwohner sey ausgerottet. Die Tataren bezeigten ihrem Häuptlinge keine große Ehrfurcht; derselbe war mit Ausnahme des seidenen Gewandes eben so einfach und eben so schmuzig gekleidet; sie behandelten ihn selbst mit vieler Vertraulichkeit. Eine Blouse von Seehundsfell oder Fischdarm, Stiefeln von Seehundsfell, ein platter Strohhut wie die der Chinesen, ein Hemd von blauem Baumwollenzeuge, das am Halse mit zwei Messingknöpfen zugemacht war, und weite Beinkleider von grobem Zeuge machten ihren Anzug aus.

Sie scheinen sich nur von Fischen zu nähren, denn man bemerkte nicht die geringste Spur von Anbau, obgleich die Höhe des Grases die Fruchtbarkeit des Bodens in den Ebenen in der Nähe des Dorfes verrieth. Außer Hunden sah man kein anderes Thier. Fast bei jeder Wohnung standen mehrere Gerüste zum Dörren der Fische, die mit viel Sorgfalt zubereitet werden. Die Häuser sind groß und mit Ausnahme derer am Ende des Dorfes auf vier Fuß hohe Pfähle gestellt; in diesem untern Raume halten sich die Hunde auf. Eine Treppe von sieben bis acht Stufen führt zu einer etwa zehn Fuß breiten Galerie, die an der Vorderseite hinläuft; in der Mitte befindet sich die Thüre zum Vorhause, das die Hälfte des Gebäudes einnimmt; man bemerkte hier keine Art von Geräthe. Eine Thüre dem Eingange gegenüber führt ohne Zweifel in das Zimmer der Frauen. Sie waren den Blicken der Russen so verborgen, daß sie nur ein etwa vierjähriges Mädchen sahen, das ein Mann auf den Armen trug. Die Thüren und Fenster waren in aller Eile mit Bretern verschlagen worden; die Fenster bestanden nur in Oeffnungen in der Außenmauer.

Die Strömungen hinderten Krusenstern sich der Küste der Tatarei so weit zu nähern, als er es wünschte. Uebrigens war ihm bei seiner letzten Abreise von Kamtschatka ausdrücklich vorgeschrieben worden, nicht zu nahe an den Theil zu kommen, welcher zu dem chinesischen Reiche gehört, „um nicht bei der mißtrauischen und argwöhnischen Regierung dieses Landes Besorgnisse zu erregen, welche einen Bruch herbeiführen könnten, dessen erste Folge die unmittelbare Einstellung des für Rußland so vortheilhaften Handels in Kiachta seyn würde."

Dieser Seefahrer glaubt, ein sandiger Isthmus mache Tarakai zu einer Halbinsel, aber diese Erdanhäufung ist ein neueres Erzeugniß und Tarakai konnte eine Insel zu einer noch ziemlich neuen Zeit seyn, in welcher die chinesischen und japanischen Karten entworfen wurden, die sie alle als ganz von dem Festlande getrennt darstellen. Bis indeß eine genaue Aufnahme dieser Gewässer bewirkt worden ist, kann die von Anville, den Missionairen und den Karten, die wir erwähnten, angegebene Meerenge von jedem Kartenzeichner beibehalten werden.

Am 15. August segelte Krusenstern nach NO. Das schlechte Wetter und die Nebel begleiteten fortwährend seine Fahrten in dem so stürmischen Meere von Ochotsk; er durchschnitt den Archipel der Kurilen zwischen Poromuschir und Onekotane, dem breitesten und sichersten Canale von allen denen, welche diese Inseln von einander trennen und dem einzigen, welchen die russischen Handelsschiffe befahren.

In der Malerischen Reise um die Welt ist von dem Attentate gegen das Völkerrecht die Rede gewesen, dessen sich zwei junge russische Officiere auf der japanischen Niederlassung an der Westküste von Tarakai schuldig machten. Wir müssen hinzufügen, daß nach authentischen Nachrichten, welche man erhielt, nachdem der Capitain Krusenstern Japan verlassen hatte, die Regierung zur Zeit seiner Ankunft in Nangasaki für die Russen günstig gesinnt zu seyn schien; man konnte sich in Dschedbo lange nicht entschieden, wie man sich gegen den Abgeordneten benähme; die thörichte Eitelkeit, die lächerliche Anmaßung, der kindische Trotz und die Arroganz Resanows bestimmten endlich den Hof von Dschedbo, ihm die Antwort zu geben, die ihn so sehr aufbrachte.

Wahrscheinlich konnte Resanow bemerken, daß er persönlich die Japanesen verletzt habe; es war nicht schwer zu bemerken, daß sie sich gegen Krusenstern auf eine Art betrugen, welche die höchste Achtung für diesen Officier verrieth, während sie gegen ihn selbst nur die Rücksicht nahmen, welche die Artigkeit gegen die Stellvertreter eines großen Fürsten gebietet. Bei seiner Abreise zeigte man ihm, wie wenig man sich aus seiner Person mache. Es wurden an alle Officiere und selbst an die gemeinen Matrosen der beiden Fregatten Geschenke vertheilt; nur der Gesandte erhielt nichts. „Du bist ein zu großer Mann," sagte man ihm, „als daß wir Dir etwas Deiner Würdiges bieten könnten."

Dies reichte hin, den boshaften und eiteln Menschen aufzubringen. Kwowstow und Davidow, die den Absichten ihres Souverains nachzukommen glaubten, führten nur zu treu die Befehle aus, welche ihnen der rachsüchtige Resanow gab. Dieser ließ zu Sitka, an der NW.-Küste Amerikas, zwei kleine Fahrzeuge bewaffnen, mit denen sie nach der Bai Aniva fuhren. (Taf. 9. Abbild.) Sie konnten sich darüber wundern, von Seiten der Japanesen nicht den geringsten Widerstand zu finden. Diese hatten zwei Jahre vorher Krusenstern mit zwei Fregatten ruhig an ihrer Küste hinfahren und sorgfältig alles vermeiden sehen, was ihrer Regierung mißfällig seyn konnte; sie glaubten von den beiden kleinen Schiffen nichts zu befürchten zu haben, welche die Flagge einer befreundeten Macht führten. Wie grausam wurden sie enttäuscht! Die Russen plünderten ihre Comptoire, nahmen die Waaren, steckten die Häuser und Magazine in Brand, schleppten die Bewohner mit fort, tödteten mehrere kaltblütig und ließen andere verhungern oder erfrieren. Dieselben Verwüstungen richteten sie an andern Orten der Küste von Tarakaï und zu Iturpu, einer der japanischen Kurilen, an.

In Ochotsk, wohin sie mit ihrer Beute kamen, hatte der Commandant kaum erfahren, daß sie, ohne von ihrem Souverain dazu berechtigt worden zu seyn, die Niederlassungen einer Macht angegriffen, mit welcher Rußland in Frieden lebte, so ließ er sie gefänglich einziehen. Vergebens zeigten sie die Befehle Resanows vor; man hörte sie nicht an, nahm ihnen alles, was sie besaßen, und schloß sie in zwei getrennten Gefängnissen ein. Sie schrieben nach St. Petersburg, um ihre Freiheit zu erlangen, aber sie warteten sechs Monate vergeblich auf eine Antwort. Endlich gelang es ihnen zu entfliehen, und sie erreichten Jakutsk ermattet und nur von Lumpen bedeckt.

Der Commandant dieser Stadt, der ihre Flucht bereits kannte, ließ sie wieder festnehmen. Zum Glück für sie wurden sie von dem Gouverneur von Sibirien reclamirt; sie wurden nach Irkutsk gebracht und bald darauf auf ein Schreiben des Seeministers in Freiheit gesetzt. In Petersburg rechtfertigten sie sich leicht damit, nur die Befehle vollzogen zu haben, die sie für wenigstens indirect von dem Kaiser ausgegangen hätten ansehen müssen. Sie wurden zu der gegen die Schweden bestimmte Flotte gewiesen, und zeichneten sich da durch ihren Muth und ihre Talente aus. Im Winter kehrten sie in die Hauptstadt zurück, wo sie den Tod fanden. Als sie gegen zwei Uhr früh von einem ihrer Freunde nach Hause gingen, kamen sie auf die Schiffbrücke über die Newa in dem Augenblicke, wo man dieselbe öffnete, um ein Boot durchzulassen. Da sie bald nach Hause kommen wollten und auf ihre Gewandtheit bauten, sprangen sie in diese Barke, um so an die andere Seite der Brücke zu gelangen, aber sie verfehlten sie und stürzten beide in das Wasser. Sie verschwanden augenblicklich; wegen der Dunkelheit und der schnellen Strömung konnte man ihnen keine Hilfe leisten; selbst ihre Leichen wurden nicht gefunden. So starben sie ruhmlos, um einigermaßen das unwillkührliche Verbrechen abzubüßen, dessen sie sich schuldig gemacht hatten.

Resanow, die erste Ursache alles dieses Unglücks, kehrte in das russische Amerika zurück, mußte aber wegen einer Krankheit, der Folge seiner geistigen Aufregung, in Krasnoiarsk in Sibirien anhalten. Er starb fern von seiner Familie in den Einöden, wohin er zur Strafe für seine Thaten leicht hätte verwiesen werden können.

Die Nachricht von den Verwüstungen, die er angerichtet, war unterdeß nach Dscheddo gelangt. In dieser Hauptstadt mußte man natürlich annehmen, daß diese beiden russischen Officiere auf Befehl ihrer Regierung so gehandelt. Die japanische, welche sich ein Gesetz daraus macht, durchaus keine Verbindung mit den fremden Mächten zu unterhalten, besaß die Mittel nicht, Erklärungen über ein völlig unvorhergesehenes Ereigniß zu erhalten, das eine feindselige Stimmung von Seiten eines Landes verrieth, mit dem sie immer in Frieden gewesen war. Sie glaubte das Völkerrecht gestatte, Repressalien zu brauchen. Depeschen, die in alle Häfen des Reiches abgingen, befahlen den Militaircommandanten, alle möglichen Mittel aufzuwenden, um sich der Russen zu bemächtigen, die an die Küsten kommen könnten.

Im Monat April 1811 reiste Golownin, Schiffscapitain in der kaiserlich russischen Marine, der von seiner Regierung den Auftrag erhalten hatte, sorgfältig die südlichen Kurilen und die Schantarinseln in dem Meere von Ochotsk zu mustern, und endlich die Küste der Tatarei im N. von der Mündung des Flusses Amur aufzunehmen, auf der Corvette Diana von Kamtschatka zu dieser Expedition ab. Am 14. Mai befand er sich in der Straße von Nadieschda zwischen den Inseln Matua und Raschua. Von dieser letztern Insel, der dreizehnten der Kurilen, aus besuchte er die andern bis zur achtzehnten einschließlich. Er wußte von den durch die beiden russischen Officieren begangenen Räubereien und glaubte es auch, daß die Japanesen diese Feindseligkeiten für solche ansehen würden, die von dem Kaiser anbefohlen worden. Er beschloß, sich gar nicht mit den Japanesen einzulassen. Die Insel Iturup, der er sich näherte, war die erste von denen, welche sie besetzt halten, und er nahm sich vor in ihrer Nähe seine Flagge nicht aufzuziehen, damit er keine Besorgnisse bei einem so argwöhnischen Volke veranlasse. „Aber," sagt er, „es gefiel der Vorsehung, die Sachen anders zu leiten und wahrscheinlich besser."

Am 17. Juni Nachmittags befand sich die Diana an der Westküste der nördlichen Spitze von Iturup; Golownin und seine Officiere wußten nicht, daß sie zu derselben gehöre, sahen dieses Ende vielmehr für eine besondere Insel an, denn Broughton hatte sie auf seiner Karte unbestimmt gelassen. Um alle Zweifel zu zerstreuen, näherte man sich dem Lande bis auf eine Stunde; man bemerkte kleine Häuser an der Küste, Leute, die am Strande hin und her gingen, und zwei große Baidaren. In der Ueberzeugung, daß die Insel nur von Kurilen bewohnt werde, schickte Golownin ein bewaffnetes Boot an's Land; er selbst bestieg bald darauf eines, weil einer der Baidaren seinen Leuten entgegengekommen und sie nach der Insel begleitet hatte. Zu seiner großen Ueberraschung fand er da einen japanischen Officier mit etwa zwanzig Bewaffneten. Man grüßte einander sehr artig, jeder auf seine Manier; dann fragte der Japanese den Russen durch Dolmetscher, warum er zu ihnen gekommen sey. Gownin antwortete, seine Corvette brauche Holz und Wasser, und er suche einen Hafen, in welchem er dies erhalten könne. „Sobald dieses geschehen ist," setzte er hinzu, „werden wir uns augenblicklich wieder von Euern Küsten entfernen. Uebrigens habt Ihr von uns durchaus nichts zu fürchten, weil unser Schiff dem Kaiser gehört; wir haben weder die Absicht gegen Euere Gesetze Handel zu treiben, noch Euch das geringste Leid zu thun." Der japanische Beamte, der ihn mit der größten Aufmerksamkeit angehört hatte, antwortete: „die Japanesen müssen natürlich bei dem Erscheinen eines russischen Schiffes besorgt seyn, da vor wenigen Jahren zwei Schiffe Eueres Volkes zweimal japanische Dörfer angriffen, alles darin raubten oder verbrannten, und weder die Tempel, noch die Häuser, noch die Vorrathsmagazine schonten. Der Reis, unsere hauptsächlichste und fast einzige Nahrung, wird von Japan nach den in N. liegenden Inseln geschickt. Ein Einfall der Russen geschah zu Ende des Herbstes; es war zu spät, als daß unsere Schiffe hätten in See stechen und Lebensmittel für den Winter holen können. Der andere Angriff geschah im Frühlinge, ehe die mit Lebensmitteln beladenen Schiffe ankamen. Ueberdies waren die Wohnungen niedergebrannt; die Japanesen haben viel von Hunger und Kälte gelitten und mehrere sind gestorben."

Golownin suchte dem japanischen Commandanten begreiflich zu machen, daß der Kaiser von Rußland, wenn er Japan habe bekriegen wollen, nicht kleine Fahrzeuge, sondern Fregatten in größerer Anzahl als Krusenstern bei sich hatte, und noch größere Schiffe geschickt haben würde. Er setzte hinzu, der Angriff, über welchen sich die Japanesen mit Recht beklagten, sey von Privatpersonen erdacht und ausgeführt worden ohne alle Erlaubniß von ihrem Souverain, und sie hätten Strafe erhalten, sobald ihre That bekannt geworden. Da seit fünf Jahren diese beklagenswerthen Ereignisse sich nicht wiederholt hätten, so müsse man wohl daraus schließen daß die russische Regierung keinen Antheil daran gehabt habe.

Der Commandant schien über diese Mittheilung so erfreut zu seyn, daß er ein weit freundlicheres Gesicht machte und Golownin einlud, ihm in sein Zelt zu folgen. Man gab einander gegenseitige Geschenke. Der Japanese machte darauf die Bemerkung, daß man hier weder Holz noch gutes Wasser finden werde. Die Russen hatten dies bereits bemerkt. Er gab ihnen ein Empfehlungsschreiben an den Commandanten von Urbitsch, einem Hafen an der südlichen Küste von Iturup, wo sie leicht ihre Bedürfnisse würden befriedigen, auch Reis und andere Lebensmittel erhalten können.

Da die widrigen Winde Golownin hinderten, Urbitsch zu erreichen, so wendete er sich nach Kunaschir, weil sein Dolmetscher ihm sagte, an der südlichen Küste dieser Insel gebe es einen guten Ankerplatz bei einem befestigten Dorfe. Er kam da am 4. Juli Abends an und blieb, um die Japanesen durch seine so späte Ankunft nicht in Besorgniß zu versetzen, in dem Canale zwischen Kunaschir und Jesso vor Anker liegen.

Der Argwohn war jedoch bereits erregt; in der ganzen Nacht brannten große Feuer auf den beiden Vorgebirgen der Bai. Die wenig freundschaftliche Art, mit welcher die Russen empfangen wurden, als sie in die Bai einfuhren und der Capitain in einem Boote an das Land zu gehen versuchte, bewies ihnen, daß sie von den Japanesen nicht gern gesehen würden. Es wurden Kanonen gelöst; zum Glücke trafen aber die Kugeln Niemanden. Die Außenseite des Forts war mit Zeugen von verschiedener Farbe behangen, so daß man von den Werken nichts sah. (Taf. 9. Abbild.)

Trotz der feindseligen Stimmung der Japanesen gab Golownin ihnen endlich zu verstehen, daß er freundschaftlich mit ihnen zu sprechen wünsche. Am 9. Juli willigte ein japanischer Beamter ein, eine Unterredung mit ihm auf dem Meere, jeder in seinem Boote, zu halten. Er entschuldigte sich, daß man auf die Russen geschossen habe, durch die Versicherung, man habe einen ähnlichen Angriff wie von Kwowstow gefürchtet. Golownin wiederholte, was er schon dem Commandanten von Iturup gesagt hatte. Alles Mißtrauen schien darauf verschwunden zu seyn und die Corvette trat mit dem Fort in Verbindung. Am 11. kam Golownin nach einer Einladung mit zwei seiner Officiere und einem kurilischen Dolmetscher zu dem Commandanten, und gab demselben Geschenke, die mit großer Aufmerksamkeit besichtigt wurden und zahllose Fragen veranlaßten. Obgleich es noch sehr früh war, wurde doch Essen aufgetragen, nach dessen Beendigung Golownin sich entfernen wollte. Der Gouverneur, der bis dahin sehr freundlich gesprochen hatte, sprach mit einemmale sehr laut und heftig, schlug an seinen Säbel und nannte mehrmals Resanow und Kwowstow. Der arme über diese lange Rede erschrockene Dolmetscher konnte den Russen nur die wenigen Worte mittheilen: „wenn ich einen einzigen von Euch aus dem Fort hinauslasse, kostet es mich das Leben.“ Als aber die Russen eine Bewegung machten, um aus dem Zelte herauszueilen, in dem sie sich befanden, wagten es die Japanesen nicht, Hand an sie zu legen; sie schrien blos gewaltig und warfen den Russen Stücke Holz unter die Beine, damit sie fallen sollten; sie schossen selbst nach ihnen, aber ohne Jemanden zu verwunden. Doch gelang es ihnen, einen Officier, einen Matrosen und einen Dolmetscher einzuschließen. Golownin mit dem andern Officier und drei Matrosen gelangte an das Boot; aber es war Ebbe eingetreten, und so wurden sie umringt und genöthigt, sich zu ergeben.

Diese acht Gefangene wurden gebunden, von Kunaschir nach Jesso und am 27. August in den Hof des Castelles von Matsmai gebracht. Man schloß sie hier in einem großen Schoppen ein, der finster, von Palissaden und spanischen Reitern umgeben, und in kleine Gemächer, wie Käfige, getheilt war. Einige wurden allein, andere zusammen eingeschlossen. Mehrmals führte man sie in die Stadt, wo man sie verhörte. Die Fragen waren jedoch so kleinlich, daß Golownin die Geduld verlor und endlich fragte, welchen Grund man wohl habe, um ihn und seine Gefährten durch eine so kindische Neugierde zu quälen. Der Banio antwortete mit großer Freundlichkeit: „Ihr dürft darüber nicht böse werden; man nöthigt Euch ja nicht zu antworten; man spricht mit Euch wie mit Freunden.“

Uebrigens sorgten die Japanesen vollkommen für die Russen; als der Winter kam, versah man sie mit warmen Kleidern und Bärenfellen; als die Kälte zunahm, wendeten sie alles auf, dieselben in den Käfigen dagegen zu schützen; es wurde Feuer in dem Schoppen angezündet und die Gefangenen durften sich an demselben wärmen. Der Gouverneur, der nach den Gesetzen sie nicht zu sich einladen durfte, schickte ihnen Saki und Confituren.

Am 13. April 1812 waren sie in ein Haus zwischen dem Thore des Castelles und einem steilen Felsen gebracht worden. Am 23. um Mitternacht gelang es ihnen, durch ein Loch zu entfliehen, das sie unter den Palissaden gegraben hatten. Sie waren bereits bis an die nördliche Küste der Insel gekommen, wo sie ein Boot zu finden hofften, auf dem sie sich von Jesso entfernen könnten, als man sie entdeckte und festnahm. Man band ihnen die Hände nur leicht auf dem Rücken und machte ihnen keine Vorwürfe; ja als die Japanesen bemerkten, daß Golownin sich das Knie verrenkt habe und hinke, faßten sie ihn unter dem Arme, um ihn über die schwierigen Stellen hinwegzuhelfen.

Als sie nach Matsmaï zurückkamen, wurden sie von dem Banio nach der Ursache ihrer Flucht gefragt. Golownin und seine Gefährten antworteten: weil sie nicht die geringste Hoffnung hätten, ihre Freiheit wieder zu erlangen, und der Beamte, den seine gewöhnliche Freundlichkeit nie verließ, hielt ihnen im wohlwollendsten Tone vor, sie hegten mit Unrecht so traurige Gedanken, sie müßten auf Gott vertrauen. Dann wurden die Russen von neuem verhört, und alle diese Verhöre endigten mit tröstlichen Worten.

Am 6. Septbr. wurden Golownin und ein anderer Officier in das Castell beschieden, wo ihnen der Gouverneur zwei Papiere mittheilte, welche an den Commandanten von Kunaschir von dem Capitain Ricord geschickt worden waren, der seit der Abwesenheit seines Vorgesetzten die Diana befehligte. Ricord hatte, nachdem er die Verhaftung Golownins erfahren, das Fort heftig beschossen, das Feuer aber einstellen lassen, als er bemerkt, daß dasselbe wegen der zu großen Entfernung die gewünschte Wirkung nicht hervorbringe, und sich entfernt. Die Japanesen hatten mit nicht mehr Erfolg geantwortet. Seine Mannschaft war zu wenig zahlreich, als daß er hätte eine Landung wagen können, ohne die Corvette in Gefahr zu bringen. Er nahm seine Stellung außer der Schußweite von dem Fort und schrieb an Golownin einen Brief, in dem er ihm den tiefen Schmerz und den Unwillen der Officiere und Matrosen meldete, und ankündigte, sie würden von diesem Augenblicke alles versuchen, was zu seiner Befreiung führen könnte. Dieser Brief kam Golownin in den ersten Tagen seiner Gefangenschaft in die Hände und machte sowohl auf ihn und seine Unglücksgefährten, als auch auf die Japanesen einen rührenden Eindruck.

Ricord wollte nach Petersburg eilen und die Regierung um die Erlaubniß ersuchen, eine Expedition zur Befreiung Golownins zu unternehmen. Er war in Irkutk angekommen, als er den Befehl erhielt, nach Ochotsk zurückzukehren, die begonnene Aufnahme der Länder zu vervollständigen und in Kunaschir Nachrichten über das Schicksal des Capitains einzuziehen. Am 28. Juli 1812 befand er sich von neuem vor dieser Insel, diesmal aber mit zwei Schiffen. Nachdem mehrere Tage mit vergeblichen Versuchen hingegangen waren, in freundschaftlichen Verkehr mit den Japanesen zu treten und von ihnen gewisse Nachrichten über Golownin zu erhalten, entschloß er sich am 6. Septbr. ganz dicht am Ufer einen japanischen Baïdar wegzunehmen. Die Leute darauf entflohen fast alle an das Land; man behielt nur zwei Japanesen und einen Kurilen. Den nächsten Tag bemächtigte man sich eines großen Fahrzeuges, das nach der Bai zu steuerte; es hatte 60 Personen an Bord; einige davon sprangen in das Wasser, um sich zu retten; mehrere wurden von den russischen Booten aufgefangen, andere erreichten die Küste und noch andere ertranken.

Takatai Kaki, der Eigenthümer des Schiffes, wurde zu Ricord gebracht und erklärte, er besitze noch zehn solche Fahrzeuge, komme von Iturup und reise nach Kakodade mit einer Ladung gedörrter Fische. Ricord erfuhr von ihm, daß Golownin und die sechs andern Russen noch lebten. Da gab er denn jeden Rachegedanken auf und entschloß sich, den japanesischen Handelsmann nebst vier seiner Matrosen nach Kamtschatka zu bringen, um von denselben bestimmter alles zu erfahren. Der Japanese hörte die Nachricht mit völligem Gleichmuthe an, und sagte blos: „gut, ich bin bereit."

Im nächsten Frühjahre erschien Ricord wiederum vor Kunaschir. Durch Vermittelung Kakis, von dem er japanisch gelernt und den er die russische Sprache gelehrt hatte, las er einen von dem Gouverneur von Matsmai an den Commandanten von Kunaschir gerichteten Brief. Er erklärte, daß er bereit sey nach Kakodade zu reisen, wenn es ihm die Japanesen möglich machen wollten, mit zwei Bevollmächtigten Unterhandlungen anzuknüpfen. Etwa 20 Tage nachher kam der erste Rath des Gouverneurs von Matsmai an Bord der Diana, um dem Commandanten von Kamtschatka sein Bedauern darüber auszudrücken, daß ihm die Gesetze Japans nicht erlaubten, mit ihm zu unterhandeln, und ersuchte ihn, sein ganzes Vertrauen auf Takatai Kaki zu setzen.

Die japanische Regierung verlangte eine von zwei russischen Commandanten unterzeichnete und besiegelte Bescheinung, daß Kwowstow ohne Vorwissen und ohne Genehmigung der russischen Regierung die Feindseligkeiten begangen habe, daß man die in Tarakai und Iturup weggenommenen Waffen und Kriegsvorräthe zurückgebe, und sobald als möglich antworte.

Am 29. Juni nahm Ricord Abschied von Takatai Kaki und vierzehn Tage später war er in Ochotsk; am 22. Septbr. gelangte er in die Vulkanbai und brachte eine Erklärung des Commandanten von Ochotsk sowie ein Schreiben von dem Gouverneur von Irkutsk. Ein japanischer Lotse führte ihn in den Hafen von Kakodade; Takatai Kaki kam ihm entgegen. Die Erklärung wurde von dem letztern den japanischen Commissaren übergeben. Ricord überbrachte ihnen die Depesche in großer Ceremonie, und am 7. Octbr. erhielt endlich Golownin mit seinen Gefährten nach dritthalb Jahren die Freiheit.

In der Audienz, in welcher der Banio ihnen ankündigte, daß sie ihren Landsleuten zurückgegeben werden würden, las er ihnen eine Erklärung der japanischen Regierung vor, daß das verbrecherische Benehmen Kwowstows die Ursache ihrer Gefangenschaft sey, daß man sie aber, da der Banio sich überzeugt, jener Officier habe eigenmächtig gehandelt, auf Befehl des Kaisers von Japan in Freiheit setze. Darauf richtete er seine Glückwünsche in folgenden Worten an sie: „seit drei Jahren lebt Ihr in einer Grenzstadt Japans und unter fremdem Clima. Jetzt genießt Ihr das Glück, in Euer Vaterland zurückzukehren. Dieses Ereigniß erfreut mich sehr. Ihr habt etwas von den Gesetzen unseres Landes kennen gelernt; sie verbieten jeden Verkehr mit den Ausländern, und befehlen, ihre Schiffe von unsern Küsten zu entfernen. Verbreitet diese Thatsache in Eurer Heimath. Wir haben gewünscht, Euch so artig als möglich zu behandeln; da wir aber Euere Sitten nicht kennen, so ist es möglich, daß wir das Gegentheil gethan haben. Jedes Land hat seine Gebräuche, die sich oft sehr von einander unterscheiden; aber überall sind die guten Handlungen verdienstlich. Macht auch das bei Euch bekannt. Ich wünsche Euch allen eine glückliche Reise."

Die drei ersten Beamten drückten ebenfalls den Russen schriftlich ihre Freude über ihre Freilassung aus; alle Japanesen nahmen Antheil an diesem glücklichen Ereignisse, und der Oberpriester von Kakodade ließ wie der Gouverneur sagte fünf Tage lang in dem Tempel öffentliche Gebete halten, um den Himmel zu bewegen, ihnen eine glückliche Rückkehr zu geben.

Alle Kleidungsstücke und Habseligkeiten, die man ihnen abgenommen hatte, wurden ihnen zurückgegeben. Man brachte ihnen auch mehrere Kisten mit Gefäßen von Lack, und sagte, es wären dies Geschenke der Dolmetscher für die Bücher, welche diese angenommen hatten; aber sie wußten wohl, daß sie für Rechnung der Regierung gegeben wurden. Das Wohlwollen der Japanesen und die Redlichkeit Takatai Kakis, dessen Benehmen bei der ganzen Sache Bewunderung verdient, ließen einen tiefen und angenehmen Eindruck in dem Herzen Golownins und seiner Gefährten zurück.

Dieser Seefahrer war im Stande, in seinen zahlreichen Gesprächen mit den Japanesen, deren Sprache er so ziemlich erlernte, viele Nachrichten über das Land und die dazu gehörigen Theile zu sammeln.

„Jesso," sagt er, „Tarakai, Kunaschir und Iturup können als japanische Colonien angesehen werden; aber man muß es zur Ehre dieses Volkes sagen, daß sie weder durch Eroberungssucht, noch durch Habsucht veranlaßt worden sind, sich auf fremdem Boden niederzulassen. Vor ungefähr vierhundert Jahren kaufte ein japanischer Fürst von den Eingeborenen von Jesso einen Theil der SW.-Küste dieser Insel.

„Die ungemeine Menge von Fischen in den Flüssen zu Jesso veranlaßte die Gewohnheit der Japanesen, Handel mit den Ainos zu treiben, und sie unterhandelten mit denselben, um die Erlaubniß zu erhalten, an ihren Küsten Fischereien anzulegen; sie bezahlten für diese Bewilligung eine gewisse Quantität Waaren. Auf diese Art verbreiteten sie sich allmälig in dem ganzen Umfange von Jesso, und schlossen ähnliche Uebereinkommen mit den Bewohnern von Kunaschir, Iturup und dem südlichen Theile von Tarakai. Dieser Zustand der Dinge dauerte bis zu dem Augenblicke, als sie zufällig erfuhren, daß die Russen die nördlichen Kurilen erobert hätten und sich auch der südlichen bemächtigen wollten. Da entschlossen sie sich, dieselben in Besitz zu nehmen, um jede Veranlassung von Collision in der Zukunft zu vermeiden und die Gewässer nicht zu verlieren, wo ihnen die Fischerei so viel Gewinn brachte. Die Insulaner widersetzten sich ihnen und wurden besiegt; die Japanesen legten Besatzungen dahin und betrachteten sie als Unterthanen ihres Kaisers.

„Alles verrieth den gemeinschaftlichen Ursprung der Eingeborenen von Jesso, der Kurilen und des südlichen Theiles von Tarakai. Japan hat ihnen die freie Uebung der Religion ihrer Vorfahren, ihre Gesetze und Gewohnheiten und die Wahl ihrer Gemeindebeamten gelassen, die es blos bestätigt; es bezahlt die Arbeiten, die es von ihnen ausführen läßt, aber diese Bezahlung ist so unbedeutend, daß die Ainos darüber unzufrieden sind.

„Die Vielweiberei ist ihnen erlaubt; sie haben zwei, auch drei Frauen, die Vornehmen selbst noch mehr. Sie lehren ihre Kinder nur die Jagd, die Fischerei, Bogenschießen und die gewöhnlichen Wirthschaftsarbeiten. Sie können nicht lesen und haben keine Gesetze als die, welche sich als Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen.

„Sie sind sehr schmuzig und unterscheiden sich darin sehr von den Japanesen.

„Sie sind unter einander ungemein einig, im Allgemeinen auch friedlich, gutmüthig, gastfrei, gefällig und artig. Der völlige Mangel von Schimpfwörtern in ihrer Sprache zeigt von der Sanftheit ihrer Sitten. Unsere Kurilen sagen, wenn sie gegen einen böse werden, nennen sie ihn ungeschickt. Eine der größten Beleidigungen besteht auch darin, Jemanden einen Narren zu nennen; den Namen Hund giebt man einem wirklichen Taugenichts. Ist dieser Wortvorrath erschöpft, so nehmen die Kurilen ihre Zuflucht zu russischen Ausdrücken dieser Art.

„Die Ainos lieben den Tabak und die geistigen Getränke; den erstern Gegenstand verkaufen ihnen die Japanesen in unbeschränkter Menge; von dem letztern darf aber bei den härtesten Strafen nicht mehr als eine gewisse Quantität verkauft werden, um die Krankheiten und andern Unannehmlichkeiten zu vermeiden, welche der Mißbrauch veranlassen könnte.

„Die japanische Regierung erlaubt den Ainos nicht, sich des Schießpulvers oder der Feuergewehre zu bedienen; sie haben deshalb nur Säbel, Lanzen und Pfeile; die Spitze der letztern tauchen sie bisweilen in den giftigen Saft der ranunculus flammula, was gewöhnlich tödtliche Wunden veranlaßt.

„Die Physiognomie der Ainos ist keineswegs heiter; sie sind vielmehr immer traurig und niedergeschlagen, doch lieben sie den Gesang und Tanz; der erste hat nichts Angenehmes und der letzter besteht blos in Verzerrungen des Körpers.

„Die Sonne und der Mond sind ihre Gottheiten; sie haben weder Tempel, noch Priester, noch irgend eine Art kirch cher Vorschriften. Sie glauben an zwei Geister, einen guten und einen bösen; den erstern rufen sie durch ein Packet Schoten an, das sie in ihren Wohnungen hinlegen. Sie kümmern sich so wenig um ihren Glauben, daß die Japanesen lange nicht einmal wußten, ob sie einen Gott hätten oder nicht.

„Der große Vortheil, den die Japanesen aus ihren Niederlassungen an den Küsten der südlichen Kurilen und Tarakais ziehen, besteht, wie bereits erwähnt, in dem sehr reichlichen Fischfange. Man fängt eine unglaubliche Menge Häringe, Kabliaus, Makrelen, Lachse verschiedener Art, Solen und eine Masse anderer, deren Namen mir unbekannt sind. Man sieht auch Wallfische da, Nordkaper, Meerschweine, Phoken und Seeottern, sowie viele Mu'cheln und Mollusken, von denen einige Arten von den Japanesen, Chinesen und Coreanern sehr gesucht und sehr theuer bezahlt werden, weil sie für sehr stark auf die Geschlechtstheile wirkende Mittel gelten.

„Die Wälder von Jesso und den andern den Japanesen gehörigen Inseln geben ihnen ebenfalls bedeutende Vortheile, die mit der Zukunft sich nur steigern müssen.

„Es ist bereits von den Säugethieren und den Vögeln dieser Inseln die Rede gewesen. Die Japanesen versicherten uns, die Berge von Jesso enthielten Gold, Silber und Blei; die Regierung erlaubt aber nur die Bearbeitung der Bleibergwerke. Ein solches giebt es 18 ris (75 Werst) in W. von Matsmai.

„Vor der Reise Laperouse's hatten die Japanesen keine Niederlassungen auf Tarakai, sie besuchten blos die Küste, um mit den Eingeborenen zu handeln. Da sich aber dieser Seefahrer mit zwei Fregatten in diesen Gewässern gezeigt hatte, so fürchteten sie, die Europäer möchten die Absicht haben, sich da niederzulassen; sie besetzten deshalb den südlichen Theil der Insel und stellten der chinesischen Regierung die ihr drohende Gefahr vor, wenn die Europäer sich auf dieser ihr so nahe gelegenen Insel niederließen. Dem zu Folge kamen die beiden Länder überein, diese große Insel zu theilen und die Europäer zu verhindern, sich auf derselben niederzulassen. Seit dieser Zeit besitzen die Chinesen die nördliche und die Japanesen die südliche Hälfte.

„Tarakai gleicht in jeder Hinsicht Jesso sehr, hat aber nach seiner geographischen Lage eine kältere Temperatur."

Die Notizen, welche Klaproth aus dem 1785 von einem Japanesen geschriebenen Werke schöpfte, bestätigen die von Golownin und den andern europäischen Seefahrern gegebenen Details, setzen aber eine merkwürdige Eigenthümlichkeit in Bezug auf die jungen Bären hinzu: „wenn ein Jesso einen fängt, trägt er ihn in seine Wohnung und seine Frau reicht ihm die Brust; wird er groß, so nährt man ihn mit Fischen und Vögeln."

Die Kurilen haben mehr Vortheil, wenn sie mit den Japanesen, als wenn sie mit den Russen handeln. „Die erstern," sagt Golownin, „geben ihnen für ein ganzes Seeotterfell zehn große Säcke Reis, und für ein Seehundsfell zehn kleine; drei kommen einem großen gleich; für zehn Adlerschwänze zwanzig Säcke oder ein baumwollenes gefüttertes und wattirtes Kleid; für zehn Adlerflügel eine Rolle Tabak. Rechnet man den Sack nur zu drei Puds, so erhalten die Kurilen dreißig Pud Reis für ein Seeotterfell. Die amerikanische Compagnie verkaufte in unserer Gegenwart in Kamtschatka das Pud Reis, den sie von den Japanesen geholt, für 16 Rubel.

Jesso hat eine Ausdehnung von 125 Stunden in der Länge von ONO. nach WSW. und von 100 St. in der Breite von NNW. nach SSO. Die Oberfläche beträgt 7900 Q.St. Diese Insel hat eine sehr unregelmäßige Gestalt und treibt in verschiedenen Richtungen bemerkenswerthe Vorgebirge aus, welche die Enden tiefer Baien bezeichnen. Die höchsten Berge erheben sich wenigstens 8000 Fuß über den Meeresspiegel und mehrere sind fortwährend mit Schnee bedeckt. Flüsse durchströmen das Innere; die Seefahrer, welche an den Küsten hinfuhren, sahen viele Mündungen. Die Vulkane sind zahlreich in SO. und die Erdbeben ziemlich häufig.

Tarakai ist 212 Stunden von N. nach S. lang und 40 St. breit an der breitesten Stelle, aber nur 18 in der mittlern. Die Form ist sehr unregelmäßig. Ihr südliches Ende theilt sich in zwei große Halbinseln, welche die Bai Aniva einschließen; in der Mitte der Ostküste öffnet sich die Geduld-Bai, welche von dem gleichnamigen Cap begrenzt wird. Die Bucht d'Estaing und de Langle befinden sind an der Westküste.

Es ist schwer, sich eine auch nur annähernde Idee von der Bevölkerung dieser Inseln zu machen, und wahrscheinlich werden auch alle Hilfsmittel der raffinirtesten Statistik nicht vermögen, Resultate zu erlangen, welche sich nur der Wahrscheinlichkeit nähern; deshalb wagen wir gar keine Vermuthung darüber auszusprechen.

Kapitel XXIII.

Japan. — Nutzlose Versuche der Engländer, daselbst die Stelle der Holländer einzunehmen.

Die „Malerische Reise um die Welt" enthält im ersten Bande sehr ausführliche Details über Japan, und der Schluß jener Schilderung giebt die vortheilhafteste Vorstellung von dem gedeihlichen Zustande dieses Reiches. Das politische System, in dem es unerschütterlich gegen die Fremden beharrt, hat keine nachtheilige Wirkung gehabt, und natürlich weicht die Regierung nun auch nicht davon ab. Die Holländer sind bekanntlich das einzige Volk Europas, mit welchem die Japanesen Handel treiben. Alle Schriftsteller haben das Schicksal der Holländer beklagt, welche alle Chikanen erdulden, die ihnen das japanische Mißtrauen auferlegt; man hat selbst hinzugesetzt, dieser Verkehr sey gegenwärtig sehr wenig einträglich und bezahle demnach die Erniedrigung nicht, die er koste. Ohne diese Behauptung bestreiten zu wollen, kann man sie doch als gewagt ansehen, da die Engländer, denen Niemand den bewunderswerthesten Scharfsinn in Handelsangelegenheiten absprechen wird, in Japan den Platz der Holländer einzunehmen sich bemühten.

Von 1795 bis 1814 wurde diese Nation in die französischen Kriege hineingezogen; ihre Seefahrt nach Indien litt darunter und hörte fast ganz und gar auf; man konnte keine Schiffe mehr von Batavia nach Japan schicken, weil sie der Gefahr ausgesetzt waren, von den englischen Kreuzern weggenommen zu werden. Man war genöthigt, nordamerikanische Schiffe zu miethen, um dieselben unter holländischer Flagge nach Nangasaki zu schicken. Das Erstemal, als die Japanesen ein solches Schiff sahen, erkannten sie sogleich, daß die Mannschaft eine andere Sprache rede als ihre gewöhnlichen Gäste. Diese sagten ihnen, diese Fremden redeten die englische Sprache, wohnten aber in Amerika und hätten einen auf eine bestimmte Zeit gewählten Monarchen, der nicht nur von dem Könige von Großbritanien nicht abhänge, sondern bereit sey, demselben den Krieg zu erklären, wenn es die Umstände erforderten; da machten die Japanesen durchaus keine Schwierigkeiten, die nordamerikanischen Schiffe und Mannschaften in dem Hafen von Nangasaki zuzulassen. Ein Capitain aber, der 1807 für seine eigene Rechnung Handel zu treiben versuchte, wurde augenblicklich zurückgewiesen.

Die Engländer, welche im Allgemeinen von diesen Thatsachen unterrichtet waren, glaubten, die Japanesen würden, wenn sie einmal daran gewöhnt wären, die englische Sprache zu hören, sie selbst auch annehmen, aber sie wußten nicht, daß diese von den Holländern benachrichtigten asiatischen Insulaner recht wohl einen Unterschied zu machen wissen zwischen

einem eigentlich sogenannten Engländer und einem Engländer vom zweiten Schnitte, wie man die Nordamerikaner in China nennt. Im Jahre 1808 im October erschien ein europäisches Fahrzeug zu Nangasaki unter holländischer Flagge. Das Schiff von Batavia wurde erwartet und der Gouverneur der Stadt forderte den Präsidenten des Comptoirs, Doeff, auf, wie gewöhnlich zwei seiner Leute mit den Banios an Bord zu schicken. Das Boot der Holländer fuhr voraus und ihm kam das vom Schiffe entgegen; ein Subalternofficier des letztern ersuchte sie in holländischer Sprache, in sein Fahrzeug zu kommen, als aber die Holländer erst die japanischen Beamten herankommen lassen wollten, fielen die Fremden mit dem Säbel in der Faust über sie her und brachten sie mit Gewalt auf ihr Schiff. Es war die Fregatte „Phaëton". Alsbald kehrten die Japanesen nach der Stadt zu zurück und berichteten der Behörde das seltsame Ereigniß, von dem sie Zeuge gewesen waren.

„In ganz Nangasaki," erzählt Herr Doeff, „herrschte eine unbeschreibliche Unruhe und Verwirrung. Der Gouverneur besonders war in hohem Grade aufgebracht; zuerst ließ er seinen Zorn an den beiden Banios aus und schalt sie tüchtig, daß sie ohne meine Landsleute zurückgekommen wären und nicht versucht hätten zu erfahren, welcher Nation das fremde Schiff angehöre. Ehe ich eine einzige Frage an ihn richten konnte, sagte er in ungewöhnlich aufgeregtem Tone zu mir: „sey ruhig, Herr Präsident, ich werde alles aufbieten, um Deine Leute zurück zu erhalten." Die Dolmetscher versicherten mich ebenfalls seines festen Entschlusses in diesem Punkte, müsse er auch gegen ein Herkommen oder ein Gesetz handeln. Ich sah wirklich, daß die Japanesen alle nöthigen Vorbereitungen machten, um sich zu vertheidigen, ja um im Nothfalle sogar anzugreifen.

„Aber welche Ungelegenheit! Der Gouverneur erfuhr in diesem Augenblicke mit Schrecken, daß sich höchstens 70 Mann auf dem Posten der kaiserlichen Wache zwischen dem Papenberg und Nangasaki befänden, den in der Regel immer 1000 M. besetzt halten sollen, und daß die Officiere abwesend wären. Bei dieser Nachricht erbebte der Gouverneur, denn er sah das Schicksal vorher, daß ihn unvermeidlich erwartete.

„Gegen Mittag brachte man mir einen Brief von Schimmel, meinem ersten Adjuncten, dessen Hand ich erkannte; er enthielt nur die Worte: „es ist ein Schiff von Bengalen angekommen; der Capitain heißt Pellew, und er bittet um Wasser und Lebensmittel.

„Man fragte mich um Rath, ob man dieses Gesuch bewilligen sollte; ich verneinte dies. Erst um Mitternacht erhielt ich Nachricht von dem Gouverneur. Sein erster Secretair meldete mir, er habe den Befehl erhalten, die Holländer zu befreien. Als ich ihn fragte, wie er dies bewerkstelligen wolle, antwortete er: „Deine Landsleute sind durch Verrath gefangen genommen worden; ich werde allein an Bord gehen; meine freundschaftlichen Aeußerungen werden mir Zutritt verschaffen; ich will versuchen, eine Unterredung mit dem Capitain zu erlangen; weigert er sich, die Gefangenen herauszugeben, so erdolche ich ihn und sodann mich." Ich rieth ihm von einem Versuche ab, der kein günstiges Resultat verhieß, und überdies für diejenigen gefährlich werden konnte, die dadurch befreit werden sollten. Der Gouverneur theilte die Ansicht seines Secretairs, so daß ich viel Mühe hatte, die Ausführung des Planes zu verhindern.

„Nun wollte man das Schiff so lange zurückhalten, bis die Fahrzeuge und Soldaten aller benachbarter Fürsten sich versammelt hätten, um dasselbe anzugreifen; die ganze Nacht verging in militairischen Vorbereitungen, welche eine zweihundertjährige Unerfahrenheit verriethen. Den andern Tag Nachmittags wurde Gozeman, einer der Gefangenen, ans Land gebracht; er erzählte, er sey auf das gröblichste insultirt und selbst mit dem Tode bedroht worden, wenn man finde, daß er die Wahrheit verläugnet, als er gesagt, es befinde sich kein holländisches Schiff in dem Hafen. Als der englische Capitain in seinem Boote sich von der Wahrheit überzeugt hatte, ließ er Gozeman frei und gab ihm folgendes Schreiben mit: „ich habe befohlen, Gozeman in meinem Boote an das Land zu bringen, um mir Wasser und Lebensmittel zu verschaffen; wenn er nicht zurückkommt und mir vor der Nacht keine Nachricht bringt, gehe ich morgen frühzeitig unter Segel und verbrenne die japanischen und chinesischen Fahrzeuge, die im Hafen liegen."

„Der Gouverneur wollte Gozeman nicht erlauben, an Bord der Fregatte zurückzukehren, ich überredete ihn aber, seine Einwilligung zu geben, da dies das einzige Mittel sey, welches für die Sicherheit meiner Landsleute bürge. Die japanischen Behörden waren später sehr zufrieden, meinen Rath befolgt zu haben. Als die beiden Gefangenen zurückkamen, erklärten sie, nachdem der Capitain die Lebensmittel erhalten, habe er sie sehr artig behandelt.

„Nun war es an dem Gouverneur, wo möglich den Artikel seiner In ruction auszuführen, die ihm vorschreibt, jedes Schiff, welches an der Küste eine Gewaltthat oder Gesetzwidriges begeht, so lange zurückzuhalten, bis er den Willen der Provinzialregierung darüber erfahren. Als man mich um Rath fragte, antwortete ich: meiner Meinung nach besäßen die Japanesen nicht die hinreichenden Mittel, mit Gewalt eine gut bewaffnete Fregatte zurückzuhalten, und rieth, sie so lange hinzuhalten, bis man eine gewisse Anzahl mit Steinen beladener Dschonken in dem engsten Theile des Fahrwassers zwischen dem Papenberg und den Cavallen versenken könne. Ich setzte hinzu, daß man alles am nächsten Tage vorbereiten könne, um im Stande zu seyn, den Plan in der nächsten Nacht auszuführen. Der Hafencapitain bewies, daß dies sehr leicht seyn würde, und er erhielt Befehl, die nöthigen Anstalten zu treffen. Ich meldete dem Gouverneur, daß der Ostwind, der seit einigen Tagen wehte, das Auslaufen der englischen Fregatte begünstige; die Japanesen glaubten aber, sie werde sich nicht eher entfernen, bis sie den Wasservorrath vollends eingenommen, den man ihn versprochen habe.

„Am andern Tage früh schlug der Fürst von Osacca, der an der Spitze einer zahlreichen Schaar ankam, dem Gouverneur vor, die Fregatte von 300 Böten, deren jedes mit drei Mann besetzt sey, umringen zu lassen und sie auf diese Art zu verbrennen; die Japanesen sollten sich durch Schwimmen retten; er erbot sich, die Unternehmung persönlich zu leiten. Während dieser Berathung lichtete jedoch die Fregatte die Anker und verließ den Hafen mit gutem Winde."

Die Folgen dieses Ereignisses waren von der Art, daß der Capitain des Phaeton bittere Reue über seinen Versuch fühlen mußte. Noch nicht eine Stunde nach seiner Abfahrt ergriff der Gouverneur von Nangasaki, um sich einer drohenden Ungnade zu entziehen und seiner Familie einen Makel der Schande zu ersparen, das schreckliche Mittel, das das Herkommen den Japanesen empfiehlt, um ihre Ehre sicher zu stellen: er schlitzte sich mit seinem Säbel den Bauch auf. Die Officiere des Postens, der nicht besetzt gewesen war, folgten seinem Beispiele; sie waren ihrer sieben. Dennoch erhielten sie blos von dem Fürsten von Fisen Befehle; dieser, der damals in Dscheddo residirte, büßte das Vergehen seiner Untergebenen mit hunderttägigem Gefängnisse.

Seit dieser Zeit dauerten die Verbindungen zwischen Batavia und Nangasaki wie gewöhnlich fort bis 1810; da aber wurden sie drei Jahre lang völlig unterbrochen, da die Engländer alle Besitzungen der Holländer in Ostindien besetzt hatten. Zur Zeit der Gefangenhaltung Golownins bewiesen die japanischen Behörden ihr großes Vertrauen auf Doeff; sie fragten ihn um seine Meinung über die Umstände dieser Sache, und als redlicher Mann versäumte er nichts, um den Argwohn zu vertreiben und Mäßigung und Milde anzuempfehlen.

Die Bewohner des holländischen Hauses, die aller Nachrichten aus Europa entbehrten, hatten unterdeß alle ihre Vorräthe aufgezehrt. Der japanische Inspector von Desima gab sich alle erdenkliche Mühe, um ihre dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen. Sie schmachteten noch in dieser traurigen Lage als sie im Juli 1813 zwei Schiffe unter holländischer Flagge ankommen sahen, welche das besondere Signal gaben, das mit dem letzten Schiffe ihrer Nation 1809 verabredet worden war. Eine Stunde darauf wurde ein Brief an das Land gebracht, der die Ankunft

des Herrn Wardenaar, frühern Präsidenten des Comtoirs, als Commissar ankündigte, so wie die des Herrn Cassa, welcher Doeff ersetzen sollte, so wie jener dreier Commis. Diese Depesche erregte bei Doeff nicht den geringsten Argwohn; sein Dienst hatte die gewöhnliche Zeit bereits um mehrere Jahre überschritten, das Comptoir brauchte Commis, und Wardenaar war ein alter Freund. Ein Beamter und ein Commis gingen an Bord eines der Schiffe; der erstere kam zurück und meldete, er habe die Herrn Wardenaar und Woormann erkannt, den Capitain des Schiffes, aber der Stand der Dinge sey ihm seltsam vorgekommen, und der ehemalige Präsident habe ihm erklärt, er könne seine Papiere nur an den Herrn Doeff selbst abgeben. Die Japanesen bemerkten, daß alle Officiere an Bord englisch sprachen, weshalb sie die Schiffe für nordamerikanische hielten, die von den Holländern gemiethet seyen. Um jedes Mißverständniß zu vermeiden, begab sich Doeff zu dem Herrn Wardenaar; die Verlegenheit des letztern, als er ihm ein Schreiben überreichte, fiel ihm auf; er weigerte sich dasselbe zu erbrechen, ehe er nach Desima zurückgekommen sey, wohin er von Wardenaar und dessen Secretair begleitet wurde. Als er die Depesche erbrochen hatte, erkannte er daraus mit Verwunderung zwei allerdings höchst merkwürdige Dinge, nämlich die Anmeldung zweier Schiffe, und dann die Ernennung des Herrn Wardenaar als japanischer Commissar und erster Chef der Niederlassung; der Brief war von Raffles, dem Vicegouverneur von Java, unterzeichnet.

Doeff fragte natürlich, wer dieser Raffles sey, und man antwortete ihm: „Java ist in den Händen der Engländer; sie haben dasselbe erobert, weil Holland Frankreich einverleibt worden ist. Wardenaar und ein Engländer, Ainslie, sind von der britischen Regierung als Commissare in Japan ernannt worden." Doeff weigerte sich geradezu, wie es seine Pflicht war, sich dem in dem Schreiben enthaltenen Befehle zu fügen, weil er von dem Gouverneur einer in Feindeshänden befindlichen Colonie herkomme. Wardenaar stützte sich vergebens auf die Capitulation Javas, von welcher er jedoch keine Abschrift beibringen konnte. Doeff blieb bei seinem Entschlusse und sagte: „selbst wenn ich jenes Actenstück sähe, würde ich mich nicht überzeugen, daß Japan zu Java gehörig angesehen werden müsse."

Dann setzte Doeff seinem Freunde ganz ruhig die gefährliche Lage auseinander, in der er sich befinde, und erklärte ihm, er sey fest entschlossen, sich der Ernennung eines Comptoirchefs durch einen englischen Beamten zu widersetzen; berief sodann die fünf ersten japanischen Dolmetscher, setzte ihnen die Sache auseinander und forderte sie auf, sogleich darüber an die höhern Behörden Bericht zu erstatten. Diese sahen sogleich die schrecklichen Folgen einer solchen Mittheilung voraus, und beriethen sich unter einander entweder in einem Gefühle von Menschlichkeit oder in der Besorgniß, sie und einige ihrer Landsleute könnten in eine schlimme Catastrophe versetzt werden, da sie die Schiffe hatten in den Hafen einlaufen lassen. Zum Glück war Wardenaar in Japan gekannt und geachtet; die Schiffe erschienen unter holländischer Flagge, und die Behörden ahneten nicht, daß die Engländer einen holländischen Agenten in ihrem Dienste hätten. Sie stellten von neuem alle Umstände dem Präsidenten vor und erlangten es von ihm, daß er das Geheimniß bewahrte und auf seinem Posten blieb, indem sie ihm ihr Wort gaben, die ganze Verantwortlichkeit über sich zu nehmen, wenn die Sache entdeckt würde.

Doeff wendete dieses Abenteuer zum Vortheile seines Vaterlandes; es war ihm nicht schwer, Ainslie und Wardenaar von der großen Gefahr zu überzeugen, der sie sich in dem Falle aussetzten, daß er den Japanesen auch nur indirect andeute, welcher Nation die Schiffe „Marie" und „Charlotte" angehörten. Dieselben würden augenblicklich verbrannt und alle Personen darauf ermordet werden. Er setzte hinzu, es würde ihm durchaus unmöglich seyn, diese schreckliche Entwickelung der Sache zu verhindern, da er den tiefen Haß der Japanesen gegen die Engländer, besonders seit dem Ereignisse mit dem Phaeton, kenne. Dem zu Folge kam man schriftlich überein, daß die ganzen Ladungen der beiden Schiffe Doeff übergeben werden sollten, der sie nach der gewöhnlichen Weise vertreiben und Rechnung darüber ablegen werde. Die Eigenthümer übernähmen dagegen für Rechnung ihrer Regierung die Schulden und Verpflichtungen, welche das Comptoir von 1809 bis 1813 eingegangen, und zögen dieselben von dem Ertrage der Ladungen ab. Nach der Ausladung sollten sie wie gewöhnlich Kupfer einnehmen.

Das Stillschweigen der japanischen Dolmetscher war hinreichend durch die Gefahr ihrer eigenen Sicherheit verbürgt; sie wußten für das Zusammtbleiben Doeffs plausible Ursachen anzugeben, und die Behörden waren zufrieden gestellt. Wardenaar und Ainslie mußten sich sehr glücklich schätzen, so sich aus der Schlinge zu ziehen. Um diese Zeit bestand die Besatzung von Nangasaki und der Forts in der Nähe aus den Truppen des Fürsten von Fisen, und ohne Zweifel lebten in der Stadt noch Freunde und Verwandte der Personen, welche Opfer des vergeblichen Erscheinens des „Phaetons" geworden waren. Sicherlich dürsteten diese nach Rache.

Einen neuen Versuch machte Sir Stamford Raffles im Jahre 1814. Cassa, ein Holländer, wurde auf der „Charlotte" abgeschickt, den Herrn Doeff zu ersetzen. Alles scheint geschickter und vorsichtiger angelegt gewesen zu seyn als im vorigen Jahre, und es gelang im Anfange Cassa, zwei der fünf Dolmetscher für sich zu gewinnen; aber Doeff wußte den Vortheil zu behaupten, den ihm die vorhergegangenen Ereignisse gegeben hatten; er weigerte sich von neuem anzuerkennen, daß die Capitulation von Java sich auch auf das holländische Comptoir in Desima erstrecken müsse. Seine Ausdauer siegte auch diesmal. Er blieb Präsident, aber ohne alle Communication mit der Außenwelt bis 1817. Da kamen zwei Schiffe an, welche die glückliche Nachricht brachten, daß Java den Holländern zurückgegeben sey und die Regierung das Benehmen des Herrn Doeff vollkommen billige.

In demselben Jahre segelte eine englische Brigg unter dem Capitain Gordon von Calcutta nach Japan ab. Es war ein Privatunternehmen; Gordon mußte aber, gezwungen durch schlechtes Wetter, in Ochotsk anlegen und von da nach Indien zurückkehren. Weit entfernt den Muth zu verlieren, segelte Gordon, der durchaus Handelsverbindungen mit Japan anknüpfen wollte, von Calcutta von neuem am 2. März 1818 ab. Am 17. Juni gelangte er in die Bai von Dscheddo zugleich mit mehrern Dschonken. Bei Sonnenuntergange war er nahe am Lande; in der Nacht trat Windstille ein; die Brigg gerieth an einen Felsen und sie mußte einen Anker auswerfen, um den Wind abzuwarten.

„Am 18. mit Tagesanbruch," erzählt Gordon, „kamen zwei Böte heran; wir befanden uns wenigstens zwei Meilen von wohlbevölkerten Städten und Dörfern. Im Laufe des Tages erhielten wir Besuch von verschiedenen Regierungsbeamten, namentlich zwei Personen, die wahrscheinlich einen sehr hohen Rang einnahmen, was ich aus der tiefen Ehrfurcht schloß, mit der man ihnen begegnete. Ich kündigte ihnen meinen Wunsch an, nach Dscheddo zu gehen, um die Erlaubniß zu erhalten, mit meiner Ladung dahin zu kommen. Da wir den Wind und die Fluth gegen uns hatten, so rieth man mir, in einer benachbarten Bai Schutz zu suchen; ich wurde durch einen Lotsen und zwei Böte dahin gebracht und war dort nur 60 Meilen von der Hauptstadt entfernt.

„Die Japanesen ersuchten mich um die Erlaubniß, unsere Waffen, unsere Munition und das Steuer des Schiffes an's Land zu bringen, und da ich wußte, daß die, welche in Nangasaki anlegen, sich diesen Formalitäten unterwerfen, so fügte auch ich mich ohne Zögern; doch weigerte ich mich, das Schiff abzutakeln, weil diese Maßregel großen Zeitverlust veranlaßt haben würde.

„Wir waren durch eine Reihe von zwanzig Booten umgeben, die an einander hingen und nur einige Klaftern von uns lagen. Weiter hin befanden sich etwa sechszig Wachböte und Kanonirschaluppen, außer drei Dschonken so groß als unsere Brigg, die mit mehrern kleinen Kanonen besetzt waren. Oft betrug die Zahl der Mannschaft in den Böten, welche uns bewachten, 1000 Mann; nie unter der Hälfte. Man kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, mit welcher Wachsamkeit sie ihren Dienst verrichteten und mit welcher strengen Genauigkeit man unsere Handlun-

gen beobachtete; man schrieb alles auf und zeichnete alles ab, was die Aufmerksamkeit erregte.

„Die Menge der Personen, die uns besuchten, war anfangs sehr bedeutend gewesen; nach dem ersten Tage aber durften die Neugierigen nicht mehr an Bord kommen, nicht einmal mehr sich uns in Böten nähern. Das Ufer jedoch blieb fortwährend mit Zuschauern bedeckt, und unter der Menge bemerkten wir zum größten Theile Frauen.

„Am 23. kamen zwei Dolmetscher; der eine verstand vollkommen Holländisch, der andere etwas Russisch und alle beide sprachen etwas Englisch; unsere Unterhaltung wurde blos in der holländischen Sprache geführt. Ich setzte ihnen den Beweggrund meiner Ankunft in Japan auseinander, und als sie gehört hatten, aus welchem Hafen ich ausgelaufen sey ꝛc., fragten sie mich, ob ich nicht Mitglied oder Agent der englisch-ostindischen Compagnie sey. Auf meine Verneinung sagte der eine, als ob er mit sich spreche: „es ist gut."

„Als der Name Golownin genannt wurde, erkundigten sich die Dolmetscher sehr lebhaft, ob er in Ochotsk sey; sie fragten ferner, ob die Holländer und Engländer in Frieden mit einander lebten. Ich bejahete dies, und der Dolmetscher sagte: „ich habe allerdings erfahren, daß seit zwei Jahren der Friede in ganz Europa herrscht."

„Ich drückte die Hoffnung aus, die Erlaubniß zu erhalten, im folgenden Jahre mit meinem kleinen Schiffe wieder nach Japan kommen zu dürfen; man stellte mir aber vor, die Gesetze des Reiches, die immer streng beobachtet würden, seyen dagegen, und man habe ein ähnliches dreimaliges Gesuch Rußlands abgewiesen. Unser Gespräch fand auf dem Hinterverdeck, als dem bequemsten Orte, statt; als die Dolmetscher sich entfernten, versprachen sie mir, täglich, wenn ich nicht gestört werde, ihren Besuch zu wiederholen so lange ich mich auf der Rhede befinde; sie grüßten mich auf europäische Art.

„Am andern Tage betrafen ihre Fragen den Geburtsort jedes Mannes auf der Brigg, meine Familie und die Glieder derselben. Als sie erfuhren, daß ein Bruder von mir Secretair an einem Gerichtshofe in Calcutta sey, riefen sie: „er ist also im Dienste der Compagnie?" Dieser an sich so unbedeutende Umstand schien sie sehr besorgt zu machen.

„Ich zeigte ihnen Blatterngift und erfuhr mit Vergnügen, daß man in ihrem Vaterlande die Vaccine kenne. Um 1812 hatte Golownin auf die Vortheile dieses Verfahrens aufmerksam gemacht, und man wünschte die Einführung desselben. Von allen Ländern, die ich gesehen, ist Japan dasjenige, wo man die meisten Spuren der Verwüstungen der Blattern sieht. Unter den Personen, welche die Neugierde zu uns führte, befanden sich sehr viele, welche blatternarbig waren.

„Man fragte mich, ob England noch immer Schiffe nach China schicke und ob die Schiffe wie gewöhnlich in Canton Thee für London einnähmen. Diese Fragen hatten vielleicht Bezug auf den Ausgang der Gesandtschaft des Lords Amherst. Dann kam das Gespräch auf die Ereignisse, deren Schauplatz Europa seit einigen Jahren gewesen war, und endlich auf Golownin. Die Japanesen schienen ihn für einen Mann zu halten welcher ihre nördlichen Besitzungen, sowie die Hilfsquellen ihres Reiches und den Charakter der Nation recht gut kenne.

„Wir gingen mit einander in die Kajüte hinunter und sie fragten mich, ob ich ein Barometer habe; ich hatte keines und zeigte ihnen andere Instrumente. Sie kannten den Namen und Gebrauch derselben.

„Den andern Tag brachte man uns Wasser, um damit unsere Fässer zu füllen, und dies war ein Anzeichen unserer baldigen Abreise. Wirklich kamen gegen Mittag die Dolmetscher und zeigten mir nach den gewöhnlichen Complimenten verschiedene Papiere von ihrer Regierung; dann sagte einer von ihnen: „Du hast um die Erlaubniß gebeten, in Japan Handel zu treiben; ich habe den Auftrag von dem Gouverneur dieser Stadt, Dir zu erklären, daß Dein Gesuch nicht bewilligt werden kann, weil die Gesetze des Reiches jeden Verkehr mit den Fremden verbieten mit Ausnahme dessen, der in Nangasaki mit den Holländern und Chinesen stattfindet. Dem zu Folge fordert Dich der Gouverneur auf, mit dem ersten günstigen Winde abzusegeln."

„Ich wollte ihnen einige kleine Beweise der Erinnerung geben; sie antworteten aber, die außerordentliche Strenge ihrer Gesetze erlaube ihnen nicht, etwas anzunehmen; dann wünschten sie uns eine glückliche Reise. Es waren geistreiche und schlaue Männer, und sie besaßen weit mehr allgemeine Kenntnisse, als ich bei ihnen zu finden erwartete. Sie sind im Allgemeinen mehr als ihre Landsleute über alles unterrichtet, was das Ausland betrifft.

„Nachmittags gab man uns unsere Waffen, unsere Munition und unser Steuerruder zurück. Den andern Tag früh wurden wir durch etwa dreißig Boote hinausbugsirt, und als das Schiff im Gange war, verließen sie uns. Meine Mannschaft dankte ihnen mit einem dreifachen Hurrah. Wir waren herzlich des Zwanges überdrüssig, dem wir uns während unsers Aufenthaltes hatten unterwerfen müssen.

„Ich glaube, man sah es von beiden Seiten ungern, daß wir uns auf diese Weise trennen mußten, und ich muß gestehen, daß ich in keinem Lande die Einwohner sich mit mehr Schicklichkeitsgefühl benehmen gesehen habe, als die Japanesen. Sie zeigten sich nicht blos gegen uns, sondern auch unter einander artig und liebevoll; die Beweise der Achtung, welche sie ihren Vorgesetzten geben, werden von den Europäern für erniedrigend und sclavisch gehalten; ich kann diese Meinung nicht theilen. Uebrigens muß auch dem oberflächlichsten Beobachter die gute Behandlung der Dienerschaft von Seiten ihrer Herren auffallen.

„Die Küste war mit Zuschauern bedeckt; viele begaben sich in Böte, um ihre Neugierde durch die Betrachtung eines europäischen Schiffes zu befriedigen. Kaum hatten uns die, welche uns bugsirten, verlassen, als mehrere Privatböte sich uns näherten; die Neugierigen gaben unsern Einladungen nach und kamen an Bord, und bald war das Deck so gefüllt, daß ich mit Vergnügen ein Wachtschiff herankommen sah, das die Menge endlich zerstreute. Man hatte dasselbe kaum erkannt, als sich alle entfernten. Doch kamen mehrere Japanesen nochmals an Bord, und als wir sie auf das Wachtschiff aufmerksam machten, lachten sie und sagten, sie machten sich nichts daraus, während sie in andern Augenblicken wieder zu verstehen gaben, sie fürchteten mit dem Tode bestraft zu werden.

„Im Verlaufe dieses Tages und des folgenden erhielten wir von nicht weniger als 2000 Personen Besuche. Alle Japanesen zeigten sich sehr begierig, Tauschhandel zu treiben. Ich erhielt unter andern kleine Bücher und andere Proben der Landessprache, vertheilte auch einige Exemplare des neuen Testaments und verschiedene religiöse Abhandlungen in chinesischer Sprache."

Obgleich Gordon mit seinem Versuche, Handel in Japan zu treiben, scheiterte, so gab er doch die Hoffnung nicht auf, ein andermal mehr Glück zu haben; er scheint aber doch keinen neuen Versuch gemacht zu haben. Er hatte zu bemerken geglaubt, daß man im Allgemeinen seine Abweisung nicht gern sehe. Uebrigens, glaubt er, liege es im Interesse Englands, den Holländern feine Tuche zu liefern, welche den Japanesen gefielen, und sich so auf eine indirecte Theilnahme an dem Gewinne dieses Verkehrs zu beschränken. Er empfiehlt denen, welche sich mit einem Schleichhandel an den Küsten Japans beschäftigen wollten, die größte Vorsicht, um die Bewohner dieses Reiches nicht durch scheinbare Gewalt in Besorgniß zu versetzen; denn wären sie einmal eingeschüchtert oder beleidigt, so würde es unmöglich seyn, das Mißtrauen und die Furcht wieder zu besänftigen, und dadurch jede weitere Verbindung abgeschnitten werden.

Kapitel XXIV.

Allgemeine Bemerkungen über die Japanesen.

Man hat aus der Erzählung Gordons gesehen, daß die Japanesen von Golownin glaubten, er besitze genaue Kenntniß von ihrem Lande. Es läßt sich nicht wohl annehmen, daß der englische Capitain eine so bestimmte Behauptung rein erfunden habe, und demnach muß das Zeugniß der Japanesen zum Vortheil für die Nachrichten einnehmen, welche der russische Seefahrer über ihr Vaterland gegeben hat. Man würde sich irren, wenn man glaubte, Golownin und seine Gefährten wären fortwährend in den hölzernen Käsichen geblieben, in denen man sie im Anfange einschloß. Die Freiheit, die man ihnen allmälig ließ, machte es ihnen leicht, sich von vielen Dingen Kenntniß zu verschaffen, welche den in Japan zugelassenen Fremden verborgen bleiben sollen. Dennoch sind die Bemerkungen Golownins über dieses Reich mit dem bescheidenen Zweifel eines Mannes ausgesprochen, der die Dinge nur aus den Erzählungen seiner Hüter kennt, aber auch mit dem Scharfsinne eines Beobachters, der kein Mittel vernachlässigt hat, sich über alles zu belehren und gründliche Auskunft zu erlangen.

„Lange, sagt er, hat man die Japanesen als schlau, undankbar, im höchsten Grade rachsüchtig, mit einem Worte mit so grellen Farben geschildert, daß es kaum einen Menschen geben kann, der so lasterhaft wäre als sie. Ihre Abneigung gegen das Christenthum und ihre argwöhnische Politik, welche keinem Fremden den Eintritt in das Land gestattet, befestigten jene Schmähungen. Man machte sich eine so schreckliche Vorstellung von dem Charakter dieser Nation, daß japanische Treulosigkeit und Grausamkeit sprichwörtlich geworden sind. Ich habe Gelegenheit gehabt, während meiner langen Gefangenschaft mich vom Gegentheile zu überzeugen.

„Das Benehmen der Japanesen gegen die Ausländer beweist, daß sie klug und vorsichtig sind; wir haben aber auch oft erprobt, daß sie gutmüthig, gefällig und mitleidig sind. Wir fanden nur sehr wenige, welche heftig, unmenschlich oder boshaft waren. Die Strenge, welche sie im Anfange gegen uns anwendeten, schrieb sich blos von der Furcht her, wir möchten entfliehen.

„Sie sind geistreich und verständig, und hatten die Spanier und Portugiesen, welche sie so sehr verschrien haben, ihre edelmüthige Gastlichkeit nicht zu rühmen? Die gute Aufnahme, welche der Capitain Spangenberg fand, als er 1739 an der Ostküste von Nipon verschiedene Häfen besuchte, deren Namen ihm unbekannt waren, beweist wohl hinlänglich ihre gute Meinung für die Fremden, die in reinen Absichten zu ihnen kommen. Wenn sie denen, die es wünschten, nicht verstatteten überall hin zu gehen, und wenn sie keinen Handelsvorschlag anhören wollten, so müssen wir offen gestehen, daß sie in dem unruhigen Geiste der Europäer gerechte Ursachen genug finden, warum sie mit so habsüchtigen Menschen nichts zu schaffen haben mögen.

„Eine einzige Eigenschaft, welche wir unter die Tugenden zählen, scheint den Japanesen zu fehlen, nämlich der kriegerische Muth; aber wenn sie feig sind, so ist dies die Folge von den friedlichen Stimmungen ihrer Regierung und dem langen Frieden, dessen sie sich erfreut haben, oder vielmehr der seltenen Gelegenheit, Blut fließen zu sehen; man darf daraus nicht schließen, daß es der ganzen Nation an Muth gebreche. Sind nicht Völker, deren Vorfahren der Schrecken der Welt waren, bis auf die niedrigsten Stufen der Entartung herabgesunken? Oft ergreift in Rußland ein ganzes Dorf die Flucht vor einem Banditen mit zwei Pistolen, und nach einiger Zeit trotzen dieselben Bauern, nachdem sie Soldaten geworden sind, furchtbaren Batterien und erstürmen für uneinnehmbar gehaltene Forts. Macht die Uniform des Soldaten Helden? Ist es nicht vielmehr eine dem Menschen angeborene Tapferkeit? man kann also den Japanesen keine natürliche Feigheit vorwerfen.

„Ob sie gleich die starken Getränke sehr lieben und die Leute aus den untern Classen sich gern berauschen, so wird doch die Trunksucht dort nicht so weit getrieben, wie bei mehrern Nationen in Europa. Sich auf offener Straße betrunken zu zeigen, würde eine große Schande seyn. Die, welche gern trinken, versammeln sich Abends, nachdem sie ihre Geschäfte und ihre Arbeiten beendigt haben.

„Ihr vorherrschendes Laster ist die Ausschweifung in geschlechtlicher Hinsicht. Obgleich ihnen das Gesetz nur eine rechtmäßige Frau erlaubt, so nehmen sie doch so viele Concubinen als sie können, und die Reichen benutzen diese Erlaubniß bis zum Uebermaße. Die Hurenhäuser stehen unter dem Schutze der Gesetze; sie sind sehr zahlreich und sehr besucht, haben ihre Statuten, ihre Reglements und ihre Privilegien. Diejenigen, welche solche Häuser halten, gelten nicht dafür, als trieben sie ein entehrendes Geschäft; man sieht sie für Geschäftsleute an, die einen besondern Industriezweig betreiben; doch ist ihre Gesellschaft nicht sehr gesucht.

„Diejenigen, welche solche Häuser besuchen, gehen dahin erst nach Sonnenuntergang; man macht dort Musik; der Ton des Gongs und der Trommel hört nicht auf dort zu erschallen. Nahe an unserer Wohnung in Matsmai gab es ein solches Haus, und ich erinnere mich nicht, eine einzige Nacht erlebt zu haben, in welcher mich jene Instrumente nicht betäubt hatten.

„Bei einem unserer Spaziergänge führten uns die Dolmetscher, um unsere Neugierde zu befriedigen, vor ein solches Haus. Sogleich liefen ein halbes Dutzend junge Mädchen an die Thüre, um uns zu sehen; einige befanden sich noch in der ganzen Jugendfrische und schienen vollendete Schönheiten zu seyn; freilich hatte ich seit langer Zeit keine Europäerinnen gesehen. (Taf. 11. Abbild.)

„Sonst war die Rachsucht der vorherrschende Charakterzug der Japanesen. Die Pflicht, eine Beleidigung zu rächen, pflanzte sich von einer Generation zur andern fort, und eine Familie sah ihre Ehre nur dann für gerettet an, wenn eines ihrer Glieder die Beleidigung in dem Blute eines Verwandten des Beleidigers abgewaschen hatte. Man hat mich versichert, daß gegenwärtig diese wüthende Leidenschaft sehr nachgelassen hat, und daß die Beleidigungen schneller vergessen werden. Giebt es übrigens nicht auch an andern Orten eben so unsinnige Gewohnheiten?

„Die Japanesen sind sparsam aber nicht geizig; sie sprechen mit der größten Verachtung von der Sucht, Geld zusammenzuscharren. Die Menschen, die kein anderes Vergnügen kennen, sind fortwährend der Gegenstand der beißendsten Satire. Jeder kleidet sich nach seinem Stande und so kostbar und elegant, als es ihm möglich ist. Die Ehrfurchtsbezeugungen der Untergebenen gegen die Vorgesetzten kommen uns mit Recht erniedrigend vor. (Taf. 10. Abbild.) Diese Gewohnheit ist bei ihnen aber so alt, daß sie sich wahrscheinlich nicht ändert.

„Ich glaube, diese Nation ist die, wo der Elementarunterricht am allgemeinsten verbreitet ist; es giebt fast keinen Japanesen, der nicht lesen und schreiben könnte und dem die Gesetze seines Vaterlandes unbekannt wären. Dies ist um so leichter, da sie sich fast nie ändern und die wichtigsten Bestimmungen derselben auf großen Tafeln an den öffentlichen Plätzen in Dörfern und Städten angeschrieben sind.

„Die Japanesen stehen den Europäern im Ackerbau, in der Gärtnerei, dem Fischfange, der Jagd, der Verfertigung seidener und baumwollener Zeuge, Porzellan und Lackwaaren, sowie in der Kunst das Metall zu poliren, nicht nach. Sie übertreffen sie in der Verarbeitung und wissen ihre Bergwerke sehr geschickt zu bearbeiten. Die Tischlerei und Drechslerei hat bei ihnen den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht; alle nothwendigen Hausgeräthe und die Meubles sind mit großer Geschicklichkeit gearbeitet.

„Hinter den Europäern zurück sind sie in den schönen Künsten und den Wissenschaften, und wenig vertraut mit der Mathematik, der Astronomie, der Chemie und Medizin, wenigstens ist die Zahl der Männer, welche sich bei ihnen mit diesen Wissenschaften abgeben, sehr gering; bilden denn aber auch bei uns die wahren Gelehrten die Masse der Nation? Berücksichtigt

man die untern Classen, so sind die Japanesen unterrichteter als irgend ein Volk in Europa.

„Ich will nur ein Beispiel anführen. Eines Tages nahm ein gemeiner Soldat von denen, welche uns bewachten, eine Theetasse, und fragte mich, ob ich wisse, daß die Erde rund sey und daß Japan und Europa einander gerade entgegengesetzt lägen. Die halbkreisförmige Tasse, welche er umstürzte, diente ihm, die Sache daran zu zeigen.

„Mehrere andere Soldaten zeichneten in unserer Gegenwart geometrische Figuren, und fragten, ob wir ein Mittel wüßten, die Erde zu messen und einzutheilen?

„Fast alle Japanesen kennen die Heilkräfte der Pflanzen ihres Vaterlandes, und jeder besitzt eine kleine Apotheke, um sich derselben im Nothfalle zu bedienen. Indessen haben sie, wie viele andere Völker, seltsame Vorurtheile in der Medizin und wollen die Krankheiten durch gewisse Sympathien heilen.

„Mit Ausnahme der Gelehrten und der Herren, welche Theil an der Regierung nehmen, haben die Japanesen sehr beschränkte Vorstellungen und Kenntnisse von den andern Völkern. Die Politik des Reiches verbietet den Unterthanen die Kenntniß der Sitten und Gebräuche der Fremden, aus Furcht, dieselben möchten durch das Beispiel verdorben und die öffentliche Ruhe könnte gefährdet werden.

„Die Geschichte der andern Nationen, etwa die der Chinesen ausgenommen, wird von den Japanesen für nutzlos und der Aufmerksamkeit unwürdig angesehen. „Was nützt es, sagen sie, alle diese Geschichten zu lernen und zu behalten, auf die jedes Land seine Eitelkeit gründet?" Nichts destoweniger vernachlässigen die Mitglieder der Regierung und die Gelehrten die neuere Geschichte der europäischen Staaten nicht, besonders derjenigen, welche durch ihre Niederlassungen im Auslande gewissermaßen ihre Nachbarn sind. Die Regierung sucht mittels der Chinesen und Holländer sich Nachrichten von allem zu verschaffen, was in Europa vorgeht, über die Niederlassungen der Russen in Amerika und über die colossale Macht der Engländer in Indien. Trotz allen unsern Bemühungen, sie von den friedlichen Absichten unsers Kaisers zu überzeugen, fürchten sie doch, Rußland werde früher oder später eine furchtbare Expedition gegen sie senden. In der Geschichte und Geographie ihres Vaterlandes sind sie sehr bewandert und die geschichtlichen Bücher bilden ihre Lieblingslectüre.

„Ich habe bei allen Japanesen eine außerordentliche Artigkeit bemerkt; die gute Erziehung geht bei ihnen dahin, einander alle Arten von Gefälligkeiten zu erweisen. Diejenigen, mit welchen wir gewöhnlich umgingen, gehörten nicht den höhern Classen an; doch hörten wir nie, daß sie einander beleidigten oder sich unter einander zankten; nie beleidigten Schwüre und Flüche unsere Ohren. Die Soldaten, die in der Hauptwache saßen, plauderten ruhig mit einander; besonders gern spielten sie Karten. (Taf. 10. Abbild.)

„Die Töchter erhalten keine Mitgift; sind sie hübsch, so muß der künftige Schwiegersohn sie kaufen; ist er reich, so bezahlt er oft eine bedeutende Summe. In den höhern Classen muß die Frau immer von gleichem Stande mit dem Manne seyn. Die Heirathen werden in den Tempeln mit einer Menge von Ceremonien gefeiert.

„Der Ehemann hat das Recht, seine Frau zu verstoßen, wenn es ihm gefällt und ohne einen Grund dazu anzugeben; aber ein Mann, der in dem Rufe steht, unbeständig zu seyn, erhält die Hand eines Mädchens nur um einen hohen Preis.

„Bei der Geburt jedes Kindes pflanzt der Vater in seinem Garten oder Hofe einen Baum, der so viele Jahre zählt als ein Mann braucht, um erwachsen zu seyn; verheirathet sich das Kind, so wird der Baum gefällt und man verfertigt aus dem Stamme und Aesten Kasten und Schränke zur Aufnahme der Garderobe der neuen Wirthschaft.

„Die Erziehung ist sehr gut geleitet; die Japanesen lehren ihre Kinder von dem frühesten Alter an Lesen und Schreiben, die Religion, die Geschichte und Geographie des Vaterlandes, und später, wann sie größer werden, weihen sie dieselben in die Kriegskunst ein; wichtiger aber noch ist, daß sie die Kinder zeitig an Geduld, Bescheidenheit und Artigkeit gewöhnen. Diese Tugenden werden bei diesem Volke bis zu einem unglaublich hohen Grade getrieben und wir haben oft den Beweis davon gehabt. Sie behandelten uns in unserer Gefangenschaft mit der äußersten Sanftmuth und Nachsicht, hörten ohne sich zu erzürnen unsere Erklärungen, unsere Vorwürfe und oft unsere harten Ausdrücke an, selbst wenn das Recht auf ihrer Seite war.

„Laut zu streiten gilt bei ihnen für höchst unanständig und unschicklich. Sie beharren auf ihren Meinungen mit Artigkeit und einer Menge Vorsichts- und Vorbeugeredensarten, als ob sie an ihrem eigenen Urtheile zweifelten. Nie machen sie directe Einwürfe; sie bedienen sich mittelbarer Ausdrücke und nehmen ihre Zuflucht oft zu Beispielen und Vergleichen, aus denen, wie sie meinen, der Andere den Schluß selbst ziehen kann. Hier davon eine Probe.

„Als wir ihnen sagten, ihre Politik wäre gerade das Umgekehrte von jener der andern Nationen, und ihnen alle Vortheile auseinandersetzten, welche die europäischen Völker aus ihren Handelsverbindungen ziehen, als wir zum Beweise den Vortheil erwähnten, der aus den Entdeckungen und Erfindungen zu ziehen sey, die in andern Ländern gemacht werden sind, die Leichtigkeit, die respectiven Erzeugnisse auszutauschen, den Aufschwung, den dadurch der Fleiß, die Industrie erhalten, und endlich, als wir hinzusetzten, die Europäer besäßen eine Menge Bequemlichkeiten und Gegenstände, die sie entbehren müßten, wenn ihre Fürsten, wie die japanische Regierung allen Handel mit den Nachbarstaaten untersagten, und als wir unser System rühmten, während wir das ihrige tadelten, hörten sie uns aufmerksam an, ließen der Klugheit der europäischen Regierungen Gerechtigkeit wiederfahren und schienen, da sie keine unserer Anführungen in Zweifel zogen, unsere Ansicht in allem zu theilen; allmälig brachten sie das Gespräch auf den Krieg und legten uns die Frage vor: „wie kommt es denn, daß Ihr in Europa so häufig und so langwierige Kriege habt? Warum mischen sich, wenn zwei Staaten in Streit gerathen, andere hinein und machen dadurch dem Kampf allgemein?"

„Wir antworteten, die Nachbarschaft und die gegenseitigen Verbindungen veranlaßten oft Streitigkeiten, die nicht immer auf friedlichem Wege auszugleichen wären, besonders wenn das Interesse und der Nationalstolz ins Spiel kämen. Uebrigens ergriffen, wenn eine Nation ein zu bedeutendes Uebergewicht erhalte, die andern aus Besorgniß um sich selbst die Partei des Schwächern und verbänden sich gegen den Stärkern, der seiner Seits ebenfalls Verbündete suche.

„Die Japanesen lobten die Weisheit der Monarchen Europas und fragten, wie viele verschiedene Staaten es dort gebe? Wir nannten sie alle, und sie entgegneten, wenn Japan und China Verbindungen mit den europäischen Mächten schlössen und deren politisches System nachahmten, würden die Kriege noch viel häufiger seyn und es würde noch weit mehr Menschenblut vergossen werden.

„Wir gaben zu, daß dies wohl möglich sey. „Nun also," antworteten sie, „wir meinen, es sey vernünftiger, um die Leiden der Menschheit zu vermindern, daß Japan bei seiner frühern Politik verharre, als Bündnisse schließe, deren Vortheile Ihr uns darzulegen sucht."

„Ich muß gestehen, auf einen so unvorhergesehenen und peremtorischen Einwurf ließ sich nicht leicht eine genügende Antwort geben. Ich schützte demnach eine unvollkommene Kenntniß der japanischen Sprache vor, die mich verhindere, weiter in die Entwickelung unsers Systems einzugehen und die Wahrheit unserer Behauptung darzuthun. Aber wenn ich auch der Sprache völlig mächtig gewesen wäre, würde ich doch nicht leicht ihre Gründe haben wiederlegen können.

„Ein anderes Mal, als ich mit ihnen von den Annehmlichkeiten und einer Menge Genüsse in Europa sprach, von denen man in Japan nicht einmal eine Idee hat, äußerten sie den Wunsch, einige Jahre in unserm Vaterlande zuzubringen; dann aber lenkten sie das Gespräch wieder auf ihre Heimath und sagten: „es giebt hier zwei Städte, die sie uns nann-

ten und die nahe bei einander liegen; die eine ist sehr groß, die andere sehr klein. In der erstern sind alle Bewohner reich; sie besitzen in Ueberfluß alles, was sie zum Leben brauchen, aber sie befinden sich in fortwährender Besorgniß, weil es so viele Betrüger und Spitzbuben unter ihnen giebt, daß man in der Nacht nicht auszugehen wagt, in der Furcht, man könnte ermordet werden. Die Bewohner der kleinen Stadt dagegen besitzen nur das gerade Nothwendige, aber sie leben wie Brüder unter einander und man hört bei ihnen nie von Zank und Streit." Als wir bemerkten, die letztern wären unstreit die Glücklichern, so sagten sie, sie hätten Europa und Japan mit einander verglichen, und die Parabel traf allerdings den richtigen Punkt.

„Die Japanesen würden leicht gute Seemänner werden, wenn sie geeignete Anweisung dazu erhielten; sie haben Zeichnungen und selbst Modelle von europäischen Schiffen; sie könnten dieselben nachahmen, aber die Regierung duldet die Einführung einer fremden Methode nicht. Der schlechte Bau ihrer Dschonken veranlaßt alle Jahre den Verlust einer großen Anzahl dieser Fahrzeuge und deren Mannschaft; aber die ungeheuere Bevölkerung des Reiches macht diesen Verlust unmerklich. Sie wird auf 30 Mill. Seelen geschätzt."

Die Unbeugsamkeit der japanischen Gesetze war dem Herrn Doeff in sofern nützlich, daß sie die Monotonie seines Aufenthalts in Dschebdo 1806 unterbrach. Am 26. April brach in dieser Hauptstadt eine jener schrecklichen Feuersbrünste aus, welche dieselbe nur zu oft heimsuchen. „Früh um zehn Uhr," sagt der holländische Resident, „erfuhren wir, daß sie in einer Entfernung von etwa zwei Stunden von unserer Wohnung angefangen habe. Wir achteten wenig darauf, da wir wußten, daß man in Dschebdo des Feuers bald Herr wird; diesmal griff es aber reißend schnell um sich. Ungefähr um drei Uhr Nachmittags brachen die von einem heftigen Winde getriebenen Flammen an vier verschiedenen Orten in unserer Nähe aus. Seit zwei Uhr beschäftigten wir uns mit dem Einpacken unserer Habseligkeiten, so daß wir uns sogleich entfernen konnten, denn die Gefahr wurde sehr dringend. Als wir auf die Straße gelangten, sahen wir, daß alles bei uns in Flammen stand. Sehr gefährlich würde es gewesen seyn, nach der Richtung des Windes und deshalb der des Feuers zu entfliehen. Wir gingen demnach quer an den Häusern hin, welche bereits brannten, und erreichten so ein Feld, das Nara hieß. Es war mit Fahnen der Fürsten bedeckt, deren Paläste niedergebrannt waren; ihre Familien hatten sich hierher geflüchtet. Nach ihrem Beispiele pflanzten wir die holländische Fahne auf. Wir konnten die ganze Feuersbrunst übersehen und ich habe nie eine so fürchterliche erblickt; der Schrecken, welchen dieses Flammenmeer verursachte, wurde noch durch das Geschrei der fliehenden Weiber und Kinder vermehrt.

„Unser Haus war gänzlich zerstört und man wies uns eine neue Wohnung an. Da man dort aber keine der gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln gebraucht hatte, um uns zu hindern, hinauszusehen, so konnten unsere Blicke nach Seiten frei umherschweifen. Der Gouverneur der Stadt ängstigte sich bald über die Leichtigkeit, die wir in unserer neuen Wohnung fanden, Beobachtungen zu machen, obgleich wir keine Verbindung mit der Straße hatten. Wir konnten blos von dem Vordergebäude, das an unser Haus stieß, das Volk sehen und von diesem bemerkt werden. Dieses war nicht minder neugierig als wir und fand sich bald da ein; da schickte der Gouverneur einen Dolmetscher zu uns, um uns zu verbieten, uns zu zeigen. Da ich die Gesetze genau kannte, so ließ ich ihm sagen, ich habe keine Befehle von ihm zu empfangen, da ich nur denen des Gouverneurs von Nangasaki zu gehorchen habe. Es wurde anerkannt, daß ich Recht habe, denn die Competenzgesetze sind in Japan eben so unwandelbar als die andern, und meine Appellation wurde so gut aufgenommen als käme sie von einem Japanesen. Der Gouverneur von Nangasaki, der sich darüber freute, daß wir seine Autorität und seine Vorrechte vertheidigt hatten, gestattete uns nicht blos die interessante Aussicht, deren wir uns erfreuten, sondern ließ sogar einen kleinen Hügel abtragen, der uns im Wege war."

Nach allem diesem, was man über die unveränderliche Anhänglichkeit der Japanesen an ihre Gewohnheiten gelesen hat, wird man sich leicht überzeugen, daß Europa genaue Nachrichten über Japan nur durch die Vermittelung der Holländer oder der Beobachter wird erhalten können, welche auf den Schiffen derselben jenes entlegene Land besuchen. Man hätte dies von Titsingh hoffen können, der 1812 starb. Er hatte dreimal Dschebdo besucht; leider wurde der größte Theil seiner Papiere nach seinem Tode zerstreut. Nur einige seiner Manuscripte wurden veröffentlicht, unter andern die Geschichte der Dairis. Der gelehrte Klaproth revidirte diese Uebersetzung aus dem Japanischen und bereicherte sie mit Anmerkungen und Erläuterungen.

Herr von Siebold, ein gelehrter deutscher Naturforscher, verbrachte sieben Jahre, von 1823 bis 1830, in Japan. In glühendem Eifer für die Fortschritte der Geographie, Völkerkunde und Naturwissenschaften, sammelte er sorgfältig alles, was dieselben befördern konnte. Seine Kenntnisse und Talente erwarben ihm das Wohlwollen und die Anhänglichkeit mehrerer durch ihr Wissen und ihren Rang ausgezeichneter Japanesen. Sie fühlten sich geschmeichelt durch den Eifer eines Mannes, der vom Ende der europäischen Welt dahergekommen war, um sich über ihre Geschichte und ihre Alterthümer zu unterrichten, ihre philosophischen Systeme und Religionslehren kennen zu lernen, ihr Verfahren in der Haus- und Landwirthschaft zu untersuchen, die Geographie und Statistik ihres Landes zu studiren, und bemühten sich mit dem rühmenswerthesten Eifer, ihm alles zu verschaffen, was ihn in seinen Untersuchungen unterstützen könnte; er brachte deshalb auch gedruckte Bücher, Handschriften, Karten, Zeichnungen, Gemälde, Münzen, Gefäße, Modelle, Kunsterzeugnisse, so wie eine große Anzahl merkwürdiger und unbekannter Gegenstände mit nach Europa zurück. Dadurch sah er sich in den Stand gesetzt, eine vollständige Beschreibung von Japan und den dazu gehörigen Ländern zu geben. Eyriès wird dieses Werk ins Französische übertragen.

Kapitel XXV.

Die Inseln Lieu Kieu.

Wir haben nach Einiges über diesen Archipel zu dem hinzuzusetzen, was darüber in der Malerischen Reise um die Welt 1. Bd. gesagt worden ist, und nehmen dies aus des gelehrten Klaproth Beschreibung der Inseln Lieu Kieu, die er aus chinesischen und japanischen Quellen zog.

Zwischen Formosa, Japan und Corea befindet sich ein Archipel, welcher die Fortsetzung der Gebirgsketten dieser drei Länder zu seyn scheint. Die Chinesen nennen denselben Lieu Kieu, was die Japanesen Riu Kiu aussprechen; die Europäer haben daraus Likeio, Likiu, Lequio und Lequeo gemacht; die Engländer wandelten ihn in ihren neuesten Beschreibungen in Lu Tschu und die Bewohner in Du Schu um. Die eigentliche einheimische Benennung ist Ogii, was die Japanesen Voki schreiben und aussprechen.

Obgleich sich der Kaiser von China die Oberherrschaft über das Reich Lieu Kieu anmaßt und dieselbe nach der Gewohnheit und der Meinung der Asiaten durch die Gesandten bestätigt wird, welche alle zwei Jahre Geschenke nach Peking bringen, sowie durch das dem König zugeschickte Siegel in chinesischen und mogolischen Charakteren, so muß doch dieser Archipel wegen seiner Lage zwischen China und Japan sich auch die Oberherrschaft des letztern Reiches gefallen lassen, dessen Souverain von Zeit zu Zeit die Huldigung des kleinen Monarchen empfängt. Die Gesandtschaft überbringt ihm Säbel, zugerittene Pferde, Parfumerien, Gefäße zu denselben, seidene Zeuge, Gewebe aus Baumrinde, Lacktische mit Perlenmutter ausgelegt und moussirenden Wein. Dagegen giebt der Kaiser von Japan 500 Geldstücke in Silber und 500 Packete von Watte. Der Chef

der Gesandtschaft erhält 200 Silberstücke und zehn vollständige Anzüge; die andern Mitglieder der Gesandtschaft theilen unter einander 300 Geldstücke.

Der Archipel Lieu Kieu begreift 36 Inseln, welche verschiedene Gruppen bilden. Die mittlere enthält die größte Insel und die darumliegenden; sie führt ebenfalls den Namen Ta Lieu Kieu (großes Lieu Kieu). Die japanischen Geographen schätzen ihre Breite von S. nach N. auf 60 ris oder auf sechsthalb Tagewege, und die größte Breite auf 12 bis 14 ris oder einen Tageweg. Diese Schätzungen müssen um ein Drittel reducirt werden, da das japanische ri den 18¼. Theil eines Grades ausmacht.

Der König residirt in Scheu Li (Tsiuri im Japanischen), was Hauptstadt bedeutet, die auch Wang Tsching (königl. Stadt) genannt wird. Sie liegt 20 ris in O. von Na Pa Kiang (Naka Ku). In S. sieht man den Tempel Fatti Man Gu's (Palast der acht Fahnen). In O. erhebt sich der Ben gaku, ein hoher Berg, von dessen Gipfel man in O. und in W. nur die weite Fläche des Meeres sieht.

In SW. im Innern der Stadt befindet sich der Begräbnißplatz der Könige des Mittelgebirges, und er wird in der größten Reinlichkeit erhalten. An der Façade liest man die Inschrift, die in Stein gehauen ist: Grab der Könige des Mittelgebirges von Lieu Kieu. Der ganze Bezirk in der Nähe ist von Höhen umgeben, die ihm ein malerisches Aussehen geben.

Der Tempel der Vorfahren der Könige des Mittelgebirges befindet sich in N. der Hauptstadt und in ziemlicher Entfernung von Napakiang. Wer vor dieses Gebäude kommt, muß, von welchem Range und Stande er auch seyn möge, von dem Pferde absteigen und seinen Weg zu Fuße fortsetzen. Dieser Tempel enthält die Täfelchen mit den Namen der Vorfahren der königlichen Familie. Seit den Zeiten der chinesischen Dynastien der Thong und Sung (7. und 10. Jahrh.) ist ihre Folgenreihe ganz vollständig.

In dem Palaste des Königs zieht sich eine steinerne Mauer hin, welche einige Klaftern hoch und über 20 lang ist. In der Mitte hat sie eine mit einem Drachenkopfe versehene Oeffnung, durch welche das Wasser einer so reichhaltigen Quelle fließt, daß sie nur bei der allergrößten Dürre versiegt. Hinter dem Palaste bemerkt man am Fuße eines kleinen Hügels einen kleinen Tempel ohne irgend ein Götzenbild; man verbrennt daselbst Wohlgerüche zu Ehren der Erde. Der Drachenteich liegt im W. der Stadt; zwei Felsen erheben sich aus seinem Schooße. Am neunten Tage des neunten Monats vergnügt sich das Volk damit, daß es auf diesem Wasser mit Böten herumfährt, die mit Drachenfiguren verziert sind.

Die chinesischen Gesandten landen zu Yng-Nghen-Thing, drei Stunden von dem Hafen von Napakiang; doch scheint dieser Ort nicht ausschließlich zur Aufnahme derselben bestimmt zu seyn, denn in den Beschreibungen von Lieu Kieu von japanischen Schriftstellern geben sie ihm oder vielmehr einem weitläufigen Gebäude in der Nähe den Namen Palast der Fürsten von Satsuma.

Der Palast der chinesischen Gesandten befindet sich in geringer Entfernung; er enthält große Säle, Kammern, eine Bibliothek und Terrassen; man sieht in den Gärten kleine Lustpavillons, die nur aus einem Stücke mit einem Fenster bestehen, hübsche Kiosks und Thürme. Außerhalb des Palastes enthält eine große Steintafel in chinesischen Schriftzügen die Namen nebst einer Notiz aller Insulaner von Lieu Kieu, welche in alter oder neuer Zeit sich ausgezeichnet haben. Vor diesem Gebäude liegt ein Rasenplatz von hundert Ackern, auf dem sich jeden Tag um Mittag Frauen jedes Alters versammeln und Körbchen, so wie alle Arten Flechtarbeit zum Verkaufe ausstellen. Darauf unterhalten sie sich mit verschiedenen Spielen.

Obgleich der Hafen von Napakiang der besuchteste der Insel ist, so ist er doch bei weitem nicht so sicher und bequem als jener von Uling oder Wu Tsching an der gleichnamigen Bai, ebenfalls an der Westküste und in NW. von der Hauptstadt. Ganz nahe an dem Eingange desselben erhebt sich mitten im Meere der Thian Kieu Schan (Ten Ku Su) oder Igusch-Kund, ein Berg, den man 25 Seemeilen weit sieht und nach welchem sich die Schiffer richten. Die kleine Insel, welche er bildet, gleicht einem Garten mitten im Oceane, denn er ist bis zu einem Drittel seiner Höhe mit Häusern bedeckt.

In O. und in geringer Entfernung von dem großen Lieu Kieu zieht sich eine Kette von Inseln hin, die durch ein Korallenriff vereinigt sind, welches diese Küste selbst bei schönem Wetter gefährlich macht. Die größte davon ist Kieu Tao (Kutawa).

In SW. von Napakiang ist die Insel Amakinima von Felseninseln umgeben.

Weiter in SW. trifft man die Gruppe der Madschico Sima, die aus sieben Inseln besteht; die vorzüglichste davon ist Thai Fing Schan (Ta Fi San).

Eine andere Gruppe von sieben großen und einigen kleinern Inseln liegt zwischen Madschico Sima und Formosa. Die wichtigste davon, Pa Tschung Schan (Pa Yamu), ist sehr fruchtbar und hat 28 Dörfer.

Zwischen den Inseln Peng Hu und Lieu Kieu giebt es eine sehr gefährliche von den Chinesen Lo Tsi (die verlorene Küste) genannte Strömung.

Im N. von dem großen Lieu Kieu findet man eine Gruppe von neun Inseln, unter denen man Ta Tao oder die große Insel (Do Sima) unterscheidet, die 59 ris im Umfange hat; man zählt auf ihr 41 Dörfer und 260 auf der ganzen Gruppe, die man auch das kleine Lieu Kieu nennt. Man darf dies aber nicht mit einem andern gleichnamigen in S. von Formosa verwechseln.

Die Bewohner dieser Inseln sind dem Könige von Lieu Kieu unterthan, und scheinen so civilisirt zu seyn als die andern Insulaner. Die ganze Gruppe ist fruchtbar; man erntet da Wein und Kampher; besonders Kian Mu, eine Holzart, welche die Eingeborenen iseki nennen, ist sehr gesucht; der Baum gleicht der Ceder, ist sehr dauerhaft und scheut den Angriff der Würmer nicht.

Ki Kiai, die nördlichste Insel dieser Gruppe, hat über 6 ris im Umfange; ihre Bewohner aber schildert man als rohe Wilde. Die weiter nach Norden gelegenen Inseln gehören zu Japan.

Weiter nach N. trifft man unter dem 27° 50′ n. Br. die Insel Luang Kuang Schan (Schwefelberg) oder Yieu Kia Su (Ufer der Verbannten). Der Vulkan, welcher den Schwefel giebt, ist wie ein Kessel ausgehöhlt; er wirft fortwährend Rauch aus und giebt bisweilen einen so starken Schwefelgeruch von sich, daß man sich von der Windseite dem Berge nicht nähern kann. Er liegt an der NW.-Küste der Insel; die umliegenden Felsen haben eine gelbe Farbe mit braunen Streifen; die südliche Küste wird von hohen dunkelrothen Felsen gebildet; die Fläche enthält einige hellgrüne Stellen. Bei stürmischem Wetter ist es schwer, an dieser Insel zu landen, weil die Wogen sich mit ungeheuerer Heftigkeit an den steilen Küstenfelsen brechen.

Luang Kuang Schan bringt weder Bäume, noch Reis, noch Gemüse hervor; die Vögel dagegen sind dort sehr zahlreich und das Wasser des Meeres ist fischreich. Die Insel wird von etwa dreißig Familien Verbannter bewohnt, welche unter einer besondern Gerichtsbarkeit stehen und ihren Unterhalt von dem großen Lieu Kieu bekommen. Diese Leute müssen Schwefel sammeln.

Die herrschende Religion auf allen diesen Gruppen ist die Foe's oder Buddha's; sie wurde vor mehr als zehn Jahrhunderten eingeführt. Die Priester Foe's, die aus China kamen, führten die Schrift dieses Landes ein, so daß man durch dieses Mittel sich den Insulanern verständlich machen kann, obgleich man ihre Sprache nicht versteht. Diese bedienen sie häufiger der Sylbenschrift Japans, welche kata kana und firo kana heißt und die Töne ihrer Sprache wiedergeben kann; übrigens scheint diese Sprache, wenigstens auf dem großen Lieu Kieu, ein Dialect des Japanischen zu seyn, zerfällt aber selbst wieder in zwei Dialecte.

Man verehrt die Gottheit dadurch, daß man in freier Luft Wohlge-

rüche auf einem ihr geweihten Steine verbrennt und ihr Früchte darbringt. Auf diesen Stein geben die Insulaner auch ihre Eide und Versprechungen. Frauen weihen sich speciell dem Dienste der Gottheit, und stehen in hohem Ansehen, weil sie die Zukunft vorherverkündigen. Sie beschäftigen sich auch mit der Heilung der Krankheiten, die sie durch Gebete zu bewirken suchen.

Man hat wie in China die höchste Ehrfurcht vor den Todten; man trauert mit strenger Gewissenhaftigkeit, doch sind die Begräbnisse nicht so prachtvoll wie in jenem Lande. Gewöhnlich verbrennt man den Körper der Gestorbenen und bewahrt die Asche auf. Speisen bringt man den Todten nicht dar; man begnügt sich, Lampen anzuzünden und ihnen zu Ehren Wohlgerüche zu verbrennen.

Die Familien unterscheiden sich von einander wie in China durch einen Namen und Beinamen, so daß die Persone welche denselben sing (Familiennamen) führen, keine Ehe mit einander eingehen können. Die Vielweiberei ist erlaubt; die jungen Leute beiderlei Geschlechts verkehren ungehindert mit einander, und die Ehe ist deshalb eine Folge ihrer Wahl. Die Frauen werden auch vor den Blicken der Fremden nicht verborgen gehalten; sie sind im Allgemeinen keusch, schminken sich das Gesicht nicht und tragen keine Ohrgehänge.

Der König ist der reichste Grundbesitzer. Außer dem Ertrage seiner Güter erhält er den der Salz- und Schwefelbergwerke, der Zinn- und Kupfergruben; auch die Steuern vermehren seine Einnahmen. Von diesen bezahlt er die Gehalte der Staatsbeamten und unterhält seinen Hof. Die Gehalte sind nach Reissäcken berechnet, welche den Grund ausmachen; man fügt dann seidene und baumwollene Stoffe und andere Dinge hinzu. Der Reis ist das Tauschzeichen, denn auf dem ganzen Archipele circulirt nur eine kleine Anzahl japanischer und chinesischer Silber- und Kupfermünzen. Der Capitain Basil Hall hat demnach Unrecht, wenn er versichert, diese Insulaner kennten den Gebrauch des Geldes nicht.

Der ältere Sohn des Königs führt den Titel wang tsi (o si) oder königlicher Prinz; seine jüngern Brüder sind unter einander dem Range nach gleich und bilden die erste Classe des Adels. Das Einkommen eines jeden besteht gewöhnlich in 2000 Säcken Reis. Diese Classe begreift auch die nächsten Verwandten des Königs und zerfällt in drei Zweige. Die andern Verwandten des Monarchen werden in die andern Classen vertheilt. Die Körperschaft des Adels zählt deren noch zwei, und es giebt im Ganzen also neun Classen.

Die Finanzgerichtshöfe von Groß Lieù Kieù und der sechs und dreißig Inseln, welche dem Könige gehorchen, haben ihren Sitz in der Hauptstadt; diese haben einen Deputirten an dem Hofe. Andere Gerichtshöfe entscheiden über die Streitigkeiten, welche zwischen den Unterthanen eintreten, und über die Verbrechen. Die Großen des Reiches besitzen Güter und Dörfer, sie dürfen aber dort nicht wohnen, da sie sich in der Hauptstadt aufhalten müssen. Der König läßt ihre Güter verwalten und übergiebt ihnen die Einkünfte davon; die Kosten nehmen die Hälfte davon hinweg. Die Besitzer müssen von dem Uebrigbleibenden noch andere Kosten bestreiten, und sie erhalten demnach für sich nur ein Drittel.

Die Großen und die Mandarinen dürfen bei ihren Tragsesseln nur zwei Träger verwenden; nur der König besitzt das Vorrecht, eine größere Anzahl zu haben. Diese Tragsessel, ihre Waffen, ihre unterscheidenden Kennzeichen und die Kleidung sind nach japanischer Sitte. In der letztern Zeit hat man jedoch angefangen, die Moden und Gebräuche Chinas anzunehmen.

In Folge der milden Temperatur und der Fruchtbarkeit dieser Inseln sieht man keine Armen. Die nothwendigen Lebensmittel sind so häufig, daß Niemand Hunger leidet.

Die Insulaner erzeugen Salz aus dem Meerwasser. Längs der Küsten hin ebenen sie große Plätze, deren Boden sie so lange schlagen, bis die Oberfläche ganz hart wird; dann breiten sie darüber eine Schicht sandiger Erde von schwarzer Farbe einen Viertel Zoll hoch und machen dieselbe ganz glatt. Während der Tageshitze besprengt man diese Erde mittelst kurzer Schaufeln mit Meerwasser, das in Eimern dahingebracht wird. Die Sonnengluth verdunstet bald alles Wasser und das Salz bleibt in dem Sande zurück; diesen sammelt man dann und bringt ihn in sechs Fuß lange, vier Fuß breite und fünf Fuß tiefe Behälter. Sind dieselben voll, so gießt man Meerwasser darüber, welches das Salz auflöst und mit durch eine kleine Oeffnung hinausnimmt. Dieses Gemisch wird in drei Fuß lange und einen Fuß tiefe Gefäße aufgenommen. Die Salzmassen, die man auf diesem Wege erhält, sind anderthalben Zoll dick.

Auf der großen Insel verfertigt man sehr starkes Papier, das dichter ist wie jenes von Corea. Man erhält es aus den Cocons der Seidenwürmer, kann es färben wie ein Zeug und Kleidungsstücke daraus schneiden. Zu einer andern Papierart verwendet man die Rinde des Papiermaulbeerbaumes.

Die Seidenzeuge, in welche man sich kleidet, kommen meist aus China; man findet auf dem Archipel wohl auch eine Art Seide, aber sie ist viel roher als die chinesische. Die Fabrikation der Baumwollenzeuge ist sehr lebhaft.

Die Arbeiten, welche von diesen Inseln kommen, stehen in einem gewissen Rufe. Das Gold, Silber und die andern Metalle, welche von den Arbeitern von Lieù Kieù verarbeitet werden, sind sehr geschätzt, und die Schiffe, welche man hier baut, in China und Japan sehr gesucht.

Das Meer ist reich an Seegewächsen, aus denen man Decken und Kleidungsstücke gegen den Regen macht. Perlenmutter und Schildkrötenschalen von diesem Archipel sind gesucht, und es gehen Ladungen nach China und Japan.

Kapitel XXVI.

Das chinesische Reich. — Corea.

Ein einziger Europäer hat einen Bericht über Corea veröffentlicht, wohin er gegen seinen Willen kam: Heinrich Hamel, aus Gorcum in Holland. Noch jung schiffte er sich als Schreiber auf dem „Sperber", einem Fahrzeuge der Ostindischen Compagnie, ein. Am 30. Juli 1653, als es die Insel Formosa verlassen hatte, wo die Holländer damals ein Fort und ein Comptoir besaßen, wendete es sich nach Japan, als ein entsetzlicher Sturm, wie sie in jenen Gewässern ziemlich oft vorkommen, dasselbe an eine Insel der südlichen Küste Coreas warf. Das Schiff wurde zertrümmert; 36 Personen, die dem Schiffbruche entgangen waren, fielen den Coreanern in die Hände, welche sie in das Innere des Landes hineinbrachten. Nachdem sie dort dreizehn Jahre in der Gefangenschaft geblieben, retteten sich acht dieser Unglücklichen, unter denen sich Hamel befand, in einem Boote und gelangten nach Japan. Sie sahen ihr Vaterland endlich am 20 Juli 1668 wieder. Hamel gab noch in demselben Jahre die Beschreibung seiner Abenteuer heraus. Sein Buch wurde in die meisten europäischen Sprachen übersetzt. Außer dem Interesse, das es durch die Ereignisse einflößt, die es erzählt, erregt es auch die Aufmerksamkeit durch die Details, welche es über ein Land enthält, das noch kein Europäer besucht hatte. Man kann sich denken, daß Hamel bei der fortwährenden Bewachung seine Beobachtungen nicht sehr ausdehnen konnte; doch verrathen die, welche er machte, einen wahrhaften und verständigen Mann. Die Thatsachen, welche er berichtet, stimmen mit denen überein, welche wir von den in China befindlichen Missionären erhielten, die aber nie nach Corea kamen. Unterscheiden sich die Ortsnamen von denen, welche man auf den Karten der letztern liest, so liegt der Grund darin, daß diese sie nach den Chinesen gaben, während sie Hamel nach den Coreanern nannte.

In unsern Tagen sind europäische Seefahrer an den Küsten Coreas hingesegelt und haben sie so sorgfältig erforscht, daß wir neues Licht über deren eigentliche Bildung erhielten; als sie aber landen und in das In-

nere eindringen wollten, fanden sie denselben Widerstand, wie in Japan und in den Ländern, wo ein ähnliches politisches System gegen die Fremden beobachtet wird. Wir müssen demnach unsere Zuflucht zu den Büchern der Chinesen und Japanesen nehmen, um Corea kennen zu lernen und das zu erfahren, was Hamel nicht sehen und beobachten konnte. Die Missionäre in Peking und Klaproth haben aus den Schriften dieser asiatischen Schriftsteller verschiedene merkwürdige Eigenthümlichkeiten gezogen, und wir werden die Arbeiten dieser fleißigen Männer benutzen, um eine genaue Beschreibung eines von uns so entlegenen und so streng abgeschlossenen Landes zu geben.

Corea ist eine Halbinsel, begrenzt in N. von dem Lande der Mandschus, in O. durch das japanische Meer, in S. durch das Tung Hai (das östliche Meer), in W. durch das Hoang Hai (das gelbe Meer). Die Länge beträgt von N. nach S. ungefähr 200 Lieues (?), seine Breite von O. nach W. 60, und sein Flächeninhalt 10,500 □ Lieues. „Die Coreaner," sagt Hamel, „stellen ihr Land vor als ein langes Parallelogram von der Gestalt einer Spielkarte; es hat jedoch viele Spitzen und Vorgebirge."

Das Tschang pe Schan oder Schanian Alin, eine hohe Kette von Schneegebirgen, trennt Corea von dem Lande der Mandschus; einer seiner Aeste läuft an der ganzen Länge der Halbinsel hin, indem er sich der Küste mehr in O. als der westlichen nähert. Die erstere ist die steilste; die breitesten Thäler, die ausgedehntesten Ebenen, die fruchtbarsten und am besten angebauten liegen demnach in W. von den Bergen; der südliche Theil senkt sich unmerklich nach dem Meere zu, und dieser ist am zugänglichsten. Die größten Flüsse, darunter der Ya Lon in NW., strömen nach dem Gelben Meere; der Wu Men in NO. entspringt auf dem Tschang pe Schan und ergießt sich in das japanische Meer, das übrigens nur Wildbäche erhält. Dieser Fluß bezeichnet die nördliche Grenze Coreas; der Han und ein anderer kleiner Fluß bewässern den südlichen Theil und fallen in das Tung Hai.

Die Küsten sind sehr ausgezackt und von vielen Inseln, Inselchen, Felsen, Klippen und Sandbänken begrenzt.

Das Clima von Corea ist in N. sehr rauh und die Temperatur in S. weniger warm, als man nach der Breite vermuthen sollte. Die nördlichsten Flüsse sind im Winter drei bis vier Monate lang mit Eis bedeckt. Hamel erzählt, daß er und seine Gefährten viel von der Kälte litten. Die große Menge Schnee, welche fällt, unterbricht in der schlechten Jahreszeit alle Comunication über die Berge zwischen diesem Lande und China. Uebrigens zieht man zu jeder Zeit den Seeweg vor, wenn man von einem Lande in das andere reisen will. Die nördlichen Bezirke erzeugen nur Gerste; der Ginseng ist in den Gebirgen dieser Gegend sehr häufig; die Einwohner sammeln ihn, um ihren Tribut und die Waaren zu bezahlen, welche sie aus China und Japan beziehen. Die Missionaire sagen, in N. wären die Zobel häufig. Nach Hamel wimmelt es von wilden Thieren, Bären, Panthern, Hirschen, Ebern, Wildpret und Vögeln aller Art; man hat auch eine Menge Pferde und Rinder; die letztern werden zur Ackerbestellung, die erstern zum Transport der Waaren und für die Cavalerie benutzt. Die Krokodile machen die Flüsse in S. unsicher; die giftigen Schlangen sind zahlreich; längs der Küsten und in den Flüssen ist der Fischfang ergiebig; die Wallfische und Häringe besuchen die nördlichen Gewässer. In den Bergen findet man Gold, Silber, Eisen, Blei und Steinsalz. Die Ebenen tragen Reis, Sorgo, Baumwolle und Hanf; man zieht Seidenwürmer; seit dem Anfange des 17. Jahrh. baut man auch Tabak, der von Japan dahin gebracht wurde.

Die Coreaner sind groß, gut gebaut, braun, kräftiger als die Chinesen und Japanesen, von angenehmer Gesichtsbildung, höflich und artig unter einander, gefällig und freundlich gegen die Fremden, ausgenommen gegen die, welche an ihren Küsten Schiffbruch leiden, die, wenn man sie auch mild behandelt, unfehlbar zurückgehalten werden und nicht hoffen dürfen, ihr Vaterland wiederzusehen. Die Coreaner sind von Charakter sanft und menschlich, schüchtern, arbeitsam, sparsam und bescheiden, doch lieben sie die Tafelfreuden sehr. Sie gelten für simpel und leichtgläubig; man beschuldigt sie, weichlich, feig, lügnerisch, schlau und der Dieberei zugeneigt zu seyn; vielleicht sind diese Fehler eine Folge des Druckes, den sie seit langer Zeit ertragen. Uebrigens sind die im N. stärker und tapferer als die der südlichen Provinzen. Im allgemeinen lieben sie den Gesang, den Tanz und die Musik, und zeigen viel Anlage für die Wissenschaften. Es widerstrebt ihnen, Blut zu vergießen; man schlägt nur dem Schuldigen den Kopf ab, der seinen Vater oder seine Mutter beleidigt hat; nach diesem Grundsatze wird auch der, welcher sich gegen den König empörte, mit seinem ganzen Geschlechte vertilgt; ihre Häuser werden dem Boden gleichgemacht und ihre Güter eingezogen. Alle andern Verbrechen werden durch Bambusstreiche gestraft; diejenigen, welche ein Capitalverbrechen begingen, verbannt man nach den fernsten Inseln oder straft sie an dem Leben, je nach den Umständen.

Die Coreaner tragen ein langes Gewand mit weiten Aermeln, das um die Taille mit einem Gürtel festgehalten wird; ihre Mützen sind von Pelz, ihre Hüte von Bambus geflochten, von Kegelgestalt, bisweilen ganz spitz und mit sehr breiten Krämpen; ihre Pantalons sind weit, ihre Stiefeln von Seide, Baumwolle oder Leder; die Leute aus dem Volke haben sehr kurze Kleidungsstücke; die Gewänder der Reichen sind von rother Seide. Die Frauen haben Röcke mit gestickten oder betreßten Rändern. Ihre Kleidungsstücke sind von daba (Baumwollenzeuge). Ihre Kleidung gleicht jener der Chinesen vor der Eroberung der Mandschus. (Taf. 12. Abbild.)

Die Sprache der Coreaner unterscheidet sich völlig von der chinesischen, hat aber von dieser viele Worte und die ideographischen Schriftzeichen entlehnt. Die Coreaner haben jedoch überdies eine eigenthümliche Schrift, die gewöhnlich gebraucht wird; man bedient sich der chinesischen Schriftzeichen nur in allem, was die Staatsangelegenheiten betrifft, und in den meisten wissenschaftlichen Werken. Die Gelehrten zeichnen sich durch zwei Federn aus, die sie an ihrer Mütze tragen. Ehe sie zu dieser Ehre gelangen, müssen sie sich zahlreichen Prüfungen unterwerfen. Ihr Wissen beschränkt sich im Allgemeinen auf die Kenntniß der Moral in den Werken des Confucius und seiner Schüler; sie schreiben wie die Chinesen mit einem Pinsel, übertreffen dieselben aber in Schönheit der Schrift. Sie drucken mit Holzplatten, in welche die Schrift geschnitten ist. Trotz der Menge von Büchern und Handschriften, die es in ihrem Vaterlande giebt, ist ihr Ruhm als Gelehrte noch nicht eben groß.

Die Religion Buddhas hat eine Menge Anhänger in Corea, nicht blos unter den niedern Classen, sondern auch unter den höhern. Ueberall sieht man Tempel mit vielen Götzenbildern; aber sie befinden sich außerhalb der Stadt. Nach der Erzählung der Missionaire scheint die Frömmigkeit bei den Coreanern nicht eben groß zu seyn. An den Festtagen geht man in die Tempel, verbrennt vor den Götzenbildern kleine Räucherkerzen, macht tiefe Verbeugungen und entfernt sich wieder. Nur bei Begräbnissen und wenn den Vorfahren Ehrenbezeugungen erwiesen werden sollen, versammeln sich die Mitglieder einer Familie. Die Klöster sind zahlreich und an dem Abhange der Berge gebaut; sie stehen unter der Jurisdiction der Städte, die die Unterhaltung derselben bestreiten; auch Privatpersonen tragen dazu bei. Mehrere dieser Klöster haben bis 600 Mönche, welche jedoch wieder in die Welt zurücktreten können; sie bezahlen eine ansehnliche Steuer, beschäftigen sich mit beschwerlichen Arbeiten und stehen in sehr geringem Ansehen. Ihre Obern haben, wenn sie gebildet sind, gleichen Rang mit den Großen des Reichs.

Die Häuser der Reichen sind groß und geschmückt, von Stein, mit einem Ziegeldache, und von Höfen und Gärten umgeben, in denen es Wasserbehälter giebt; die Frauen bewohnen die Zimmer im Hintergrunde. Die Kaufleute haben neben ihrer Wohnung ihr Magazin, von dem aus sie ihre Kunden mit Tabak und Araki versorgen. Die Wohnungen der gemeinen Leute sind armselig, von Lehm, mit Stroh und Rohr bedeckt und auf Pfählen ruhend, deren Zwischenräume mit Erde ausgefüllt, innen mit weißem Papier ausgeklebt und gewölbt sind. Die Häuser haben

nur ein Stockwerk und einen Boden oben, wo sich die Lebensmittel befinden. Die Meubles beschränken sich auf die nothwendigsten.

Das Land ist reich an Wirthshäusern, in denen man öffentliche Mädchen singen, spielen und tanzen sieht. Im Sommer finden diese Unterhaltungen in der Kühle der Wälder und unter sehr dichtbelaubten Bäumen statt. Gasthäuser für die Reisenden giebt es nicht außer an der Straße nach der Hauptstadt. Die Reisenden setzen sich da, wo sie die Nacht überfällt, bei der Palissade des ersten besten Hauses nieder, das sie treffen, und man bringt ihnen in hinreichender Menge gekochten Reis und Fleisch zum Abendessen.

Die Ehen zwischen Verwandten bis zum vierten Grade sind verboten. Was einem Mädchen den Hof machen heißt, wissen die Coreaner nicht, weil man sie schon im achten oder zehnten Jahre verheirathet; von diesem Augenblicke an treten die Mädchen in das Haus ihres Schwiegervaters, wenn sie nicht die einzigen Töchter sind. Sie lernen in ihrer neuen Wohnung ihren Lebensunterhalt verdienen und eine Wirthschaft führen. An dem Tage, wann der junge Mann sich verheirathet, steigt er mit seinen Freunden zu Pferde, reitet um die Stadt herum und hält vor der Thüre seiner Zukünftigen an. Er wird von den Eltern sehr gut aufgenommen, die ihn in sein Haus begleiten, wo die Hochzeit ohne eine andere Ceremonie gefeiert wird. Die Coreaner sind sehr eifersüchtig und gestatten nur mit vieler Mühe ihren besten Freunden den Anblick ihrer Frauen und Töchter. Wenn auch eine Frau ihrem Manne schon mehrere Kinder gegeben hat, so kann er sie doch verstoßen, wenn es ihm beliebt, und sich eine andere nehmen; aber eine Frau darf ihren Mann nicht verlassen, wenn sie nicht von dem Richter die Erlaubniß dazu erhält.

Die Vielweiberei ist erlaubt; ein Mann kann außer seinem Hause so viele Frauen unterhalten, als ihm beliebt; aber nur eine einzige darf bei ihm wohnen. Hat ein Großer mehrere in seinem Hause, so haben alle abgesonderte Gemächer und eine einzige herrscht.

Die Coreaner behandeln ihre Kinder sehr sanft und diese zeigen gegen ihre Eltern eine grenzenlose Ehrfurcht und Unterwürfigkeit. Frühzeitig werden sie an Gehorsam gegen die Urheber ihres Lebens gewöhnt, die sich bemühen, ihnen die weisesten Lehren der Moral und die Vortheile der Wissenschaft beizubringen, damit dieselben zu Ehren gelangen können.

Die Beerdigungen finden nur zweimal im Jahre statt, im Frühjahre und im Herbste. In der Zwischenzeit werden die Gestorbenen unter kleine Strohhütten gebracht, die man zu diesem Zwecke errichtet. Am Tage der Beerdigung bringt man den Leichnam wieder in das Haus und zwar in einem Sarge mit seinen Kleidungsstücken und einigen Juwelen; die ganze Nacht verbringt man bei Tische; der Sarg wird bei Tagesanbruche fortgetragen. Die Träger singen unterwegs im Takte; die Verwandten wehklagen laut und der Leichnam wird in einer Höhle eines von den Priestern oder Zauberern bezeichneten Berges beigesetzt.

Drei Tage darauf kehren die Personen, welche der Beerdigung beiwohnten, an den Ort der Bestattung zurück, um dort Opfer zu bringen; man erneuert diese alle Jahre bei Vollmondschein, und dabei schneidet man das Gras ab, das auf dem Grabe gewachsen ist. Die Ceremonie endigt mit einer großen Mahlzeit.

Der älteste Sohn nimmt Besitz von dem väterlichen Hause und den dazu gehörigen Ländereien; das übrige Vermögen wird zu gleichen Theilen unter die andern Söhne vertheilt. Die Töchter scheinen keinen Antheil an der Erbschaft zu haben, denn eine Frau bringt ihrem Manne nur ihre Kleidungsstücke zu.

„Die Coreaner stammen nach dem, was wir von dem gelehrten Klaproth erfahren, von den Sian Pi ab, einem Volke in Mittelasien, das seit langer Zeit verschwunden ist; die Japanesen bezeichnen sie noch mit diesem Namen, geben ihnen aber auch, wie die Chinesen, den andern Kilin oder Chilin (Ki-Lin).

„Sonst wurde der südliche Theil Coreas von den Kan bewohnt, einem aus drei Stämmen bestehenden Volke: den Ma Kan, den Pian Kan und den Schin Kan, welche zusammen San Kan (die drei Kan) genannt wurden. Wie man vermuthet, unterschied sich ihre Sprache von jener der Coreaner, und sie näherten sich in Hinsicht auf Civilisation, Sitten und Gebräuche den Japanesen. Um die Mitte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung wurde das Land von den Kao Li oder Kao Kiu Li (im Japanischen Koma oder Kokuri) überfallen, die aus dem Norden kamen. Sie unterwarfen sich die ganze Halbinsel und sie sind die jetzigen Coreaner.

„Im Anfange des 3. Jahrh. der christlichen Zeitrechnung bildete sich längs der Westküste Coreas ein kleines Königreich in dem ehemaligen Lande der Ma Kan; die Chinesen nannten es Pe Dsi, die Japanesen Kutava. Es bestand bis an das Ende des 7. Jahrhunderts. Mehrere hundert Jahre vor seinem Falle hatte sich in den früher von den Schin Kan bewohnten Bezirken in SO. das Reich der Sin Lo (Siraki im Japanischen) erhoben, das im 9. Jahrh. unterging. Während so der südliche Theil der Halbinsel zwischen den beiden Reichen getheilt war, wurden die Mo Ko, ein von den Kao Li unterjochtes tungusisches Volk, mächtig. Sie gründeten unter dem Namen Pu Kai eine Dynastie, welche über einen großen Theil des nördlichen Coreas herrschte, in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts aber von den Kitan gestürzt wurde.

„Eine zweite Dynastie der Kao Li bildete sich bald in dem mittlern Corea und unterwarf sich die südlichen Provinzen. Diese Könige waren unabhängig bis zur Zeit Dschingis-Khan's, dessen Vasallen sie 1219 wurden. Als die Mogolen aus China vertrieben waren, erkannten die Könige von Corea die Oberherrschaft der Fürsten dieses Landes an. Eine dritte Dynastie nimmt den Thron seit 1392 ein und das Reich wird als ein Lehn des Kaisers der Mandschus angesehen."

Der König wird in seiner Würde durch diesen Monarchen bestätigt. Bei der Thronbesteigung eines neuen Königs schickt ihm der Hof von Peking ein Patent, das ihm den Titel überträgt; es wird von zwei hohen Mandarinen überbracht, welche der Thronbesteigung beiwohnen. Der Fürst empfängt die Belehnung knieend und übergiebt den Abgesandten Geschenke, sowie eine Summe von 800 Taels in Geld. Im Anfange jedes Jahres schickt der König von Corea dem Kaiser von China einen Tribut, wogegen er Geschenke, aber von weit geringerem Werthe erhält. Da seine Gesandten einen zins- und lehnspflichtigen König vertreten, so werden sie nicht eben mit großer Auszeichnung behandelt; sie erhalten ihren Rang erst nach den Mandarinen der zweiten Classe. Anfangs werden sie in dem Hause, das man ihnen zur Wohnung anweist, gleichsam eingesperrt. Nach den ersten Ceremonien dürfen sie, begleitet von einer gewissen Anzahl Beamten, ausgehen, die ihnen weniger zur Ehrenerzeigung als zur Bewachung beigegeben werden. Die Coreaner ihrer Seits behandeln den chinesischen Gesandten eben so, wenn er zu ihnen kommt.

Obgleich Vasall hat der König von Corea in seinem Lande doch unumschränkte Macht; die Regierungsform ist beinahe dieselbe wie in China. Das Reich ist in acht Provinzen eingetheilt und jede derselben in mehrere Aemter. Es giebt zwei Hauptstädte: Wang Tsching (Do Sio), wo der König residirt, in der Provinz King Ki Tao, und Tsing Tscheu, eine Stadt in der Provinz King Schan Tao.

Der König unterhält in seiner Hauptstadt eine große Anzahl Soldaten, die seine Person zu bewachen und ihn auf seinen Reisen zu begleiten haben. In jeder Provinz stehen die Landtruppen unter den Befehlen von Obergeneralen, einem oder mehrern Wan hus (Befehlshabern von 10,000 Mann); in manchen giebt es Admiralitäten für die Seetruppen; Festungen sind an mehrern Punkten angelegt; zahlreiche Kriegsschiffe von verschiedener Größe befinden sich in vierzehn befestigten Häfen. Oberrichter leiten die Justizverwaltung; Polizeipräfecten sorgen für die Sicherheit im Innern, und endlich haben die Provinzen Minen- und Salineninspectionen, Post- und Zolldirectionen.

Nach einem seltsamen Herkommen, das Hamel erzählt, nimmt jede Stadt aus den in ihrem Weichbilde liegenden Klöstern eine gewisse Anzahl Mönche, die sie dem Könige liefert und die auf ihre Kosten die Forts

und Cast in den Schlünden und an dem Abhange der Berge zu bewachen und im Stande zu erhalten haben. Sie gelten für die besten Soldaten und stehen unter Officieren, die ebenfalls aus ihrer Körperschaft genommen sind. Auch sind sie denselben Verordnungen unterworfen wie die andern Truppen.

Die Waffen der Infanterie sind eine Flinte, ein Säbel, eine Halblanze, ein Brustharnisch und ein Helm. Der Soldat muß sich auf seine Kosten mit funfzig Patronen versehen. Die Officiere haben nur den Säbel, den Bogen und die Pfeile. Die Cavalerie hat den Helm, den Cuiraß, den Säbel, den Bogen und die Pfeile und eine Peitsche mit eisernen Spitzen. Alle Jahre erhält jeder Soldat drei Zeugstücke zu seiner Bekleidung. Jeder Coreaner ist bis zum sechszigsten Jahre zum Kriegsdienste verpflichtet; der Sohn ersetzt den Vater.

Der König gilt für den Eigenthümer aller Ländereien; er giebt dieselben wem er will; der Inhaber bekommt nur den Ertrag. Nach seinem Tode fallen sie wieder dem Könige zu, wenn dieser sie nicht von neuem den Kindern überläßt.

Der Monarch hat einen aus den ersten Magistratspersonen und Generalen der Land- und Seetruppen bestehenden Rath, der sich alle Tage versammelt. Keiner dieser Räthe darf seine Meinung aussprechen, bevor er von dem Fürsten darum befragt worden ist. Diese Aemter sind nicht erblich, aber die, welche sie bekleiden, behalten sie bis an ihren Tod.

Die Gouverneure der Städte dagegen und andere Provinzialbeamte bleiben nur drei Jahre im Amte, selbst eine noch kürzere Zeit, wenn sie sich etwas zu Schulden kommen lassen.

Die Einkünfte des Königs bestehen in dem Ertrage seiner Domainen und den Eingangsabgaben von den Waaren; der Zehent von allen Producten des Landes gehört ihm ebenfalls; er wird in natura entrichtet und in den öffentlichen Magazinen niedergelegt; endlich stehen ihm gewisse Reservationen von den abgetretenen Ländereien zu. Wer nicht in den Kriegsdienst eingeschrieben ist, muß jedes Jahr drei Monate für den König arbeiten; diese Frohnen werden von den Provinz- und Stadtgouverneuren geregelt.

Wenn der König seinen Palast verläßt, so wird er unter einem Baldachin von Goldbrocat getragen und von allen Adeligen seines Hofes in schwarzseidenen Gewändern begleitet. Alle Thüren und Fenster in den den Straßen, durch welche er kommt, werden geschlossen und Niemand darf ihn ansehen. Unmittelbar von dem Könige geht ein hoher Beamter mit einem Kästchen, in welches er die Bittschriften legt, die man ihm an dem Ende eines Stockes reicht oder die an den Wänden hängen; die letztern werden ihm von Sergenten gebracht, die keine andere Dienstverrichtung haben. Der König läßt sich nach seiner Rückkehr Bericht von allen diesen Bittschriften erstatten, und die Befehle, die er bei dieser Gelegenheit giebt, werden auf der Stelle vollzogen.

Der coreanische Gesandte, den Timkowski, der russische Reisende, 1821 in Peking sah, gestand ihm, daß seine Landsleute gegen die regierende Dynastie erbittert und stets bereit wären, sich gegen dieselbe zu empören.

„Die nicht zahlreiche Bevölkerung von Corea," setzt Timkowski hinzu, „und der friedliche Charakter der Bewohner sind Ursache, daß die chinesische Regierung sie mit außerordentlicher Härte behandelt. Diese Strenge macht sich besonders durch die Vexationen der chinesischen Mandarinen in Bezug auf die Coreaner fühlbar, die nach Peking gehen. Das Volk bezahlt ebenfalls an die Japanesen einen Tribut."

Hier dies Veranlassung dazu: Corea wurde in alter Zeit von einer Kaiserin von Japan erobert und zinsbar gemacht. Eine neue Expedition im Jahre 1591 unterjochte das Land. Die Japanesen haben es zwar geräumt, aber der Militairgouverneur von Tsu Sima, einer Insel ihres Archipels, unterhält zu Fusan, einem Hafen des südlichen Corea, einige hundert Soldaten, welche da das Ansehen des Dschogun aufrecht halten.

Die Producte Coreas bestehen in weißem Zeuge aus den Fasern des Tschu (urtica japonica), gesticktem Taffet, Baumwollenstoffen, Decken mit Drachen mit fünf Krallen geziert, Decken mit Blumen von verschiedenen Farben, weißem satinirten Papiere, das dauerhaft ist wie Zeug, Reis, Rauchtabak, Hirsch- und Wolfsfellen, Säbeln, — und alle diese Gegenstände bilden den Tribut, welchen man den Kaiser von China sendet. Das Land liefert dem Handel ferner Gold, Silber, Eisen, Lampen von rothen und weißen Steinen, Bergkrystall, Salz, Pinsel aus Wolfsschwänzen, Tal, Steinkohlen, Tusche, Hirse, Hanf, Getreide, Tannzapfen, Schwefel, Droguen, Obst, Fächer von Bambus und Knochen, zum Theil zu sehr hohem Preise; gelben Firniß von einem Baume, der einer Palme gleicht, — die damit überzogenen Gegenstände erhalten eine Goldfarbe; kleine Pferde, die wegen ihrer Stärke und Gewandtheit berühmt sind; Hühner mit langem Schwanze, Honig, Pelzwaaren, Ginzeng, gedörrte Fische, Muscheln, getrocknete Mollusken, Fucus und andere Seeproducte.

Corea schickt Schiffe nur nach China, nach dem Lande der Mandschus, nach Japan, in den Archipel Lieu Kieu, und erhält Schiffe nur von diesen Ländern. Die Japanesen bringen Gegenstände ihrer Fabriken, sowie Sapanholz, Pfeffer, Alaun, Büffelhäute, Hirschhäute und Ziegenfelle, holländische Waaren etc. Die neuern Reisenden, welche in Corea eindringen wollten, wurden überall zurückgewiesen.

Im October 1797 sah Broughton, nachdem er nach S. zu an der Küste der Tatarei hingefahren war, die fortwährend hoch ohne einen bemerkenswerthen Eingang aussah, Tsima (Tsu Sima), eine Insel, die zwischen Nipon im O. und Corea im W. liegt. Die Feuer, die von allen Seiten an dem Ufer angezündet wurden, verriethen, daß sie bewohnt sey. „Welcher angenehme Anblick für uns!" ruft der englische Capitain, „da wir bei unserer Fahrt längs der Küste der Tatarei nicht die geringste Spur von menschlichen Geschöpfen bemerkt hatten. Wir sahen japanische Dschonken, die nach Westen zu kommen suchten. Die Insel ist mäßig hoch; der mittlere Theil ragt über das Uebrige hinweg; die Thäler sind bebaut; auf den Hügeln stehen einige Bäume. Die Westküste ist fast ganz von Felsen besetzt, an denen sich das Meer mit Gewalt bricht."

Tsima hat ungefähr 8 Stunden im Durchmesser; längs der nördlichen Küste bilden Inseln und Riffe Canäle, in denen Dschonken fahren. Bald befand sich Broughton an der Küste von Corea, an welcher man mehrere Dörfer dicht am Meere und Buchten bemerkte, wo man Schutz finden zu können glaubte.

Fischerbarken näherten sich dem englischen Schiffe, und die Mannschaft einer derselben ließ sich bewegen, an Bord zu kommen. Die Coreaner gaben durch Zeichen zu verstehen, daß die Bai in NW. die sicherste von den beiden sey, die man sah. Man fuhr in dieselbe hinein und ließ da die Anker fallen in geringer Entfernung von einem großen Dorfe, das von bebauten Feldern umgeben war.

Den andern Tag sehr früh war die Goelette von Böten mit Männern, Frauen und Kindern umringt welche alle die Fremden sehen wollten; alle trugen eine Art Blouse und sehr weite Beinkleider von gefüttertem und wattirtem Zeuge. Einige hatten Gewänder; die Frauen trugen einen Rock über ihren langen Hosen; alle hatten Stiefeln von Zeug und Sandalen von Reisstroh. Die Haare der Männer waren vorn auf dem Kopfe geknüpft, die der Frauen geflochten. Die Physiognomie dieser Coreaner glich ganz der der Chinesen. Man sah nur Leute aus der untern Classe, alte Frauen und kleine Mädchen.

Als die Engländer bei dem Dorfe an das Land gegangen waren, um Wasser einzunehmen, führte sie ein Coreaner zu einer schönen bequem gelegenen Quelle. Sie brauchten auch Holz, aber daran schien die Gegend gänzlich Mangel zu leiden. Sie gingen dann in der Umgegend umher und eine große Anzahl Coreaner folgte ihnen. Broughton erkannte, daß der Hafen groß und gegen alle Winde geschützt sey; er bemerkte mehrere Dörfer auf den Hügeln umher und in NW. eine große Stadt, die von einer steinernen Mauer umgeben war. Viele Dschonken lagen in dem Bassin längs der Wälle vor Anker; ein Steindamm schützte sie. In SW. zog sich ein anderer Hafendamm in der Nähe einer Reihe weißer Häuser hin, welche mit besonderer Sorgfalt gebaut zu seyn schienen und einen dichten

Wald umgaben. Diese Dörfer schienen sehr volkreich zu seyn und der Hafen war voll von Schiffen; fortwährend fuhren einige hinein oder heraus; sie waren nicht so sorgfältig gebaut wie die der Chinesen, von denen sie sich übrigens nicht unterschieden.

Der Reiz der Neuheit forderte die Engländer auf, ihren Spaziergang auszudehnen; sie näherten sich einem andern Dorfe, als aber die Coreaner baten, sie möchten nicht weiter gehen, fügten sie sich diesem Wunsche. Auf dem Rückwege bemerkten sie mehrere Gräber; die Coreaner sagten, daß sie von Osten nach Westen gegraben wären und in kleinen länglichen Hügeln beständen; sie waren ummauert und einige im Halbkreise mit Bäumen umgeben.

Man war zum Essen an Bord zurückgekehrt; Nachmittags erhielt Broughton den Besuch mehrerer Coreaner, die von einem hohen Range zu seyn schienen, weil ihnen die Andern tiefe Ehrfurcht erwiesen. Sie trugen sehr weite Gewänder und sehr hohe schwarze Hüte mit achtzehn Zoll breiten Krämpen, so daß sie als Regenschirme dienen konnten; sie wurden unter dem Kinne zugebunden und schienen von Pferdehaar zu seyn. Die Coreaner hatten ein reich gefaßtes Messer am Gürtel und einen Fächer, an welchem sich ein Büchschen von Filigran mit Parfüms befand; die meisten trugen lange Bärte; ihnen folgte ein kleiner Knabe, der ihre Pfeife besorgte und aufpaßte, daß ihre Kleidungsstücke sich nicht zerknüllten. (Taf. 12. Abbild.)

„Sie schienen uns zu fragen," sagt Broughton, „was uns in ihren Hafen geführt habe. Ich fürchte, wir befriedigten ihre Neugierde nicht, denn es wurde uns schwer, uns verständlich zu machen. Sie schienen mit der Art zufrieden zu seyn, mit der sie empfangen worden waren, doch nahmen sie bald wieder Abschied von uns.

„Wir gingen von neuem an's Land und wendeten uns nach einer hochgelegenen Stelle, die sich in der Nähe, südlich von unserm Ankerplatze, befand, um von da die Gegend überblicken zu können. Als wir den höchsten Punkt erreicht hatten, konnten wir den Hafen seiner ganzen Ausdehnung nach übersehen, nichts destoweniger aber keine Arbeit vornehmen, denn wir bemerkten bald, daß die Magnetnadel sich nach O. wende, statt nach N. zu zeigen. Sie wurde wahrscheinlich durch eine magnetische Kraft in dem Boden angezogen, auf dem wir den Compaß stellten."

Der Boden des Hügels, auf welchem die Engländer ihre Beobachtungen machten, war mit Felsstücken untermischt; Rinder weideten an den Seiten und am Fuße zogen sich Reisfelder hin.

Broughton fand bei seiner Rückkehr die Goelette voll von Coreanern, und es wurde ihm schwer, sie vor dem Anbruch der Dunkelheit fortzubringen; er sah sich beinahe genöthigt, Gewalt zu brauchen. Kurz nachdem es finster geworden, sah er sie mit Verwunderung zurückkommen und lebhaft den Wunsch äußern, an Bord zu steigen. Er widersetzte sich dem. Da sie sich dennoch nicht entfernten und er ihre Absichten nicht kannte, so hielt er ihr Benehmen für verdächtig und ließ deshalb gute Wache halten. Einige Augenblicke darauf kam ein anderes Boot zu denen, welche das Schiff umringten; die Leute darauf vertheilten Fackeln an ihre Landsleute. Dann beriethen sie sich eine Zeit lang unter einander und endlich kehrten alle an das Land zurück.

Am 19. früh erschienen zwei Böte an der Goelette; sie brachten viel besser gekleidete Personen als die, welche man vorher empfangen hatte; auch befanden sich in jedem Boote Soldaten mit Pfauenfedern an den Hüten; sie trugen Lanzen, an denen Fähnchen von blauem Atlas mit gelben Schriftzeichen flatterten. Diese Coreaner, welche die Behörden des Bezirks zu seyn schienen, schenkten Broughton gesalzene Fische, Reis ꝛc. „Nachdem sie uns zahlreiche Fragen vorgelegt hatten, um zu erfahren, wer wir wären," setzt er hinzu, „merkten wir wohl, daß sie lebhaft wünschten, wir möchten uns entfernen. Ich suchte ihnen begreiflich zu machen, daß wir sehr dringend Wasser, Holz und Lebensmittel brauchten. Sie erboten sich sogleich, mir die beiden ersten Gegenstände zu liefern; dagegen konnte ich sie nicht vermögen, mir einige der Rinder und Schafe zu schicken, welche an den benachbarten Hügeln weideten, und ich zeigte mit den Fingern hin, damit sie mich desto besser verstehen möchten. Unsere Piaster schienen für sie keinen Werth zu haben, und da ich ihnen kein anderes Geld bieten konnte, so mußten wir fortwährend den Gegenstand unserer Wünsche sehen, ohne daß wir denselben erhalten konnten."

Das Gewand, welches diese Coreaner über den andern Kleidungsstücken trugen, war von feinerm Stoffe als das ihrer Landsleute, und zwar von einer hellblauen Gazeart; eine Schnur dicker Bernsteinkugeln oder schwarzen Holzes schien bestimmt zu seyn, ihren weiten schwarzen Hut unter dem Kinne festzuknüpfen; das Ende war aufgeschlagen und endigte in einer Kugel, welche über das rechte Ohr hing. Bei einigen war der obere Theil des Kopfes ihres Hutes mit Silber besetzt. Die Leute in ihrem Gefolge redeten sie an, während sie sich tief verbeugten und stier auf das Verdeck der Goelette sahen.

Die Ankunft dieser vornehmen Herren machte Broughton großes Vergnügen, da sie ihn von der Zudringlichkeit vieler Andern befreite, aber er konnte die Aufhebung des Verbotes, am Lande herumzugehen, nicht erlangen; man erlaubte ihm blos, sich mit Wasser und Holz zu versehen und astronomische Beobachtungen anzustellen. Die Menschenmenge, die sich um die Engländer sammelte, hinderte jedoch die wünschenswerthe Genauigkeit dieser Beobachtungen, obgleich Soldaten aufgestellt wurden, um die die Zudringlichsten zu vertreiben, die sie mit ihren Bambusstöcken schlugen.

Nachmittags schickten die Coreaner der Goelette Wasser in Krügen und Fässern; dann hielten sie es aber für förderlicher, die Wasserfässer an das Land zu schaffen, um sie dort zu füllen, was mit viel Ordnung geschah. In jedem Boote befand sich ein Soldat, dem die Leute zu gehorchen schienen.

Den 17. Nachmittags kam eine Deputation von der Behörde, um Broughton zu fragen, ob er Wasser und Holz genug habe, um abreisen zu können. Er antwortete, er habe die Absicht, nach drei Tagen unter Segel zu gehen; die Coreaner forderten ihn auf, seine Abfahrt um einen Tag zu beschleunigen; er blieb aber bei seinem Entschlusse. Die sehr freundlichen und gesprächigen Abgeordneten waren mit wassergrünen, blaßblauen und flachsgrauen sehr glänzenden Gewändern bekleidet, obgleich der Stoff, aus welchem sie bestanden, nicht eben fein war. Sie hatten überdies sehr hübsche lederne mit Gold- und Silberflittern geschmückte Pantoffeln.

Abgeordnete kamen auch an den beiden folgenden Tagen, um mit Broughton über die Abfahrt zu sprechen; aber er verschob sie wegen der trüben Witterung.

Da es ohne Unterbrechung regnete, so hatten die letzten Abgeordneten ihre Hüte vor der Feuchtigkeit durch einen Stoff geschützt, den Broughton für Pergament hielt; wahrscheinlich war er aber, wie jener zu ihren Regenschirmen, von gefirnißtem Papiere, aus welchem man in China und den benachbarten Ländern selbst Kleidungsstücke für feuchtes Wetter macht.

Da der Regen nicht aufhörte, so glaubte Broughton, er könne den Hafen genauer erforschen ohne bemerkt zu werden; aber die Coreaner, die alle seine Bewegungen beobachteten, waren ihm bald gefolgt. Die ihm nachgesandten Böte konnten ihn jedoch erst erreichen, als er auf die Goelette zurückkehrte. Am 20. kamen sie wieder, um von neuem auf seiner Abreise zu bestehen, sprachen auch von seinem Ausfluge am vorigen Tage und gaben ihre Mißbilligung darüber zu erkennen. Sie meinten, wenn er bei den weißen Häusern am Hintergrunde der Bai lande, würde er nebst seinen Leuten gemißhandelt, vielleicht sogar getödtet werden. Zuletzt ersuchten sie ihn noch, sich nicht mehr im Boote von seinem Schiffe zu entfernen.

Sie muthmaßten wohl die Absicht der Engländer, denn kurz nachdem sie an's Land zurückgekehrt waren, schickten sie vier Böte mit wehender Fahne und einem Soldaten in jedem, um die Goelette in der Nähe zu bewachen; aber Broughton wollte dieselben nicht an seinem Schiffe auf-

stellen lassen, und sie blieben deshalb in einer gewissen Entfernung. Abends zogen sie sich ganz zurück.

Den 21. verließ Broughton die Goelette vor Tagesanbruch, ohne von den Wächtern bemerkt worden zu seyn, und erreichte den Hafen, um die Zeichnung desselben zu vollenden. Bei Tagesanbruch erblickte er Feuer am Ufer und glaubte, es könnten dies wohl Signale wegen Entfernung seines Bootes seyn. Dennoch ging er an der südlichen Küste des Hafens an's Land, untersuchte sie genau und kehrte zeitig auf das Schiff zurück. Ob er gleich nicht gesehen worden war, hatte seine Abwesenheit doch Besorgniß in dem Orte erregt, da ihm Böte entgegengeschickt worden waren; er war ihnen aber entgangen.

Einen Augenblick nachher kam ein Häuptling an, der mit den Vorbereitungen zur Abfahrt sehr zufrieden zu seyn schien. Broughton verließ den Hafen zur großen Freude der Coreaner, die sich zahlreich auf den benachbarten Hügeln versammelt hatten, um Zeugen der Abfahrt zu seyn. „Ob sie uns gleich genöthigt hatten, während unseres Aufenthalts an Bord zu bleiben," sagt er, „so waren wir ihnen doch Dank dafür schuldig, daß sie uns Wasser und Holz geliefert hatten, ohne Bezahlung dafür zu verlangen."

Der Hafen, den er verließ, ist Tschosan, an der SO-Küste Coreas unter 33° n. Br. und 129° 7′ östl. L. Er ist von hohen meist dürren Bergen umgeben. Die Dörfer sind im Allgemeinen sehr angenehm gelegen, die von Bäumen umgebenen Häuser mit Stroh bedeckt und das Land ist so gut angebaut wie in Japan. Der Abhang der Berge ist terrassirt und man kann deshalb Reis darauf säen und das Wasser da erhalten, das diese Getreideart verlangt.

Die Coreaner, welche Broughton sah, kannten den Gebrauch der Flinten und Kanonen, er bemerkte aber bei ihnen keine Angriffswaffe und sie schienen auch die der Engländer nicht sehr zu fürchten. „Verschiedene Producte der europäischen Fabrikation erregten ihre Neugierde," sagt er, „und die Tuchkleider fesselten besonders ihre Aufmerksamkeit. Ob sie gleich Handel treiben, so schienen sie doch nicht die geringste Idee zu haben, Tauschhandel zu treiben, vielleicht weil sie keinen großen Werth auf die Gegenstände legten, die wir ihnen bieten konnten."

Der Hafen Tschosan ist das Pousan Hamels und das Fusan der Japanesen und Chinesen. Man hat schon vorher gesehen, daß die erstern Herren desselben sind, und deshalb halten sie hier wie an andern Orten die Ausführung ihrer Gesetze aufrecht.

Broughton wendete sich nach S. und fuhr vor mehrern bebaueten und bewohnten Inseln, sowie vor einer großen Anzahl Klippen vorbei, welche sich an der südlichen Küste Coreas befinden. Er sah viele Fischer, aber keiner kam zu ihm. Nachdem er den Anker bei einer großen Insel hatte fallen lassen, wo er eine ziemlich starke Stadt sah, kam von derselben ein Boot her. Die Coreaner zeigten ihm ein mit chinesischen Charakteren beschriebenes Papier, aber Niemand an Bord konnte sie lesen. Ungefähr nach einer Stunde kamen mehrere Böte an die Goelette; eines war mehr verziert als die andern; eine große Flagge von rother und blauer Seide wehete auf dem Vordertheile; die Ruderer bewegten ihre Ruder im Tact nach dem Tone der Trompeten; es trug Soldaten, die mit Säbeln bewaffnet waren und seidene Fahnen in der Hand hielten; ein Mann, der von hohem Stande zu seyn schien, und unter einem Baldachin auf einem Leopardenfelle, auf Kissen gestützt, saß, war von einem wie die Bewohner von Tschosan gekleideten zahlreichen Gefolge umgeben.

Diese Insulaner kamen ohne Umstände an Bord der Goelette und brachten dahin die Decken und die Kissen des vornehmen Mannes; einer hielt den Sonnenschirm; die andern blieben in ehrerbietiger Entfernung. Unter den Fragen, welche er Broughton vorlegte, konnte dieser nur die verstehen, welche seine Ankunft an diesem Orte betrafen. Der Coreaner erkundigte sich nach der Zahl der Mannschaft und begnügte sich nicht mit der Antwort des englischen Capitains; er wollte alle Matrosen vor seinen Augen durch seine Leute zählen lassen. Broughton widersetzte sich dem, was dem Coreaner sehr mißfiel. Ganz verschieden von dem, was man bis dahin gesehen hatte, schien dieser zu wünschen, die Engländer möchten eine gewisse Zeit lang dableiben, und ersuchte selbst Broughton, sein Boot an's Land zu schicken. Als er das Schiff verließ wiederholte er diese Aufforderung und schien über die ablehnende Antwort sehr überrascht zu seyn. Er zeigte ein sehr hochmüthiges Wesen und tiefe Verachtung gegen die Engländer.

Als er nach einer halben Stunde die Goelette verließ, schickte er zwei Böte nach der Stadt und ließ zwei andere bei dem Schiffe zurück, wahrscheinlich zur Beobachtung der Fremden; er selbst kehrte nicht dahin zurück, woher er gekommen war, sondern wendete sich nach der Spitze einer Insel.

Broughton benutzte ein Aufhellen des Himmels, um am Nachmittage den Anker zu lichten, und das Boot des Coreaners, das sich von der Insel nicht entfernt hatte, folgte ihm. Die Insulaner schrien laut und bliesen Trompeten, ohne Zweifel, um die Engländer zum Bleiben zu bewegen. Andere Bewegungen, welche jenes Boot machte, kamen Broughton verdächtig vor, der mit einem günstigen Winde sich von diesen Inseln entfernte.

Er fuhr ferner in einem unermeßlichen sehr bevölkerten Archipele umher und bemerkte endlich die Insel Quelpaert, die in der Geschichte der Reisen durch den Schiffbruch des „Sperbers" berühmt geworden ist. An der ganzen Küste erblickte er keinen Hafen. Quelpaert sieht vulkanisch aus; man bemerkt sie 25 Stunden weit.

Im Jahre 1818 wurde die Westküste Coreas von zwei englischen Schiffen besucht, der Fregatte „Alceste", Capitain M. Maxwell, und der Brigg „Lyra", Capitain B. Hall. „Den 31. Juli," sagt Macleod, der die Geschichte der Reise des ersten dieser Schiffe geschrieben hat, „sahen wir Land in O. und ließen den Anker fallen. Dasselbe thaten wir am andern Tage unter einer Inselgruppe unter 37° 45′ n. Br. Die Coreaner deuteten durch ihre Zeichen und Geberden an, daß sie nicht Lust hätten, die Leute in den zu ihnen geschickten Böten landen zu lassen; sie strichen mit den Händen an dem Halse hin, als wollten sie bemerklich machen, man werde ihnen den Kopf abschlagen; sie trieben die Fahrzeuge wirklich zurück, ließen sich aber sonst keine Gewaltthätigkeit zu Schulden kommen. Man sah in geringer Entfernung von diesen Inseln das Festland, das sich in bedeutender Länge hinzog.

„Man segelte nach S. und gelangte am 21. August in eine schöne Bucht des Festlandes, deren Eingang durch Inseln geschützt war. Man war einem Dorfe gegenüber in gewisser Entfernung von einer Stadt vor Anker gegangen. Abends kam ein halbes Dutzend große Böte an die „Lyra". Der Vorsteher dieses Bezirkes kam mit zahlreichem Gefolge an Bord, nahm Erfrischungen an und begab sich, ob es gleich schon dunkel war, an Bord der „Alceste". Bei seiner Entfernung beehrte man ihn mit drei Kanonenschüssen, was an Bord der Fregatte erwiedert wurde. Als er sich von der Brigg entfernte, wurde ein Coreaner, der sich wahrscheinlich übel aufgeführt hatte, auf das Deck des Bootes gelegt und erhielt anderthalbes Dutzend Bambusstreiche auf den Hintern. Da der Geprügelte schrie, so stimmte eine gewisse Anzahl seiner Gefährten in sein Geheul ein, entweder aus Spott, oder um ihn zu übertäuben.

„Nach Beendigung dieser Operation kündigte eine Fanfare von Trompeten und andern Instrumenten an, daß der Häuptling sich der Fregatte nähere. Er schien siebenzig Jahre alt zu seyn, sah majestätisch und ehrwürdig aus und sein Bart und Haar war ganz weiß. Er trug ein hellblaues Gewand mit weiten Aermeln, das um den Leib durch einen gelben ledernen Gürtel zusammengehalten wurde. Sein Hut, dessen Krämpen nicht weniger als sechs Fuß im Umfange hatten, waren von einem dem Pferdehaar ähnlichen Stoffe und gefirnißt. Seine Halbstiefeln gingen vorn spitzig empor. In der Hand hielt er einen kurzen von einer seidenen Schnur umwundenen schwarzen Stab, vielleicht das Zeichen seiner Würde. Unter den Männern seines Gefolges waren einige Militairs mit einem kleinen Säbel und Officiere mit Pfauenfedern wie in China. Er

wurde ceremoniös in die Kajüte geführt und setzte sich lieber auf an den Boden gelegte Sophakissen als auf einen Stuhl. Die Engländer setzten wie die Coreaner ihre Hüte auf, weil es die Etikette bei den Völkern des Orients verlangt, als Zeichen der Ehrfurcht das Haupt zu bedecken.

„Man sprach von beiden Seiten viel, ohne einander zu verstehen; der chinesische Dolmetscher, den die Engländer mitgenommen hatten, konnte nicht schreiben, und die in diesem Stücke sehr geschickten Coreaner verstanden Dialect nicht, dessen er sich bediente. Der alte Mann gab indessen durch Zeichen seine Zufriedenheit mit der Aufnahme zu erkennen, die er gefunden, und entfernte sich sehr spät, nachdem er Likör und Confituren genossen hatte; man begrüßte ihn von neuem mit einer Salve und seine Musiker spielten ein einheimisches Kriegslied. Wann die Coreaner mit ihm sprachen, legten sie ihre Hände auf die Knie und neigten ihren Körper nach vorn.

„Während der Nacht stellten sich mehrere Böte bei der „Lyra“ auf, als wollten sie deren Bewegungen beobachten. Den andern Tag früh kam derselbe Häuptling mit noch zahlreicherm Gefolge wieder an Bord der Brigg, wo er frühstückte. Er hatte Secretaire bei sich welche alle Eigenthümlichkeiten auf dem Schiffe aufschrieben, welche durch Zeichen ausgedrückt werden konnten; sie zählten die Mannschaft und die Kanonen, untersuchten die Flinten und maßen die Decks. Auf ihren ausdrücklichen Wunsch wurde eine Caronade abgeschossen; die Entfernung, welche die Kugel erreichte, und besonders das Aufschlagen derselben auf dem Wasser setzten sie sehr in Verwunderung.

„Nach dem Frühstücke bestiegen die Capitaine Maxwell und Hall nebst einigen Officieren Böte, um in das Dorf zu gehen; der alte Häuptling, der glaubte, sie begäben sich an Bord der Fregatte, begleitete sie mit seinen Fahrzeugen; kaum aber hatte er die Richtung erkannt, welche sie einschlugen, als sein Gesicht eine traurige Miene annahm; er schien im höchsten Grade besorgt zu seyn, deutete durch Zeichen an, er wolle an Bord der „Alceste“ gehen, und schüttelte den Kopf, als man auf die Stadt wies.

Die Engländer gingen nichts destoweniger an's Land, wo sie sich sogleich von einer zahlreichen Menschenmenge umgeben sahen. Der alte Häuptling ließ aus Schmerz das Haupt sinken und faltete in traurigem Schweigen die Hände; endlich brach er in Thränen aus und schluchzte, als er, von seinen Landsleuten gestützt, ein kleines Stück weit ging, wo er sich auf einen Stein setzte und die Engländer höchst niedergeschlagen ansah. Er schien von dem Gedanken überzeugt zu seyn, daß die Ankunft fremder Menschen in seinem Vaterlande ein schreckliches Unglück sey.

„Unterdeß sahen die Coreaner, welche durch ihre Soldaten in die Ferne zurückgetrieben worden waren, abwechselnd ihren in Schmerz versunkenen Vorsteher und die Engländer an. Maxwell, dem die Angst des guten Alten zu Herzen ging, ließ seine Leute zurückkehren und winkte dem Coreaner wiederzukommen. Als er bei ihm war, erklärte ihm der englische Capitain so gut es ihm möglich war, daß man keine feindseligen Absichten habe und daß wir Freunde wären. Da deutete der Alte nach der Sonne, zeigte viermal durch Geberden die tägliche Umdrehung dieses Gestirns, legte seine Hand an seinen Hals, ließ sein Kinn auf die Brust sinken und schloß die Augen, als sey er todt, — wodurch er wahrscheinlich begreiflich machen wollte, in vier Tagen, der Zeit, die nöthig sey, um eine Antwort aus der Hauptstadt zu erhalten, denn er zeigte in die Ferne, würde er den Kopf verlieren. Einer seiner Secretaire stellte sich darauf auf einen großen Stein und sprach sehr lange, wahrscheinlich um anzuzeigen, die Fremden dürften nicht weiter gehen. Wir gaben darauf durch Zeichen zu verstehen, daß wir essen und trinken möchten, da wir meinten, das Gefühl der Gastlichkeit könne die Coreaner veranlassen, uns zu sich einzuladen; aber es wurden vielmehr sogleich Boten in das Dorf geschickt, die kleine Tische, Decken zum Daraufsitzen und einige Erfrischungen brachten; das wünschten wir freilich nicht. Wir schlugen die Speisen also aus, indem wir ihnen vorstellten, es zieme sich nicht, unter freiem Himmel am Strande zu essen; endlich um ihnen anzudeuten, daß wir die Fremden anders behandelten, luden wir sie auf die Fregatte ein, wo sie gut essen und mit aller möglichen Rücksicht behandelt werden würden. Der Greis, der unsere Geberden sehr aufmerksam beobachtet hatte und dieselben trefflich zu verstehen schien, antwortete darauf durch die Geberden eines Mannes, der gern ißt und trinkt; dann nahm er aber wieder eine ernste Miene an, fuhr von neuem mit der Hand am Halse hin und schloß die Augen, als wolle er uns sagen: „was hilft mir euer gutes Essen, wenn ich den Kopf verlieren muß!“

„Da wir erkannten, daß es unmöglich sey, in das Innere des Landes zu dringen ohne Gewalt zu brauchen, wozu wir weder ein Recht noch die Absicht hatten, schifften wir uns wieder ein, stellten uns aber von der Behandlung, die wir erfahren hatten, beleidigt.

„Der alte Vorsteher folgte uns sehr niedergeschlagen und als schäme er sich, uns nicht mit mehr Rücksicht zu behandeln, auf die „Alceste“. Er ging auf dem Deck umher, versuchte mit allen, denen er begegnete, durch Zeichen zu sprechen, und nahm endlich ein Stück Papier, auf das er schrieb; er schien zu warten, daß man ihm antworte, aber Niemand an Bord war es im Stande. Bei unserer Rückkehr nach Canton erfuhren wir den Inhalt dieses Schreibens, nämlich: „ich weiß nicht, wer ihr seyd; was wollt ihr hier?“ Er handelte wahrscheinlich nach Befehlen, von denen er nicht abzugehen wagte, denn sein ganzes Benehmen bewies, daß er durchaus nicht die Absicht hatte, unhöflich gegen uns zu seyn.

„Er nahm eine Bibel von Maxwell an, gegen den er sich sehr dankbar aus dem Grunde bezeigte, daß er nicht bis zur Stadt gegangen war. Er nahm das Buch sorgsam mit sich, da er es vielleicht für irgend eine officielle Mittheilung hielt.“

Den 5. Nachmittags verließen die Engländer diese Bai, die wenigstens 20. Meilen (engl.) weit sich in das Land hineinstreckte, und segelten nach S. durch eine zahllose Menge von sehr hohen Inseln, die wie Berge über die Meeresfläche emporragten; sehr wenige waren über 4 Meilen lang; sie schienen aber sehr gut bebaut zu seyn, und die Bewohner versammelten sich zahlreich auf den höchsten Höhen, um die vorüberfahrenden europäischen Schiffe zu sehen.

Als man weiter nach S. kam, fand man, daß das, was man für einen Theil des Festlandes gehalten, eine Insel sey, bei welcher etwa zwanzig andere eine von der Küste Coreas ziemlich entfernte Gruppe bildeten. Die Schiffe ankerten in einem trefflichen Hafen zwischen zwei Inseln. Man machte viele Beobachtungen und bestimmte die wahre Lage. Man gab allen hohen Punkten Namen, um die Fahrt der Reisenden zu leiten; von der höchsten Spitze aus zählte man 135 andere Inseln; das Festland, das sehr hoch zu seyn schien, lief von NO. nach OSO. und war ungefähr 40 Meilen entfernt. Der Raum, welcher diese Inseln von einander trennte, war im allgemeinen eine, zwei, drei bis vier Meilen breit und bildete gute Häfen, die allen Flotten der Welt eine sichere Zuflucht gewähren könnten und die alle mit einander in Verbindung stehen. Als die Engländer an der nächsten Insel ans Land gingen, entflohen die Weiber mit ihren Kindern und flüchteten in Höhlen unter den Bergen, während die Männer, vereinigt aber nicht bewaffnet, winkten und schrien, um die Fremden zurückzuhalten; endlich legten sie ebenfalls die Hände an den Hals.

„Als sie jedoch, setzt der Erzähler hinzu, nach unsern wiederholten Besuchen erkannt hatten, daß wir keine feindseligen Absichten hegten und ihnen eher etwas gäben als nähmen, wurden sie etwas zutraulicher; sie umringten in Menge unsere Officiere, wann sie schossen, brachten ihnen Wasser zu trinken und luden sie zu ihrem frugalen Mahle ein; man sah, daß dies aus freiem Stück und nicht aus Furcht geschah, denn plötzlich, als erinnerten sie sich, daß sie gegen die Gesetze ihres Landes handelten, indem sie mit Fremden verkehrten, nahmen sie einige von uns am Kragen und stießen sie zurück, während sie auf die Schiffe zeigten. Gleiches Benehmen fanden wir überall, wo wir anlegten. Wir bemerkten kein Feuergewehr bei ihnen, einige, die an Bord der „Alceste“ kamen, bewiesen aber, daß sie den Säbel recht gut zu handhaben wußten.“

Im Jahre 1832 wurden die Küsten Coreas von neuem durch ein englisches Schiff erforscht. Majoribanks, der ehemalige Präsident des Comités der Supercargos in Canton, rüstete den „Lord Amherst“ aus, dessen Befehl dem Capitain Rees übertragen wurde. Die Expedition sollte versuchen, ob die nördlichen Provinzen des chinesischen Reiches allmälig dem britischen Handel geöffnet werden könnten, auf welche man besonders seine Aufmerksamkeit zu richten habe und bis zu welchem Punkte die Stimmung der Einwohner und der Localregierung einem solchen Versuche günstig sey. Die Leitung dieser Expedition wurde dem Herrn Lindsay, einem der Supercargos der Compagnie, und dem Herrn Gutzlaff, einem Missionair aus Preußen, anvertraut. Lindsay erhielt strenge Weisung, den Chinesen zu verschweigen, daß er von der indischen Compagnie gesendet werde. Der Missionair hatte die Absicht, Uebersetzungen der heiligen Schrift und religiöse Abhandlungen zu vertheilen.

Der „Lord Amherst“ verließ Macao den 26. Febr. 1832, fuhr längs der Küste Chinas hin, versuchte in allen Häfen, Handel zu treiben, und erkannte am 17. Juli die Küste von Corea etwas nördlich von den 1816 durch die eben erwähnten Seefahrer entdeckten Inseln. Als er um das steile Vorgebirge einer großen Insel herumkam, entdeckte man eine große in N. offene Bai. Der Gipfel des Berges und die der andern Inseln in S. waren mit reicher Vegetation und schönen Bäumen bedeckt. Der untere Theil am Meere war gut angebaut; man bemerkte Dörfer und viel Vieh. Um fünf Uhr Abends gingen Lindsay und Gutzlaff ans Land; Fischer, die sie schriftlich nach dem Namen des Landes fragten, antworteten ebenso Kang Schan, Yung Schang. Die Fischer sahen anfangs sehr ängstlich aus; die Engländer konnten keine weitern Nachweisungen erhalten, da die Coreaner, welche geschrieben hatten, keine große Anzahl chinesischer Zeichen kannten. Man gab ihnen ein Buch und einige guillochirte Knöpfe; sie nahmen dieselben mit Vergnügen an und gaben Fische dafür. Jeder Versuch, nach den Hütten der Fischer zu gehen, wurde zurückgewiesen; ein Alter hielt eine lange Rede, von der die Fremden kein Wort verstanden.

Am 18. landeten Lindsay und sein Begleiter von neuem und gingen nach einem Dorfe zu. Bald begegneten sie mehrern Coreanern, denen er etwas vorher Geschriebenes zeigte, worin er ihnen meldete, sie wären Engländer und ihre Freunde, brächten ein Schreiben und Geschenke für den König von Corea, und wünschten einen Mandarinen zu sehen, um denselben um Rath zu fragen; endlich wünschten sie Lebensmittel einzukaufen. Als sie einige Schritte weiter gegangen waren, kamen ihnen viele Coreaner, darunter mehrere gut gekleidete, entgegen; Lindsay zeigte jeder Gruppe sein Papier Alle schienen nicht recht zu wissen, wie sie die Fremden behandeln sollten, einmüthig aber suchte man sie von dem Dorfe abzuhalten. Die Menge wuchs immer mehr an; mehrere Coreaner nahmen Lindsay am Arme und nöthigten ihn und Gutzlaff, sich auf eine Decke niederzulassen; zwei Greise stellten sich neben sie; ein anderer Coreaner entrollte ein Papierblatt und schrieb darauf: „es ist durchaus unmöglich, Euch Lebensmittel zu liefern; Ihr thätet besser, wenn Ihr sogleich abreistet; 30 li nach N. wohnt ein Mandarin, mit dem Ihr Euch besprechen könnt.“ Die Unterhaltung dauerte eine Zeit lang schriftlich fort; alle Redensarten endigten sich mit der Aufforderung, sogleich fortzugehen. Lindsay glaubte zu bemerken, daß die Coreaner nicht alle einer Meinung waren; sie sprachen sehr laut unter einander. Endlich, sagt er, gewann die feindliche Partei die Oberhand, und ein Coreaner hatte die Kühnheit zu schreiben: „Wenn Ihr nicht auf der Stelle fortmacht, so wird man Soldaten schicken, die Euch den Kopf herunterschlagen sollen; geht oder es wird eine große Veränderung eintreten; Euer Leben steht auf dem Spiele.“ Gutzlaff schrieb dagegen: „wer seyd Ihr und welche Macht habt Ihr, daß Ihr eine so unverschämte Sprache führt? Wenn Euer König es wüßte, würde er Euch streng dafür bestrafen, daß Ihr seine Freunde also behandelt.“ Diese Worte schienen die Schaar besorgt zu machen, die jedoch fortfuhr uns zu bitten, wir möchten gehen.“

Die Zeichen, wodurch sie dies andeuteten, waren von dem begleitet daß sie die Finger an dem Halse hinzogen. Lindsay hatte ihnen vorher Knöpfe zum Geschenk angeboten, sie wurden aber zurückgewiesen.

Die Engländer setzten ihre Fahrt zwischen sehr bevölkerten Inseln fort; die Coreaner sahen ihnen erstaunt nach. Das Wetter war ziemlich schlecht; der Südwind und die Nebel nöthigten den „Lord Amherst“, am 22. Juli an den Inseln Laktaù vor Anker zu gehen. Den andern Morgen früh näherten sich Böte; keiner der Coreaner auf denselben konnte schreiben; man gab ihnen Wein zu trinken und führte sie in dem Schiffe umher, dann ging man mit ihnen an das Land. Die Engländer traten in ein Dorf; man setzte ihnen geistige Getränke und gesalzenen Fisch vor, erlaubte ihnen aber nicht, durch das Dorf hindurchzugehen; sie kehrten deshalb zurück.

Am 24. kam ein Mandarin an Bord; er nannte sich Tengno, verstand und schrieb das Chinesische sehr gut, und forderte die Engländer auf, sich in einen sehr sichern nur 30 li von Hang Yang, der Hauptstadt des Königs, entfernten Hafen zu begeben. Man fragte ihn über diesen Monarchen und er antwortete, derselbe sey 43 Jahre alt und regiere seit 36 Jahren; den Namen, der heilig ist, wagte er nicht auszusprechen. Anfangs weigerte er sich, Geschenke anzunehmen, endlich ließ er sich nebst andern Coreanern von ehrwürdigem Aussehen dazu bewegen, ob sie gleich bei dem ersten Anerbieten mit der Hand an dem Halse hingefahren waren.

Da die Witterung günstig geworden war, so führte am 27. Tengno das englische Schiff in NO. in einen vortrefflichen Hafen, wo man vor einem großen Dorfe den Anker fallen ließ; die Coreaner nannten diesen Hafen Nan Yang; die Engländer gaben ihm den Namen Mojoribank's Harbour. Besser wäre es freilich gewesen, keine Aenderung vorzunehmen; die Nomenclatur in der Geographie ist so verworren genug.

Lindsay blieb in diesem Hafen bis zum 12. Aug., da er immer hoffte, es würde sich endlich doch ein freundschaftliches und dauerndes Verhältniß mit den Coreanern anknüpfen lassen. Aber alle Bemühungen blieben vergeblich; zahlreiche Dschonken umringten das Schiff; man beklagte das Schicksal der Fremden, die Lebensmittel bedurften. Yang Yih, ein sehr verständiger junger Mann und Secretair Kin Tabschins, des ersten Mandarinen, kam an Bord. Er hatte zugleich mit Tengno den Auftrag, als Vermittler zwischen den Engländern u den coreanischen Behörden zu dienen.

Kin Tabschin und Li Talaù Yai, der Civil-Mandarin, machten Lindsay einen Besuch. Sie legten ihm die gewöhnlichen Fragen über den Grund der Ankunft vor, über das Land, aus welchem er komme, und eine Menge andere. Als er dieselben beantwortet hatte, fragte man ihn, ob der Brief, den er an den König senden wolle, sich auf eine Staatsangelegenheit beziehe. Als man erfuhr, dies sey der Fall, wollte man wissen, was er enthalte. Lindsay hielt es nicht für gerathen, die Mandarinen davon zu benachrichtigen, und sagte, der König solle sein Schreiben lesen und eine Entscheidung über den Inhalt geben. Er setzte hinzu, er habe die Absicht, Nachmittags an's Land zu gehen und ihnen hier denselben öffentlich nebst Geschenken zu übergeben. Die Mandarinen kamen darüber in große Verlegenheit, sahen einander an, dictirten ihrem Secretair einige Fragen und gaben endlich keine Antwort. Sie kehrten an das Land zurück und bald nach Mittag brachten coreanische Böte den Engländern Tischchen, Körbe mit gesalzenem Fisch, Kuchen und Krüge mit geistigen Getränken, — zur Mahlzeit der Officiere, sagte man.

Zwei coreanische Secretaire waren an Bord geblieben; Nachmittags gingen sie mit Lindsay, Gutzlaff und zwei andern Engländern an's Land. „Wir landeten,“ sagt Lindsay, „unter etwa 50 Coreanern von wildem Aussehen; mehrere wiederholten das Zeichen des Halsabschneidens, und offenbar hätten sie uns lieber weit entfernt gewußt. Yang Yih hatte seine ganze Lebhaftigkeit verloren; er schrieb uns, wir würden besser thun, wenn wir am nächsten Tage wiederkämen. Es war zu spät; ich wollte eine Antwort erhalten; wir gingen also ohne Waffen nach einem mit zwölf Fuß hohen Palissaden begrenzten Gäßchen, so daß man die Häuser

nicht sehen konnte. Als wir nahe daran kamen, hörten wir Trompeten blasen, und bald erschienen zwei Soldaten mit diesem Instrumente; sie vertraten uns den Weg. Wir blieben vor Erstaunen stehen; die beiden Mandarinen kamen bald auf Sesseln, welche durch vier Personen getragen wurden; sie stiegen von denselben und grüßten uns artig, indem sie mit dem Finger auf das Ufer deuteten, wo zwanzig Coreaner einen Schoppen auf Pfählen errichteten. Wir erklärten den Mandarinen, daß, da wir in Staatsangelegenheiten kämen, wir hofften, man werde uns ein Gebäude anweisen, in welchem wir unsere Papiere auf eine würdige Weise übergeben könnten. Die Mandarinen zeigten von neuem auf den Schoppen, stiegen, nachdem sie mit ihren Secretairen gesprochen hatten, auf ihre Sessel und begaben sich nach der Küste zu; vor ihnen her gingen zwei Trompeter, zwei andere folgten, sowie einige nicht bewaffnete Soldaten. Die beiden Secretaire versuchten uns durch Zeichen und dadurch, daß sie uns am Arme nahmen, dahin zu bewegen, daß wir nach derselben Seite hingingen wie die Mandarinen. Ich wendete mich aber nach dem Dorfe und bahnte mir, ohne indeß Gewalt zu brauchen, einen Weg durch etwa ein Dutzend Coreaner. Vor einem Hause, an welchem eine große Galerie hinlief, setzte ich mich nieder und deutete durch Geberden an, dies sey ein geeigneter Ort zu einer Conferenz. Alsbald stießen mehrere Coreaner ein großes Geschrei aus und einer der Soldaten lief fort, um den Mandarinen das Geschehene zu berichten. Nach wenigen Minuten vernahm man das Geschrei wieder; vier Soldaten, die von dem Meeresufer her kamen, rückten nach uns zu, faßten zwei Männer mit einem großen Hute, führten sie so schnell als möglich zu den Mandarinen und schickten sich an, den Ergriffenen die Bastonade zu geben.

„In diesem Augenblicke kamen wir an; ich konnte nicht zugeben, daß zwei Unschuldige wegen uns gestraft würden; ich hielt den Soldaten zurück, der bereits den Arm erhob. Doch hatten sich gegen 200 Coreaner um die Mandarinen gesammelt, welche in großer Verlegenheit zu seyn schienen; sie beriethen sich und befahlen, die beiden Gefangenen sollten in Freiheit gesetzt werden."

Dann stiegen sie von ihren Sesseln herab und traten in den Schoppen, indem sie die Engländer aufforderten, ihnen dahin zu folgen.

Nach einer sehr lebhaften Unterhandlung gelang es den letztern, den Beschluß zu erwirken, daß sie den Brief und die Geschenke für den König in einem Hause des Dorfes abgäben. Ehe sie sich dahin begaben, ließen die Mandarinen einem armen Teufel die Bastonade deshalb geben, weil er die Achtung vor den Fremden aus den Augen gesetzt habe, was diese gar nicht bemerkt hatten. Man trat in eines der ersten Häuser, die man traf; Alles war verschlossen. Lindsay übergab unter Ceremonien den Mandarinen den Brief und die Geschenke; er wurde nebst seinen Begleitern mit Wein und rohem Knoblauch tractirt; dann kehrten alle an Bord zurück; die Mandarinen schickten Lebensmittel dahin.

Verschiedene Mandarinen von hohem Range kamen zu verschiedenen Malen an Bord des „Lord Amherst"; sie ließen vorher immer Lebensmittel zu einer reichlichen Mahlzeit dahinbringen. Sie legten den Engländern immer Fragen vor, die sich stets auf die Ursache der Reise und der Ankunft bezogen. Andere Coreaner besuchten aus Neugierde ebenfalls das Schiff; man konnte aber von ihnen keine Nachrichten erhalten.

Am 9. Aug. wiederholte ein Mandarin von hohem Range die schon so oft gethanen Fragen, und bestand darauf, daß Lindsay den Brief und die Geschenke zurücknehme; dieser aber weigerte sich dessen, so daß endlich alles am Lande gelassen wurde. Am 12. ging der „Lord Amherst" unter Segel und wendete sich nach den Inseln Lieu Kieu, wo die Versuche, Handelsverbindungen anzuknüpfen, keinen bessern Erfolg hatten.

Lindsay und Gutzlaff hatten in einer Ebene am Strande in Corea etwa hundert Stück Kartoffeln gepflanzt, und übergaben dem Besitzer des Feldes eine Anweisung, wie er diese werthvolle Frucht zu behandeln habe; der Coreaner versprach, die Pflanzen sorgfältig zu behandeln sobald sie sich zeigten, und schon am nächsten Tage wurde das Landstück mit einem Zaune umgeben. Das Clima und der Boden sind der Kartoffel günstig, und wenn sie sich vermehrt, wird die Reise Lindsay für Corea nicht ohne Nutzen gewesen seyn.

Trotz den Vorsichtsmaßregeln, die man gegen das Eindringen der Fremden in Corea getroffen hat, haben doch christliche Missionaire das Evangelium dort gepredigt. Ein Franzose brachte zuerst das Christenthum in dieses Reich, und die Zahl der Anhänger desselben beläuft sich auf etwa 30,000. Im Jahre 1832 reiste Barthelemy Bruguiere, ein französischer Missionair, von Macao ab, um in China einzudringen und von da nach Corea zu gehen, wo er das Evangelium zu predigen wünschte. Er führte den Titel eines Bischofs von Capsa.

Nach unerhörten Strapazen und Mühseligkeiten gelangte er 1833 nach Schan Si, einer der nördlichen Provinzen Chinas, die an Mogolien grenzt. Ein christlicher Chinese, Joseph genannt, der ihm ergeben war, war vorher nach Corea geschickt worden, um dort das Terrain zu sondiren und zu erforschen, auf welche Weise der Prälat seine Reise sicher fortsetzen könnte. Die Verbote der chinesischen Regierung gegen die öffentliche Ausübung der christlichen Religion sind so streng, daß die Gläubigen sich bisweilen weigern, einen fremden Priester aufzunehmen, weil sie fürchten, seine oft schwer zu verheimlichende Gegenwart möge ihnen drohende Gefahren zuziehen.

Der Bischof von Corea oder Capsa war genöthigt gewesen, viele Umwege zu machen, ehe er nach Schan Si gelangte, wo er bei dem apostolischen Vicar aufgenommen wurde und lange blieb. Nach den Nachrichten, die er da sammelte, fing er an, Maßregeln zu ergreifen, um wo möglich nördlich von Schan Si nach Mogolien zu gehen. Er wartete nur noch auf Joseph, um den Weg nach Liao Tung einzuschlagen, das zwischen Mogolien und Corea liegt.

Den 11. Novbr. 1833 kam Joseph an; er hatte den Bischof bis an den Grenzen von Schan Tung, einer Provinz südlich von Peking, gesucht und war durch diese Hauptstadt gekommen. „Er versicherte mich," sagt der Bischof, „daß die Christen von Liao Tung sich nicht durchaus geweigert hätten, mich zu empfangen, aber gesagt oder geschrieben: seit kurzem sind mehrere englische Schiffe an den Küsten unserer Länder erschienen; einige Kaufleute und Matrosen stiegen an's Land und der Kaiser hat die Mandarinen mit dem Tode bestraft, welche sich der Landung nicht wiedersetzt hatten. Wir fürchten, setzten sie hinzu, uns zu gefährden, wenn der Bischof von Corea lange unter uns bleiben muß; wenn jedoch die Coreaner einwilligen, ihn bei sich aufzunehmen, so wollen auch wir uns nicht weigern, ihm auf einige Zeit eine Zufluchtsstätte zu gewähren."

Einige Tage nachher schickte der Bischof seinen Joseph mit sehr ausgedehnten Instructionen und Briefen für die Coreaner nach Peking; er fand fast immer einige Christen unter denen, welche den Gesandten begleiteten. Joseph kam erst den 20. März 1834 zurück. Die christlichen Coreaner waren nicht erschienen. Etwas später erboten sich zwei Christen, den Bischof bis an die Grenzen von Corea zu geleiten; aber der Weg, den sie vorschlugen, war für ihn zu gefährlich, und sie kannten den gar nicht, den er einschlagen wollte; deshalb nahm er sich vor, von Joseph das Land erforschen zu lassen, das er durchreisen sollte. „Er reiste allein ab," sagt er, „ohne einen Führer außer der Vorsehung bei einem Wege von 900 Stunden. Ich hätte gewünscht, ein Haus zu miethen oder zu kaufen, da aber der junge Mann allein reiste, so beschränkte ich mich darauf, mir eine Route bis an die Grenzen Coreas zu entwerfen."

Im August erhielt der Bischof Briefe von den Coreanern, sie waren offen, weil der Ueberbringer diese Idee gehabt hatte; er hatte Abschriften davon auf seinem ganzen Wege vertheilt. Die Gläubigen sagten ihrem Prälaten: „wir hoffen, der gute Gott werde Euch die Pforten Coreas öffnen." Aber sie gaben kein Mittel an, wodurch ihre Hoffnungen verwirklicht werden könnten. In einem andern Schreiben erklärten sie ihm mit aller möglichen Vorsicht und aller tatarischen Artigkeit, daß es sehr schwer und fast unmöglich sey, ihn zu empfangen, wenn der König sein Erscheinen nicht erlauben wolle. Uebrigens waren sie geneigt, seinen

Rath und den des Paters Pacifique, eines andern unter ihnen wohnenden Missionairs, zu befolgen.

Der Bote, welcher diesen Brief dem Bischof brachte, sagte ihm noch, kein Christ in Liao Tung sey geneigt ihn aufzunehmen. Der junge König, der günstig für die Christen gesinnt zu seyn geschienen, war gestorben; sein Nachfolger war ihm bald in das Grab gefolgt, und der Monarch, der ihn ersetzt, war ein Kind, ein schlimmes Zeichen für die Mission.

Den 8. Septbr. kam Joseph zurück und berichtete den Bischof über den einzuschlagenden Weg und die zu ergreifenden Vorsichtsmaßregeln; dann wurde er wieder nach Peking gesandt, und am 22. verließ der Bischof den apostolischen Vicar von Schan Si. „So beschwerlich und mühselig auch meine vorhergehenden Reisen gewesen waren," sagt er, „so angenehm und leicht war diese. Ich fand auf meinem Wege einige Christen und diese Leute wetteiferten in Mildthätigkeit und Liebe; sie gaben mir mehr als ich brauchte."

Den 7. Octbr. gelangte er an die große Mauer, „die von denen, welche sie nicht kennen, so sehr gerühmt, und von jenen, die sie nicht gesehen haben, so pomphaft beschrieben wird." Er ging durch das Thor, welches Schan Scha Kun heißt, dasselbe, durch welches die Russen bei ihrem Eingange nach China und bei ihrem Ausgange gehen. Niemand achtete auf ihn; die Angestellten drehten ihm dem Rücken zu, „vielleicht um mich und die mir Folgenden zu ermuthigen;" meint er. Den andern Tag gelangte er nach Si Wang in Mogolien, einem ziemlich bedeutenden Orte, der fast ganz christlich ist. Ein chinesischer Lazarist hat da ein Vorbereitungsseminar gegründet.

Im November war Joseph von Peking zurückgekommen, ohne etwas gethan zu haben; den 9. Januar 1835 mußte ihn der Bischof von neuem mit einem Briefe an die christlichen Coreaner fortschicken, die in jene Hauptstadt kommen könnten. Joseph sah dieselben am 19.; sie willigten ein, den Bischof aufzunehmen, und das Resultat seines Gesprächs mit ihnen ist folgendes: es giebt noch mehrere Tausend Christen, aber wir kennen ihre Zahl nicht genau; einige sind zerstreut, andere vereinigt. Es giebt eine gute Anzahl christlicher Ortschaften. Unter den Frauen zählt man viele, welche das Gelübde der Keuschheit abgelegt haben; unter den Männern findet man deren wenigere; man würde nur wenige junge Leute finden, die sich für den geistlichen Stand eigneten; wir haben keinen Betsaal; wir beten in der Familie; Katecheten unterrichten die Gläubigen und Katechumenen; einige Jungfrauen halten Schulen für junge Mädchen. Die Regierung scheint jetzt günstiger für die Christen gestimmt zu seyn als sie es früher war. 200 Christen allein wissen, daß der Pater Pacifique angekommen ist, und sechs, die Vorsteher der Christen, wissen, daß sie einen Bischof haben. Man sagte endlich Joseph, man würde dem letztern eine Wohnung in SO. von Corea, nicht weit von Japan, bestimmen.

Joseph überbrachte auch Briefe von den christlichen Coreanern an den Bischof; aus allen gesammelten Nachrichten ergab es sich, daß die Gläubigen in Corea ihn wie die andern europäischen Missionaire bei sich behalten wollten, aber fürchteten, die Schwierigkeiten nicht überwinden zu können, welche sich ihrem Wunsche entgegenstellten. Sie waren sehr arm und hatten kaum genug zu leben; sie hofften, ihr Pastor werde sich nicht darüber beklagen, daß sie ihn nicht so kostbar bewirtheten, als es seine Würde fordere.

Am 7. Febr. war die Sache ganz zu Stande gebracht; Joseph kehrte nach Peking zurück und übergab den Coreanern eine bestimmte Summe; sie gaben ihm dagegen eine vollständige Kleidung, welche der Bischof an der Grenze anlegen sollte.

Im Sommer entstand eine Verfolgung der Christen; der Bischof von Corea und andere mußten sich in einer Höhle verbergen, die sie erst den 23. Juni wieder verließen. Im Anfange des Herbstes waren acht Missionaire, darunter drei Europäer, in Si Wang beisammen.

Den 7. October reiste der Bischof nach Corea ab und am 19. gelangte er in ein christliches Haus am Wege bei dem Liao Tung. Den andern Tag nach Tische wurde er plötzlich krank und eine Stunde später starb er, entkräftet von den Anstrengungen, die er ertragen hatte.

Dieses Ereigniß war ein großer Verlust für die Religion wie für die Wissenschaften, denn der Bischof von Corea war ein verständiger Beobachter und seine Bemerkungen über dieses Land würden ohne Zweifel höchst werthvoll gewesen seyn. Die Mission in Corea ist jedoch nicht aufgegeben worden und man hat Maßregeln ergriffen, neue Apostel auf diese gefährliche Laufbahn zu bringen.

Kapitel XXVII.

Das chinesische Reich. — Land der Mandschus.

Unter dem allgemeinen Namen Tataren begreift man mehrere Völker, die durchaus von einander verschieden sind, auch die Mandschus. Das Land, welches ihren Namen führt, liegt zwischen den 38° 58′ und 55° 30′ n. Br. und dem 114° und 139° östl. L. Im NO. Chinas gelegen, grenzt es in W. an die Mongolei, in S. an das Gelbe Meer und Corea, in O. an das Japanische Meer und die Meerenge der Tatarei, und in N. an Sibirien. Die Länge dieses Landes beträgt von N. nach S. über 400 Stunden; die Breite ist von O. nach W. fast gleich und der Flächenraum beträgt 95,000 Q.St.

Europäische Seefahrer haben die Seeküste der Mandschurei oder des Landes der Mandschus berührt; Missionaire einige Gegenden des südlichen und mittlern Theiles besucht, und russische Jäger und Abenteurer außerdem den nördlichen Theil durchwandert; aber noch wurde keine Reise durch die ganze Ausdehnung dieses großen Gebietes unternommen; das Innere ist uns also zum größten Theile nur nach den Andeutungen in chinesischen Büchern bekannt.

Nach den Erzählungen Laperouse's und Broughton's, die wir bereits angeführt haben, ist die Seeküste der Tatarei in O. der ganzen Länge nach außerordentlich steil und fast überall unzugänglich; sie besteht aus sehr mächtigen horizontalen Schichten, und die Höhe der Berge über dem Meeresspiegel könnte wohl auf 3600 bis 4200 Fuß geschätzt werden.

Im S. schließt sich diese Bergkette an die von Tschan pe schan oder Golmin-scha nyan-alin an, welche die Grenze zwischen der Mandschurei und Corea bildet, und bezeichnet die zwischen dem letztern Lande und dem chinesischen Reiche.

Der King-kan, der aus der Mongolei kommt und sich von N. nach S. wendet, streicht in W. durch das Land der Mandschus in einer Länge von 80 Stunden, durchschneidet Sachalian-ula, schließt sich in Norden dem Jablonoi oder Stanovoi-Chrebet (King-kan-alin der Mandschus) an, welcher das russische Reich von dem chinesischen trennt, und wendet sich dabei von W. nach O., wo sein letztes Vorgebirge von dem Meere von Ochotsk bespült wird.

Der Hauptfluß ist der Sachalian-ula (schwarzer Fluß), den die Chinesen He-lung-kiang (Fluß des schwarzen Drachen), die Tungusen aber Amur oder Yamur nennen, und von dem wir bereits bei der Beschreibung von Sibirien gesprochen haben. Auf dem Gebiete der Mandschus fließt er von NO. nach SO. bis zum 130° Meridian; dann wendet er sich plötzlich nach NNO. und ergießt sich in das Meer von Ochotsk. Wir haben bereits gesehen, daß die Versandung an seiner Mündung die Straße fast ganz ausgefüllt hat, welche es zwischen der Insel Tarakai und dem asiatischen Festlande gab.

Unter den Quellen der Flüsse, die zu seiner Bildung beitragen, ist die entfernteste in der Mongolei 2121 Fuß über dem Meere. An der Stelle, wo er den Namen Amur erhält, wird er schiffbar. Trotz seinem reißend-schnellen Laufe bedeckt er sich alle Jahre dick mit Eis.

Er durchströmt den King-kan indem er sich in eine enge Schlucht stürzt, in welcher man ihm wegen der Drehen und Felsen nur mit Ge-

fahren folgen kann. Nach der Verbindung mit dem Sunggari ändert er seine Richtung und wälzt seine Gewässer in weiten Ebenen bis an seine Mündung. Die Erzählung Krusensterns hat die Hindernisse berichtet, welche diesen Seefahrer abhielten, die Bucht, welche die Flut des Sachalian-ula aufnimmt, so genau zu erforschen, als er es wohl gewünscht. Man kann die ganze Länge seines Laufes auf 700 Stunden rechnen.

Das Clima des Mandschu-Landes ist mehr kalt als gemäßigt, was sich wahrscheinlich von der hohen Lage, der Menge der Wälder und der Richtung des großen Thales herschreibt, aus welchem es zum größten Theile besteht und das in N. offen ist. Ferner werden die Südwinde bei dem Uebergange über die Höhen des Golmin-schanyan-alin abgekühlt, der nach der Bedeutung seines Namens mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die Winter sind lang und streng; sie beginnen zu Ende des Septembers und dauern bis an das Ende des Aprils; dagegen sind die Sommer sehr heiß.

Die Kette des Golmin-schanyan-alin verlängert sich in S. durch das ziemlich spitze Vorgebirge, welches die Engländer 1816 sahen und Prince Regent's Sword (Schwert des Prinzen Regenten) nannten. Dieses Vorgebirge von Liao Tung, das unweit von einem Vorgebirge der chinesischen Provinz Schan Tung entfernt ist, bildet so eine Oeffnung, welche den Fu Hai oder Golf von Petscheli mit dem Gelben Meere in Verbindung bringt.

Südlich von der Küste Liao Tungs geben die chinesischen Karten achtzehn Inseln an, welche in den geographischen Büchern sehr genau beschrieben werden. Nach andern chinesischen Schriften dienen diese Inseln als Stapelplatz für den Seehandel zwischen China und Corea, und die Schiffer, welche von einem Lande zum andern fahren, legen oft da an. Die Engländer hatten diese Inseln nicht bemerkt.

Ein glücklicher Zufall brachte in die Hände Klaproths chinesische und mandschuische Originalzeichnungen von Karten, die auf Befehl des Kaisers Kang hi entworfen worden waren, und er fand darauf Details, die d'Anville unbekannt geblieben waren, unter andern auch die Gruppe der eben erwähnten achtzehn Inseln.

„Ich darf wohl ohne Eitelkeit mich rühmen," sagt er mit Recht, „daß ich der erste Europäer bin, der diese Inseln entdeckt hat, obgleich ich mein Studirzimmer nicht verließ und ohne daß ich mich der Wuth der Oceane aussetzte, die in den Meeren Chinas so häufig sind. Da dieser Archipel auf den chinesischen Karten keinen allgemeinen Namen führt, so gab ich ihm den des Grafen Johann Potocki, den ich auf der russischen nach China bestimmten Gesandtschaftsreise zu begleiten die Ehre hatte (1805)."

Die Mandschus haben gleiche Abstammung wie die Tungusen, von denen wir bei Sibirien gesprochen haben; die Identität der Sprache und die Gesichtsbildung beweisen es; übrigens sind auch die Sagen der beiden Völker dieselben. Beide waren sonst unter dem gemeinschaftlichen Namen Kin oder Kinsche bekannt und wohnten, wie noch heute, in N. von Corea bis an das Meer von Ochotsk. Seit dem Jahre 926 der christlichen Zeitrechnung waren sie den Kitan oder Liao, einem andern tungusischen Volke, zinsbar; 1114 empörten sie sich und gründeten 1118 das Reich der Kin, das bis 1234 bestand. Es umfaßte die nördlichen Provinzen Chinas, einen großen Theil der Mongolei und das jetzige Land der Mandschus. Dann wurde ihre Macht gänzlich vernichtet und sie mußten bis in ihr Vaterland fliehen und 1370 die Chinesen von der Dynastie der Ming um den Frieden bitten. Da die tiefste Armuth, in welche sie versunken waren, ihnen die Macht nahm, Krieg zu führen, so wendeten sie sich dem Handel zu. Sie erhielten die Erlaubniß, über Liao Tung nach China Ginseng, Pelzwaaren und Pferdehaare zu bringen. Sie zählten drei Hauptstämme: die östlichen Niutsche wohnten in O. von den Grenzen Liao Tungs und in W. von dem Meere, bezahlten China keinen Tribut und beunruhigten dessen Grenzen nicht, indem sie sich begnügten, auf einer Messe zu handeln, die in O. von Kai Yuen gehalten wurde. Von den beiden andern Horden bezahlte die in N. einen Tribut an die Chinesen; beide hatten bestimmte Orte, wo sie Handel treiben durften.

Der Handel bereicherte die Niutsche und sie vermehrten sich so, daß sie ihr Land in sieben Bezirke theilten, welche eben so viele kleine Staaten bildeten. Die Oberhäupter derselben führten Krieg mit einander; endlich gegen 1581 unterwarf King Tsu, Oberhaupt einer solchen Horde, nachdem er mehrere seiner Nachbarn besiegt, die das Land tyrannisirten, alle entfernteren Stämme. Diese Eroberung machte ihn sehr mächtig, und 1583 griff er Tulun, eine ansehnliche Stadt, an; sie wurde durch seinen Sohn Tai Tsu genommen, dem gegen 1601 mehre Fürsten und Stammhäupter, die bis dahin unabhängig geblieben waren, den Eid der Treue schwuren; so daß er sich nun leicht diejenigen unterwerfen konnte, die ihn noch nicht als Herrn anerkannt hatten. Da gab er dem durch die Vereinigung aller dieser Stämme entstandenen Volke den Namen Mandschu.

Im Jahre 1616 endlich entsagte er der Oberherrschaft Chinas und nahm den Kaisertitel an und gab den Jahren seiner Regierung die ehrenvolle Benennung Thian Ming (vom Himmel begünstigt).

Anfangs hatte er in Yenden residirt und über die Städte Yeke, Kuisa, Ula und Ninguta geherrscht. Im Jahre 1618 umgab er Kuisa mit einer Mauer; zwei Jahre später verlegte er seinen Aufenthalt nach Mukden (King Yang im Chinesischen), gegenwärtig Fung Thian Fu, und machte dies zur Hauptstadt seines Reiches. Er hatte den Chinesen auch die Stadt Liao Yang abgenommen und ließ die Feste Derscht King bauen.

Nach seinem Tode 1626 folgte ihm sein Sohn Tai Tsung, der sich 1635 förmlich zum Kaiser von China ausrufen ließ und seiner Dynastie den Namen Thai Tsing (erhabene und reine) gab. Kurz darauf starb er. Wie seine Vorfahren hatte er häufig Krieg mit den Chinesen geführt und war bis in die Nähe von Peking vorgerückt; auch hatte er mehrere mongolische Stämme, ganz Liao Tung und Corea unterjocht.

Die chinesischen Geschichtschreiber sagen, um die Ehre ihrer Landsleute in den so unglücklichen Kriegen gegen die Mandschus zu retten, Liao Yang, die Hauptstadt von Liao Tung, sey durch Verrath gefallen, wahrscheinlich aber verdankten die Mandschus diese Eroberung ihrer Tapferkeit und Klugheit. Da sie keine andern Waffen hatten als Säbel, Bogen und Pfeile, die sie mit außerordentlicher Geschicklichkeit handhabten, so suchten sie sich vor den Kugeln der Chinesen durch aneinander geschobene Breter zu schützen; diese hölzerne Mauer wurde von dem ersten Gliede getragen, das zum Sturme vorrückte, und sie brach die Kraft der Kugeln. Hinter dieser Schutzmauer rückten die Soldaten kühn vor; das gedeckte zweite Glied legte die Leitern an und das dritte stieg zum Sturme hinauf. Sie griffen so heftig auf vier verschiedenen Punkten an, daß sie sich der Mauern bemächtigten. Die Chinesen, die nicht schnell wieder laden konnten, vermochten vor den Säbeln und Pfeilen der Mandschus nicht Stand zu halten; sie gaben die Mauern von Liao Yang auf und ergriffen die Flucht; die Reiterei der Mandschus, welche sich durch die Schnelligkeit ihrer Pferde auszeichnet, hatten sie jedoch bald eingeholt und metzelten sie nieder.

Die Mandschus scheren sich das Haar ab, sobald es zu wachsen anfängt, reißen sich die Barthaare bis zur Wurzel aus und lassen nur einen Schnurbart stehen, wie am Hinterkopfe einen Büschel Haare, der nachlässig als Zopf auf die Achsel hängt. Nach der Einnahme der Hauptstadt von Liao Tung ließen sich viele Chinesen die Haare ebenfalls abschneiden und traten unter die Fahnen der Mandschus.

Die unter acht Fahnen geordneten und immer zum Marsche bereiten Mandschus versammelten sich in weniger als einer halben Stunde; noch heute giebt ein Reiter Appell mit einem Horne, und an der Art, wie er bläst, erkennt man, welche Führer und Soldaten aufbrechen sollen, so wie die Zahl, welche man verlangt; alsbald steigen sie zu Pferde und folgen dem Reiter, auf dessen Rücken die Fahne der commandirten tschalan (Brigaden) befestigt ist. Sie nehmen kein hinderndes Gepäck mit sich. Ohne sich um die Anlegung von Magazinen zu kümmern, begnügen sie

sich mit dem, was sie finden, und wenn sie nichts anderes haben, essen sie das Fleisch ihrer Pferde oder Kameele halb roh; sie gehen auch auf die Jagd. Sie bilden einen Cordon um einen Berg oder ein Thal, nähern sich dem Mittelpunkte immer mehr und mehr und drängen so das Wild zusammen, daß sie blos zu wählen brauchen. Sie haben dazu Hunde und Raubvögel, die sie vortrefflich abzurichten wissen. Da sie gegen Strapazen abgehärtet sind, so schlafen sie auf dem Boden und bedecken sich blos mit der Satteldecke. Ihre Zelte schlagen sie mit unglaublicher Schnelligkeit auf und brechen dieselben eben so schnell ab.

Vielleicht würden die Mandschus, obgleich ihr Oberhaupt als Kaiser von China proclamirt worden, nicht Herren dieses großen Staates geworden seyn, hätten die Chinesen, welche der Bürgerkriege überdrüssig waren, nicht selbst ihre Hilfe gesucht. Der letzte Kaiser aus der Dynastie der Ming nahm sich 1644 das Leben, als er sich von allen Seiten von Rebellen bedrängt und dieselben als Herren seiner Hauptstadt sah. Die Mandschus kamen bald nach Peking; der chinesische Thron war leer und sie setzten den 26. Mai 1644 den Neffen Tai Tsungs darauf, der damals acht Jahre alt war. Die Jahre seiner Regierung heißen schan tschy (1644 bis 1661). Er war der Gründer der Familie der Mandschu-Fürsten, welche noch heute mit Ruhm das Scepter des chinesischen Reichs führt.

Das Land der Mandschus ist in drei Gouvernements getheilt, nämlich: Sching king, Girin, Sachalian-ula. Sching king, das südlichste, entspricht dem Liao Tung und wird von dem Liao Ho bewässert, der sich in den Busen von Liao Tung ergießt nach einem Laufe von ungefähr 180 Stunden. Dieser Fluß, der in den mogolischen Bergen entspringt, strömt zuerst nach O. unter dem Namen Scharra Muren; dann wendet er sich nach S. und ändert den Namen; er ist eine ziemliche Strecke weit schiffbar.

Die große Mauer Chinas, welche in O. von Peking mit einem großen Bollwerke an dem Ufer des Fu Hai (Bai von Peking) beginnt, bildet nach SW. zu die Grenze von Sching King; eine Pfahlbarriere, die in den Bergen beginnt in geringer Entfernung nördlich von der großen Mauer, schließt es in O. von der Seite von Corea und dem Gouvernem. Girin und trennt es in W. von der Mogolei.

Die Missionaire, welche diese Palissade beschrieben, sagen, sie bezeichne eher die Grenze der Provinz und halte kleine Diebe ab, als daß sie eine Armee abzuhalten vermöchte, denn sie bestehe nur aus sieben bis acht Fuß hohen Pfählen, sey hinten nicht terrassirt und werde weder durch einen Graben, noch durch die geringste Befestigung vertheidigt. Die Thürme sind nicht besser und nur durch einige Soldaten bewacht.

Dennoch haben die Chinesen in ihren geographischen Büchern diese Palissade eine Mauer genannt, und von diesem Ausdrucke her kommt die verschiedene Ansicht in Europa über die Lage von Liao Tung; unsere Karten setzen es bald innerhalb bald außerhalb der großen Mauer, je nachdem der Verfertiger die chinesischen Worte so oder anders auslegt.

So lange China seinem eingeborenen Kaiser gehorchte, war diese Schranke in politischer Hinsicht nutzlos, denn die Bewohner von Liao Tung konnten ohne Erlaubniß der Mandarinen weder ihr Land verlassen, noch in jenes Reich gelangen.

Innerhalb dieser Palissade befanden sich damals mehrere befestigte Plätze; jetzt sind sie entweder gänzlich zerstört oder halb verfallen.

Die Hauptstadt von Sching King ist Fung Tian oder Schin Yang, eine unter dem Namen **Mukden** berühmte Stadt. Der Kaiser Kian Lung besang sie 1743 in einem chinesischen und Mandschu-Gedichte, das von dem Pater Amiot, Missionair in Peking, ins Französische übersetzt wurde. Diese **Lobpreisung Mukdens**, die 1770 in Paris gedruckt wurde, veranlaßte ein allerliebstes Schreiben Voltaires an den kaiserlichen Dichter. Klaproth bemerkte jedoch, die Uebersetzung Amiots gleiche dem Originale sehr wenig. „Sie ist vielmehr ein Werk des gelehrten Missionairs, in welchem er die Worte Kian Lungs in einem ihm elegant vorkommenden Phrasenmeere verwässert hat. Er hat den Mandschu- und chinesischen Text verschmolzen, die nicht überall identisch sind und fast überall die Noten der Herausgeber mit dem Texte vermengt, den er nicht immer verstand." Wie dem auch seyn möge, jenes Gedicht mit den Anmerkungen enthält viele interessante Bemerkungen über diese Stadt und ihre Umgebungen, über die Geschichte und Sitten der Mandschus und über die physische Geographie Liao Tungs.

Mukden breitet sich am Abhange eines Hügels am rechten Ufer des Hunu hu, eines Beiflusses des Liao-ho, aus und besteht aus zwei Städten; das Innere, das von Mauern umgeben ist, hat fast eine Stunde im Umfange und enthält alle öffentlichen Gebäude. Die Mandschu-Kaiser bauten dieselbe neu, verschönerten sie mit Gebäuden und versahen sie mit Waffen- und Lebensmittel-Vorräthen. Sie betrachten sie als die Königsstadt ihrer Nation, so daß sie selbst nach ihrem Einzuge in Peking die höchsten Behörden, außer der der obersten Verwaltung des Reiches, in jener Hauptstadt ließen. Diese Behörden bestehen nur aus Mandschus; alle Acten werden in der Sprache dieses Volkes geführt, und sie sind souverain in dem ganzen Lande.

Mukden ist auch die Residenz eines Vicekönigs, unter dem in der Stadt mehrere Generale und eine zahlreiche Garnison von Mandschus steht. Der kaiserliche Palast, jener der Justiz, die Häuser der ersten Mandarinen, mehrere Tempel befinden sich in der innern Stadt, wo alle Angestellten der Regierung wohnen. Die Kaufleute und Handwerker leben in der äußern Stadt, deren Mauern, die über drei Stunden im Umfange haben, die beiden Städte umfassen.

Bei den Thoren bemerkt man zwei prächtige Mausoleen der ersten Kaiser aus der Mandschu-Dynastie. Beide sind nach den Regeln und den Rissen der chinesischen Bauart aufgeführt und mit einer dicken hohen Mauer umgeben. Mehrere Mandschu-Mandarinen von verschiedenem Range haben die Aufsicht über diese Gebäude und zu bestimmten Zeiten die vorgeschriebenen Ceremonien abzuhalten.

Tai Tsu, der ihnen voranging, ist in Yenden begraben, einem großen Flecken, und das königliche Grab ist nur mittelmäßig. Der Name Yenden bedeutet in der Sprache der Mandschus **glücklicher Ort** oder **Ort des Glückes**. Die Mandschus zeigten dadurch, daß sie ihn der Stadt gaben, wo ihr erster Kaiser Hof hielt, sie würden dabei nicht stehen bleiben. Das Gedicht Kian Lungs macht auf diese Eigenthümlichkeit aufmerksam. Er erinnert auch daran, daß Kang Hi, sein Vorfahr, während seiner Regierung, die 61 Jahre währte, dreimal in Mukden die Gräber seiner Ahnen besuchte, „auf denen er allemal alle Grabceremonien mit der scrupulösen Aufmerksamkeit, der tiefen Ehrfurcht und jener wahren Zärtlichkeit verrichten ließ, die ein klarer Beweis sind, daß die kindliche Liebe unverlöschlich in sein Herz eingegraben war." Dann entschuldigt er seinen Vater, daß ihn die Regierungssorgen hinderten, sich dieser Pflicht zu entledigen, und setzt hinzu: „nachdem ich durch Erbfolge zur höchsten Würde gelangt bin, durfte ich nichts versäumen, um die Tugend meines Ahnen nachzuahmen; — aber, glänzendes Grabmal, da ich mich nicht selbst mit Opfern beschäftigen konnte, wie wäre es mir möglich gewesen, aufrichtig meine Ehrfurcht zu beweisen und sie denen darzuthun, die nach uns kommen würden? In dem Herbste des achten Jahres meiner Regierung endlich führte ich ehrerbietig die erhabene Kaiserin meine Mutter, — und gelangte an den Ort, wo sonst die Residenz unserer Familie war; die Gefühle der kindlichen Liebe durchdrangen mein Herz, denn ich sah die Spuren meiner Ahnen."

Die andern Städte der Provinz Schin King sind unbedeutend, dünn bevölkert, schlecht gebaut, ohne irgend eine andere Vertheidigung als eine Mauer, die entweder halb verfallen oder blos von Erde aufgeführt ist, obgleich manche für den Handel günstig liegen und ihr Boden viele Baumwolle erzeugt.

Fung-hoang-tsching, 31 Stunden in OSO. von Mukden, am rechten Ufer des Tsao-ho, ist bedeutend, gut bevölkert und treibt ansehnlichen Handel, da es gleichsam der Hafen von Corea ist. Ueber diese Stadt müssen die Regierungsboten und die Kaufleute des Landes ihren

Weg nehmen, wenn sie in das Reich gelangen wollen. Dieser Umstand zieht viele Chinesen dahin, welche sich da niedergelassen haben, und die Stadt ist gewissermaßen der Stapelplatz der beiden Länder geworden. Der Hauptfabrikationsgegenstand ist Baumwollenpapier, das sehr dauerhaft, aber weder sehr weiß, noch sehr durchsichtig ist; doch wird viel davon in Peking verkauft, wo man sich desselben statt des Glases in den Palästen und vornehmsten Häusern bedient.

Fung-hoang-tsching liegt am östlichen Abhange des Schanyan-alin nahe bei dem Fung-hoang-schan, einem Zweige jenes Gebirges; der Tsao-ho sendet seine Gewässer dem Yalen, einem Flusse Coreas, zu.

Ist man über die Palissade hinweg, welche Liao Tung in N. schließt, so gelangt man in das Gouvernement Girin, das sehr groß, aber schwach bevölkert ist; man zählt in ihm nur drei sehr schlecht gebaute und mit einer Erdmauer umgebene Städte. Girin-ula-hoton, die Hauptstadt, liegt am rechten Ufer des Sunggari, der auch Girin-ula heißt; es ist die Residenz eines Mandschu-Generals.

Ninguta, am Hura Pira, einem Beiflusse des Sunggari, war die erste Residenz Tai Tsu's; Tondon, mehr im N. bei dem Sachalian ula, ist ein Verbannungsort für die chinesischen Verbrecher. Uebrigens ist das ganze Gouvernement von Mandschus und Chinesen bevölkert, die durch das Gesetz zu der Verbannung verurtheilt werden. Im O. durch das Gebirge Ki Kata begrenzt, dessen Fuß das Meer bespült, ist es im Innern ziemlich eben, sehr waldreich und kalt. Seine Hauptflüsse sind der Sachalian ula, der den Sunggari und den Usuri aufnimmt.

Das Land eignet sich nicht sehr zum Anbaue. Man erntet da nur Hafer und Hirse; aber der Ginseng, nach der Meinung der Chinesen und Mandschus die kostbarste Pflanze, wächst in Menge dort; es wird damit ein bedeutender Handel in Ninguta getrieben, wohin die Nomaden ihren Tribut in Zobelfellen bringen. Auch zieht dieser Handel eine große Anzahl Chinesen aus den entferntesten Provinzen dahin; ihre Häuser machen nebst denen der Soldaten Vorstädte aus, die viermal größer sind als die Stadt.

„Der Reis und der Weizen," sagten die Missionaire, welche Karten vom Lande der Mandschus aufzunehmen hatten, „sind hier nicht häufig, entweder weil der Boden sich nicht dazu eignet, oder weil die neuen Bewohner ihre Rechnung besser darin finden, viel Getreide, als weniger und besseres zu haben.

„Uebrigens halten wir es nicht für leicht, den Grund anzugeben, warum so viele Länder, die nur unter 43° 44′ n. Br. liegen, in Hinsicht auf die Jahreszeiten und die Naturerzeugnisse von den unserigen so verschieden sind, daß man sie nicht einmal mit unsern nördlichsten Provinzen vergleichen kann.

„Die Kälte beginnt in diesen Theilen früher als in Paris; man fühlt die Heftigkeit derselben bereits im Anfange des Septembers. Am 8. dieses Monats befanden wir uns in Tondon, dem ersten Dorfe der Katscheng Tataren und mußten alle mit Lammfellen gefütterte Kleidungsstücke anlegen, welche wir nicht wieder ablegten. Man fing schon an zu fürchten, der Sachalian-ula, ob er gleich sehr tief und sehr breit ist, möge zufrieren und das Eis unsere Fahrzeuge aufhalten; wirklich war das Wasser ein bedeutendes Stück vom Ufer herein jeden Morgen gefroren und die Bewohner versicherten, in wenigen Tagen werde die Fahrt wegen der Eisschollen auf dem Flusse gefährlich werden.

„Diese Kälte wird durch die großen Wälder des Landes unterhalten, die um so häufiger und dichter werden, je näher man nach den Ufern des östlichen Meeres zu kommt; wir brauchten neun Tage, um durch einen hindurchzukommen, und mußten durch die Mandschu-Soldaten mehrere Bäume fällen lassen, um nur den nöthigen Raum zu den Beobachtungen der Meridianhöhen der Sonne zu haben.

„Hat man diese Wälder verlassen, so findet man zwar von Zeit zu Zeit auch schön begrünte Thäler mit hübschen Wasserbächen, deren Ufer mit verschiedenen Blumenorten geschmückt, welche in unsern Provinzen aber ganz gemein sind, mit Ausnahme der gelben Lilien von sehr schöner Farbe; unsere Mandschus legten einen sehr hohen Werth darauf.

„Die schönsten gelben Lilien wachsen in der Nähe der Palissade von Liao Tung. Nachdem wir über dieselbe hinweg waren und sieben bis acht Stunden gemacht hatten, fanden wir sie in Menge zwischen dem 41. und 42. Grade in einer Ebene, die ohne sumpfig zu seyn etwas feucht war und seit dem Eindringen der Mandschus unbebaut geblieben ist; sie wird auf der einen Seite von einem kleinen Flusse bewässert und auf der andern durch eine Kette kleiner Hügel begrenzt."

Diese Missionaire sprechen dann von dem Ginseng. Diese Pflanze hat zu jeder Zeit den Hauptreichthum der östlichen Tatarei gebildet, denn ob sie sich gleich auch in dem nördlichen Theile Coreas findet, so wird sie dort doch auch ganz verbraucht.

Sie stand in China in so hohem Preise, daß die Bewohner dieses Landes im Geheimen oder mit der stillschweigenden Zustimmung der Statthalter sich in die Einöden begaben, wo sie wächst, was ihnen großen Gewinn brachte.

Im Jahre 1709 entwarfen die Missionaire die Karte dieser Gegenden. Der Kaiser, der den Wunsch hegte, seine Mandschus möchten vor den Chinesen diesen Gewinn haben, hatte 10,000 M. seiner Soldaten Befehl gegeben, und diese gingen über die große Mauer und sammelten so viel Ginseng als es ihnen möglich war, unter der Bedingung, daß jeder dem Monarchen vier Loth vom besten davon gebe. Das Uebrige sollte ihnen baar bezahlt werden.

„Diese Expedition," fahren die Missionaire fort, „war uns nützlich, denn die Mandschusbefehlshaber, die mit ihren Leuten in verschiedene Gegenden vertheilt waren, boten uns nach einander von ihren Lebensmitteln an und nöthigten uns, wenigstens einige Rinder anzunehmen.

„Diese Freundschaft machte uns noch empfänglicher für die Leiden dieser Soldaten, welche auf solchen Expeditionen viele Strapazen ertragen müssen; sie haben dabei weder Zelt, noch Bett, noch andere Lebensmittel außer einem Sacke mit geröstetem Hirse. Sie schlafen in der Nacht am Boden unter einem Baume oder in einer Hütte, die eilig von Baumzweigen aufgebaut wird.

„Die Officiere lagern in einer gewissen Entfernung und lassen den Fleiß ihrer Leute durch Personen beaufsichtigen, die denselben bisweilen einige Stücke Rindfleisch oder Wildpret bringen. Am meisten sind die wilden Thiere zu fürchten, besonders die Tiger, gegen welche sie unaufhörlich auf ihrer Hut seyn müssen. Kehrt einer auf das Signal, das ihm die ganze Schaar giebt, nicht zurück, so nimmt man an, er sey von den Thieren zerrissen worden oder habe sich aus eigener Schuld verirrt. Nachdem man einen oder zwei Tage gesucht hat, macht man eine neue Quartiereintheilung und beginnt mit demselben Eifer die angefangene Entdekkung von neuem.

„So viele Mühen und Gefahren sind unvermeidlich, weil der Ginseng nur am Abhange der bewaldeten Berge, am Ufer tiefer Flüsse und an steilen Felsen wächst. Ergreift das Feuer den Wald und verzehrt einen Theil davon, so erscheint der Ginseng erst wieder nach drei bis vier Jahren. Im Allgemeinen findet man ihn zwischen dem 39. und 47. Grade nördlicher Breite.

„Diese Pflanze wurde uns durch einen Bewohner von Hu Tschun, dem Hauptorte der Koel-Ka-Tataren gebracht, welcher zwei Stunden von der Grenze Coreas unter 42° 56′ der Br. liegt. Er hatte sie in einer Entfernung von fünf bis sechs Stunden gesucht. Dies ist die ganze Ausdehnung des Landes dieses Stammes, das übrigens recht angenehm und, bei den Tataren eine Seltenheit, recht gut bebaut ist, entweder wegen der Entfernung von den Mandschus, denn die nächsten findet man in 40 Stunden und der dahin führende Weg ist sehr beschwerlich, oder weil sie das Beispiel der Coreaner benutzten, deren terrassirte Hügel bis zum Gipfel mit unglaublicher Sorgfalt angebaut sind.

„Es war ein neues Schauspiel für uns, die wir so viele Wälder durchwandert hatten und an so vielen schrecklichen Gebirgen hingezogen

waren, uns am Ufer des Tumen-ula zu befinden, eines Flusses, der auf der einen Seite nur Wald und wilde Thiere hat, auf der andern uns dagegen alles bot, was die Kunst und die Arbeit in den cultivirtesten Ländern erzeugen; wir sahen hier von Mauern umgebene Städte, brachten unsere Instrumente auf benachbarte Höhen und bestimmten geometrisch die Lage der vier Städte, welche Corea im N. schließen; da aber die Coreaner, welche auf der andern Seite des Flusses waren, weder die Tataren noch die Chinesen verstanden, welche sich bei uns befanden, so konnten wir den Namen dieser Städte erst in Hu Tschun erfahren, wo die Dolmetscher sind, deren sich die Tataren bei dem fortwährenden Verkehre mit den Coreanern bedienen.

Auf dem den Tataren entgegengesetzten Ufer hatten die Coreaner eine gute Mauer, ähnlich jener im N. Chinas, gebaut; nach Hu Tschun zu ist sie aber gänzlich zerstört, seit Corea durch die Mandschus verwüstet wurde, deren erste Eroberung es war; aber sie besteht noch fast ganz an den entferntern Orten.

„Nach dem Tumen-ula, immer in dem ehemaligen Lande der Mandschus vorrückend, kommt man zu dem Sui Fond Pira, einem Flusse, der sich gleichfalls in das östliche Meer ergießt; er ist unter den Tataren sehr berühmt, verdient es aber nicht.

„Der Usuri ist ohne Zweifel wegen der Reinheit seines Wassers und der Länge seines Laufes ein schönerer Fluß; er ergießt sich in den Sachalian ula und an seinen Ufern liegen die Dörfer der Yupi-Tataren. Er nimmt viele Bäche und einige große Flüsse auf.

„Er muß sehr fischreich seyn, weil er den Bewohnern so viele Fische giebt, daß diese sich von der Haut Kleidungsstücke machen und von dem Fleische leben können. Die Tataren verstehen diese Fischhäute zu gerben, ihnen drei bis vier Farben zu geben, sie passend zu schneiden und so fein zusammenzunähen, daß sie mit Seide genäht zu seyn scheinen; erst wenn man einige Nähte aufmacht, erkennt man, daß der Faden nichts ist als ein sehr feiner aus noch dünnerer Haut geschnittener Riemen.

„Die Form der Kleidungsstücke ist dieselbe wie bei den Mandschus, welche auch die der Chinesen aller Provinzen ist. Der einzige Unterschied, den man bemerkt, ist der, daß das lange Unterkleid gewöhnlich mit einem Streifen von verschiedenen Farben, grün oder roth auf weißem oder grauem Grunde, besetzt ist. Die Frauen haben unten an ihrem Untermantel kleine Kupfermünzen oder kleine Schellen, welche ihre Ankunft verrathen. Ihre in mehrere auf die Achseln hängenden Flechten getheilte Haare sind mit kleinen Spiegeln, Ringen und andern Bagatellen beladen, die sie für eben so viele Juwelen halten.

„Die Lebensweise dieser Tataren ist nicht minder unglaublich; sie verbringen den ganzen Sommer mit Fischefangen. Aus einem Theile der Fische macht man Thran für die Lampe; ein anderer Theil dient als tägliche Nahrung, und der dritte endlich wird in der Sonne getrocknet, ohne gesalzen zu seyn, denn sie haben kein Salz und räuchern die Wintervorräthe. Männer und Frauen nähren sich davon während die Flüsse gefroren sind. Die Hunde ziehen die Schlitten auf den zugefrornen Flüssen.

„Wir bemerkten viel Kraft bei den meisten dieser armen Leute, welche im Allgemeinen friedfertig, aber ungebildet und roh zu seyn schienen. Wir bemerkten durchaus keine öffentliche Gottesverehrung. Selbst die Götzenbilder Chinas sind nicht bis zu ihnen gedrungen. Offenbar liegt den Bonzen nichts an einem so armen und so unbequemen Lande, wo man weder Reis noch Weizen säet, sondern nur ein wenig Tabak auf einige Aecker bei jedem Dorfe an den Ufern des Usuri. Ein dichter und fast unburchdringlicher Wald bedeckt das übrige Land und erzeugt Mücken und ähnliche Insecten, die man nur durch vielen Rauch vertreiben kann.

„Diese Yupi bedienen sich meist der Wurfspieße, um die großen Fische zu fangen und der Netze für andere. Ihre Barken sind klein und nur aus Baumrinde gemacht, die man aber so gut zusammennäht, daß das Wasser nicht eindringen kann. Ihre Sprache scheint zum Theil mit der der Mandschus, welche in W. und S. ihre Nachbarn sind, und jener der Katscheng in N. und O. gemischt zu seyn, denn die Häuptlinge der Dörfer, die ohne Zweifel ihre Bezirke nie verlassen hatten, verstanden im Allgemeinen, was die einen und die andern sagten.

„Das Land der Katscheng streckt sich von Tondon bis zum Oceane längs dem Sachalian ula; in dem so langen Raume, der fast 150 Stunden beträgt, findet man nur mäßige Dörfer, und fast alle an dem einen oder andern Ufer dieses großen Flusses. Alles Uebrige ist öde und nur von den Zobeljägern besucht."

Nach den Notizen in den chinesischen Büchern beträgt die Menge des angebauten Landes in dieser Provinz 1,483,000 Acker. Die Einwohner betrugen im Jahre 1811 308,000 Individuen, theils Mandschus, theils Chinesen; darunter waren aber verschiedene Völkerschaften nicht begriffen, wie die Kireng, welche von den Russen Gilaks genannt werden, die Fiaka, die Serkoie, die Orotschon, die Kiyaka. Diese fünf Völkerschaften zerfallen wieder in sechsunddreißig Stämme von im Ganzen 2398 Familien, von denen jährlich jede als Tribut ein Zobelfell geben muß.

Längs dem linken Ufer des Sunggari und des Sachalian ula zieht sich das Gouv. hin, das den Namen dieses Flusses führt und in W. an die Mongolei, in N. an Sibirien grenzt.

Es ist ein kaltes in N. von den Jablonoi-Bergen begrenztes Land; die King tan Berge durchziehen es in W. Die Winter sind lang und hart, das Clima aber ist gesund. Der ziemlich fruchtbare Boden könnte reichliche Ernten geben, aber er ist wenig angebaut, weil der größte Theil der Bewohner aus Nomaden besteht. Tsitsikar, eine Stadt am linken Ufer des Nun, eines ansehnlichen Flusses, der in den Sunggari fließt, hat eine doppelte Einschließung, einmal eine Palissade von starken, mäßig hohen, aber sehr dicht gestellten Pfählen, und dann eine Mauer. Die Stadt wurde von dem Kaiser von China gebaut, um seine Grenzen gegen die Russen zu sichern. Die Straßen sind eng und die Häuser von Lehm. Der Ort treibt einen ziemlichen Handel; die Einwohner bestehen aus Mandschus, Solons, und besonders aus Taguris oder Daüriern, den ehemaligen Bewohnern des Landes.

Der Statthalter residirt zu Sachalian ula hoton, einer Stadt am linken Ufer des Flusses, dessen Namen sie führt, 80 Stunden in N von Tsitsikar in einer fruchtbaren, mit Dörfern bedeckten Ebene. Dieser befestigte Ort ist eines der Hauptbollwerke Chinas an der russischen Seite, und es wird daselbst ein ansehnlicher Pelzhandel getrieben.

Mergen, 40 Stunden von Tsitsikar, ist schwächer bevölkert und hat nur eine Mauer; das Gebiet der einen wie der andern ist nur mittelmäßig gut, denn der Boden ist sandig.

Unter den Flüssen, welche der Sachalian ula in dieser Gegend aufnimmt, bemerkt man den Song pira und den Corsin pira, weil man in ihnen Perlenmuscheln fängt. „Die Fischer," sagen die Missionaire, „machen nicht viel Umstände. Da das Wasser in diesen kleinen Flüssen nicht groß ist, so springen sie ohne Gefahr hinein, nehmen so viele Muscheln, als sie auf einmal fassen können, und kehren an das Ufer zurück.

„Sie suchen diese Muscheln auch in andern kleinen Flüssen, welche sich in den Nuni-ula und den Sunggari ergießen, z. B. in dem Aron und den Nemer, über den man auf dem Wege von Tsitsikar nach Mergen kommt; in allen denen im W. von Sachalian-ula-hoton aber sollen sich keine finden.

„Diese Perlen werden von den Tataren sehr gerühmt, würden aber von unsern Kennern wahrscheinlich nicht sehr hoch geschätzt werden wegen der Mangelhaftigkeit der Farbe und der Form. Der Kaiser hat Rosenkränze davon, deren jeder von hundert und mehr ziemlich großen und ganz gleichen besteht; aber sie werden unter Tausenden ausgesucht, und alles, was man seit so vielen Jahren gefischt hat, gehört nur ihm.

„Auch die Zobelfelle dieses Landes werden von den Tataren sehr geschätzt, weil sie dauerhaft sind; aber welche Mühe machen sie den Jägern, den Solons! Sie sind noch kräftiger, noch gewandter und muthiger als die Bewohner dieser Gegenden. Ihre Frauen reiten, schießen mit Bogen, gehen auf die Hirschjagd ꝛc.

„Viele dieser Tataren wohnen jetzt in Niergi, einem ziemlich großen Flecken in geringer Entfernung von Tsitsikar und Mergen. Wir sahen sie am 1. Octbr. auf die Jagd der Zobel in einem kurzen engen Rocke von Wolfsfell aufbrechen; sie hatten auf dem Kopfe eine Mütze von eben solchem Felle, und den Bogen auf dem Rücken; sie führten einige Pferde mit Hirsensäcken und langen Fuchs- oder Tigerfellmänteln bei sich, welche letztere sie in der Kälte und besonders während der Nacht tragen. Ihre Hunde sind zur Jagd abgerichtet, können klettern und kennen die List der Zobel.

„Weder die Strenge eines Winters, in welchem alle großen Flüsse gefrieren, noch das Zusammentreffen mit Tigern, die häufig zu bekämpfen sind, noch selbst der Tod ihrer Gefährten, hindern sie, jedes Jahr zu einer so beschwerlichen und so gefährlichen Unternehmung zurückzukehren, welche sie gewiß nicht bestehen könnten, bildete sie nicht ihren ganzen Reichthum. Die schönsten Felle sind für den Kaiser, der einen bestimmten Preis für eine gewisse Anzahl giebt. Die andern werden ziemlich theuer selbst in dem Lande verkauft und finden sich nicht in großer Anzahl, weil sie sogleich theils von den Mandarinen der Orte, theils von den Kaufleuten von Tsitsikar gekauft werden.

„Die Grenzen dieses Gouvernements in W. und an der Tatarei der Kalkowiten sind zwei mäßige Flüsse, der Ergone (Argun), der aus S. unter dem 50 Grade kommt, um sich in den Sachalian-ula zu ergießen. Auf der andern Seite dieses Flusses etwas in NW. von der Mündung des Ergone kommt aus dem N. der Aigue Kerbetschi (Gerbitzi), dessen Lauf noch kürzer ist.“

Ein zu Nertschinsk am 17. August 1689 geschlossener Vertrag bestimmte die Grenzen zwischen den beiden Reichen; vorher waren sie unbestimmt gewesen, was Feindseligkeiten veranlaßt hatte. Schon 1639 erfuhren Kosaken, die von den Ufern des Meeres von Ochotsk kamen, um den Tribut der Nomadenvölker in Empfang zu nehmen, von den an den Ufern der Uda wohnenden Tungusen, daß weiter hin ein großer Fluß durch andere Flüsse vergrößert werde, welche durch ein Land strömten, dessen Bewohner den Boden bebauten, Viehzucht trieben und auf diesem Flusse schifften, den sie Mamur, Yamur oder Amur nannten.

In demselben Jahre brachten andere Kosaken nach Sibirien Nachrichten über den Lauf der Schilka, eines Beiflusses des obern Theiles dieses Stromes; er strömte bei den Dauren, einem Volke, das das Geld zu schmelzen wußte und Handel trieb. Es tauschte von den Tungusen Pelzwaaren ein, die es wieder an die Chinesen verkaufte, von denen es wiederum verschiedene Waaren, unter andern seidene Stoffe erhielt.

Nach diesen Andeutungen brach Wassilj Poyarkow am 15. Juli 1646 von Jakutsk an der Spitze von 150 Mann auf und bemächtigte sich des gebirgigen Landes Dauriens, das von dem mittlern Theile des Amur bespült wird. Er baute Nertschinsk und verschiedene Ostrogs oder Forts, um die Bezahlung des Tributs der Nomadenvölker an Rußland zu sichern; denn die Nachrichten, welche man von diesem Abenteurer und von Jervel Kawaraw erhielt, so wie die Beute, welche sie nach Jakutsk geschickt hatten, erweckten den Glauben, es würde sehr vortheilhaft seyn, dem russischen Reiche den Fluß Amur und die Länder beizufügen, welche er bis zu seiner Mündung in das Meer bespült. Endlich wurde das Fort Albazin oder Jaksa an diesem Flusse gebaut, und russische Ansiedler ließen sich in einem Lande nieder, von dem man eine reizende Beschreibung machte.

Die Eingeborenen von den Ufern des Amur und der Beiflüsse, die gewohnt waren, friedlich unter ihren Fürsten zu leben, versuchten diesen Fremden zu widerstehen, welche ihnen ihre Reichthümer nahmen und Geißeln wegführten; aber was vermochten sie, die nur Pfeile und Wurfspieße hatten, gegen Männer, die mit Feuergewehren bewaffnet waren? Die meisten verließen ihre Thäler und zogen sich nach S. von dem Flusse Amur; die Gegend, die er durchströmt, wurde eine Wüste.

Die Mandschus, welche China erobert hatten, konnten die Fortschritte der Russen nicht gleichgiltig mit ansehen; 1651 stießen sie auf einander. Nach der Einnahme einer Festung der Daurier wollten die Russen wissen, was wohl die Mandschus thäten, welche sie unter ihnen gesehen hattten. Die Gefangenen antworteten, es waren Beamte vom Kaiser von China, welche den Tribut einzunehmen hatten. Wirklich kam den andern Tag einer dieser Mandschus zu Kawarow und hielt eine lange Rede an denselben, von welcher der Russe fast kein Wort verstand; er schloß daraus nur mit Beihilfe einiger Daurier, daß diese mit den Russen in Frieden zu leben wünschten. Kawarow setzte jedoch seinen Marsch fort, und später wurde er mit den Mandschus handgemein; der Erfolg war getheilt. Im Jahre 1654 folgte ihm Stepanow. Um diese Zeit fing die chinesische Regierung an, ernstliche Maßregeln gegen die Russen zu nehmen. Es vergingen mehrere Jahre mit Belagerung von Plätzen, die abwechselnd zerstört und wieder aufgebaut wurden. Endlich unterzeichneten die beiden Länder den Frieden zu Nertschinsk; die Unterhandlungen wurden durch Bevollmächtigte der beiden Nationen geführt. Der Pater Gerbillon, französischer Missionair, und der Pater Pereira, ein Portugiese, entwarfen den Vertrag in lateinischer Sprache; die respectiven Souveraine ratificirten der eine in russischer, der andere in der Mandschu-Sprache.

Der Friedensvertrag hatte die Grenzen der beiden Reiche provisorisch bestimmt; es entwickelten sich sehr lebendige Handelsverbindungen; russische Caravanen zogen nach Peking; ein fortwährender Handel fand in Nerga statt, dem Aufenthaltsorte eines Kutuku oder buddhistischen Oberpriesters in der Mongolei. Das schlechte Betragen der Russen, welche an diesen Ort kamen, veranlaßte Klagen; auf der andern Seite waren ernste Unordnungen zwischen den mogolischen Unterthanen der beiden Reiche ausgebrochen. Deshalb erließ 1722 der Kaiser Kang-hi einen Befehl, der der die russischen Kaufleute aus der Mongolei vertrieb und ihren Caravanen untersagte, nach Peking zu kommen.

Kurz darauf starb Kang-hi; Yug-tsching, sein Nachfolger, bestand auf der definitiven Feststellung der Grenzen, um jede Verbindung unter den Mogolen, welche unter seiner Herrschaft, und denen abzubrechen, welche das russische Gebiet bewohnten.

Ein russischer Gesandter, der 1726 nach Peking kam, wurde von dem chinesischen Monarchen sehr gut aufgenommen. Man kam überein, daß ein Congreß an der Grenze selbst gehalten werden sollte, und dem zu Folge versammelte sich derselbe 1727 bei dem Borgo oder Bura, einem Bache, der sich in die Selenga ergießt. Am 1. August wurde der Vertrag unterzeichnet und die Grenzlinie von dem Meere von Ochotsk an bis an die Grebitzi beibehalten; sonst erlitt sie Veränderungen. Es wurde festgesetzt, daß in Zukunft ein Handelsdepot an den Ufern der Kiachta errichtet werden solle und daß die Grenzbewohner nur an diesem Orte Handel treiben könnten. Eine jede der contrahirenden Parteien sollte die ihrer Unterthanen zurücknehmen, welche durch die Grenzbestimmung auf das Gebiet der andern gekommen waren. Säulen, welche diese Grenzen bezeichneten, wurden auf der ungeheuern Grenzlinie, einander gegenüber, errichtet; sie sind drei Klaftern hoch und unten fast eben so breit. Ein Kreuz befindet sich oben auf den russischen; eine Mandschu-Inschrift bezeichnet die chinesischen; ihre Zahl beträgt 87. Die Breite dieser Grenzlinie, welche an dem Ufer der Bukturna beginnt und an dem Meere von Ochotsk endet, beträgt 5, 10 und 30 Klaftern je nach der Beschaffenheit des Bodens. Sie gehört gemeinschaftlich beiden Ländern an; beide müssen dieselbe schützen und man kann sie nur an bestimmten Orten überschreiten.

Durch die Friedensverträge wurde Rußland von dem untern Theile des Beckens des Sachalian-ula ausgeschlossen. Der Hafen von Ochotsk, der ungemein unbequem ist, entschädigt diese Macht keineswegs für den Besitz der Mündung eines Flusses, der in einer großen Strecke im Innern schiffbar, ihr ungemeine Vortheile für ihren Handel an diesem Ende ihres Gebietes in Asien verschafft haben würde.

„Die Mandschus waren,“ sagt Klaproth, „ehe sie Eroberer wurden, ein Jägervolk; sie hatten durchaus keine literarische Bildung, und wenn ihre Vorfahren, die Niutsche, eine besaßen, so hatten sie dieselbe mit der

Herrschaft über das ... iche China verloren. Die ersten Kaiser der Mandschu-Dynastie bedienten sich, ehe sich Liao Tung unterwarfen, in ihrer diplomatischen Correspondenz der mongolischen Sprache. Erst 1599 trug der Kaiser Tai tsu, der seinem Volke eine Schrift geben wollte, zwei Gelehrten auf, eine nach jener der Mogolen zu bilden. Die Schrift der Mandschus erreichte bald ihre Vollkommenheit. Seit der Eroberung Chinas hat sich ihre Literatur mit einer großen Anzahl Werke bereichert, die meist in Uebersetzungen chinesischer Bücher bestehen. Diese Uebersetzungen erleichtern das Verständniß der Originaltexte, und besonders aus diesem Grunde haben sich die in Peking lebenden Missionaire Mühe gegeben, das Mandschu zu erlernen und Elementarbücher für das Studium dieser Sprache zu verfassen."

Die Mandschus schreiben von oben nach unten. Die Worte werden durch einen starken perpendiculairen Strich gebildet, der selten unterbrochen ist und an dessen Seiten man gewisse Züge anhängt, welche die Buchstaben ausmachen. Die Linien sind von der Linken zur Rechten angelegt.

Alle Tungusen, wie wir vorher gesehen haben, hängen dem Schamanismus an; eine gewisse Anzahl Mandschus hat den Buddhismus angenommen. Ein Theil der Völkerschaften, welche die nördlichen und östlichen Bezirke des weiten Landes bewohnen, das wir beschrieben haben, sind Nomaden; die Jagd und die Fischerei verschaffen denen vom Sandon, d. h. des untern Gebiets des Sachalian-ula, einen reichlichen Unterhalt. Die Kileng (Taf. 12. Abbild.) werden von den chinesischen Geographen als sehr starke und kräftige, aber wenig gebildete Leute geschildert. Männer und Frauen kleiden sich im Winter in Hirschhäute und im Sommer in Anzüge von Fischhaut; sie bewohnen hauptsächlich die Ufer des Kenkun, der sich in den Sachalian-ula unweit von dessen Einmündung in das Meer ergießt. Sie gehören zu der Familie der Aino. Dasselbe gilt von den Fiaka (Taf. 12. Abbild.), welche sich an dem Ufer des Meeres bei der Mündung des Sachalian-ula aufhalten. Es ist ein rohes, aber im Kampfe tapferes Volk; die Männer sind immer mit einem Säbel bewaffnet. Ihre Kleidung besteht im Sommer in Fischhäuten, im Winter in Hundefellen. Der Tribut dieser beiden Völkerschaften wird in Zobelfellen bezahlt. Die aus dem Lande der Kileng sind von seltener Schönheit.

Die auf Taf. 12. dargestellten Männer, welche die Seeküsten ... Landes der Mandschus besuchen, gehören zu der Nation der Aino.

Die Mandschu-Soldaten bilden die Besatzung der vorzüglichsten Städte im N. Wird ein Soldat zum Dienste commandirt, so läßt er sich von einem Manne begleiten, der ihm einen Theil seiner Waffen und seines Gepäckes trägt. (Taf. 13. Abbild.)

Die Mandschu-Bauern bedienen sich wie die aller Länder, wo der Esel leben kann, dieses so nützlichen Thieres zur Fortschaffung der Waaren, die sie zu verkaufen haben, oder ihrer Familie. (Taf. 13. Abbild.)

Seit der Eroberung haben die Chinesen ihre Kleidung geändert, um die der Mandschus anzunehmen. Die Formen dieser sind kräftiger, aber ihre Physiognomie ist minder ausdrucksvoll als die der Chinesen. Ihre Frauen verunstalten sich die Füße nicht, wie die Chinesinnen, durch ungemein enge Schuhe. Nach der Erzählung der europäischen Reisenden, welche dieselben auf den Straßen in Peking trafen, tragen sie lange schwarze Gewänder, die ihnen bis auf die Fersen reichen, und ihre Schuhe scheinen um soviel zu groß zu seyn, als die der Chinesinnen zu klein sind. Der Obertheil dieser Schuhe ist meist von gesticktem Atlas und die Sohle von Papier oder Leinwand einen Zoll stark; die Spitze derselben ist viereckig und etwas nach oben gebogen. Die Mandschu-Frauen nehmen das Haar auf und legen es an allen Seiten glatt, fast wie die Chinesinnen, und obgleich ihr Gesicht roth und weiß geschminkt ist, sieht man doch leicht, daß sie von Natur einen weißern Teint haben als die letztern, und einige besitzen wirklich recht hübsche Züge. (Taf. 13. Abbild.)

Ueber die Zahl der Bewohner des Landes der Mandschus sind die Meinungen sehr verschieden; einige schätzen sie auf 2,100,000, während andere nur die Hälfte angeben. Wie dem auch seyn möge, sie ist sehr schwach in Rücksicht auf die ungeheuere Ausdehnung dieses Landes. In der Verwaltungsordnung darf dieses Land nicht unter die Provinzen des eigentlichen Chinas gerechnet werden, und die Bewohner des letztern betrachten es immer als Ausland.

Kapitel XXVIII.

Chinesisches Reich. — Die Mongolei.

Im 13. Jahrhunderte verbreiteten die Verwüstungen der Tataren Schrecken in Europa. Nachdem sie Asien gestürzt, hatten sie ganz Rußland unterworfen und ihre Einfälle bis nach Polen, Schlesien und Ungarn ausgedehnt.

Der Pabst schickte, um die Christenheit vor der sie bedrohenden Geißel zu bewahren, an ihre Führer Gesandte und Missionaire, die Mönche Ascelin und Duplan Carpin; später sandte auch der heilige Ludwig auf die falsche Nachricht, der Großchan der Tataren habe die christliche Religion angenommen, Rabruquis und andere Mönche an diesen Monarchen ab. Endlich besuchte der Venetianer Marco Polo ebenfalls die Tatarei und dran in China, wie in andere Länder Asiens ein. Verschiedene Reisende folgten deren Spuren; mehrere ihrer Berichte sind bis auf uns gekommen; die Details, welche sie über die Sitten und das Land der Tataren enthalten, stimmen mit denen überein, welche später über dieselben Völker, die Mogolen, gesammelt wurden.

Man weiß, daß unter der Regierung Dschingis Chan's ihr Reich eine ungeheuere Ausdehnung gewann; es erstreckte sich bald von dem Dnieper bis an die große Mauer. Die Nachfolger vergrößerten seine Eroberungen und gründeten eine neue Dynastie in China. Die Mogolen wurden 1367 vertrieben und gezwungen, in ihre Wüsten zurückzukehren; sie standen unter mehrern von einander unabhängigen Chans; obgleich eine Art Reich gebildet worden war, so theilten innere Zwistigkeiten sie doch fortwährend; endlich fielen sie unter die Herrschaft der Mandschus, welche in China regieren.

Seit dem 18. Jahrh. ist ein Theil der Mongolei bisweilen von russischen Abgesandten durchreist worden. Der 5. Artikel des zwischen den beiden Reichen 1727 abgeschlossenen Vertrags setzte fest, daß die Russen in Zukunft den Kuan oder Hof besetzen sollten, den sie in diesem Augenblicke bewohnten; daß eine christliche Kirche mit Beihilfe der chinesischen Regierung erbaut werde; daß russische Priester in dem Kuan wohnen sollten; daß darin vier junge und zwei ältere Studenten zugelassen würden, um die Sprachen des Landes zu erlernen; daß sie auf Kosten des Kaisers erhalten würden und die Freiheit erhielten, in ihr Vaterland zurückzukehren, sobald ihre Studien beendigt wären.

Die russischen Priester, sechs an der Zahl, versehen abwechselnd die Kirche der Mission und die andere, welche in demselben Theile der Hauptstadt steht und von den chinesischen Christen von der russischen Kirche besucht wird. Als die Mandschus sich 1685 Albazins bemächtigt hatten, wie wir in dem vorigen Kapitel erzählt haben, führten sie die aus etwa 100 Kosaken bestehende Besatzung nach Peking. Die Christen hatten von dem chinesischen Generale die Erlaubniß erhalten, Maxime Leontier, ihren Priester, sowie die Heiligenbilder ihrer Kirche und die zu ihrem Cultus dienenden Geräthe mitzunehmen. Bei ihrer Ankunft in der Hauptstadt des chinesischen Reiches wies man ihnen zur Wohnung einen Ort am NO-Winkel dieser Stadt an. Ein Mandschu-Herr trat ihnen seine Kapelle zu einer Kirche ab, die 1691 nach der Erlaubniß des Metropolitans von Tobolsk geweiht wurde. Die Nachkommen der Albazinten sind bei ihrem Glauben geblieben und besuchen diese Kirche.

Die gewöhnliche Dauer der russischen Mission in Peking muß sechs Jahre betragen; aber die Correspondenz zwischen dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten im Namen des dirigirenden russischen Senats

und dem chinesischen Tribunal ist so langsam, daß der Aufenthalt der Mission sich über zehn Jahre verlängert; bei ihrer Abreise wird sie durch eine andere ersetzt.

Im Jahre 1819 brach eine von St. Petersburg auf; sie sollte die in Peking seit den 10. Jan. 1808 befindliche ablösen. Sie erreichte Irkutsk im Februar 1820 und 1. Juli Kiachta. Den 31. Aug. überschritt sie die Grenze; den 2. Decbr. hielt sie ihren Einzug in Peking, nachdem sie einen Theil des Ostheiles der Mongolei durchzogen hatte. Sie war unter der Leitung des Herrn G. Timkowski, eines Attaché's des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, gereist. Den 15. Mai 1821 verließ Timkowski Peking und kam auf einem etwas westlichern Wege nach Kiachta zurück. Nach seiner Rückkehr nach St. Petersburg veröffentlichte er in russischer Sprache die Beschreibung seiner Reise, die in mehrere Sprachen übersetzt worden ist.

„Alle europäischen Gesandtschaften," sagt er, „die nach Peking gekommen sind, haben sich in dieser Hauptstadt des chinesischen Reichs nur kurze Zeit aufgehalten und sind selbst einer hinderlichen Beaufsichtigung in Folge des Mißtrauens der Chinesen gegen alle Fremden, ausgesetzt gewesen." Timkowski besuchte Peking unter weit günstigern Auspicien; wie alle Russen genoß er völlige Freiheit, konnte die zahlreichen Theile der ungeheuern Stadt nach Belieben durchwandern und alle Gebäude, wie alle Merkwürdigkeiten besichtigen. Er vermochte deshalb genauere Beobachtungen zu machen als die Reisenden, welche vor ihm nach Peking gekommen waren, um so mehr, da er zu seiner Verfügung mehrere Dolmetscher hatte, welche die Sprache vollkommen verstanden; seine Erzählung verdient deshalb mehr Vertrauen als die der Personen, welche weder Chinesisch noch Mandschuisch verstanden und mit den Einwohnern des Reichs sich nicht in Gespräche einlassen konnten.

Timkowski hat die Mongolei nach seinen eigenen Beobachtungen und nach authentischen Berichten beschrieben; an ihn werden wir uns also hauptsächlich halten, wenn wir von diesem Lande sprechen.

Die **Mongolei** liegt zwischen 33° und [illegible]° n. Br. und zwischen 65° und 122° östl. L. Dieses große Land, das einen bedeutenden Theil der weiten Hochebene Mittelasiens einnimmt, wird in zwei Hälften, eine südliche und eine nördliche, durch die chinesische Provinz Kan Su getheilt. Die erste Hälfte oder die eigentliche Mongolei wird in N. von Sibirien, im O. von der Mandschurei, in [illegible] von dem ei[illegible]lichen China und in S. durch den Si=uei begrenzt. Die Länge beträgt 960 und die Breite [illegible] Stunden. Der andere Theil der Mongolei oder das Land Kuku Noor wird in N. und O. von China, in S. von Tibet, in W. von dem Si=uei begrenzt, ist von O. nach W. 260 Stunden lang und von N. nach S. 110 St. breit. Der Flächenraum der beiden Theile kann 250,000 Q.St. betragen.

Im N. und NW. der eigentlichen Mongolei zieht sich der Altaï hin; in N. der Kingkan oder Jablonoi krebet; in O. der Kingkan; in S. wird sie durch den Alaschan und den Gadschar oder Inschan, in der Mitte durch den Kangaï durchstrichen. Von diesen Gebirgen laufen Zweige aus, die sich unter einander kreuzen.

Das Land Kuku Noor ist in S. von dem Kulkun und dem Bakanschara; im N. von dem Nan=schan und in NO. durch einen Zweig des Kumlun begrenzt. Fast alle diese Gebirge sind sehr hoch und den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt; zwischen ihren Ausläufern ziehen sich bisweilen geräumige Thäler hin. Der Name dieses Landes kommt von dem Kuku Noor her, einem großen See in O., der 35 Stunden im Umfange hat und seine Benennung (blauer See) von der Farbe seines bläulichen Wassers erhielt. Abzug hat er nicht. Der Hoang ho, der große Fluß Chinas, entspringt in diesem Lande, dessen Temperatur kalt ist.

Auch die der eigentlichen Mongolei ist es in Hinsicht auf ihre Breite; einen bedeutenden Theil der Oberfläche nimmt die große Steppe oder Wüste Gobi oder Schamo ein. Der erste dieser Namen ist mongolisch und bezeichnet jede große und wasserlose Ebene; im W. heißt sie Schaschin. Sie wird durch Berg= und Hügelketten durchzogen; in dem östlichen Theile enthält sie einige von Bächen bewässerte Oasen; übrigens wächst Gras in den Niederungen, wenn der Sommer regnerisch ist. Obgleich sehr hoch gelegen und im Allgemeinen eben, zeigt die Gobi doch in O. eine Senkung von 700 Fuß.

Schamo bedeutet **Sandmeer**, und diese Benennung paßt deshalb eigentlich nur auf den mittlern Theil der Gobi, der wirklich sandig ist; übrigens ist die Fläche mit Kieseln bedeckt, unter denen man ziemlich häufig harte farbige Steine findet, wie Agathe, Carneole, Calcedons. Nirgends bemerkt man andere Holzgewächse als Büsche, die oft hübsche Blüten tragen; da es an Holz fehlt, brennt man hier gedörrten Mist. Bisweilen hebt sich der Boden allmälig bis zu einer bedeutenden Höhe; aus den Seiten dieser Anhöhen kommen Quellen hervor, deren Wasser sich aber bald in der Erde verliert, so daß diese Gegend gar keine Bäche hat; dagegen liegen hier und da in der Steppe Salzseen von verschiedener Größe.

In den andern Theilen der Mongolei, wo die Berge sich unter einander kreuzen, entstehen kleine Bassins, wo Bäche sich in Salzseen verlieren. In dem nördlichen Theile strömen Flüsse, welche durch ihre Vereinigung auf der einen Seite den Jenisei, auf der andern den Sachalian=ula bilden helfen.

Das Gemälde der physischen Geographie der Mongolei, das wir eben entworfen, zeigt, daß die Bewohner hauptsächlich ein Nomadenleben führen müssen; und so war das der Mongolen allerdings zu jeder Zeit.

Gegenwärtig sind sie in Aimaks oder Stämme getheilt. Im N. leben die Kalka, die mächtigsten und zahlreichsten; im W. die Buriaten und Eulcuthen, in S. die Ordos, die Tsakaren und die Suniten. Diese Hauptstämme zerfallen wieder in eine sehr große Anzahl Horden.

Seit die Mongolen den Kaisern von China unterthan sind, haben diese jeden Aimak in eine gewisse Anzahl Banner oder Divisionen getheilt; der Titel Khan ist nur den ausgezeichnetsten Führern geblieben.

„Die Mongolen," sagt Timkowski, „sind zu faul, als daß sie gute Landbauer seyn könnten; sie säen Hirse, Gerste und Weizen, aber nur wenig und höchst nachlässig. Die Unfruchtbarkeit der Steppen nöthigt sie, oft ihre Wohnungen zu wechseln. Da sie immer Weideplätze suchen, so müssen sie den Sommer oft entfernt von ihren Winter= und Frühjahrslagern zubringen. Wird ihr Vieh von einer Seuche heimgesucht, so beneiden sie das Schicksal dessen, der Getreide besitzt. Ihre Neigung zum Müßiggange ist so groß, daß sie in Gegenden, die reich an Holz und Gras sind, weder an eine Winterwohnung, noch an Wintervorräthe denken, außer etwa einige Heuschober. Fällt viel Schnee und wird es sehr kalt, oder kommen Krankheiten unter ihr Vieh, so ergeben sie sich in den Willen Gottes."

Der Mangel an authentischen Nachrichten über die Bevölkerung der Mongolei, oder vielmehr die Schwierigkeit für einen Fremden, sich dergleichen zu verschaffen, hinderte auch Timkowski, etwas Bestimmtes darüber zu sagen. Man schätzt die Zahl der Jurten auf 500,000, deren jede vier Personen enthält; demnach bilden die Mongolen ungefähr eine Masse von 2 Mill. Personen, die über eine unermeßliche und meist dürre Fläche zerstreut sind, wo man oft Stunden weit wandern muß, ohne eine einzige Jurte zu sehen.

Die Physiognomie der Mongolen ist sehr bekannt, weil man mit ihrem Namen eine Menschenrace bezeichnet hat, die eigentlich die **gelbe Race** genannt werden sollte. Sie sind von mittlerer Größe, haben ein rundes und etwas gebräuntes Gesicht, eingesunkene und schiefstehende, aber außerordentlich lebhafte Augen, vorspringende Backenknochen, eine etwas eingedrückte Nase, einen schwachen Bart und schwarzes Haar, das sie an der Stirn und an den Schläfen wegscheeren, das übrige aber in einen Zopf flechten, der auf den Rücken fällt. Ein Mongole mit dichtem Barte ist ein Gegenstand der Bewunderung für seine Landsleute. In den Ländern Kalka und Tsakar sah Timkowski Mongolen mit weißem und angenehmem Gesichte. Die Frauen haben eine frische Farbe, ein heiteres Aus=

sehen und einen lebhaften Blick; einige würden selbst in Europa für schön gelten.

Die mongolische Sprache zerfällt in drei Hauptdialecte: der der Euleuthen oder Kalmücken unterscheidet sich am meisten von den andern, und jener der Burga-Buriaten in Sibirien ist am rohesten.

Seit die Mongolen den Buddhismus angenommen, haben sich ihre Sitten auffallend gemildert; sie sind im Allgemeinen gastfrei, freundlich, gefällig, wohlwollend und offenherzig, und nicht mehr jene wilden und grausamen Tataren, bei deren bloßem Namen unsere Vorfahren erbebten. Diebstahl und Raub sind selten bei ihnen und werden streng bestraft.

Die Kleidung der Mongolen ist außerordentlich einfach. Die Männer tragen im Sommer ein langes Gewand von Nankin oder Seide, gewöhnlich von blauer Farbe; der obere Theil des rechten Theils, der auf der Brust festgemacht wird, ist mit schwarzem Plüsch besetzt. Ihre Mäntel sind von Tuch, meist schwarz oder roth. Ein Ledergürtel mit silbernen oder kupfernen Schnallen hält ein Messer und ein Feuerzeug. Ihre Mütze ist rund, von Seide, die Krämpe mit schwarzem Plüsch und drei rothen Bändern besetzt, welche auf den Rücken fallen.

Ihr Hemd und ihre Unterkleider sind ebenfalls von farbigem Nankin; die Stiefeln von Leder mit sehr dicken Sohlen wie die der Chinesen. Im Winter tragen sie Pelze von Schaffellen und Mützen mit Schaf- oder Zobel- oder Fuchsfell je nach dem Vermögen.

Die Priester haben Gewänder mit umgeschlagenem Kragen von Nankin, Taffet oder Fries, und stets von gelber oder carmoisin Farbe.

Die Kleidung der Frauen unterscheidet sich von jener der Männer nicht sehr; sie trennen ihr Haar in zwei Flechten, welche auf die Brust fallen und an deren Enden sie kleine Geldstücke, Korallen, Perlen und Steine von verschiedener Farbe hängen. Die Koralle ist ein sehr kostbarer Theil des Schmuckes der Mongolen. Mehrere Personen beider Geschlechter haben ihre Gürtel und Sattel mit Korallen ausgeputzt, deren Preis sich auf 1000 Thlr. belaufen kann.

Das Geschirr, die Sattel und die Zäume sind mit Zierrathen in Kupfer, selten in Silber, besetzt. Ein Bogen, Pfeile und ein kurzer Säbel bilden die Bewaffnung eines mongolischen Soldaten. Die Flinten werden nur von den Jagdfreunden gesucht; Pulver und Kugeln erhalten sie aus China. Die Regierung giebt den Mongolen, welche in der Mandschu-Armee dienen, Flinten.

Die Beschreibung, welche wir weiter vorn von den Jurten der Kalmücken und deren Meubles gegeben haben, paßt auch auf die aller Mongolen. Sie sind ziemlich groß und hoch, so daß man darin gehen kann ohne sich bücken zu müssen; man vereinigt zwei oder mehrere, von denen jede dann ein Gemach bildet, das seine Bestimmung hat.

Die Milch ist das Hauptnahrungsmittel und Hauptgetränke der Mongolen; sie machen Käse und Butter daraus. Ihre Lebensweise trägt keineswegs dazu bei, sie stark zu machen; dafür sind sie sehr gewandt. Ein sechzig Jahre alter Mongole reitet noch des Tages 25 Stunden ohne ermüdet zu werden. Fleisch, besonders Schöpsenfleisch, wird nur selten gegessen. Timkowski sah niemals Wildpret, ausgenommen Rehe und Wildschweine, noch weniger Fische auf dem bescheidenen Tische der Mongolen. Im Nothfalle essen sie das Fleisch der Pferde, der Kameele und selbst des an Krankheit gefallenen Viehes. Wasser trinken sie nur in dem dringendsten Falle; der Backsteinthee ist das Hauptgetränk der Reichen und der Armen.

In jeder Jurte hängt stets über dem Feuer ein eiserner Theekessel mit Milch, Butter und Salz. Der ermüdete Reisende kann unverzagt in eine Jurte treten und zu jeder Zeit seinen Hunger und Durst mit diesem Thee stillen; aber er muß eine hölzerne Tasse mitbringen, die jeder Mongole als einen unentbehrlichen Theil seines Mobiliars betrachtet. Die geschätztesten kommen aus Tibet; die Reichen lassen sie gewöhnlich mit Silber auslegen.

Die Jagd das Wettrennen, der Kampf und das Pfeilschießen sind die Hauptvergnügungen der Mongolen. Von dem Tanze scheinen sie gar keine Idee zu haben. „Wenigstens," sagt Timkowski, „habe ich nie von dieser Körperübung sprechen hören."

Im Sommer ergötzen sie sich an Airak, Kumis und Branntwein, den sie von den Chinesen kaufen. Ihre Mußestunden, die ziemlich zahlreich sind, verbringen sie damit, daß sie rauchen und Airak und Kumis trinken, der nie ausgeht, sich an den Ruhm der Vergangenheit und die großen Thaten ihrer Vorfahren erinnern, und so die Mühen des Lebens und das Joch der Mandschus zu vergessen suchen. Diese geistigen Getränke begeistern Manche zu geistreichen Einfällen, unterhaltenden Mährchen oder Anecdoten über die Kühnheit und das Glück der Jäger, über die Schnelligkeit der Renner und andere ähnliche Gegenstände.

„Dann lassen sie auch die traurigen Töne ihrer Gesänge hören, die bisweilen von einer Flöte oder einer ärmlichen Guitarre mit zwei oder drei Saiten begleitet werden.

„Die Mongolen heirathen sehr jung; bis zu dieser Zeit leben die Kinder beider Geschlechter bei ihren Eltern zusammen.

„Ein junger Mann, der sich verheirathet, erhält von seinem Vater Vieh und eine Jurte. Die Mitgift des Mädchens besteht, außer Kleidungsstücken und Geräthen, in einer gewissen Anzahl von Schafen und Pferden. Das Ansehen der Eltern und der Gehorsam der Kinder sind exemplarisch. Die Söhne wohnen selbst nach ihrer Verheirathung gewöhnlich in demselben Bezirke wie ihr Vater, so lange es der Zustand der Weide erlaubt.

„Die Kinder der Brüder und Schwestern können sich unter einander verheirathen und zwei Schwestern nach einander denselben Mann nehmen.

„Die Mongolen halten so sorgfältig auf ihren Stammbaum, daß sie trotz der Vermehrung der Zahl der Familienglieder und deren Vermischung mit andern Stämmen ihren yason oder Verwandtschaftsgrad nie aus dem Gesichte verlieren. Bevor eine Ehe geschlossen werden kann, muß man mit Beihilfe der Bücher berechnen, unter welchen Zeichen die Braut und der Bräutigam geboren wurden, damit das Gestirn, welches die Geburt der erstern anzeigt, dem des letztern weder schaden, noch dasselbe beherrschen kann.

„Die Bewerbung geschieht durch fremde Personen; ist die Einwilligung gegeben, so begiebt sich der Vater des Bräutigams mit mehrern seiner nächsten Verwandten und dem Freiwerber zu dem Brautvater und bringt wenigstens ein gebratenes und zerlegtes Schaf, Gefäße mit Airak und kadaks (geweihte Tücher) mit. Nachdem die Abgeordneten des Bewerbers dem Vater des Mädchens mit der den Asiaten gewöhnlichen Weitschweifigkeit die Ursache ihres Besuchs auseinandergesetzt haben, legen sie auf einer Schüssel vor die Götzenbilder den Kopf und andere Stücke von dem Schöps, sowie die Kadaks. Sie zünden Kerzen an und werfen sich mehrmals vor diesen Heiligenbildern nieder; dann setzen sich alle und die Ankommenden tractiren mit Wein und dem noch übrigen Schöps die Verwandten der Braut, von denen sie jedem auch einen Kadak oder ein Geldstück von Kupfer übergeben müssen, das man in ein mit Wein gefülltes Gefäß wirft; der Vater trinkt den Wein und behält das Geld. Das Gespräch dreht sich hauptsächlich um das Vieh, das das Mädchen miterhalten soll; die Leute ohne Vermögen vertheidigen ihr Interesse eben so hartnäckig, als handele es sich um einen Verkauf. Die Wohlhabenden bestimmen die Zahl des Viehes nicht, und die reichen Mongolen, besonders die Fürsten suchen ihren Stolz darin, nicht zu streiten, sondern sich auf das Gewissen und die gegenseitige Rechtlichkeit zu verlassen. Bei ihnen muß dieser Gegenstand natürlich sehr wichtig seyn, aber bei Privatleuten beträgt die Mitgift selten mehr als 400 Stück Vieh von verschiedener Art. Da diese Thiere indeß gewöhnlich erst im Herbst übergeben werden, so zählt man jedes weibliche Stück für zwei Stück. Uebrigens wird die Zahlung meist nicht auf einmal, sondern oft erst nach sechs und sieben Jahren geliefert.

„Ist man über alles im Reinen, so müssen die Eltern der Braut ihr eine neue Jurte bauen und mit allem zu einer Wirthschaft Nöthigen einrichten, damit sie nicht nöthig habe, von Andern etwas zu verlangen;

man giebt ihr ferner alles, was zu ihrem Putze gehört, und selbst ein gesatteltes Pferd, auf welchem sie zu ihrem Manne reiten soll. Diese Verpflichtung nöthigt die Eltern oft, sich ihrer eigenen Habseligkeiten zu berauben.

„Sobald das Vieh dem Vater der Frau übergeben ist, giebt er ein Fest, wie darauf der Bräutigam eines den Eltern und Verwandten der Braut. Der junge Mann begiebt sich in Begleitung seiner Familie und seiner Freunde, oft hundert Personen, zu seinem Schwiegervater mit mehrern Schüsseln Schöpsbraten; die Reichen lassen bis zwanzig dahin tragen nebst viel Airak und Kabaks. Nachdem man den Götzenbildern seine Verehrung erwiesen hat, reicht man dem Schwiegervater, der Schwiegermutter und den nächsten Verwandten Kabaks; dann verlassen alle Gäste die Jurte, setzen sich im Kreise nieder und die Mahlzeit beginnt; sie besteht in Wein und Backsteinthee. Nach Beendigung derselben wiederholt sie der Bräutigam mit seinem Gefolge bisweilen bei den andern nächsten Verwandten der Braut. Den Hof darf er ihr freilich nicht machen, denn die Sitte verlangt, daß sie von dem Verlobungstage an vermeidet, von ihm und selbst von seinen Eltern und Verwandten gesehen zu werden. Bei diesem Feste fragen auch auf das Bitten der Mutter des Bräutigams die beiden Familien die Lamas um Rath, welche dann einen glücklichen Tag zur Feier der Hochzeit bestimmen.

„Am Tage vor dem festgesetzten begeben sich zwei Lamas zu den Eltern der Braut, um sich zu erkundigen, ob nicht ein Hinderniß eingetreten ist. Vorher schon hat die letztere ihre Besuche bei den nächsten Verwandten gemacht und wenigstens eine Nacht bei jedem derselben damit zugebracht, daß sie sich mit ihren Freundinnen vergnügte, welche sie darauf in das väterliche Haus begleiten, wo sie die übrige Zeit hindurch, eine oder zwei Nächte, spielt, und ihre Freundinnen, ihre Verwandten und Nachbarn tractirt. Vor dem Tage, an welchem sie die Jurte ihres Vaters verlassen soll, sprechen die Lamas Gebete, die für diese Gelegenheit passen. Während alle Gegenstände der Mitgift fortgeschafft werden, versammeln sich die vertrauten Freunde in der Jurte und setzen sich im Kreise an der Thüre mit der Braut nieder, wobei sie sich so dicht als möglich bei derselben halten. Die Abgeordneten des Bräutigams haben Mühe, einem nach dem andern hinauszubringen und die Schöne zu ergreifen, um sie herauszuführen; hier setzen sie dieselbe auf ein Pferd, bedecken sie mit einem Mantel und lassen sie dreimal um das heilige Feuer herumreiten; dann brechen sie auf, begleitet von den nächsten weiblichen Verwandten, denen die Mutter und die andern Verwandten der Braut folgen. Der Vater bleibt zu Hause; erst am dritten Tage erkundigt er sich nach dem Befinden seiner Tochter.

„Gewöhnlich wird die Entführung dieser nicht ohne großes Widerstreben bewirkt, besonders wenn sich mehrere kräftige Männer unter ihren Freunden befinden, vorzugsweise sonst, als man sie band, an den Aermeln ihres Gewandes zurückhielt oder dieselben gar an die Jurte befestigte.

„Befindet sie sich einige hundert Schritte von ihrer künftigen Wohnung, so schickt der Bräutigam ihr und ihrem Gefolge Kumis und Fleisch entgegen. Bei ihrer Ankunft bleibt sie von ihren Begleitern umringt, bis ihre eigene Jurte in Stand gesetzt ist. Sobald sie dieselbe betreten hat, muß sie sich auf das Bett setzen; man nimmt ihr die Zeichen ihres Mädchenstandes ab, sowie ihren Korallenschmuck, und sie wird, nachdem man den beiden Flechten, die man ihr läßt, einige Schmucksachen gegeben hat, mit der Kleidung der Frauen bekleidet und zu ihrem Schwiegervater geführt, damit sie demselben ihre Ehrfurcht bezeige; alle Verwandten und Freunde ihres Mannes sind hier versammelt. Während der Priester die herkömmlichen Gebete liest, verbirgt sie das Gesicht und verneigt sich nach den verschiedenen Bewegungen eines Mannes, der ihr als Führer dient und in ihrem Alter seyn muß, ehrerbietig vor dem Feuer, dann vor dem Vater, vor der Mutter und den andern nahen Verwandten ihres Mannes; alle geben ihr laut ihren Segen. Während dieser Ceremonie werden Kleidungsstücke und andere Gegenstände von ihr an die Anwesenden vertheilt.

„Darauf kehrt sie in ihre Jurte zurück. Bisweilen theilt ihr Mann ihr Lager erst nach sechs bis sieben Tagen, besonders während der Anwesenheit seiner Schwiegermutter, die wenigstens eine Nacht bei ihrer Tochter bleiben muß. Geht sie, so kann die Tochter sie nicht begleiten; ebenso ist es mit den übrigen Verwandten.

„Nach einem Monate macht sich die junge Frau mit ihrem Manne oder einem ihrer Verwandten auf den Weg, um ihre Eltern zu besuchen, was sie mehrere Monate oder spätestens ein Jahr nachher wiederholt; dies letzte Mal geschieht es blos, um das Vieh in Empfang zu nehmen, das zu ihrer Mitgift gehört.

„Sie muß nun stets, wenn sie ihren Schwiegervater, ihre Schwiegermutter, die Onkel und Tanten ihres Mannes in ihrer Jurte empfängt oder dieselben besucht, ein kurzes Oberkleid (utschi) von Nankin oder Seide ohne Aermel tragen; eine Mütze hat sie nicht auf. Bei dem Eintritte ihrer Verwandten muß sie aufstehen und darf sich in ihrer Gegenwart nur auf ein Knie niederkauern; schläft sie, so muß sie sich hüten, ihnen den Rücken zuzukehren. Ihr Platz in der Jurte ihres Schwiegervaters ist bei der Thüre; sie darf nicht bis an die Stelle zwischen den Götzenbildern und dem Herde vortreten. Ebenso darf sich ihr Schwiegervater, wenn er sich bei seiner Schwiegertochter befindet, nicht an deren Bette niedersetzen, das sich gewöhnlich an der rechten Seite befindet.

„Es ist den Mongolen nicht verboten, mehrere Frauen zu haben; die erste führt dann die Wirthschaft und ist die geachtetste.

„Die Scheidung ist sehr häufig; die geringste Unzufriedenheit auf dieser oder jener Seite reicht hin, dieselbe herbeizuführen. Will sich der Mann ohne rechtskräftigen Grund von seiner Frau trennen, so muß er ihr eines ihrer schönsten Gewänder und ein gesatteltes Pferd geben, auf dem sie zu ihren Eltern zurückkehrt; den übrigen Theil der Mitgift behält er für das Vieh, das er gegeben hat. Verläßt eine Frau heimlich ihren Mann, den sie nicht leiden kann, und kehrt zu ihren Eltern zurück, so sind diese gehalten, sie dreimal ihrem Manne zurückzugeben. Verläßt sie ihn zum vierten Male, so beginnen die Unterhandlungen über die Scheidung; die ganze Mitgift verbleibt dem Manne und der Vater der Frau muß ihm überdies eine von der Obrigkeit bestimmte Anzahl von Viehstücken geben.

„Diese Entschädigung, welche bei den Reichen nie 35 Stück Vieh übersteigt, wird nur gegeben, wenn die Geschiedene sich wieder verheirathet, es müßten sich denn die Eltern aus Liebe zu ihrer Tochter und um Unannehmlichkeiten zu vermeiden, sogleich freiwillig dazu verstehen. Da jedoch eine solche Trennung für die Frau und ihre Familie sehr nachtheilig ist, so gelingt es ihr bisweilen, ihre besten Kleidungsstücke und Schmucksachen mit sich zu nehmen; wird sie deshalb vor die Richter beschieden, so muß sie ihrem Manne alles zurückgeben außer einem gesattelten Pferde und einem der schönsten Gewänder, das zu ihrer Mitgift gehörte.

„Bisweilen begraben die Mongolen ihre Todten; oft lassen sie dieselben in den Särgen ausgestellt liegen oder sie bedecken sie mit Steinen, wobei sie auf das Zeichen achten, unter welchem der Verstorbene begraben wurde, auf sein Alter, auf den Tag und die Stunde seines Todes. Diese Umstände zeigen die Art an, wie er begraben werden muß; sie ziehen zu diesem Behufe die Bücher zu Rathe, welche die Lamas ihnen erklären.

„Bisweilen verbrennen sie die Leichen oder setzen sie den wilden Thieren und Raubvögeln aus. Die Eltern, deren Kinder plötzlich sterben, lassen sie auf dem Wege, in einen Ledersack gehüllt, mit Vorräthen von Butter und Getreide, liegen, weil sie dadurch die Gespenster fern zu halten überzeugt sind. Die Begräbnißfeierlichkeiten richten sich nach dem Wohlstande und der Zuneigung der Familie. Die größte dauert neun und vierzig Tage, während welcher die Lamas fortwährend Gebete in der Wohnung des Verstorbenen zur Reinigung seiner Seele hersagen. Diese Priester erhalten für ihre Mühe Vieh und andere Gegenstände. Wohl-

habende Leute schenken auch den Tempeln Vieh, damit die Lamas zu Gott für die Seele des Verstorbenen beten.

„Die mongolischen Schamanen werden von andern Schamanen begraben, welche die bösen Geister durch Beschwörungen zu entfernen suchen. Die Mongolen glauben, die Seele dieser Männer irre unter der Gestalt böser Geister fortwährend auf der Erde umher und habe die Macht, Andern zu schaden; die Schamanen benutzen dieses abergläubische Vorurtheil, um Zeichen der Ehrerbietung und Opfer zu erhalten.

„Ihr Ansehen vermindert sich aber von Tage zu Tage. Im Jahre 1819 und 1820 sprach ein sehr angesehener Lama mit so viel Energie gegen die Betrügereien dieser Taschenspieler, daß er ihre Vertreibung aus dem Lande der Kalkas bewirkte. Diesem Beispiele folgten die Buriaten von Selegiusk und theilweise auch die von Korin; die Geräthe und Kleidungsstücke dieser Betrüger wurden den Flammen übergeben.

„Die Mongolen haben den kriegerischen Charakter ihrer Vorfahren behalten; sie sind kühne Reiter, vortreffliche Schützen und sehr geschickt in der Verfolgung der wilden Thiere. Ein Mann, der beständig einen Bogen und Pfeile führt, der gewöhnt ist, wilde Pferde zu bändigen, entschließt sich natürlich nicht leicht, sich an einen Webstuhl zu setzen oder die Säge oder den Meißel zu führen. Selten trifft man unter ihnen einen geschickten Arbeiter; die Handwerker sind nicht zahlreich; man sieht wohl einige Goldschmiede, aber sie stehen in dem besondern Dienste irgend eines Fürsten, für den sie Schmucksachen zu liefern haben, denn die Mongolen haben eine unmäßige Liebe zu dem Luxus. Die Tischler und Schmiede liefern sehr unvollkommene Arbeiten. Der Filz und die Stricke von Pferdehaar, die sie zum Bau ihrer Jurten brauchen, sind die einzigen Gegenstände, welche die Mongolen verfertigen; sie gerben jedoch auch die Schaffelle zu ihrer Winterkleidung.

„Untersucht man die Kleidung des Mongolen, sein ärmliches Mobiliar, selbst seinen Sattel, so erkennt man, daß ihm alles von den Chinesen geliefert wird. Der Backsteinthee, der Tabak, die wollenen und seidenen Zeuge, verschiedene eiserne Geräthe werden von den letztern für Kameele, Schafe, Rinder und Pferde gegeben. Dieses Handels wegen durchwandern chinesische Kaufleute die Steppen der Mongolei und verkaufen dann in Kalgan und Peking das Vieh, das Leder, die Butter, den Käse, die sie eingetauscht haben. Noch häufiger begeben sich aber die Mongolen nach China, um sich die Gegenstände zu verschaffen, die sie brauchen, und sie bezahlen dann mit Vieh oder Silberbarren; aber dieses Metall ist so geringhaltig, daß sie es in ihrer Sprache kara mangu (schwarzes Silber) nennen. Um diesen Tauschhandel zu betreiben, begeben sie sich in die Maïmatschins oder Niederlagen des chinesischen Handels, die sich in Kiachta und bei der Urga befinden. In dem erstern kaufen sie alles aus der zweiten Hand von den Chinesen; sie ziehen deshalb vor, ihr Vieh in verschiedene Städte bei der großen Mauer oder jenseits derselben zu bringen, wo sie auch das Salz verkaufen, das sie aus den Seen ihres Vaterlandes ziehen."

Der bloße Transport der chinesischen Waaren von Kalgan nach Kiachta und der Gegenstände, welche die Chinesen von den russischen Handelsleuten eingetauscht haben, bildet einen ansehnlichen und einträglichen Gewerbszweig der Kalkas; sie verwenden dazu ihre Kameele und die Isakars Stiere. Die Chinesen bezahlen sie mit Geld, hauptsächlich aber mit Waaren.

Was den politischen Zustand betrifft, so besteht die Mongolei aus mehrern Fürstenthümern, welche die Oberherrschaft des Kaisers von China anerkennen. Jedes wird von einem der ältesten Fürsten oder von einem wang (Befehlshaber) regiert. Die Horde der Kalkas ist wegen ihrer Ausdehnung in vier Khans getheilt, die von einander unabhängig sind.

Die Unterabtheilung der Horden in koschan (Banner), dzalan (Regimenter), somun (Schwadronen) ist in den Formen der Militairverwaltung begründet. Aus dieser Anordnung ergeben sich mehrere Armeecorps, welche in den Steppen ein Nomadenleben führen und von wangs, beiles, beïsses, kungs, taldzis und tabunans regiert werden, denen mehrere Subalternofficiere zur Seite stehen. Alle diese Officiere vereinigen in sich die Militair- und Civilgewalt. Der Grund und Boden gehört den Fürsten; ihre Unterthanen zahlen ihnen eine mäßige Steuer in Vieh und liefern ihnen die für ihre Heerden nothwendige Zahl von Hirten und Dienern. Die Fürsten richten in letzter Instanz über alle streitigen Angelegenheiten der resp. Provinzen nach den seit langer Zeit bestehenden Gesetzen zur Erhaltung der Ordnung in den Armeen.

Der Kaiser von China unterhält bei den Mongolen Generalinspectoren der Armee, welche unter den Mandschu-Officieren gewählt werden. Jener der Kalkas residirt in Uliassutu, einer Stadt in der Nähe der Grenze Sibiriens in W. von der Selenga. Er hat einen Adjunct in jeder Division der Kalka-Armee. Sie erhalten ihre Instructionen direct von dem Kaiser und haben einen Rath bei sich.

Alle Angelegenheiten, die zum Ressort der Bannerführer gehören, müssen der allgemeinen Versammlung oder dem Landtage des Fürstenthums vorgelegt werden; die höchsten Führer eines jeden versammeln sich so alle drei Jahre; man prüft und entscheidet die wichtigsten Angelegenheiten. Bei jedem Landtage führt ein Dschulganida und sein Beisitzer den Vorsitz; die Dschulganidas werden von den Anwesenden und die Khans unter den höhern Officieren von reiferm Alter gewählt.

Deshalb sind alle Fürsten, die zu dem Landtage gehören, gehalten, persönlich am Hofe zu Peking mit ihren Diplomen zu erscheinen, um die Bestätigung des Kaisers zu erhalten.

Alle drei Jahre wird nach dem Befehle des Kaisers eine Volkszählung vorgenommen. Das li fan yuan (Tribunal der auswärtigen Angelegenheiten) schickt Courriere an die Präsidenten der Landtage, an den Generalinspector der Truppen und an andere höhere Beamte. Jedes Banner versorgt sich schon vorher mit leeren, aber mit dem Siegel des Reiches versehenen Registern, in welche genau die Geborenen und Gestorbenen eingetragen werden müssen. Die geringste Nachlässigkeit wird sehr streng bestraft. Diese Register werden sodann an das li fan yuan zur Revision eingeschickt und Abschriften davon bleiben in den Bannern.

Nach dem Resultate dieser Listen werden neue sumuns gebildet oder ihre Zahl beschränkt; jeder besteht aus 150 Personen. Der Soldat muß, wenn es seine Körperconstitution erlaubt, vom achtzehnten bis sechszigsten Jahre dienen, im entgegengesetzten Falle wird er aus den Listen gestrichen. Die Equipirung eines einzigen Soldaten ist für drei bestimmt, so daß es in einem sumun nur 50 bewaffnete giebt; tritt Krieg ein, so marschiren zwei und der dritte bleibt. Jeder sumun hat eine bestimmte Zahl von Officieren.

In jedem Banner giebt es so viele höhere Officiere als Sumuns. Das Banner steht auch unter dem Befehle eines dzassak (erblichen Chefs), der unter den Fürsten der verschiedenen Classen gewählt wird; er hat neben sich einen Assessor.

In dem Fürstenthume Kalka, das an ein fremdes Land grenzt, ernennt der Kaiser von China einen wang und einen amban, welche die Civilangelegenheiten, die Grenzsachen und alles leiten, was sich auf die Politik bezieht. Diese Beamten befinden sich in Urga, wo sie unter den Augen eines yamun (Rathes) stehen.

Die höchste Verwaltung der Mongolei ist dem li fan yuan anvertraut, der bekannter ist unter dem Namen dschurgan (mongolisches Tribunal).

Die Fürstenwürde ist bei den Mongolen nur für den ältesten Sohn erblich; die jüngern Brüder sinken von Generation zu Generation bis zur letzten Classe, taldzi, welche eine ziemlich bedeutende träge adelige Körperschaft ausmacht.

Schwerlich läßt sich etwas Bestimmtes über die Anhänglichkeit der Mongolen an die Mandschu-Dynastie sagen. Der Haß dieser Nation gegen die Chinesen scheint noch nicht erloschen zu seyn, und er wird verstärkt durch ihre Habsucht, die sich alle Mittel und selbst die verworfensten erlaubt, um dieselbe zu befriedigen.

Die Dynastie der Thaï Thsing wußte den kriegerischen Geist der Mongolen zu zügeln. Nachdem der Hof von Peking sie für abhängig

von dem himmlischen Reiche erklärt und öffentlich von ihren Fürsten Tribut, — eine unbedeutende Menge Vieh — verlangt hatte, giebt er ihnen zehnfach den Werth des Gegebenen zurück.

Unter dem Vorwande, ihren Eifer und ihre Treue zu belohnen, macht der Kaiser den mongolischen Fürsten ansehnliche Geschenke; er giebt ihnen Geld, seidene Zeuge, reiche Kleider aus seiner eigenen Garderobe, Mützen mit Pfauenfedern und andere für kostbar gehaltene Gegenstände. Es ist ihm auch gelungen, mehrere dieser Fürsten an sich zu fesseln, namentlich die, welche in der östlichen Mongolei in der Nähe der großen Mauer wohnen, indem er ihnen seine Töchter, seine Schwestern oder Nichten zu Frauen gab. Unter den Personen im Gefolge dieser Prinzessinnen finden sich immer Mandschus, welche ihrem Souverain treu ergeben sind und die Fürsten beobachten. Endlich erhalten diese letztern auch bedeutende Besoldungen von Peking. Ihre Frauen bringen ihnen eine große Mitgift zu. Alle Jahre erhalten sie Geldsummen, eine gewisse Quantität Reis oder Seidenzeuge zum Geschenk. Diese Geschenke vermindern sich in dem Maße, wie sich die Nachkommen im Verwandtschaftsgrade mehr von dem kaiserlichen Hause entfernt, bis endlich die Töchter der wangs und kungs, die nur noch sehr entfernten Zweigen angehören, blos den Titel Prinzessinnen führen, ohne Anspruch auf Appanage zu haben.

Im ersten Wintermonate müssen die Fürsten, die mit nahen Verwandten des Kaisers verheirathet sind, jährlich dem li fan yuan einen Bericht über die ihrer Söhne und Brüder einsenden, die 15 bis 20 Jahre alt sind und sich durch moralische, geistige und körperliche Fähigkeiten auszeichnen; sie setzen Details über deren Persönlichkeit hinzu, erwähnen aber die von zarter Gesundheit nicht. Kommt ein Verwandter, über dessen Kinder das Tribunal die verlangten Nachweisungen erhalten hat, nach Peking, so muß er sie mit sich bringen. Das Tribunal des kaiserlichen Hauses conferirt mit dem li fan yuan, verlangt, daß man alle diese taidzis vorführe, wählt darunter die würdigsten aus und stellt sie dem Kaiser vor. Unter ihnen werden dann die Schwiegersöhne des Kaisers gewählt.

Die kaiserlichen Prinzessinnen, welche sich mit mongolischen Fürsten verheiratheten, dürfen dem Kaiser erst nach zehn Jahren ihre Glückwünsche darbringen; dann haben sie das Recht, während ihres Aufenthaltes in Peking auf Kosten des Monarchen nach ihrem Range und dem Grade ihrer Verwandtschaft mit dem Kaiserhause unterhalten zu werden. Alle die, welche vor jener Zeit in die Hauptstadt wegen Privatangelegenheiten kommen, müssen da auf ihre eigenen Kosten leben. Keine kann an den Hof gehen, ohne die Erlaubniß des Kaisers durch das Tribunal erbeten und erhalten zu haben. Will eine Prinzessin Peking oder irgend eine andere Stadt besuchen, ohne den dzasak des Stammes zu benachrichtigen, so muß dieser sie auf ihrer Reise anhalten; erfüllt er diese Pflicht nicht, so muß er wie die Prinzessin und ihr Gatte Strafe zahlen.

Die Prinzessinnen dürfen sechs Monate in Peking bleiben von dem Tage ihrer Ankunft an gerechnet. Ist diese Zeit abgelaufen, so müssen die Eltern sie sogleich zurückschicken und den li fan yuan davon benachrichtigen, welchem die dzasaks ebenfalls die Rückkehr der Prinzessin in ihre Heimath melden müssen. Bei Krankheit muß man von dem li fan yuan eine Verlängerung des Aufenthaltes erwirken. Lassen die Eltern und der Dzassak den bestimmten Zeitraum vergehen, so zahlen sie Strafe.

Die mongolischen Fürsten, welche ihr politisches und häusliches Interesse in ihrer Anhänglichkeit an der Regierung finden, kommen nicht so leicht auf die Idee, sich der Herrschaft derselben zu entziehen, es müßte denn aus persönlichen Gründen und aus Haß gegen den Kaiser geschehen. Das Volk, welches daran gewöhnt ist, blindlings dem Willen seiner Führer zu gehorchen, würde schwerlich sich ihren Plänen zu widersetzen suchen. Jeder Mongole dagegen ist so zufrieden mie der Verwaltung seines Chefs und so anhänglich an dessen Person, daß er jede Gelegenheit benutzt, um ihm seine Treue durch jede Art von Opfer zu beweisen.

Die Mongolen haben viel von ihren sonstigen Gewohnheiten beibehalten; mehrere ihrer geschriebenen Gesetze reichen bis zur Zeit Dschingis Khans zurück. Zur Zeit der Vereinigung der Mongolei mit dem chinesischen Reiche 1691 wurde ihr Gesetzbuch in Peking durchgesehen und in der mongolischen, der Mandschu- und chinesischen Sprache gedruckt.

Alle Jahre müssen sich die Fürsten in die Hauptstadt begeben, um dem Kaiser ihre Glückwünsche am ersten Tage des ersten Monates zu überbringen; jede Horde ist dazu in vier Reihen getheilt, von denen jede nach der andern sich nach Peking begiebt. Die Deputation nimmt drei weiße Kameele und vierundzwanzig weiße Pferde mit. Der Rath, welcher die Verwaltung des kaiserlichen Marstalles besorgt, nimmt nur die Hälfte der Pferde an. Die Fürsten, welche Geschenke gegeben haben, empfangen jeder eine silberne Theekanne, etwa sechs Mark dieses Metalles, dreißig Stück Atlas, siebenzig große Stücke farbigen Nankin und anderes.

Die taidzis, als der Adel der niedrigsten Classe, haben das Recht nicht, ihre Glückwünsche darzubringen; sie schicken den Tribut, der in acht geschlachteten Schafen oder auch in Schlauchen mit zerlassener Butter und in Wildschweinsköpfen besteht. Nicht alle Taidzis genießen dieses Vorrecht.

Das Strafgesetzbuch der Mongolen enthält einen sehr merkwürdigen Artikel: „versagt Jemand einem Reisenden Aufnahme in der Nacht und dieser erfriert, so bezahlt der Besitzer der Jurte eine Strafe von neun Stück Vieh; stirbt der Reisende nicht, so beträgt die Strafe nur einen zweijährigen Stier. Wird ein Fremder bestohlen, so muß sein Wirth ihm das Gestohlene ersetzen.“

Man darf unter den Fahnen keinen Officier oder Soldaten von schlechter Aufführung dulden. Diese müssen mit ihrer Familie, ihren Geräthen und ihrem Vieh nach Ho-nan und Schan-tung, Provinzen des eigentlichen China, geschickt werden, wo sie an den Straßen arbeiten.

Wir haben weiter oben bemerkt, daß in Folge des Einflusses des Buddhismus die Mongolen die Heftigkeit ihrer Leidenschaften gezähmt hätten; sie haben auch die sonst unter ihnen geltende Meinung abgeschworen, alles sey nach dem Rechte des Stärkern erlaubt. Die Vorschriften Buddhas haben sie sanfter gemacht.

Nach den Götzen und Bildern Buddhas sind die heiligen Bücher am meisten verehrt. Man bemerkt es augenblicklich, wenn ein Mongole, sey er Priester oder Laie, ein Bild oder heiliges Buch in der Hand hält; es liegt dann in seinem Gesichte etwas Feierliches, das anzukündigen scheint, er habe sich über alles Irdische aufgeschwungen.

Außer den täglichen Gebeten, welche die Mongolen vor den Hausgötzen halten, und denen, welche sie in den nahen Tempeln an Festtagen verrichten, sieht es ein jeder für eine Pflicht an, jährlich wenigstens einmal dem Khutuktu seine Huldigung und den Ueberfluß von seinen Heerden darzubringen. Die Tempel sind nicht sehr zahlreich.

Die mongolischen Lamas zeichnen sich vor dem gemeinen Volke nicht sehr durch ihre Kenntnisse aus; sie lernen das Tibetanische lesen, weil alle liturgischen Bücher in dieser Sprache geschrieben sind. Selten trifft man einen Priester, der sie vollkommen verstände, und noch seltener einen, der mit dem Ursprunge und der Bedeutung der religiösen Ceremonien bekannt ist.

Da jeder Familienvater es für seine Pflicht hält, einen seiner Söhne dem Priesterstande zu widmen, so sind die Lamas sehr zahlreich. Da sie vom Kriegsdienste frei sind, so müssen sie im Falle der Noth, nach dem Befehle der Bannerhäupter, die Erde bebauen und die Heerden hüten. Sie sind die alleinigen Aerzte ihrer Horden; ihre Heilmittel bestehen hauptsächlich in Pflanzen und Pulvern; sie dürfen auch Handel treiben. Einige von denen, welche Timkowski auf seinem Wege traf, wollten Kameele, Pferde und verschiedene Waaren kaufen.

Als die russische Mission von Kiachta aufbrach, bestand sie aus zehn Personen, sowohl Geistlichen als Laien, die in offenen Wagen reisten, und in fünf andern zu Pferde unter der Bedeckung von dreißig Kosaken, welche das Gepäck bewachten; 84 Kameele, 149 Pferde und 25 Stiere dienten zum Transporte. Sobald die Mission die russische Grenze überschritten hatte, stand sie unter dem Schutze der chinesischen Regierung. Fünf Officiere dieser Nation und zwei Mongolen führten sie, und dieselben

hatten unter ihrem Befehle ein Detaschement mongolischer Reiter mit Pfeil und Bogen. Zwei der chinesischen Officiere folgten dieser Schaar in einem bedeckten zweiräderigen Wagen, der ein Fensterchen an jeder Seite hatte.

Am 8. Septbr. wendete man sich, nachdem man eine Ebene verlassen hatte, zwischen zwei Hügeln rechts, und nach einigen weitern Werst stieg man nach der Ebene hinunter, welche der Iro durchströmt. Eine große Anzahl Mongolen und Leute im Dienste der Lamas hatten sich an den Ufern dieses Flusses gesammelt, um der Mission hinüber zu helfen. Der fortwährende Sommerregen hatte dem Iro eine Breite von beinahe 240 Fuß gegeben und ihn sehr reißend gemacht. Die wichtigsten Dinge wurden auf kurygas oder große hohle Fichtenbalken gelegt, welche ziemlich Piroguen glichen und von denen man immer zwei an einander befestigte. Die Kameele, die mit Gegenständen beladen waren, welche das Naßwerden nicht zu fürchten brauchten, gingen weiter oben durch den Fluß. (Taf. 14. Abbild.) Iro oder Juro bedeutet im Mongolischen wohlthätig. Die Bewohner des Landes behaupten, die Gebirge an demselben wären reich an Mineralquellen. Er entspringt in einer Entfernung von 50 Stunden und ergießt sich in den Orkhon; beide strömen in fetten Weideländern. Zahlreiche Schafheerden mit krauser Wolle, ohne Hörner und mit langen Ohren, tabunes oder Schaaren von großen fetten, aber selten schönen Pferden weideten auf diesen Wiesen. Europäische Geographen haben den Iro für einen See gehalten.

Auf der Spitze der Hügel und Berge bemerkte man bisweilen colossale Steine und religiöse Denkmäler. Abends, wenn man sich gelagert hatte, erhielt man Besuche von angesehenen Mongolen und tractirte sie mit Thee, Branntwein und getrockneten Früchten. Die, welche außer den russischen Wachen, das Gepäck bewachten, machten die Runde und gaben sich unter einander Signale durch Geschrei, das dem Rauschen des Windes glich, wenn er sich in Bergschluchten stürzt.

Am 15. Septbr. gelangte man nach Urga, 307 Werste von Kiachta. Urga oder Kuren, am linken Ufer des Tola, ist die Hauptstadt des Landes der Kalkas. Alle Einwohner leben in Jurten, die entweder einzeln oder mehrere zusammen in einem von Weiden beschatteten und von einer Palissade umgebenen Hofe stehen; man sieht indeß auch chinesische Häuser; ihre Vereinigung bildet Straßen, die aber so eng sind, daß zwei Reiter kaum neben einander reiten können. Ein Wang und ein Amban residiren in Urga.

Ehe die Mission dahin kam, hatte sie erfahren, daß der Kaiser von China am 23. Aug. im 61. Jahre gestorben sey. „Diese Nachricht," sagt Timkowski, „beunruhigte mich, weil der Tod des Monarchen die Fortsetzung unserer Reise hindern konnte. Wie bemerkten, daß die Seidentrobbeln und die Kugeln, welche die Mützen der chinesischen und Mandschu-Würdenträger schmücken, daran fehlten; alle trugen sich weiß und Jedermann ließ das Haar wachsen. Es war dies ein Zeichen der Trauer, das hundert Tage dauert."

In Urga wurden die Russen sehr höflich eingeladen, sich die nöthige Zeit zum Ausruhen zu nehmen; die Chinesen thaten dies aber, um die Rückkehr eines nach Peking gesandten Eilboten abzuwarten und zu erfahren, wie sie sich zu verhalten hätten. Der Wang entschied jedoch nach der einstimmigen Meinung der Mitglieder des Tribunals, daß die Mission ihre Reise fortsetzen könne. Dieser Entschluß verletzte den Stolz der beiden ersten chinesischen Officiere, welche die Russen begleiteten.

Eine Stunde von Urga an dem Ufer des Tola befindet sich ein Maimatschin oder Handelsplatz, der viel größer ist als der zu Kiachta. Alle Häuser sind von Holz, aber ziemlich ärmlich; die breiten schmuzigen Straßen enthalten eine ziemliche Anzahl Kaufläden mit verschiedenen Waaren.

Urga ist die Residenz eines Kutuktu, deren es im Ganzen zehn giebt; sie nehmen den ersten Rang nach dem Groß-Lama ein. Der von Urga wird von den Mongolen gegen kutuktu genannt; er war eben angekommen, aber nur ein Kind, in welchem man die Zeichen erkannt haben wollte, daß die Seele seines Vorgängers in dasselbe übergegangen sey. Die Ebene bei Urga war mit Zelten von Mongolen bedeckt, welche den neuen Lama verehren wollten; viele andere Gläubige erwartete man noch. Angesehene Personen unter den Kalkas brachten ihm Geschenke von bedeutendem Werthe und man schickte sich an, das große Fest seiner Wiedergeburt zu feiern, als die Nachricht von dem Tode des Kaisers von China alle Ceremonien hinausschob.

Timkowski und seine Begleiter wurden dem Kutuktu nicht vorgestellt; man antwortete auf ihr Gesuch darum, er könne sie nicht gehörig empfangen, da er nur noch ein Kind sey. Sie begnügten sich also damit, seine Wohnung und die Tempel zu besichtigen, welche in der Richtung von S. nach N. auf einem großen Platze erbaut sind und grüne Dächer haben. Eines dieser Gebäude ist mit einem vergoldeten Gitter umgeben; ein kleiner mit einem roth angestrichenen hölzernen Geländer eingefaßter Platz vor den Hauptthüren nach S. ist für die religiösen Ceremonien bestimmt. Alle Festtage verrichten hier die Lamas Gebete und verbrennen wohlriechende Stoffe auf einem kleinen hölzernen Gerüste.

Um sich in die Lebensweise der Steppenbewohner zu fügen, nahm der Kutuktu eine Jurte in der Mitte eines verpalissadirten Platzes ein, der alle diese Gebäude umschließt. In einiger Entfernung von den Tempeln bemerkt man ein großes hölzernes Haus. Dies ist die Schule, in welcher die Lamas die tibetanischen Bücher lesen und die Instrumente spielen lernen, welche bei der religiösen Musik gebraucht werden. Hinter der Schule stehen die Küchen für die kuwaraks oder Schüler der Lamas. Es leben deren über Tausend auf Kosten des Kutuktu. In NO. sieht man mehrere Jurten, welche die Wohnung des schandzab oder Oekonomen bilden. Das Haus, in welchem der Schatz aufbewahrt wird, hat ein Lehmdach und gleicht dem eines Bauers. In NW. befinden sich die Magazine; in der Nähe des Thores umschließt eine Einzäunung die Kameele, die Pferde, die Schafe und andern Thiere, welche von den Frommen dem Kutuktu zum Geschenke gebracht werden.

An dem linken Ufer des Tola erhebt sich der khan oola (Kaiserberg). An einer Seite desselben befanden sich Inschriften in colossalen Dimensionen aus großen weißen Steinen; sie sind in der Mandschu-, der chinesischen, tibetanischen und mongolischen Sprache, bedeuten himmlische Freude und drücken die Gefühle der Kalkas bei Gelegenheit der Wiedergeburt des Kutuktu aus. Die Größe der Schriftzeichen deutet die hohe Wichtigkeit dieses Ereignisses an; man erkennt sie in bedeutender Entfernung. Der obere Theil des Kaiserbergs ist bewaldet; am untern Theile stehen die Jurten der Wächter, die Jeden wegzuweisen haben, der sich einem dem fleischgewordenen Gotte geweihten Orte nähern will. Eine ewige Ruhe herrscht in diesen Gegenden, welche nur von Heerden wilder Ziegen bewohnt werden.

Am 25. Septbr. brach die russische Mission von Urga auf und reiste über die dürren und traurigen Steppen der Mongolei, die von Bergen und Hügeln durchschnitten werden. Am 21. Octbr. wurden die Kalka-Führer durch Suniten ersetzt; am nächsten Tage gelangte man in die Gobi, wo nichts die Aussicht beschränkte. Die über 50 Werst entfernten Orte zeigten sich in bläulicher Farbe, so daß die Ebene so ziemlich einem bewegten Meere glich. Die Salzseen sind häufig; Gebüsche von robinia pymaea und boudourgornia wachsen in Menge und können bis zu einem gewissen Punkte das Holz ersetzen. Die Menschen und Thiere der Caravane litten viel von der Kälte; Pferde und Kameele erlagen der Anstrengung.

Nach dem Gebiete der Suniten gelangte man in das der Tsakaren, welche für ziemlich diebisch gelten. Am 8. Novbr. hatte man die Gobi hinter sich. Von Kiachta an hatten die Russen häufig bedeutenden Caravanen begegnet, welche Thee nach jenem Stapelplatze brachten. Eine bestand aus 200 Karren; andere zählten 100 bis 250 Kameele. Sie wurden zahlreicher, je näher man China kam; andere kamen von verschiedenen Orten der Mongolei oder zogen dahin. So gewährt die Gobi den Handelsleuten einen weiten Raum, der ihre Operationen erleichtert.

Am 9. kam man über einen etwas hohen Wall, der sonst China von der unabhängigen Mongolei trennte, später über eine andere Erdmauer und endlich über eine dritte niedrigere.

Am 16. zeigte der Thermometer bei Sonnenaufgange auf 17 Grad unter Null. Gegen 10 Uhr Vormittags erhob sich ein dichter Nebel und die Luft wurde durch den fallenden Schnee so verdunkelt, daß man über eine halbe Werst nichts mehr unterscheiden konnte. Die Thiere wollten nicht weiter. „Die Kälte wurde so heftig," setzt Timkowski hinzu, „daß wir uns selbst durch das Gehen nicht erwärmen konnten.

„Unsere Verlegenheit stieg, als wir vier Werst weiter hin über Berge steigen mußten, wo die Thiere ausglitschten und bei jedem Schritte auf das Eis stürzten oder in tiefen Schnee versanken. An dieser Stelle befand sich ein mongolischer Wachtposten in mehrern Jurten. Man konnte die Nähe einer Handelsstadt ahnen; fortwährend trafen wir auf Caravanen, Wagen und Reitern auf Kameelen oder Pferden. (Taf. 14. Abbild.)

„Nachdem wir noch zwei Werst zurückgelegt hatten, gelangten wir an die Kette der Kintan Dabagan, welche die Mongolei von China scheiden. Auf ihrem Gipfel zieht sich eine steinerne Mauer mit viereckigen Thürmen von Mauersteinen hin. Die in gewissen Entfernungen von einander stehenden und 60 Fuß hohen Thürme stehen auf einer Plattform von etwa 24 Q.Fuß. Von diesem Punkte aus zeigt sich China unter colossalen Formen. Man sieht in S., O. und W. nichts als schneebedeckte Berge, deren spitze und schwarze Gipfel bis in die Wolken ragen. Fünf Werste lang steigt man auf einem schmalen und sehr gefährlichen Wege nach Nor tian, einem chinesischen Dorfe, hinab; weiter hin zeigen sich wieder hohe Berge, deren drohende Gipfel dieser Gegend einen rauhen, wilden Charakter geben. Dies ist das Aussehen des Landes an der Stelle, wo man von der hohen Steppe der Mongolei nach China hinuntersteigt.

„Man machte in dem ersten chinesischen Dorfe Halt, und mit welchen Freude trat Jeder von uns in ein Haus, nachdem wir von Urga aus, 1000 Werst, nichts gesehen hatten, was an die Gewohnheiten eines seßhaften Lebens erinnert! Das Dorf an der Seite eines Berges hat etwa zwanzig Häuser; ein anderes liegt nicht weit davon in O. Diese Dörfer sind sehr klein; man bemerkt einige bebaute Felder. Am Ende von Nor-tian war eine Art Gasthaus zu unserer Aufnahme eingerichtet, und die chinesischen Bauern strömten in Menge herbei, um uns zu sehen.

„Man zählt 20 Werst von Nor-tian nach Tschang kia kheu oder Kalgan. Der Weg ist anfangs schmal und von ziemlich steilen Hügeln durchschnitten. Große chinesische zweirädrige Wagen hemmten uns sehr, wenn wir ihnen begegneten, da sie mit vier und fünf Pferden bespannt waren. Weiter hin wird der Weg eben und neigt sich merklich nach Kalgan zu. In der Mitte ungefähr beginnt eine natürliche Straße von Kies und Thon, und es würde nicht viel Arbeit dazu gehören, um sie so gut zu machen wie die Simplonstraße. An beiden Seiten überhängende Felsen bedrohen die Vorüberreisenden.

„Die Kühnheit und die unermüdliche Thätigkeit der chinesischen Ackerbauer erregten unsere Aufmerksamkeit; die Gipfel der höchsten Berge waren mit Feldern bedeckt; wie hatten die Leute diese fast kahlen und unzugänglichen Felsen fruchtbar machen können?

„An den Abhängen der Berge sieht man Dörfer und Berge; mehrere Hütten hingen wie Vogelnester an dem Felsen. Wir bemerkten Kalgan erst als wir an die große Mauer gelangten, die von Backsteinen zwischen zwei steilen Felsen aufgeführt ist. Bald waren wir von einer Menge Neugieriger umringt; ein Beamter aus der Stadt, der einen goldenen Knopf an seiner Mütze hatte, kam uns entgegen und kehrte mit den Angesehensten unserer Begleiter zurück. Als wir uns an dem großen Thore der Stadt befanden, forderte er uns auf, abzusteigen und zu Fuße hineinzugehen, weil es der erste Schritt sey, den wir in dem berühmten Reiche Thaï Thsing's thäten. Dann nahm Jeder wieder seinen Platz ein und wir setzten unsere Reise auf der großen Straße fort, die mit Kaufmannsläden besetzt war. In dem für uns eingerichteten Hause nahm Jeder den ihm angewiesenen Platz ein.

„Der Name Kalgan kommt von dem mongolischen Worte Kalga, das Pforte oder Schranke bedeutet. Der Tsing hui ho, der die Stadt durchströmt, theilt sie in die Ober- und Unterstadt. Die erstere liegt nach der Mongolei zu und ihre Thore befinden sich in der großen Mauer. In W. von diesen Thoren erkennt man die ehemalige große Mauer nur noch an einem Steinwalle und einem grünen Hügel, auf welchem sonst ein Thurm stand. Die Unterstadt in S. hat ein kleines Fort und eine Besatzung. Kalgan ist nicht groß und hat keine bemerkenswerthen Gebäude, ist aber stark bevölkert; sie bildet zum Theil den Stapelplatz des Handels Chinas mit der Mongolei und den Schlüssel des Weges nach Rußland; auch kommen hier immer sehr viele Kaufleute zusammen. Es residirt hier ein Divisionsgeneral oder gussaï amban.

„Am 24. Novbr. verließen wir Kalgan; das Wetter war hell und ziemlich mild. Wir folgten engen, schlecht gepflasterten Straßen, die zu beiden Seiten Laden mit verschiedenen Waaren, unter andern auch Rauchwaaren, hatten. Am Ende der Stadt geht man auf einer steinernen Brücke über den Tsing hui ho, der aus den Bergen diesseits der großen Mauer kommt. Stücke von der Granitlehne waren in den Fluß herabgefallen.

„Man muß sich jenseits dieser Brücke befinden, um zu sehen, daß Kalgan auf der Spitze einer langen Bergkette erbaut ist. Die Häuser sind gut gebaut und von Weidenbäumen umgeben. Die Ebene rechts vom Flusse ist fruchtbar und gut bebaut. Die Gipfel der Berge waren mit Schnee bedeckt, von dem man in der Ebene keine Spur sah. Wir waren fortwährend in eine dichte Staubwolke eingehüllt. Die Felder liegen auf beiden Seiten der Straße 5 bis 8 Fuß höher, so daß das Vieh keinen Schaden thun kann. Kleine Landhäuser zeigten sich ziemlich häufig.

„Wir konnten uns eine Vorstellung von der Bevölkerung Chinas und dem Fleiße der Einwohner machen. Auf jedem Schritte begegneten wir Leuten, welche gehacktes Stroh auf Maulthieren und Eseln fortschafften. Von fünf zu fünf li (eine halbe Stunde) stehen Wachen in Thürmen bei fünf kleinen konischen steinernen Säulen, auf denen die Zahl der li bemerkt ist. Auf den Schilderhäusern sind Pferde, Flinten, Bogen und Köcher mit Pfeiler gemalt, und sie dienen auch als Telegraphen. Wird die nördliche Grenze Chinas bedroht, so meldet man es sogleich nach Peking, und die Armee muß bereit seyn, gegen den Feind zu marschieren. Jeder Thurm wird von einigen Soldaten der grünen Fahne oder der chinesischen Armee bewohnt; fast alle sind Bauern, die statt Steuern zu zahlen, in den Militairdienst treten."

Die Straße von Kiachta nach Peking über die Wüste der Mongolei ist mehrmals von Abgeordneten der russischen Regierung zurückgelegt worden. Isbrand Ides (1692), Lorenz Lange (1715, 1721, 1727, 1737) haben Berichte über ihre Reisen herausgegeben; auch der des Paters Gerbillon ist gedruckt worden, welcher als Dolmetscher die chinesischen Gesandten auf den Congreß in Nertschinsk begleitete, später dem Kaiser von China auf seinen Jagdpartien in der Mongolei folgte, Zeuge des Kriegs gegen die Eleuthen war und endlich den Weg mit drei chinesischen Großen machte, welche den Vorsitz in den Versammlungen der Kalkas führen sollten.

Kapitel XXIX.

Chinesisches Reich. — Si-yueï (das sonstige Dsungarien und das chinesische Turkestan.)

Die Chinesen haben Si-yueï (westliches Gouvernement) das Land genannt, welches das sonstige Dsungarien und die Bezirke von Turkestan östlich von den Bolar-Bergen begreift. Diese beiden in W. der Mongolei gelegenen Länder gehören erst seit dem 18. Jahrhunderte zu dem himmlischen Reiche. Das erstere verdankt seinen Namen einem mächtigen

Mongolenstamme, der es lange besaß. Als innere Zwistigkeiten unter den Häuptlingen ausbrachen, schickte der Kaiser von China, dem sich bereits mehrere Horden unterworfen hatten, eine furchtbare Armee ab, welche durch den Tod einer Million Dsungaren ihre Empörung und die Niedermetzelung der Mandschu- und chinesischen Garnisonen rächte. Die Nation der Dsungaren wurde fast ganz vertilgt und zerstreut mit Ausnahme einiger Horden, welche keinen Theil an der Empörung genommen hatten. Seit 1760 ist Dsungarien eine chinesische Provinz.

Das chinesische Turkestan oder die kleine Bucharei oder Turkestan ist immer von Stämmen von türkischer Abstammung bewohnt worden, die, unter einander nicht eben einig, immer leicht von den benachbarten Völkern unterjocht wurden, erst von den Mongolen zur Zeit ihrer Macht, dann durch die Dsungaren und endlich durch die Mandschus und die Chinesen 1759. Die Turkestaner empörten sich 1816, kehrten aber nach mehrern unglücklichen Gefechten zu ihrer Pflicht zurück.

Die Chinesen nennen das erste dieser Länder Thian schan pe lu und das zweite Thian schan nan lu nach ihrer Lage in Norden und Süden von dem Thian schan, einer Kette schneeiger Gebirge, die von W. nach O. läuft und beide von einander scheidet.

Das erste liegt zwischen 41° 50′ und 48° 41′ n. Br. und zwischen 72° und 88° östl. L. Es grenzt in N. an das russische Reich, in O. an die Mongolei, in O. und S. an die Provinz Kansu und hat in S. das Thian schan nan lu. Beide haben in W. Turkestan. Thian schan nan lu, in O. von Kansu und den Mongolen des Kuktu noor begrenzt, hat in S. Tibet. Die Länge von O. nach W. beträgt ungefähr 450, die Breite 200 Stunden und der Flächenraum 66,000 □St. Es liegt zwischen dem 35° und 49° n. Br. und zwischen 69° und 93° östl. L.

Die Länge von Thian schan pe lu beträgt 300 Stunden, die mittlere Breite 125 St. und der Flächenraum 23,000 □St. Die Chinesen haben es in drei Militairdivisionen getheilt, nämlich Ili, Kur Kara ussu und Tarkagatai.

Die Division Kur Kara ussu, welche an die Mongolei grenzt, begreift fast das ganze Becken der Flüsse, welche sich in den Bulgatsi noor ergießen, der auch Kaltar uige noor und auf unsern Karten Baratala heißt. Dieser See nimmt unter andern den Kur auf, welcher von dem Berge Malakhai deba kommt, und hat seinen Namen von dem an seinem obern Theile aufgehäuften Schnee. Das Fort Kur Kara ussu, 1762 an dem rechten Ufer eines Bergbaches dieses Namens erbaut, ist der Hauptort. Kung schiun pheu ist ein anderes Fort an dem Dring.

Die Division Tarkagatai liegt in W. von der vorigen und grenzt in N. an Sibirien. Ihren Namen hat sie von dem Tarkagatai oola, einer hohen Bergkette, welche das Land zwischen den Seen Dzai sang und Balkaschi noor durchzieht. Die Kirgisen nennen sie Tasche Dava (Felsen). Tarkagatai oola bedeutet Murmelthierberg, weil diese Thiere dort sehr zahlreich sind. Die nördlichen und östlichen Bezirke des Landes werden von Ausläufern des Altai (Kin schan im Chinesischen) durchschnitten, und hier entspringt der Irtisch; er tritt in den See Dzai sang. Es sind noch viele andere Seen in diesem Lande verbreitet und nehmen gleichfalls Flüsse auf, haben aber keinen Ausgang.

Die Temperatur im N. ist außerordentlich kalt. Die Stadt Tarkagatai, sonst Tschugutschu, 1767 erbaut, ist von Erdmauern umgeben. Die Bevölkerung ist gemischt; man trifft viele Kirgisen und besonders Euleuthen und Torgauten, endlich Mandschus und Chinesen, welche die Garnison bilden und das Land bebauen.

Die Division Ili begreift den südwestlichen Theil des ehemaligen Dsungarien und lehnt sich in S. an die hohe schneeige Kette des Thian schan, deren Zweige in das Land auslaufen. Im O. zieht sich ein dürres Land hin. Die größten Seen befinden sich im NW., der Ala kul, und in W. der Baltaschi und Temurtu oder Issi kul. Diese verschiedenen Namen in den Idiomen der Nachbarvölker bedeuten warmes, salziges und eisenhaltiges Wasser.

28 Stunden in O. von dem letztern bemerkt man den Pe schan (weißen Berg) oder Ho schan und Agie (Feuerberg). Er speit ohne Unterbrechung Rauch und Flammen aus. Die Oberfläche der Lava ist, wenn sie erkaltet und verhärtet, mit salzigen Theilchen bedeckt, welche die Bewohner als Medizin brauchen; es ist Ammoniacsalz. Man sammelt auch Schwefel. Dieses Gebirge heißt gegenwärtig Kalar. Die Benennung Pe schan (weißer Berg) zeigt die blendende Farbe eines mit Salzen, Bimssteinen und vulkanischer Asche bedeckten Gipfels an. Nach der Erzählung der Bucharen, welche das Ammoniacsalz nach Sibirien bringen, ist diese Substanz in jenem Bezirke so häufig, daß die Bewohner oft ihren Tribut an den Kaiser von China damit bezahlen.

Die vulkanischen Erscheinungen sind übrigens in Tian schan sehr häufig. 240 Stunden weiter nach O. am südlichen Abhange dieser Kette kennt man den Vulkan Ho tscheu oder Turpan. Nach den chinesischen Schriftstellern sieht man stets eine Rauchsäule herauskommen, die Abends durch eine Flamme, ähnlich der einer Fackel, ersetzt wird. Die Vögel, welche von diesem Scheine beleuchtet werden, sehen roth aus. Die Leute, welche das Naoscha oder Ammoniacsalz suchen, ziehen Holzschuhe an, weil die Ledersohlen sehr bald verbrannt seyn würden. Man sammelt auch in den Höhlungen eine grünliche Flüssigkeit, die man kochen und verdunsten läßt, wodurch man Ammoniacsalz von großer Weiße und vollkommener Reinheit erhält.

Im N. von Tian schan bei Urumtsi in Kansu erstreckt sich eine Fläche von 10 Stunden im Umfange, die mit fliegender Asche bedeckt ist. Wirft man den geringsten Gegenstand darauf, so sieht man eine Flamme glänzen, die im Nu alles verzehrt. Wirft man einen Stein darauf, so erhebt sich ein schwarzer Rauch. Im Winter hält sich der Schnee dort nicht. Die Vögel wagen nicht, über diese Fläche zu fliegen, welche die brennende Ebene heißt.

Auf der Grenze zwischen dem Gebiete Ili und Urumtsi giebt es einen Schlund von ungefähr 9 Stunden im Umfange. Von weitem scheint er mit Schnee bedeckt zu seyn; die Erde, welche einer mit Salz geschwängerten Fläche gleicht, verhärtet wenn es geregnet hat. Wirft man einen Stein hinein, so giebt er einen Ton, wie wenn man mit einem Stocke auf Eisen schlägt. Dieser Schlund heißt die Aschengrube; es steigen ammoniakalische Dämpfe daraus empor.

Im W. von Urumtsi läuft eine Gebirgskette hin, die sehr reich an Steinkohlen ist.

Auf einer Insel des Ala kul sieht man den Araltube, einen Gipfel, der ehemals ebenfalls Feuer auswarf.

„Der Pe schan und der Vulkan Ho tscheu," sagt Herr von Humboldt, „sind 105 Meilen von O. nach W. von einander entfernt. Ungefähr 30 M. westlich von dem Ho tscheu am Fuße des riesenhaften Bokda oola findet sich die große Solfatare Urumtsi; 45 M. in NW. von dieser, in einer Ebene an den Ufern des Kobok, der in den kleinen See Darlai läuft, erhebt sich ein Hügel, dessen Risse sehr warm sind, ohne jedoch Rauch von sich zu geben. Das Ammoniac sublimirt sich in diesen Ritzen in eine so feste Rinde, daß man den Stein zerschlagen muß, um es sammeln zu können.

„Diese vier bis jetzt bekannten Oerter, Pe schan, Ho tscheu, Urumtsi und Kobok, welche beglaubigte vulkanische Erscheinungen im Innern Asiens zeigen, sind 75 bis 80 Meilen in S. von dem Punkte des chinesischen Dschungariens, wo ich mich im Anfange des Jahres 1829 befand. Betrachtet man eine gute Karte von Asien, so sieht man, daß der Araltube, ein konischer Berg in dem Ala kul, der früher noch brannte, sich in dem vulkanischen Gebiete jener Länder befindet. Wir kennen so im Innern Asiens ein vulkanisches Gebiet von einer Ausdehnung von mehr als 500 geogr. □M., das 3 bis 400 Meil. von dem Meere entfernt ist. Es nimmt die Hälfte des Längenthales zwischen dem Bergsysteme des Altai und dem Tian schon ein; der Hauptsitz der vulkanischen Thätigkeit scheint in dem letztern zu seyn."

Zwischen diesen Bergen hat das Gouvernement Ili fruchtbare Ebenen und lachende Wiesen; man erntet daselbst Weizen, Hirse, Gerste,

Hanf. Die Pferde, welche an den Ufern des Ili gezogen werden, sind zu jeder Zeit berühmt gewesen; reich ist das Land auch an Wild. Häufig sind Bodenstellen mit Salz geschwängert; man findet in den Bergen Gold und Eisen, Steinsalz und endlich Ammoniacsalz, von dem bereits die Rede gewesen ist.

Ili oder Gubscha, sonst die Residenz des Khans der Tatarei, liegt an dem rechten Ufer des Ili am Fuße eines Berges; der Kaiser Khian lung gab ihm den Ehrentitel Hoal yuan. Es ist eine Handelsstadt und wird durch eine Citadelle vertheidigt. Man kann sie für den Hauptort der beiden neuen westlichen Provinzen des Reichs ansehen. Der Oberbefehlshaber hält sich hier auf und unter ihm stehen alle obern Officiere, sowie die Commandanten der mongolischen Stämme. Militairposten sind über die Oberfläche des ganzen Landes vertheilt; alle Jahre schickt man eine ansehnliche Anzahl Mandschus mit ihren Familien dahin. Dahin deportirt China seine Verbrecher.

Die Bevölkerung begreift eine bedeutende Anzahl Nomaden, und unter ihnen giebt es viele Euleuthen. Die Torgauten, eine der vier Horden dieses mongolischen Stammes, waren im Anfange des 18. Jahrhunderts aus dem chinesischen Reiche ausgewandert. Rußland hatte ihnen ein Asyl in den Steppen zwischen der Wolga und dem Jaik, in geringer Entfernung von dem caspischen Meere gegeben. Kangi schickte aus Aerger über diese Flucht an ihren Führer einen Mandarinen, der sie seines Schutzes versichern sollte, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren wollten. Die Unterhandlung blieb aber ohne Erfolg.

Den Euleuthen mißfiel es jedoch in Rußland. Die Regierung verlangte, sie sollten Soldaten stellen; sie bemerkten, daß die Russen über die Gebräuche ihres Glaubens spotteten; Ubaschi, ihr Khan, sah sich seinen Sohn als Geisel weggeführt. Da entschlossen sie sich, in das chinesische Reich zurückzukehren, wo sie keinen Vexationen ausgesetzt seyn würden und wo die Verehrung Buddhas geachtet wird.

Dem zu Folge verließen im Anfange des elften Mondes 1770 Ubaschi und alle Torgauten, seine Unterthanen, mit ihren Frauen und ihren Kindern, Waffen und Gepäck die Ufer der Wolga, zogen durch die Länder im N. des caspischen Meeres, legten in einer Zeit von acht Monaten 1000 Stunden, oft in Wüsten, zurück und gelangten an die Ufer des Ili im Anfange des Augusts 1771, 50,000 Familien stark, trotz den Kämpfen, die sie unterwegs zu bestehen gehabt hatten, aber ermüdet von einer so langen und beschwerlichen Wanderung. Der Kaiser Khian lung ließ auf ein Jahr Getreide unter sie austheilen, sie mit Jurten, Kleidungsstücken, Vieh, Ackergeräthen und selbst Geld versehen, damit sie ihre übrigen Bedürfnisse befriedigen könnten. Ubaschi wurde mit den vorzüglichsten Häuptlingen seines Volkes an den Hof beschieden, mit Auszeichnung behandelt, mit Ehren und Geschenken überhäuft, und alle erhielten den Rang wieder, welchen sie vor ihrer Auswanderung eingenommen hatten.

Thian schan nan lu ist fast von allen Seiten von hohen Gebirgen umgeben; in W. von dem Tsung ling, welcher es von Turkestan trennt und in seinem höchsten Theile Bolor heißt; in S. läuft der Kuen lun oder Kulkum, in N. der Thian schan hin. Seen, wie der Lob, welcher den Tharim aufnimmt; der Bostu, in welchen der Kaldu sich ergießt; der Mahbakesetkan, der Peschil und Inikul, in welche sich andere ansehnliche Flüsse ergießen, sind über dieses Land verbreitet, von welchem kein Fluß ausgeht.

Seit den fernsten Zeiten enthält es Städte, die ziemlich weit von einander liegen und durch Sandwüsten getrennt sind.

Das Clima ist gemäßigt, die Winde sind im Frühjahre und Sommer sehr häufig, aber nicht heftig, regen den Sand nicht auf und entwurzeln noch weniger die Bäume. Sobald sie sich erheben, bedecken sich die Obstbäume mit Blüten und bald reifen die Früchte; die andern Bäume werden grün und werfen ihren Schatten auf das Land. Wann die Winde aufhören, folgen Nebel und befeuchten das Land mit einem wohlthätigen Thau. Der Regen ist selten und schädlich, selbst wenn er in geringer Menge fällt; stehen die Bäume gerade in der Blüte, so verdirbt diese. Ist er reichlich, so sehen die Bäume aus wie mit Oel bedeckt und tragen keine guten Früchte.

Der Boden ist fett und warm. Im Herbst säet man Weizen, dann leitet man Wasser auf die Felder. Hat es im Winter und Frühjahre geregnet, so säet man eher. Alle Arten Getreide, die Hülsenfrüchte, die Baumwolle und die Melonen werden gebaut. Der Weizen ist das geschätzteste Getreide, dann folgt der Reis; die Gerste und der Hirse werden nur zum Branntweinbrennen und für das Vieh gebraucht, dem man auch die Hülsenfrüchte giebt. Die Getreidefelder werden nicht geharkt, weil die Turkestaner glauben, das Unkraut halte die Halme in dem frischen Zustande, der für sie am besten sey.

Die Kälte des Frühjahrs ist verderblich, weil sie das Schmelzen des Schnees hinausrückt, so daß das Wasser erst nach der Saatzeit eintrifft. Von vortrefflichem Geschmacke sind besonders die hiesigen Melonen.

Man sieht überall in den Bergen und in den Steppen Heerden von Pferden und wilden Rindern, Kameelen, Eseln und Maulthieren; das Fleisch der wilden Schafe ist nicht eßbar, aber ihr Fell giebt sehr warme Kleidungsstücke. Die Schakals sind in den Bergen sehr häufig; es giebt auch viele Scorpione, Schlangen und dicke Spinnen.

Die Turkestaner sind wie alle Völker von türkischem Stamme Anhänger des Islams; sie lassen ihr Haar nicht wachsen und rasiren den Bart nicht. Ihre Kleidungsstücke haben einen großen Kragen und enge Aermel; im Winter sind ihre Hüte von Leder, im Sommer von rothem Atlas, mit Sammet besetzt, fünf bis sechs Zoll hoch mit einer Krämpe von gleicher Dimension, vorn und hinten spitz; der Obertheil ist mit einer goldenen Troddel verziert.

Die Fußbekleidung ist von rothem Leder mit hölzernen Absätzen. Die Frauen tragen Schuhe oder Pantoffeln, welche die Ferse freilassen; im Sommer gehen sie barfuß; im Winter haben sie mit Pelz besetzte Hüte mit einer Feder vorn. Ihre Kleidungsstücke sind offen und sie tragen darunter eine Art Kamisol, das bis an die Knie und selbst noch weiter geht. (Taf. 14. Abbild.)

Die Einwohnerzahl von Thian schan nan lu wird auf 1,500,000 Seelen geschätzt. Das Land zerfällt in zehn Fürstenthümer, die ihren Namen von ihrer Hauptstadt haben. Die Städte werden von den Beamten verwaltet, welche die chinesische Regierung dahin sendet, doch giebt es darunter sechs, welche das Recht behalten haben, von einem eingebornen Fürsten oder Khodscho verwaltet zu werden.

Aksu in W. an einem gleichnamigen Flusse bei der Verlängerung des Thian schan mussur, ist die Residenz eines chinesischen Generals, unter dem alle Truppen dieser Abtheilung stehen. Auch eine Douane giebt es da. Die Stadt wird von Chinesen, Hindus, Caschemirern, Turkestanern und Kirgisen bewohnt. Die Bewohner befinden sich im Allgemeinen im Wohlstande. Man verfertigt viele Baumwollenzeuge; die Zäume und Sättel von gesticktem Hirschleder, welche man da arbeitet, stehen in großem Ansehen; der Nephrit wird mit seltener Vollkommenheit verarbeitet.

Turpan, bei dem Thian schan, ist mittelmäßig bevölkert; der Sommer ist daselbst ungemein heiß, der Himmel scheint zu glühen; die Trauben sind vortrefflich. In SO. ziehen sich ganz kahle Sandberge hin.

Kamil, weiter nach O., ist nur eine kleine Stadt, aber stark bevölkert. Ihre Melonen sind sehr berühmt.

Kaschkar, in W. des Landes an einem Flusse desselben Namens und nahe an der Grenze, ist eine ansehnliche Stadt; man verfertigt daselbst Brocat und Gold- und Silberfaden, Atlas, andere seidene Zeuge und Baumwollenwaaren. Der Handel blüht und es kommen sehr viele fremde Kaufleute dahin. Man zählt daselbst 16,000 Einw., welche Steuern zahlen. Sie gelten für sehr vergnügungssüchtig.

Yarkand, weiter in S. an dem Yarkand daria, einem großen Flusse, gelegen, war sonst die Hauptstadt des östlichen Turkestan. Die Zahl der Bewohner, die Steuern zahlen, ist 32,000, aber nur ein Achtel der ganzen Bewohner soll in den Steuerlisten eingetragen seyn. Es ist ein bedeutender Handelsort: chinesische Kaufleute aus den östlichen Pro-

vinzen kommen troß der großen Entfernung dahin, und man findet daselbst auch andere aus allen andern asiatischen Ländern. An den Markttagen ist der ungeheuer große Bazar mit Menschen und Waaren gefüllt.

Die Gegend um Yarkand ist eben; in einem benachbarten Flusse sammelt man den orientalischen Nierenstein, der von den Chinesen außerordentlich hoch gehalten wird. Alle Jahre schickt man sieben bis zehntausend kin davon nach Peking.

Khotan oder Ilitsi in SO. liegt 500 li in N. von dem jenseitigen Tibet, an dem Khotan daria. Khotan hat Fabriken in seidenen, wollenen, leinenen und baumwollenen Zeugen und Kupfergeräthen. In einiger Entfernung in W. erheben sich hohe Gebirge; in O. ziehen sich sandige und gänzlich unbewohnte Steppen hin, die jedoch quellenreich sind. Die Maulbeerpflanzungen sind in den fruchtbaren Theilen dieses Landes sehr häufig.

Kapitel XXX.

Chinesisches Reich. — Tibet.

Alle Völker, welche sich zum Buddhismus bekennen, sehen Tibe als heiliges Land an, weil in Lhassa, der Hauptstadt desselben, der Dalaï Lama wohnt, der als fleischgewordener Buddha verehrt wird.

Der Buddhismus gründet sich wie die brahmanische Religion auf den Grundsatz, daß ein einziger Geist das Weltall belebt, der durch seine Verbindung mit der Materie unendlich verschiedene Formen hervorbringt. Buddha wird von den Hindus für die neunte Fleischwerdung Wischnus angesehen. Die Legenden erwähnen übrigens mehrere Buddhas. Der, dessen Lehre jetzt in dem größten Theile Ostasiens herrscht, wurde im Jahre 1019 vor Christus geboren. In seinem siebenzigsten Jahre warf er die körperliche Hülle ab, um sich von neuem mit der Weltseele zu verschmelzen, die er ist. Seine Seele ging auf einen seiner Schüler über, den er bezeichnet hatte. Seine Nachfolger blieben nicht an dem Orte, wo er gelebt hatte; gegen das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, in Folge der Verfolgungen wegen wesentlicher Veränderungen, die sie in mehrern religiösen Gebräuchen einführten, begaben sie sich nach China, dann in die Mongolei und endlich im 13. Jahrh. ließen sie sich in Tibet nieder.

Buddha war in Indien erschienen; die ersten Patriarchen, welche seine Seele erbten, lebten am Hofe der Könige dieses Landes, deren geistliche Räthe sie waren. Der Gott erschien bald in der Kaste der Brahminen oder jener der Krieger, bald unter den Kaufleuten oder Bauern nach seiner ersten Absicht, welche dahin ging, allen Kastenunterschied aufzuheben. Die meisten dieser Hohenpriester machten, wenn sie ein hohes Alter erricht hatten, den Schwächen desselben selbst ein Ende und beschleunigten auf einem Scheiterhaufen den Augenblick ihrer Regeneration. Die Großlamas verbrennen sich jetzt nicht mehr lebendig, sondern werden erst nach ihrem Tode verbrannt.

Will ein Dalaï Lama diese Welt verlassen, was, nach seinen Anhängern, an dem Tage, zu der Stunde und unter den Umständen geschieht, die er bestimmt hat, so hinterläßt er stets ein Testament, das seinen Nachfolger bezeichnet; er schreibt es selbst und legt es an einer geheimen Stelle an seinem Throne nieder, damit es erst nach seiner Entfernung gefunden wird. In diesem Documente schreibt er den Rang, die Familie, das Alter und die andern Anzeichen vor, an denen man seinen Nachfolger erkennen soll, sowie die Zeit, in welcher die Nachsuchung zu beginnen ist. Nach diesem Testamente sucht man unmittelbar nachdem der Dalaï Lama die Wohnung gewechselt hat; es wird von dem Vicar des Tempels im Beiseyn der heiligsten Kubiligans (Regenerirten) und der hohen Geistlichkeit eröffnet. Hat man den bezeichneten Nachfolger gefunden, so wird er feierlich mit den vorgeschriebenen Ceremonien eingesetzt. Die Asche seines Vorfahren wird sorgfältig gesammelt; einen Theil davon macht man zu kleinen Kügelchen, die für heilige Reliquien gelten.

Der Dalaï Lama hat wie die andern Priester, wenn sie in ihrem Priesterschmucke erscheinen, ein gelbes Gewand und gelben Mantel, sowie eine spitzige Mütze von derselben Farbe, die an den Seiten weit heruntergeht, um die Ohren zu verbergen. Kommt er in einen Tempel, so setzt er sich mit gekreuzten Füßen auf einen Thron, der durch einen Haufen Kissen auf dem Altare gebildet wird, und unter einen Baldachin. Die Gläubigen treten ehrerbietig hinzu, um ihn zu verehren und seinen Segen zu empfangen. Er giebt denselben mit der Hand nur den Personen vom höchsten Range; die an ern Laien segnet er mit einer Art vergoldeten Scepters von rothem wohlriechenden Holze. Das eine Ende hat einen Griff, das andere endigt sich in der Form einer Wasserlilie, aus deren Kelche ein etwa zwei Zoll langes gelbes Bandstück herauskommt, das drei Stücke verschiedenfarbiger gefranster Seide umgiebt. Mit dieser Troddel berührt der Dalaï Lama den Kopf derer, welche vor ihm knien; ist ihre Anzahl sehr bedeutend, so stellen sich einige der ausgezeichnetsten Lamas neben den Thron ihres Pabstes und halten ihm den rechten Arm. (Taf. 16. Abbild.)

Die Laien, welche den Rang der Doctoren haben, beten erst vor andern Götzen; dann werfen sie sich vor dem Dalaï Lama so oft nieder, als es ihre Andacht ihnen eingiebt; dann knieen sie und empfangen mit gesenktem Haupte, die Hände auf das Gesicht gelegt und in der tiefsten Andacht den Segen, worauf sie das Niederwerfen wiederholen. Die andern Laien neigen sich sogleich ehrerbietig vor dem Throne des Priestergottes.

Die Lamas reden dem Volke ein und erzählen ernsthaft, wenn mehrere Personen vor den Dalaï Lama knieten, so zeige er sich einer jeden von ihnen unter verschiedener Gestalt. Jeder glaubt ausschließlich die Blicke des fleischgewordenen Gottes auf sich zu ziehen, und überall, wo der Dalaï Lama sich zeigt, verbreitet er, behaupten seine Anhänger, einen ungemein lieblichen Geruch; wann er es gebietet, sprudeln frische Quellen in den dürrsten Ebenen heraus, erheben sich Wälder und zeigen sich andere Wunder.

Der Dalaï Lama heißt auch Lama erembutschi. Außer diesem höchsten Patriarchen residirt eine andere lebendige Gottheit von hohem Range, der Bantschin rimbotschi, in Dschaschi lumbo im südlichen Tibet; der Dalaï selbst betet vor demselben an, weil dessen göttlicher Ursprung älter ist als der seinige. Ihre resp. Anhänger sind sonst Feinde gewesen, jetzt aber leben alle in gutem Vernehmen mit einander. Diese beiden Häupter der buddhistischen Religion haben in politischer Hinsicht nichts zu fürchten von einander, denn in ihrer Vereinigung liegt der eigentliche Mittelpunkt des Glaubens und der Hierarchie. Bei dem Tode des einen hat der Ueberlebende den andern regenerirten, sobald er aufgefunden ist, einzuweihen und setzt ihn selbst auf den Thron. Bemerkenswerth ist es übrigens, daß diese Fleischwerdungen nicht in einer Familie fortgehen können; es muß stets eine verschiedene Familie seyn.

Die zehn Kutuktus, welche den ersten Rang nach diesen Päbsten des Buddhaglaubens einnehmen, haben ebenfalls das Vorrecht, in einem andern Körper wieder zu erscheinen. Der, welcher bei den Mongolen sich befindet, heißt Geghen-Kutuktu. Sonst kam der Name Lama nur der höchsten Classe der Priester zu, denn er bezeichnet den Uebergang einer heiligen Seele in einen Menschen; jetzt heißen alle Mitglieder der buddhistischen Geistlichkeit Lamas. Der ordinirte Priester heißt gelang; er kann den Segen geben; unter ihm steht der goetsul, der mit einem Diacon zu vergleichen ist; der noch niedrigere Geistliche heißt bandi.

Die Kutuktus segnen die gemeinen Leute mit der rechten Hand, um die ein Stück seidenes Zeug gewickelt ist; die gewöhnlichen Priester nehmen ihren Rosenkranz in die Hand und berühren damit den Kopf des knieenden Gläubigen.

Die Buddhistenpriester leben gemeinschaftlich in großen Klöstern unter der Leitung eines Obern. Die in Tibet tragen ein gelbes Gewand und einen rothen Mantel; ihre Kleidung besteht aus Wollenzeuge. Ihr Hut oder ihre Mütze ist spitz oder rundlich und ziemlich viereckig.

(Taf. 18. Abbild.) An ihren Seiten hängt ein Rosenkranz oder sie halten denselben in der Hand. Einige haben eine gelbe, andere eine rothe Mütze, und diese Farben bezeichnen zwei sonst feindselige, jetzt versöhnte Secten; der Dalai Lama und der Bantschin rimbotschi haben gelbe Mützen. Die vorzüglichsten Lamas tragen bei Ceremonien einen Hirtenstab in der Hand, der oben gekrümmt und verziert ist. (Taf. 18. Abbild)

Die Priester begeben sich täglich dreimal in den Tempel: früh vor Tagesanbruche, zu Mittag und Abends. Sie sagen da Gebete her und singen Lieder; der Gottesdienst beginnt mit dem Glaubensbekenntnisse und wird von dem Schalle zahlreicher musikalischer Instrumente begleitet, — um die Aufmerksamkeit der Gottheit auf die Gläubigen zu lenken. Die Tempel sind mit Figuren Buddhas und mehrern andern Götzenbildern geziert. An gewissen feierlichen Tagen trägt man sie in Prozession herum. Um die Tempel herum werden häufig Prozessionen gehalten. Während des Gottesdienstes werden Kerzen angezündet und man verbrennt Weihrauch.

Die Laien gelangen in diese heiligen Gebäude nur, um die Götzenbilder anzubeten und den Segen der Priester zu empfangen. Diese tröpfeln ihnen für wenig Geld einige Tropfen geweihetes, mit Safran und Zukker vermischtes Wasser in die Hand, das man trinkt, um sich zu heiligen und zu stärken.

Fast- und Bettage werden im Anfange des Frühjahrs, des Sommers und Winters gehalten. Achtzehn Tage im Februar, zwanzig im Mai, im November den ganzen Mond über und noch zwei Tage länger kommen alle Priester zusammen, um feierliche Gebete zu halten. An diesen Tagen ißt man kein Fleisch. Der 9., der 19. und 29. jedes Mondes sind besonders dem Gebete geweiht. Zu dieser Zeit versammeln sich viele Priester, deren Zahl bisweilen auf 3000 steigt, bei jedem Tempel. Der Dalai Lama und andere hohe Priester pflegen dem Gottesdienste an diesem Tage nicht beizuwohnen.

An den vier großen Festtagen, nämlich dem ersten Tage des ersten Mondes im Februar oder am Neujahr, am 5. des zweiten Mondes des Juni, am 16. des Julimondes und am 25. des Novembermondes müssen jene hohen Geistlichen selbst Gottesdienst halten und ihren Segen ertheilen. Alle religiösen Ceremonien werden mit großem Pomp begangen.

Kommt ein Kind zur Welt, so ruft man einen Priester, der ein Gefäß mit Wasser und Milch weiht; er haucht darüber, indem er Gebete spricht, und badet das Neugeborene darin. Nach dieser Ceremonie giebt er dem Kinde einen Namen nach seinem Gutdünken oder nach der Andeutung der Bücher, die er zu Rathe zieht. Alle diese Namen sind die von Heiligen des Buddhismus. Dann wird den Freunden der Familie und den Priestern gewöhnlich ein großes Festmahl gegeben.

Bei Heirathen bestimmen die Lamas den günstigen Tag, und sie ziehen dabei die heiligen Bücher zu Rathe, nachdem sie das Jahr, den Monat und den Tag der Geburt der beiden Verlobten aufgezeichnet haben. Besonders berücksichtigen sie den Tag, welcher der Frau Glück verheißt, selbst wenn er nicht günstig für den Mann seyn sollte. Da Jeder im Jahre nur einige dieser für glücklich gehaltenen Tage hoffen kann und dieselben sind zufällig schon vorüber, so muß das Paar die Verheirathung bis zum nächsten Jahre verschieben.

Am Hochzeitstage holt der Bräutigam in Begleitung seiner Freunde, aber ohne Vater und Mutter, seine Braut ab; kehren alle zurück, so schließen sich die Eltern der Braut oder wenigstens eines davon an, wenn die Wohnung des Bräutigams entfernt ist. Kommt man an, so räuchert ein Priester das Haus mit Weihrauch ein und ruft die hilfreichen Gottheiten herbei; dann weihet er durch Gebete ein Gefäß mit Milch und Wasser; das Brautpaar schöpft daraus so viel als es zum Händewaschen bedarf; er giebt ihnen seinen Segen, indem er ihnen ein heiliges Buch auf den Kopf legt, und bittet endlich Gott um Glück und Fruchtbarkeit des neuen Paares. Nach Beendigung dieser Ceremonien werden die jungen Eheleute in ein abgesondertes Gemach geführt, wo man sie allein läßt, während die Gesellschaft sich mit Gesang, Tanz und Musik unterhält oder sich mit andern Vergnügungen zerstreut, welche bei den Reichen oft fünf bis zehn Tage dauern. Die Mädchen erhalten eine Mitgift, ohne daß der Mann dem Schwiegervater etwas zu bezahlen braucht, wie dies bei den andern orientalischen Völkern geschieht.

Wird Jemand krank, so werden Gebete, die im Ritual vorgeschrieben sind, hergesagt, um die Gottheit zu vermögen, ihm die Gesundheit zurückzugeben. Wird die Gefahr groß, so bereitet man den Kranken auf den Tod vor durch Erzählungen von der Seelenwanderung und durch Gebete, denen die Anwesenden mit den Rosenkränzen in der Hand beiwohnen.

Die Leichen werden in Baumwolle oder Seide je nach dem Vermögen der Familie einzuschlagen, und dann verfährt man damit wie bei den Mongolen nach der Anzeige der heiligen Bücher. Die Lamas, welche bei dem Körper Gebete für die Todten zu halten haben, begleiten den Leichenzug unter Grabgesängen; ehe der Leichnam seiner letzten Bestimmung übergeben wird, betet man zu den schützenden Geistern, damit sie von der Seele des Verstorbenen alles abweisen, was ihre Ruhe stören könnte. Darauf nehmen die Personen und Priester, welche dem Begräbnisse beiwohnten, Theil an einem großen Festmahle.

Ein Lama betet für das Seelenheil des Verstorbenen wenigstens zehn Tage lang, die Familie müßte denn ganz arm seyn. Diese Feierlichkeiten dauern mehrere Monate hinter einander fort und bei den Reichen selbst ein ganzes Jahr. In diesem Falle bezieht der Priester das Haus des Verstorbenen und erhält für seine Mühe Zeuge, Gefäße, andere Gegenstände und Geld. Ferner muß ein feierlicher Trauerdienst, zu dem sich sehr viele Priester einfinden, am 49. Tage nach dem Tode und am Jahrestage des Todes gehalten werden. Ob dies jährlich wiederholt werden soll, hängt von dem Willen der Familie ab.

Alle Jahre zu Ende des Octobers wird ein Trauerfest zum Andenken an alle Verstorbenen gehalten. Das Dach der Tempel, der Klöster und der Privathäuser wird erleuchtet und die Stille der Nacht durch den Ton der Glocken, durch den Lärm musikalischer Instrumente und den Gesang von Trauerliedern unterbrochen; die Reichen und Wohlhabenden geben den Armen Lebensmittel und Almosen, und man ist überzeugt, daß mildthätige Handlungen an diesem Tage noch verdienstlicher sind als sonst.

Die Lamas halten sich verpflichtet, das Lob Gottes so laut und so schnell als es ihnen möglich ist zu singen, und so ist das, was einem gleichgiltigen Zuschauer seltsam und selbst lächerlich erscheinen muß, bei ihnen ein Beweis von Eifer und Andacht. Außer den feierlichen Gebeten in dem Tempel haben sie noch andere, die sie im Kloster und an andern Orten hersagen. Sie werden stets von Musik begleitet.

Bei ihren Frömmigkeitsäußerungen haben die Buddhisten stets die Worte im Munde: om mani pad me om; diese wiederholen sie, indem sie die Körner ihres Rosenkranzes durch die Finger gleiten lassen und ihre Götzen anbeten. Man schreibt diesen der Sanskritsprache entlehnten mystischen Worten ein großes Verdienst zu: man sieht sie erhaben auf Zeugstreifen an Piken, welche man überall aufpflanzt; an den Steinen, an den Seiten der Felsen, auf Mauern, auf Bretern und geschrieben auf Papierblättern, welche dieselben so viel mal enthalten als Raum dazu da ist. Diese Blätter werden in hölzerne Cylinder gebracht, durch welche ein Eisenstab geht, damit sie in Bewegung gesetzt werden können. Diese Cylinder sind von verschiedener Größe; einige trägt man in der Hand; andere liegen auf eisernen Haken an Wegen; noch andere in Tempeln. Diese Cylinder mit der möglich größten Schnelligkeit umzudrehen ist eine sehr verdienstliche und dem Heile der Seele zuträgliche Handlung. Man bringt dergleichen selbst an Flüssen an, damit sie von der Strömung umgedreht werden. (Taf. 15. Abbild.)

Man würde den Buddhismus falsch beurtheilen, wollte man ihn nach diesen Gebräuchen würdigen, die kindisch sind, im Ganzen aber nichts Tadelnswerthes haben. Die Vorschriften dieser Religion haben Anspruch auf die Achtung jedes Verständigen, und mit Ausnahme des Artikels, der die Verehrung geschnitzter Bilder besiehlt, findet man in diesen Glaubens-

geboten die zehn Gebote, welche Moses auf dem Berge Sinai von Gott empfing. Man darf sich deshalb auch nicht wundern, daß das Sittengesetz des Buddhismus einen glücklichen Einfluß auf den Charakter roher Völker ausgeübt, zur Bezähmung der Leidenschaften derselben beigetragen und dadurch der Menschheit einen wahren Dienst erwiesen hat. „Die weniger als die Brahmanen von rohen Vorurtheilen erfüllten Buddhisten," sagt Abel Remusat, „haben zwar den Genuß des Thierfleisches erlaubt, aber den Menschen auch an die Würde erinnert, die er von seinem Schöpfer erhielt; sie hegen zwar weniger Ehrfurcht vor den Kühen und Sperbern, haben aber mehr Erbarmen mit den Handwerkern und Arbeitern. Nach den Brahmanen giebt es kein Heil außerhalb der Grenzen der von den heiligen Flüssen bespülten Gegenden, und man braucht sich deshalb gar keine Mühe zu geben. Dagegen hat die Religion Buddhas gerade in den dieser Einwirkung des Himmels entbehrenden Oertern ihre heilsamen und edeln Grundsätze verbreitet, die auf alle Völker und Länder anwendbar sind. Sie hat die Hirten von Tibet gesittigt und die Sitten der Nomaden der Tatarei gemildert. Ihre Apostel waren es, die zuerst von Moral, Pflichten und Gerechtigkeit zu den wilden Eroberern zu sprechen wagten, welche Asien verwüstet hatten."

Ein großes Werk, im Tibetanischen Gandschur genannt, ist der Inbegriff des Buddhismus; es wurde in die verschiedenen Sprachen Ostasiens übersetzt, besteht aus achthundert großen Bänden und wurde ursprünglich in Sanskrit geschrieben wie die andern religiösen Schriften, die außerordentlich zahlreich sind und von den Buddhisten für offenbart angesehen werden. Diese Bücher sind sehr umfänglich, und man wird sich darüber nicht wundern, wenn man berücksichtigt, daß sie großentheils aus sehr langen Litaneien, Formeln, Gebeten und Anrufungen bestehen, die man sehr vielmals wiederholt, ohne etwas daran zu ändern, ja selbst ohne sich zu bemühen, sie verstehen zu lernen. „Man darf auch nicht vergessen," setzt der oben erwähnte Gelehrte hinzu, „daß die drei Lehren der Buddhisten ein eben so vollständiges System der Philosophie bilden, als man es von Seiten der Hindus erwarten kann, und daß sie die Grundsätze der Moral, die cosmogenischen Fabeln und die Beschreibung sowohl der wirklichen als der phantastischen Welt, eine Menge allegorischer und mythologischer Sagen, sowie überdies eine Metaphysik enthalten, deren eigentliche Grundlage nicht zu ermitteln ist. Ich fürchte nicht, der Lüge geziehen zu werden, wenn ich behaupte, daß der, wer nicht einige der buddhistischen Bücher gelesen hat, die Ausdehnung der menschlichen Extravaganz nicht kennt und keine vollständige Idee von dem Grade der Absurdität hat, zu welchem der Mißbrauch zwecklosen Grübelns und der ungeordnete Gebrauch der Abstractionen in Anwendung auf Gegenstände führen kann, die von dem Verstande nicht zu ergründen sind. Man glaubt mir vielleicht eher, wenn ich anführe, daß man unter diesen Träumereien oft sinnreiche Allegorien findet und daß aus dieser dunkeln Metaphysik sich bisweilen Blitze des Genies erheben, welche die Neugierde erregen und die Phantasie in Erstaunen setzen können."

Man darf sich nicht wundern, daß bei einer Religion, die stets nach einem beschaulichen Leben strebt, Männer, welche die Vollkommenheit erreichen wollen, einsam in Höhlen und auf Bergen leben, jeden Verkehr mit den Menschen meiden und sich jeder thierischen Nahrung enthalten. Andere vereinigen sich zu einer Gesellschaft in entlegenen Orten und senden Bettelbrüder in die Städte und Dörfer.

Der Buddhismus hat auch Nonnen in Klöstern, und eines dieser Klöster besitzt einen weiblichen Kutuktu als Superiorin. Die Kleidung dieser Nonnen gleicht der der andern Frauen, ist aber von der Farbe wie die der Mönche, und sie haben wie diese spitze Mützen. Auf der rechten Achsel tragen sie ein rothes Band; sie scheren sich das Haar nicht ab, sondern flechten es in zwei Zöpfe an beiden Seiten, während die andern Frauen das Haar in einem einzigen hinter jedem Ohre herabhängen lassen. Einige dieser Nonnen leben trotzdem bei ihren Familien.

Tibet liegt zwischen dem 27. und 37° n. Br. und zwischen dem 72. und 102° östl. L. und wird in N. von Si-pacı und der Mongolei; in O. und SO. von dem eigentlichen China; in S. von Butan und Hindostan, und in W. von Nepal und Hindostan begrenzt. Die Länge beträgt ungefähr 600, die größte Breite 200 Stunden und der Flächenraum 10,000 Q.St.

Von Hindostan ist es durch den Himalaya getrennt, dessen Gipfel die Höhe von 4000 Toisen erreichen und der mit ewigem Schnee bedeckt ist. Im W. schließt sich der Karakoram und der Nari an diese gigantische Kette an; die Kuenlun oder Kulkumberge laufen nach N. Diese Berge enthalten eben so hohe Gipfel als der Himalaya, ihre Ausläufer erstrecken sich nach allen Seiten nach Tibet und sie zeigen oft ungeheuere Gletscher. In NO. bemerkt man den Bajan kara und in O. den Yung lin, zwei schneeige Ketten.

In dem südlichen Theile des Landes sendet der See Manasarovar sein Wasser dem Hravanrad, einem andern See, aus welchem der Setledsch kommt, der den Himalaya durchschneidet, um Hindostan zu bewässern. Etwas nach W. trennt das Gebirge Paralasa dieses Becken von dem des Indus, der nach N. fließt, um sich dann nach S. nach dem Lande zu zu wenden, das ihm den Namen verdankt. Oestlich von dem Manasarovar auf dem Gandsiri entspringt der Yaro dzango tschu, ein Fluß, der weiterhin den Namen Irawaddy annimmt und sich in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Der Yang tse kiang endlich, der größte Fluß Chinas, wird durch die Flüsse des östlichen Tibets gebildet. Unter den Seen Tibets, die sehr zahlreich sind, ist der merkwürdigste der Palte, dessen Wasser wie ein Ring eine gebirgige Insel umgiebt, deren Umfang weit beträchtlicher ist als der, welchen er einnimmt.

Ein rauhes und kaltes Clima ist die natürliche Folge dieser Schneegebirge und der hohen Lage des Landes über dem Meeresspiegel. Man findet jedoch schöne Weideplätze und fruchtbare Thäler; man kann in den gemäßigtern Wein und selbst Reis bauen. Viele Berge sind völlig kahl und das Brennmaterial ist nicht sehr häufig.

Unter den Säugethieren darf man den Yak oder Stier mit Pferdeschwanz nicht vergessen. Er hat die Größe und Gestalt unserer Stiere, unterscheidet sich aber von denselben wesentlich durch sein langes dichtes Haar; seine Achseln, seine Lenden und sein Kreuz sind mit einer sehr dichten und weichen Wolle bedeckt; das Haar an den Seiten und am Bauche ist sehr steif und reicht bis an das Fußgelenk herab. Es giebt auch sehr gut genährte zahme Yaks, deren Haar bis zur Erde reicht; von der Mitte des Bugs geht ein Büschel Haare aus, die länger sind als die übrigen. Die Farbe des Yaks ist meist schwarz. Statt zu brüllen, brummt er leise und selten; er hat einen finstern Blick, ist mißtrauisch und wild.

Der Yak lebt in den kältesten Theilen von Tibet, wo er das kurze Gras der Berge und Ebenen, besonders zwischen diesem Lande und Butan, abweidet. Er bildet den Reichthum der Dukbas, eines Nomadenstammes, ernährt dieselben, giebt ihnen Kleidung und dient ihnen als Lastthier, da er einen sehr sichern Tritt hat und sehr stark ist. Aus seinem Haar macht man Stricke und Zelte, und aus seinem Felle Röcke und Mützen. Zum Pflügen benutzt man ihn nicht.

Der Schwanz des Yaks besonders wird im ganzen Oriente als ein Gegenstand des Luxus und des Schmuckes geschätzt; in Tibet und Hindostan dient er als Fliegenwedel, bei den Türken und Persern dagegen als jene Zeichen kriegerischer Würde, die wir mit Unrecht Roßschweife nennen; in China färbt man sie roth und schmückt damit die Sommermützen; man hat sie von der Länge einer Elle. (Taf. 15. Abbild.)

Der größte Gewinn jedoch, den die Dukbas von dem Yak ziehen besteht in der Menge von Milch, die er giebt, und aus welcher sie vortreffliche Butter machen. Diese bringen sie in Schläuche und erhalten sie dadurch bisweilen Jahre lang in ihren kalten Bergen, ohne daß sie verdirbt. Haben sie einen hinreichenden Vorrath davon, so schaffen sie denselben auf ihren Yaks auf den nächsten Markt, von wo sie nach allen diesen hochgelegenen Ländern versendet wird. Sie bildet einen Haupthandelsartikel.

Eine andere sehr wichtige Waare ist das weiche Haar der Ziegen, aus welchem man die Caschemirshawls macht. Tibet hat auch wilde Pferde und die zahme Race ist sehr schön; Gemsen und große Hunde mit dickem Kopfe und langem Haar, die viel Kraft und Muth besitzen. Der große Reichthum des Landes besteht in Mineralerzeugnissen. Man findet an mehrern Stellen Gold und oft sehr rein; das Erz gehört der Regierung, welche nur die Bearbeitung einer einzigen Grube erlaubt. Der Zinnober ist gemein; weil man aber nicht Holz genug hat, kann man das Quecksilber nicht herausziehen. Im Boden einiger Seen krystallisirt sich der Borax. Die Berge enthalten Steinsalz; in den Ebenen ist der Salpeter sehr häufig.

Tibet ist in vier große Provinzen getheilt, nämlich: Ngari in W., Dzang, Uel und Kam.

Wenige europäische Reisende haben Tibet besucht; Missionaire der römischen Kirche sind zu verschiedenen Zeiten dahin gedrungen, und neuerlich Engländer; in unserer Zeit hat sich ein Ungar, Csoma von Körös, in wahrem wissenschaftlichem Eifer mehrere Jahre lang in einem Kloster jenes Landes eingeschlossen, um die Sprache und Literatur zu studiren; als er in Calcutta ankam, gab er eine Grammatik und ein Wörterbuch der tibetanischen Sprache heraus.

Ngari entspricht dem, was man lange Balti und Klein-Tibet genannt hat. Der Pater Andrada kam 1625 dahin; Moorcroft 1812; beide erstiegen die Kette des Himalaya etwas östlich von den Quellen des Ganges; beide waren auf ihrer Wanderung über diese Schneegebirge verwundert über den herrlichen Anblick, der sich ihren Augen zeigte. Der P. Andrada hatte nur einen Zweck, die Ausbreitung des göttlichen Wortes unter den Ungläubigen. Moorcroft dagegen wollte den physischen Zustand des Landes kennen lernen. Die Gegend, in die er zuerst gelangte, war Undes oder Urnadesa, wo die Ziegen leben, welche die kostbare Shawlwolle geben, die man hier tuz nennt. Gertok oder Gortope, die Hauptstadt dieses Bezirkes, liegt in einer hohen kalten Ebene, die von zahllosen Ziegen-, Schaf- und Yakheerden bedeckt ist; Moorcroft schätzt die Zahl, die er da sah, auf wenigstens 40,000 Stück; die der Pferde war verhältnißmäßig unbedeutend. Gertok besteht nur aus einer Vereinigung von schwarzen groben Filzjurten. Ueber jeder flatterten seidene Fähnchen von verschiedener Farbe.

Es war der 20. Juli 1812. „Die Hirten," sagt Moorcroft, „fangen in diesem Augenblicke an, die Ziegen und Schafe zu scheeren. Kaufleute aus verschiedenen Orten Hindostans kaufen die Schafwolle, aus welcher sie schmales Tuch und Decken verfertigen; die Ladakis dagegen suchen überall die weiche Ziegenwolle auf, die zur Verfertigung der Shawls dient. Sie haben in ihrem Lande wohl auch Ziegen, welche diese kostbare Wolle liefern, aber nicht in gehöriger Menge, so daß sie Caschemir ganz versorgen könnten."

Einige Tage nachher war Moorcroft in Malssar an dem Manasarowar, und am 31. Juli bemerkte er Eis von einem Viertelzoll Dicke, das in der vergangenen Nacht entstanden war. Der Temperaturwechsel ist so häufig und so plötzlich, daß die Leute gewöhnlich vier oder fünf Röcke über einander tragen. Die immer vorsorgende Natur hat die Säugethiere vor den Nachtheilen einer so rauhen und unbeständigen Temperatur geschützt, indem sie ihnen dichteres Vließ gab, als sich an irgend einem andern Orte findet. Das Fell der Schafe ist dicht; die langen Haare der Ziegen haben an der Wurzel einen außerordentlich feinen Pelz; die Kuh hat auch einen dergleichen; das Haar des Hasen zeichnet sich durch seine Länge und Dichtigkeit aus, und der Hund endlich hat auch seinen Pelz.

Die Ladakis scheinen sich das Monopol des Tuz angeeignet zu haben. Den größten Theil davon verkaufen sie für baare Zahlung wieder an die Caschemirer, welche, wie es scheint, ihre Einkäufe nicht selbst an Ort und Stelle machen können; das Uebrige wird von Handelsleuten aus dem Penschab genommen. Der Deba oder Gouverneur von Daba, einer andern Stadt in jener Gegend, sagte Moorcroft, es wären zahlreiche russische Caravanen über Yarkend nach Gortope gekommen und hätten Corallenschnuren, Leder und Wollenzeuge gebracht.

Leh und Ladak wird von einem dem Dalai Lama zinspflichtigen Radscha regiert. Die am Ufer des Indus gelegene Stadt ist von Bruch- und Backsteinen erbaut; die Häuser haben drei bis vier Etagen. Alle Jahre werden 800 Pferdeladungen Tuz nach Caschemir geschickt.

Die Handelsstraße zwischen Ladak und Yarkend ist, obgleich stark besucht, dennoch sehr beschwerlich; ein Reisender, der den erstern Ort im März verließ, kam im zweiten erst nach sechzig Tagen an. Die Reise hatte eigentlich nur 23 gedauert, sieben aber hatte man gebraucht, um über die nicht sehr hohen Karakoram-Berge zu kommen. Der Nordwind und das Schneegestöber waren so heftig, daß die Caravane einige Tage lang kaum einige hundert Schritte weiter kam. Trotz der geringen Höhe muß die Karakoram-Kette, die nur acht Tagereisen von Ladak liegt, in einer bedeutenden Höhe über dem Meeresspiegel sich befinden, da sich daselbst Athmungsbeschwerden, Erbrechungen, Erstarrungen und Appetitverlust einstellen. Der Thee galt für das specifische Mittel gegen alle diese Unannehmlichkeiten. Nach dem Sturme konnten die Reisenden ihre Straße weiter ziehen, aber acht ihrer Pferde waren gefallen und die ganze Caravane war dem Untergange nahe. Das bewohnte Land begann am achtzehnten Tage der Reise von Ladak aus. Man trifft da einige Hütten, in denen Uakanis leben; die Reisenden versorgen sich da mit Lebensmitteln für sich und die Pferde. Am siebzehnten Tage gelangten sie in das Defile Yengi Dabelan, das etwa sechs (engl.) Meilen lang ist; es war mit Eis bedeckt, und man mußte Stufen hauen, um den Marsch fortsetzen zu können; bei der Rückkehr nach Ladak im Juni war das Eis verschwunden. Südlich von Karakoram laufen alle Gewässer nach dem Indus, nördlich wenden sie sich dem Yarkend zu. Jenseits des Rückens von Kilastan ist der Weg frei von Hindernissen. Der größte Theil dieses Landstriches wird nur von Kirgisen besucht, die mit ihren Heerden herumziehen; die wilden Pferde sind zahlreich daselbst; Diebe trifft man nie.

In Ngari findet man Gold; Moorcroft sah Hügel, welche dies Metall enthielten.

Dzang, im W. von Ngari, wird von O. nach W. von dem Dzangbo durchströmt. In geringer Entfernung südlich von dem rechten Ufer dieses Flusses liegt Sigatse, die Hauptstadt der Provinz, eine Festung auf einer Felsenspitze, welche eine Defile beherrscht.

Ein wenig weiter hin nach W. sieht man Dschaschi Lumbo oder Labrong, die gewöhnliche Residenz des Bantschin-rimbotschi, eigentlich ein ungeheuer großes Kloster, das aus etwa 400 Gebäuden von Stein in einer Bergbucht, die nach Süden zu offen ist, besteht. Alle haben wenigstens zwei Stockwerke und platte Dächer mit einer Lehne von Erde und Faschinen, die unten vorspringt und einen Simms bildet, der dunkelbraun angestrichen ist, wodurch man hier die geistlichen Gebäude auszuzeichnen pflegt. Diese Farbe, die grell von den weißen Mauern absticht, sieht sehr angenehm aus.

Dieses Kloster enthält mehrere Tempel, Mausoleen und den Palast des Bantschin-rimbotschi, oder Bantschan-erdeni, welcher von allen geistlichen und weltlichen Beamten bewohnt wird, die um seine Person seyn müssen. Am NO. Ende des Klosters erhebt sich der Palast eines Haupt-Lama. (Taf. 16. Abbild.) Alle Häuser haben Fenster, deren größtes sich in der Mitte der Façade befindet und einen weit vorspringenden Balcon bildet Sie werden weder mit Laden noch Jalousien, sondern mit Vorhängen von schwarzem Moire geschlossen. Das Hauptzimmer befindet sich in der zweiten Etage; darüber ist eine Fallthüre angebracht, mittelst welcher man Licht und Sonne hereinlassen kann, wenn dieses Gestirn sich im Winter zeigt.

In einem gepflasterten und auf drei Seiten von einem Peristyl mit rothen und vergoldeten Säulen umgebenen Hofe sieht man das Mausoleum des Bantschan-erdeni, der 1780 von dem Kaiser von China nach Peking berufen wurde und dort den Aufenthalt wechselte. Ueber dem Eingange des Mausoleums bemerkt man eine Trophäe, die ziemlich einer Rü-

stung gleicht. Diese Sculpturen und andere sind reich vergoldet. Zwei roth bemalte Thüren mit vergoldeten Erhabenheiten zeigen, wenn sie sich öffnen, eine prächtige Pyramide, deren Seiten mit massiven Silberblättern belegt sind. Die Absätze der Pyramide tragen verschiedene seltene und kostbare Gegenstände, welche die Gläubigen dem Lama während seines Lebens gaben; man bemerkt Tabatieren und merkwürdige Juwelen, silbernes Geschirr, reiches Porzelan, große japanische Vasen von herrlichem Blau, große Stücke Lapislazuli, Götzenbilder und musikalische Instrumente.

An jeder Seite hängen an der Decke Stücke Atlas und anderer seidener Zeuge. Ganz nahe bei der Pyramide bemerkt man zwei Stücke schwarzen Sammet, der ganz mit einer Perlenstickerei bedeckt ist. Stücke schönen englischen Brocats und dergleichen von Benares mit Blumen vervollständigen diese herrliche Ausstellung kostbarer Stoffe. An den Wänden von oben bis unten sind betende Priester gemalt.

Am Fuße der Pyramide ruht der Körper des Bantschan-erdeni in einem Sarge von massivem Golde, der in Peking auf Befehl des Kaisers Khian lung gearbeitet wurde. Oben auf der Pyramide steht die goldene Bildsäule des Bantschan. Er ist auf Kissen sitzend und nachdenkend dargestellt; seine Füße sind gekreuzt.

Die Bildsäule des Lama befindet sich unter einer großen Muschel, deren Streifen abwechselnd roth und weiß gemalt sind und deren gewundene Ränder ein Dach bilden; an ihrem Ende sind symetrisch und geschmackvoll die Rosenkränze aufgehangen, deren sich der Bantschan bediente und die meist kostbar sind. Sie sind von Perlen, Smaragden, Rubinen, Saphiren, Korallen, Bernstein, Bergkrystall, Lapislazuli ꝛc.

Auf der rechten Seite der Pyramide befindet sich eine andere Statue des Bantschan-erdeni in Lebensgröße von massivem vergoldeten Siber sitzend auf einem Sessel unter einem seidenen Baldachin, mit einem aufgeschlagenen Buche vor sich.

Vor der Pyramide liegen auf einem Altare, der mit einem blauen Tuchteppich bedeckt ist, die täglichen Opfergaben, bestehend in Blumen, Früchten, Getreide und Oelen, neben ewig brennenden Lampen und wohlriechenden Kerzen, sowie Gefäßen mit Weihrauch.

Auf dem Fußboden sind religiöse Schriften aufgeschichtet. Die Gläubigen, welche Einlaß in dieses Heiligthum erhalten, beten den Lama an, indem sie sich neunmal vor seinem Grabe mit der tiefsten Demuth niederwerfen. Unter dem äußern Porticus halten sich Priester auf, die hier abwechselnd beten und das heilige Feuer vor dem Grabe zu unterhalten haben.

Die Muschel, welche die Pyramide bedeckt, ist außerordentlich groß; aus einer gewissen Entfernung gesehen, macht sie einen sehr schönen Effect; sie befindet sich an der Seite eines großen Felsens über dem größten Theile des Klosters, so daß man sie sehr weit sieht. Das Aeußere des Mausoleums ist von Quadersteinen; das mehr lange als tiefe Gebäude ist außerordentlich hoch; die Mauern werden dünner, je höher sie sich erheben. In der Mitte des Gebäudes, über dem Porticus, sieht man ein mit Vorhängen von schwarzem Moire verhangenes Fenster. An der Mauerfläche bemerkt man mehrere Figuren der Sonne und des Mondes in Gold; rund um das ganze Mausoleum läuft ein brauner Streifen etwas unterhalb dem Fenster und darüber befindet sich ein Täfelchen mit der Aufschrift in goldenen Buchstaben: Om mani pad me om. Ueber diesem zieht sich eine weiße Stelle hin, und der ganze Theil des Façade über diesem Weiß, etwa 12. Fuß hoch, ist roth angestrichen. Der Fries und Simms sind weiß.

Der glänzendste und am meisten in die Augen fallende Theil des Gebäudes ist eine kostbar vergoldete Kuppel, die sich über der innern Pyramide wölbt. Sie wird von leichten Säulen getragen; ihre Spitze ist mit metallenen Drachen geziert; rund herum hängt eine unendliche Menge Glöckchen, die, vom Winde bewegt, mit allen denen der vorspringenden Theile des Gebäudes ein sehr geräuschvolles Glockenspiel bilden. (Taf. 17. Abbild.)

Wir verdanken diese Details Samuel Turner, einem englischen Infanterie-Officiere, der 1783 von dem Generalgouverneur von Indien abgeschickt wurde, um dem Bantschin-rimbotschi wegen seiner Wiedererscheinung in dem Körper eines Kindes Glück zu wünschen. Am 17. Septbr. war er in Dschaschi-lumbo. Er hatte die Erlaubniß, Tibet zu betreten, nur unter der Bedingung erhalten, sich nur von einem einzigen Landsmanne begleiten zu lassen. Er hätte gern der Ceremonie der feierlichen Weihe des jungen Regenerirten beigewohnt, zu welcher sich der Dalaï Lama selbst einfand, mußte sich aber mit dem begnügen, was die Buddhisten in seinem Gefolge ihm erzählten. Wahrscheinlich hatten die Abgeordneten des Kaisers von China, welche dieser imposanten Ceremonie beiwohnen sollten, die Zulassung der Europäer unpassend gefunden.

Man wies Turner ein prächtiges Zimmer im Kloster zur Wohnung an; er durchwanderte die Umgegend und besuchte Gigatse. Die Ebene von Dschaschi-lumbo ist vollkommen flach und von felsigen Bergen umgeben. Sie erstreckt sich von N. nach S. 15 (engl) Meilen weit und ist am südlichen Ende fast 6 Meilen breit, am nördlichen aber schmäler. Dort liegt das Kloster, welches die ganze Fläche einnimmt und zwischen den Bergen in O. nur einen schmalen Raum freiläßt, durch welchen der Païnomtschiù fließt, um sich etwas weiter hin mit dem Dzangbo zu verbinden.

Die Berge um Dschaschi-lumbo sind außerordentlich steil, fast perpendiculair, und sehen aus wie verrostetes Eisen. Die ungemeine Strenge der Kälte hat sie gesprengt und die Winde reißen ziemlich häufig Blöcke ab, die sich unten ansammeln und einen ziemlich glatten Damm bilden.

Von dem October bis zum Mai erheben Wirbelwinde ziemlich häufig ungeheuere Staubwolken, die, wenn sie die Spitze der Berge erreicht haben, in der Luft zerstreut werden. Dies ist das Einzige, was die Reinheit der Atmosphäre trübt, denn gewöhnlich bemerkt man nicht den geringsten Dunst am Horizonte.

Der Felsen von Dschaschi-lumbo ist der höchste von denen der Umgegend; Turner bemerkte hier an den günstigsten Stellen einen Ueberrest von Grün. Einige Büsche hatten eine Anzahl Hirsche angelockt, die er dort herumspringen sah.

„Ich versuchte den Gipfel des Felsens zu erklimmen," setzt er hinzu, „aber als ich oben ankam, fand ich meine Erwartung sehr getäuscht. Ich sah auf allen Seiten nichts als enge, unfruchtbare Thäler, kahle Felsenspitzen und fühlte eine äußerst heftige Kälte. Vielleicht freilich wäre mir die Sache in einer andern Jahreszeit anders vorgekommen. Jetzt fühlte man in Tibet bereits die Strenge des Winters; die Bäume hatten ihre Blätter verloren; die hohen Berge waren mit Schnee bedeckt und die Natur sah todt aus.

„Von dem Felsen Dschaschi-lumbo herab sieht man in weiter Ferne auf andere Berge. Obgleich ich wußte, daß es da bedeutende Dörfer und zahlreiche Bewohner gebe, bemerkte ich doch nicht die geringste Spur davon. Diejenigen, welche sich an diesen Bergen niederlassen, wählen immer eine soviel als möglich geschützte Lage."

Nach N. zu erblickte Turner den Dzangbo, der in einem breiten Bette fließt. Ueberall, wo sich die Ungleichheit des Bodens seinem Laufe zu widersetzen scheint, hat er sich mehrere Ausgänge geöffnet und eine Menge Inseln gebildet. Man versicherte ihn, das Hauptbett sey schmal, und man könnte es zu keiner Zeit durchwaden.

Der Regent, der Turner sehr freundschaftlich aufgenommen hatte, mußte sich auf einen Monat entfernen. Nach seiner Rückkehr bewilligte er dem englischen Reisenden eine neue Audienz. „Er sprach sehr theilnehmend," sagt dieser, „wegen eines leichten Uebelseyns zu mir, das mich befallen hatte, und nach seinen Reden konnte ich schließen, daß er von Allem, was hier vorging, selbst in seiner Abwesenheit, vollkommen unterrichtet sey. Dann sprach er von der strengen Kälte, die sich in den Gegenden einstelle, aus denen er komme, und die so heftig sey, daß er habe wärmere Kleidung anlegen müssen, als er gewöhnlich trage."

Am 30. Novbr. erhielt Turner seine Abschiedsaudienz bei dem Regenten, der ihm seine Depeschen für den Generalgouverneur von Indien übergab. Am 2. Decbr. trat er die Reise nach Bengalen an. Ehe er den

Palast verließ, mußte er nach dem Herkommen eine weißseidene Schärpe um die Kapitäler der vier Säulen in seinem Zimmer schlingen. Er kennt den Grund dieser Ceremonie nicht, die ihm etwas Rührendes zu haben schien, entweder als Ausdruck der Dankbarkeit oder als Zeichen der Erinnerung.

Als er am 3. im Kloster zu Terpaling ankam, das neuerdings für den da wohnenden jungen Lama gegründet worden war, bis derselbe das Alter erreicht haben wird, um die Zügel der Regierung in Tschaschi-lumbo selbst zu übernehmen, wurde er am nächsten Tage diesem wiedergeborenen Pabst und Gott vorgestellt. Man hatte denselben auf einen vier Fuß hohen und mit einer gestickten seidenen Decke belegten Kissenhaufen gesetzt; andere seidene Zeuge von verschiedenen Farben hingen an den Seiten. Dieser Thron befand sich in einer Art von brennenden Kerzen umgebenen Alkoven; der Vater und die Mutter des jungen Gottes standen zu seiner Linken, während sich ein Priester dienstbereit zu seiner Rechten hielt.

Turner überreichte ihm ein Dassak, so wie eine Perlen- und Korallenschnur; der junge Oberpriester nahm sie in die Hand; die übrigen Geschenke wurden zu seinen Füßen niedergelegt. Turner und sein Begleiter erhielten die Erlaubniß, sich rechts von dem Throne niederzusetzen; man brachte ihnen Thee. Mehrere Personen durften eintreten und sich vor dem Bantschin-rimbotschi niederwerfen, der mit ihren Huldigungen sehr zufrieden zu seyn schien. Er verwandte die Augen fast nicht von den beiden Engländern und schien unzufrieden darüber zu seyn, daß man ihnen nicht schnell genug zum zweitenmale Thee reichte. Er nahm einen goldenen Becher, worin sich Confituren befanden, nahm zwei Stücke heraus und schickte sie den Fremden.

Turner hielt eine Anrede an ihn, um die Freude auszudrücken, welche der Generalgouverneur über seine Wiedergeburt empfunden habe, und ihn um fortdauerndes Wohlwollen für die Engländer zu bitten. Der Wiedergeborene, der erst anderthalbes Jahr alt war, konnte auf diese Anrede natürlich nicht antworten; „aber," setzt der Reisende hinzu, „er sah mich aufmerksam an während ich sprach, und machte mehrere Zeichen mit dem Kopfe, die anzudeuten schienen, daß er mich verstehe und billige, was ich sage; er benahm sich mit bemerkenswerther Schicklichkeit und Würde; alle seine Geberden verriethen einen lebendigen Verstand. Seine Gesichtsfarbe war etwas braun; er hatte regelmäßige Züge, schwarze Augen und eine glückliche Gesichtsbildung; mit einem Worte, er war ein sehr schönes Kind.

„Seine Eltern betrachteten ihn mit der zärtlichsten Liebe und schienen von seinem Benehmen entzückt zu seyn; die etwa fünfundzwanzigjährige Mutter war klein, aber ziemlich hübsch trotz ihrer tatarischen Physiognomie und ihrer ziemlich braunen Farbe. Ihr Haar war vor den Perlen, Rubinen, Smaragden und Korallen kaum zu sehen; ihre Ohrgehänge bestanden in Perlen, durchflochten von Gold und Rubinen. Mehrere Schnuren Rubinen, Lapislazuli, Bernstein und Korallen reichten vom Halse bis auf die Taille. Ihr Gürtel war durch eine goldene Schnalle festgehalten, in deren Mitte ein sehr großer Rubin glänzte. Ein granatfarbiger Shawl mit weißen Sternen vervollständigte ihre Kleidung, die nur bis unter das Knie reichte; am Fuße trug sie Stiefeln von rothem Marokin. Der Vater trug ein Gewand von gelber Seide, mit Gold brochirt und mit dem kaiserlichen Drachen von China geschmückt."

Bei einer letzten Audienz erhielt Turner die Depeschen des Oberpriesters, dessen Eltern ihm zwei Stücke Atlas für den Generalgouverneur übergaben, ihm selbst aber eine mit Lammfell gefütterte Jacke schenkten.

Es waren sehr viele Buddhisten angekommen, welche den Bantschinrimbotschi anbeten wollten; aber nur wenige wurden vorgelassen; sie schätzten sich schon glücklich, wenn sie ihn nur am Fenster erblicken konnten, wo sie sich vor ihm niederwarfen, ehe man ihn wieder wegtrug. Mongolen, Kalmücken befanden sich ebenfalls unter den Gläubigen auf dem Platze vor dem Palaste; sie standen da mit entblößtem Haupte, gefaltenen und bis an das Gesicht emporgehobenen Händen, die Augen auf die Wohnung des Lama gerichtet und mit offenbarer Unruhe. Endlich zeigte man ihnen denselben, wenigstens vermuthet es der Erzähler, denn sie hoben die noch immer gefaltenen Hände über den Kopf, senkten sie dann auf das Gesicht und legten sie auf die Brust; dann nahmen sie dieselben auseinder, fielen auf ihre Knie und berührten mit der Stirn die Erde, was sie neunmal nach einander wiederholten. Darauf traten sie näher, um ihre Geschenke zu übergeben, die in mehrern Gold- und Silberbarren und verschiedenen Erzeugnissen ihres Vaterlandes bestanden. Diese Gegenstände wurden einem Palastbeamten übergeben und die Kalmücken entfernten sich offenbar höchst zufrieden. Turner erfuhr, daß diese Opfergaben häufig vorkämen und eine der Haupteinnahmen der Lamas von Tibet bildeten.

Uei liegt östlich von Dzang; der Hauptort dieser Provinz ist Lhassa, die Hauptstadt von Tibet; der Dzang tsiu, der Lhassa bespült, ergießt sich 15 Stunden weiter in SW. in den Dzangbo. Auf dem Marbori, einem Gipfel der Botalaberge in W. von Lhassa, steht der Palast oder vielmehr das Kloster des Dalaï Lama. Das Gebäude hat eine rothe Farbe und das Dach ist mit einer vergoldeten und mit einer Menge goldener und silberner Spitzen verzierten Kuppel bedeckt. Der Tempel oder das Hauptgebäude dieses Palastes ist 357 Fuß hoch. Man zählt darin 10,000 Gemächer, und sieht da eine Menge Götzenbilder aus kostbarem Metall. Lhassa war sonst von einer Mauer umschlossen, dieselbe wurde aber 1722 niedergerissen und durch einen Steindamm ersetzt, der am Fuße des Berges Lang lu beginnt, bis zum Dziagh-ri-bidung reicht und beinahe 3 Stunden lang ist; er umgiebt den Botala und schützt ihn vor dem heftigen Anstoße des Flusses. Die Tibetaner nennen ihn den heiligen Damm. Im ersten Monate des Jahres kommen die Priester von allen Orten zur Feier der geistlichen Feste nach Lasseï-tsio-kang; sie bringen Steine für den Damm mit, werfen Erde darauf und schlagen sie glatt; die Regierung hat aber für die Erhaltung zu sorgen.

„Das klare Wasser des Flusses," sagt ein chinesischer Geograph, „hat hier eine glänzende Smaragdfarbe; bald bricht es sich in Tropfen und fällt in Staub herab; bald wälzt es ungeheuere Steinblöcke mit fort. Man findet in diesem Flusse kleine Steine, die man verkauft und aus denen man Schmucksachen macht.

„Fünf Stunden östlich von Botala erhebt sich der Lasseï-tsio-kang, ein von Gold und verschiedenfarbigen Edelsteinen glänzender Tempel, neben dem man einen andern prachtvollen sieht. Sieben Stunden nördlich von diesem liegt die Stadt Dschaschi, in welcher sich die chinesische Besatzung befindet. Sera, Brebung, Samie und Galdan sind große Klöster, welche in der Nähe durch ihre Vollkommenheit in Erstaunen setzen, von weitem aber durch ihre Schönheit fesseln; aber Dzun-kio, der Garten des Kadzi und jener von Schusiu-gang übertreffen alle andern und liegen in geringer Entfernung von einander. Hierher kommt der Dalaï Lama, wenn er einen Augenblick Muße hat, um auszuruhen. Im Frühjahre sind diese Gärten durch Pfirsichbäume und Weiden, im Winter durch Cedern und Cypressen beschattet. Die glänzenden Paläste dieses Aufenthalts unterscheiden sich nicht von denen des Landes der Mitte (China), und hier ist eigentlich das Reich der Freude in Westen."

Der Plan von Lhassa (Taf. 15.) zeigt alle diese bemerkenswerthen Orte; er ist nach einer in Tibet gemachten Originalzeichnung gemacht.

Lhassa ist der Mittelpunkt eines ansehnlichen Handels; die Kaufleute von China, Hindostan, Nepal, Caschemir, der Bucharei, von Butan kommen in großer Anzahl daher; der Bazar ist groß und gut versehen; man findet da rohe inländische Seide, feine Wolle, mehr oder minder feine Wollenzeuge, Parfümerien, Leinwand und Seidenzeuge, Edelsteine, Moschus, Borax, Getreide und Obst.

Kham, die vierte Provinz Tibets, in O. von Uei und Tsang, starrt von hohen Bergen, die zum Theil von ewigem Schnee bedeckt sind, und ist von tiefen Thälern durchschnitten, in denen Flüsse strömen, die nach S. streben. Der Winter ist hier sehr streng und sehr lang. Als der Bantschin-rimbotschi, um den Befehlen des Kaisers von China zu ge-

horchen, 1780 die Reise von Tibet nach Peking machte, wurde er vier Monate lang durch den Schnee aufgehalten, der die Thäler füllte.

Einige derselben sind jedoch fruchtbar; in den weniger besuchten Bezirken wächst der Rhabarber in Menge. Einige Städte dieses Landes sind mit dem eigentlichen China vereinigt worden.

Die Chinesen haben mit dem allgemeinen Namen Miao-tse verschiedene Völker bezeichnet, welche diese Berggegend bewohnen; die meisten unterscheiden sich nach dem Zeugnisse der Missionaire von einander durch gewisse Gebräuche und einige Verschiedenheit in der Sprache. Klaproth meint, der Name Miao passe nur auf einen Theil derer, welche in dem Gebirge der westlichen Provinzen Chinas leben; die andern sind Fan oder echte Tibetaner, und die Bergbewohner der südlichen Provinzen nähern sich durch ihre Sprache den Völkern der benachbarten Länder.

Einige Schriftsteller glauben, die Miao-tse der westlichen Provinzen gehörten zum Theil zu derselben Familie wie die Chinesen. Sie umhüllen den Kopf mit einem Zeugstücke und tragen nur eine Art Wamms und Beinkleider. (Taf. 17. Abbild.) Einige dieser Miao-tse waren dem Kaiser von China unterworfen; einige erkannten die Autorität der chinesischen Mandarinen an und andere gehorchten ihren erblichen Mandarinen.

Andere Miao-tse hatten ihre Unabhängigkeit behauptet; die Chinesen, welche sich stellten, als verachteten sie dieselben, fürchteten sie und bauten Forts an der Grenze der von diesen Bergvölkern bewohnten Bezirke. Sie kommen von Zeit zu Zeit des Handels wegen in die Ebenen herunter, ziehen viel Kühe, Schafe und Schweine und beschäftigen sich mit dem Ackerbaue. Sie verfertigen glatte und kleincarrirte seidene Decken, sowie eine Art aus Hanf; ihr stärkster Handel aber ist der mit dem Holze ihrer Wälder, das sie gegen Vieh und besonders gegen Büffel austauschen, aus deren Haut sie Cuirasse machen, welche sie mit dünnen Eisen- oder Kupferplatten belegen. Sie halten sich für treffliche Reiter, und ihre Pferde, die sie sehr theuer verkaufen, sind ihrer Leichtigkeit wegen sehr geschätzt.

Die Miao-tse hatten immer Truppen bereit und ihre Häuptlinge bekriegten einander oft; aber sie vereinigten sich, um Einfälle auf das chinesische Gebiet zu machen. Diese feindlichen Züge wurden bisweilen durch die Verationen der Officiere der chinesischen Garnisonen veranlaßt welche aus Langeweile Mittel zum Avancement suchten. Die Officiere beklagten sich über von den Miao-tse begangene Verwüstungen und meldeten dies übertrieben an die höhern Mandarinen.

Im Jahre 1775 erhielten die Häuptlinge der Miao-tse Befehl, ihre Einfälle einzustellen und die Waffen niederzulegen; aber statt diesem Gebote Folge zu leisten, verbanden sie sich und begannen ihre Raubzüge von neuem in der Hoffnung, wenn sie einige Defileen sorgfältig bewachten, würden sie in ihren Bergen unbesiegbar seyn. Alle Vorstellungen, die man ihnen machte, waren vergeblich; sie zerrissen die Schreiben des Kaisers. Es wurde ein Heer gegen sie abgesandt; die Unfruchtbarkeit und die Steilheit der Felsen, wo sie lebten, machten den Krieg schwierig und langwierig; die Miao-tse kämpften mit verzweifelten Muthe und selbst die Frauen hatten die Waffen ergriffen; der Sieg blieb lange zweifelhaft; endlich hatte der chinesische General den Führer der Miao-tse in dessen Hauptorte eingeschlossen, schlug ihm vor, sich zu ergeben, und versicherte ihn, unter dieser Bedingung würde er Verzeihung erhalten und sein Volk fortwährend regieren, wenn auch in einer andern Gegend. Diese Anträge wurden zurückgewiesen; drei Wochen darauf nahmen die Chinesen die Stadt ein; der Fürst der Miao-tse wurde mit seiner Familie und einigen seiner vornehmsten Anhänger nach Peking gebracht und da mit den meisten 1776 zum Tode verurtheilt.

Die Miao-tse waren jedoch nicht vernichtet, wie man in der kaiserlichen Zeitung von Peking bekannt gemacht hatte Im Jahre 1832 erhoben sie sich von neuem und die Empörung griff in den Bergen immer weiter um sich bis nach Liu-tscheu, einer Stadt in der Kette Nan-ling in NW. von Canton. Der Anführer der Empörer hatte den Namen „der goldene Drache" und gelbe Kleidung angenommen, — Auszeichnungen, die nur dem Kaiser gebühren. Die Rebellen verkündigten, sie bekriegten nur die Regierung, erlangten Siege und schlugen gegen sie abgesandte Truppencorps; später aber wurden sie geschlagen und verloren viele Leute, sowie einige ihrer Anführer in Gefangenschaft geriethen. Der Hof von Peking benutzte diese Umstände und ließ das Gerücht verbreiten, zahlreiche Heere würden über die Miao-tse herfallen, während kaiserliche Commissare ihnen vorschlugen, die Feindseligkeiten unter annehmbaren Bedingungen einzustellen. Man kam überein, daß sie in ihren Bergen bleiben sollten und die Chinesen nicht in ihr Gebiet rücken würden; so haben sie ihre Unabhängigkeit behauptet.

Einige katholische Missionaire, wie Grüber und d'Orville 1661; Desideri und Freire 1715; Horatio de Pennabilla 1719 und 1742 sind auf ganz verschiedenen Wegen bis nach Lhassa gekommen; ihre Erzählungen enthalten merkwürdige Dinge über diese Stadt und Tibet. Der Pater Horatio war so innig von der Wirksamkeit seiner Predigten überzeugt, daß er in einem seiner Schreiben an den Pabst sich rühmt, den König des Landes und den Dalaï Lama beinahe zum Christenthume bekehrt zu haben. Die Engländer haben verschiedene Male versucht, nach Tibet zu gelangen; bis jetzt waren aber ihre Versuche vergebens. Ich sah 1828 bei Abel Remusat den Engländer Thomas Manning, der sehr gut Chinesisch sprach und bei der Gesandtschaft des Lords Amherst 1816 gewesen war. In Bengalen, wohin er später gekommen, war es ihm eingefallen, Tibet zu sehen; er reiste über das Gebirge und kam nach Lhassa. Er befand sich seit vier Monaten in dieser Hauptstadt, als die Behörden von Peking den Befehl erhielten, aus der Stadt einen Engländer zu entfernen, der die Erlaubniß zum Aufenthalte nicht erhalten habe.

Manning erzählte uns viele interessante Eigenthümlichkeiten über Tibet, die im Allgemeinen das, was wir schon wußten, bestätigten oder berichtigten. Manning hatte mehrmals die Ehre gehabt, sich dem Dalaï Lama zu nähern, den er als einen Mann von sehr schwächlicher Constitution und großer Gutmüthigkeit schilderte. Dieser Engländer war übrigens viel zu sorglos, als daß er nur irgend etwas von den Beobachtungen aufgezeichnet hätte, die er in einem Lande gemacht, von dem wir noch so wenig wissen.

Die Bevölkerung von Tibet besteht aus etwa 7 Mill. Seelen, und zwar aus zwei besondern Racen von Menschen, den Hoz oder Sogba in N. und NO., welche den Mongolen gleichen. Der letzte Name, der Nomaden der Wiesen bedeutet, wurde ihnen deshalb gegeben, weil sie ein herumstreifendes Leben mit ihren Heerden führen. Die Züge der Bohd, welche das übrige Land inne haben und zahlreicher sind, erinnern an die Physiognomie der Tsingaris (Zigeuner), welche nach der allgemeinsten Annahme aus dem Norden Hindostans stammen. Manning versicherte uns, die Physiognomie der Tibetaner gleiche jener der Juden ungemein.

Die Tibetaner haben eine eigenthümliche Sprache und ein eigenes Alphabet; die Buchstaben werden von der Linken zur Rechten geschrieben. Die Sprache zerfällt in mehrere Dialecte. Das Sanskrit braucht man zu Beschwörungen, Exorcismen ꝛc.; es ist die Kirchensprache der Lamas. Die in Tibet studiren sorgfältig die heilige Sprache, in welcher die Gottheit zu den Menschen sprach. Die Literatur dieses Landes ist die des Buddhismus im Allgemeinen; die Theologie Buddhas ist die Grundlage; weitläufige moralische, metaphysische, cosmologische Abhandlungen, historische oder mythologische Romane, Rituale und Gebete bilden die Masse, wozu dann eigentliche Sagen, Nationallegenden und die Lebensbeschreibungen der Heiligen und berühmtesten Helden des Landes kommen. An verschiedenen Orten giebt es Buchdruckereien.

Die Städte sind in Tibet selten und bestehen meist aus mehreren Flecken, die um Tempel oder Klöster herum angelegt worden sind; eine der ansehnlichsten ist Schiga-gungar in der Provinz Uel, 14 Stunden südwestlich von Lhassa; sie enthält 20,000 Familien. „Die Dörfer," sagt Turner, „sehen nicht schön aus; die Häuser sind sehr schlecht gebaut und gleichen Kalköfen; die Steine werden nicht durch Mörtel verbunden und man läßt nur drei oder vier kleine Oeffnungen für das Licht. Das Dach bildet eine Terrasse mit einer 2 bis 3 Fuß hohen Lehne, wo man ent-

weder eine kleine Fahne aufsteckt oder einen Baumzweig, oder auch einen Strick mit Papierstreifen oder Zeugstücken aufhängt. Dieser von einem Hause zum andern laufende Strick gilt für ein unfehlbares Zaubermittel gegen die Macht der bösen Geister.

Man kann die tibetanische Nation in zwei Classen theilen; die eine widmet sich ganz den Angelegenheiten des Himmels, die andere beschäftigt sich mit weltlichen Dingen. Die Tibetaner sind gutmüthig, menschlich, gastfrei und in ihren Leidenschaften sehr gemäßigt; man wirft ihnen aber eine große Unreinlichkeit vor. Ihre Kleidung besteht in einer Tunika, die im Sommer aus Wollenstoff, im Winter aus Schaf- oder Fuchsfellen besteht. Auf dem Kopfe tragen sie eine Pelzmütze. Die Personen, welche den höhern Classen angehören oder Vermögen besitzen, haben seidene Gewänder und sehr schöne Pelze. Die Frauen tragen ein Wamms mit kurzen Aermeln und eine Schürze von grobem Zeuge oder von Seide; die Schultern bedecken sie mit einem kleinen Shawl; sie lieben die Ringe, Armbänder und Halsbänder sehr. Ihr Haar wird mit der äußersten Sorgfalt geordnet; die Reichen haben große, oft mit Perlen verzierte Hüte. Die gewöhnliche Kleidung der Priester ist ein langes Gewand, über welches sie eine kurze Tunika werfen und einen Mantel ziehen, der bis an die Hüften reicht; die von niederm Range schneiden ihr Haar ab (Taf. 15.); sie haben Stiefeln.

In einem großen Theile Asiens maßt sich der Mann das Recht an, mehrere Frauen und mehrere Concubinen zu haben. Die Sitte in Tibet ist noch seltsamer. Eine Frau knüpft ihr Geschick an alle Brüder einer Familie, wie zahlreich und von welchem Alter sie auch seyn mögen; der ältere wählt sie. Alle Tibetaner behandeln die Frauen aufmerksam. Sie erfreuen sich nicht blos einer vollkommenen Freiheit, sondern sind auch im Hause Herrinnen. Die Brüder theilen die Kinder, welche sie ihnen gebiert, unter einander.

Es fehlt den ibetanern nicht an Geschicklichkeit in den Künsten; sie schneiden die Steine und das Holz, ciseliren und façonniren die Metalle sehr fein und zart. Moorcroft findet viel Grazie in der Zeichnung ihrer mythologischen Figuren, und setzt hinzu, die Draperie an denselben wäre sehr geschmackvoll. Bei jedem Kloster giebt es Werkstätten, in denen man Statuen Buddhas und andere Götzen von jeder Größe arbeitet. Die Tempel und Wohnungen der Privatpersonen sind mit einer großen Anzahl von Gemälden geschmückt.

Nach den Sagen Tibets wurde dieses Land früher von verschiedenen rohen Völkerschaften bewohnt; um das 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung brachte ihnen ein Hindu-Fürst das erste Licht der Civilisation; 700 Jahre später bildete der Buddhismus diese Völkerschaften vollends. Später unterhielten die Souveraine von Tibet freundschaftliche Verbindungen mit denen von China, welche ihnen von Zeit zu Zeit Prinzessinnen ihres Hofes zur Ehe gaben. Diese Monarchen machten dann Eroberungen, aber ihre Größe war nur ephemer und im 13. Jahrh. mußten sie die Oberherrschaft Chinas anerkennen. Innere Zwistigkeiten zerrissen Tibet lange; ein chinesisches Heer stellte die Ordnung wieder her, und 1720 übertrug ein Edict des Kaisers von China die Souverainetät des Landes dem Dalai Lama. Später durch Unzufriedene angezettelte Unruhen wurden gestillt. Da übertrug man mit Einwilligung des Dalai Lama die Regierung einem chinesischen General, der in Lhassa residirte und den man als Vicekönig ansehen kann. Der geistliche Souverain schickt jährlich eine Gesandtschaft nach Peking mit Geschenken an den Kaiser und dessen Brüder, Minister und andern vornehmen Personen am Hofe. Man schätzt seine Einnahmen auf 8 Mill. Unzen Silber.

Die Zahl der Truppen schätzt man auf 64,000 M.; der größte Theil besteht in Cavalerie. Außer diesen regelmäßigen Corps giebt es eine Miliz, die Ukla heißt, und welche denjenigen, die für Rechnung der Regierung reisen, Führer und Träger liefern muß. Man nimmt zu diesem Dienste, in welchem keine Ausnahme gilt, einen Mann von fünf oder sechs in einem Dorfe. Die Soldaten sind mit einem kurzen Säbel, einer Flinte, einer Lanze, einem Bogen und einem Schilde von Weidengeflecht oder Holz versehen.

Die Gesetze sind außerordentlich streng und selbst grausam; seit die Chinesen das Land inne haben, ist diese Strenge etwas gemildert worden.

Die Abgaben werden in natura erhoben. Der Ertrag der Straßgelder und des Zolles in den Städten und Flecken wird für den öffentlichen Dienst und die Unterhaltung der Tempel und Lamas verwendet. Man zählt über 3000 aufgezeichnete Tempel und über 84,000 Lamas, was nicht überrascht, weil viele Kinder beider Geschlechter sich dem geistlichen Stande widmen. Ein chinesischer Schriftsteller bemerkt, dies sey die Hauptursache der schwachen Bevölkerung Tibets.

Die gewöhnliche Nahrung der Tibetaner besteht in Gerstenmehl, Rind- und Schöpsenfleisch, meist roh, Milch und Käse; sie trinken viel Thee und haben auch berauschende Getränke, welche sie aus gegorenem Gerstenmehle bereiten.

Kapitel XXXI.

Das chinesische Reich. — Butan.

Im N. und O. ist Butan von Tibet begrenzt; in S. von Assam und Hindostan; in W. von Sikkim. Es liegt zwischen dem 26° 22′ und 28° n. Br. und zwischen dem 86° 10′ und 92° 55′ östl. L. Die Länge beträgt etwa 100, die Breite 50 Stunden und der Flächenraum 4500 Q.St.

„Die Natur," sagt Turner, „hat die Grenzen, welche Tibet von Butan trennen, scharf gezeichnet. In N. streift der Blick in der Ferne auf große Strecken Berge und Thäler; aber kein Baum, nicht eine Pflanze ist zu sehen; kaum erblickt man einige Spuren von Rasen. Schon am 15. Septbr. bedeckte der Schnee die Berge, aus deren Mitte der Schamalari sich zu ungeheuerer Höhe emporstreckt. Seit undenklicher Zeit wandern die Hindus hierher, um den schneeigen Gipfel anzubeten. Dieser Theil Tibets ist außerordentlich kalt; kaum kann man Getreide bauen; der Weizen reift nicht, man säet ihn nur als Viehfutter. Mehrere Flüsse entspringen in diesem Bezirke und sie laufen entweder nach N. dem Dzangbo, oder nach S. dem Brahmaputra zu.

„Von denselben Höhen aus erblickt man die Gebirge Butans, die bis zum Gipfel mit Bäumen und Grün bedeckt sind. Wenige Länder gewähren eine ungleichere und mannichfaltigere Fläche: Berge, die mit ewigem Grün und Wäldern voll der herrlichsten Bäume geschmückt sind. Die Thäler sind meist sehr eng; aber überall, wo der Boden nicht zu steil oder wo sich ein wenig Erde befindet, ist sie angebaut. Man hat Terrassen angelegt, um Erdfälle zu verhindern. In jedem Thale, an jedem Berghange erkennt man die Hand des Ackerbauers. Der Fuß der Gebirge ist fast überall von reißenden Flüssen bespült, und an jedem, ja auf dem Gipfel bemerkt man volkreiche Dörfer mit Gärten und andern Anlagen. Dies Land gewährt zu gleicher Zeit den Anblick der wildesten Natur und die Bemühungen der mühsamsten Kunst."

Die Berge Butans gehören zu der ungeheuern Kette des Himalaya. Der bedeutendste Fluß ist der Tschin-tschu, der, von mehrern andern angeschwellt, sich von Cascade zu Cascade stürzt und endlich unter dem Namen Gaddaba in die Ebenen Bengalens gelangt.

Die Gletscher, die sich an mehrern Theilen des Gebirges von Butan finden, modificiren das Clima bedeutend, das in Rücksicht auf die Breitenlage des Landes außerordentlich gemäßigt ist; Regen fällt häufig, aber nie in Strömen. In den gebirgigen Bezirken findet man alle Obstbäume des mittlern und südlichen Europas; man pflückt Erd- und Himbeeren; man erntet Weizen und selbst Reis, und in den an Bengalen grenzenden Thälern Tabak und Baumwolle, sowie die Früchte dieses Landes; man sieht auch Bambus daselbst. Der Elephant und das Rhinozeros bewohnen die Wälder dieser Region; überall hüpfen große Affen an den Wegen umher.

Die Butaner, wie die Hindus, halten diese Thiere für heilig. Der Yak ist in dem nördlichen Theile des Landes gemein.

Schwerlich kann man ein besser proportionnirtes und kräftigeres Volk sehen als die Butaner; sie sind hochgewachsen und haben eine sehr glatte Haut; im Allgemeinen ist ihre Farbe weißer als die der Portugiesen in Lissabon; ihr Haar ist schwarz und wird sehr kurz abgeschnitten; der Bart wächst erst sehr spät, und sie pflegen Schnurbärte zu tragen, die aber sehr dünn sind. Ihre Augen sind klein und schwarz, die Winkel der Augenlider lang und spitz, als habe man sie künstlich ausgedehnt; die Augenliderhaare sind so fein, daß man sie kaum sieht, und die Augenbrauen nicht sehr voll. Unter den Augen ist ihr Gesicht am breitesten; es ist hier abgeplattet und wird schmäler nach dem Kinne zu, wie man es bei den Mongolen und auch bei den Chinesen findet. Sie sind freilich nicht reinlicher als die Tibetaner. Turner sah während seines Aufenthalts Gelongs, die sich regelmäßig die Woche einmal in einem Flusse badeten, aber, setzt er hinzu, diese Abwaschung ist eine Handlung der Frömmigkeit und sie wiederholen sie nicht häufiger, als die Religion ihnen vorschreibt. Viele Laien glauben sich von dem Waschen und dem Wassertrinken dispensiren zu können. Man findet bei ihnen ziemlich viele mit Kröpfen Beladene.

Das Gepäck wird von Menschen fortgeschafft und die Weiber tragen immer die größten Lasten; auch die Bearbeitung des Bodens fällt ihnen größtentheils zu.

Tassisudon, das in einem ½ Stunde breiten, gut bebauten und von dem Tschin-tschu bewässerten Thale liegt, ist die Residenz des Deb-radschah, des weltlichen Oberhauptes von Butan. Diese Hauptstadt besteht nur in dem Palaste des Fürsten, der ein Parallelogramm bildet und von Stein gebaut ist. Sein Umfang ist unermeßlich. Die Minister, die Beamten und die ganze Dienerschaft des Fürsten wohnt darin; die Mauern sind über 30 Fuß hoch. In der Mitte der Höhe zieht sich eine Reihe Balcons mit Vorhängen von Pferdehaar hin, die man alle Abende verschließt; über den Balcons scheinen sehr kleine Fenster dazu bestimmt zu seyn, blos Luft und nicht auch Licht hineinzulassen. (Taf. 16. Abbild.) Der Palast hat zwei Eingänge: den ersten, nach Süden zu einer hölzernen Treppe gegenüber, deren Stufen mit Eisenschienen eingefaßt sind. Sie beginnt außen am Boden, reicht bis an die letzte Terrasse und geht in der Mauer empor. Der andere Eingang, der Haupteingang, liegt nach Morgen; man steigt auf einer steinernen Treppe empor, die in einen geräumigen Corridor führt, welcher durch zwei massive mit dicken Eisennägeln beschlagenen Thüren verschlossen wird. Am Ende des Corridors befindet man sich vor einem vierseitigen Gebäude, welches die Citadelle heißt; hier wohnt der Dama-Radscha, der legitime Souverain, der sich aber in die weltlichen Angelegenheiten durchaus nicht einmischt. Er ist ein verkörperter Gott und Lama vom ersten Range. Zahllose Götzenbilder schmücken den Palast.

Diese Citadelle ist sieben Etagen hoch und jede hat eine Höhe von 15 bis 18 Fuß. Die Spitze ist platt und das Dach von Tannenholz, das einen bedeutenden Vorsprung bildet. Das Götzenbild Mahamuni, das von den Butanern hoch verehrt wird, befindet sich in dem siebenten Stockwerke; darüber erhebt sich ein kleiner vierseitiger Pavillon von Mauerwerk, der mit reichvergoldetem Kupfer belegt ist.

Alle Häuser in Tassisudon stehen über eine (engl.) Meile von dem Palaste, in verschiedenen Gruppen zerstreut. In derselben Entfernung im N. von dem Palaste erhebt sich der eines Lama auf einem langen und schmalen Plateau, wo man mehrere weiße Fahnen mit den mystischen Worten Om mani pad me om aufgepflanzt hat. (Taf. 16. Abbild.) Man erräth leicht, daß der Buddhismus die Religion der Butaner ist.

Bei dem Palaste von Tassisudon zieht sich eine lange Reihe von Schoppen mit Werkstätten hin, wo man fortwährend Götzenbilder von Bronze und Eisen, sowie verschiedene Zierarten für die Tempel arbeitet. In geringer Entfernung ist eine große Papierfabrik, in welcher man das Papier aus der Rinde eines Baumes deh, der in der Umgegend sehr häufig vorkommt, verfertigt; diese Fabrikation und die einiger grober Wollen- und Baumwollenzeuge bildet die ganze Industrie der Butaner. Der Deb-radschah ist der einzige Kaufmann im Lande; alle Jahre schickt er nach Rangpur in Hindostan eine Caravane, welche Waaren von Tibet und China bringt und dafür solche nimmt, welche Bengalen liefert und die zum Theil aus Europa kommen.

Die Häuser der Privatpersonen haben nur ein Stockwerk und sind zum größten Theile von Holz erbaut. Das beste Mittel, das man erdenken konnte, Feuer darin anzumachen, ohne sie in Brand zu stecken, bestand darin, das Feuer auf einer großen Steinplatte mitten in der Stube anzuzünden. Die Butaner nehmen alle Platz rund umher. Der Rauch, der keinen andern Ausgang hat als die Thüre und die Fenster, incomodirt die Anwesenden allerdings sehr und schwärzt am Ende ihr Gesicht, wie er die Wände und die Decke schwärzt.

In einem so von tiefen Thälern zerrissenen Lande müssen natürlich die Brücken sehr zahlreich seyn; sie sind im Allgemeinen sehr sinnreich gebaut. Wir brauchen nur die von Tschuka, einer Feste 18 Stunden südlich von Tassisudon am linken Ufer des Gaddada, zu erwähnen. Man gelangt über diesen Fluß auf einer Brücke, welche lange vorher bestand, ehe man in Europa an Hängebrücken dachte. Es kann freilich blos ein Reiter auf einmal hinüber und sie schwankt bedeutend. Da die Bewegung fortwährend zunimmt, so muß man sich sehr beeilen. Die Butaner schreiben den Bau den Geistern zu. (Taf. 17. Abbild.)

Die Defileen in dem Gebirge werden von Subah genannten Beamten bewacht, die in dem Bezirke, wo sie befehligen, in großem Ansehen stehen

Vor 1772 waren die Europäer nicht nach Butan gedrungen. Um diese Zeit überfiel der Deb-radschah das Fürstenthum Cotschbahar, das unter Bengalen steht. Die Engländer nahmen es bald wieder und verfolgten die Butaner bis auf deren eigenes Gebiet. Da bat der Deb-radschah den Bantschan-erdeni, sich für ihn zu verwenden, und dieser schrieb sogleich an den Generalgouverneur von Bengalen einen Brief, in welchem er anzeigte, er habe den Radschah wegen seines thörichten Beginnens getadelt, und um Einstellung der Feindseligkeiten bat. Die Regierung von Bengalen ging sogleich in die Wünsche des Lama ein, der Friede wurde geschlossen und jeder Theil zog sich auf seine Grenzen zurück.

Dieses Ereigniß veranlaßte die Absendung eines englischen Officiers nach Tibet und darauf die Mission Turners, der auf der Reise durch Butan kam. Er wurde in beiden Ländern sehr gut aufgenommen, die immer mißtrauischen Regierungen haben aber nie erlaubt, daß Caravanen die Grenze überschritten.

In W. von Butan und in O. von Nepal wird Sikkim, ein Gebirgsland von 500 Q.St. Flächenraum, in N. von dem Himalaya, der es von Tibet trennt, und in S. von Bengalen und Nepal begrenzt. Seine Producte gleichen denen des letztern Landes. Die Fakfak-Berge bedecken den nördlichen Theil. Der Raman und Dschami kuma, nicht bedeutende Flüsse, bewässern es; es führt Eisen, Moschus und Vieh aus; seine Hauptmärkte sind in Vilasi und Madschova an dem Conki; die Fremden bringen ihre Waaren nach Dimdi an dem Bolaku-giar. Die Bevölkerung besteht aus Butias und Laptschas; alle bekennen den Buddhismus; die erstern sind sanft und friedlich, bebauen das Land und ziehen Vieh; die andern sind rohe Bergbewohner. Der Radschah residirt in Sikkim, einer Feste in dem Gebirge am rechten Ufer des Dschami kuma, eines Beiflusses des Testa. Sein Fürstenthum wurde in der letztern Zeit von dem Heere von Nepal überfallen, aber die vereinten Anstrengungen Tibets, Butans und der Engländer, die es unter ihren Schutz genommen haben, gewannen es zurück.

In SO. von Butan wird Bidschni, ein kleines von diesem Lande und den Engländern abhängiges Fürstenthum, von dem Brahmaputra durchströmt; es ist fruchtbar und man baut daselbst Betel und Zuckerrohr. Der Radschah residirt in Bidschni, einem festen Castell an einem kleinen Flusse.

Kapitel XXXII.

Das chinesische Reich. — Eigentliches China.

Der erste Theil der „Malerischen Reise um die Welt" enthält von Seite 163 bis 200 eine umfassende Schilderung Chinas, und wir müssen uns deshalb beschränken, hier über dieses Land nur einige Beobachtungen und Thatsachen anzuführen.

Da China sehr bevölkert und sehr reich an äußerst verschiedenartigen Naturerzeugnissen ist in Folge der großen Verschiedenheit der Temperatur in den verschiedenen Provinzen, so läßt sich schon denken, daß der Binnenhandel sehr lebhaft und bedeutend ist. Aus diesem Grunde legt die Regierung eine geringe Wichtigkeit auf den Handel mit dem Auslande, der die fremden Kaufleute nöthigt, nur einige bestimmte Oerter zu besuchen und sie sehr hinderlichen Beschränkungen unterwirft. Uebrigens will sie auch nicht, daß die Bewohner des Reichs in genaue Verbindung mit den Europäern kommen, deren unternehmender und unruhiger Geist für die öffentliche Ruhe betrübende Ereignisse veranlassen könnte.

Man darf sich darum nicht wundern, daß sie die zu wiederholten Malen von den Engländern gemachten Versuche, Handelsverbindungen mit den Häfen der Ostküste des Reichs, nördlich von Canton, anzuknüpfen, höchst ungern gesehen hat.

Man hatte sich in England eingebildet und behauptet, es sey leicht, Handelsverbindungen mit diesen Häfen zu eröffnen; deshalb wurde denn eine Expedition, die von Lindsay, einem der Supercargos der ostindischen Compagnie in Canton, geleitet werden sollte, von Majoribanks, dem Präsidenten des Ausschusses dieser Supercargos, entworfen. Lindsay reiste am 26. Febr. 1832 ab. Er sollte sich überzeugen, ob in den Häfen, welche er zu besuchen beauftragt war, für die englischen Schiffe wohl etwas zu machen sey, welchen man vorzuziehen habe und ob die Bewohner und Behörden solchen Versuchen günstig wären. Die Instructionen Lindsay's empfahlen ihm ausdrücklich, bei den Chinesen den Glauben nicht aufkommen zu lassen, daß er im Dienst der ostindischen Compagnie stehe. Der Ausschuß hatte sich zu diesem Versuche entschlossen, um das, was darüber vor dem englischen Parliamente behauptet worden war, bestätigen oder ableugnen zu können. Gutzlaff, ein deutscher Missionair, begleitete die Expedition und hatte die Absicht, an den Orten, wo man anlegen würde, Schriften über die christliche Religion 2c. zu verbreiten.

Die Ladung bestand aus höchst verschiedenen Waaren.

Die Engländer landeten an verschiedenen Punkten und fuhren in einigen Häfen der Küste Chinas ein. Es wurde keine List und keine Bemühung gescheut, um die Waaren der Ladung anzubringen und einen Handel mit den Chinesen einzuleiten. Diese empfingen die Fremden freundschaftlich, aber an mehrern Orten verursachte ihre Ankunft Besorgnisse. Die Regierungsbeamten forderten sie meist auf, sich zu entfernen, indem sie dieselben daran erinnerten, daß die Gesetze des Reichs den Fremden verböten, an anderm Orte als in Canton Handel zu treiben, und sie so bald als möglich diesen Hafen zu erreichen suchen müßten. An einigen wenigen Orten gelang es Lindsay, Waaren zu verkaufen. Wenn er sagte, er brauche Lebensmittel, so erbot man sich, ihm dieselben unentgeltlich zu liefern, aber er nahm sie nur unter der Bedingung an, etwas dagegen zu geben. Er richtete an die Behörden Gesuche und setzte ihnen auseinander, daß sein Wunsch, den Plackereien zu entgehen, denen die Fremden in Canton ausgesetzt wären, ihn veranlaßt habe, in andere Häfen zu kommen. Man hielt ihm dagegen Verordnungen entgegen, welche man nicht übertreten könne und dürfe. Die Schreiben Lindsay's waren in chinesischer Sprache verfaßt, deren Gutzlaff in merkwürdigem Grade mächtig ist; er spricht dieselbe selbst so geläufig, daß man ihn für einen in China Geborenen hielt. Er erbot sich, den Kranken Arzeneien zu liefern, und deshalb war die Zahl der Personen sehr groß, die sich an ihn wendeten. Die Neugierigen strömten an Bord und es war den Magistratspersonen und Militairbeamten nicht immer möglich, dieselben zurückzuhalten.

Mehrmals umringten Kriegsdschonken das Schiff, damit es keine Verbindung mit den Eingeborenen habe; Landtruppen widersetzten sich ihrer Seits der Landung der Fremden, aber nie brauchte man Gewalt gegen dieselben. Die Engländer handelten nicht immer eben so. Einige der chinesischen Regierungsbeamten blieben selbst dann artig, wenn sie den Handel verhinderten, den Lindsay betreiben wollte; einige nahmen kleine Geschenke an; andere aber, die hochmüthiger sich benahmen, wurden von den Matrosen des „Amherst" gemißhandelt; man erstieg ihre Dschonken, schlug die Thüren ihrer Häuser ein und drang mit Gewalt in dieselben ein.

Man verbarg es den Engländern gar nicht, daß man sie mit dem größten Mißtrauen sehe; man vermuthete, sie wären abgeschickt, um den Zustand der Küsten zu untersuchen, und es würden bald Kriegsschiffe mit Soldaten ein Volk angreifen, mit dem sie immer in Frieden gelebt hätten. Lindsay wies alle diese Vermuthungen mit Wärme zurück, aber es gelang ihm nicht, sie völlig zu verscheuchen. Er konnte sich überzeugen, daß die chinesische Regierung nicht geneigt sey, eine Uebertretung der Gesetze zu dulden; officielle Depeschen kündigten an, daß Civil- und Militairmandarinen durch den Verlust ihres Ranges dafür bestraft worden wären, daß sie nicht streng genug gegen die Fremden gewesen. Soldaten wurden vor den Augen der Engländer gestraft, weil sie die Neugierigen nicht gehindert hatten, an Bord der Schiffe zu gehen; man schlug Proclamationen an, um die strenge Befolgung der Gesetze einzuschärfen und die Kaufleute wie die übrigen Bewohner zu benachrichtigen, daß sie sich einer strengen Strafe aussetzten, wenn sie Schmuggelhandel mit den Fremden trieben. Und wer könnte die chinesische Regierung darum tadeln!

Nachdem Lindsay die Küste von Corea und den Inseln Lieu Kieu besucht hatte, wo er keine bessere Gelegenheit fand, kehrte er nach Canton zurück. In seinem vom 11. Octbr. datirtem Berichte sagt er, die Ortsbehörden wären immer über die Erscheinung der Europäer sehr besorgt und unruhig gewesen, und schreibt hauptsächlich der Furcht die Ursache der höflichen Aufnahme zu, die sie unter einigen Umständen der Mannschaft des „Amherst" erwiesen. Er endigt seinen Bericht mit den Worten: „ich will zum Schlusse meine aufrichtige Hoffnung aussprechen, daß diese Reise dazu beitragen werde, für den chinesischen Handel das allgemeine Interesse zu erweitern, das ein so großes den Handelsunternehmungen eröffnetes Feld erregen muß."

Verführt wahrscheinlich durch die Täuschungen, die sich Lindsay gemacht hatte, folgten englische Schiffe demselben Wege wie er; ihre Versuche waren aber nicht glücklicher als der seinige. Er gesteht in seinem Berichte, daß er nur einen Theil seiner Ladung habe anbringen können und die meisten Waaren in Geschenken aufgeopfert worden wären. Der Verlust dieser Expedition betrug die Summe von 5647 Pf. St.

Die Schiffe, welche nach der Rückkehr des „Amherst" an derselben Küste Handel zu treiben suchten, konnten nur mit Opium ankommen; eines fuhr in einen Hafen von Fokien, aber der Supercargo wendete vergebens jede List an, um seine andern Waaren zu verkaufen; die Wachsamkeit der chinesischen Beamten vereitelte alle seine Manöver. Ein anderes kleines Schiff, welches nach N. bis an das Land der Mandschus segelte, hatte nicht mehr Glück als seine Vorgänger; es scheiterte an einer Sandbank; die Bewohner des Landes, deren Gesetze es zu verletzen gesucht hatte, halfen ihm aus seiner Verlegenheit und ließen es nach Canton zurückkehren.

Ein verständiger Mann, der von der Regierung von Bengalen abgeschickt worden war, um sich Theepflanzen zu verschaffen, sagte nach seiner Rückkehr, nach seiner festen Ueberzeugung würden alle weitern Versuche, dem Handel neue Absatzwege an den Küsten Chinas zu eröffnen, vergeblich seyn, so lange man nicht die Einwilligung der chinesischen Behörden erlange.

Im Jahre 1835 entwarfen ein amerikanischer Kaufmann und ein Missionair eine Expedition blos zu dem Zwecke, fromme Schriften zu vertheilen und den christlichen Glauben an der Küste Chinas auszubreiten. Die Reise dauerte zwei Monate und zehn Tage; die Civil- und Militairbeamten forderten, wie bei allen frühern Gelegenheiten, die Fremden auf, so schnell als möglich nach Canton zurückzukehren. In mehrern Fällen ließen sie ansehnliche Vorräthe von Lebensmitteln an Bord schaffen, und was man dafür gab, wurde nach einigen Ceremonien angenommen.

Nach der Rückkehr des Schiffes kündigten die Hanisten oder die Gesellschaft der Kaufleute, welche allein das Privilegium haben, mit den Fremden Handel zu treiben, diesen schriftlich an, sie hätten Befehl erhalten, ihnen eine Verordnung der Regierung mitzutheilen, die sie daran erinnere, sie hätten wohl die Erlaubniß, in den Hafen von Canton einzufahren, aber es sey ihnen verboten, sich an einen andern Ort zu begeben, und sie müßten sich diesen Bestimmungen fügen. Diese Verordnung zählte alle Versuche auf, die man gemacht hatte, um an andern Orten als Canton Handel zu treiben, und erwähnte auch die Kühnheit der beiden englischen Fregatten, die 1834 ohne Erlaubniß sich in die innern Gewässer des Wampo wagten, bis auf weniger als vier Meilen vor Canton kamen und die Forts beschossen.

In England hatte die Verwaltung der ostindischen Compagnie die Expedition Lindsay's getadelt; sie rügte die Annahme falscher Namen, deren sich die Personen an der Spitze der Unternehmung schuldig gemacht, als die Chinesen sie gefragt, wie sie hießen, und stellte vor, es sey Thorheit, sich so oft über die Zweideutigkeit der Chinesen zu beklagen, während die Engländer offen die Gesetze des Landes verhöhnten.

Davis, ehemaliger Präsident der englischen Niederlassung in Canton, spricht sich sehr verständig über alle Angelegenheiten aus, von denen die Rede gewesen ist. „Man könnte wohl fragen, ob das von der chinesischen Regierung angenommene Abschließungssystem die Mittel nicht rechtfertige, welche man zur Umgehung desselben angewendet habe; aber es kann keine Meinungsverschiedenheit über die gewaltthätigen Handlungen obwalten, die von Personen begangen wurden, welche keine andere Ursache dazu hatten, als gereizt worden zu seyn. Unter diese Gewaltthätigkeiten muß man den Tod der Chinesen rechnen, welche 1831 und 1832 durch das Geschütz von Schmuggelschiffen bei Lintin getödtet wurden, und jenen Fall, wo ein Engländer nach seinem eigenen Geständnisse in den Zeitungen das Haus eines Mandarinen in Brand steckte. So lange Handlungen solcher Art ungestraft bleiben, kann es weder für die Bewohner des Landes noch für die Fremden Frieden und Sicherheit geben. Es ziemt bei dem unregelmäßigen Zustande unserer Verbindungen mit China unserer Regierung, den Männern, denen sie den Auftrag giebt, sie in jenem Reiche zu vertreten, nur eine sehr beschränkte Macht anzuvertrauen.

„Zu Ende des Jahres 1833, d. h. zur Zeit, wo die Existenz der indischen Compagnie ihrem Ende nahe war, und wo man noch nicht wußte, welche Autorität die ihrige ersetzen würde, fand in geringer Entfernung von Lintin eine Reihe unglaublicher Gewaltthaten statt. Es folgten ohne Aufhören hartnäckige Kämpfe mit den Chinesen und einer derselben wurde getödtet. Um ihn zu rächen, gaben seine Landsleute einem Lascaren, der in ihre Hände gefallen war, den Tod. Da unternahmen die Schaluppen der Schmuggelschiffe einen regelmäßigen Angriff gegen die Stadt, wo die Hinrichtung stattgefunden hatte; aber die Einwohner waren vorbereitet die Angreifenden zurückzuweisen. Ein kleines Fort eröffnete ein so wohl unterhaltenes Feuer, daß die Schaluppen, als sie erschienen, genöthigt wurden, still zurückzukehren, ohne eine Landung versucht zu haben.

„Die Verwandten des Chinesen, der das Leben verloren hatte, waren noch nicht zufrieden und wendeten sich an die Regierung, um Genugthuung zu erhalten; da das Unglück jedoch in einem Kampfe stattgefunden hatte, so konnten die Ortsbehörden den Mörder nicht bezeichnen. Die Hanisten verfielen auf ein seltsames Auskunftsmittel. Einer von ihnen ließ mit Bewilligung der Regierung auf einer Dschonke zu Macao einen Mann ergreifen, der für eine Belohnung für den Mörder des Chinesen angesehen werden sollte. Man kam überein, daß er, nachdem er eine Zeit lang in dem Gefängnisse zugebracht, und wenn er vor Gericht gestellt werde, eine Geschichte erzähle, welche den Vorfall zu einem bloßen Zufall mache, so daß er freigesprochen werden müßte. Dieses Arrangement genügte allen Parteien und der Gefangene wurde in Freiheit gesetzt."

Am 22. April 1834 hörte das Privilegium der evangelischen Compagnie auf, das seit zweihundert Jahren bestand. Jetzt ist der Handel mit China für alle Engländer freigegeben. Mehrere Privatschiffe segelten bald, mit Thee beladen, nach den britischen Inseln.

Die immer zunehmende Strenge der Verordnungen der chinesischen Regierung gegen den Schmuggelhandel mit Opium scheint den Verkauf desselben vermindert zu haben. Was den Handel mit nicht verbotenen Waaren betrifft, welche die Fremden nach China bringen, so ist die Ausdehnung, welche er nehmen kann, wie schon oben bemerkt, für dieses Reich von geringem Interesse. Eine lange Erfahrung hat bewiesen, daß dieses so gut bewässerte, so vortrefflich bebaute große Land reichlich allen Bedürfnissen seiner zahlreichen und industriösen Bevölkerung genügt. Dieser Umstand, verbunden mit der deutlich ausgesprochenen Abneigung der Regierung gegen jede innige Verbindung mit den Fremden, läßt die europäischen Kaufleute nicht hoffen, daß sie in andern Häfen als dem von Canton werden zugelassen werden, der übrigens auch der bequemste und beste von allen in den südlichen Provinzen Chinas ist.

Dies ist die Meinung aller verständigen Männer; die Engländer gestehen, daß ihre Stellung in China keineswegs genügend und ihr Handel daselbst zu vielen Beschränkungen unterworfen ist; aber sie glauben, sie müssen sich in diesen Zustand der Dinge fügen und besonders sich vor Gewaltthätigkeiten hüten. Diese Meinung theilt jedoch Lindsay nicht. In einem Briefe, den er an Lord Palmerston, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, richtete und drucken ließ, sprach er zwei so ungeheuerliche Vorschläge aus, die allen Grundsätzen der Ehre in den politischen Verbindungen einer Nation mit der andern so schnurstracks entgegenlaufen, daß ein englisches literarisches Journal erklärte, wenn der Minister die Depesche Lindsay's bis zu Ende gelesen, habe er ihm erklären müssen, er bedürfe die Dienste nicht, welche der letztere nach seiner Rückkehr nach China sich zu leisten erboten, und es würde gut seyn, ihn zurückzuhalten, wenn er nicht bereits abgereist sey. „Das erste," sagt dieses Journal, „was Lindsay empfiehlt, ist, eine Gesandtschaft nach China zu schicken, wohin wir vielleicht schon zu viele geschickt haben. Der Gesandte, begleitet von dem Commandanten unserer Seestation in Indien an der Spitze eines Geschwaders von einem Linienschiffe, zwei großen Fregatten, sechs Corvetten und drei oder vier Kriegsdampfschiffen, soll Genugthuung für die Beleidigungen verlangen, mit denen die Chinesen uns überhäufen. Dies bezieht sich auf das Wort **Barbaren**, dessen sie sich bedienen, wenn sie von den Europäern sprechen.

„Dieses Geschwader," fährt Lindsay fort, „würde wohl hinreichen, die Chinesen zu zwingen, unsere Forderungen zu bewilligen;" doch scheint er zu fürchten, zu weit gegangen zu seyn, wenn er behauptet, sie werde hinreichen, denn nach einigen Zeilen liest man in seiner Schrift die Worte: „so feig und kleinmüthig auch die Chinesen zu seyn scheinen, so werden sie doch, wenn wir sie gegen uns aufbringen, furchtbarer seyn, als wir uns einbilden." Da ruft er denn seinen zweiten Vorschlag zu Hilfe, der nicht minder schrecklich ist als der erste, nämlich: „man muß es vermeiden, das Volk zu reizen, und laut erklären, wir hätten keine feindselige Absicht gegen dasselbe. Euere Regierung hat uns beschimpft, werden wir sagen, gegen **sie** richten wir unsern Angriff, nicht gegen Euch." Herr Lindsay will, wenn man ganz offen sprechen soll, das Volk gegen die Regierung aufwiegeln. Eine ehrenhafte Sendung für einen Gesandten und Admiral Großbritaniens! Kommt es uns zu, alle Gesetze, alle Begriffe von Recht und Gerechtigkeit mit Füßen zu treten, um hauptsächlich die Habsucht und die Pläne der Opiumschmuggler und grundsatzlosen

Abenteurer zu begünstigen? Ziemt es uns, brutal über eine friedliche Nation herzufallen, die uns bei sich aufnimmt, aber jede zu innige und zu vielfache Verbindung mit uns vermeidet, weil sie nur zu wohl weiß, daß wir nie, und jetzt weniger als sonst, geneigt gewesen sind, uns ihren Gesetzen und Verordnungen zu fügen?"

Ueber die Bevölkerung Chinas ist in Europa viel gestritten worden. Nach der wahrscheinlichsten Annahme, die sich auf Documente in chinesischen Schriften stützt, beträgt die Einwohnerzahl des eigentlichen China und der Provinz Liao-tung 146,500,000 Seelen mit Einschluß des Heeres. Die Oberfläche des Landes umfaßt 300,000 □Lieues, die Ausdehnung von N. nach S. 525 und die von O. nach W. 600 L. Die Grenzen sind in N. der 42° und in S. der 22° d. Br.; es liegt zwischen dem 95° und 140° östl. L.

„Die Chinesen," sagt Davis, „sind sehr hart beurtheilt worden; man hat sie sehr heruntergesetzt, ohne Zweifel, weil sie den Schriftstellern, welche Gelegenheit hatten, sie in Canton zu beobachten, nicht in günstigem Lichte erschienen; dies ist aber gerade so, als wenn man unsern Nationalcharakter beschreiben und dazu keine andern Materialien benutzen wollte als die, welche man in einem unserer Seehäfen gesammelt.

„Es ist wirklich etwas Außerordentliches, daß die Chinesen nicht schlechter sind, als wir sie in Canton finden. Ihr Benehmen den Fremden gegenüber ist ganz verschieden von dem gegen einander.

„Wenn sie weder durch die Furcht, noch durch das Interesse beherrscht werden, sind sie oft anmaßend, unverschämt und betrügerisch, und die Macht der Meinung ist bei ihnen so groß, daß, selbst wenn das Interesse sie zwingt, vor den Fremden nachzugeben, sie immer sorgfältig vermeiden, in ihrer Unterwürfigkeit von einem Landsmanne beobachtet zu werden. Man hat einen Bettler gesehen, der gern niederkniete, wenn er nicht gesehen zu werden glaubte, und die Europäer um Almosen ansprach, dies aber nie that, wenn Chinesen vorübergingen. Die Kulis, die niedrigste Classe der Diener, weigerten sich lange, ehe sie Abends mit der Laterne vor den Europäern hergingen, oder sie in den Straßen von Macao in Chaisen trugen. Kann man sich darnach verwundern, daß sie sich kein Gewissen daraus machen, jene Geschöpfe zu mißhandeln und zu betrügen, die, wie ihre Regierung sagt, sich nur einfinden, „um Theil an den Wohlthaten der Civilisation zu nehmen?" Muß man sich nicht vielmehr wundern, daß sie in ihrem Verkehre mit uns bisweilen so viel Großmuth, Redlichkeit und Rechtschaffenheit bewiesen haben?

„Die nachstehende Anecdote, die sich in dem Werke des Herrn George Stanton findet, schildert den Charakter des Chinesen recht gut.

„Ein Großhändler hatte einige Geschäfte mit einem amerikanischen Kaufmanne verabredet; dieser suchte aus dem Hafen zu entkommen, ehe er seine Schulden bezahlt, und es würde ihm gelungen seyn ohne die Geistesgegenwart und Thätigkeit eines jungen Officiers eines der Schiffe der Compagnie, der das amerikanische Schiff als es eben absegeln wollte anredete, mit dem Capitain sprach und ihn vermochte, seinen Gläubiger zu befriedigen. Aus Dankbarkeit für diesen Dienst kaufte der chinesische Kaufmann dem jungen Officiere unter sehr günstigen Bedingungen jedesmal, wenn derselbe nach China kam, die von ihm mitgebrachten Waaren ab. Er that noch mehr; da er sich wunderte, daß dieser junge Mann noch kein Schiff befehlige, so äußerte er sein Erstaunen darüber, und der Officier antwortete, die einträgliche Stelle eines Capitains sey nur mittelst einiger Tausende von Pf. St. zu erlangen und eine solche Summe könne er nicht auftreiben. Der Chinese entgegnete, er würde diese Schwierigkeit heben, und gab ihm einen Wechsel in Betrag der genannten Summe. Der junge Mann starb nach seiner Rückkehr nach England und der Wechsel wurde nie präsentirt, da er aber auf eines der achtbarsten Häuser ausgestellt war, so würde man denselben gewiß bezahlt haben.

„Der Doctor Morrison hat ebenfalls den Charakter dieses Volkes beschrieben, das er vollkommen kannte.

„Es giebt," sagt er, „in China viel zu tadeln, aber auch Manches zu lernen; der Unterricht ist so viel als möglich verbreitet und die moralische Bildung über die physische gestellt. Die Folgen dieses Systems sind, daß die Industrie, der Friede und die Zufriedenheit unter den Menschen herrschen.

„Von der Staatswirthschaft verstehen die Chinesen nicht viel; statt dem Getreidehandel seinen natürlichen Lauf zu lassen, errichtet die Regierung Getreideniederlagen, in denen, wie sich erwarten läßt, eine Menge Mißbräuche vorkommen. Das Volk, das sich im Nothfalle an diese Niederlagen hält, schreibt in Folge der patriarchalischen Vorstellung von der Regierung das ganze Glück, dessen es sich erfreut, dem Kaiser und dessen Stellvertretern zu, wie es im Gegentheile auch alles Unglück ihnen zur Last legt. Dadurch entsteht für die Regierung oftmals große Verlegenheit und Besorgniß.

„Obgleich der Kaiser eine unumschränkte Macht besitzt, läßt er doch keine Gelegenheit vorbeigehen, um zu zeigen, sein Benehmen gründe sich auf Vernunft und Wohlwollen; er weiß, daß sein Volk sich gern von der Beschaffenheit der Dinge Rechenschaft giebt, ehe es der Gewalt weicht. Die rühmlichen Züge in dem Charakter der Chinesen, wie die Sanftmuth, die Gelehrigkeit, der Fleiß, die Ruhe, der Gehorsam und die Achtung vor dem Alter, werden aber auch von eigenthümlichen Lastern begleitet, wie z. B. von Mangel an Aufrichtigkeit, von Treulosigkeit, Mißtrauen und Eifersucht. Die Chinesen finden in der Betrügerei nichts Schimpfliches, und die List, welche sie gegen die Europäer in Canton in Anwendung bringen, gilt ihnen nicht für tadelnswerth. Das Verständniß ihres eigentlichen Interesses veranlaßt jedoch die meisten Kaufleute dieser Stadt zu einer strengen Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten; in jedem andern Falle aber gilt ihnen der fremde Teufel (wie sie jeden Europäer nennen) für eine gute Prise. Der Chinese scheint in seinem Verkehre mit den Europäern der Offenheit die Verstellung vorzuziehen, und selbst wenn er nichts dabei gewinnt, lügt er in den Fällen, in welchen er eben sowohl die Wahrheit hätte sagen können.

„Die Heiterkeit und der Fleiß sind die schöne Seite des chinesischen Charakters, die ihre Belohnung findet wie alle andern Tugenden. Die Chinesen sind ausgezeichnet in der Colonisation, weil ihr Verstand, ihre Thätigkeit und Mäßigkeit von ihrer Erziehung herrührt. Deshalb legt auch die Regierung einen so großen Werth auf die Erziehung.

„Die großen Vortheile, welche die Chinesen über ihre Nachbarvölker besitzen, haben ihnen jenen Nationalstolz gegeben, nach welchem sie die Europäer mit beleidigender Verachtung behandeln; in Folge dieses Stolzes haben sie auch von ihrem Vaterlande, in Vergleich mit der übrigen Erde, eine ähnliche Vorstellung, wie die alten Astronomen von unserer Erde in Vergleich zu der übrigen Welt. Sie halten dasselbe für den Mittelpunkt eines Systems und nennen es tschung kue (die Nation der Mitte). Um auf bessern Weg zu kommen, müßten sie das besser kennen lernen, was außer ihnen liegt. Die Mandarinen haben schlau ihre natürliche Neigung benutzt, die Fremden zu verachten. Eine elende und schüchterne Politik veranlaßte sie, zwischen den letztern und den Eingeborenen alles aufzuregen, was sie zu veruneinigen vermag, und deshalb ist noch heute die schwerste Beschuldigung, welche man einem Chinesen machen kann, die Andeutung, er habe auf irgend eine Art dem Einflusse eines Europäers nachgegeben.

„Ein ausdrückliches Gesetz verbietet die Gegenstände, welche nicht durch die Gewohnheit sanctionirt sind, und deshalb sind die Chinesen so wenig geneigt, die Moden und Geräthschaften des Auslandes anzunehmen. Die rohen Producte unserer Fabriken finden einen bessern Absatz bei ihnen und am besten gefallen ihnen die Piaster. Europa übertrifft sie ohne Zweifel in den Wissenschaften, aber in den Augen des Chinesen, der aus jenem Theile der Welt nur Gegenstände ankommen sieht, die weder seinem Geschmacke noch seinen Bedürfnissen entsprechen, der erst seit kurzem von den verschiedenen Staaten gehört hat, aus denen es besteht, von den endlosen Kriegen, welche dieselben unter einander führen, von ihren Metzeleien in großem Maßstabe, fällt der Vergleich ganz zum Vortheile Chinas aus, mit seinem großen Gebiete, seinem unermeßlichen

Reichthume, seinen Hunderten von Millionen fleißiger und aufgeklärter Einwohner und seinem seit zweihundert Jahren nicht unterbrochenen Frieden. Die Armuth, die in diesem oder jenem Theile dieses Landes bestehen kann, kommt nicht von der Unvollkommenheit der Vertheilung des Reichthums, sondern einzig und allein von den Ursachen her, die wir später auseinandersetzen werden. Es herrscht viel weniger Ungleichheit in dem Vermögen als in dem Range. Das geringe Ansehen, in welchem die Leute stehen, welche nur ihren Reichthum geltend machen können, gehört auch zu ihren moralischen Vorzügen. Die Armuth ist bei ihnen keine Schande, und am meisten achten sie die Auszeichnungen, welche durch das persönliche Verdienst und die Rechte des Alters erworben worden sind. Man erzählt hierüber folgende Anecdote von Khang-hi. Ein Officier von niederm Grade, der über hundert Jahre alt war, hatte sich in der Audienz eingefunden, um dem Kaiser seine Huldigung darzubringen. Dieser stand auf, um ihm entgegenzugehen, und forderte ihn auf, ohne Ceremonie stehen zu bleiben, indem er ihm sagte, er wolle dadurch sein Alter ehren.

„Wenn die Chinesen Jemanden mit Auszeichnung behandeln, so nennen sie ihn lao-ye (alter oder ehrwürdiger Vater), und da diese Worte blos Etikettesache sind, so bedienen sie sich derselben oft, wenn sie auch von einer Person sprechen, die weit jünger ist.

„Der großen Achtung, welche sie für das Alter hegen, muß man auch ihre zugleich friedliche und kluge Stimmung zuschreiben. Da die jüngern in jeder Familie durch die ältern nach dem Tode ihres Vaters geleitet werden, so begehen sie weniger Thorheiten. Ihre Manieren und ihr Gespräch zeugen ebenfalls von der Macht des Beispiels; sie übertreffen oft die Europäer durch ihre unverwüstliche Ernsthaftigkeit und Kaltblütigkeit bei Streitigkeiten.

„Ihre gewöhnliche Politik geht dahin, ihren Gegner sich aller Heftigkeit des Zornes hingeben zu lassen und dann von dem Schaden, den er sich selbst thut, Vortheil zu ziehen; man muß also sorgfältig vermeiden, in ihrer Gegenwart seinen Leidenschaften den Zügel schießen zu lassen. Die Personen von hohem Range und die Magistratspersonen nehmen ein außerordentlich ernstes und gravitätisches Wesen an, was man tschong, wörtlich „schwerfällig" nennt, im Gegensatze zu king, das „leicht oder heiter" bedeutet. Da eine große und massive Figur die Gravität noch erhöhen kann, so ist dies wahrscheinlich die Ursache, warum die Männer gern dick werden und das Gegentheil bei den Frauen bewundern.

„Die strenge Disciplin, der sie von ihrer ersten Jugend an unterworfen sind, macht die Verbrechen, welche aus Gewaltthätigkeit hervorgehen, unter ihnen außerordentlich selten.

„Es ist fast unerhört, daß der Diebstahl von einem Morde begleitet wäre. Wenn sie sich für beleidigt halten, sind sie jedoch bisweilen sehr rachsüchtig und kümmern sich wenig um die Art der Mittel, deren sie sich bedienen, wenn dieselben nur zum Zwecke führen. Frauen z. B. erhängen oder ertränken sich, um denen, mit welchen sie einen Wortwechsel hatten, eine Unannehmlichkeit zu machen. Das gewöhnlich sanfte und friedliche Volk erhebt sich, wenn es durch Bedrückung zum Aeußersten getrieben wird, in Masse gegen einen Beamten und ermordet ihn, wenn es möglich ist. Selten findet er, wenn er seinen Feinden entgeht, einen Zufluchtsort in Peking, wo man jeden Beamten, dessen Untergebene sich empören, streng bestraft.

„Das System, nach welchem die Familien gewissermaßen Stämme bilden, hat ohne Zweifel jene heilige Achtung für die Verwandtschaft erzeugt, welche wirksamer als eine gesetzliche Bestimmung die Armen unterstützt und das Vermögen vertheilt; — es ist dies eine Wissenschaft, in welcher sie unsere Staatswirthe vielleicht schlagen, ob sie gleich denselben in den Regeln nicht gleichkommen, welche den Reichthum erzeugen oder schaffen sollen. Aus derselben Quelle fließt die Liebe des Chinesen zu seinem Geburtsorte, und dieses Gefühl ist bei ihm so lebhaft, daß er oft die Ehre und den Gewinn eines hohen Amtes verläßt, um sich in das Dorf, in dem er geboren wurde, zurückzuziehen. Sie haben ein Sprichwort, dessen Sinn ist: „wer zu Ehren und Reichthum gelangt und niemals an seinen Geburtsort zurückkehrt, ist wie ein Mann in glänzenden Kleidern, der im Dunkel geht."

„Nachdem wir nun die vorstehendsten Züge des Charakters der Chinesen geschildert haben, bleibt uns nur noch übrig von einer Thatsache zu sprechen, die ihnen strengen Tadel zugezogen hat: der Mord der neugeborenen Mädchen. Man hat in Folge der angeblichen Allgemeinheit dieses Gebrauchs geleugnet, daß die Elternliebe in China bedeutend sey.

„Der Kindermord findet nur in großen Städten statt, wo die ungemein zahlreiche Einwohnerschaft kaum ihr Leben hinbringen kann. Die Chinesen lieben ihre Kinder wahrhaft leidenschaftlich und die letztern scheinen diese Zärtlichkeit zu erwiedern. Canton ist gewiß eine der volkreichsten Städte; und man sieht doch nicht oft Kinderleichen auf dem Flusse schwimmen, während diese unschuldigen Geschöpfe auch bisweilen zufällig ertrinken, weil viele Familien in Böten leben.

„Es gab nie eine größere Absurdität, als wenn man den Tod der Kinder, die man, mit einem Kürbiß am Halse, auf dem Flusse schwimmen sah, für absichtlich herbeigeführt hielt; im Gegentheile, dieser Kürbiß soll die Kinder hindern, tief in den Fluß hineinzusinken, wenn sie unglücklicher Weise in denselben hineinfielen; er hält sie an der Oberfläche, bis man ihnen zu Hilfe kommen kann. Es ist nicht unmöglich, daß Kinder trotz dieser Vorsichtsmaßregel ertrinken; wollte man aber die Kürbisse für die Werkzeuge ihres Todes ansehen, so würde man so albern seyn, als wenn man alle Fälle, in denen Jemand in England ertrinkt, der Rettungsgesellschaft zur Last legte.

„In physischer Hinsicht sind die Chinesen ihren Nachbarn ebenfalls überlegen. Man hat oft bemerkt, daß es weder besser gebaute noch kräftigere Menschen giebt als die Kulis oder Lastträger in Canton. Die Lasten, welche zwei derselben leicht auf den Achseln tragen, würden die Stärksten in andern Ländern niederdrücken. Ihre Glieder, die durch Kleidungsstücke nicht gehemmt sind, erlangen eine Ausbildung, die sie fähig macht, einem Bildhauer als Modell zu dienen. Als Seeleute hat man sie immer auf englischen Schiffen stärker und nützlicher gefunden als die Lascaren; aber man kann sie nur mit Mühe erhalten, weil vielfache Hindernisse sie von fremdem Dienste zurückhalten.

„Diese physische Ueberlegenheit der Chinesen muß ihrem Clima zugeschrieben werden, das im Allgemeinen sehr gesund ist trotz den oft plötzlichen Extremen von Hitze und Kälte, so wie ihrem mäßigen Leben. Man kann sagen, daß die Cholera, diese bisweilen so schreckliche Geißel, in China gar nicht bösartig war, während sie in andern Theilen der Welt entsetzliche Verwüstungen anrichtete.

„Die Europäer haben sich eine sonderbare Vorstellung von der chinesischen Physiognomie nach den Figuren gemacht, welche auf den Waaren aus Canton abgebildet waren und die gewöhnlich in dem Caricaturenstyle gezeichnet sind. Daraus ergaben sich ganz falsche Begriffe.

„Die Chinesen im Süden haben weniger eckige Züge als die Bewohner von Peking. Die, welche dem Einflusse der Atmosphäre nicht ausgesetzt sind, haben eine eben so schöne Hautfarbe als die Spanier und Portugiesen, aber die Sonne wirkt auf ihre Haut so sehr ein, daß viele, die bis an den Gürtel nackt gehen, wenn sie sich auskleiden, oben wie ein gelber Asiat und unten wie ein Europäer aussehen. Bis zum dreißigsten Jahre sehen sie gewöhnlich recht gut aus, von da an erhält aber ihr Gesicht durch das Vorstehen der Backenknochen etwas Hartes und Eckiges, das man in der Jugend nicht bei ihnen bemerkte. Die Männer werden im Alter gewöhnlich sehr häßlich.

„In China muß ein Frauenzimmer dünn und hager seyn, ein Mann dagegen stark, fett und dick. Es ist bei den Männern und Frauen ziemlich gebräuchlich, die Nägel der linken Hand sehr lang wachsen zu lassen. Da die Nägel wegen ihrer Zerbrechlichkeit bei großer Länge leicht abbrechen würden, so schützt man sie bisweilen mit kleinen dünnen Bambusstückchen.

„Die Chinesen sind sehr für das schwächliche und leidende Aussehen eingenommen, welches die Frauen durch die Verstümmelung des Fußes er-

halten, und sie vergleichen deren Gang mit dem Schaukeln einer von dem Winde bewegten Weide. Wir brauchen nur noch hinzuzusetzen, daß dieser häßliche Gebrauch in der niedern Classe viel verbreiteter ist als man von Leuten erwarten sollte, welche arbeiten müssen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

„Eine sehr interessante Frage ist die, welchen Rang wohl die Chinesen unter den civilisirten Nationen einnehmen sollen. Wir haben versucht, die zahlreichen moralischen und politischen Vortheile darzuthun, welche sie wirklich besitzen und die Sir George Staunton „der Achtung für die Familienbande, der Mäßigkeit, dem Fleiße und der Bildung der untern Classen, dem fast gänzlichen Mangel an feudalen Rechten und Vorrechten, dem Widerwillen der Regierung gegen Vergrößerung und Eroberungen, und endlich dem klarsten, bestimmtesten und vollständigsten Strafgesetzsysteme zuschreibt, das es wenigstens unter den Asiaten giebt." Man würde jedoch Unrecht haben, wenn man auf der andern Seite leugnen wollte, sie wären frei von Lastern und Fehlern, die mit ihrer politischen und gesellschaftlichen Stellung verbunden sind.

„Derselbe Schriftsteller hat die Bemerkung gemacht, daß ein Volk, dessen geschriebene Sprache sich auf die ältesten Prinzipien gründe und dessen Regierung eine patriarchalische sey wie in den ersten Jahrhunderten, von den übrigen Menschen abgeschlossen seyn müsse, sobald der symbolische Charakter durch den alphabetischen, und das patriarchalische System durch andere Regierungsformen ersetzt worden sey. Dieselben Eigenthümlichkeiten der Sprache und der Regierung, welche das Alter der chinesischen Institutionen bezeugen, können auch, wie wir glauben, ihre lange Dauer erklären. Die Theorie, welche in derselben Person die Begriffe von Vater und Fürst verbindet, ist die erste, welche sich dem menschlichen Geiste dargeboten haben muß; sie ist die verständigste, wenn nicht in der Praxis die beste, und die Schreibart, welche die Worte sich nicht verändern läßt, wie bei unserer Sylbenschrift, kann dem Verstande der Bewohner durch ihre Literatur einen hohen Grad von Bestimmtheit und Sicherheit gegeben haben. Wer in das Chinesische übersetzt hat, weiß, wie schwer es ist, die fremden Ideen in einer zugleich einfachen und klaren Weise wiederzugeben.

„Noch ein anderer ursprünglicher und charakteristischer Zug muß bei der Classifikation der vier Classen oder Ordnungen erwähnt werden, die in China bestehen. Sie sind: 1) die Gelehrten; 2) die Ackerbauer; 3) die Gewerbtreibenden; 4) die Kaufleute. Diese Classifikation scheint ziemlich philosophisch und methodisch zu seyn, wenn man blos den respectiven Grad betrachtet, den die vier Classen in dem gesellschaftlichen Fortschritte einnehmen. Eine höhere Weisheit und die Wissenschaft, Resultate des Alters und der Erfahrung, bilden zuerst die vorzüglichsten Anrechte auf Achtung und Ehrenbezeigung.

„In dem Maße, wie die Menschen sich bilden, werden die herumziehenden Stämme seßhaft und wenden ihre Aufmerksamkeit der Bebauung der Erde zu.

„In Folge der Vermehrung der rohen Erzeugnisse, der Gründung von Städten und des Verkehres zwischen den Städten und dem Lande, entstehen Fabriken, und endlich giebt die Vermehrung des Capitals und die Entwickelung der Manufacturen Veranlassung zu dem Binnen- und Außenhandel.

„Wenn aber ein Land einen gewissen Grad von Civilisation erreicht hat, muß diese Einrichtung (mit Ausnahme der ersten Classe) für rein nominell gelten; bisweilen kehrt sich das Verhältniß wohl gar um. Der Einfluß des Reichthumes wird sich fühlbar machen, und da die Manufacturen eine fruchtbarere Quelle des Reichthumes seyn können, als der Ackerbau und die Handelsoperationen vielleicht gewinnreicher werden als die Manufacturen, so kann die erste Classe endlich an dem Uebergewichte das verlieren, was die andern gewinnen. Daher kommt es, daß in China der Ackerbauer wenig Gewinn von der Achtung hat, die man für seinen Stand hegt, obgleich der Kaiser selbst einmal im Jahre die Hand an den Pflug legt. Auf der andern Seite erhält der reiche Kaufmann durch seinen Reichthum leicht die Gefälligkeiten und Diensterweisungen der Mächtigsten, wie niedrig auch der nominelle Rang seyn mag, der ihm in den theoretischen Institutionen des Landes angewiesen ist. Während dieser Zeit behält die Classe der Gelehrten ihre Ueberlegenheit über alle Andern und ihre Mitglieder haben die Regierungsämter inne.

„Der erbliche Rang, wenn ihm das persönliche Verdienst fehlt, hat für den, der ihn besitzt, wenig Werth. Die Nachkommen der kaiserlichen Familie der Mandschus tragen den gelben Gürtel, aber sie haben keine Macht und nur eine mäßige Pension, die ihnen zu ihrem Unterhalte angewiesen ist. Da sie sich vermehren, so sind die Glieder der entferntesten Zweige arm, wenn sie nicht irgend ein Talent oder Kenntnisse für sich benutzen können.

„Bei dem Falle der letzten chinesischen Dynastie legten sehr viele Nachkommen der kaiserlichen Familie den gelben Gürtel ab und suchten ihr Heil in dem Privatleben. Es sollen noch jetzt Sprößlinge des Geschlechts der Ming existiren. Einer von ihnen trat bei mehrern Jesuiten in Dienste. Wenn eine Empörung gegen die Mandschus mit Erfolg gekrönt würde, kommen gewiß einige Repräsentanten dieses erlauchten Hauses wieder zum Vorscheine."

Wenn der Kaiser seinen Palast verläßt, ist er stets von einem imposanten Gefolge begleitet. Oft giebt er den Gesandten fremder Mächte oder Vasallen-Monarchen Audienz in einem Zelte, das in einem Garten aufgeschlagen ist. Vor dem Zelte stehen zwei Reihen durch ihren Rang ausgezeichneter Personen, wie tributpflichtige Fürsten, Staatsminister, Gouverneure von Provinzen und Richter an hohen Gerichtshöfen. Der Monarch wird in einer offenen Tragbahre von sechszehn Männern getragen, und voraus gehen und nach ihm folgen die, welche durch ihre Stellung zu der Ehre berufen sind, ihn zu begleiten. (Taf. 23. Abbild.)

Peking bestand anfangs nur aus einer einzigen Stadt; 1554 aber ließ der Kaiser südlich von der ersten eine zweite bauen. Diese ist hauptsächlich den Mandschus angewiesen und wird deshalb von den Europäern die tatarische Stadt genannt, wie die andere die chinesische. Die Mauern der letztern sind nicht so hoch, wie die der tatarischen Stadt. Ueber den Thoren beider befinden sich große Pavillons; die der tatarischen Stadt sind schöner und höher und haben drei Reihen Schießscharten, wenn man auch nur wenig Geschütz dahin bringen könnte. Der Palast hat eine zweifache Umschließung; der kong tsching oder die innere besteht in einer 25 bis 30 Fuß hohen Mauer; ein mit Wasser gefüllter Graben umgiebt dieselbe, und man geht über eine Brücke, ehe man zu den vier Thoren gelangt, deren jedes drei Oeffnungen hat, und über denen sich schöne Pavillons befinden. Die Stärke der Mauern unter diesen Gebäuden ist bedeutend und kann bis 45 Fuß betragen. (Taf. 18. Abbild.)

Der kaiserliche Palast hat einen sehr großen Umfang und umschließt große Gärten. Wenn man sie durchwandert, empfindet man ein peinliches Gefühl bei dem Anblicke eines mit Bäumen und Gebäuden bedeckten künstlichen Hügels. Hier erhenkte sich 1641 der letzte Kaiser aus der Dynastie Ming als er erfuhr, daß die Rebellen sich der Hauptstadt Peking bemeistert hätten. (Taf. 22. Abbild.)

Eine halbe Stunde von Peking in S. sieht man links einen vierseitigen zwei Stockwerke hohen, von einer Mauer mit vier Thoren umgebenen Pavillon; hinten schließen Mauern Gärten ein, sowie einen großen aus drei Arcaden bestehenden Triumphbogen. Dieses zu Ehren des Kaisers Khiang lung errichtete Denkmal kann 50 Fuß hoch seyn. Es ist bedeckt und die mittlere Arcade die höchste. (Taf. 18. Abbild.)

Unter andern Festen feiern die Chinesen eines im Herbste, bei dem sie Laternen, Transparente und ungeheuere Fische von Papier tragen. Vier Mann halten einen mit Obst beladenen Tisch, und auf diesem steht auf einem Baumzweige ein junges Mädchen, das neben sich ein anderes kleines Mädchen und vor sich ein Kind hat, welches als Greis gekleidet ist. Den Zug eröffnen Musiker und Personen, welche schießen, sobald man anhält. Die Bewohner, vor welchen der Zug vorüber kommt, stellen

Tische mit Obst, Betel und Tabak auf und bieten davon denen an, welche den Zug bilden. (Taf. 18. Abbild.)

Die Chinesen sind von den Missionairen als ein ungemein ernstes Volk geschildert worden, das nur nach Regeln und an vorgeschriebenen Gelegenheiten lustig werde. Sie gestehen aber, daß es Schauspieler und komische wie tragische Theaterstücke giebt. Zwar hat man keine öffentlichen Schauspielhäuser wie bei uns, aber man liebt diese Unterhaltung ungemein. Die Großen wie das Volk suchen sie. Timkowski sah während seines Aufenthalts in Peking auf einer Straße dieser Hauptstadt sechs Theater nahe neben einander. „Von Mittag bis zum Abend," sagt er, „spielt man hier fast alle Tage Tragödien und Comödien mit Gesang und Musik. Der Eintrittspreis ist sehr gering. Es giebt ein Parterre und Logen; die Zuschauer sitzen auf hölzernen Bänken und haben vor sich Tische, auf denen ihnen die Eigenthümer des Theaters unentgeltlich Thee, der zwar nicht von der besten Art, und Lichter vorsetzen lassen, damit sie daran ihre Pfeifen anzünden können." (Taf. 19. Abbild.)

Die Marionetten ziehen wie bei uns eine zahlreiche Menge an. Eine Person bei der holländischen Gesandtschaft von 1795 sagt, sie unterschieden sich wenig von den unserigen; dann setzt sie hinzu: „wir sahen zuerst eine unglückliche Prinzessin, die in einer Burg eingeschlossen war; ein irrender Ritter bekämpfte wilde Thiere und entsetzliche Drachen; er befreite sie und sie belohnte ihn dafür mit ihrer Hand. Die Hochzeit wurde mit Spielen, Turnieren 2c. gefeiert.

„Nach diesem Feenstücke kam ein komisches Stück, in welchem Figuren, ziemlich ähnlich dem Polichinelle, Scaramuz 2c., die Hauptrollen hatten." (Taf. 20. Abbild.)

Die Seiltänzer und Ringer erscheinen ebenfalls in den Unterhaltungen, die am Hofe gegeben werden, und werden von der Menge gern gesehen. Die Chinesen lieben das Ballspiel sehr, das aber bei ihnen schwerer ist als bei uns. Sie bedienen sich weder des Racketts noch der Hand, sondern fangen den Ball mit dem Kopfe, den Elnbogen und den Füßen, und werfen ihn auch damit zurück. Die Kaufleute, welche Bälle auf den Straßen verkaufen, sind nicht minder zahlreich als die, welche den Vorübergehenden Kinderspielzeug anbieten. (Taf. 20. Abbild.)

Man wird sich nicht wundern, wenn man erfährt, daß der Bären- und Affentanz in China ebenfalls Zuschauer anlockt. Diese Thiere machen hier fast dieselben Kunststücke wie bei uns. (Taf. 20. Abbild.)

Unter den Unterhaltungen, die man in China hat, darf man die laterna magica nicht vergessen. Sie gleicht vollkommen der unserigen und zeigt, wie diese, den Zuschauern, die nicht immer Kinder sind, wunderbare und komische Dinge. (Taf. 20. Abbild.)

Die Chinesen reisen in vierräderigen Wagen und Tragsesseln. Zum Transport des Gepäckes und der Waaren bedienen sie sich aber, außer der Maulthiere, einrädriger Wagen. Dieses eine Rad ist sehr groß und befindet sich in der Mitte des Fuhrwerks. Ein einziger Mann schiebt diesen Wagen; ist die Last zu schwer, so zieht ein anderer vorn. Man kann auch, wenn man will, einen Esel, ein Maulthier oder ein Pferd vorspannen. Man transportirt auf diesem Wagen Personen und Sachen. Ein Reisender sitzt an der einen Seite und bildet so das Gleichgewicht gegen sein Gepäck, das man an die andere Seite legt. (Taf. 19. Abbild.)

Die Brücken sind bisweilen eben, meist aber geht es an beiden Seiten sanft etwas empor; sie sind von Bruch-, von Backsteinen oder von Holz. Die bei Su-tscheu-fu, dem Hauptorte eines Dep. der Provinz Kiang se, ist sehr zierlich. Sie besteht in drei Bogen, deren mittlerer weit höher ist als die beiden andern. Sie macht einen schönen Effect in der fruchtbaren und lachenden Landschaft, die von zahlreichen Canälen durchschnitten ist, auf denen eine sehr lebhafte Schifffahrt betrieben wird. (Taf. 19. Abbild.)

Die Europäer haben alle chinesische Mönche, obgleich es deren zwei Arten giebt, mit dem Namen Bonzen bezeichnet. Die einen heißen hao-tse, die Anhänger von Lao-kium; die andern hoschang, von der Religion des Fo oder Buddha. Die Zahl der Bonzen ist sehr bedeutend; sehr oft trifft man Klöster, in denen man wenigstens hundert zählt. Sie sind nicht sehr angesehen, weil sie nicht arbeiten; da aber der Aberglaube in China ziemlich allgemein ist, so wissen sie recht wohl Gewinn daraus zu ziehen. Sie betteln in den Städten und auf dem Lande und kehren stets mit reichlichen Gaben beladen in ihr Kloster zurück. Bemerken sie, daß der Eifer der Gläubigen lau wird, so fachen sie ihn durch die Ankündigung von Wundern und außerordentlichen Dingen 2c. an; sie zeigen sich öffentlich mit schweren Ketten, die sie nachschleppen; sie ziehen durch die Straßen und schlagen auf klingende Metallplatten, die sie an einer Stange auf der Achsel tragen; andere stehen bisweilen wochenlang auf einem Fleck, stützen die Hände an eine Mauer und sehen dieselbe stier an; einer wälzte sich in einem mit Nägeln beschlagenen Fasse und dann verkaufte er diese Nägel an die Frommen, die sie gut bezahlten. Das leichtgläubige Volk giebt immer Geld, und weiter wollen die Bonzen nichts. Sie bauen Tempel, die sehr besucht werden, bereichern sich, besitzen Häuser und Landgüter. (Taf. 17. Abbild.)

Glaubt ein Chinese dem Tode nahe zu seyn, so läßt er einen Bonzen rufen, und dieser verspricht ihm gewiß eine glückliche Zukunft in der andern Welt. Bei Leichenbegängnissen gehen die Bonzen vor dem Sarge, der von zwanzig Mann getragen wird und bisweilen unter einem Baldachin ruht. (Taf. 21. Abbild.) Ein Täfelchen, auf welchem der Name und die Titel des Verstorbenen stehen, befindet sich in einem vergoldeten Palankin, vor welchem man Wohlgerüche verbrennt. Die Kinder und Verwandten mit einer Mütze und einem Gewande von weißer Leinwand folgen, dann die Freunde und Dienstboten, und weiterhin die Frauen zu Fuße, eben so gekleidet wie die Männer, ächzend, jammernd und weinend.

Das Grab wurde nach der Angabe der Bonzen gegraben. Ist der Sarg hineingelegt, so füllt man es mit Erde, worunter man Kalk mischte, und tritt sie fest an. Dann beginnt das Trinken; man steckt auf dem Grabe und rund herum wohlriechende Kerzen und Papierfähnchen auf; man verbrennt vergoldetes Papier, sowie papierne Pferde, Kleidungsstücke und Menschen in der festen Ueberzeugung, daß diese Opfergaben die Todten in die andere Welt begleiten.

Nach Beendigung dieser Ceremonie begeben sich die Verwandten und Freunde unter Zelte oder Pavillons, die in geringer Entfernung errichtet worden sind. Hier ruhen sie aus, rühmen den Todten und essen was ihnen vorgesetzt wird. Nach der Mahlzeit werfen sich die Trauernden vor dem Grabe nieder; der Sohn erwiedert die Grüße und alle schweigen.

Das Täfelchen des Verstorbenen wird sorgfältig wieder in das Haus gebracht. Ist die Familie reich, so hängt man dasselbe in dem Ahnensaale auf, ist sie arm, in irgend einem Theile des Hauses, und man verbrennt zweimal im Jahre Wohlgerüche davor, nachdem man sich niedergebeugt hat. Im Frühjahre vollbringt man diese frommen Gebräuche; die Jesuiten hatten dieselben unter den Neubekehrten geduldet da sie wohl wußten, wie unklug es seyn würde, den Chinesen diese ihnen so theuern Ceremonien zu untersagen; die Missionaire von andern religiösen Orden beschuldigten sie aber deshalb bei dem römischen Hofe, sie begünstigten die Götzendienerei der Chinesen. Die Jesuiten verloren ihren Prozeß, aber diese Streitigkeiten brachten die Prediger des Evangeliums auch in großen Mißcredit.

Die Gräber nehmen oft große Felder und selbst ganze Hügel ein; oben richtet man einen oder zwei Steine mit Aufschriften auf; weiterhin stellen steinerne Figuren Mandarinen, Tiger, Widder, Elephanten und angeschirrte Pferde vor. Die Gräber befinden sich immer außerhalb der Stadt, und es ist verboten, in der Nähe der Wohnungen Todte zu begraben. Ein oder zwei Mal besucht sie die Familie; man erneuert die Zeichen der Achtung, der Dankbarkeit und des Schmerzes in denselben Formen wie bei dem Begräbnisse. Dann legt man auf die Gräber Wein und Fleisch, was nach einigen Augenblicken von den Anwesenden verzehrt wird. (Taf. 19. Abbild.)

Dieses Fest zu Ehren der Verstorbenen wird im siebenten Monde

oder bisweilen im August gefeiert. Die Buddha-Priester halten Gottesdienst, und Gemälde stellen den Zustand der Seelen nach dem Tode dar, d. h. die Qualen und Leiden der Verdammten und die verschiedenen Grade der Glückseligkeit jener, welche diese verdient haben.

Die Gräber der reichen Chinesen sind mit Mauern umgeben und innerhalb derselben pflanzt man Cypressen und Thuyas. Die Armen werden auf dem Felde begraben, aber ihre Gräber ebenfalls durch Bäume bezeichnet.

In allen Städten Chinas sieht man große Tempel des Fo. Einer der prachtvollsten ist der, welchen der Kaiser in W. von Peking bauen ließ. Hier wohnte und starb der Bantschan-erdeni, der auf die Einladung des Monarchen 1780 dahin gekommen war. Man zeigt dort noch das Bett, auf welchem er starb, und das ein Gegenstand der Verehrung für die Gläubigen ist.

Dies Gebäude steht aber doch an Pracht jenem nach, das Khian lung in Jehe oder Tsching-te, einer 40 Stunden nördlich von Peking gelegenen Stadt jenseits der großen Mauer, bauen ließ und das er Pu-ta-la nannte. Es besteht in mehrern kleinen Gebäuden; das vorzüglichste hat eine vierseitige Gestalt und jede Seite eine Länge von 200 Fuß. Es unterscheidet sich von allen Bauten Chinas; die Façade, welche an die europäische Bauart erinnert, ist in ihrer Einfachheit sehr zierlich und hat neun Stockwerke. In der Mitte des Vierecks, das dieser Tempel bildet, erhebt sich die vergoldete Kapelle, die so genannt wird wegen der Menge Goldes, das man zu den Verzierungen und den Statuen darin verwendete. Auch am Dache ist Gold angebracht. Achthundert Lamas verrichten den Dienst in diesem Tempel. (Taf. 21. Abbild.)

Ein anderes berühmtes Kloster ist das auf der Insel Tsin schan (Goldinsel), die von dem Gewässer des Yang-tse-kiang bespült wird. Der Fluß ist an dieser Stelle fast eine Stunde breit; die Insel gehört dem Kaiser eigenthümlich, und außer dem Kloster befinden sich darauf Lusthäuser und herrliche Gärten. Die Geistlichen bilden jedoch den größten Theil der Bewohner. (Taf. 23. Abbild.)

Bei der Fahrt auf diesem Flusse muß man den Felsen Kuang-hien bewundern. Er besteht aus grauem Marmor und erreicht eine Höhe von 600 Fuß. An der Basis dient eine ungeheuere Aushöhlung als Tempel und Wohnung für Priester des Fo. Der Tempel hat zwei Stockwerke, und man steigt auf Stufen hinauf, die an den Seiten der Höhle ausgehauen worden sind. Die Seiten des Felsens sind so steil, daß man nur von der Flußseite zu dieser Wohnung gelangen kann, deren Anblick etwas Grauenhaftes hat. (Taf. 23. Abbild.)

Die Mandarinen, welche durch den öffentlichen Dienst genöthigt werden, sich in verschiedene Theile des Reiches zu begeben, reisen bald zu Lande in Tragsesseln, bald zu Wasser in herrlichen Barken, die bemalt und höchst verschiedenartig lackirt sind. Der doppelte Sonnenschirm auf dem Verdecke, die Flagge und der Tisch am Hintertheile zeigen den Rang und die Gewalt des Mandarinen an. Alle Fahrzeuge stellen sich ehrerbietig auf, wenn sie diese Zeichen bemerken; wer es wagte, die Reise des Mandarinen aufzuhalten, würde sogleich nach dem Gesetze gestraft werden. (Taf. 21. Abbild.)

Westlich von Hang-tscheu-fu, der Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang, dehnt sich der Siu See aus, der die Mauern jener Stadt bespült. Er ist von bewaldeten Bergen und malerischen Thälern umgeben, unter denen man das Gräberthal bemerkt, das wegen der vielen Gräber so genannt worden ist, die man dort sieht. (Taf. 22. Abbild.)

Wir haben früher gesehen, daß Timkowski und Bruguiere durch das Thor von Schan-tscha-kung durch die große Mauer kamen. Das Thor Ku-pe-ku weiter in N. ist von den Engländern abgezeichnet worden. An diesem Orte zieht sich die Mauer auf der Spitze sehr hoher Berge hin, welche bei ihrer Höhe von 500 Toisen unzugänglich zu seyn scheint. Viele Thürme sind verfallen, aber die Chinesen unterhalten sorgfältig die, welche die Passage vertheidigen. (Taf. 21. Abbild.)

Thian-tsin, welcher Name himmlischer Ort bezeichnet, ist die Hauptstadt eines Bezirkes der Provinz Pe-tschi-li, 26 Stunden in SO. von der Hauptstadt des Reiches, auf einer Anhöhe am Zusammenflusse des Pay-ho und Hu-to-ho, und von fruchtbarem Gefilde umgeben. Es wird hier ein beträchtlicher Handel getrieben, und der Fluß, der sich 12 Stunden weiter unten in den Fung-hai ergießt, ist fortwährend mit Dschonken und Böten bedeckt. Von hier aus werden auf Canälen die Waaren bis in die entferntesten Provinzen gebracht, und so kommen auch die an, welche für die Hauptstadt bestimmt sind. Auf einer Landspitze am Zusammenflusse des Stromes erhebt sich ein 35 Fuß hoher Thurm, dessen Grund von Bruchsteinen, das Uebrige aber von Backsteinen ist. Eine Abtheilung Soldaten cantonirt hier und Schildwachen auf der Platform benachrichtigen durch Signale die benachbarten Posten von dem, was in dem Lande vorgeht. (Taf. 21. Abbild.)

An der Küste Chinas liegen sehr viele Inseln; wir wollen von N. nach S. nur die bemerkenswerthesten anführen.

Tsong-ming, an der Mündung des Yang-tse-kiang, hat Steinsalzwerke, mit deren Ertrage ein bedeutender Handel mit den benachbarten Ländern getrieben wird. Tsong-ming ist so angenehm, daß sie den Beinamen Goldinsel verdient hat. Man sieht daselbst viele Tempel; der Hauptort ist befestigt; die Dörfer sind so zahlreich, daß sie nur eine einzige Masse von Häusern zu bilden scheinen.

Die Inseln Tscheu-schan bilden einen großen gut angebauten Archipel. Sie sind im Allgemeinen bergig und durch schmale aber tiefe Straßen von einander getrennt; wahrscheinlich waren sie einmal mit dem Festlande vereinigt und wurden von demselben durch eine heftige Naturerschütterung losgerissen. Sie bestehen aus rothem und grauem Granit und sehen im Allgemeinen unfruchtbar aus; doch beschreibt man Pu-tu als ein wahres Paradies, das blos von Mönchen, man sagt 5000, bewohnt wird. Eine andere ist ebenfalls bewohnt und grün, aber man sieht auf ihr keine andern Bäume als verkrüppelte Eichen und Fichten. Lo-uang, eine der größten dieser Inseln, hat nach der Erzählung der Chinesen 10,000 Einw. Der Hafen von Tscheu-schan, der vorzüglichste, 3 St. vom Festlande gelegen, ist geräumig und sicher. Diese Insel wird besonders von Fischern bewohnt.

In SO. von China, der Provinz Fo-kien gegenüber, zieht sich Thai-uan hin, die von den Eingeborenen Pacahimha, von den Europäern aber Formosa genannt wird. Sie ist von dem Festlande durch die gleichnamige Straße getrennt, die 30 Stunden breit ist.

Formosa erstreckt sich vom 21° 55′ bis 25° 20′ n. Br. und ihre Länge von NNW. nach SSO. beträgt ungefähr 90 Stunden, ihre größte Breite 35 und ihr Flächenraum 5050 □St. Der Ta-schan (großes Gebirge) durchzieht sie von N. nach S. und theilt sie in zwei Hälften, eine östliche und eine westliche. Mehrere Gipfel dieser Kette bleiben lange mit Schnee bedeckt, und man kann nach der südlichen Breite dieses Landes daraus schließen, daß sie eine bedeutende Höhe erreichen. Man findet in der Bergregion warme und Schwefelquellen, sowie einige Seen. Nach den Erzählungen der Reisenden ist das Wasser der Bäche und Flüsse des Oberlandes für die Fremden schädlich und selbst tödtlich.

Die Küsten von Formosa, besonders die östlichen, sind meist steil und gewähren einen sehr malerischen Anblick; Cascaden stürzen sich von den Felsen herunter. Die Westküsten sind durch mehrere schöne Baien und gute Häfen eingeschnitten; Wälder mit großen Bäumen schmücken die Berge, und in Folge dieses entzückenden Anblicks gaben die Portugiesen der Insel den Namen Formosa (die Schöne). Neben diesen Reizen zeigt sie aber auch schreckliche Gefahren. Sie ist Erdbeben ausgesetzt; das von 1782 war furchtbar; das Meer erhob sich so ungeheuer in der Straße, daß die Insel zwölf Stunden lang unter Wasser gesetzt war; viele Bewohner verloren das Leben, Städte gingen zu Grunde und eine große Menge Schiffe von allen Größen wurden verschlungen und zertrümmert. Die Stürme sind häufig in den Wässern, welche Formosa bespülen, und die Fahrt dort ist gefährlich.

Auf der andern Seite ist das Clima gesund und gemäßigt. Die sehr fruchtbaren Ebenen bringen in Menge alles hervor, was zum Leben nothwendig ist, sowie Zucker, Thee und Bauholz. Formosa betreibt einen ansehnlichen Handel mit Fo kien.

Der westliche Theil ist den Chinesen unterworfen; Thai-uan, die Hauptstadt, ist reich, ziemlich bevölkert und durch ein Fort vertheidigt, das die Holländer baueten, als sie einen Theil der Insel in Besitz hatten.

Die Insulaner des östlichen Theiles befinden sich fortwährend in Feindseligkeiten mit den Chinesen. Diese fast wilden Ureinwohner gleichen nach der Physiognomie und der Farbe den Malaien und sprechen eine eigenthümliche Sprache. Ihre Hütten sind von Bambus und ihre Kleidung besteht in einem Schurz, den sie um die Lenden schlagen; in die Haut machen sie sich Wunden, denen sie die Gestalt von Bäumen, Blumen oder Thieren zu geben suchen; ihre Nahrung ist der Reis und das Wild, das sie im Laufe fangen, so gewandt sind sie; doch handhaben sie auch mit vieler Geschicklichkeit den Wurfspieß und die Pfeile. Sie leben in Dörfern, welche mehrern oder einem einzigen Herrn gehorchen.

In SW. von Formosa sind die Inseln Lamay oder Siu-lieu-kieu gut bebaut; die vorzüglichste bildet ein spitziges, aber gut bewaldetes Gebirge; die andern sind nur Klippen.

Die Pheng-hu, von den Portugiesen Pescadores (Fischer Inseln) genannt, füllen den südlichen Theil der Straße zwischen Formosa und dem Festlande; sie sind felsig und dürr; die größte wird von Fischern bewohnt und hat einen guten Hafen; die Chinesen unterhalten dort eine Garnison.

In SW. von der Mündung des Flusses Canton ist Schong-Tschuen, Sancian in den Berichten der Missionaire genannt, berühmt in den Annalen des Christenthums, denn auf diesem nur von Fischern bewohnten Felsen starb am 2. Decbr. 1525 der heilige Franz Xaver.

Die größte Insel an der Südküste von China ist Hai-nan, deren Länge von N. nach S. ungefähr 60, die Breite 30 und der Umfang 160 Stunden beträgt. Die Ostküste ist meist steil und felsig, die südliche hat schöne Baien, die nordwestliche ist niedrig und von Sandbänken begrenzt. Gegen die Mitte erhebt sich der U-tschi-schan, dessen Gipfel die Wolkenregion erreicht und der nach allen Seiten Zweige ausschickt, welche einige von Flüssen bewässerte fruchtbare Thäler bilden.

Hai-nan, das in der heißen Zone liegt, hat ein sehr heißes Clima; doch wird die Sonnengluth durch die Seewinde, häufige Nebel und reichlichen Thau gemäßigt; daraus folgt eine Feuchtigkeit, welche die Pflanzen frisch erhält. Hai-nan ist fruchtbar; man bearbeitet dort auch Bergwerke, und an der Küste macht man Salz.

Die Chinesen haben den Küstenstrich der Insel inne; ein Theil der Eingeborenen erkennt ihre Autorität an; die andern sind fast wild. Die südlichen und östlichen Küsten haben gute Häfen; der Hauptort ist Kantscheu, die Residenz des Gouverneurs.

Die Insel Hai-nan bildet in O. den Golf von Tong-king.

Kapitel XXXII.

Das Reich Annam oder Tunkin. — Cochinchina. — Tsiampa. — Cambodja und ein Theil von Laos.

Das Reich Annam wird in N. von China, von dem es eine weite und schwierig zu bereisende Wüste trennt; in NO. von dem Meerbusen von Tong-king oder Tunkin; in O. und S. von dem chinesischen Meere; in SW. von dem Königreiche Siam; in W. auch von diesem Lande begrenzt. Es liegt zwischen 8° 45′ und 23° 1′ n. Br. und zwischen 97° 45′ und 106° 58′ östl. L. Die Länge von N. nach S. beträgt 370 St., die Breite von O. nach W. 150 St. und der Flächenraum 39,400 Q.Stunden.

Das Königreich Tunkin ist das nördlichste der Länder, welche das Reich Annam bilden, und zugleich das wichtigste und volkreichste desselben. In N. wird es von dem Meerbusen begrenzt, dem es seinen Namen giebt, und in N. und W. ist es von hohen Gebirgen begrenzt, so wie in dem Centraltheile, der sich in einer unermeßlichen Ebene ausstreckt, durch den Sang-koi, einen großen Fluß, durchströmt, der aus NW. kommt; andere minder bedeutende ergießen sich wie er in den Meerbusen. Die Küsten dieses Reiches sind bald hoch und von düstern Aussehen, bald niedrig und von Flüssen überschwemmt. Der Sang-koi ist für dieses Land wegen seiner jährlichen Ueberschwemmungen die Quelle der Fruchtbarkeit; man sieht an seinen Ufern, 25 Stunden von der Mündung, Kescho oder Bac-kinh, die Hauptstadt und Residenz eines Vicekönigs. Sie ist sehr umfänglich und nur durch einen Bambuszaun umschlossen; die Straßen sind breit und zum Theil mit Kieseln gepflastert, in der Mitte aber bleibt die nackte Erde, damit die Elephanten und Lastthiere besser gehen können. Die meisten Häuser sind von Holz oder Erde, nur einige von Stein; alle mit Palmenblättern, Rohr oder Stroh bedeckt. Die Stadt treibt einen großen Handel; der Fluß ist immer mit Dschonken und Böten bedeckt. Missionaire haben geschrieben, Kescho sey so volkreich als Paris, nach den neuern Angaben aber steigt die Einwohnerzahl nur auf etwa 40,000.

Cochinchina, südlich von Tunkin, ist in W. von hohen Gebirgen begrenzt und hat keine große Ausdehnung von da nach dem Meere in O., wo ein Theil der Küste eine Reihe steiler und malerischer Ufer gewährt, die einen natürlichen Wall gegen den Ocean bilden. Ein fast überall schmaler und an verschiedenen Stellen einige Stunden breiter Streifen Land ist des Bebauens fähig und mit Städten und Dörfern bedeckt. In N. senkt sich die Küste; in S. gewährt sie herrliche Buchten und sehr sichere Häfen. Die Flüsse haben keinen sehr langen Lauf; der beträchtlichste ist der Hue, an dessen linkem Ufer die gleichnamige Hauptstadt liegt. Von den Eingeborenen wird sie Phu-khuan, von den Chinesen Sun-ua genannt.

Hue liegt 2 Stunden vom Meere, ist wie Kescho gebaut, sonst groß und fest. Ihre äußern und innern Werke wurden solid von französischen Ingenieurs angelegt. Finlayson, ein englischer Reisender, bemerkte besonders die Scheunen, die Magazine, die Casernen, die Arsenale für die Land- und Seemacht. Die meisten dieser Gebäude stehen an dem Ufer eines schiffbaren Canales, der die Stadt durchschneidet. Der Graben, welcher Hue umgiebt, hat drei St. im Umfange und 100 Fuß Breite; die Mauern sind 60 Fuß hoch. Die Wälle sind mit 1200 Stück Geschütz besetzt; eine viereckige Citabelle vertheidigt den Platz. Man sieht in Hue eine Kanonengießerei und Schiffbauwerfte, von denen Kriegsschiffe, theils nach dem Muster der europäischen, theils in halb asiatischer, halb europäischer Form hervorgehen. Die Garnison ist zahlreich. Der Palast des Königs ist groß und massiv, und die Verzierungen desselben, obgleich bizarr, doch sehr reich.

Funfzehn Stunden südlich von Hue findet man die Bai von Turan oder Hansan, begrenzt von Hügeln, die durch an Reis fruchtbare Thäler getrennt werden. Kommt man von Süden her, so fällt einem zuerst eine Gruppe ungeheuerer Marmorfelsen auf, die man für ein einzeln stehendes großes Schloß halten könnte und die durch einen niedrigen und schmalen Isthmus mit einem sehr hohen, einigen Meilen langen Vorgebirge verbunden wird, auf dem zwei kegelförmige Gipfel von ungleicher Höhe emporragen. Ist man um dieses Vorgebirge herum, so kommt man in eine tiefe und sehr sichere, fischreiche Bucht. Am südlichen Ende derselben mündet der Fluß, welcher nach der Stadt Turan führt, die eigentlich nur ein Flecken ist. Sonst war sie der Stapelplatz des Handels mit China, aber die Bürgerkriege haben sie zu ihrem gegenwärtigen Zustande heruntergebracht. Noch immer ist jedoch der Markt mit allen Arten Waaren reichlich versehen und der Hafen stark besucht.

Ein Meeresarm, der sich nach SSO. verlängert, verbindet die Bai von Turan mit der von Fai-fo, die eine besondere Mündung hat. Die Stadt Fai-fo oder Hue-han, an dem kleinen Flusse Han gelegen, trieb

sonst einen sehr bedeutenden Handel; man zählt hier nicht mehr als 15,000 Einw., und sie hat wie Turan sehr viel durch Bürgerkriege gelitten. Dieser Handel ist zum großen Theile in den Händen der Chinesen und ihre Dschonken in der schönen Bai Fai-fo sind die zahlreichsten. (Taf. 21. Abbild.)

Fährt man weiter nach Süden, so gelangt man nach Tsiampa oder Binh-tuam, einer kleinen Provinz, die schon der berühmte Reisende Marco Polo erwähnt hat. Ein großer Theil derselben wird noch von unabhängigen Völkerschaften bewohnt, die für kriegerisch gelten. In dem Theile, welcher die Souverainetät des Kaisers von Annam anerkennt, giebt es nur einige Dörfer; Phanari und Padaran, beide an einer kleinen Bai an der Mündung eines Flusses, sind die hauptsächlichsten.

Cambodja, das südlichste Reich von denen, welche Annam bilden, wird in O. von hohen Gebirgen begrenzt, die sich in S. bis zum Meere verlängern. Die Berge Tschampava, die sich davon trennen, laufen von NO. nach SO. und endigen an den Ufern des May kang. Im W. des westlichen Armes dieses Flusses zieht sich die Gruppe der Ling kin poso hin. Der May kang soll in Yun-nan, einer Provinz Chinas, entspringen; nachdem er in Cambodja eingetreten ist, dessen Namen er annimmt und das er von N. nach S. durchströmt, theilt er sich in mehrere Arme und verbreitet durch seine regelmäßigen jährlichen Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit in dem ganzen Lande. Er ist bis ziemlich weit von dem Meere schiffbar. Die Inseln seines Deltas, dem Oceane am nächsten, sind mit dichtem Gehölz bedeckt.

Cambodja oder Lewek, 70 Stunden vom Meere auf einer von dem May-kang gebildeten Insel, ist die Hauptstadt dieses Landes und nicht mehr das, was sie sonst war. Die Holländer hatten bis 1643 ein Comptoir dort. Penomping, das einige Stunden weiter unten liegt, ist ebenfalls eine wichtige Stadt und der zweite Hauptort des Reiches.

Saïgong oder Dingeh, auf einer Landspitze am Zusammenflusse der beiden Arme des Donnal, 21 Stunden von seiner Einmündung, erbaut, ist die größte Handelsstadt Cambodjas. In der Mitte, auf einem Hügel, der sich 60 Fuß über den Fluß erhebt, sieht man eine Citadelle, die von einem tiefen Graben umgeben und durch 250 Stück Geschütz vertheidigt ist. White, ein nordamerikanischer Reisender, der sie 1821 sah, behauptet, sie wären in Europa gegossen. Im NO. der Stadt steht das Arsenal, welches den Vergleich mit mehrern von denen in diesem Theile der Welt aushalten kann. Der Hafen wird häufig von den Portugiesen und den Chinesen besucht; ein Canal verbindet den Donnal mit dem May-kang; er wurde in sechs Wochen gegraben; 26,000 Arbeiter arbeiteten Tag und Nacht und lösten einander ab; über 7000 unterlagen der Anstrengung. Den Weg von Saïgong nach dem Meere macht man oft während einer Flutzeit in Böten, die meist von Frauen geleitet werden. Man schätzt die Bevölkerung von Saïgong auf 100,000 Seelen.

Westlich von der Mündung des May-kang findet man die des Flusses Kankao oder Athien, der eine gleichnamige Stadt bespült und bei großem Wasser durch einen natürlichen Canal mit dem May-kang in Verbindung steht. Im Jahre 1822 erweiterte man ihn und machte ihn schiffbar. Die Stadt Athien am rechten Ufer eine Stunde vom Meere zählt 5000 Einw., unter denen es Cochinchinesen, Cambodjaner, einige Chinesen und Malaien giebt. Im Anfange des 17. Jahrh. wurde die Stadt Ponthiamas, deren Name vielleicht aus Athien corrumpirt wurde, von einem französischen Kaufmanne gegründet und die Hauptstadt eines kleinen Staates, dessen Handel mit den Fremden eine große Lebhaftigkeit erlangte. Ponthiamas wurde 1717 bei einem Einfalle der Siamesen zerstört und Athien an ihrer Stelle erbaut. Das Land kam unter die Herrschaft von Annam. Poivre, ein französischer Reisender, spricht von diesem Lande unter dem Namen Ponthamas. Nach ihm existirte es noch 1742.

Annam besitzt einen Theil von Laos, das der May-kang in W. von Tunkin durchströmt. Man bemerkt da die Städte Hannieh, Tiem und Sandapura, Hauptörter kleiner Fürstenthümer.

Reisende haben auch Bao oder Boaton als abhängig von Tunkin erwähnt. In den Hochthälern der Gebirge endlich, welche China von diesem Lande trennen und die zu dem Flußgebiete des May-kang gehören, leben mehrere wilde Stämme, unter denen die Mois oder Muis und die Muangs sich durch ihre Zahl und die Größe ihres Gebiets auszeichnen. Einige machen bedeutende Einfälle in die Länder Cochinchinas. Endlich spricht man auch von den Loyes, welche die obern Thäler des Tsiampa bewohnen. Alle diese Stämme gehorchen unabhängigen Häuptlingen.

Auch mehrere Inseln gehören dem Reiche Annam; man bemerkt in SSO. von Haïnan die Paracelen, eine lange Reihe wegen der Sandbänke und Untiefen an ihnen sehr gefährlicher Klippen; sie sind nicht bewohnt, da aber der Fang der Schildkröten und Fische sehr einträglich daselbst ist, so ließ sie der Kaiser von Annam 1816 in Besitz nehmen, ohne daß seine Nachbarn den geringsten Einspruch dagegen thaten.

Bei der Bai von Turan bemerkt man viele granitische Inseln, unter andern Pulo Canton oder Collao-rol und Kham-collao. Die ganze Küste nach S. zu ist ebenfalls mit Inseln besetzt, die gleichfalls felsig sind. Fünfundzwanzig Stunden südlich von der Mündung des May-kang hat Pulo Condor vier Stunden Länge und drei Viertelstunden Breite; ihre Ostküste besitzt einen guten Ankerplatz, der durch einen Canal gebildet wird, welcher sie von einem Inselchen trennt. Diese gebirgige Insel, die von einigen kleinen umgeben ist, hat keine Quellen, aber trotz ihrer Dürre einige Bewohner, die sich von dem benachbarten Festlande daher flüchteten und ärmlich von Pataten und einigen andern Bodenerzeugnissen leben. Die Engländer versuchten 1702 vergeblich sich da niederzulassen, um die Insel zu einem Stapelplatze des Schleichhandels mit China zu machen.

Pulo Ubi, 5 Stunden südlich von der Spitze von Cambodja, ist ebenfalls von einer felsigen aber bewaldeten Gruppe umgeben.

In Tunkin, in den niedrigen Ebenen, beginnt die Regenzeit im Mai und endigt im August; die Sommerhitze ist unmäßig, die Kälte dagegen im December, Januar und Februar wegen der Nebel unbequem und lästig. An den Küsten toben die Orkane oder Typhons mit derselben maßlosen Wuth wie in den japanischen Meeren; seltener werden sie längs der Küsten von Cochinchina, besonders südlich vom 16° der Breite, und ganz unbekannt sind sie an den Ufern von Cambodja. Uebrigens wird das Clima von Saïgong und Hue von den Europäern, die länger als dreißig Jahre dort gewohnt haben, als sehr gesund geschildert.

Sie sagen auch, in Cochinchina steige die größte Hitze nicht über $31\frac{1}{2}$° R. und die Kälte im Winter nicht unter 11°. Doch ist die Kälte empfindlicher als man bei diesem Thermometerstande vermuthen sollte, und zwar wegen der periodischen starken Regen. Sie beginnen zu Ende des Octobers und dauern bis zum März. Die hohen Berge, die im S. von Hue sich bis zur Wolkenregion erheben, so wie jene, die in andern zwischentropischen Ländern sich in derselben Richtung hinziehen, verursachen eine totale Veränderung in der Ordnung der Jahreszeiten je nachdem das Land in O. oder W. von China gelegen ist. Als Crawfurd, der englische Gesandte, von Saïgong am 4. Septbr. 1821 abreiste, herrschte der südwestliche Munsun und der Regen wollte aufhören, ehe er aber von Hue und Turan fortkam, den 31. Octbr., hatte er mit dem nordöstlichen Munsun in den ersten Tagen des Octobers begonnen.

„Vom 5. bis 12. October," sagt Finlayson, der Crawfurd begleitete, „fiel der Regen mit Ausnahme eines Tages oder zweier fast ununterbrochen und so reichlich, daß die, welche wir bei dem Aequator, in Bengalen und Siam gehabt hatten, wo sie periodisch sind, im Vergleich ganz unbedeutend zu seyn schienen. Das Wasser stürzte buchstäblich in Strömen herunter, oft zwei Tage und zwei Nächte hinter einander. Dieser Regen war nur von einer kleinen Anzahl Blitze begleitet, und so lange er anhielt, wehte der Nordostwind heftig. Der Barometer, der vorher nicht sehr variirt hatte, sank allmählig und stieg während des Regens nicht wieder. Der Thermometer blieb fast immer auf 77° 5'.

„Das Land war bald überschwemmt und in kurzer Zeit standen die Zimmer, die wir innehatten, kaum einen Zoll über dem Wasser, das in die andern Theile des Hauses bereits eingedrungen war. Unsere Nachbarn in derselben Straße befanden sich in einem noch schlimmern Zustande; das Wasser war nämlich bereits in ihre Wohnungen eingedrungen. Alle ruderten auf Kähnen in den Straßen herum, wo man noch den Tag vorher trockenen Fußes gegangen war. Am 26. brach ein Orkan mit einem Platzregen aus, der 82 Stunden anhielt; er war so heftig, daß die Bai von Turan, welche vor der Wuth des Orkans durch die sie umgebenden Berge geschützt war, mit süßem Wasser gefüllt wurde."

In Cambodja, dem Lande mit niedrigen Ebenen, dauert die Regenzeit von Ende Mais und Anfang Junis bis zum Anfange des Septembers. Dies ist auch die Zeit der Stürme und Gewitter, und der sogenannte Winter. In den acht andern Monaten des Jahres ist die Luft mild, rein und klar. In Saigong war zu Ende des Augusts die mittlere Temperatur der 24 Stunden 21°, folglich sehr gemäßigt.

Die Mineralogie des Landes kennt man nicht und weiß nur Einiges von den Küsten; überall, wo die Expedition Crawfurds anlegte, überzeugte sie sich, daß die hauptsächlichsten Berge aus Granit und Syenit bestanden; die minder hohen Ketten enthielten Quarz, Kalkstein und Marmor. Cambodja ist arm an Metallen und hat nur etwas Eisen. Es erhält das, was es bedarf, von Tunkin, Siam und Singapur. Die Metalle sind auch in Cochinchina nicht häufiger, obgleich die Einwohner von Silber- und Zinnwerken sprechen, welche sich bei dem Cap Avarella befinden sollen. Dafür hat Tunkin Eisen, Gold und Silber in Menge.

Ein chinesischer Kaufmann, der Tunkin besucht hatte und den Crawfurd in Hue sah, sagte ihm, die Eisenwerke befänden sich sechs Tagereisen von Keschò, das Metall sey dort sehr wohlfeil und werde nach ganz Cochinchina geschickt ausgenommen Saigong, das das seinige von Siam erhalte. Die Gold- und Silbergruben liegen zwölf Tagereisen in W. von Kescho. Die letztern bringen jährlich 100 Piks (6000 Kilogramme) Metall. Die Quantität des Goldes kennt man nicht, weil viel davon nach Yun-nan und Kuang-si, Provinzen Chinas, geschmuggelt wird. Die Zinnwerke werden vernachlässigt.

Alle Bergwerke werden wie in allen östlichen Ländern Asiens südlich von China durch die Bewohner dieses Reich bearbeitet, die von Fu-kien, Kiang-nan und Hainan kommen. Man schätzt die Zahl dieser chinesischen Arbeiter auf 30,000.

Das Hauptproduct des Pflanzenreichs ist der Reis, der das Hauptnahrungsmittel der Einwohner bildet. Eine Art Reis kann auf dürrem Boden wachsen und bedarf keines andern Wassers als den Regen. Man säet ihn zu Ende des Decembers; er befindet sich nicht ganz drei Monate in der Erde und trägt sehr reichlich. Man baut auch Mais und die Patate. Cocuspalmen sind häufig und man schickt die Früchte nach China. Die besten Früchte Cochinchinas sind die Orangen und die Litschi. Das Zuckerrohr macht den Reichthum dieses Landes aus; man führt jährlich 20 bis 60,000 Piks aus und ein großer Theil geht nach China.

Crawfurd meint, der echte Zimmetbaum sey in den Bergen nordwestlich von Fai-fo einheimisch; man zieht diesen Baum, und seine zu Markt gebrachte Rinde ist sehr aromatisch und reich an Oel. In China zieht man den Zimmet von Fai-fo dem von Ceylon vor.

In Tunkin und Cochinchina beschäftigt man sich mit den Anbau des Thees, aber der Ertrag deckt den Verbrauch nicht und man muß noch mehr aus China beziehen. Baumwolle erntet man in dem ganzen Reiche und man sendet viel davon nach China. Cambodja giebt ferner guten Pfeffer, Cardamom und Anis.

Die Wälder sind reich an trefflichen Bau- und Tischlerhölzern; man bemerkt namentlich den Sao (nunclea orientalis), den Tik, die Fichte, den Ebenholzbaum, das Rosenholz, das Adlerholz, den Gummiguttbaum (cambogia gutta) und eine Menge andere.

In Cambodja erzeugt man wenig Seide; in Tunkin und Cochinchina dagegen ist dieser Stoff so gemein, daß man die Taue der Schiffe daraus macht. Ueberall sieht man weiße Maulbeerbäume, besonders in der Nähe von Hue. Die Seide von Tunkin gilt für die beste im Reiche, kommt aber der chinesischen nicht gleich. Es sind davon in der letztern Zeit große Quantitäten nach Europa gebracht worden.

Der Büffel, das Rind, das Pferd, das Schwein, die Ziege, der Elephant, der Hund, die Katze sind die Hausthiere von Annam. Den Büffel braucht man meist zur Bestellung des Landes; den Stier spannt man nur bei leichtem und trockenem Boden an den Pflug. Crawfurd sah in den Wäldern zahlreiche Spuren von wilden Elephanten und Tigern. Dieser Reisende bemerkte auch Leoparden, Bären und Affen, Hirsche, Rhinocerosse und wilde Katzen. Das Horn des Rhinoceros wird so hoch geachtet, daß unter den Geschenken, die man dem englischen Gesandten gab, sich vier derselben in einen Goldreife befanden. Man zieht Hühner, Fasanen und Enten.

Die Einwohnerzahl des Reiches Annam schätzt man auf 12 Mill. Tunkin ist der bevölkertste Theil davon; die Einwohner desselben und die von Cochinchina reden dieselbe Sprache, welche auch fast in ganz Cambodja mit einigen Dialectverschiedenheiten üblich ist. Es haben sich viele chinesische Worte eingeschlichen und sie wird mit chinesischen Zeichen geschrieben. Die Religion des ganzen Reichs ist der Buddhismus. Die Tempel Buddhas oder Fo's sind sehr zahlreich, aber ärmlich; bisweilen befindet sich sein Bild in kleinen Heiligthümern, die man zwischen den Zweigen des Banianenbaumes aufstellt. (Taf. 24. Abbild.)

Die Physiognomie der Bewohner von Annam gleicht sehr jener der Chinesen, aber sie haben keine schiefen Augen. „Ihr Wuchs," setzt Finlayson hinzu, „ist im Allgemeinen klein. Wie alle ihre der gelben Race angehörenden Nachbarn haben sie einen dünnen, häßlichen Bart, starres schwarzes Haar, kleine schwarze Augen, eine gelbe Farbe, einen vierschrötigen untersetzten Körper und starke Glieder. Selten findet man einige, die sehr schwarz wären; viele Frauen besonders sind so weiß wie die meisten im südlichen Europa.

„Die Bewohner von Annam haben eine kleine schmale Stirn, runde Wangen und ein unten breites Gesicht, so daß dies fast rund aussieht, besonders bei den Frauen, die für um so schöner gelten, je mehr sie sich dieser Form nähern. Die Augen dieses Volkes sind klein, schwarz und rund; sie haben nicht das dicke und gesenkte Augenlid der Chinesen, und erhalten dadurch ein Aussehen von Lebhaftigkeit, welches jenen fehlt. Sie haben ferner eine kleine Nase, die jedoch gut gebildet ist, einen ziemlich großen Mund, vorspringende aber nicht dicke Lippen und einen dünnen Bart, den sie aber außerordentlich pflegen. Man sieht Annamiten, di kaum ein Dutzend Haare am Kinn oder am ganzen Unterkiefer haben; auf der Oberlippe stehen sie etwas dichter. Gewöhnlich haben sie einen kurzen Hals. Ehe ich diesen Theil meines Gegenstandes verlasse, muß ich noch erwähnen, daß in der Form ihres Kopfes ein Charakter von Schönheit und in dem Ausdrucke ihrer Physiognomie ein Grad von Harmonie, Lebhaftigkeit, Verstand und Heiterkeit liegt, den man bei den Chinesen oder Siamesen vergebens sucht.

„Der Körper des Annamiten ist untersetzt, seine Brust breit und vollkommen entwickelt; seine Hüften sind breit; seine obern Gliedmaßen lang und gut gebaut; die Schenkel kurz und stark. Selten besitzt er eine Neigung zum Fettwerden. Seine Glieder, obgleich groß, sind doch nicht durch Fett aufgetrieben. Sein Muskelsystem ist kräftig und gut entwickelt; sein Bein besonders ist fast immer groß und gut geformt.

„Die Tracht der Cochinchinesen läßt sich mit wenigen Worten beschreiben. Ob sie gleich unter einem nicht blos milden, sondern heißen Clima leben, so sind doch alle bekleidet, der ärmste Mann wenigstens vom Kopfe bis zum Knie. Der Turban bildet den theuersten Gegenstand; er ist immer von Krepp, der der Männer schwarz und jener der Frauen blau. Trägt man Trauer, so ist er weiß. (Taf. 24. Abbild.)

„Eine lose Tunika, welche ziemlich einem Hemde mit weiten Aermeln gleicht, reicht bis an die Knie, wird an der rechten Seite zugeknöpft und bildet den hauptsächlichsten Theil der Kleidung. Gewöhnlich trägt man zwei, und die untere ist von weißer Seide. Man vermehrt ihre Anzahl je nach dem Zustande der Temperatur. Der Anzug der Frauen ist so ziemlich derselbe, nur leichter; die beiden Geschlechter haben Pantalons von bunter Farbe; die Armen tragen Kleidungsstücke von grobem Baumwollenzeuge, ziehen aber doch die gewöhnliche Seide vor. Die Reichen schmücken sich mit Stoffen von China und Tunkin und tragen Schuhe, die sie aus dem erstern dieser Länder beziehen.

„Während der Regenzeit haben die Handelsleute eine Kleidung, die den Körper recht wohl vor der Feuchtigkeit schützt, und allerdings dürfte sie in keinem andern Lande nothwendiger seyn. Sie ist aus dicht zusammengenäheten Palmenblättern gemacht, wasserdicht und besteht in einem korbförmigen Hute von dritthalb bis drei Fuß und mehr Durchmesser; er fällt auf die Achseln und wird unter dem Kinne zusammengebunden. Eine Kutte ohne Aermel bedeckt den Körper. So bekleidet arbeitet ein Annamit fast ohne Unterbrechung und scheint die Regenstürme gar nicht zu bemerken, die auf ihn herabfallen.

„Betel kauen, Tabak rauchen und selbst kauen ist allgemein üblich; alle Leute aus der höhern Classe haben fortwährend die Cigarre im Munde; eine Gruppe von Annamiten ist immer in eine Rauchwolke gehüllt. In Cochinchina sind die Häuser groß und bequem, meist von Lehm gebaut und mit Ziegeln, selten mit Palmblättern bedeckt. Die innere Einrichtung ist seltsam; die vordere Hälfte ist eine Art offener Saal, wo man Besuche empfängt, seine Geschäfte abmacht und Waaren verkauft, wenn man Kaufmann ist; im Hintertheile befindet sich ein Altar und andere Embleme der Religion. Die Wohnzimmer sind nach hinten hinaus und bestehen in vierseitigen, nur an einer Seite offenen Gemächern. Die Betten bestehen in einer um einen Fuß über den Boden erhöheten und mit Decken belegten Estrade.

„Die Annamiten sind sanft, freundlich und thun Niemanden etwas zu Leide, wenn sie auch gern stehlen; Todschläge begehen sie sehr selten. Sie sind höflich, zuvorkommend und aufmerksam gegen die Fremden, und in ihrem ganzen Benehmen zeigen sie eine der Masse der Bewohner des südlichen Asiens unbekannte echte Urbanität. Sie sind ferner lebhaft und heiter, gefällig und gastfrei, gutmüthig und einfach; aber auf die Vernachlässigung der durch das Herkommen vorgeschriebenen ceremoniösen Formalitäten, auf das Begehen des leichtesten, wirklichen oder eingebildeten, Fehlers folgt sogleich eine Strafe; sie müssen unter dem Bambus dafür büßen.

„Die Gefügigkeit, mit welcher sie sich dieser entehrenden Strafe unterwerfen, ist wahrhaft außerordentlich. Ihr Gehorsam kennt keine Grenzen und sie äußern weder durch Handlungen noch durch Worte den geringsten Widerstand gegen die willkührliche Entscheidung, die sie betrifft, und man darf sich nicht wundern, daß dieses System ihren Geist endlich herabgedrückt und sie schlau, furchtsam, lügnerisch, eitel, unverschämt, lärmend, anspruchsvoll und tyrannisch gemacht hat, sobald sie wissen, dies ungestraft seyn zu können. Das geringste Widerstreben oder das leiseste Zeichen von Festigkeit, wenn sie sich einmal muthig stellen und sehr schreien, macht sie ungemein unterwürfig und selbst kriechend. Das ist das traurige Resutat fortwährender Sclaverei und Unterdrückung; nichts destoweniger erkennt man, daß sie moralisches Gefühl und Scharfsinn besitzen, Eigenschaften, die unter einer liberalen Regierung sie bald zu einem ausgezeichneten Range unter den Nationen erheben würden.

„Sie sind an ihrem Körper, in allen ihren Umgebungen und in ihren Speisen sehr schmuzig, besitzen eine übermäßige Eitelkeit und halten sich für die erste Nation der Welt, doch erst nach den Chinesen, welchen sie den Vorrang zugestehen. Man hat ihnen vorgeworfen, sehr locker zu seyn. Oeffentlich betragen sich beide Geschlechten bescheiden und zurückhaltend. Die Schwächen der verheiratheten Frauen veranlassen, wie man sagt, allgemeinen Unwillen und Abscheu, und die Gesetze strafen sie mit empörender Härte. Die Mädchen dagegen haben die größte Freiheit, und die öffentliche Meinung verdammt sie nicht, wenn sie dieselbe nicht mißbrauchen.

„Die Regierung ist in der Theorie und Praxis vollkommen despotisch. Die Gesetze, sagt Crawfurd, sind dieselben, werden aber schlechter und willkührlicher gehandhabt wie in China. Schläge sind das einzige, aber immer angewendete Strafmittel. Die Eltern bedienen sich desselben gegen ihre Kinder, die Männer gegen ihre Frauen, die Officiere gegen die Soldaten, die Generale gegen die Officiere; das Gesetz macht darin keinen Unterschied zwischen den Eingeborenen und Fremden.

„Die Annamiten," sagt Finlayson, „verehren wie die Chinesen die Vorfahren und die Eltern. Man kann diesen Gebrauch für den einzigen Theil der Religion halten, der den Fremden auffällt. Es giebt bei ihnen keine Geistlichkeit, welche Unterricht in der Religion ertheilt. Man sieht einige Talapoins, sie stehen aber nicht eben in großem Ansehen. Die hohen Classen haben die Religion des Confucius angenommen, die der reine Deismus ist. Die Menge ist dem gröbsten Aberglauben zugethan und glaubt an gute und böse Geister." Crawfurd würde nicht daran gedacht haben, daß sie Buddha verehren, hätte er nicht mehrere Bildsäulen dieses Gottes erblickt.

Der Ackerbau ist nicht so blühend wie in China. Die Verfertigung weißer Baumwollenzeuge wird in Tunkin sehr thätig betrieben; man kennt die Kunst nicht, sie bunt zu bedrucken. Uebrigens liebt auch die Nation die bunten Zeuge nicht, deshalb sieht man keine Färber. Die Seidenmanufacturen sind wichtig. Der Firniß von dem Baume, den Louveiro augia genannt hat, wird nach China geschickt; man bereitet ihn auch im Lande und die Gegenstände von Lack sind sehr gemein; man kennt die Kunst Goldverzierungen zuzusetzen und mit Perlenmutter auszulegen. Finlayson und Crawfurd meinen, der Lack von Tunkin sey schöner und dauerhafter als der japanische.

Seit langer Zeit verstehen die Annamiten die Metalle zu schmelzen und zu verarbeiten, aber dieser Zweig der Industrie hat keine großen Fortschritte gemacht bei ihnen; sie können z. B. ihre Feuergewehre nicht verfertigen, weil sie die Kunst nicht kennen, dem Stahl eine gehörige Härte zu geben; doch wissen sie die Arbeiten der Fremden sehr gut nachzuahmen. Mit Hilfe französischer Ingenieurs haben sie in dem Arsenal von Hue Kanonen gegossen und ihrer Artillerie, ihrer Marine und ihren Festungswerken eine neue Form gegeben. Von den Europäern erhalten sie Flinten. Die Goldschmiedearbeit hat keine schöne Politur, weil es an guten Mustern fehlt; die Gegenstände von Filigran dagegen sind sehr zart gearbeitet.

Die Annamiten dürfen das Land ohne Erlaubniß des Souverains nicht verlassen; erhalten sie dieselbe, so schicken sie ihre Schiffe nach China in die Häfen der Straße von Malacca und nach Singapur. Da sie abgehärtet, thätig, arbeitsam, kräftig und gehorsam sind, so können sie treffliche Matrosen werden. Der Handel über Meer zwischen den verschiedenen Theilen des Reiches ist sehr wichtig; diese Küstenfahrt beschäftigt über 2000 Dschonken. Europäische Schiffe dürfen nicht in die Häfen Tunkins; nur in Turan, Saigong und Fai-fo können sie anlegen.

Das Einkommen des Staats beläuft sich auf 90 Mill. Frcs. und fließt aus der Kopfsteuer, aus der Grundsteuer, aus verschiedenen andern Auflagen und dem Ertrage des Zolles. Die Regierung besitzt das Monopol des Zuckers, des Zimmets, des Cardamoms, des Adlerholzes und einiger andern Gegenstände. Der Monarch soll einen bedeutenden Schatz haben. Jeder Mann ist vom 18. bis zum 60. Jahre zum Kriegsdienste verpflichtet und steht dem Staate stets zur Verfügung. Nach dreijährigem Dienst kann der Soldat nach Hause zurückkehren; in Tunkin erhält er diese Erlaubniß erst nach sieben Jahren. Die Armee besteht aus 90,000 M.; 800 Elephanten bilden einen Theil des Trains; 130 davon befinden sich in der Hauptstadt. Die Cavalerie ist unbedeutend. Die Seemacht, die sonst nur aus Kanonierschaluppen und großen Galeeren bestand, zählt gegenwärtig dreimastige Schiffe und Briggs. Die Soldaten

werden mit Geld und Reis bezahlt und sie haben eine martialischere Haltung als die, welche 1792 der Reisende Barrow sah. (Taf. 24. Abb.)

Von allen Vergnügungen liebt der Annamit vorzüglich das Theater; alle Reisenden stimmen in diesem Punkte überein. Wie in China bezahlt man nichts für den Eintritt. Alle Schauspieler geben Privatvorstellungen für eine bestimmte Summe; bald spielen sie öffentlich unter einem Schuppen. In diesem Falle werfen ihnen die Zuschauer, statt sie durch Beifallsbezeugungen aufzumuntern, kleine Geldstücke zu. Es giebt regelmäßige Dramen und eine Art Zwischenspiele. Das Recitativ in den letztern ist oft mit lustigen Liedern untermischt, die in einem allgemeinen Chor endigen, wozu eine lärmende, aber doch nicht unangenehme Musik spielt. Bei jeder Wiederholung führen Tänzerinnen graziöse Pas aus, wobei aber die Füße wenig beschäftigt sind; sie zeigen die Grazie ihrer schönen Taille und die Stellungen, die sie ihrem Kopfe, ihren Armen und ihrem Körper geben, entzücken die Zuschauer. Die Costume sind phantastisch und in den meisten Stücken spielt eine Art Lustigmacher eine Hauptrolle. Ein Stück dauert drei bis sechs Tage oder Abende mit den nöthigen Unterbrechungen. (Taf. 25. Abbild.)

Die ersten portugiesischen Reisenden, welche die Grenzen Asiens berührten, besuchten die verschiedenen Länder, welche das Reich Annam ausmachen. Im Anfange des 16. Jahrhunderts kamen Missionaire in Cochinchina, Tunkin, Cambodja, Tschampa an und predigten das Evangelium. Seit dieser Zeit zählt man einige Christen daselbst; ihre Zahl beträgt jetzt 300,000. Trotz den Verfolgungen, die sich von Zeit zu Zeit gegen sie erhoben, blieben sie doch fest in ihrem Glauben. Alexander von Rhodus Marini, Borri, Tissanier, Koffler und Andere haben Beschreibungen von diesen Ländern herausgegeben; wir haben dergleichen auch von einigen andern Reisenden, wie von Dampier, Poivre, sowie von Langlois und Bissachère, die in unsern Tagen ihr heiliges Amt dort übten. Pigneau de Behaine, Bischof von Adran, hatte durch die großen Dienste, die er dem rechtmäßigen Könige in einem langen und hartnäckigen Kriege gegen Rebellen leistete, den französischen Namen in diesen fernen Ländern beliebt gemacht. Der Tod dieses Prälaten war ein Unglück für das Reich Annam, schadete aber auch den Handelsverbindungen sehr, die Frankreich mit diesem Staate hätte anknüpfen können.

Die nach China bestimmte englische Gesandtschaft verweilte einige Tage in dem Hafen von Turan 1793. Crawfurd kam 1822 als Gesandter nach Hue; seine Bemerkungen, die Finlaysons, des Arztes der Expedition, und jene White's, des Lieutenants eines Schiffes der Vereinigten Staaten, der Saigong und andere Häfen von Annam besuchte; endlich die von Laplace, Fregattencapitains, der 1831 lange in Turan blieb, haben uns über dieses Reich werthvolle Nachweisungen gegeben. Die Berichte dieser verschiedenen Beobachter stimmen über die wesentlichsten Punkte überein.

Kapitel XXXIV.

Das Königreich Siam.

Wendet man sich von Annam nach Westen, so gelangt man in das Königreich Siam, das in N. von China, in W. durch das birmanische Reich und die englischen von diesem Staate abgerissenen Provinzen, in S. von dem Oceane und den malaiischen Staaten begrenzt wird. Dieses so ziemlich in der Mitte der östlichen Halbinsel Indiens gelegene Land erstreckt sich vom 6° bis 19° n. Br. und vom 97° bis 101° östl. L. Die Länge beträgt 335 Lieues, die mittlere Breite 60 und der Flächenraum 15,000 Q.Lieues.

Der Meerbusen, welchem das Königreich Siam den Namen giebt, bringt tief in das Land ein. Besonders an der Ostküste wird es von zahlreichen Inseln begleitet, die nach dem Ausdrucke Finlaysons gleichsam einen schmalen, langen Gürtel bilden. Das Festland ist so niedrig, daß man in einer Entfernung von einigen Meilen nur die Bäume, keineswegs aber den Boden sieht, während die Inseln, die über 1000 Fuß hoch sind, aus sehr weiter Ferne gesehen werden. Sie sind granitisch und enthalten dabei einige andere Felsarten. Je weiter man nach Norden kommt, um so kräftiger wird die Vegetation, und die zwischentropischen Wälder entfalten einen unvergleichlichen Reichthum. Ist man über die Mündung des Flusses Cancao, so findet man die Insel Lo-tong, die von Siamesen, Cambodjanern und Cochinchinesen bewohnt wird; dasselbe gilt von Ko-schang, das weiter nach N. zu liegt.

Dann gelangt man zu der Mündung eines Flusses, der nach Schantibon führt, der bedeutendsten Stadt an der Ostküste und der Hauptstadt einer Provinz, die sonst zu Cambodja gehörte; sie gehört zu den wichtigsten des Landes; hohe Berge, große Wälder, fruchtbare Ebenen und Thäler geben der Aussicht eine angenehme Veränderung. Der Hafen von Schantibon ist bequem und sicher; leider wird aber die Einfahrt in den Fluß durch eine Barre gehemmt, so daß nur kleine Schiffe hineinfahren können. Die Producte des Landes werden nach Bankok gesandt, weil die Landesgesetze den Handel der Privatleute mit den Fremden untersagen.

Weiter hin findet man die Bai Kong-kaben, wo viele Menschen wohnen; von da aber nach dem Cap Lyant bemerkt man nur dichte Wälder und wenige Bewohner. Die malaiischen Seeräuber von Trincano und andern Inseln dehnen ihre Raubzüge bis in diese Gewässer aus.

Die Stadt Bang-pa-so, an der Mündung des Bang-pa-kong und eines Armes des Menam, des großen Flusses Siams, wird durch ein hölzernes Stacket vertheidigt. Die Inseln Si-tschang sind die nördlichsten dieses Theiles der Küste, die größte davon hat einen guten Hafen.

Die neuesten Nachrichten über das Königreich Siam verdankt man Crawfurd, dem Gesandten des Generalgouverneurs von Bengalen, und dem Arzt Finlayson.

„Am 21. März 1822," sagt der letztere, „bemerkten wir chinesische Dschonken vor Anker in der Mündung des Menam und Abends ließen wir den Anker fallen. Am andern Morgen kam der Steuermann eines der chinesischen Schiffe an Bord und sagte, wir müßten einen Lotsen von Packnam, einem Orte am Ausgange des Flusses, verlangen; ich zweifle aber, setzte er hinzu, daß Euer Schiff über die Barre fahren kann. Es wurde Jemand mit einem Schreiben Crawfurds an den ersten Beamten des Ortes abgeschickt. Der Abgeordnete wurde sehr gut aufgenommen und kam am nächsten Tage mit einem kleinen Geschenke an Obst, aber ohne Brief zurück. Unterdeß waren Instructionen von Bankok eingeholt worden und ein Lotse erhielt Befehl, uns nach der Hauptstadt zu führen.

„Das Schiff kam nicht ohne Schwierigkeit hinüber; der Menam ist bei seiner Mündung ungefähr eine Viertelstunde breit; man ankert vor Packnam, wo der Fluß etwas weniger breit und sehr tief ist; die Ufer sind niedrig und mit Wald bedeckt.

„Am 26. bot uns ein Mann, der wie europäischer Matrose gekleidet war, seine Dienste als Dolmetscher an. Er gehörte zu der Classe von Einwohnern, die in Indien unter der Benennung Portugiesen bekannt sind, einem Namen, zu welchem ein Hut und zwei oder drei europäische Kleidungsstücke zu berechtigen scheinen, selbst wenn die Person, die sie trägt, ein Neger wäre. Der, von welchem hier die Rede ist, sprach geläufig Portugiesisch, verstand das Englische aber nur unvollkommen. Er verlangte im Namen des Gouverneurs von Packnam, daß die Fregatte ihre Kanonen aussetze. Man stellte ihm dagegen vor, daß eine portugiesische die ihrigen behalten habe, und er entgegnete, das sey in Folge einer besondern Begünstigung des Hofes geschehen. Zugleich lud er Herrn Crawfurd von Seiten des Gouverneurs zu Tische ein.

„Diese Art mündliche Mittheilung schien kein günstiges Anzeichen für den Erfolg des Gesandten zu seyn. Der erste Beamte, der sich pomphaft Gouverneur von Packnam nannte, war ein ganz unbedeutender Mann, da er nur einige arme Fischerdörfer unter sich hatte. Man hatte

die Ankunft eines Mannes von einem gewissen Range angekündigt, aber er erschien nicht. Der Capitain der Fregatte ging an's Land und forderte den Gouverneur auf, seinen Neffen, der mit der gehörigen Rücksicht aufgenommen wurde, an Bord zu schicken. Er war von den Schultern bis zum Gürtel nackt, wie man hier allgemein geht; er richtete seine Aufmerksamkeit weder auf die Fregatte, noch auf die neuen Gegenstände, die er erblickte; er aß Confituren, trank Likör, lud Crawfurd ein, an's Land zu kommen und entfernte sich nach einer halben Stunde wieder."

Den andern Tag begab sich der Gesandte in Begleitung mehrerer Engländer an's Land. Das Volk, das aus Greisen, Weibern und Kindern bestand, sah sie mit offenem Munde an. Der Neffe des Gouverneurs empfing die Fremden und sie zogen in einem schmalen mit Holz gepflasterten Gäßchen hin; das Haus des Gouverneurs sah sehr armselig aus; eine hölzerne Treppe führte in einen kleinen Hof, der sich vor dem Hause befand. Der Gouverneur, der in einem großen mit chinesischem Papiere ausgeschlagenen offenen, mit holländischen kleinen Spiegeln und Stücken bunten Papieres verzierten Saale saß, stand bei dem Eintritte des Gesandten auf und führte ihn zu einem Sessel. Einen Augenblick darauf wurden die Speisen aufgetragen, die auf europäische Art zubereitet waren. Der Gouverneur war mehrmals in Bengalen gewesen; er sprach während beinahe zwei Stunden von verschiedenen Gegenständen; als die Engländer ihn verließen, drückte er ihnen freundschaftlich die Hand.

Am 28. kam die Erlaubniß, im Flusse hinaufzufahren, und alsbald lichtete die Fregatte die Anker. „Die Ufer des Menam," sagt Finlayson, „blieben sehr niedrig; die ungeheuere Menge von attap gab ihnen ein malerisches Aussehen; weiter hin war das Land mit Betel bedeckt, der ohne Zweifel wild wuchs, denn das Land lag nicht hoch genug, als daß man es hätte bebauen können. Die Gebüsche bestanden in verschiedenen Arten Rohr, Bambus und langem Gras; weiter hinauf breiteten sich zur Linken weite Ebenen aus, die unfruchtbar aussahen; die Ernte war vorüber; sie liegen 8 bis 10 Fuß über dem Flusse. Man sagte uns, in der Regenzeit ständen sie zwei bis drei Fuß unter Wasser, folglich eignen sie sich vollkommen zum Anbau des Reises; der Rand des Flusses ist immer mit einem Bambusdickicht bewachsen; hier und da waren kleine, aber reinliche, drei Fuß über dem Boden stehende Häuser von Feldern umgeben, auf denen Bananen und Cocuspalmen standen. Am rechten Ufer des Flusses sahen wir nur Gebüsch. Die Tiefe des Wassers variirt von 30 bis 60 Fuß am Ufer; der Schlamm ist fest und muß einen trefflichen Boden zum Ackerbau geben; sehr incomodirten uns die Musquitos.

„Am 29. mit Tagesanbruche erblickten wir ein interessantes Schauspiel. Kleine Böte, die meist nur eine Person trugen, ruderten nach allen Richtungen umher; die Marktstunden rückten heran und alles zeigte die größte Thätigkeit. Hier hielten einer oder mehrere Buddhapriester ihre tägliche Einsammlung; dort verkaufte eine alte Frau Betel, Bananen und Calebassen; hier transportirten Piroguen Cocusnüsse; dort gingen Siamesen ihren Beschäftigungen nach von einem Hause zum andern. Für uns der merkwürdigste Gegenstand aber waren die Reihen schwimmender Häuser. Sie bestehen aus Bretern und sind länglich; nach der Flußseite zu haben sie eine Platform, auf welcher Waaren, Obst, Fleisch, Reis und andere Dinge zum Verkauf ausgestellt sind, — wirklich ein schwimmender Bazar, wo die Erzeugnisse des Landes und Chinas zum Verkauf ausgeboten werden. An jedem Ende waren die Häuser an lange in das Wasser getriebene Bambus befestigt, so daß man sie leicht von einem Orte zum andern transportiren kann, wenn man es wünscht; jedes dieser Häuser hat eine kleine Pirogue neben sich. Die an diesem Orte scheinen von Handelsleuten und Handwerkern, z. B. Schuhmachern, bewohnt zu werden; diese sind fast durchgängig Chinesen. Diese Wohnungen sind meist sehr klein, 30 Fuß lang und 15 Fuß breit, haben nur ein Geschoß, das sich einen Fuß über den Fluß erhebt, und sind mit Palmenblättern gedeckt; in der Mitte haben sie ein großes Zimmer, wo man Waaren auslegt, und daneben ein kleineres oder zwei. Bei der Ebbe, wenn das Wasser schnell strömt, werden wenig Geschäfte hier gemacht; die Eigenthümer schlafen oder lehnen nachlässig an den Ständen, oder genießen auf andere Weise ihre Muße. Doch fährt zu jeder Tageszeit eine große Anzahl von Böten vorbei, die leicht und so schmal sind, daß sie schnell gegen den Strom gerudert werden können; die langen Piroguen haben oft acht bis zehn solcher Ruder oder Pagaien an der Seite. Die Chinesen scheinen übrigens sehr zahlreich und wie überall sehr fleißig und thätig zu seyn."

Als man in Bankok war, brachten zwei Kinder, Neffen des Ministers, dem Gesandten ein Geschenk von Confituren und Obst. Sie waren von den Hüften bis zu den Füßen sehr reinlich gekleidet und am Körper mit einem gelblichen Stoffe bestreut; ihre Halsbänder von Gold mit Edelsteinen und ihre andern Schmucksachen gleicher Art hatten keinen großen Werth. Wie die andern Kinder Indiens waren sie für ihr Alter sehr verständig und benahmen sich mit der größten Ungezwungenheit und Artigkeit.

Nachmittags kam ein Staatsbeamter, der erste nach dem Groß-Minister, um das Schreiben des Generalgouverneurs in Empfang zu nehmen; es wurde in einen schönen goldenen Becher gethan, nachdem man es mit einem mit Gold gestickten Stoffe umwunden hatte.

In der Audienz, die ein Minister gab, fiel den Engländern das sclavische Benehmen der Diener auf; sie blieben in gewisser Entfernung von ihm auf dem Boden liegen; redete er sie an, so wagten sie nicht, ihn anzusehen; sie erhoben nur wenig das Haupt, berührten dabei die Stirn mit ihren gefaltenen Händen, hefteten aber immer die Augen an den Boden und gaben ihre Antwort leise und in dem demüthigsten Tone.

Einige Tage nachher empfing der Prinz Kroma-tschit, ein Bastard des Königs, die Engländer in einem großen Saale, der auf chinesische Art verziert war. Wie alle Großen des Landes ist er stark und sehr corpulent. Er leitet alle Regierungsangelegenheiten, und deshalb gehen die Staatsbeamten täglich zweimal zu ihm. Als nach zahlreichen Conferenzen das bei dem Monarchen zu beobachtende Ceremoniel bestimmt war, bestieg die Gesandtschaft königliche Böte; die Stelle, wo sie ausstieg, war weder bequem, noch reinlich, und doch befand man sich am Thore des Hofes eines Palastes. Die Engländer stiegen hier in Palankine, und, nachdem sie über einen Raum von 450 Fuß getragen worden waren, an der Thüre eines andern Hofes aus, wo sie ihre Degen ablegten und die Seapoys zurückließen, welche sie bis dahin begleitet hatten. Sie gingen zu Fuße weiter über andere Höfe mit recht hübschen Gebäuden bis zu einem großen Saale, vor welchem acht Elephanten aufgestellt waren. Die Engländer setzten sich in diesem Saale auf einem Teppiche nieder; er war mit schlecht gekleideten Personen angefüllt, welche viel Lärm machten. Der Bambusstock brachte bald Stille zuwege. Nach einer halben Stunde gingen die Engländer weiter zwischen zwei Reihen Soldaten hindurch, welche mit schlechten Flinten bewaffnet und sehr schlecht gekleidet waren. An einer Thüre zogen die Engländer ihre Schuhe aus; einige erhielten die Erlaubniß nicht weiter zu gehen; die andern wendeten sich nach einer Thüre, vor welcher Musiker die Töne aller Arten von Instrumenten hören ließen; die Wirkung war nicht unangenehm. Mit Schilden und Streitäxten bewaffnete Soldaten bildeten eine dicht gedrängte Reihe vor mehrern Elephanten, und endlich trat man in den Audienzsaal. Ein chinesischer Schirm verdeckte den Eingang; als man um denselben herum war, betrachtete man den ungeheuern Saal, der seltsam aber prachtvoll verziert war. Mit Ausnahme eines Raumes von etwa 20 Q.F. vor dem Throne, war er mit einer Menge Leute aller Classen gefüllt, die ihrem Range nach aufgestellt waren.

„Bei unserm Eintritte," setzt Finlayson hinzu, „wurde der Vorhang vor dem Throne zurückgezogen; die ganze am Boden liegende Menge hielt den Mund fest auf dem Boden; jeder blieb unbeweglich und still, als bete er den Gott der Welt an.

„In einer Erhöhung von 12 Fuß über dem Boden und 6 Fuß hinter dem Vorhange war eine gewölbte Nische nur so sehr erhellt, daß man einen Mann auf einem Throne sitzen sehen konnte; man hätte ihn auch

für eine Statue Buddhas halten können. Der Monarch trug eine Tunika von Goldbrocat, sonst aber weder Krone noch irgend einen Schmuck auf dem Haupte; Embleme der Königswürde befanden sich dagegen in seiner Nähe, aber man sah kein kostbares Juwel weder an seiner Person noch an seinem Throne. Unten hinter dem Vorhange stehende Personen bewegten große Fächer, um die Luft abzukühlen."

Als die Engländer sich vor dem Throne befanden, nahmen sie ihre Hüte ab und grüßten auf europäische Weise, worauf man sie ersuchte, sich auf einem Teppiche niederzusetzen. Eine hinter dem Vorhange verborgene Person las das Verzeichniß der Geschenke ab, welche der Generalgouverneur sandte, und dann richtete der König, ein sehr starker, wenn auch nicht gerade massiver, Mann, einige Fragen an den Gesandten, dem sie nach einander durch mehrere Personen mit leiser Stimme mitgetheilt wurden; eben so machte man es mit der Antwort des Gesandten. Während dieser Unterhaltung wurde in silbernen Gefäßen und goldenen Tassen Betel gebracht. Nach zwanzig Minuten erhob sich der König, um sich zu entfernen, und der Vorhang schloß sich wieder; alle Anwesenden stießen einen lauten Schrei aus, jeder drehte sich auf den Knien um und machte zahlreiche Verbeugungen, wobei er mit den gefalteten Händen abwechselnd die Stirn und den Boden berührte. Die Prinzen und die Minister setzten sich. Als die Engländer den Saal verließen, erhielt ein jeder einen armseligen Sonnenschirm, den man im Bazar für einen Gulden hätte kaufen können. Es war ein Geschenk des Königs.

Dann wurden sie in verschiedene Theile des Palastes geführt, was ziemlich zwei Stunden dauerte. Es hatte sehr stark geregnet, die Höfe waren voll Schmuz und Wasser, und doch weigerte man sich, ihnen trotz ihrer Bitten ihre Schuhe zurückzugeben. Sie sahen die weißen Elephanten, für welche die Siamesen eine so große Ehrfurcht hegen und die so ausgezeichnet bedient werden; auch verschiedene andere merkwürdige Thiere, namentlich weiße Affen; endlich führte man sie in einen großen Tempel, und ehe sie den Palast verließen, tractirte man sie mit Confituren und gab ihnen die Schuhe zurück. In einer spätern Audienz bei dem Minister wurde das Verzeichniß der Geschenke des Königs für den Generalgouverneur laut abgelesen. Die Bemühungen der Engländer, einen Handelsvertrag auf billigen Grundsätzen zu erlangen, waren vergeblich. Sie segelten am 14. Juli ab und wendeten sich nach Cochinchina.

Die Europäer konnten nur den untern Theil des Laufes des Menam beobachten und das Land, das er bis zu seiner Mündung bewässert. Die Berge, die sie sahen, sind kalkhaltig und liefern der Hauptstadt Baumaterialien. Es finden sich ohne Zweifel in den entferntern Gebirgen verschiedene Felsarten, denn die Reisenden haben von Zinn-, Gold-, Kupfer-, Blei- und besonders Eisenwerken gesprochen, die aber sehr nachlässig bearbeitet werden, weil sich keine Chinesen daselbst befinden. In dem angeschwemmten Kieslande endlich findet man Edelsteine.

Die Siamesen sagten La Loubère, einem französischen Reisenden, ihr Land werde von O. bis N. oder doch fast ganz in dieser Strecke von hohen Bergen begrenzt, welche dasselbe von dem Reiche Laos trennten, eben so wie in N. und W. Diese doppelte Bergkette läßt ein großes Thal dazwischen, das an einigen Stellen 80 Stunden breit ist und von dem Menam bewässert wird.

Das Jahr wird in drei Jahreszeiten getheilt: na-naù (Anfang der Kälte), December und Januar; na-run (Anfang der Wärme), Februar, März und April; na-ru-yac (Anfang der großen Wärme). Vom Anfange Mais bis December entkleidet die Hitze die Bäume der Blätter wie die Kälte. Ihr härtester Winter ist wenigstens eben so warm wie unser heißester Sommer. Deshalb schützen sie auch zur Zeit der Ueberschwemmung die Pflanzen in ihren Gärten vor der Sonnenhitze; sie selbst aber halten doch die Verminderung der Hitze für eine sehr lästige Kälte. Der kleine Sommer ist ihr Frühling; den Herbst dagegen kennen sie gar nicht. Sie zählen nur einen großen Sommer, ob es gleich scheint, als könnten sie zwei zählen, weil die Sonne zweimal scheitelrecht über ihnen steht.

Ihr Winter ist trocken, ihr Sommer regnerisch. Ohne die wunderbare Vorsehung, welche macht, daß die Sonne in der heißen Zone immer Wolken und Regen bringt und der Wind daselbst stets von einem der Pole herweht, würde das Land wegen der ungeheuern Hitze unbewohnbar seyn.

In den Monaten März, April und Mai herrscht der Südwind; der Himmel verhüllt sich, der Regen beginnt, und im April ist er schon häufig. Im Juni dauert er fast ununterbrochen, und im Juli, August und September dreht sich der Wind nach W. Das Wasser des Flusses überschwemmt das Land 9 bis 10 Stunden weit und über 150 St. nördlich vom Meerbusen.

Dann ist die Flut sehr stark und steigt weit hinauf, nimmt auch in 24 Stunden so wenig ab, daß das Wasser vor Bankok nur eine Stunde lang süß ist, obgleich die Stadt 7 St. vom Meere liegt. Etwas salzig bleibt das Wasser immer.

Im October kommt der Wind aus NW. und der Regen hört auf. Im November und December weht der Wind aus N., reinigt den Himmel und scheint das Meer so stark zu peitschen, daß es in wenigen Tagen alles Gewässer der Ueberschwemmung aufnimmt. Dann wird die Flut so unmerklich, daß das Wasser 2 bis 3 Stunden im Flusse oben immer und zu gewissen Stunden des Tages selbst eine Stunde weit in die Rhede hinaus süß ist. Im Januar hat sich der Wind schon nach O. oder NO. gedreht und im Februar steht er in SO.

Die Pflanzenerzeugnisse sind die der südlichen Provinzen von Annam; auch gleiche Thiere haben die beiden Länder. Die Elephanten kommen besonders aus den Gegenden zwischen dem 14. und 15. Breitengrade. Ein Mann aus Laos sagte Crawfurd, sie wären in seiner Heimath so häufig, daß die Frauen auf ihnen ritten und sie selbst Holz tragen müßten. Es giebt auch Rhinozerosse und ein wildes Thier, das Aehnlichkeit mit dem Bär hat.

Die Einwohnerzahl des Königreichs kann sich auf 3,600,000 Seelen belaufen; sie begreift Siamesen, Laosianer, Cambodjaner, Karianer und andere wenig bekannte Völkerschaften, dann Chinesen, Malaien und andere Fremde. Die Siamesen nennen sich selbst Thay, der Name Tziam, den ihnen die Chinesen, Cambodjaner und Malaien beilegen und von welchem Siam herkommt.

Die siamesische Sprache, die im ganzen Reiche und bis nach Yunnan in China gesprochen wird, schreibt man mit besondern Schriftzeichen, die wie die unserigen von der Linken zur Rechten laufen. Bei dem Gottesdienste bedienen sich die Siamesen der Pali-Sprache, die vom Sanskrit kommt und aus dessen Lettern sie ihr Alphabet bildeten.

Wie in Cochinchina ist der Buddhismus die Religion des Landes; Buddha wird unter dem Namen Sommonacobom verehrt. Die Tempel sind zahlreich und prächtig. Die Priester oder Talapoins stehen in großem Ansehen, sind vom Kriegsdienste frei und erwerben Reichthümer. Unter ihnen findet man die gebildetesten Personen des Reiches, und man vertraut ihnen die Erziehung der Kinder an.

Nach dem einstimmigen Zeugnisse der Reisenden sind die Siamesen von mittlerer Größe, selbst klein, haben aber einen gut gebauten Körper; ihre Farbe ist ein Rothbraun. Nach der Gesichtsbildung gleichen sie den Chinesen; ihre Ohren sind etwas größer als die unserigen. Sie schneiden sich das Haar sehr kurz ab. Die Frauen nehmen es vorn empor, aber ohne es festzumachen.

Alle gehen barfuß und barhäuptig; um die Lenden und Hüften bis an das Knie schlingen sie einen Schurz von etwa dritthalber Elle Länge von gedruckter Leinwand oder Seide, der glatt oder mit Gold oder Silber gestickt ist. Von ihren Nachbarn, den Malaien, haben sie den Gebrauch der Babuschen angenommen, sehr spitziger Pantoffeln, die sie im Hause ablegen.

Die Mandarinen tragen überdies ein Muslinhemd, das sie ausziehen und um ihren Leib wickeln, wenn sie eine höher als sie selbst gestellte Person anreden; vor dem Könige jedoch behalten sie es an, wie sie vor ihm

auch die hohe und spitze Mütze nicht abnehmen, bis sie auf dem Kopfe tragen. Im Winter legen sie bisweilen um die Achseln ein Stück Zeug als Mantel oder schärpenartig. Der König und alles, was zum Könige gehört, ist roth gekleidet.

Die Häuser sind klein, haben aber ziemlich große Höfe; sie sind von Lehm und Bambus oder dünnen Brettern. Die Fremden haben Häuser von Backsteinen, welche letztere man auch zu den Palästen und Tempeln verwendet. Diese Gebäude sind im Verhältniß zu ihrer Größe niedrig und keineswegs prächtig; das Holzwerk des Daches der letztern ist jedoch roth angestrichen und hat einige Goldleistchen.

La Loubère und Finlayson stimmen über den Charakter der Siamesen überein. Nach diesen beiden Reisenden sind sie schlau und falsch, eine traurige Wirkung des willkührlichen Despotismus, der auf ihnen lastet; sie sind dem Stehlen ergeben, sonst aber findet man an ihnen mehr zu loben als zu tadeln. Sie zeigen Wohlwollen und Gutherzigkeit gegen einander, Artigkeit, Zuvorkommenheit, Freundlichkeit und Aufmerksamkeit gegen die Fremden; Ruhe und Gehorsam als Unterthanen; Achtung vor den Alten; sie zeichnen sich durch ihre Treue und Redlichkeit in den Geschäften aus, und endlich sind sie mittheilend und gefällig. Was die Großen betrifft, so schildert sie Finlayson als sinnlich, arrogant, unhöflich und unmenschlich.

Die Industrie ist wenig vorgeschritten; macht sich ein Künstler durch seine Geschicklichkeit bemerklich, so wird er von dem Könige oder den Großen in Anspruch genommen. Viele Arbeiten werden von den Frauen gemacht; andere sind den Chinesen überlassen.

Trotz dem natürlichen Reichthume und der vortheilhaften Lage des Landes ist der Handel nicht so blühend als er seyn könnte; der König macht daraus ein Monopol, und übrigens haben die Siamesen wenig Neigung für das Meer.

Die Regierung ist völlig despotisch. Der Name des Königs wird so heilig gehalten, daß man ihn niemals ausspricht oder schreibt; er ist nur einigen Mitgliedern seiner Familie bekannt. Die Nation zerfällt in Freie und Sclaven. Die Einkünfte des Staates schätzt man auf 40 Mill. Frcs.; die Armee besteht aus etwa 30,000 Mann, aber der Theil, welcher beständig unter den Waffen ist, beschränkt sich auf die Leibwache des Königs.

Seit einem Jahrhunderte hat das Königreich Siam viel von den kriegerischen Unternehmungen der Birmanen gelitten, welche sich Siams, der ehemaligen Hauptstadt, 15 Stunden nördlich von Bankok am Menam, bemächtigten. Die Siamesen nahmen sie zwar bald wieder, aber sie konnten den Frieden nur schließen indem sie mehrere wichtige Oerter an dem Meerbusen von Bengalen abtraten; dagegen erweiterten sie ihre Besitzungen nach S. zu auf der malaiischen Halbinsel.

Das Königreich besteht gegenwärtig aus dem Lande Siam, einem großen Theile von Laos, einem Theile von Cambodja und den zinspflichtigen Malaienstaaten. Es hat häufige Revolutionen erlitten.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, welche das Königreich Siam besuchten und da Comptoire anlegten; ihre Missionaire versuchten da das Evangelium zu predigen. Die christliche Religion machte zwar keine großen Fortschritte, sie wird aber doch von einer gewissen Anzahl Eingeborner bekannt.

Die Holländer verdrängten die Portugiesen in Siam und selbst in vielen andern Ländern Asiens. Im Jahre 1684 kam eine Gesandtschaft des Königs von Siam nach Versailles. Ludwig XIV. schickte zwei an diesen Monarchen, eine unter dem Ritter von Chaumont (1685 bis 1687), die zweite unter La Loubère (1687 bis 1688). Man hatte dem Könige von Frankreich angedeutet, es würden sich unermeßliche Vortheile für den Handel seiner Staaten und für die Fortschritte des Christenthums daraus ergeben. Unerwartete Umwälzungen trübten diese glänzenden Aussichten. Zum Glücke sind uns die Berichte mehrerer Personen, die Antheil an diesen Versuchen nahmen, geblieben; wir haben auch die einiger apostolischer Vicare, welche das Königreich Siam und andere Länder der östlichen Halbinsel Indiens besuchten. Der Holländer Josse Schouten und der berühmte Reisende Kämpfer haben über das erstere dieser Länder ebenfalls werthvolle Nachrichten gegeben.

Die neuesten Berichte sind die von Crawfurd und Finlayson, des Capitains Burney, eines Agenten der brittischen Regierung, und des deutschen Missionairs Gutzlaff.

Verläßt man die Mündung des Menam und wendet sich nach S., so gewährt die Westküste des Meerbusens von Siam einen außerordentlich malerischen Anblick; sie ist anfangs niedrig und mit dichtem Walde bedeckt, in welchem Palmen sich erheben; jenseits zieht sich die Gebirgskette der malaiischen Halbinsel hin, deren spitze Gipfel zahllos sind; die Siamesen haben sich mit Recht Samroiyot (die Berge der 300 Pics) genannt. Ihre Höhe beträgt fast 3000 Fuß; ihr in O. sehr steiler Hang ist in W. sanfter. Die höchsten Pics scheinen ganz isolirt zu seyn; Finlayson bemerkte drei conische Berge, welche von ihren Nachbarn durch tiefe Zwischenräume getrennt waren und sich unmittelbar von der Fläche einer Alluvialebene zu erheben schienen.

Das Vorgebirge Kui, das an seiner Basis von Inselchen und Klippen umgeben ist, muß sehr vorsichtig umschifft werden; man erkennt es von weitem. Mehrere kleine Flüsse bewässern das Innere des Landes, das bis hierher sehr bevölkert ist. Die geringe Tiefe der Mündungen erlaubt nur kleinen Fahrzeugen die Einfahrt. Von dem Cap Kui bis zu dem Cap Romania, dem südlichsten der Halbinsel, bleibt die Küste bergig bis auf einige Unterbrechungen, und man findet einige Zinnlager. Die Bevölkerung ist minder ansehnlich. Verschiedene Baien ragen in das Land hinein. Inseln, unter andern Kosamam und Tantalem, näher an dem Festlande, sind bebaut und bewohnt. In der Nähe der letztern liegt Ligor, eine Stadt von 5000 Einw., die Handel in Reis, Zinn, schwarzem Pfeffer und Rohr mit den Chinesen treibt.

Sangora ist der südlichste Bezirk, der den Siamesen gehört. Die Stadt, welche ihm den Namen giebt, hat einen recht guten Hafen; drei Dschonken kommen alle Jahre daher, um Reis, Pfeffer und Sapanholz zu laden. In geringer Entfernung trifft man Tana, den letzten Posten des Königreichs Siam; das Cap Patani, in SW. von der Spitze von Cambodja, bezeichnet die Grenze des Meerbusens.

Kapitel XXXV.

Die malaiische Halbinsel. — Patani. — Kalantan. — Tringano. — Pahang. — Dschohor. — Singapur. — Malacca. — Salangor. — Rumbo. — Perak. — Kedah. — Pulo Pinang. — Isthmus von Kra.

Bei dem Cap Patani unter 7° 20′ n. Br. findet sich die nördliche Grenze eines kleinen Staates, dessen Fürst der Vasall des Königs von Siam ist; er bezahlt ihm einen Tribut in Gold und Reis; sein Gebiet ist fruchtbar. Patani, die Hauptstadt, war sonst der Stapelplatz eines sehr lebhaften Handels zwischen den Ländern in O. und W. der Halbinsel; die Holländer und die Engländer hatten hier ein Comptoir, aber seit 1700 wurde Patani wegen der großen Gefahren, denen die Waaren und Personen hier fortwährend ausgesetzt waren, mit Batavia, Siam und Malacca vertauscht. Seit einigen Jahren hat der Handel wieder an Wichtigkeit gewonnen; die Rhede ist sehr gut.

Kalantan in S. ist reich an Gold und Pfeffer. Dieser kleine Staat, dem Namen nach dem Könige von Siam zinspflichtig, zählt ungefähr 50,000 Einw., ungerechnet die Chinesen.

Tringano ist minder bevölkert als der vorhergehende Staat, hat dieselben Producte als dieser, doch erntet man auch Kaffee. Seine Bewohner stehen in dem Rufe, das Malaiische mit besonderer Reinheit zu sprechen.

Pahang hat eine Bevölkerung wie Kalantan. Hamilton, ein englischer Seefahrer im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, sagt, man

sammle viel Gold in dem kleinen Flusse Pahang, und je tiefer man in den Sand grabe, um so größere Stücke dieses Metalles finde man. Es giebt auch Bergwerke, welche von Chinesen bearbeitet werden. Die Malaien bearbeiten Zinnwerke. Der Radschah von Pahang ist eigentlich nur der Bindara oder Schatzmeister jenes von Dschohor.

Die Besitzungen dieses letztern begreifen das ganze südliche Ende der Halbinsel. Dieser Staat wurde von dem Radschah von Malacca gegründet, welcher nach der Einnahme dieser Stadt durch die Portugiesen 1511 sich in diesen Theil seiner Besitzungen flüchtete. Dschohor, an einem großen Flusse, 7 St. von dem Cap Romania und an der Ostküste der Halbinsel, ist niemals eine bedeutende Stadt gewesen. Die Reisenden sagen, sie sey jetzt nur ein Fischerdorf. Der Radschah von Dschohor erstreckt seine Herrschaft auf die zahlreichen Inseln der Straße von Malacca; den Niederländern hat er Rio oder Bintang und andere abgetreten, welche in Süden dieses Meerarmes liegen, und die im N., sowie einen Theil des Festlandes unter den Schutz der Engländer gestellt.

Crawfurd fuhr 1821 über die Straße von Malacca. „Die Küste der südlichen Spitze," sagt er, „ist hoch und steil; die Berge, welche sich in dem Nordtheile der Halbinsel hinziehen, sind schon längst verschwunden; kaum bemerkt man noch Hügel. Im Innern waren sie mit dichten Wäldern besetzt; man sah kein menschliches Wesen. Stellen von Porphyrgestein, ganz unbewohnt, waren häufig; sie stießen an das Meer und bildeten sandige Buchten. Die guten Ankerplätze sind zahlreich."

Unter den an den Engländern abgetretenen Inseln bemerkt man Singapur (Singapura) unter 1° 17′ n. Br. Ihre vortheilhafte Lage am Eingange der Straße hatte die Aufmerksamkeit des Sir Th. Stamford Raffles, des ehemaligen Vicegouverneurs von Java, erregt; er gründete 1819 eine Colonie daselbst; sonst war sie die Zuflucht von Seeräubern, jetzt ist sie einer der blühendsten Oerter in den Meeren Ostasiens. Ihr Hafen ist frei, und es werden hier jährlich für 110 Millionen Geschäfte gemacht. Die Stadt liegt auf einer Spitze der Westküste und das Clima ist ziemlich gesund. Man zählt daselbst über 16,000 Einwohner verschiedener Nationen; die Malaien und Chinesen sind die zahlreichsten. Die Engländer halten hier eine Besatzung von fast 1000 Mann und verwenden gegen 600 Verbrecher, die man aus Hindostan daher bringt, zu öffentlichen Arbeiten. Singapur hat große Schiffbauwerfte, eine chinesische Schule und eine Missionsanstalt. Seit einigen Jahren erscheint das Singapore Chronicle, eine gelehrte Zeitschaft, die viele interessante Aufsätze über die Geographie Ostasiens und Oceaniens mittheilt.

Malacca, Stadt an der Meerenge, der sie den Namen gegeben hat, unter 2° 11′ n. Br., ist mit ihrem kleinen Gebiete in NW. von Dschohor der britischen Herrschaft unterworfen. Acht Stunden von der Küste erhebt sich der Gunong Ledang, von den Portugiesen Ophir genannt, 4000 Fuß über das Meer. Es ist eine ungeheuere Granitmasse; in seiner Nähe wurde eine Goldader entdeckt. Man sieht in der Umgegend der Stadt nur niedrige Hügel von eisenhaltigem Schiefer, der zu verschiedenen Arten öffentlicher Arbeiten verwendet wird. Längs der Küste giebt es viele sumpfige Stellen.

Sonst war Malacca der Mittelpunkt eines sehr blühenden Handels. Die Holländer nahmen sie 1641 den Portugiesen ab; 1823 wurde sie den Engländern abgetreten. Seit der Gründung Singapurs hat sie viel von ihrer Wichtigkeit verloren; man zählt in ihrem Gebiete nur 16,000 Einw. Diese sind Malaien, Hindus von niedern Kasten, Chinesen, Muselmänner von der Küste von Coromandel und Nachkommen von Portugiesen. Es hat sich eine Gesellschaft von Missionairen da niedergelassen. Das Clima von Malacca ist mild, angenehm und gesund. Der sehr nachlässig bearbeitete Boden versorgt die Bewohner nicht hinlänglich; Wälder nehmen einen großen Theil des Raumes ein. Seit kurzer Zeit hat man den Kaffee dort zu bauen versucht.

Das Gebiet von Malacca wird in N. von Salangor begrenzt, einem von den Buggis von der Insel Celebes gegründeten Staate, der sich weder durch den Reichthum seiner Erzeugnisse, noch durch die Zahl seiner Bewohner auszeichnet; diese gelten für civilisirter als ihre Nachbarn, aber ihre Neigung zur Seeräuberei macht sie in den benachbarten Gewässern furchtbar. Kolong oder Kalang, die wirkliche Hauptstadt, ist von dem Radschah vorgezogen worden, weil er sich da leichter Zinn verschaffen konnte, die hauptsächlichste Waare, welche ihm seine Staaten liefern. Salangor an einem Flusse, dessen Mündung durch Sandbänke gefüllt wird, ist gegenwärtig fast verödet. Der Fürst schloß 1818 einen Vertrag mit den Engländern, um sich den Planen der Holländer zu widersetzen, welche das Monopol, welches sie früher inne hatten, wieder in die Hände zu bekommen suchten.

In den Berggegenden des Innern haben die Malaien ihre Unabhängigkeit bewahrt. Der bedeutendste der Staaten, die sie bildeten, ist Rumbo, südlich von Salangor. Er wird von einem armen, unschuldigen Volke bewohnt, das vom Ackerbaue lebt. Der Radschah zahlt einen Tribut an den der Menangkabos von Sumatra. Die Rumbos sprechen einen Dialect der Sprache der mittlern und westlichen Länder dieser großen Insel. Die Wälder von Rumbo beherbergen die Dschakongs, die Bennas und Samangs, welche Wilden zum Theil Malaien, zum Theil Neger sind.

Perak wird durch einen von Siam abhängigen Fürsten regiert; das kleine Land soll gut bevölkert und reich an Zinn und Gold seyn. An der Küste bemerkt man Pulo Sambilon, eine von den Europäern Pulo Dinding genannte Inselgruppe. Die Berge sind zu steil, als daß man sie bebauen könnte, aber die Vegetation ist herrlich. Die nur von wilden Thieren bewohnten Inseln gewähren den malaiischen Seeräubern einen Zufluchtsort. Der berühmte Reisende Dampier, der sie 1689 besuchte, gab eine Beschreibung davon. Crawfurd fand daselbst die Trümmer eines holländischen Forts; er sagt, der Hafen sey sicher, aber die Lage der Insel eignet sich nicht für eine Colonie.

Das Gebiet Kedah in N. von Perak ist eine große von dichtem Gehölz bedeckte Ebene, die von einem gewundenen Flusse durchströmt wird, welcher nur von kleinen Fahrzeugen befahren werden kann. Ruderpakan-kualla, die erste Stadt, welche man aufwärts trifft, enthält ungefähr 1000 Häuser an den beiden Seiten des kleinen Flusses, der sich weiter oben in mehrere Canäle scheidet.

Sonst hieß die Hauptstadt Lingu-ambalan (im Schutz des Mondes); später wurde sie Kedah genannt, was eine Einhegung zum Fange der Elephanten bedeutet. Diese Thiere, die Rhinocerosse, die Tiger, die Leoparden und alle Arten Rothwild sind in den Wäldern häufig. Beaulieu, der französische Reisende, kam 1672 nach Kedah. Diese Stadt, so wie Malacca und Aschem auf der Insel Sumatra, waren damals sehr blühend und mächtig. Gegenwärtig ist Kedah sehr verfallen. Der Radschah, den die Siamesen vertrieben, flüchtete sich zu den Engländern auf Pulo Pinang.

Mehrere bewohnte Inseln ziehen sich an der Küste von Kedah hin; Pulo Pinang, eine davon, wurde von dem Radschah von Kedah 1785 dem englischen Capitain Light abgetreten, welcher die Tochter desselben geheirathet hatte. Light übertrug sie der ostindischen Compagnie, die Besitz davon nahm. Sie erhielt den Namen Insel des Prinzen von Wales und ist eine wichtige Niederlassung geworden. Der Hafen gewährt einen trefflichen Ankergrund für die größten Schiffe und ist sehr besucht. Man findet hier alle Waaren Europas und Indiens. Die Bevölkerung steigt über 50,000 Seelen. Der Gouverneur residirt in George-Town. Diese Insel ist das Asyl einer großen Anzahl Malaien geworden, welche bei dem Einfalle der Siamesen flohen.

Die Engländer besitzen auch auf dem Festlande Pulo Pinang gegenüber ein kleines Gebiet, das sie Wellesley genannt haben. Es ist sumpfig und man baut viel Reis daselbst.

Im N. von dem Gebiete Kedah gehört das Land dem Könige von Siam. Längs der Küste ist es nichts als eine Wüste; man sieht nur wenig angebaute Stellen. Der beträchtlichste Ort auf dem Festlande ist Ponga, wo man 4000 Einw. zählt, darunter 1000 Chinesen, welche die

Zinnwerke bearbeiten, sowohl auf dem f.sten Lande als auf einer benachbarten Insel.

Die größte Insel in diesen Gewässern ist Salang, von den Europäern Dschonk Seylon genannt; sie hat an der Ostküste einen guten Hafen und wie die vorhergehenden Zinnwerke, an denen Chinesen arbeiten; sie ist sehr bewaldet und gut bebaut.

Unter dem 10° 15′ n. Br. hat die malaiische Halbinsel nur 23 St. Breite; man hat diese Landzunge, welche die Halbinsel mit dem Festlande Asien verbindet, Isthmus von Kra genannt. Diese Benennung scheint von Kra, einem kleinen Dorfe im Innern, herzukommen. Zwei kleine Küstenflüsse, der Pak-tschan, der in den Meerbusen von Bengalen fällt, und der Tschum-fom, der sich in den Meerbusen von Siam ergießt, bezeichnen die Grenzen der Landzunge. Reisende haben erzählt, man könne einen schiffbaren Canal von einem zu dem andern dieser Flüsse anlegen.

Die malaiische Halbinsel hat 260 Stunden von NNW. nach SSO. Von der Landenge von Kra nimmt die Breite im Ganzen zu bis zum 5° der Br., wo sie 66 Stunden beträgt; hier fängt sie an, allmälig abzunehmen bis zum Cap Romania. Eine Bergkette, welche man als Verlängerung der Linie ansehen kann, welche das Becken des Menam von dem der Flüsse in W. trennt, durchzieht diese Halbinsel ihrer ganzen Ausdehnung nach mit sehr wenigen Unterbrechungen; sie sind fast alle Urgebirge; man findet Gold, Zinn und Eisen. Nach S. zu sind sie niedrig, in N. aber heben sie sich bis zu 5000 und 6000 Fuß. Zahlreiche Flüsse verlassen ihre Seiten und befruchten auf dem kurzen Laufe den Boden; ihre Mündung wird fast immer durch Sandbänke gehemmt; an ihren Ufern liegen die Städte.

Wir haben gesehen, daß die Küsten von zahllosen Inseln von W. nach S. besetzt sind, wo sie so dicht an einander liegen, daß man sie als eine Verlängerung des Festlandes ansehen kann.

Das mit ungeheuern Wäldern bedeckte Innere ist von Reisenden noch nicht besucht worden; diese Wälder zeigen sich auch an den Meeresufern, die häufig wegen des dichten Gebüsches nicht zugänglich sind. Der Boden zeichnet sich nicht durch Fruchtbarkeit aus; dagegen ist das Meer und die Flüsse sehr fischreich. Der Büffel ist das gemeinste Vieh; der Elephant findet sich in N. Man trifft auch Rhinozerosse und alle Thiere der benachbarten Länder. Die Erzeugnisse, welche diese Halbinsel dem Handel giebt, sind Zinn, Pfeffer, Reis, Wachs, Vogelnester, das Harz Dammer, Rohr, Betel, Haifischflossen, Bambus, Drachenblut, Elfenbein, Adlerholz und endlich Häute. Der Haupteinfuhrartikel ist Opium.

Die Halbinsel wird von den Eingeborenen Tanah-malaya (Land der Malaien) genannt. Da man annimmt, sie werde nur von Menschen dieses Volkes bewohnt, so glaubte man, sie stammten von hier, aber sie scheinen im Gegentheile von Sumatra zu kommen. Gegen das Jahr 1160 unserer Zeitrechnung verließen sie diese Insel und ließen sich in der Nähe des Caps Romania nieder; von da verbreiteten sie sich auf dem Festlande. Ihre mit vielen Sanskrit- und arabischen Worten gemischte Sprache wird mit den Charakteren der letztern Sprache geschrieben. Sie ist in ihrem grammatikalischen Baue sehr einfach; man weiß, daß sie in ganz Oceanien verbreitet ist. Die Religion der Malaien ist der Islam.

Die wahren Ureinwohner sind Neger, welche im N. der Halbinsel leben. Aus ihrer Vermischung mit den fremden Völkern entstanden die Samangs, die wir schon erwähnten und deren Farbe ein Dunkelbraun ist.

Diese Halbinsel ist der goldene Chersones der Alten; der Reichthum an Gold, das man noch in unserer Zeit da findet, gab natürlich Veranlassung zu diesem Namen.

Kapitel XXXVI.

Der Archipel Mergui. — Englische Besitzungen zwischen der Malaiischen Halbinsel und Birma.

Wenn man von Dschonk Seylon gerade nach N. fährt, so trifft man bis zum 14° Br. eine lange Inselreihe von verschiedener Größe, die sich der Küste parallel zieht. Im S. sind sie granitisch, im N. Kalkstein. Der 160 Stunden lange Archipel theilt sich in mehrere Gruppen.

Die der Seyer-Inseln ist die südlichste und etwa 10 Stunden vom Festlande, von dem aus man sie sieht. Finlayson landete am 17. Decbr. 1821 an der größten. „Sie schien 5 Meil. lang und vielleicht eine breit zu seyn. Als wir uns dem Ufer näherten, fiel uns die tiefe Stille auf, welche überall herrschte und die wir uns um so weniger erklären konnten, da dichte Wälder ein sicheres Asyl und reichliche Nahrung den Landvögeln zu gewähren schien, während die felsige Küste für die Seevögel nicht minder günstig seyn mußte. Dennoch bemerkte man nicht einen einzigen Bewohner der Luft; es schienen also weder die verschiedenen Formen einer in ihrer Menge bewundernswürdigen Vegetation, noch der sichere Aufenthalt unter dem dichten Schatten hinzureichen, um auch nur einen geringen Theil der belebten Schöpfung an den Ort zu bringen, der seinem Aussehen nach für sie so günstig seyn mußte und der gewiß außerordentlich schön war. Ist denn die Nähe des Menschen erforderlich, um der thierischen Natur eine Farbe und einen geeigneten Antrieb zu geben, die Existenz der belebten Schöpfung unter allen Formen zu schützen? Auf dieser öden Insel schienen die großen Bäume vergebens ihre Wipfel zu wiegen; die niedrigsten Sträucher und die krautartigen Pflanzen blühten, ohne gesehen zu werden. Die nützliche und wohlthätige Palme, die Banane mit der herrlichen Frucht, der wohlriechende Jasmin, der zierliche Bambus, die nahrhafte Yam wuchsen von freien Stücken in diesem einsamen Lande.

„Als wir an dem Strande anlegten, konnten wir die Masse der hohen und fast perpendiculären Felsen untersuchen, welche den größten Theil der Insel bedecken; sie bestanden aus grobem Granit meist röthlicher Farbe; eine sehr weiße, breite, deutliche Linie bezeichnete in der ganzen Länge der Insel einige Fuß über dem Meere den Punkt, welchen die Flut erreichte; diese Linie wurde durch eine Incrustation von Muscheln hervorgebracht.

„Ob wir gleich an der Küste unter dem Winde an die Insel gekommen waren, war die Brandung doch so stark, daß wir kaum aussteigen konnten. Wir erblickten einen einzigen Seevogel, der von Felsen zu Felsen kletterte und Nahrung in den an kleinen Fischen reichen Teichen suchte. Die Korallen, Krebse und Muscheln waren ungemein verschieden. Als wir in die Wälder hineindrangen, fiel uns die majestätische Schönheit der Bäume nicht minder auf; die Menge der Pflanzen, welche wir auf einem vergleichsweise kleinen Raume bemerkten, war wahrhaft wunderbar. Bald wurde unsere Aufmerksamkeit durch das Geschrei zahlloser Thiere erregt; es waren eßbare Fledermäuse (pteropus edulis). Man weiß, daß dieselben den ganzen Tag mit ihren Hinterbeinen an den Zweigen der Bäume hängen."

Jenseits der Seyer-Gruppe bemerkt man keine durch ihre Größe wichtige Insel bis St. Mathäus, welche die Bewohner des Festlandes die Elephanteninsel nennen. Ihr hohes Gebirge erreicht mindestens eine Ausdehnung von 3000 Fuß. Diese Insel scheint unbewohnt zu seyn, obgleich ihr durch vier naheliegenden Inselchen gebildeter Hafen groß und bequem ist.

Weiterhin zeigt Lambi oder Domel seine zerrissene und gut bewaldete Bergmasse; die Felsen der Küste enthalten Eisenschiefer.

Weiter nach N. sieht man nur sehr kleine Inseln; die Canäle, welche sie von einander trennen, sind reich an Klippen; die Korallenfelsen, die sie umgeben, erlauben keinem Schiffe von 300 Tonnen in weniger als

einer Kabellänge vom Lande zu ankern. Der Kern dieser Inseln ist Granit, über dem Schiefer und Kalkstein liegt; an den Wänden des letztern befestigen die Salanganen (Schwalben) ihre als delicates Gericht von den Völkern Ostasiens so gesuchten Nester. Eine Menge kleiner Fahrzeuge kommen in der passenden Jahreszeit, um dieselben einzusammeln. Man fischt auch Perlenaustern, aber blos wegen der Perlmutter, da die Perlen selbst nur von mittelmäßiger Qualität sind.

Thomas Forrest war der erste Seefahrer, welcher den Archipel Mergui beschrieb. Er besuchte denselben 1783, und man giebt seinen Namen der Straße zwischen diesen Inseln und dem Festlande.

Diejenigen, welche unter dem 12° Br. liegen, sind zum großen Theile eben; man sieht daselbst einige bebaute Felder, aber die Gruppen weiter nach NO. sind theils kahle Felsen, theils steile und bewaldete Inselchen. Fast alle diese Inselchen haben Bäche von süßem Wasser, und an ihren Küsten finden sich Fische und treffliche Austern in Menge.

Zerstreut auf diesem Archipele hat man einen zahlreichen, fleißigen und unschuldigen Volksstamm gefunden. Diese Menschen, Tscholoes oder Pases von den Birmanen genannt, leben in fortwährender Unruhe und wandern stets von einem Orte zum andern. Während der NO. Zeit fliehen sie die Nähe der Salanganen-Inseln, um nicht mit den Siamesen, Birmanen und Malaien zusammenzutreffen, von denen sie zu Sclaven gemacht werden. Ihr Boot ist ihre Heimath, denn sie bilden nie eine dauernde Niederlassung. Sie haben die Religion und Tracht der Birmanen angenommen, treiben Tauschhandel mit Salanganennestern, Tripangs, Perlmutter und andern Gegenständen, die sie auf diesen Inseln finden, und nehmen dafür Zeuge und andere Waaren, welche ihnen Chinesen liefern.

Der Archipel Mergui, der aus hohen, steilen, meist felsigen Inseln besteht, welche in Zwischenräumen und dreifachen, bisweilen vierfachen Reihen liegen, bildet gleichsam einen vorgeschobenen Wall, der die Küste gegen die Heftigkeit des Südwestmonsuns schützt. Diese Küste von der Straße Papra zwischen Dschonk Seylon und dem Festlande bis zur Mündung des Sanluen (16° 30′ nördl.) gehört gegenwärtig den Engländern; sie wurde ihnen 1826 sowie das Gebiet, das dazu gehört, von den Birmanen nach einem für diese sehr unglücklichen Kriege abgetreten.

Die Breite der Papra-Straße beträgt kaum eine Stunde; ein sie durchziehendes Riff hindert die Fahrt selbst der Böte, wenn der Wasserstand niedrig ist; die Sandbänke, die sich an jeder Seite aufgehäuft haben, bildeten eine Art Landenge; Beobachter meinen, Dschonk Seylon, sonst mit dem Festlande verbunden, wäre durch eine Naturerschütterung davon abgerissen worden. Die Stadt Papra, die sonst blühend war, wurde in den fortwährenden Kriegen zwischen den Birmanen und Siamesen ruinirt. Finlayson, der an dieser steilen und meist felsigen Küste ausstieg, sagt, das Meer sey daselbst sehr tief und Hügelketten nebst Thälern und Schluchten zögen sich in der Richtung der Halbinsel hin. Einige Meilen in N. trennt ein mehrere Meilen breites Plateau die Berge von der Küste; das Cap Phunga ist das Ende davon. Man sieht in den Wäldern umher viele Spuren von Elephanten und Tigern in dem Sande. Bewohner sahen die Engländer von weitem an, aber sie wollten an dieselben nicht auf Stimmennähe herankommen.

Mergui auf einer Insel des Flusses Tenasserim in geringer Entfernung von dessen Mündung in den Meerbusen von Bengalen breitet sich auf einem Hügel von 130 Fuß über dem Meere aus. Sie hat den besten Hafen an dieser Küste in allen Jahreszeiten. Die Wärme ist hier gemäßigt durch die Land- und Seewinde, wodurch der Aufenthalt für die Europäer ein sehr gesunder wird. Die Straßen sind breit; die Häuser stehen auf Bambuspfählen und sind mit Palmenblättern durchflochten. Mergui litt in dem letzten Kriege viel; seine zahlreichen Klöster, sehr ärmliche Gebäude, wurden fast alle zerstört. Die englische Regierung ließ sie auf ihre Kosten wieder aufbauen. Der Bezirk um Mergui ist mit undurchgehbarem Gebüsch bewachsen. Diese Stadt ist der Hauptort der Provinz Tenasserim. Die Stadt dieses Namens vier Tagereisen weiter nach O. im Innern und gegenwärtig in Ruinen liegend, war sonst die Residenz eines Fürsten, der bald dem Könige von Siam, bald jenem von Ava gehorchen mußte. Endlich nahm man ihm seine Besitzungen gänzlich.

Der Taval, ein kleiner von N. nach S. strömender Fluß, giebt seinen Namen einer Provinz und deren Hauptstadt, die 10 Stunden von seiner Mündung liegt. Ihre Lage ist für den Handel nicht sehr vortheilhaft, weil nur die kleinen Schiffe bis zu ihrem Hafen kommen können; übrigens ist der Boden unsicher, sehr niedrig und wird in der Regenzeit vollständig überschwemmt.

Die Provinz Tavaï wird in N. von Ye, einer sehr kleinen und fast nur aus Wüsten, Gebüschen und Wäldern bestehenden Provinz begrenzt. Die Hauptstadt, ein sehr ärmlicher Ort, liegt an einem langen Hügel an der Mündung eines Flusses.

Die Engländer haben an der Mündung des Sanluen Amherstown gegründet, die Hauptstadt der Provinz Martaban; die Stadt dieses Namens findet sich an dem rechten Ufer des Flusses, welcher die Grenze zwischen den Besitzungen der beiden Völker bildet, und ist den Birmanen geblieben. Der Eingang in den Hafen ist etwas eng, übrigens aber ist derselbe in allen Jahreszeiten vollkommen sicher und gewährt durch seine Lage einen leichten Zugang in das Innere des Birmanenlandes.

Das Land, das wir gemustert haben, liegt zwischen 12 und 18° n. Br. und zwischen 35° 15′ und 87° 40′ östl. L. Es ist im Norden durch das Birmanische Reich, in O. und S. durch das Königreich Siam, in W. durch den Meerbusen von Bengalen begrenzt. Seine Länge beträgt 150 Stunden, die Breite variirt von 50 bis 25 St. und der Flächenraum beträgt 7500 Q.St.

Berge bezeichnen meist die Grenze des Königreichs Siam; diese Kette, welche sich in die malaiische Halbinsel hineinzieht, giebt Seitenzweige ab, deren Gipfel sich zu jeder Seite mehr und mehr senken und deren Thäler von N. nach S. laufen, wie es der Lauf der Sanluen, des Tavaï und des Tenasserim zeigt, ehe sie in ihrem untern Theile die Seitenzweige durchschnitten haben, um sich nach W. oder NW. zu wenden, ehe sie sich in das Meer ergießen. Crawfurd sagt, diese Berge wären granitisch und ihre Höhe betrage 3 bis 5000 Fuß. Fast überall bedecken sie dichte Wälder und machen sie für den Europäer unbetretbar. Die Bevölkerung ist sehr schwach und besteht meist aus Karianern oder Karaenen, einem fast wilden und ziemlich unabhängigen Stamme.

Die Provinz Tenasserim ist sehr bergig; der Fluß strömt in einem sehr engen Thale. Man kann dasselbe von den Provinzen Tavaï und Ye sagen, in denen die Ebenen von sehr geringer Ausdehnung sind; sie herrschen dagegen in der Provinz Martaban vor. Die sehr gezackte Küste gewährt eine große Anzahl Häfen, die sonst von Handelsleuten sehr besucht wurden; die Reisenden, welche von den Einwohnern gesprochen haben, schildern sie als unschuldige, fleißige und civilisirte Menschen; einige Bezirke waren sehr stark bevölkert. Die Einfälle der Birmanen verwüsteten das Land; unter der englischen Herrschaft hat es den Frieden und die Sicherheit wieder gefunden. Man schätzt die Einwohner auf 120,000 Seelen; sie bestehen aus Siamesen, Peguanern und Birmanen, die alle dem Buddhismus anhängen; sie vermehren sich fast täglich durch Einwanderer aus den benachbarten Staaten. Ohne Zweifel wird der Wohlstand unter diese Völker zurückkehren, wenn sie überzeugt sind, die Frucht ihrer Arbeit auch zu ernten. Man baut Reis, Zuckerrohr, Pfeffer, Baumwolle, Indigo, Tabak. Man findet in den Wäldern das Adler-, Sapan-, Sandel- und das Tikholz, das zum Schiffbau so nützlich ist. Das Zinn ist häufig, besonders in Tenasserim; auch der Flußsand enthält es, und man wäscht es aus. Die von dem Sanluen und seinen Beiflüssen durchströmten Wälder werden von Elephanten, Rhinozerossen und zahlreichen Thierarten bewohnt.

An der Stelle, wo der Fluß 10 Stunden von seiner Mündung den Gain und den Ataran aufnimmt, erweitert sich das Thal der Stadt Martaban gegenüber; dann theilt er sich in mehrere grüne Inseln und fließt

zwischen sanft abhängigen und wohlbewaldeten Hügeln hin, auf denen Tempel über Dörfern sich erheben. Ist das Wetter hell, so sieht man in der Ferne ein Amphitheater von hohen Gebirgen; Crawfurd gesteht, daß diese Aussicht eine der herrlichsten und malerischsten sey, die er jemals erblickt habe. Die Arme des Flusses umgeben die Insel Balu oder Pulgong, die 10 Stunden lang und 5 St. breit ist; sie wird von einer Kalkhügelkette durchzogen; man zählt auf ihr 12 große Dörfer; es giebt in der ganzen Provinz Martaban keinen volkreichern Ort. Balu ist sehr fruchtbar an Reis; Canäle führen zu den Dörfern und erleichtern den Transport der Ernten.

Kapitel XXXVII.

Das Birmanische Reich.

Martaban, am rechten Ufer des Sanluen, hat eine schöne Lage dem Punkte gegenüber, wo der Gaïn und Ataran sich mit diesem Flusse vereinigen. Sie ist am Fuße eines Hügels erbaut und hat kein bemerkenswerthes Gebäude als einen 150 Fuß langen Tempel. Die alten Reisenden schildern Martaban als einen wichtigen Ort; er ist aber schon im Anfange des 18. Jahrhunderts verfallen. Die Birmanen nahmen die Stadt in ihren Kriegen gegen die Peguaner ein und versenkten in der Mündung des Sanluen mit Steinen beladene Fahrzeuge, so daß nur noch kleine Schiffe hinüberfahren konnten. Von diesem Augenblicke an datirt sich der Verfall dieser Stadt, doch treibt man noch immer Handel da.

Golf von Martaban oder Rangun nennt man den Theil des Meerbusens von Bengalen zwischen der Küste von Ye in O. und dem Cap Negrais in W. Die Küsten sind meist niedrig.

Geht man von der Mündung des Sanluen nach W., so trifft man erst die Mündung des Sitang, die so breit ist, daß man sie für einen Meeresarm halten könnte. Es ist ein Arm des Irawaddy, der sich in großer Entfernung vom Oceane davon trennt und zu keinem bemerkenswerthen Orte führt.

Weiter hin findet man den Fluß Rangun, einen andern Arm des Irawaddy. An dessen linkem Ufer, 12 Stunden vom Meere, liegt die Stadt, welche ihm den Namen gegeben hat, der Haupthafen der Birmanen, wo sich ihr Handel mit den Ausländern concentrirt. Da übrigens die reichsten Tikwälder in geringer Entfernung von der Stadt liegen und das Holz leicht zu Wasser dahin gebracht werden kann, so befinden sich hier die beträchtlichsten Schiffbauwerfte; die europäischen Baumeister, welche sie leiten, haben unter den Eingeborenen sehr geschickte und sehr thätige Arbeiter gebildet.

Crawfurd, der 1827 als Gesandter zu dem Kaiser von Birma ging, fand die Umgegend dieser Stadt unfruchtbar und unangebaut; doch würde es leicht seyn, sie in Reisfelder zu verwandeln. Rangun ist wie die Städte an der Küste südlich von Martaban gebaut, von denen wir schon gesprochen haben. Das Land hebt sich allmälig von der Küste an in einem Raume von 1 Stunde bis zu einer großen Pagode, die 80 Fuß über dem Spiegel des Irawaddy liegt. Daher kommt es, daß Rangun vor den Ueberschwemmungen geschützt ist, denen die andern Theile des Delta ausgesetzt sind.

Das Clima ist für einen Ort unter der heißen Zone gemäßigt; im November hält sich der Thermometer zwischen 12 und 24°; im März und April, den heißesten Monaten des Jahres, steht er bei Sonnenaufgang 16°, zu Mittag 30°. Die Kühle der Nacht, welche der Wärme des Tages gleichkommt, gilt für heilsam. Die Regenzeit beginnt mit den ersten Tagen des Juni und endigt mit den letzten des Octobers. Der Regen ist häufiger als in Bengalen; die kühlen Winde, die dann wehen, sind für die Gesundheit der Europäer gefährlich.

Crawfurd schätzt die Einwohner von Rangun und deren Vorstädten auf 18,000 Seelen. Man zählt darunter 260 katholische Christen.

Die Stadt und Umgegend sind mit sidis und kiungs bedeckt, religiösen Denkmälern zu Ehren Buddhas, der hier unter dem Namen Gutama verehrt wird. Alle sind schmale Pyramiden, die man am besten mit einem Sprachrohre vergleichen kann; oben haben sie ein ti (einen Sonnenschirm). Das größte dieser Gebäude ist Schu-Dagon (das goldene Haus). Dieser Tempel ist besonders deshalb berühmt, weil man in ihm acht Haare von Gutama aufbewahrt; man wallfahrtet aus allen Gegenden hierher. Im März, im Frühjahr, wird das feierliche Fest begangen. Eine unzählbare Menge eilt herbei, und zu gleicher Zeit wird in Rangun ein Markt gehalten, auf dem es sehr lebhaft zugeht.

Ein Arm des Flusses führt nach Syriam in SO., wo die Franzosen wie die Engländer eine Niederlassung gehabt haben, nahe an einem andern Arme des Irawaddy, welcher Fluß von Pegu nach der Stadt dieses Namens heißt, welche sonst die Hauptstadt dieses mächtigen Reiches war. Der Major Symes, der sie 1796 besuchte, hat eine Beschreibung davon gegeben.

Pegu liegt 15 Stunden in NO. von Syriam. Symes schiffte in einem meist unbebauten Lande hin, doch bemerkte er Spuren von früherm Anbaue; die Verwüstungen des Krieges hatten diesen traurigen Zustand herbeigeführt. Die Ebene ist mit Baumgruppen überstreut; an einigen Orten sind das Gras und die Gebüsche sehr hoch; man brennt es nieder, um es nur los zu werden; die Weide scheint vortrefflich zu seyn. Der Reisende bemerkte auch Spuren von wilden Elephanten; übrigens war der Boden von wilden Schweinen aufgewühlt; Hirsche jagten in der Ferne hin; die Ueberreste von zwei von den Tigern halb verzehrten Gazellen zeigten, daß auch jene wilden Thiere zu finden wären.

Je weiter Symes kam, je mehr traf er Dörfer und Weiler; der Fluß verengte sich; er war nur noch 40 Schritte breit.

Am 2. April gelangte er nach Pegu, in einer Zeit der Feste und Vergnügungen. Er wohnte denselben bei wie die Personen, die ihn begleiteten. Es gab Kämpfe, Wagenzüge und Feuerwerke, denen aber die Tageshelle sehr schadete. „Nach dem Feuerwerke," fährt der Reisende fort, „zog jede Deputation unter Musik vor dem Vicekönige vorbei; dann kamen sie singend und tanzend an den Ort, wo wir uns befanden.

„Dieser Zusammenlauf aller Classen des Volks, die sich der Freude und des Vergnügens wegen versammelten, ohne das mindeste Tadelnswerthe zu begehen und ohne daß Jemand die Regeln der Mäßigkeit vergaß, war für Europäer ein eben so angenehmer als neuer Anblick.

„Vier Tage lang brauchten wir keinen Schauspielen und öffentlichen Ceremonien beizuwohnen, und wir hatten Zeit, Beobachtungen zu machen. Früh war meine Wohnung dagegen immer mit Leuten gefüllt, denn ich empfing den Besuch aller ausgezeichneten Personen in Pegu mit Ausnahme des Gouverneurs, der als Stellvertreter des Kaisers zu Niemanden geht. Eine große Anzahl Männer und Frauen umringte neugierig vom Morgen bis zum Abend unsere Palissade. Die aus der Mittelklasse kamen gewöhnlich zu uns herein, bisweilen ohne die Erlaubniß dazu erhalten zu haben und noch häufiger ohne dieselbe erst nachzusuchen. Da sie sehr frei unter einander leben, so machen die Birmanen sich kein Gewissen daraus, ohne Umstände auch zu Fremden zu gehen; dagegen finden sie auch nichts Auffallendes darin, wenn sie von Fremden besucht werden. Sie bleiben jedoch in dem Zimmer, wo man Besuche annimmt, und versuchen nie, in ein Zimmer zu dringen, dessen Thüre verschlossen ist; selbst ein Vorhang, hinter welchen man sich zurückzieht, wird für sie eine unübersteigliche Schranke, und sobald sie in einem Hause sind, nehmen sie eine ehrerbietige Haltung an.

Diejenigen, welche zu uns kamen, setzten sich immer zuerst auf der Decke am Boden nieder. Sie mischten sich nicht in das, was wir thaten, und fragten uns nichts. Sobald man ihnen andeutete, sie möchten sich entfernen, gingen sie ohne im mindesten Unzufriedenheit zu äußern, und ich bin überzeugt, daß, hätten sie unbeachtet Geld nehmen können, keiner dasselbe angerührt haben würde.

„Am meisten an unsern Gebräuchen fiel ihnen unsere Art zu essen auf.

Die Zahl, die Verschiedenartigkeit meiner Tischgeräthe und die Art, wie wir uns setzten, erregten stets ihr Erstaunen.

„Am 12. April, der letzte Tag des birmanischen Jahres, wurden wir von dem Vicekönige zu einer sehr lustigen Ceremonie eingeladen, welche in dem ganzen Reiche stattfindet. Um allen Schmuz aus dem abgelaufenen Jahre abzuwaschen und das neue ganz rein zu beginnen, pflegen die birmanischen Frauen an diesem Tage alle Männer, denen sie begegnen, mit Wasser zu beschütten. Die Männer haben das Recht, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es ist dies eine Gelegenheit zu mannichfaltigen Scherzen besonders für die jungen Mädchen, die sich mit Töpfen und großen Spritzen versehen und die Vorübergehenden naß zu machen versuchen, aber auch lachen, wenn sie selbst begossen werden.

„Diese Sitte führt nie zu einer den Anstand verletzenden Handlung; nie verwendet man unreines Wasser. Ein Mann kann eine Frau mit so viel Wasser begießen als er will, wenn sie ihn zuerst begoß, aber berühren darf er sie nicht. Giebt eine Frau zu verstehen, daß sie nicht begossen seyn will, so läßt man sie ruhig gehen.

Ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang gelangten wir in den Palast des Gouverneurs. Seine Gemahlin hatte alles zu dieser Ergötzlichkeit vorbereiten lassen. Drei große mit Wasser gefüllte Gefäße, Krüge und große Löffel befanden sich in dem Audienzsaale. Bei unserm Eintritte reichte man jedem eine Flasche Rosenwasser, von dem wir einige Tropfen in die Hand des Gouverneurs gossen, die er dann auf seine prächtige gestickte Muslinjacke schüttete. Seine Gemahlin erschien an der Thüre und sagte, sie selbst wolle uns nicht naßmachen; aber ihre älteste Tochter, ein hübsches Kind auf dem Arme der Wärterin, hielt einen goldenen Becher, in welchem sich Rosenwasser und Sandelholz befand. Sie goß erst etwas auf ihren Vater und dann auf jeden von uns. Dies war das Signal, und nun kam das Wasser von allen Seiten. Da wir dies erwarteten, so waren wir blos in Muslingewändern gekommen. Etwa zwanzig junge Frauen, die in den Saal getreten waren, überschwemmten ohne Barmherzigkeit vier Männer, welche in einem so ungleichen Kampfe den Kürzern ziehen mußten. Der Gouverneur hatte das Schlachtfeld bald verlassen. Einer von uns nahm eine der großen Porzellanvasen und damit vertheidigten wir uns lange. Die Angreifenden lachten herzlich darüber, daß sie uns in Unordnung gebracht. Endlich als Alle durchnäßt und ermüdet waren, kehrten wir in unsere Wohnung zurück, um uns umzukleiden. Auf unserm Wege hätten mehrere junge Frauen die Scene im Palaste gern erneuert, da wir sie aber nicht neckten, so wagten sie nicht, uns zu bespritzen, entschädigten sich aber dafür an den Birmanen, die uns begleiteten.

„Wir setzten uns durch diese Durchnässung keiner Gefahr aus; die Temperatur schützte uns vor den Unannehmlichkeiten dieses Zeitvertreibes.

„Nachdem wir uns umgekleidet hatten, kehrten wir zu dem Vicekönige zurück, wo es Marionettenspiel und Tanz bis Abends elf Uhr gab; einige Tage vorher hatten wir einer theatralischen Vorstellung beigewohnt.

„Die Feste und öffentlichen Vergnügungen hörten am 12. April, am letzten Tage des Jahres, auf, was uns sehr erfreulich war, denn wir mußten uns, um alles dies zu sehen, oft der ganzen Gluth der Sonne aussetzen, welche in dieser Jahreszeit sehr gefährlich ist. Obgleich aber von Mittag bis Abends fünf Uhr die Hitze ungeheuer war, so waren die Morgen doch angenehm kühl und die Nächte fast kalt.

„Ich ritt oder ging früh gewöhnlich ein Paar Stunden in der Stadt oder der Umgegend spazieren. Nie wurde ich dabei insultirt, nie stieß mir irgend etwas Unangenehmes zu. Ich erregte häufig die Neugier, das Erstaunen, aber man zeigte weder Unhöflichkeit noch Verachtung.

„Seit 1757 hat das Königreich Pegu aufgehört zu existiren; die Birmanen bemächtigten sich der Hauptstadt und verwüsteten sie; der König gerieth in die Gefangenschaft. Die Mauern der Stadt müssen ein bedeutendes Werk gewesen seyn, wenn man nach den Trümmern davon urtheilt. Die zahlreichen Tempel, welche die Stadt enthielt, wurden allein geschont; von dieser Zeit an hat man aber alle vernachlässigt bis auf den großen Tempel Schu Madu.

„Um Pegu vor einem vollständigen Verderben zu bewahren, beschäftigte sich 1790 die birmanische Regierung damit, die Stadt wieder aufzubauen und neu zu bevölkern; die frühern Bewohner wurden aufgefordert, dahin zurückzukehren, und man gab in der Nähe denen Land, welche dasselbe bebauen wollten.

„Die so weisen Maßregeln haben zum Theil die Folgen gehabt, die man davon erwartete; es ist eine neue Stadt auf den Trümmern der alten entstanden. Die Bevölkerung beträgt 6000 Seelen und besteht fast gänzlich aus rhahaans (Geistlichen), Beamten im Dienst des Gouverneurs und armen peguanischen Familien, die sich glücklich schätzen, an dem Orte leben zu können, wo die Wohnung ihrer Vorfahren blühte.

„Die kiums oder Klöster der Rhahaans und die Häuser der Personen von hohem Stande sind meist sechs bis acht Fuß über den Boden erhaben; die der Leute der untern Classe dagegen nur zwei bis drei Fuß. Fast alle Dächer hat man mit Wassertöpfen besetzt, um bei einer Feuersbrunst sogleich Wasser bei der Hand zu haben; endlich zieht eine Compagnie von Leuten, welche die Regierung bezahlt, die ganze Nacht in den Straßen umher, um Feuer zu verhindern und zu löschen.

„Die einzigen Gebäude aus gebrannten Steinen sind in Pegu wie in Rangun die Häuser, welche dem Kaiser gehören, und die Tempel. Der, welcher Schu Madu (Tempel des goldenen Gottes) heißt, ist auf einer doppelten Terrasse erbaut. Die erste erhebt sich 10 Fuß über den Boden, die zweite 20 F. über die erste. Beide haben die Gestalt eines Parallelogrammes. Ich maß sie; die erste ist an der einen Seite 1391 F., die zweite 684 F. lang. Die Mauern, welche die Seiten tragen, sind sehr verfallen; sonst waren sie mit einem Ueberzuge bekleidet, auf welchem man Figuren in Basrelief sah. Die zweite Terrasse ist gut erhalten. Dieser Tempel ist ohne Zweifel so alt als die Mauern von Pegu, und die Erde, mit welcher man die doppelte Basis aufführte, ist wahrscheinlich die, welche man aus dem Graben um die Mauern nahm.

„Man geht auf die Terrassen auf großen steinernen Treppen hinauf; an jeder Seite dieser Terrassen sind die Wohnungen der Rhahaans aus Bretern, mit Ziegeln bedeckt. Die Pfähle, welche sie tragen, sind zierlich gedreht; eine jede hat nur ein einziges geräumiges Gemach, worin sich mehrere kahle Bänke befinden, auf welchen die Rhahaans liegen. Ich bemerkte kein anderes Geräthe.

„Der Schu Madu ist eine compacte Pyramide von gebrannten Steinen und Mörtel, 331 Fuß von der Terrasse und folglich im Ganzen 361 Fuß hoch. An der Basis bildet er ein Achteck; jede Seite mißt 160 F.; nach oben zu rundet er sich ab und dann nimmt der Durchmesser allmälig ab.

„In der Höhe von 6 Fuß trägt ein bedeutender Vorsprung 57 pyramidalische Säulen, die in gleicher Entfernung stehen, 27 Fuß hoch sind und 40 Fuß an der Basis im Umfange haben; über diesem Vorsprunge trägt ein zweiter 53 durchaus ähnliche Säulen.

„Das Gebäude ist mit kreisrunden Gipsverzierungen bedeckt; die des Simses gleichen Lilien. Ueber den letztern befinden sich andere von Stuk, ähnlich den Blättern eines korinthischen Capitals; das Ganze wird durch ein eisernes ti gekrönt, auf welchem sich eine vergoldete Wetterfahne befindet. (Taf. 26. Abbild.)

„Das ti ist vergoldet und hat 56 Fuß im Umfange; es wird von einer Eisenstange in der Pyramide getragen und ist durch große Ketten daran befestigt. Mehrere um das ti herumhängende Glöckchen geben ein fortwährendes klingelndes Getön von sich, wenn der Wind sie bewegt.

„In dem Winkel der zweiten Terrasse nach SW. zu hat man von Holz zwei Kiums von 60 F. Länge und 30 F. Breite erbaut; das stufenförmig gebaute Dach wird von gefirnißten Säulen getragen; die Decke ist vergoldet und das Aeußere sehr sorgfältig geschnitzt. Die Tempel sind reich an Bildsäulen Gutamas und an Thier- und Menschenfiguren.

„In einem kleinen Pavillon am NO.Winkel der zweiten Terrasse befindet sich ein 4 Fuß hoher, 3 Fuß breiter vertikaler Marmortisch. Die lange Aufschrift darauf enthält die Liste der Geschenke, die seit kurzem dem Tempel von Pilgern gegeben worden sind.

„Eine bedeckte Galerie, welche längs der zweiten Terrasse an der Nordseite hinläuft, soll die Gläubigen schützen, welche weit herkommen, um dem Schu Madu ihre Huldigungen darzubringen. An derselben Seite, ganz nahe am Tempel, hängen drei große sehr gut gearbeitete Glocken in geringer Höhe zwischen vier Säulen; Hirschgeweihe befinden sich zwischen denselben. Die Personen, welche die Frömmigkeit hierherführt, nehmen ein solches Geweihe und schlagen abwechselnd dreimal an die Glocke und auf die Erde, — um dem Geiste Gutumas die Ankunft eines Bittenden anzuzeigen.

„Am Fuße der heiligen Pyramide befinden sich mehrere niedrige Bänke, auf denen die Betenden ihre Opfergaben niederlegen, die meist in gekochtem Reis, Confituren und in Oel gesottenen Cocusnüssen bestehen. Der Gläubige kümmert sich nicht darum, was daraus wird, und oft verzehren die Raben und wilden Hunde diese Speisen in seiner Gegenwart, ohne daß er sie daran zu hindern wagt. Ich war Zeuge davon und man sagte mir, daß es mit allem so sey, das man auf diese Bänke lege.

„Außer den großen Tempeln auf den beiden Terrassen finden sich daselbst noch viele kleine, die man verfallen läßt; der Boden ist mit zahllosen Bildern Gutamas bestreut. Ein frommer Birmane, der ein Bild kauft, läßt es zuerst durch die Rhahaans weihen; dann trägt er es in den Tempel, der ihm am besten paßt, und stellt es entweder unter ein Kium oder in die freie Luft vor dem Gebäude, und nun liegt ihm wenig daran, was daraus wird; er denkt, die Gottheit möge selbst dafür sorgen.

„Einige dieser Götzenbilder sind aus dem Marmor gearbeitet, den man in der Nähe der Hauptstadt des Reichs findet und der sich sehr schön poliren läßt. Sehr viele giebt es von vergoldetem Holze und einige wenige von Silber; die letztern läßt man aber nicht im Freien wie die andern. Das Silber und das Gold werden nur zur Herstellung der Hausgötter verwendet.

„Man sieht auf den beiden Terrassen eine gewisse Anzahl langer Bambus, die in die Erde getrieben sind und weiße runde Fahnen tragen; sie werden von den Rhahaans hergestellt und sind Embleme der Reinheit und Heiligkeit ihrer Functionen. Der Bambus endigt mit der Gestalt einer wilden Gans, dem Symbole der birmanischen und peguanischen Nation.

„Von dem höchsten Vorsprunge an der Basis des Schu Madu hat man eine sehr weite und malerische Aussicht auf die Umgegend, wo alles im Naturzustande ist. Die Bewohner sind gar nicht zahlreich; kaum findet man einige Spuren von Anbau. Die Hügel von Martaban erheben sich in O.; der Sitang schlängelt sich durch die Ebene und das Auge kann allen seinen Windungen folgen. Ungefähr 40 Meilen in N. erblickt man die Galladzet-Berge, wo der Fluß Pegu entspringt, und die nur durch die Ungesundheit ihrer Atmosphäre bemerkenswerth sind. Auf allen andern Seiten sieht man nur ungeheuere Ebenen mit Wald und Wasser.

„Da ich mir keine genügende Auskunft über das Alter des Schu Madu verschaffen konnte, so machte ich dem Saire-da oder Obern der Rhahaans von Pegu einen Besuch. Seine Wohnung befand sich in einem schattigen Tamarindenhaine etwa 5 Meilen in SO. der Stadt, wo alles mit dem hohen Alter und der Würde des Besitzers zu harmoniren schien. Die Bäume waren majestätisch; reines Wasser füllte ein schönes Behälter; ein kleiner Garten mit verschiedenen Obstbäumen trug auch eßbare Wurzeln; eine Palissade von Bambus schützte diesen Ort vor dem Angriffe der wilden Thiere. Einige junge Rhahaans lebten bei dem Alten und sorgten mit frommer Ehrfurcht für seine Bedürfnisse. Er schien, obgleich sehr hager, noch sehr thätig zu seyn und besaß alle seine geistigen Fähigkeiten. Er sagte mir, er sey 87 Jahre alt. Die Rhahaans leben von der Mildthätigkeit der Gläubigen, betteln aber nie und nehmen kein Geld an. Ich übergab demnach dem ehrwürdigen Manne ein Zeugstück, und er segnete mich dafür.

„Er erzählte mir, daß bei den letzten Erschütterungen des Reiches Pegu die meisten kostbaren Chroniken des Landes verloren gegangen wären, der Tempel Schu Madu aber der Sage nach seit 2300 Jahren stehe. Er sey von zwei Kaufleuten gegründet worden, Brüdern aus dem Bezirke Tallomiu, eine Tagereise in O. von Martaban; später wäre das Gebäude durch die Könige von Pegu allmälig vergrößert und verschönert worden."

Nachmittags machte Symes einen Ausflug anderthalbe (engl.) Meilen in O. der Stadt; Bambus- und Brombeergesträuch wuchsen bis an den Rand des Grabens; der Weg, dem er folgte, führte ihn in einen von mehrern Pfaden durchschnittenen Wald; er sah keine andere Wohnung als einige vereinzelte Hütten in einer Bambusgruppe. Doch zeigten zahlreiche Trümmer, daß das Land sonst sehr bevölkert gewesen; auf den Wegen bemerkte man die Fußtapfen von Vieh und man konnte daraus schließen, daß das Land in N. bewohnter und besser bebaut seyn müsse.

Anderthalbe Meile südlich von der Stadt ist das Aussehen der Gegend so ziemlich dasselbe wie in O., aber man erblickt daselbst keine andern Bäume als die der heiligen Haine; man trifft einige wenige Dörfer von etwa dreißig Hütten, neben denen der Boden urbar gemacht worden ist. Die Landleute scheinen in großem Elende zu leben, ob sie gleich Vieh haben, weil ihre Religion ihnen verbietet Fleisch zu essen und sie selten Milch trinken. Reis mit Salz, Oel aus einem einheimischen Korne und Gnapi, ein kleiner Fisch, den man in Salzlauge gähren läßt, bildet fast ihre ganze Nahrung. Die Kühe sind klein und gleichen denen auf der Küste von Coromandel; dafür sind aber die Büffel weit schöner als in Indien. Man braucht sie zur Ackerbestellung und schirrt sie an Wagen, die sehr gut gearbeitet sind und schwere Lasten tragen können.

Die Haine, von denen die Rede gewesen ist, erregen angenehme Ideen; sie sind der Zufluchtsort der Rhahaans, die sich der Einsamkeit weihen und die Ruhe des Landlebens dem Geräusche der Städte vorziehen. Sie bauen ihre Kiums im Schatten von Tamarinden und Banianen. In den Kiums oder Klöstern sowohl in den Städten als auf dem Lande lernen die jungen Leute lesen und schreiben und erhalten Unterricht in der Religion und Moral, immer unentgeldlich.

In Folge der Beschaffenheit des Landes zwischen Rangun und der Hauptstadt reist man meist zu Wasser, um von einer dieser Städte zur andern zu gelangen. Die Schaluppen sind lang und schmal; natürlich müssen sie gut beladen werden, denn ohne diese Vorsichtsmaßregel würden sie fortwährend schwanken. Ein fünf bis sechs Fuß breiter Vorsprung von einem Ende bis zum andern verhindert das Umschlagen. Pallang, die erste Stadt, welche man trifft, war sonst bedeutender, und man gab ihren Namen häufig dem Flusse Rangun; noch treibt sie einen blühenden Handel.

Bei Yangain-tischain-Yah kommt man in den Irawaddy, der hier eine Drittelstunde breit ist und gerade von N. nach S. fließt. Seine Ufer werden steil. Der Tempel von Denobiu, ähnlich dem Schu-dagon, zeigt sich am rechten Ufer; man läßt diese Stadt hinter sich und dann allmälig mehrere andere, die alle mehr oder weniger Handel treiben, und viele Dörfer. Die Ufer des Flusses haben ein verschiedenes Aussehen; an der einen Seite sind sie hoch und fast perpendiculär und auf der andern sehr niedrig und sandig.

Kommt man weiter, so bemerkt man in W. die Kette der Yumabong, welche Ava und Arracan trennt; man nähert sich derselben; sie gewährt eine sehr malerische Ansicht; 200 bis 300 Fuß hohe Felsen mit Bäumen von ungemein verschiedenem Blätterschmucke begrenzen den reißenden Fluß.

Peing-ge und Sahlaban senden eine große Menge Tikholz nach Rangun; man fällt dasselbe in der trockenen Jahreszeit in den Wäldern

ken Ufer; sobald die Regenzeit beginnt, überläßt man es den Strömen, dasselbe in die Ebene zu führen.

Prome h am linken Ufer ist eine alte und in der Geschichte der Birmanen berühmte Stadt, die an der einen Seite nahe an den Hügeln liegt. Symes sah da Werkstätten, wo Leute Steine zum Pflaster behauten und andere Gefäße für Tempel meißelten. Ganz nahe befindet sich eine kaiserliche Reitschule, wo man gefangene Elephanten abrichtet. Diese Elephantenjagd geschieht auf folgende Weise: die Jäger auf gezähmten und dazu abgerichteten Elephanten legen sich auf den Rücken dieser Thüre und gelangen so, ohne bemerkt geworden, mitten in eine Heerde wilder; dann lauern sie die Gelegenheit ab, dem Elephanten, dessen man sich bemächtigen will, einen Strick mit einem laufenden Knoten in den Weg zu werfen. Das andere Ende des Strickes ist an dem zahmen Elephanten befestigt, der sogleich den wilden niederzieht; es folgt nun ein heftiger Kampf, in welchem der erstere mit Hilfe seiner Cameraden den Bewohner der Wälder bald besiegt, der von den Seinigen verlassen ist. Er wird darauf, fest an zwei seiner Sieger gefesselt, gefangen fortgeführt, während ein anderer vor ihm geht und ein vierter ihn treibt. Man wendet so gute Mittel an, ihn zu zähmen, daß das Thier nach wenigen Wochen gelehrig wird und sich in sein Schicksal ergiebt. Man sagte Symes, die, welche wir abbilden (Taf. 27. Abbild.), wären meist Weibchen. Die männlichen Elephanten werden gewöhnlich durch das Geschrei der dazu abgerichteten Weibchen in eine Einzäunung oder kedah gelockt, aus welcher sie nicht wieder heraus können und wo man sie leicht fängt.

Bei Mialday, einer hübschen und sehr reinlichen Stadt, sieht man mehrere Tempel und Klöster in herrlichen Hainen und einen großen hölzernen Schoppen, unter welchem Mauerwerk eine graue Granittafel trägt, die horizontal liegt, 6 Fuß lang und 3 Fuß breit ist und einen Abdruck des Fußes Gutamas zeigt. Ihre Oberfläche ist in mehr als hundert Felder gemeißelt, deren jedes eine symbolische Figur enthält. Zwei verflochtene Schlangen scheinen unter die Ferse gedrückt zu seyn und fünf Muscheln bilden die Zehen. (Taf. 26. Abbild.) Eine ähnliche Figur findet man auf einem Felsen des Pic Ram auf Ceylon; nach einer alten Sage bei den Völkern, welche Gutama verehren, stellte er einen Fuß auf diese Insel und den andern aufs Festland.

In einer Entfernung von 5 Meilen in O. von Yaïnangeùm, einem Dorfe am linken Ufer des Irawaddy, sammelt man Steinöl in Schachten, die man auf einem traurigen und unfruchtbaren Boden zwischen Hügeln von kaum hundert Fuß Höhe gegraben hat, an denen man nur ärmliche Bäume sieht. Man findet auch Stücke versteinerten Holzes. Jedes Loch hat eine Oeffnung ungefähr vier Q.Fuß; die Wände sind mit Holzgerüst bekleidet und man zieht das Steinöl mit einem eisernen Topfe heraus, der an einem Stricke an einer Winde sich befindet. Ist der Topf voll, so nehmen zwei Männer ein Ende des Strickes und gehen damit einen schief in die Erde gehauenen Weg hin, dessen Länge der Tiefe des Schachtes entspricht, so daß wenn sie am Ende ankommen, der Topf heraufgezogen ist. Dann gießt man ihn in einen Behälter aus, in welchem das Wasser abläuft.

Crawfurd ließ wie Symes mit einem Seile die Tiefe eines solchen Schachtes messen; sie betrug 175 Fuß. Ein Einwohner in der Nähe sagte ihm, ein Schacht, wo das Wasser bis an den Gürtel reiche, werde für ziemlich ertragreich angesehen; jener, in welchem es bis an den Hals gehe, als sehr reich, und der, wo es nur bis an die Knie steige, als mittelmäßig. Ist ein solcher Brunnen versiecht, so sucht man die Quelle dadurch wieder, daß man tiefer in den Felsen gräbt, der an den Stellen wo man das Steinöl findet, außerordentlich hart ist. Der Boden, in welchem man diese nützliche Substanz findet, gehört der Regierung. Sie verpachtet ihn an Unternehmer, welche Nachgrabungen auf ihre Kosten und Gefahr machen und bald gewinnen, bald (und oft) verlieren, weil die Kosten sehr bedeutend sind. Das Steinöl wird an Ort und Stelle sehr wohlfeil verkauft, denn nach Symes erhält man über 200 Krüge für drei Francs; der Kauf dieser Gefäße und die Transportkosten vertheuern es sehr.

Das Land um Yaïnan-geùm unterscheidet sich gänzlich von dem, welches man vorher gesehen hat; es zeigt eine Menge kleiner isolirter und völlig unfruchtbarer Hügel, wo man nur ärmliche Bäume bemerkt; der lehmige Boden gleicht rothem Ocker. Er ist mit Stücken versteinerter Bäume bedeckt, in denen man leicht das Holzgewebe erkennt. Man findet auch Quarzkies und selbst Quarzstücke.

Die Mündung eines kleinen Beiflusses des Irawaddy ist immer mit großen Böten bedeckt, welche daher kommen, um Steinöl einzunehmen. Das Dorf wird nur von Töpfern bewohnt, die fortwährend beschäftigt sind. Die Krüge zur Aufnahme des Steinöls sind im Innern und um das Dorf herum in großen Pyramiden aufgestellt wie die Kugeln in den Arsenalen. Tausend andere schon gefüllte stehen längs des Ufers; viele werden zerbrochen, der Inhalt mischt sich mit dem Sande und bildet einen stinkenden Koth.

Sillah-miu ist eine große Stadt, die sich durch ihre Seidenmanufacturen auszeichnet. „Kaum hatten wir den Anker ausgeworfen," sagt Symes, „so kam eine Menge kleiner Schiffe an den Rand des Flusses. Sie hatten in Lackkästchen seidene Stoffe und Zeuge von Seide und Baumwolle. Der Preis, den sie für diese Waaren verlangten, kam mir außerordentlich hoch vor; sie wollten 15 taccas (fast 50 Frcs.) für ein mäßig feines 5 Ellen langes und kaum eine Elle breites Stück; jedes Stück ist meist gerade so lang, daß es ein Kleidungsstück nach der Landesmode giebt. Die Seide, welche man verwendet, kommt aus Yun-nan. Die Zeuge sind dicht gewebt und man sagte mir, sie hielten länger als die chinesischen und hindostanischen. Die Farben sind lebhaft und glänzend, schienen aber nicht sehr dauerhaft zu seyn."

Je weiter man nach N. kommt, um so dichter wird die Bevölkerung, obgleich die Gegend an dem Flusse meist unfruchtbar ist. Jeder Hügel und jede Anhöhe trägt einen Tempel; einige davon sind sehr groß und haben vergoldete Kuppeln. Der Ackerbau ist sehr ausgebildet.

Pagan-nian am rechten Ufer war sonst die Hauptstadt des Reiches; ihre Ruinen, die Symes und Crawfurd besuchten, bedecken eine große Fläche. Neùndah, das auf einem Theile jener Stadt erbaut ist, treibt bedeutenden Handel. Die Straßen sind mit Läden angefüllt, in denen man alle Arten von Waaren in Lack und gefirnißte Töpfergeschirre zum Verkaufe ausstellt; übrigens giebt es Pressen, um aus den Sesamkörnern das Oel auszuziehen; auch Schmiedewerkstätten.

Jenseits Neùndah ist das östliche oder linke Ufer des Irawaddy ganz perpendiculär und 30 bis 100 Fuß hoch; die Felsenwände haben ungefähr in der Mitte der Höhe Oeffnungen, welche schmalen Gängen gleichen; sie sollen zu Höhlen führen, die sonst von Einsiedlern bewohnt wurden.

Yandabu an demselben Ufer etwas über und fast gegenüber der Mündung des Kioh-dum, eines aus Norden kommenden Flusses, zeichnet sich durch Töpfereien aus. Weiter hin, zu Sammeï-kium, bereitet man Salpeter und Schießpulver; die Ausfuhr dieser beiden Gegenstände ist verboten und der Verkauf des letztern, wie in allen gutgeordneten Staaten, nur nach einer von den Regierungsbeamten gegebenen Autorisation erlaubt.

Die Umgegend von Gnamendi-ge ist berühmt, weil daselbst der beste Tabak des Reiches wächst; die Stadt hat zahlreiche Ziegeleien, welche viel für die Tempel arbeiten.

Das Dorf Sandat wie der umliegende Bezirk werden nur von Leuten bewohnt, welche die Elephanten in den kaiserlichen Ställen zu warten haben. Der Monarch ist der alleinige Eigenthümer aller Elephanten in seinen Staaten. Nur den höchsten Personen giebt er das Vorrecht, auf einem solchen Thiere zu reiten oder eines zu halten.

Miamu am rechten Ufer, Sandat gegenüber, hat Fabriken von gewöhnlichen carrirtem Baumwollenzeuge, in welches sich das Volk kleidet.

Yandepain am linken Ufer zeichnet sich durch seine Tempel und ein sehr schönes Kloster aus.

In Miamu wendet sich der Fluß nach Osten. Seine Ufer sind mit hübschen Dörfern bedeckt, die zwischen Gärten liegen; sie vermehren sich,

wie die Tempel, je näher man der Hauptstadt des Reiches kommt. Als Symes als Gesandter dahin ging, genoß Amerapura diesen Vorzug; zur Zeit Crawfurds hatte aber der Monarch seine Residenz nach Ava verlegt, das zwei Stunden weiter in W. liegt.

Ava ist von einer Mauer von gebrannten Steinen umgeben; der Palast wurde erst 1824 vollendet. Der Audienzsaal, der zwar mit den Ideen der Europäer von Baukunst und Ausschmückung nicht stimmt, ist doch wirklich prachtvoll, glänzend und von imposanter Wirkung; er hat eine Länge von 120 Fuß und eine Breite von 90 Fuß. (Taf. 28. Abb.) Die Ceremonien der Audienz unterschieden sich nicht viel von denen, welche in Bankok beobachtet worden waren, aber der Pomp war imposanter. Der Gesandte und die Personen seines Gefolges, die bis an die Stufen des Audienzsaales geführt wurden, legten hier ihre Schuhe ab. Im Innern ließen sich musikalische Instrumente hören; Gruppen junger Tänzerinnen zeigten graziöse Pas. Die Engländer ließen sich auf einem Teppiche etwa funfzig Schritte von dem Throne nieder. Weiter hin befanden sich die Mitglieder der königlichen Familie, und die übrige Gesellschaft bestand aus den hohen Beamten des Reichs, die alle in weißem Muslin gekleidet waren. Der sehr künstlich geschnitzte und sehr gut vergoldete Thron hatte oben einen Sonnenschirm. Eine Thüre öffnete sich und der Monarch erschien, stieg auf die Stufen und setzte sich mit übereinander geschlagenen Füßen nieder. Bei seinem Anblicke verneigten sich alle Birmanen und nahmen eine bittende Stellung an. Von den Engländern verlangte man weiter nichts, als daß sie sich etwas verbeugten und ihre Füße so weit als möglich einwärts setzten, da nichts so unartig und der Etikette des Landes so entgegen ist, als die Fußspitze nach einer vornehmen Person hin zu richten.

Priester sangen das Gebet am Fuße des Thrones; ein Beamter las dann die Namen der Personen ab, welche an diesem Tage vorgestellt werden sollten, darauf die Geschenke, die dem Monarchen überreicht wurden, und endlich die Geschenke desselben an die Fremden. Der Fürst zog sich langsam zurück und alle entfernten sich.

Die Haie war von Soldaten gebildet. Ihre Equipirung könnte wohl einem Europäer seltsam vorkommen. (Taf. 25. Abbild.)

Das birmanische Reich begreift gegenwärtig das ehemalige Königreich Ava, Pegu, einen Theil von Laos und andere zinspflichtige Bezirke. Es erstreckt sich vom 15° 38′ bis zum 27° 57′ b. Br. und vom 91° bis 96° östl. L. Die Länge beträgt 300 Stunden, die Breite 120 und der Flächenraum 34,000 Q.St.

Die Einwohnerzahl mag sich auf 4,700,000 belaufen; sie besteht aus Birmanen (Mranma), Peguanern (Talian), Laosiern (Chan), Karianern und andern Volksstämmen. Der Birmane ist von mittlerer Größe, gut gebaut, kräftig, gewandt, von mehr brauner als schwarzer Farbe; der Charakter seines Gesichts gleicht dem seiner Nachbarn in O.; seine Civilisation ist die der Siamesen. Er ist sanft, gutmüthig und thut Niemanden etwas zu Leide; im Kriege dagegen hat er sich muthig und grausam gezeigt; im Allgemeinen ist er lebhaft, neugierig, zornig und ungeduldig. Er schließt die Frauen nicht ein, läßt ihnen alle Freiheit, behandelt sie aber nicht eben sehr rücksichtsvoll. Selten bleiben die von hohem Range müßig zu Hause; ihre Beschäftigung besteht wie die der Frauen der griechischen Häuptlinge zu Homers Zeiten, darin, die Arbeit unter ihre Dienerinnen zu vertheilen und dieselben zu beaufsichtigen.

Die birmanische Sprache wird mit Charakteren geschrieben, die wie die siamesischen von dem Pali abgeleitet sind; sie zerfällt in mehrere Dialecte und unterscheidet sich sehr von der peguanischen. Die Bücher der Birmanen sind wie die der Hindus auf Palmenblätter geschrieben, in welche die Buchstaben mit einem Griffel eingegraben werden. (Taf. 25. Abbild.) Jedes Kloster hat eine Bibliothek; die Bücher werden in Lackkästchen aufbewahrt.

Die Festkleidung der Birmanen hat etwas Graziöses und Nobles; sie besteht in einer Jacke von Sammet oder geblümtem Atlas, welche bis auf die Knöchel reicht, einen offenen Kragen und weite Aermel hat. Darüber haben sie einen flatternden Mantel, der nur die Schultern bedeckt. Dazu tragen sie hohe glatte oder gestickte Sammetmützen je nach dem Range. Die Ohrengehänge gehören zu dem Putze der Männer. Die Frauen knüpfen ihr Haar oben auf dem Kopfe zusammen und fügen ein Band hinzu, dessen Stickerei ihren Rang anzeigt. Das Hemd reicht nicht bis über die Hüften hinunter; es wird durch Schnuren an dem Halse festgezogen. Eine kurze Tunica, die weit ist und enge Aermel hat, bedeckt ein langes Zeugstück, das sie um die Lenden schlingen, das zweimal um den Leib geht und auf der Erde schleppt. Gehen vornehme Damen zum Besuche aus, so tragen sie einen seidenen Gürtel, welcher einem langen Shawle gleicht, auf der Brust übereinandergeht und dessen über die Achseln zurückgeworfene Enden anmuthig umherflattern. (Taf. 26. Abbild.)

Die Männer und Frauen der untern Classen kleiden sich in gewöhnliches Baumwollenzeug; ein Theil ihres Körpers bleibt aber blos. (Taf. 25. Abbild.) Die Mode, sich die Arme und Schenkel zu tättowiren, hat sich bei ihnen erhalten.

Die Birmanen haben Sclaven, entweder Kriegsgefangene oder insolvente Schuldner; die Nachkommen der erstern bleiben Sclaven, die Kinder der andern aber sind gehalten, die Schulden ihres Vaters zu bezahlen.

Die Rhahaans gehen barfuß und barhäuptig. Ein langer gelber Mantel umhüllt fast ihren ganzen Körper. (Taf. 26. Abbild.) Sie beobachten ein strenges Cölibat. Der, welcher diese Regel übertritt, wird aus dem Kium gestoßen und erhält eine Strafe, welche ihm der öffentlichen Verspottung aussetzt. Nachdem man ihm das Gesicht weiß und schwarz beschmiert hat, setzt man ihn auf einen Esel und führt ihn so unter Trommelschlag durch alle Gassen.

Der Bau der Kiums unterscheidet sich von dem der gewöhnlichen Häuser. Das prachtvollste dieser Klöster ist das von Amerapura, das sich nicht weniger durch seine außerordentliche Bauart, als durch seine Verzierungen und die Menge Gold auszeichnet, welche dasselbe schmückt. Es ist ganz von Holz und die fünf Stockwerke des Daches nehmen in Verhältniß zur Höhe an Größe ab. Die Säulen im Innern sind 50 Fuß hoch und bis 4 Fuß von der Basis vergoldet. Fromme liegen fortwährend auf der Galerie, welche um dieses Gebäude herumgeht. (Taf. 27. Abbild.)

Nach dem Zeugnisse der Reisenden enthält das Gesetzbuch der Birmanen die gesundeste Moral; es ist deutlich und enthält spezielle Gesetze in Bezug auf die meisten Verbrechen, welche begangen werden können. Das einzige Alberne, was man darin findet, ist die Verfluchung und das Gottesgericht. Es schließt mit Ermahnungen an die Fürsten und Obrigkeiten, ihre Pflichten wohl zu erfüllen. Die Regierung ist ein vollständiger Despotismus.

Die Civil- und Criminalprozesse folgen verschiedenen Jurisdictionsgraden, und die Prozeßkosten sind wie überall sehr bedeutend. Advokaten führen die Sache der Parteien. Der höchste Gerichtshof ist der lotu (Staatsrath); ein amiadozaan (Advokat beim Rathe) erhält 5 Tacals (5 Thaler).

Die Ehen sind reine Civil-Acte. Das Gesetz verbietet die Polygamie, erlaubt aber Concubinen zu halten und bestimmt die Zahl derselben nicht. Ein Mann kann in gewissen bestimmten Fällen seine Frau verstoßen, aber die Scheidung kostet eine bedeutende Summe.

Stirbt ein Birmane ohne Testament, so erben seine rechtmäßigen Kinder drei Viertel seines Vermögens, aber nicht zu gleichen Theilen; das letzte Viertel gehört der Wittwe, welche Vormünderin der unmündigen Kinder ist und deren Vermögen bis zur Mündigkeit behält.

Die Beerdigungen werden sehr feierlich und unter großen Schmerzensdemonstrationen gehalten. Der Körper der Reichen wird verbrannt, der der Armen beerdigt oder in den Fluß geworfen.

Die Nation wird in sechs Classen getheilt, nämlich die königliche Familie, die Regierungsbeamten, die Priester, die Kaufleute, die Landleute und die Sclaven; dann kommen die zu keiner Caste gehörenden Leute,

wie die Sclaven, diejenigen, welche die Leichen verbrennen, die Nachrichter, die Gefängnißwärter, die Aussätzigen und die öffentlichen Mädchen.

Nach dem Gesetze gehört der Zehnt von allen Producten dem Souveraine, welcher auch das Recht hat, ein Zehntheil von allen fremden Waaren zu erheben, welche in seine Staaten eingeführt werden. Im Ganzen kann man seine Einnahmen auf 45,600,000 Frcs. schätzen. Der größte Theil der Abgaben wird in natura geleistet; nachdem ein kleiner Theil davon in Geld umgesetzt worden ist, vertheilt man das übrige und dient als Gehalt der Regierungsbeamten. Die Prinzen von Geblüt, die hohen Beamten, die Gouverneure der Prinzen erhalten als Apanage Provinzen, Städte, Dörfer und Güter, und die niedern Beamten werden auf eben diese Art durch Ueberlassung von Ländereien oder Abgaben von Waaren entschädigt; dafür sind sie im Kriege dienstpflichtig trotz ihren Civilämtern. Es ist ganz wie in Europa zur Zeit der Feudalherrschaft.

Jeder Einwohner des Landes ist der Militairconscription unterworfen. Man schätzt die Armee auf 35,000 Mann, gewöhnlich hält aber der Monarch nur seine Leibwache, die Garnison der Hauptstadt und einiger andern Städte unter den Waffen. Die Garde besteht aus Infanterie und Cavalerie; die Infanteristen sind mit Säbeln und Flinten bewaffnet; die Reiter haben eine sieben Fuß lange Lanze, deren sie sich mit viel Geschicklichkeit bedienen. Ihre Kleidung sieht sehr gut aus. (Taf. 26. Abb.)

Die Kriegsschaluppen machen einen wichtigen Theil der Militairmacht des Reiches aus. Jede bedeutende Stadt an einem Flusse ist gehalten, eine gewisse Anzahl Leute und eine oder mehrere Schaluppen zu liefern je nach ihren Mitteln. Man giebt die Gesammtzahl zu 500 an; sie haben vorn eine Kanone und hinten oft Steinschleuderer. Außer den mit einem Säbel und einer Lanze bewaffneten Matrosen sind sie mit dreißig Soldaten bewaffnet. Die königliche Schaluppe ist mit großer Pracht verziert. (Taf. 28. Abbild.)

Man kennt das birmanische Reich über Amerapura hinaus nur wenig. Ueber dieser Stadt nimmt der Irawaddy, der von diesem Punkte bis zum Einflusse des Kien-duen von O. nach W. strömt, seine frühere Richtung von N. nach S. wieder an. Unter den Bergbewohnern in den von dem Kien-duen bespülten Bezirken bemerkt man die Kains. Ihre Kleidung besteht in grobem schwarzen Baumwollenzeuge. Die der Frauen ist bedeutend länger als die der Männer, beide aber sind weiß, roth und gelb eingefaßt. Symes sah zwei: der Mann hatte über die rechte Achsel ein Bandelier, an welchem eine mit Schnüren und kleinen Muscheln geschmückte Tasche hing. Beide trugen Turbane, welche denen der Birmanen ziemlich glichen. Die Trobbeln jenes der Frau bestanden aus dem Körper eines Insects. Sie trug Hals- und Armbänder von Glasperlen und Cauries und hatte ein tättowirtes Gesicht. (Taf. 28. Abbild.)

Das birmanische Reich enthält eine große von Bergen, besonders in O. und NO., umgebene Ebene. Sie enthalten Metallreichthümer, besonders Eisen und Edelsteine, namentlich schöne Rubine. In dem Sande der Flüsse findet man Gold. Der Name dieses Metalles dient zugleich dazu, alles zu bezeichnen, was dem Kaiser angehört. Erzählt ein Birmane, der Monarch habe etwas erfahren, so sagt er: „dies ist zu den goldenen Ohren gelangt"; derjenige, welcher eine Audienz erhalten hat, ist „vor die goldenen Füße gelassen worden"; die Rosenessenz hat einen „der goldenen Nasen angenehmen Geruch".

Man hat in den Goldwäschen Platina gefunden. Das Silber, das Kupfer, das Zinn, das Blei, der Spießglanz sind in den Bergen von Laos häufig; alle Bergwerke werden von Chinesen betrieben, welche dem Kaiser dafür eine Abgabe entrichten.

Der Reis ist der Hauptanbau. In den nördlichen Provinzen erntet man Waizen und in den südlichen Tabak und Indigo; in den Berggegenden wächst der Thee. Die Wälder sind sehr ausgedehnt und liefern schönes Holz.

Der Elephant und der Büffel werden mehr gebraucht als das Pferd und der Stier. Die Tiger, die Leoparden, die wilden Katzen finden sich in den Wäldern und Gebüschen und richten oft große Verwüstungen an. Die Flüsse sind sehr fischreich zum Glück für die Birmanen, die trotz ihrem festen Glauben an die Seelenwanderung sich kein Gewissen daraus machen, die Bewohner des Wassers zu essen.

Das Volk zeichnet sich durch seine Industrie nicht aus, nur in der Töpferei leistet es Vorzügliches. Fast alles Papier wird aus China bezogen. Die Verzweigungen des Irawaddy in dem untern Theile seines Laufes erleichtern den Binnenhandel sehr. Die Haupthandelsstädte sind Ava, Rangun, Bassein in W. der letztern, Tongo am Sitang, und Plak an einem kleinen Flusse 3 Stunden südlich von Ava. Der Handel mit China und den Ländern in N. geschieht durch Caravanen, welche rohe Seide, Sammet, Schuhe, Kleidungsstücke, Fächer, Firniß, Lack, Elfenbein, Wachs, Gegenstände in Lack, Säbel, Rhabarber, Thee, Moschus und Metall bringen. Die Birmanen dagegen liefern Salpeter, Kalk, Baumwolle, Seidenstoffe, eiserne Geräthe, Gegenstände in Lack, viel Zucker von einer Palmenart, Caschu, Tikholz, Salanganennester und englische Tuche.

Der Seehandel wird nur über Rangun betrieben; die Ladungen bestehen in englischen und indischen Baumwollenzeugen, kurzen Waaren, Schießpulver, Areka- und Cocusnüssen. Die Schiffe der Birmanen sind schlecht gebaut; ihre weiteste Fahrt geht nicht über Pulo Pinang in S. und über die Mündung des Hugly in W. hinaus, und nie entfernen sie sich weit von den Küsten.

Kapitel XXXVIII.

Die nicobarischen Inseln und die Andamanen.

Wenn man von dem Cap Negrais, der südlichsten Spitze des birmanischen Reichs, nach SSW. fährt, trifft man nach einander die Andamanen und die nicobarischen Inseln. Sie liegen etwa 110 Stunden westlich von dem Archipel Mergui und ziehen sich ebenfalls von N. nach S. zwischen dem 6° 16′ und 13° 33′ n. Br. hin.

Die größte der Nicobaren ist Samelang, den Europäern am bekanntesten aber sind Car Nicobar und Nancory. Es giebt noch acht andere ziemlich bedeutende; im Ganzen sind es zwanzig, außer einer Menge Inselchen, die keinen Namen haben.

Fast alle diese Inseln sind bergig und einige sehr hoch. Trincatti und Car Nicobar sind dagegen flach und mit Cocuspalmen bedeckt. Diese Palme wie die Areca finden sich auch auf den andern mit vielen großen Bäumen verschiedener Arten; die Wälder in den Thälern sind außerordentlich dicht und so mit Rohr und andern holzigen und kletternden Gewächsen untermischt, daß sie compacte Massen bilden, durch die schwer hindurchzudringen ist. Die ungeheuere Menge sich zersetzender Pflanzenstoffe macht einige dieser Orte sehr ungesund und für die Europäer selbst pestilenzialisch.

Die Tiger und alle Thiere der heißen Zone sind auf diesem Archipele häufig, und an den Ufern sammelt man viele jener schönen Muscheln, welche die Cabinete der Liebhaber zieren.

Am 4. Januar 1803 ankerte das Schiff, welches den Lord Valentia trug, an der Westküste von Car Nicobar einem Dorfe gegenüber, das aus Hütten bestand, welche 4 Fuß über dem Boden schwebten, damit sie vor den sehr zahlreichen Schlangen gesichert seyen. Die Engländer stiegen an's Land und wurden sehr freundlich aufgenommen, doch verlangten die Eingeborenen, die Fremden möchten nicht in die Wälder gehen. Sie gleichen den Malaien. „Es sind," sagt der Reisende, „sehr kräftige Menschen, aber schlecht proportionirt; obgleich häßlich, hatte ihre Physiognomie doch nichts Unangenehmes; der fortwährende Gebrauch des Betels hatte ihre Zähne geschwärzt. Sie schienen sanft zu seyn. Ohne Zweifel hat sie die Erinnerung an die von Seiten der Fremden erfahrenen Unannehmlichkeiten argwöhnisch gemacht, denn alle hatten einen Wurfspieß in der Hand, den sie nicht ablegten. Sie lieferten uns Cocusnüsse, Arecanüsse, Bananen, Schadocs und die eßbare Wurzel einer Art Ginster. Wir

bezahlten sie in Piastern, dem Gelde, welchem sie den Vorzug gaben. Sie hatten viel Geflügel und Schweine.“ (Taf. 29. Abbild.)

Die Küste wird überall von einer sehr heftigen Brandung gepeitscht ausgenommen dem Dorfe gegenüber, um welches hohe Bambusstangen eben so viele Gräber anzeigten. Zwischen diesen Gräbern und der Küste trugen gespaltene Stäbe Fleischstücke, — Talismane zur Fernhaltung der Blattern. Diese Insulaner bauen die Patate und die Yams; sie hängen aus Furcht Opfergaben verschiedener Art vor einer dem bösen Geiste gewidmeten Hütte auf. Sie sprechen einen malaiischen Dialect und sind sehr eifersüchtig auf ihre Frauen.

Der Handel einer Insel mit der andern ist sehr lebhaft; er besteht in Baumwollenzeugen, Piastern, Eisen, Tabak und einigen andern von den Europäern erhaltenen Waaren, so wie in Cocus- und Arecanüssen, Hühnern, Schweinen, Wurfspießen, Piroguen, Salanganennestern, Ambra, Schildkrötenschale und andern Erzeugnissen des Archipels. Die meisten indischen Schiffe, welche nach Rangun fahren, nehmen eine Ladung Cocusnüsse an den Nicobaren ein. Die Dänen haben mehrmals versucht, eine Handels- und Missionsniederlassung da zu gründen, die Sterblichkeit raffte aber immer fast alle Ansiedler hinweg.

Im N. von den Nicobaren werden die Andamanen von außerordentlich rohen Wilden bewohnt, die wie die Neger wolliges Haar haben; ihre Größe beträgt höchstens 5 Fuß; dabei haben sie dünne Gliedmaßen, einen dicken Bauch, einen dicken Kopf und gehen meist nackt. Ihre Sprache, die keinem indischen Idiome gleicht, ist mehr weich als guttural. Sie grüßen indem sie einen Fuß aufheben und die Hand auf den hintern Theil des Schenkels legen.

Sie haben keine Idee von Anbau oder von der Fürsorge für den andern Tag; sie hängen wegen ihres täglichen Unterhalts gänzlich von dem ab, was die Wälder oder das Meer ihnen liefern, und da in der stürmischen Zeit der Fischfang sehr precair ist, so treibt sie die Hungersnoth bisweilen wohl so weit, daß sie sich unter einander verzehren. Alle Morgen wälzen sie sich im Schlamme, um ihre Haut vor den Angriffen der Insecten zu schützen, und bestreichen ihr Haar mit einer Mischung von Ocker und Fett. Sie sind schlau, treulos und rachsüchtig. Ihre einzige Beschäftigung besteht darin, sich ihren Unterhalt mittelst ihrer Wurfspieße, Bogen und Pfeile zu verschaffen, indem sie die Eber und die Vögel, sowie die großen Fische erlegen, welche an das Ufer kommen; zum Fange der kleinern haben sie Netze.

Ihre Hütten sind aus einigen Stangen gemacht, die man oben befestigt und mit Baumzweigen bedeckt; ein Loch unten an der Seite gestattet kriechend den Eingang. Ihre Pirognen sind durch Feuer oder mittelst scharfer Steine ausgehöhlte Baumstämme; auch fahren sie über die Buchten und Canäle auf Bambusflößen. Die Spitzen ihrer Pfeile und Wurfspieße sind Fischgräten oder Eberhauer. Sie haben Schilde von Rinde und Keulen von schwerem Holze. Ihr einziges Geräthe ist ein Korb von geflochtenen Stäbchen, in welchen sie ihre Lebensmittel legen.

Man vermuthet, daß sie die Himmelskörper auf eine Art anbeten, daß sie an Wald-, Wasser- und Berggeister glauben und den Zorn des Sturmgeistes durch Anstimmung wilder Lieder auf den über den Wogen hängenden Felsen zu besänftigen suchen. Sie lieben leidenschaftlich den Tanz und Gesang. Wahrscheinlich beträgt ihre Gesammtzahl nicht über 2500 Individuen, welche in kleinen Gesellschaften längs der Küste zerstreut sind.

Andamanen giebt es vier, nämlich die große und kleine, Barren und Narondam. Die große Andaman-Insel kann 46¼ Stunden lang seyn bei einer Breite von 6½ St.; sie ist bergig; ihr höchster Gipfel mißt 400 Klaftern; die Küsten, besonders in W., haben tiefe und sichere Buchten.

Die kleine Andaman-Insel, die höher als die vorhergehende ist, hat eine Länge von 9 und eine Breite von 5 Stunden; ihre Küsten gewähren, wenn es auch an Häfen fehlt, nichts destoweniger einen guten Ankerplatz. Die Insulaner scheinen etwas mehr industriös zu seyn als ihre Nachbarn, aber sie sind eben so ungastlich.

Das Aussehen der Inseln gleicht dem der Nicobaren, auch haben sie dieselben Producte. Die Engländer suchten 1791 vergeblich, eine Niederlassung auf der südlichen Spitze der großen zu gründen. Im Jahre 1824 legte das Geschwader mit der britischen Armee, welche die Birmanen bekämpfen sollte, an der großen Insel an; einige Schiffe blieben fast einen Monat in dem Hafen. Vergebens versuchte man in freundschaftlichen Verkehr mit den wilden Bewohnern zu treten.

Diese greifen bisweilen in ihren Piroguen die kleinen Schiffe an, welche an ihren Küsten vorüberfahren oder die durch das schlechte Wetter gezwungen werden, dort einen Zufluchtsort zu suchen. Wehe dem, welcher in die Hände dieser Menschen fällt!

Die unfruchtbare oder Barren-Insel, die nur 6 Stunden im Umfange hat, zeichnet sich durch einen 600 Fuß hohen Vulkan aus.

In NO. von der großen Insel sind die Cocus-Inseln zwei sumpfige Eilande, ganz bedeckt von den Bäumen, welche ihnen den Namen geben und nur von Affen und Eichhörnchen bewohnt.

Weiter nach N. ist die felsige, unbewohnte, gut bewaldete und an Wasser reiche Gruppe der Preparis der Anfang jener Inselkette, welche sich mit Zwischenräumen von der Spitze von Aschem auf der Insel Sumatra bis zum Cap Negrais zieht.

Kapitel XXXIX.

Arrakan. — Cassay. — Catschar. — Dschintiah. — Garraüs. — Assam.

Sonst bildete Arrakan ein unabhängiges, wenn auch häufig von den Peguanern und Mongolen verwüstetes Königreich. Im Jahre 1783 wurde es von den Birmanen erobert; ihre tyrannische Regierung veranlaßte 1811 eine Empörung, die im folgenden Jahre unterdrückt wurde, wobei viele Einwohner, welche die Sieger wegführten, in Sclaverei geriethen. Die Ereignisse des Krieges zwischen den Engländern und Birmanen brachten 1825 Arrakan in die Gewalt der erstern, und der Friedensvertrag von 1826 sicherte ihnen den Besitz.

Ein reißender Fluß, der unterm 18.° n. Br. einmündet, begrenzt Arrakan in S.; in N. trennt es der Naf von Bengalen (21°); in W. wird es von dem Meerbusen von Bengalen bespült, und in O. bilden die Berge Yuma dong die Grenze nach den Birmanen hin. Diese Kette, deren südliches Ende das Cap Negrais ist (16° 2'), läuft anfangs sehr nahe an der Küste, und enthält Massen von Urgebirg. Mehrere Gipfel sind 2000 bis 6000 Fuß hoch; dann wendet sich die Gipfellinie, indem sie sich nach N. zu durch sehr wenig bekannte Länder zieht, nach O., beschreibt eine Krümmung und biegt sich endlich nach W., wo sie sich den Ausläufern des Himalaya anschließt.

Arrakan ist mit dichten Wäldern bedeckt, und von so vielen Flüssen, Lagunen und Meerarmen durchschnitten, daß es eine Kette von Halbinseln, Landengen und Inseln bildet, welche fortwährend die Communication zu Lande zwischen den Dörfern hindern. Der Boden ist im Allgemeinen lehmig und in der Nähe der Berge sehr fett. Es regnet häufig; diese Feuchtigkeit und die glühende Sonnenhitze begünstigen den Anbau des Reises. Als die Engländer Besitz von diesem Lande nahmen, war es fast gar nicht angebaut und fast nur von Elephanten, Büffeln und Tigern bewohnt. Es ist sehr ungesund.

Die größten Inseln sind Tschedoba und Ramri, welche viele Einwohner haben und sich durch ihre Schlammvulkane auszeichnen. Der bedeutendste Fluß ist der Arrakan, der sich bei seiner Mündung in mehrere Arme theilt. Er hat den Namen von der Hauptstadt, wie das ganze Land; sie liegt 12 Stunden vom Meere und besteht nur in Bambushütten. Die Tempel Gutamas sind in ihr und auf den Höhen umher zahlreich.

Enge und nicht eben zahlreiche Defileen durchschneiden die Berge Yuma dong. Die rauhen daran grenzenden Bezirke sind Anupectumiu (großes westliches Gebirgsland) genannt worden. Die Bewohner verfertigen Baumwollenzeuge, sogenannte puyonny, die von den Leuten in der Ebene sehr gesucht werden.

Wie Crawfurd sagt, gleichen die Arrakaner oder Mogs den Mranmas (Birmanen) gänzlich, deren Sprache sie, jedoch mit sehr markirtem Dialecte, sprechen. Trotz ihrer Unwissenheit können doch alle, selbst die Frauen, schreiben. Die Arrakaner lieben die Jagd und den Fischfang. In dem kleinen Handel sind sie sehr schlau, übrigens rechtschaffen und Sclaven ihres einmal gegebenen Wortes. Ihre Frauen gelten keineswegs als Muster der Keuschheit. Die Sclaverei besteht unter ihnen wie bei den Birmanen.

In NO. von Arrakan gewährt Cassay ein großes Plateau, umgeben von Bergen, die sich amphitheatralisch bis zu 2500 Fuß über das Thal erheben, das ebenfalls 2500 Fuß hoch liegt. In der Mitte des Landes befindet sich Manipur, die Hauptstadt, in einer Hochebene, welche sich sanft nach S. zu senkt und in deren Mitte eine Reihe von Sümpfen und Seen liegt. Der größte und südlichste davon hat eine Länge von 5, eine Breite von 3 Stunden und enthält bergige Inseln. Der Kongba, ein Fluß, der in N. von Manipur entspringt, läuft parallel mit diesen Seen, bildet einen Wasserfall in O. von der Stadt, durchschneidet die Bergketten und führt seine Gewässer dem Ning=ti zu, wie man den Kienduen in dem mittlern Theile seines Laufes nennt.

Das Clima von Cassay ist wegen der hohen Lage rein und gesund. Die Engländer, welche der Krieg dahin führte, sahen in den Thälern Wälder von Eichen, Fichten und andern Bäumen der gemäßigten Länder. Auf dem Plateau bezeichneten isolirte Bäume die Lage ehemaliger von den Birmanen verwüsteter Dörfer. Trotz den Verwüstungen des Krieges verrieth alles, daß das Land gut angebaut gewesen sey; schöne Weiden schmückten die Thäler. Als die Engländer diese Gegenden durchzogen, gab es weder Einwohner noch Vieh mehr dort.

Cassay, das den Einfällen der Birmanen offen stand, hatte lange zu leiden. Der Friedensvertrag von 1825 stellte es unter den englischen Schutz. In einem dauernden Frieden wird es wieder blühend werden. Die Eingeborenen nennen sich selbst Moltay, stehen der weißen Race näher als der gelben und bekennen sich zu der Religion Brahmas. Ihre Sprache hat keine Aehnlichkeit mit der hindostanischen. Sie sind geschickte Schmiede und vortreffliche Reiter. Ihre Musik gefiel den Ohren der Europäer, die sie hörten.

Cassay blieb in der Gewalt der Birmanen von 1774 bis 1824. Der wieder auf den Thron erhobene Radschah hat seine Unabhängigkeit wieder erlangt.

Die Berge im W. trennen Cassay von Dschintiah, einem kleinen Lande, das zum Theil niedrig, zum Theil gebirgig, mit Wäldern und Gebüsch bedeckt ist. Die dazwischen liegenden Bezirke sind ein Plateau von etwa 2500 Fuß Höhe, das dem von Cassay gleicht. Dschintiahpur, die Hauptstadt dieses Landes, liegt an dem Capili, der sich in den Bramaputra ergießt.

Die Hauptproducte sind der Reis, die Baumwolle und eine grobe Seide von wilden Seidenwürmern. Man bezieht aus Dschintiah Elephanten, Eisen, Kalk und Steinkohlen.

Die Eingeborenen nennen sich selbst Kassiyah, stehen der gelben Race näher als der weißen und ihre Sprache nähert sich denen Ostasiens, wird aber täglich mehr von der bengalischen verdrängt. Der Brahmanismus ist mit dem Castensysteme auch nach Dschintiah gedrungen. Diese Halbbarbaren wissen Brücken und große Gebäude von ungeheuern Steinen aufzuführen.

Trotz der geringen Größe wird Dschintiah von mehrern kleinen Häuptlingen regiert, die einen, zwei oder drei Berge besitzen und dem Radschah nur dem Namen nach unterthan sind. Fortwährend bekriegen sie einander und verwüsten das Land. Der Radschah kann ein Heer von 5000 Mann aufstellen, das blos aus seinen Bergbewohnern besteht.

Im W. von Dschintiah trifft man Catschar oder Hairumbo, das der Brahmaputra im N. begrenzt. Der Capili und Surmah oder Barak, seine Hauptflüsse, kommen von dem Gebirge in O., die in N. sind eine Verzweigung des Garraus; man kann sie alle für Ausläufer des Himalaya ansehen. Sie bedecken einen Theil des Landes, sind gut bewaldet und werden von fast unwegsamen Engpässen durchschnitten. Die englischen Truppen transportirten in dem Kriege mit den Birmanen ihr Gepäck auf dem Barak.

Hairumbo ist schwach bevölkert; die Catscharis gleichen den Chinesen, sind stark und ziemlich weiß. Sie haben ihre alte Sprache vergessen und reden jetzt die bengalische, wie sie die Religion und das Castenwesen Bengalens angenommen haben. Man wirft ihnen, wie ihren Nachbarn, den Bewohnern von Dschintiah, vor, daß sie einer ihrer Gottheiten des Hindu-Pantheons Menschenopfer brächten.

Hairumbo hat Salzquellen, die Salz für den Verbrauch und zur Ausfuhr geben; es liefert dem Handel auch die grobe Seide, mung oder tasser genannt, Wachs, Baumwolle, Bauholz, Kalk und Eisenerz.

Der von den Birmanen enthronte Radschah wurde wie seine Nachbarn von den Engländern wieder eingesetzt. Er residirt in Cospur, der neuen Hauptstadt, und zahlt einen jährlichen Tribut an seine Befreier.

Im O. von den genannten Ländern liegt das der Garraus, ein verworrener Berghaufen von 100 bis 3000 Fuß Höhe mit einer Menge kleiner Flüsse nahe neben einander. Man sagt (denn die Europäer sind erst in neuerer Zeit dahin gedrungen), man sehe in der Mitte gewaltige nackte Felsenmassen und große aller Vegetation entbehrende Stellen; im Allgemeinen aber haben die obgleich steilen Hügel tiefen guten Boden. Das sehr feuchte Clima begünstigt die Entwickelung der Pflanzen.

Mehrere Stämme der Garraus sind von den benachbarten Fürsten unterjocht worden und dann unter die Botmäßigkeit der Engländer gerathen; andere blieben unabhängig und werden von mehrern kleinen Häuptlingen regiert. Diese Völker haben die Züge der Chinesen und sind sehr kräftig. Sie essen alle Thierarten und verabscheuen die Milch. Im Uebermaße ihrer Rache morden sie ihren Feind und verzehren das Fleisch seines Kopfes, das sie mit dem Safte der Frucht eines Baumes würzen, den sie besonders pflanzen. Die Schädel ihrer Feinde sind eine Art Münze bei diesen rohen Wilden, wenn sie große Zahlungen zu machen haben. Sie verbrennen die Körper ihrer Landsleute, damit sie nicht den Schädel eines derselben für einen Bengalen annehmen müßten.

Die Berge, welche man mit dem Namen dieses Volkes bezeichnet, laufen von O. nach W. in einer Länge von etwa 50 Stunden; ihre mittlere Breite beträgt 25; sie bedecken mit ihren Ausläufern fast das ganze von den unabhängigen Garraus besetzte Gebiet. Die höchsten, deren Gipfel 2000 bis 4000 Fuß über das Meer reichen, sind granitisch, während ihre untern Terrassen nur 200 Fuß hoch sind und aus Kalkstein bestehen. Sie schließen sich in O. den Nagah=Bergen an, welche von den Kukis oder Nagahs, einem wilden Volke, bewohnt werden.

Im N. von den eben besprochenen Völkerschaften zieht sich Assam hin, ein langes Thal zwischen 26° 10′ und 28° der Br., auf jeder Seite von Bergen umgeben, deren untere Stufen sich in N. dem Himalaya und in S. den Garraus anschließen. Es wird von dem Brahmaputra bewässert, der da entspringt. Dieser Fluß, dessen Name „Sohn Brahmas" bedeutet, bildet sich aus der Vereinigung des Lohit, der aus dem Brahmakund kommt, einem von steilen Felsen umgebenen See, und des Dihong, der aus noch rauhern zu dem Himalaya gehörigen Bergen kommt. Er wird auch von dem Dikong verstärkt, der von O. her fließt. Der Brahmaputra ist reißend, schwillt periotisch an und bildet sehr große Inseln. Nachdem er fast von O. nach W. geströmt ist, tritt er bei Golpara in Bengalen ein und nimmt rechts und links bedeutende Beiflüsse auf.

Man theilt Assam in drei Theile: Sodiyah in O., das eigentliche Assam in der Mitte und Kamrup in W. Dieses letztere, das vor langer

Zeit von den mogolischen Kaisern, den Herren Hindostans, überfallen wurde, gehört gegenwärtig zu den englischen Besitzungen; Assam gehorcht einem eingeborenen Radschah, der aber keinen andern Anspruch auf die Souverainetät hat als den, welche ihm die engl. Regierung gegeben; aus Dankbarkeit bezahlt er an seine Wohlthäter einen Tribut von 50,000 Rupien. Sodiyah wird von Stämmen bewohnt, die von kleinen Radschas regiert werden; die Lage an der Grenze des chinesischen und birmanischen Reichs giebt ihm in politischer Hinsicht eine besondere Wichtigkeit. Deshalb vernachlässigen auch die britischen Behörden nichts, um eine thätige Aufsicht über die uncivilisirten Völkerschaften auszuüben, welche in einem fast ganz unbekannten und schwer zu bereisenden Lande umherziehen.

Nichts destoweniger waren die Birmanen 1820 bis nach Assam vorgedrungen. Sie rückten von Bhammo, einer Stadt am linken Ufer des Irawaddy, 50 Stunden nördlich von Ava, aus und kamen nach Rengpur, einer Stadt südlich vom Brahmaputra. Die Engländer, welche sie nicht in Besitz eines Landes lassen konnten, von dem sie leicht Einfälle in Bengalen hätten unternehmen können, rückten gegen dieselben und trieben sie zurück. In Folge des Vertrags von 1825 zwangen sie dieselben sogar, jedem Anspruche auf diese Länder zu entsagen.

Der Deb-Radschah von Butan hat einen Theil von Sodiyah unter seine Botmäßigkeit gebracht; die vorzüglichsten Stämme dieses Theiles von Assam sind die Abors, die Dophlas, die Mischmis, im N. des Brahmaputra; die Singphos, die Mnlaks, die Kekus, die Borkamptis im S. dieses Flusses. Die Lungkan, eine Kette schneeiger Gebirge, bedecken die Gebiete dieser Bergvölker, welche immer eine Geißel für die Assamis, die Unterthanen des Radschah, gewesen sind, indem sie fortwährend Einfälle in dieses Land machten, alles, was ihnen vorkam, mit Feuer und Schwert verheerten, die Bewohner hinwegführten und sie an andere entferntere Stämme, z. B. die Schans, verkauften. Die Engländer gaben Assam Frieden und Ruhe, aber es ist ihnen kaum möglich, die Unternehmungen dieser von Raubdurst getriebenen Völker im Zaume zu halten. Die englischen Officiere, welche sich in die Gebirge wagten, um sie kennen zu lernen und zu beschreiben, setzten sich oft sehr großen Gefahren aus. Im Jahre 1825 entwarf Peter Heinr. Burlton, ein junger Artillerieofficier, eine Karte von dem obern Laufe des Brahmaputra und fuhr auf ihm bis an den Punkt hinauf, wo er unter dem Namen Lohit aufhört schiffbar zu seyn, nämlich unter 27° 50′ n. Br. und 93° östl. L. Später ging Burlton mit seinem Landsmanne Wilcox über die Kette der Longtan und kam an die Quelle des Sri-serhit, eines Beiflusses des Irawaddy zur Rechten, dem er oft auch diesen Namen giebt. Später erhielt er nebst Bellingsfeld, ebenfalls einem Officier, den Auftrag, eine Karte von Kamrup zu entwerfen. Im Sommer 1829 erreichten sie Nanclo, einen Flekken in Cossiyah in den Garraus-Bergen, um sich hier von den Arbeiten in einem sumpfreichen Lande zu erholen. Eines Abends wurde das Haus, das sie bewohnten, plötzlich von einer Schaar von etwa 500 Cossiyaris und Garraus überfallen. Bellingsfeld, der ohne Waffen hinausging, um zu sehen, was diese Zusammenrottung bedeute, wurde ermordet und die Mörder schnitten ihm den Kopf ab. Burlton vertheidigte sich mit einigen Seapoys und seinen Dienern bis zum nächsten Morgen. Da steckten die rohen Bergbewohner das Haus in Brand, das wie alle übrigen von Holz war. Burlton und seine Leute entkamen, boten ihren zahlreichen Feinden die Spitze und erreichten einen 10 Meilen entfernt liegenden Ort. Leider durchnäßte ein starker Regen die Munition der kleinen Schaar, sie konnte sich ihrer Waffen nicht mehr bedienen und zerstreuete sich. Burlton, der höchst erschöpft war, fiel und wurde sogleich ermordet; er war erst 25 Jahre alt.

Die Pflanzenerzeugnisse von Kamrup und dem eigentlichen Assam sind die der warmen Länder, während die von Sodiyah denen des nördlichen Butan gleichen; man findet hier auch den Yak. Die Seidenwürmer sind in Assam sehr häufig. Man sammelt Gold in dem Sande mehrerer Flüsse, baut auch mehrere Eisenwerke, und das Steinsalz ist in Sodiya sehr häufig.

Die Assamis scheinen demselben Stamme anzugehören wie die Bewohner von Hindostan; ihre Sprache, welche sich in vier Hauptdialecte theilt, kommt von der bengalischen her. Sonst waren sie Götzendiener; seit dem 17. Jahrh. haben sie zum Theil den Brahmanismus und die Kasteneintheilung angenommen, aber sie unterwerfen sich nicht allen Enthaltsamkeitsgeboten dieser Religion. Sie sind stark und kräftig, thätig und arbeitsam. Ihre sehr braune und fast schwarze Farbe bei denen im Süden wird allmälig lichter, wie sie sich dem obern Lande nähern.

Trotz der Rohheit einer großen Anzahl der Stämme von Assam, fehlt es enselben doch nicht an Industrie. Sie verfertigen seidene Zeuge und liefern die Kleidung von zwei Dritteln der Bevölkerung; sie werden durch die Frauen aller Classen, von denen der Radschas bis zu denen der Bauern herab, gewebt. Die Baumwollenzeuge werden dagegen von den Fremden geliefert. Die Handwerker, wie die Schmiede, Kupferschmiede, Zimmerleute, gehören verschiedenen Kasten an. Den Steinhauern fehlt es nicht an Geschicklichkeit; die, welche den Bambus bearbeiten, jene, welche Oel liefern und Matten flechten, sind sehr zahlreich, und unter denselben giebt es Chinesen. Dafür findet man keine Schneider und nur wenige Schuhmacher, denn Schuhe können nur nach einer speciellen Erlaubniß des Radschah getragen werden, der diese große Gnade nur selten gewährt.

Alle Diener sind Sclaven, die man auch nach auswärts verkauft, besonders nach Bengalen; die andern in dieses Land gesandten Waaren sind Gummilack, seidene Zeuge, Baumwolle und rohe Seide und Sesamsamen. Der Handel mit Butan geschieht durch Caravanen. Die Bidschnis haben die Grenzbezirke dieses letztern Landes inne. Wie die Abors trägt dieses Volk als Waffen den Bogen und vergiftete Pfeile, einen leichten Wurfspieß und den Dha, einen sehr scharfen Säbel.

Der Radschah von dem eigentlichen Assam residirt in Dschorhat an dem Dikhoy nicht weit von dem linken Ufer des Brahmaputra. Rengpur, weiter nach O. auf einer von dem Dikhe gebildeten Insel, ist die volkreichste Stadt im Lande; Gergony in W., die ehemalige Hauptstadt, gegenwärtig ein Trümmerhaufen. Einem Europäer wird es schwer, Städte jene Haufen von Hütten aus Holz und Rohr zu nennen, die mit einem Walle von rohen Steinen oder Erde umgeben sind und wo man weder Kaufmannsläden noch einen Markt sieht. Doch zeigen Ueberreste von sorgfältig angelegten Straßen an, daß sonst dieses Land sich nicht in dem jetzigen Zustande der Rohheit befunden hat.

Nach ihrer Sage sind die Singphos aus einem nördlichern Lande gekommen, wahrscheinlich von den Grenzen Chinas; ihre Physiognomie unterscheidet sich von jener der andern Bewohner Assams. Sie bekennen sich zu dem Buddhismus, der bei ihnen aber mit vielen alten abergläubischen Gebräuchen untermischt ist.

Die Mischmis haben eine große Anzahl kleiner Dörfer, deren Häuser sich an die steilen Bergwände lehnen, so daß der Felsen eine Seite der Wohnung bildet und das eine Ende der Dachsparren trägt; das andere ruht auf Pfählen; der Raum unter dem, welchen die Familie bewohnt, gehört dem Vieh und Geflügel.

Kapitel XL.

Der Himalaya. — Die von dem Brahmaputra bewässerten Bezirke Bengalens.

Die Kette der Himalaya-Berge, welche im N. die natürliche Grenze Hindostans bildet, beginnt am linken Ufer des Indus unter dem 72° östl. L. und wendet sich von NW. nach SO. zwischen dem 28. und 35° n. Br. Sie endigt ungefähr unter 95° 30′ der Länge in den sehr wenig gekannten Gegenden, die wir kurz beschreiben wollen; aber wir haben gesehen, daß die Gebirge in O. von den Quellen des Brahmaputra sich dieser ungeheuern Kette anschließen, deren Länge bis zu einem Schneepik,

genannt Sakla Sangri, 600 Stunden beträgt. Die Gipfellinie des Lungtan, schneeiger Gebirge, die sich etwa unter der 28. Parallele nach O. wendet, schließt sich wahrscheinlich denen an, welche sich nach Cassay hineinziehen, und erreicht die Gipfel der Bezirke von Anupectumiu und der Yuboma, deren Ende das Cap Negrais ist.

Die Himalaya-Berge haben in N. Tibet und in S. Caschemir, Gerval, Nepaul, Butan und Assam. Auf dieser Seite sind ihre Hänge weit steiler als nach N. zu, wo sie sich nach einem sehr hohen Plateau hin senken. Auf der andern Seite dagegen erstrecken sich ihre Zweige einander kreuzend in die engen und gewundenen Thäler hinein, welche sich an einer Reihe von Vorgebirgen endigen, deren Richtung mit der Hauptkette parallel läuft.

Erst seit den ersten Jahren des 19. Jahrh. hat man angefangen, die Höhe des Himalaya zu messen. Einige Gipfel desselben bemerkt man in den Ebenen Bengalens in einer so großen Entfernung, daß man sie schon seit einiger Zeit für höher als die andern hielt, die damals für die höchsten Berge der Erde galten. Trigonometrische Beobachtungen, die sorgfältig angestellt wurden, machten diese Vermuthung zur Gewißheit. Seit 1816 sind in Gervah über 220 Piks gemessen worden; der höchste, der Dschevahir, hat 4026, der Serga Ruenir 3581, der St. Patrik 3364, der St. Georg 3342 Toisen, mehrere andere über 3000 Toisen. Die Pässe, in denen man über die Ketten gegangen ist, haben nur eine Höhe von 2563 Toisen. Der höchste Gipfel in Nepaul ist der Dawalagiri (weiße Berg, Mont-Blanc), der noch nicht genau gemessen wurde, aber über 4300 Toisen zu haben scheint. In diesem Lande ist die Kette nicht unterbrochen und gilt selbst für unübersteichlich. Der Schamalari in Butan scheint dem Dawalagiri nicht viel nachzugeben; man sieht ihn 80 St. weit in den Ebenen von Bengalen. Man maß in diesem Lande den Sumaüang (2410 Toisen), doch erfuhr man bis jetzt noch nichts Bestimmtes über die Höhe der Kette weiter nach Süden; man weiß blos, daß ihr Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist.

Dieser zeigt eine durch die Höhe, in welcher er sich hält, überraschende Erscheinung. An dem südlichen Abhange ist die Schneegrenze in der Höhe von 1930 Toisen, an der entgegengesetzten Seite dagegen erst bei 2605 Toisen und vielleicht noch höher, denn der englische Reisende Webb, der bei 2582 Toisen darüber ging, versichert, es fänden sich Fichten bis zu 2000 Toisen, d. h. über 400 Toisen über der Schneegrenze in den Anden von Quito. Diese Seltsamkeit muß durch das Ausstrahlen der großen Hochebene erklärt werden, an welche sich der Hamalaya lehnt.

Die Gletscher sind in den hohen Regionen des Himalaya zahlreich und nehmen einen beträchtlichen Raum ein; eine unendliche Menge Bäche kommen davon herunter, aus denen sich in N. der Indus, der Setledsch, der Yaro Dzambo tschu und der Senggeh, ein Beifluß des Brahmaputra, im S. dagegen der Brahmaputra, der Ganges und zahllose andere Flüsse bilden. Dieser letztere Umstand zeigt, daß die Gipfellinie des Himalaya keineswegs eine Wasserscheide ist, denn der Setledsch durchschneidet sie ebenfalls.

Im N. trennen sich die Gandsiri-Berge ebenfalls von dem Himalaya und theilen sich in zwei Aeste, deren einer nach O., nach dem Tsung ling, der andere nach W., nach dem Bolor zu, läuft. Im S. zwischen Gerval und Nepaul bilden die Lama Dangra durch ihre Verlängerung eine Reihe von Höhen, die sich von N. nach S. durch den ganzen nördlichen Theil Hindostans ziehen.

Die großen Seen des Himalaya befinden sich in N. von der Kette, in Tibet; wir haben bereits bei der Beschreibung dieses Landes davon gesprochen. Die Stellung dieser Berge begünstigt die Bildung der Seen nicht, da sie eine große Ausdehnung haben. Man kennt nur den Dall in Caschemir und den Brahmakund in Assam, welche erwähnt zu werden verdienen.

Die Verlängerung der Berge, welche in geringer Entfernung östlich von diesem See hinziehen, wendet sich dann nach S. bis zu dem Cap Negrais; der Naf, der aus diesen kleinen Ketten kommt, macht, wie wir vorher erwähnt haben, die nördliche Grenze Arrakans. Dieser kleine Fluß ergießt sich in einer großen Mündung in den Meerbusen von Bengalen nach einem Laufe von etwa 20 Stunden durch Wälder. Am rechten Ufer beginnt das Gebiet Schattigang (Schittagong), das zu Bengalen gehört. Die Berge dieses Landes haben eine Höhe von 500 bis 930 Toisen.

Reist man nach N. an der mit Inseln besetzten Küste hin, so gelangt man an die Mündung des Schattigang oder Kermsuli, an dessen rechtem Ufer 3 Stunden weiter oben man die gleichnamige Stadt findet, die auch Islamabad (Aufenthalt des Glaubens) heißt. In der Umgegend verfertigt man Zeuge. Man treibt hier einen bedeutenden Holzhandel und baut Schiffe von allen Größen. Die Schiffe können zu jeder Zeit zu Makghat am Eingange des Flusses anlegen, in dessen Nähe sich Salzgruben finden.

Pogson, ein englischer Schi er, der Islamabad 1830 sah, erzählt, die Stadt habe eine romantische Lage und sey von Hügeln umgeben, die bis in eine Höhe von etwa 100 Fuß bebaut und von schönen Thälern durchschnitten würden. Gruppen von Palmen, Mangos und andern Bäumen bedecken die nicht bebauten Stellen. Die Luft ist frisch da, unaufhörlich von Land- und Seewinden erneuert, und der Himmel rein und klar; nur bisweilen verhüllen ihn Nebel. Die Luft und die Seebäder sind hier so gesund, daß sich die Bengalen in großer Anzahl einfinden, um ihre Gesundheit wieder herzustellen. Die Art, wie die Häuser von Islamabad gebaut und gestellt sind, erinnert daran, daß sonst die Portugiesen Herren dieser Stadt waren; gegenwärtig ist sie die Residenz des Gouverneurs und der englischen Behörden.

Sieben Stunden nördlich von der Stadt besucht man ihre brennenden Quellen; die berühmteste ist Balwa-kund am Ende eines von Bergen umgebenen Thales. Das Wasser kommt aus einem sechs Fuß langen, zwei Fuß breiten und 12 Fuß tiefen Bassin heraus, das zu zwei Dritteln mit gebrannten Steinen gelegt ist, um den sich beständig entwickelnden Dampf zu concentriren, der sich durch die Berührung mit der Luft entzündet, wenn man sie stark bewegt. Dieses Becken, in welches man auf einer Treppe von funfzehn Stufen hinabsteigt, ist von einer Steinmauer umgeben. Die Kranken baden sich darin; das Wasser ist kalt und wird nur durch die Flamme warm gemacht; die Badenden nehmen es ungestraft in die Hand. Unter den andern Quellen giebt es vier warme und eine mit reinem klaren Wasser. Der warmen Quellen bedienen sich die Bewohner zum Kochen ihrer Speisen. Eine Stunde weiter hin, an der Seite des Gebirges, trifft man eine Stelle, wo bei jedem Schritte, den man thut, ein brennendes Gas aus der Erde steigt.

Auf dem Gipfel Samba-nath, zu welchem man auf 552 Stufen gelangt, findet man einen Tempel, von dem man eine herrliche Aussicht auf die Umgegend und das Meer hat. Aus zahlreichen Rissen steigen Flammen empor, eine Erscheinung, die sich an mehrern andern Orten in der Nähe wiederholt.

Die Hügel ganz nahe bei Islamabad sind mit Kaffee- und Pfefferbäumen bedeckt. Pogson bemerkt, überall, wo die letztere Pflanze von freiem Stücke wachse, könnten auch alle andern Gewürze gedeihen. Immer findet man reife Ananas und wilden Indigo wie in Arrakan.

Reist man von Schattigang nach N., so findet man nach einander die Bezirke Tipperah und Silhet; der östliche Theil des ersten ist bergig. Dichte Wälder breiten sich hier aus und werden von den Kukis bewohnt, unabhängigen Völkerschaften, deren Nachbarn die Cossyias sind und die, wie neue Reisende versichern, gern Menschenfleisch essen. Die Elephanten sind in den Wildnissen sehr häufig. Die Regierung hat sich das Jagdrecht auf diese Thiere vorbehalten.

Der Finny und Mennay, die sich in der Nähe des Meeres vereinigen, haben hier ihre gemeinschaftliche Mündung. Der Gumti durchströmt gleich ihnen die undurchdringlichen Wälder Tipperahs. Nachdem er vor Comillah vorüber geströmt, theilt er sich in mehrere Arme und

seine Fluten dem Megna zu. Dieser, aus der Vereinigung des Bauli und des Surmah entstanden, welche ebenfalls aus den östlichen Bergen kommen, verbindet sich in den niedrigen Ebenen Silhets mit dem Brahmaputra und giebt demselben, ob er gleich kleiner ist, seinen Namen. So verstärkt, sendet er bald zur Linken mehrere Arme ab, während er zur Rechten einige von dem Ganges aufnimmt, mit dem er sich in gleicher Mündung in den Meerbusen von Bengalen ergießt. Seine Niederschläge haben an der Mündung Sandbänke und große Inseln gebildet.

Diese untere ungemein ungesunde Region gehört zu dem Delta des Ganges und wird von der obern durch einen Zweig der Garaùs getrennt, der sich von O. nach W. bis zu dem Brahmaputra zieht. Der Surmah oder Barak durchströmt diese Berge; an dem nördlichen Arme liegt Silhet, die Hauptstadt dieses Landes, wo man nur zu Wasser reisen kann. Wendet man sich von da nach N., so erreicht man Pandua, ein Dorf am Fuße der Höhen. Die Engländer haben hier ein kleines Fort gebaut und unterhalten daselbst eine Garnison von Seapoys, um die Cosyias, ihre Nachbarn auf dieser Seite, in Respect zu halten. Man sieht in der Umgegend Grotten, die durch ihre Stalaktiten merkwürdig sind. Man steigt nun fortwährend durch Wälder und Gebüsch empor und erreicht Tschirapandschi, ein durch gute Palissaden vertheidigtes Dorf; man befindet sich 750 Toisen über der Ebene von Silhet mitten unter sehr hohen Bergen und bei einem Wasserfalle von 1500 Fuß Höhe. Fichten und grünende Matten zeigen an, daß das Clima hier ungemein gemäßigt ist; die Engländer haben deshalb auch eine Niederlassung da gegründet, wo sich ihre durch die glühende Temperatur Bengalens erschöpften Officiere und Soldaten neu stärken. Hat man noch einige Meilen zurückgelegt, so befindet man sich auf einem Punkte, von dem aus man eine sehr weite Aussicht hat und in NW. die Gletscher von Tibet sieht, welche über die Berge von Butan hinwegragen.

Kapitel XLI.

Nepal.

Im J. 1792 hatte noch kein Engländer die Kette hoher Berge überschritten, welche die Ebenen Bengalens von den Thälern Nepals trennen. Dieses Grenzland der britischen Besitzungen in Indien war nur aus unbestimmten und unvollständigen Erzählungen von Missionairen und reisenden Handelsleuten bekannt, als sich mit einemmale eine Gelegenheit darbot, den Schleier zu heben, welcher bis dahin dieses Land verhüllt hatte.

Wir haben vorher, bei Tibet, erzählt, daß der Bantschan-erdeni auf die Einladung des Kaisers von China nach Peking gereist und dort 1780 gestorben war. Als der Lama Sumhur, sein Bruder, dies erfuhr, ergriff ihn die lebhafteste Besorgniß; er nahm bedeutende Schätze mit sich, verließ Lhassa und flüchtete nach Nepal. Der Regent, Bahadur Sah, der während der Minderjährigkeit seines Neffen dieses Land regierte, nahm Sumhur unter seinen Schutz und gab ihm einen Jahrgehalt. Sumhur vertraute ihm dafür aus Dankbarkeit an, daß Lhassa reich an Gold, Silber und anderm Erz sey. Dadurch wurde die Habsucht Sahs gereizt, der sogleich Truppen aushob. Nach einem zwanzigtägigen Marsche rückten sie in dem obern Butan ein, schlugen die ihnen entgegenrückenden Truppen und drangen in Tibet ein. Der tibetanische Feldherr gab der Nothwendigkeit nach und schloß einen nachtheiligen Frieden, in welchem bestimmt wurde, daß Tibet dem Fürsten von Nepal einen Tribut von 3 Laks Rupien zahle (750,000 Frcs.).

Als die Ruhe wieder hergestellt war, schickte die Regierung von Lhassa, welche fürchtete, die Nepalis möchten neue Einfälle versuchen, Abgeordnete ab, welche in Calcutta um Beistand bitten sollten; die englische Regierung glaubte jedoch in die Wünsche der Tibetaner nicht willigen zu können. Ihre Besorgnisse wurden später bestätigt. Sumhur, welcher die unersättliche Habsucht Sahs kannte, brachte ihn dahin, daß er 1791 einen neuen Zug unternahm. Eine Armee von 18,000 Nepalis bemächtigte sich Teschu-Lumbos, raubte da den Schatz des Bantschan-erdeni, und entführte einen Minister dieses Hohenpriesters.

Im Januar 1792 schrieb der Fürst des himmlischen Reiches, als er diesen Angriff erfuhr, an den Regenten und schickte ihm das Schreiben durch einen außerordentlichen Boten. Als dieser zwei Tagereisen von Nepal war, meldete er schriftlich seine Sendung an Sah und setzte hinzu: „Du mußt mir nothwendig entgegenkommen, damit ich Dir das Schreiben übergebe, das ich zu überbringen habe." Der Regent antwortete: „ich werde diesem Schreiben durchaus keine Ehre erzeigen; willst Du es hierher bringen, so sollst Du willkommen seyn, außerdem magst Du umkehren." Der Mandarin, der wohl sah, daß ihm nichts anderes übrig bleibe, betrat endlich die Grenze Nepals, wo er sehr freundschaftlich aufgenommen wurde. Der Kaiser verlangte, daß der Regent, den er wie einen Räuber behandelte, den Schatz (250 Mill. Frcs.) wieder herausgebe, den gefangenen Lama freilasse, und Sumhur, den Urheber aller dieser Uebel, ausliefere. Der Regent antwortete darauf, er werde keinen dieser Befehle erfüllen, der Kaiser möge nach Gutdünken verfahren und zwar handeln, sobald es ihm beliebe.

Nachdem der Mandarin vierzehn Tage bei dem Radscha geblieben, schlug er den Rückweg nach Peking ein, wo er das Resultat seiner Gesandtschaft darlegte. Der Kaiser, der mit Recht über die Unverschämtheit des Regenten aufgebracht war, ließ ein starkes Heer unter einem Generale vom ersten Range aufbrechen. Als dieser in Lhassa ankam, meldete er dem Regenten, daß er sich den ihm bereits mitgetheilten Befehlen zu unterziehen habe. Noch während den Unterhandlungen theilte er seine Truppen in zwei Divisionen, eine von 40,000, die andere von 30,000 Mann, welche verschiedene Wege einschlugen. Sie schlugen die Nepalis und der Regent willigte nun ein, Sumhur auszuliefern; dieser vergiftete sich aber. Der gefangene Lama wurde in Freiheit gesetzt, doch gelangte der chinesische General, der immer weiter vorrückte, nach Nohkote, das nur 7 Stunden von Katmandu, der Hauptstadt des Landes, liegt. Der erschrockene Sah ließ seine Schätze nach Mackuanpur, einem sehr festen Platze an der Grenze des obern Landes, bringen.

Zu gleicher Zeit bat er um den Beistand der britischen Regierung. Lord Cornwallis glaubte im Interesse des Handels seines Vaterlandes die Chinesen nicht gleichgiltig im Besitze von Nepal sehen zu dürfen, welche dadurch die Grenznachbarn der Compagnie geworden wären; gleichzeitig verbot ihm aber auch die Klugheit, dem Radschah eine Armee zu Hilfe zu schicken; er erklärte also dem Abgeordneten seine bestimmte Weigerung in diesem Punkte, versprach aber, sich bei dem chinesischem Generale zu verwenden. Der, seitdem General gewordene, Capitain Kirkpatrick reiste auch ohne Verzug ab, aber ehe er Nepal verlassen, hatte die Regierung von Bengalen plötzlich einen Frieden geschlossen.

Dennoch blieb so viel mit den Nepalis noch zu verhandeln, daß Kirkpatrick seine Reise fortsetzte. Am 13. Febr. 1792 ging er über den Bagmatti, einen Fluß, der in der trockenen Jahreszeit zu durchwaten ist und die Grenze Nepals auf dieser Seite bezeichnet. Er sah zuerst ungeheueres Gebüsch, in welchem sich Bären aufhalten; die Eingeborenen glauben, man könne sie dadurch erschrecken, daß man das Meckern einer Ziege nachahme. Kirkpatrick befand sich bald mitten in dem Gebirge und überschritt mehrere kleine Flüsse, die theils in den Bagmatti, theils in den Bura-gandack und meist nach N. fließen. Das Aussehen des Landes zeigte, daß es früher volkreicher gewesen. Es war schlecht bebauet. Am 18. zog man drei Stunden lang in einem ungeheuern Walde hin, dessen Breite auf 8½ Meil. geschätzt wurde. Er begrenzt in S. Nepal der ganzen Ausdehnung nach, hat folglich nicht überall dieselbe Tiefe. Einige Theile davon waren urbar gemacht, namentlich an den günstig gelegenen Stellen, des Holzhandels wegen oder in der Nähe großer Städte. Das Bauholz wird zu Wasser bis Calcutta transportirt. Die Regierung von Nepal zieht großen Vortheil von der Steuer, die sie

von dem Handel und auch von der Elephantenjagd erhebt; man fängt jährlich etwa 300 in dem Bezirk Tarrayi; die meisten derselben sind aber noch sehr jung, weil sie nur eine Höhe von 7½ Fuß haben. Außer den Elephanten enthält dieser Wald auch Rhinozerosse und Tiger.

Ziemlich oft kam man durch enge Defileen, und anderthalbe Meile weit hatte man keinen andern Weg als das steile Bett der Bergbäche.

Am 19. bemerkte man 3 Meil. in NO. das Fort Mackuanpur auf einem Berge, das aber den Engländern nichts Gefährliches zu haben schien. Das Wasser des Karra in einem Passe bei dem Dorfe Hettaùra wird von den frommen Hindus für heilig gehalten; sie haben diesen Ort Nagdeo (göttliche Schlange) genannt. Statt die Fische, die sich in Menge darin finden, zu stören, gehen sie selten oder nie vorüber, ohne sie zu füttern.

Hettaùra und mehrere andere Oerter auf dem Wege nach Terrayana oder dem untern Theile Nepals sind sehr ungesund, was den mit undurchdringlichen Wäldern bedeckten Bergen zugeschrieben wird, da sie die freie Circulation der Luft hindern.

Jenseits Hettaùras kann das Gepäck und die Waaren nur auf dem Rücken von Menschen transportirt werden; der Lohn derselben wird durch die Regierung bestimmt; er ist höher in der warmen Jahreszeit als in der Kälte und richtet sich auch nach der Beschaffenheit der Last. Oft nehmen auch die Reisenden, namentlich die Frauen, statt der Palankine der Ebene eine Art Hängematte, die an den Enden an einen langen Palmenstock befestigt ist, den zwei oder vier Männer, je nach der Schwere des Reisenden, tragen.

Ist man über Hettaùra, so gelangt man in das Bett des Napti, eines Flusses, den man an einem Tage neunzehnmal überschreiten muß und der von steilen Ufern begrenzt ist. Oft hört man das Tosen der Wasserfälle, welche sich zur Rechten und Linken herabstürzen. Das fortwährende Brüllen des Flusses zwischen großen Felsenstücken, die er auf seinem Wege trifft, erhöht wunderbar das Wilde und Malerische längs der dichtbewaldeten Ufer. Hat man den Napti zum letzten Male überschritten, so geht es den Doka-phede (Berg der Pforte) hinan. Der Bim-phede weiter hin gilt für heilig, weil der Gott dieses Namens hier seinen Fuß bei einem Ausfluge auf die Erde aufsetzte.

Den Weg von Bim-phede nach dem Fort Tschisapani ist sehr beschwerlich; er folgt den Seiten des letztern Berges oft am Rande entsetzlicher Abgründe hin, die auf der einen Seite durch Beiflüsse des Napti, auf der andern durch den Tschisapani gebildet werden. „Man kann sich," sagt Kirkpatrick, „eine Idee von der Tiefe dieser Schluchten machen, wann ich sage, daß wir oft die Thiere unten nicht unterscheiden konnten, da der größte Büffel nicht größer als ein Vogel aussah."

Die perpendiculäre Höhe des Tschisapani über dem Bim-phede beträgt ungefähr 1500 Fuß. Bei dem Gipfel eines dieser Berge, an welche der letztere sich anschließt und der nicht der höchste der Gruppe war, sank der Barometer auf 23 Zoll 8 Lin., was 2100 Fuß über dem Bim-phede giebt.

„Von hier aus zeigten sich mit einemmale die Himalaya-Berge, indem sie ihre zahlreichen und herrlichen mit ewigem Schnee bedeckten Pics in eine ungeheuere Höhe hinaufstreckten, ein erhabener Anblick, der eine Zeit lang unsere Aufmerksamkeit von der Schönheit der Landschaft zu unsern Füßen abzog, und bei welchem der Tschandragiri und das Tschitlong-Thal die vorspringendsten Gegenstände bildeten. Der Schnee reichte an den Seiten des Himalaya bis an den Punkt herunter, wo sie aufhörten unsern Augen sichtbar zu seyn. Obgleich der dazwischen liegende Raum von ungeheuern und südlicher liegenden Bergen ausgefüllt war, so schienen diese untern Alpen die Kette der Himalaya doch beständig zu begleiten. Die äußersten Punkte dieser, welche man von dem Gipfel des Tschisapani aus erblickte, erstreckten sich von ONO. nach NNW. wenigstens 38 Meilen weit. Als wir einige hundert Fuß herabgestiegen waren, verloren wir jene Alpengegenden aus dem Auge und wir erblickten sie nur dann erst wieder, als wir auf die Gipfel anderer zu der Gruppe des Tschandragiri gehörigen Berge gelangten. Die schneeigen Gipfel des Himalaya bezeichnet man in Nepal durch den Ausdruck Himatschuli (Schneespitze), während die runden Höhen, die häufiger sind, Lamku heißen.

„Ich erstieg den Pik des Tschisapani blos um den Stand des Barometers zu beobachten; man hatte mir gesagt, daß man von da bei hellem Wetter eine herrliche Aussicht nach N. und S. habe. Leider war der Berg als ich hinaufstieg in einen der dichten Nebel gehüllt, welche man tu-al nennt und die beständig herrschen außer in der Zeit der periodischen Regen oder während gelegentlicher Güsse. Diese Dünste hinderten uns jedoch nicht, während der Nacht die zahlreichen Lichter und die ungeheuern Brände zu beobachten, welche die Höhen und Hänge der Berge um uns her beleuchteten; sie brachten ein zauberisches Schauspiel hervor. Einige der ersten glichen nach ihrer ungeheuern Höhe eben so vielen Sternen, und es war nicht leicht, sie auf den ersten Blick davon zu unterscheiden. Die andern sahen aus wie brennende Bäche, welche sich in die Thäler stürzten. Sie entstanden durch den Brand der Gebüsche und des Grases an den Bergseiten, welche die Bauern bebauen wollten. Dies Verfahren ist in den höher und den niedrig gelegenen Gegenden üblich, weil man glaubt, der Boden werde dadurch sowohl gereinigt als fruchtbar gemacht.

„Steigt man an dem nördlichen Flusse des Tschisapani hinunter, so trifft man ungefähr in der Mitte des Weges einen jener kegelförmigen Haufen von Steinen, welche an solchen Stellen durch den Aberglauben der Eingeborenen aufgerichtet worden sind, die im Vorbeigehen vor diesen unförmlichen Tempeln niemals die Gottheit anzubeten vergessen, deren Daseyn sie bezeugen sollen. Sie nennen dieselben Deovalli, welchen Namen auch ein sehr bemerkenswerther Pik des Himalaya und ein Bergsattel führt, über welchen sich der Bagmatti stürzt, nachdem er aus dem Thale von Nepal herausgekommen ist.

„Die Schlucht Lambeh-kan, die zu eng ist, als daß sie den Namen eines Thales verdiente, liegt 750 Fuß über dem Bim-phede. Man sagte mir, sie sey häufig heftigen Windstößen ausgesetzt, die eine zahllose Masse Kiesel mit sich fortrissen und diese Passage für die Reisenden sehr unangenehm machten, auf welche diese Steine oft wie Hagel fielen. Diese Schlucht zeichnet sich auch durch die strenge Kälte im Winter aus; dann soll das Wasser des Baches, der sie bewässert, zum Trinken zu kalt seyn.

„Das Dorf Lambeh-kan oder Kaùli-kan befindet sich jetzt in sehr schlechtem Zustande; ehe eine Kupfergrube in der Nähe, von der es den Namen hat, erschöpft war, soll es volkreich und blühend gewesen seyn. Allerdings zeigen die Seiten der Hügel umher überall Spuren von Wäldern, die man wahrscheinlich fällte, um sich des Holzes zum Brennen zu bedienen, oder auch blos, um den Boden urbar zu machen.

„Obgleich die Bergwerke bei diesem Orte jetzt fast ganz erschöpft sind, hat man doch in großer Entfernung andere Kupferadern entdeckt und zu bearbeiten angefangen. Die Bergleute scheinen den Ort zu wechseln, je nachdem sie Metall finden, und mit sehr großem Gewinne zu arbeiten, da der sprichwörtliche Ausdruck Karriput, Raniput (Bergmannssohn, Fürstensohn) im Lande gebräuchlich ist, um den notorischen Reichthum dieser Leute zu bezeichnen, denn sie verschwenden ihr Geld in thörichten Ausgaben und arbeiten nur, wenn die Noth sie dazu treibt oder wenn man ihnen sehr vortheilhafte Anerbietungen macht."

Etwas weiter hin erinnern die Umgebungen von Ekdanta die Reisenden an einen Anblick, der sich in Europa in den Gebirgen der gemäßigten Länder häufig zeigt. „Wir durchzogen etwa eine Meile weit ein wellenförmiges, von Canälen und natürlichen Bächen durchschnittenes Thal; bisweilen hob es sich in kleinen Anhöhen, die meist vollkommen bebaut waren; einzelne Hütten oder Weiler lagen zerstreut auf den Gipfeln, an den Seiten oder am Fuße der Anhöhen, und dies Ganze gewährte einen außerordentlich angenehmen und malerischen Anblick. Der Boden war in mühsam angelegte Terrassen getheilt; man baut da Ge-

treibe, das im Wasser wachsen muß. Die Seiten der meisten und selbst aller Berge dieses Landes sind reich an Quellen, was es leicht macht, diese Terrassen zu überschwemmen und das Wasser von einer nach der andern zu leiten. Bisweilen werden zwei Felder oder zwei Terrassen, die durch Schluchten von einer Tiefe von mehrern hundert Fuß von einander getrennt sind, durch eine und dieselbe Quelle mittelst Wasserleitungen bewässert, die einfach aus hohlen Baumstämmen bestehen, welche man über die Schluchten legt."

Am 24. Febr. war man im Angesichte der Tschandragiri, eines Gebirges, dessen Höhe Kirkpatrick auf 2100 Fuß über dem benachbarten sehr hohen Thale schätzte. Der Schnee war erst seit wenigen Tagen von dem Gipfel dieses Berges verschwunden, wo ein kleines Dorf liegt und wo zur Bequemlichkeit der Reisenden ein Markt gehalten wird.

Der nördliche Abhang des Duna-balsi, an dem man 2 Stunden und 20 Minuten herabstieg und dessen Höhe wenigstens 3600 Fuß beträgt, war an einigen Stellen fast bis an den Gipfel hinauf bebaut. Mehrere Felder schienen so steil zu seyn, daß die Engländer nicht begreifen konnten, wie ein Mensch dahin gelangen und gar dort arbeiten könne. Das Getreide, das man hauptsächlich säet, ist der Taùli und der Ikan, zwei Varietäten des Gia oder trockenen Reises. Der erstere wird im Sommer, der zweite im Winter geerntet.

Nachdem Kirkpatrick über viele steile Berge gestiegen war, gelangte er am 2. März nach Nohkote, das in einer ungemein wilden Gegend liegt. Er lagerte in dem gleichnamigen Thale bis zum 15. dieses Monats. Es ist nicht groß und wird von dem Tadi, einem reißenden Flusse, durchströmt. Die Stadt Nohkote war damals der Lieblingsaufenthalt des Regenten dieses Landes; ihre Lage ist wichtig, weil sie die einzige Straße beherrscht, auf welcher man vorwärts bringen kann, wenn man aus dem obern oder untern Tibet kommt, und weil sie ganz nahe an dem Berge Daibun liegt, von welchem die chinesische Armee herunterkam.

Das Thal Nohkote ist nach der Mitte des April wegen der ungeheuern Hitze, welche Krankheiten veranlaßt, unbewohnbar. Wenn also der Regent seinen Aufenthalt bis dahin verlängert, zieht er in die Stadt hinauf. Da es in dem Thale keine Wohnungen zu seiner und seines Gefolges Aufnahme giebt, so hält er sich unter Zelten und sein Gefolge unter Zweighütten auf.

Kirkpatrick hatte sich über die Aufnahme nicht zu beklagen, die er bei dem jungen Radschah und dem Regenten fand; aber er bemerkte auch bald, daß es an dem Hofe eine mächtige Partei gab, welche die englischen Abgeordneten nicht in das Land einlassen wollte, weil man glaubte, sie hätten blos die Absicht, die Stärke und Schwäche desselben zu beobachten. Obgleich man also Kirkpatrick fortwährend viele Artigkeiten erwies, so gab man ihm doch zu verstehen, man hoffe, daß sein Aufenthalt nicht lange dauern werde. Sein Vorschlag, einen freien Handel zwischen Nepal und dem untern Hindostan eintreten zu lassen, wurde artig durch das unbestimmte indische Compliment abgewiesen, es stehe im Lande alles zu seinem Befehle. Er sah sich also genöthigt, nach vierzehn Tagen das Königreich ohne ein anderes Resultat als das seiner Beobachtungen zu verlassen, die allerdings sehr werthvoll sind.

Er setzte dennoch seinen Weg in das Innere fort. Nachdem er den Tadi auf einer leichten und plump gebauten Brücke überschritten hatte, die nur aus Faschinen bestand, welche mit etwas Erde überschüttet und von Holzhaufen getragen wurden, gelangte er in eine Schlucht, die ihn in ein anderes Thal führte, dann zwischen colossale Berge und endlich in das eigentliche Nepal, ein Thal, in welchem er acht Tage lagerte.

„Unsere Zelte," sagt er, „waren auf einem hochgelegenen aber unebenen Platze nahe an dem östlichen Fuße des Sambu-nath und etwa eine Meile von Katmandu aufgeschlagen. Diese Lage würde zu einem Ueberblicke der ganzen Gegend vollkommen günstig gewesen seyn, hätte sich nicht das schlechte Wetter fortwährend unsern Wünschen entgegengesetzt. Die Berge, welche dieses Thal umziehen, aber auch fast alle die zahlreichen Dörfer waren unaufhörlich in Nebel oder Wolken gehüllt, so daß ich nur sehr selten Gebrauch von der Boussole machen konnte.

„Der Tempel Sambu-nath liegt auf dem Gipfel eines einzelnen Hügels, der sich plötzlich 300 Fuß über die Ebene erhebt. Man steigt auf Stufen hinauf, die in den Felsen gehauen sind, dessen Seiten Bäume bekleiden. Am Fuße der Stufen sieht man eine colossale Statue Buddhas.

„Der Sambu-nath scheint ein sehr altes Gebäude zu seyn; er steht auf einer Terrasse und begreift mehrere kleine zu verschiedenen Zeiten um einen Haupttempel herum errichtete Kapellen. Den Tempel selbst erkennt man von weitem an seinen Thürmchen, die mit sehr gut vergoldeten Kupferplatten belegt sind. Der Dalai Lama ließ ihn auf seine Kosten so schmücken. (Taf. 30. Abbild.) Ich gelangte auf einer steilen Leiter an den Eingang dieses Heiligthums, das nur in einem einzigen Schiffe besteht, welches so von Rauch erfüllt und dessen Pflaster mit so vielen Geräthen bedeckt war, daß es mehr einer Küche als dem Tempel eines Gottes glich. Meine Unkenntniß der tibetanischen Sprache hinderte mich, mit den Priestern zu sprechen. Einer derselben saß an der Erde zwischen zwei runden, tiefen Vasen mit Gi (flüssiger Butter), mit welcher man eine bedeutende Anzahl von Lampen speist. Der Sambhu-nath ist besonders durch sein ewiges Feuer berühmt, und man versicherte mich, daß die Flamme der beiden größten Dochte, welche ich sah, seit undenklicher Zeit brenne."

Kirkpatrick sah in einem Winkel des Tempels einen jener Cylinder, die vertikal auf einer Angel angebracht sind, und von denen wir bei der Beschreibung Tibets gesprochen haben. Er bemerkte, daß alle Gläubigen, die in das Heiligthum traten, sich fromm und andächtig dieser Maschine näherten und dieselbe umdrehten oder durch einen Priester umdrehen ließen; jede Umdrehung setzte ein Glöckchen in Bewegung.

An der Seite des Thales Sambhu-nath gegenüber und an dem östlichen Ufer des Bischematty, den man auf zwei Brücken überschreitet, zieht sich in einer Länge von einer Meile Katmandu, die Hauptstadt von Nepal, hin. Ihre Breite beträgt nirgends mehr als eine halbe Meile. Ihren Namen leitet man von der Menge hölzernes Tempel ab, die auch wirklich der Gegenstand sind, welcher am meisten auffällt. Uebrigens sind sie außerhalb der Hauptstadt nicht minder zahlreich als in derselben; einige sind sehr hoch und sehr groß. Katmandu enthält auch mehrere Tempel von Backsteinen mit zwei-, drei- oder vierfachen Dächern, die immer kleiner werden, je höher sie sind, und sich meist in einer Spitze endigen, die wie das obere Dach vergoldet ist, was ein angenehmes und malerisches Aussehen gewährt. (Taf. 29. Abbild.)

Die Häuser sind von Backsteinen mit vorspringenden Ziegeldächern, haben oft Balcons von geschnitztem Holze, zwei, drei bis vier Stockwerke und fast alle ein ärmliches Aussehen. Selbst der Palast des Radschah sieht nicht großartig aus. Die Straßen sind sehr eng und sehr schmuzig.

Kirkpatrik, der auf einem etwas andern Wege nach Bengalen zurückkehrte, kam am 13. April 1793 durch das letzte Dorf Nepals.

Sonst stand Nepal unter eingeborenen Fürsten, welche das Land in drei Gebiete theilten. Diese Eintheilung begünstigte den Einfall der Gorkas, der Bewohner eines Bezirkes in W. Der Radschah derselben bemächtigte sich Nepals 1768, und schon im folgenden Jahre brachte eine Collision zwischen ihm und den Engländern britische Truppen an den Fuß hoher Berge. Die Krankheiten nöthigten sie aber zur Umkehr.

Die Dynastie der Gorkas setzte indeß ihre Eroberungen fort und bekriegte Butan und Tibet. Wir haben bereits erwähnt, wie diese Unternehmung endigte. Der junge Radschah, den Kirkpatrick gesehen hatte, war, als er mündig geworden, so grausam und blutdürstig, daß ihn seine Unterthanen im Jahre 1800 vertrieben. Er fand einen Zufluchtsort in Benares, in dem englischen Indien. Die Regierung von Bengalen schickte 1802 einen neuen Agenten nach Nepal, der mit den Mitgliedern der Regentschaft einen Bundesvertrag abschloß, aber sie hatte keinen wirklichen Vortheil davon. Der entthronte Radschah kam 1804 wieder zur Gewalt;

das Unglück hatte seinen blutdürstigen Charakter nicht geändert, und er wurde 1805 ermordet. Da brach zwischen den nebenbuhlerischen Factionen ein blutiger Kampf aus, der sich erst mit der fast gänzlichen Vertilgung der Hauptpersonen in Katmandu endigte.

Trotz diesen innern Zwistigkeiten dehnten die Nepalis ihre Eroberungen nach allen Seiten aus. Sie besiegten fast ohne Widerstand die Häuptlinge der Berggegenden zwischen dem Ganges und Setledsch, die immer unter einander in Streit waren, und legten Vertheidigungslinien oder Forts überall an, wo es die Beschaffenheit des Bodens verlangte. Endlich griffen sie selbst die britischen Besitzungen an und bemächtigten sich 1814 zweier Militairposten, deren Besatzung sie fast gänzlich niedermachten.

Die Engländer rückten in Terrayana ein und die geschlagenen und verfolgten Nepalis baten um den Frieden, der im Novbr. 1815 abgeschlossen wurde. Der Radschah weigerte sich jedoch, denselben zu ratificiren, und sogleich rückte eine zahlreiche Armee auf Katmandu. Sie befand sich nur noch vier Tagemärsche von der Stadt, als Abgeordnete die Unterzeichnung des Radschah am 4. Mai 1816 überbrachten. Der Fürst entsagte den Besitzungen in O. von dem Conki und in W. von dem Cali. Ein Theil der Ländereien, die er abtrat, wurde den kleinen Fürsten zurückgegeben, die sie vorher besessen hatten; der andere fiel der Compagnie zu.

Nepal, das zwischen 26° 20′ und 30° 20′ n. Br. und 77° 40′ und 85° 40′ östl. Länge liegt, wird in N. von dem Himalaya begrenzt, der es von Tibet trennt. Auf allen andern Seiten grenzt es an die Besitzungen der ostindischen Compagnie seit der Radschah von Sikim unter britischem Schutze steht. Die Länge von N. nach S. beträgt 200 Stunden, die Breite 45 und der Flächenraum 6850 □.St. Dieser Staat besteht aus der Vereinigung verschiedener Gebiete, deren hauptsächlichster das große Thal ist, welches ihm den Namen giebt.

Die Beobachtungen Kirkpatricks, welche durch die Hamiltons und Hodgsons bestätigt wurden, zeigen uns Nepal bedeckt von Bergen, die durch tiefe Thäler von einander getrennt sind und gewissermaßen staffelartig von den Gipfeln des mit ewigem Schnee bekleideten Himalaya bis zu dem Niveau der Ebenen Hindostans herabsteigen. Der Hauptfluß ist der Rapti.

Wir haben gesehen, daß der Theil, welcher unmittelbar an das britische Gebiet grenzt, Terrayana ist, eine bereits beschriebene Ebene. Obgleich ziemlich fruchtbar, ist dieser etwa 7 Stunden breite Bezirk doch fast ganz von Wald bedeckt, weil er seiner Lage nach fortwährend feindlichen Einfällen und Verwüstungen ausgesetzt war, obgleich die Heere, welche dahin kamen, durch die ungesunde Luft ungemein viel litten. Die ehemaligen Herren von Hindostan hatten es für vortheilhaft gehalten, ihn in dem Besitze der Bergbewohner zu lassen, weil er schwer vor den Einfällen derselben zu schützen war.

Die obere Region Terrayanas ist fast eben so breit; die Hügel sind da zahlreich und werden nach N. höher. Zahllose Bäche bewässern das Gebiet, auf welchem sich ein fast ununterbrochener Wald ausbreitet, in dem man ungefähr dieselben Bäume findet wie in Hindostan; in N. ist die Fichte häufig. Diese Waldungen werden durch Papageien und andere Vögel belebt, welche die menschliche Stimme nachahmen. Ein Theil der breiten Thäler, welche Dants heißen, ist urbar gemacht, im Allgemeinen aber ist der Anbau vernachlässigt, vielleicht wegen der Ungesundheit des Climas.

Ueber diesen bewaldeten Hügeln erhebt sich die Bergregion, die aus einer Menge unregelmäßiger, von tiefen und ungemein engen Thälern durchschnittener Ketten besteht. Das bedeutendste ist das des eigentlichen Nepal, welches dem Aussehen nach von den Beobachtern für den Boden eines alten Sees gehalten wurde, der allmälig versiechte. Die mythologischen Sagen des Landes stimmen mit dieser Vermuthung überein.

Diese, obgleich im Vergleiche mit den Bergmassen darüber niedrigen, Thäler liegen doch bedeutend hoch. Nach einer Berechnung Hamiltons hat das von Nepal 4000 Fuß Höhe. Ihr Clima ist das des südlichen Europa, und da sie gut bewässert sind, so tragen sie bei gehörigem Anbaue sehr reichlich. Die Wälder sind reich an herrlichen Bäumen. Die häufigen Wechsel von Kälte, Wärme und Feuchtigkeit hindern die Früchte, ihre vollkommene Reife zu erlangen, ausgenommen die Ananas und die Apfelsinen, welche vortrefflich sind.

Man hat in Nepal Goldadern vermuthet, und diese Idee veranlaßte, wie man sagt, viele Kriege gegen dieses Land. Sie scheint dadurch entstanden zu seyn, daß das Gold aus Tibet durch Nepal hindurch muß, um nach Indien zu gelangen; man findet nur Goldflitterchen in dem Sande einiger Flüsse. Das Bleierz enthält häufig Silber, aber die Nepalis sind nicht geschickt genug, dasselbe davon scheiden zu können. Sie bearbeiten reiche Kupfer- und Eisengruben. Bleigruben zu bearbeiten gestattet die Regierung nicht. Mit den Schwefelgruben, die sehr zahlreich sind, beschäftigt man sich gar nicht, weil Arsenikdämpfe daraus aufsteigen. Das Thal von Nepal enthält keinen einzigen Stein, da es aus angeschwemmtem Lande besteht. Die Berge in der Umgegend enthalten treffliche Baumaterialien, wegen der Schwierigkeit des Transportes nimmt man aber seine Zuflucht zu gebrannten Steinen.

Ueber den Bergen, welche das Herz von ganz Nepal bilden, erhebt sich der Katihar, eine Alpenregion, deren mittlere Breite von N. nach S. 9 Stunden beträgt. Sie besteht hauptsächlich aus ungeheuern Felsen, die in schreckliche Abgründe zerrissen sind und über die spitze Zacken hinausragen, auf denen überall, wo sie nicht perpendiculair sind, ewiger Schnee liegt. Die tiefen Gründe, welche sie trennen, gewähren Weideplätze und können selbst bis an den Punkt bebaut werden, wo sie sich dem Sattel der Himalaya nähern, wo ein ewiger Winter herrscht. Einige Flüsse, die aus Tibet kommen, bahnen sich einen Weg durch diese entsetzlichen Engpässe, aber in so schmalen und von so ungeheuern Abgründen beherrschten Oeffnungen, daß man mit Mühe in zwei oder drei Monaten des Jahres an ihren Ufern hin klettern kann. Man trifft in dieser Alpenregion nur den Kestura oder das Moschusreh und sehr schöne Vögel. Die Pflanzenerzeugnisse zeichnen sich durch ihre Aehnlichkeit mit denen des nördlichen Europa aus.

Die Bevölkerung von Nepal, die man auf 2,300,000 Seelen schätzt, besteht aus zwei Hauptvölkern, nämlich den Niuars und den Parbattiyas. Die ersten sind friedliche und arbeitsame Menschen, die sich besonders mit Ackerbau und Handel beschäftigen und durch ihre Gesichtsbildung, wie ihre Sprache verrathen, daß sie den Butias nahe stehen. Man hält sie für die Ureinwohner. (Taf. 29. Abbild.) Die Mayaren haben die Berge in W. inne, das ehemalige Gebiet der Gorkas. Die in O. werden von verschiedenen Stämmen, namentlich von den Kiratas und den Butias, bewohnt. Alle diese Bergvölker, welche die Masse der Bevölkerung ausmachen, bekennen sich zu dem Buddhismus, der aber durch manchen dieser Religion fremden Aberglauben sehr verändert ist.

Die Sprache und die Züge der Parbattiyas zeigen, daß dieses Volk aus Hindostan gekommen ist. Sie haben den Brahmanismus und die Kasteneintheilung mit sich gebracht. Die Reisenden beschreiben sie als heuchlerisch, treulos, stolz, grausam gegen ihre Untergebenen und kriechend gegen die Mächtigen. Sie sind außerordentlich den sinnlichen Vergnügungen ergeben und verbringen ganze Nächte mit Trinken und Tanzen. Obgleich sehr gewissenhafte Beobachter der äußern Gebräuche der Religion, sind sie doch nichts destoweniger rachsüchtig, und das große Messer, das sie am Gürtel tragen, erleichtert die Ermordungen. Die der obern Kasten schließen ihre Frauen ein und verlangen, daß dieselben sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen, welcher Forderung die Frauen aber nicht eben häufig nachkommen sollen. Dennoch sind diese schrecklichen Opfer in Nepal häufiger als in Bengalen. Die religiöse Strenge der Brahminen in Nepal ist so groß, daß Hamilton die von Katmandu, mit denen er vertraulich sprach, nicht bewegen konnte, eine Unterredung mit den unterrichtetsten Hangras dieser Stadt zu halten, wie man die buddhistischen Priester nennt.

Der Radschah ist ein Parbattiya und übt eine unbeschränkte Macht aus. Seine Einkünfte schätzt man auf 13,200,000 Fres. Er unterhält ein Heer von 17,800 Mann. Die Kriegsfahne ist gelb und zeigt das Bild Hanimans, eines riesenhaften Affen und Halbgottes der Hindu-Mythologie. Die Unterhaltung des Heeres geschieht großentheils durch den Ertrag der jedem Corps angewiesenen Ländereien. Die Maharani oder Gemahlin des Radschah wird, wenn sie ausgeht, durch eine Escadron Frauen zu Pferde begleitet die mit Säbeln bewaffnet und wie die Männer gekleidet sind.

Kapitel XLII.

Hindostan. — Kemaon. — Gerval. — Quellen des Ganges. — Herdwar.

Lange Zeit waren die Quellen des Ganges nur unvollkommen bekannt. Man erzählte darüber eine Menge von Mährchen, die wir hier nicht zu wiederholen brauchen. Endlich im Jahre 1807 entschloß sich die oberste Regierung von Bengalen, wegen der Widersprüche, die selbst die verständigsten Angaben über diesen für die Geographie interessanten Punkt enthielten, denselben untersuchen zu lassen. Webb, ein Genieofficier, wurde mit dieser eben so wichtigen als schwierigen Aufgabe beauftragt; er sollte seinen Untersuchungen die größte Ausdehnung geben. Das Land, das er zu durchwandern hatte, stand damals unter dem Radschah von Nepal, und dieser Fürst wurde ersucht, seinen Beamten Befehl zu geben, damit Webb, wie Raper und Hearsay, Infanterieofficiere, die ihn begleiteten, und ihr Gefolge von Dolmetschern und Dienern, sowie ein Detaschement Seapoys, sicher reisen könnten.

Sie brauchten drei Monate, vom 1. April bis 1. Juli 1808, zur Erfüllung ihrer Sendung. Ihre Beobachtungen wurden wiederholt und bestätigt von Moorcroft (1812), Fraser (1814), Hodgson (1816), Gerard (1817 und 1820) und Johnson (1827).

Der Ganges entsteht aus der Vereinigung der beiden Hauptärme, des Alacananda im O. und des Bhaghirati im W. Am 31. Mai war Webb in Manah, einem Dorfe am Ufer des Alacananda unter 30° 45′ n. Br.. „Je weiter wir kamen," sagt er, „um so mehr verminderte sich die Breite des übrigens tiefen und reißenden Flusses. Manah gegenüber betrug sie nur noch 20 Fuß; eine halbe Meile weiter hin nach Norden überschritten wir ihn auf einer Schicht verhärteten Schnees. Wir durchwanderten 3 Meilen in einem andern Thale, wo wir öfters auf dem Schnee gingen, der in den Strombetten und Schluchten aufgehäuft war. Die nördliche Seite der Berge, südlich von dem Alacananda, war ganz mit Schnee bedeckt, was in Verbindung mit dem eisigen Aussehen des Landes und dem kalten schneidenden Winde das Bild des Winters in den nördlichen Ländern gab und auch gleichen Eindruck machte. Das Thal, wo wir waren, ist fast 1800 Fuß hoch und ein kleiner Theil davon angebaut. Der Berghang ist so steil, daß nur die Schafe und Ziegen da weiden können. Gegen Mittag hatten wir das Ziel unserer Wanderung erreicht; wir waren dem Falle von Barsudhara gegenüber, der aus einer Spalte kommt und auf einem 200 Fuß hohen Felsenvorsprung stürzt; hier theilt sich das Wasser in zwei Schaumströme, welche in einem Schneebette fortfließen und daran gefrieren. Der kleine Theil, welcher schmilzt, unterminirt den Schnee darunter und bildet einen Bach, der 200 Schritte weiter hin aus einem Eisgewölbe herauskommt. Hier ist das Ende der frommen Wanderungen der Pilger; einige kommen daher, um sich von dem heiligen Sprudelregen der Cascade bespritzen zu lassen.

„Man unterscheidet an diesem Orte den Lauf des Alacananda bis an das Ende des Thales, wo er ganz unter Haufen gefrorenen Schnees versteckt ist, die sich wahrscheinlich seit Jahrhunderten da aufgethürmt haben. Die Pilger haben sich nie über diesen Punkt hinausgewagt."

Kommt man nach Manah zurück, so sieht man in dem Felsen zur Linken Höhlen, wo man kleine Tempel angelegt hat. Manah ist ein ziemlich bedeutender und volkreicher Ort; seine großen, starken und gut gewachsenen Bewohner haben die Gesichtsbildung der Tibetaner. „Nie," sagt Webb, „hatten wir in irgend einem Orte Hindostans so viele schöne Frauen und hübsche Kinder gesehen; ihre lebhafte Farbe näherte sie meist der Frische jener der Europäer. Vor dem Winter verläßt Jedermann den Flecken, der ganz unter Schnee begraben wird; alle Geräthschaften und Habseligkeiten werden mit fortgenommen; das Getreide bewahrt man in kleinen Gruben auf, deren Oeffnung sorgfältig mit Steinen verschlossen wird. Die Einwohner kommen erst nach vier Monaten zurück, und sie lieben, wie alle in kalten Ländern, leidenschaftlich starke geistige Getränke." Nachdem der Schnee geschmolzen ist, zu Ende Julis, brechen diese Bergbewohner in Schaaren von 100 und 150 mit Ziegen und Schafen auf, die ihnen als Lastthiere dienen, um verschiedene Waaren nach Tibet zu bringen, namentlich Getreide. Zurück bringen sie andere, welche sie an die Pilger sicher und vortheilhaft absetzen, die sich jährlich einfinden. Einige erlangen durch diesen Handel ein ansehnliches Vermögen.

Ein Theil dieser Bergbewohner verbringt den Winter in Dschoschimath, einer Stadt weiter unten am Zusammenflusse des Alacananda und Dauli. Ehe man dahin gelangt, kommt man nach Bhadrinath, einem Dorfe in einem Thale, das blos von Brahminen und andern Dienern eines ziemlich armseligen Tempels bewohnt wird, den aber die Sage der Hand eines Gottes zuschreibt, was ihn jedoch nicht vor den Erschütterungen eines Erdbebens schützte, so daß man zu menschlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte, damit er nicht vollständig einstürze. Eine Treppe führt von dem Tempel an den Ort, wo die Abwaschungen stattfinden; ein Becken an dem Flusse, das mit einem Dache versehen ist, nimmt das Wasser einer warmen Quelle auf, die in einem unterirdischen Canale von den Bergen daher geführt wird. Eine kalte Quelle, die aus einem andern Canale kommt, gestattet, dem Bade den Grad der Wärme zu geben, welchen man wünscht. Die warme Quelle erzeugt einen dichten Dampf, welcher stark nach Schwefel riecht. Beide Geschlechter baden sich zu gleicher Zeit. Die warme Quelle wird auch in die Privathäuser geführt, in welchen sie eine erstickende Wärme erzeugt.

Etwas weiter hin kommt eine andere warme Quelle aus einer Felsenspalte, die aber in kein Bassin aufgenommen wird. Der Pilger nimmt Wasser davon in die hohle Hand, um sich dasselbe auf den Körper zu schütten, eine Ceremonie, welche den Zweck hat, sowohl sich zu stärken, als den Forderungen der Religion Genüge zu leisten; denn das Wasser des Alacananda ist so kalt, selbst im Sommer, daß die Gläubigen, nachdem sie sich darin gebadet haben, sich nach etwas wärmern Wasser sehnen. Es giebt noch mehrere andere warme Quellen, von denen jede eine besondere gute Eigenschaft und eine besondere Benennung hat. Die Brahminen wissen ihren Vortheil daraus zu ziehen, so daß der Pilger, wenn er allmälig die erforderlichen Abwaschungen vornimmt, sein Geld in demselben Verhältnisse wie seine Sünden abnehmen sieht.

Der Tempel zu Bhadrinath hat bedeutende Besitzungen; alle Dörfer, die ihm gehören, blühen und ihre Felder sind gut bebaut. Außer den Einkünften davon empfängt er von jedem Pilger eine Opfergabe je nach den Mitteln desselben. Die Gaben werden auf drei besondern Plateaux niedergelegt, von denen das eine für das Götzenbild, das zweite für dessen Garderobe und Tisch, und das dritte für den Hohenpriester bestimmt ist. Diese Geschenke sind freiwillig; mehre Pilger stellen sich arm, um weniger zu bezahlen; andere dagegen legen am Fuße des Götzen alles nieder, was sie besitzen, und verlassen sich auf die Mildthätigkeit, um nach Hause zurückkehren zu können. Der Name jedes Gläubigen und der Betrag der Summe, die er gegeben hat, werden sorgfältig in ein Verzeichniß eingetragen; aber dieses Buch ist den Blicken profaner Augen verborgen. Man sagte Webb, große Kaufleute aus dem Dekkan hätten auf dieser Pilgerfahrt Laks von Rupien vertheilt und aufgewendet. Für

das Unglück hatte seinen blutdürstigen Charakter nicht geändert, und er wurde 1805 ermordet. Da brach zwischen den nebenbuhlerischen Factionen ein blutiger Kampf aus, der sich erst mit der fast gänzlichen Vertilgung der Hauptpersonen in Katmandu endigte.

Troh diesen innern Zwistigkeiten dehnten die Nepalis ihre Eroberungen nach allen Seiten aus. Sie besiegten fast ohne Widerstand die Häuptlinge der Berggegenden zwischen dem Ganges und Setledsch, die immer unter einander in Streit waren, und legten Vertheidigungslinien oder Forts überall an, wo es die Beschaffenheit des Bodens verlangte. Endlich griffen sie selbst die britischen Besitzungen an und bemächtigten sich 1814 zweier Militairposten, deren Besatzung sie fast gänzlich niedermachten.

Die Engländer rückten in Terrayana ein und die geschlagenen und verfolgten Nepalis baten um den Frieden, der im Novbr. 1815 abgeschlossen wurde. Der Radschah weigerte sich jedoch, denselben zu ratificiren, und sogleich rückte eine zahlreiche Armee auf Katmandu. Sie befand sich nur noch vier Tagemärsche von der Stadt, als Abgeordnete die Unterzeichnung des Radschah am 4. Mai 1816 überbrachten. Der Fürst entsagte den Besitzungen in O. von dem Conki und in W. von dem Cali. Ein Theil der Ländereien, die er abtrat, wurde den kleinen Fürsten zurückgegeben, die sie vorher besessen hatten; der andere fiel der Compagnie zu.

Nepal, das zwischen 26° 20′ und 30° 20′ n. Br. und 77° 40′ und 85° 40′ östl. Länge liegt, wird in N. von dem Himalaya begrenzt, der es von Tibet trennt. Auf allen andern Seiten grenzt es an die Besitzungen der ostindischen Compagnie seit der Radschah von Sikim unter britischem Schutze steht. Die Länge von N. nach S. beträgt 200 Stunden, die Breite 45 und der Flächenraum 6850 □St. Dieser Staat besteht aus der Vereinigung verschiedener Gebiete, deren hauptsächlichster das große Thal ist, welches ihm den Namen giebt.

Die Beobachtungen Kirkpatricks, welche durch die Hamiltons und Hodgsons bestätigt wurden, zeigen uns Nepal bedeckt von Bergen, die durch tiefe Thäler von einander getrennt sind und gewissermaßen staffelartig von den Gipfeln des mit ewigem Schnee bekleideten Himalaya bis zu dem Niveau der Ebenen Hindostans herabsteigen. Der Hauptfluß ist der Rapti.

Wir haben gesehen, daß der Theil, welcher unmittelbar an das britische Gebiet grenzt, Terrayana ist, eine bereits beschriebene Ebene. Obgleich ziemlich fruchtbar, ist dieser etwa 7 Stunden breite Bezirk doch fast ganz von Wald bedeckt, weil er seiner Lage nach fortwährend feindlichen Einfällen und Verwüstungen ausgesetzt war, obgleich die Heere, welche dahin kamen, durch die ungesunde Luft ungemein viel litten. Die ehemaligen Herren von Hindostan hatten es für vortheilhaft gehalten, ihn in dem Besitze der Bergbewohner zu lassen, weil er schwer vor den Einfällen derselben zu schützen war.

Die obere Region Terrayanas ist fast eben so breit; die Hügel sind da zahlreich und werden nach N. höher. Zahllose Bäche bewässern das Gebiet, auf welchem sich ein fast ununterbrochener Wald ausbreitet, in dem man ungefähr dieselben Bäume findet wie in Hindostan; in N. ist die Fichte häufig. Diese Waldungen werden durch Papageien und andere Vögel belebt, welche die menschliche Stimme nachahmen. Ein Theil der breiten Thäler, welche Dants heißen, ist urbar gemacht, im Allgemeinen aber ist der Anbau vernachlässigt, vielleicht wegen der Ungesundheit des Climas.

Ueber diesen bewaldeten Hügeln erhebt sich die Bergregion, die aus einer Menge unregelmäßiger, von tiefen und ungemein engen Thälern durchschnittener Ketten besteht. Das bedeutendste ist das des eigentlichen Nepal, welches dem Aussehen nach von den Beobachtern für den Boden eines alten Sees gehalten wurde, der allmälig versiechte. Die mythologischen Sagen des Landes stimmen mit dieser Vermuthung überein.

Diese, obgleich im Vergleiche mit den Bergmassen darüber niedrigen, Thäler liegen doch bedeutend hoch. Nach einer Berechnung Hamiltons hat das von Nepal 4000 Fuß Höhe. Ihr Clima ist das des südlichen Europa, und da sie gut bewässert sind, so tragen sie bei gehörigem Anbaue sehr reichlich. Die Wälder sind reich an herrlichen Bäumen. Die häufigen Wechsel von Kälte, Wärme und Feuchtigkeit hindern die Früchte, ihre vollkommene Reife zu erlangen, ausgenommen die Ananas und die Apfelsinen, welche vortrefflich sind.

Man hat in Nepal Goldadern vermuthet, und diese Idee veranlaßte, wie man sagt, viele Kriege gegen dieses Land. Sie scheint dadurch entstanden zu seyn, daß das Gold aus Tibet durch Nepal hindurch muß, um nach Indien zu gelangen; man findet nur Goldflitterchen in dem Sande einiger Flüsse. Das Bleierz enthält häufig Silber, aber die Nepalis sind nicht geschickt genug, dasselbe davon scheiden zu können. Sie bearbeiten reiche Kupfer- und Eisengruben. Bleigruben zu bearbeiten gestattet die Regierung nicht. Mit den Schwefelgruben, die sehr zahlreich sind, beschäftigt man sich gar nicht, weil Arsenikdämpfe daraus aufsteigen. Das Thal von Nepal enthält keinen einzigen Stein, da es aus angeschwemmtem Lande besteht. Die Berge in der Umgegend enthalten treffliche Baumaterialien, wegen der Schwierigkeit des Transportes nimmt man aber seine Zuflucht zu gebrannten Steinen.

Ueber den Bergen, welche das Herz von ganz Nepal bilden, erhebt sich der Katihar, eine Alpenregion, deren mittlere Breite von N. nach S. 9 Stunden beträgt. Sie besteht hauptsächlich aus ungeheuern Felsen, die in schreckliche Abgründe zerrissen sind und über die spitze Zacken hinausragen, auf denen überall, wo sie nicht perpendiculair sind, ewiger Schnee liegt. Die tiefen Gründe, welche sie trennen, gewähren Weideplätze und können selbst bis an den Punkt bebaut werden, wo sie sich dem Sattel der Himalaya nähern, wo ein ewiger Winter herrscht. Einige Flüsse, die aus Tibet kommen, bahnen sich einen Weg durch diese entsetzlichen Engpässe, aber in so schmalen und von so ungeheuern Abgründen beherrschten Oeffnungen, daß man mit Mühe in zwei oder drei Monaten des Jahres an ihren Ufern hin klettern kann. Man trifft in dieser Alpenregion nur den Kestura oder das Moschusreh und sehr schöne Vögel. Die Pflanzenerzeugnisse zeichnen sich durch ihre Aehnlichkeit mit denen des nördlichen Europa aus.

Die Bevölkerung von Nepal, die man auf 2,300,000 Seelen schätzt, besteht aus zwei Hauptvölkern, nämlich den Niuars und den Parbattiyas. Die ersten sind friedliche und arbeitsame Menschen, die sich besonders mit Ackerbau und Handel beschäftigen und durch ihre Gesichtsbildung, wie ihre Sprache verrathen, daß sie den Butias nahe stehen. Man hält sie für die Ureinwohner. (Taf. 29. Abbild.) Die Mayaren haben die Berge in W. inne, das ehemalige Gebiet der Gorkas. Die in O. werden von verschiedenen Stämmen, namentlich von den Kiratas und den Butias, bewohnt. Alle diese Bergvölker, welche die Masse der Bevölkerung ausmachen, bekennen sich zu dem Buddhismus, der aber durch manchen dieser Religion fremden Aberglauben sehr verändert ist.

Die Sprache und die Züge der Parbattiyas zeigen, daß dieses Volk aus Hindostan gekommen ist. Sie haben den Brahmanismus und die Kasteneintheilung mit sich gebracht. Die Reisenden beschreiben sie als heuchlerisch, treulos, stolz, grausam gegen ihre Untergebenen und kriechend gegen die Mächtigen. Sie sind außerordentlich den sinnlichen Vergnügungen ergeben und verbringen ganze Nächte mit Trinken und Tanzen. Obgleich sehr gewissenhafte Beobachter der äußern Gebräuche der Religion, sind sie doch nichts destoweniger rachsüchtig, und das große Messer, das sie am Gürtel tragen, erleichtert die Ermordungen. Die der obern Kasten schließen ihre Frauen ein und verlangen, daß dieselben sich mit den Leichen ihrer Männer verbrennen, welcher Forderung die Frauen aber nicht eben häufig nachkommen sollen. Dennoch sind diese schrecklichen Opfer in Nepal häufiger als in Bengalen. Die religiöse Strenge der Brahminen in Nepal ist so groß, daß Hamilton die von Katmandu, mit denen er vertraulich sprach, nicht bewegen konnte, eine Unterredung mit den unterrichtetsten Hangras dieser Stadt zu halten, wie man die buddhistischen Priester nennt.

Der Radschah ist ein Parbättiya und übt eine unbeschränkte Macht aus. Seine Einkünfte schätzt man auf 13,200,000 Frcs. Er unterhält ein Heer von 17,000 Mann. Die Kriegsfahne ist gelb und zeigt das Bild Hanimans, eines riesenhaften Affen und Halbgottes der Hindu-Mythologie. Die Unterhaltung des Heeres geschieht großentheils durch den Ertrag der jedem Corps angewiesenen Ländereien. Die Maharani oder Gemahlin des Radschah wird, wenn sie ausgeht, durch eine Escadron Frauen zu Pferde begleitet die mit Säbeln bewaffnet und wie die Männer gekleidet sind.

Kapitel XLII.

Hindostan. — Kemaon. — Gerval. — Quellen des Ganges. — Herduar.

Lange Zeit waren die Quellen des Ganges nur unvollkommen bekannt. Man erzählte darüber eine Menge von Mährchen, die wir hier nicht zu wiederholen brauchen. Endlich im Jahre 1807 entschloß sich die oberste Regierung von Bengalen, wegen der Widersprüche, die selbst die verständigsten Angaben über diesen für die Geographie interessanten Punkt enthielten, denselben untersuchen zu lassen. Webb, ein Genieofficier, wurde mit dieser eben so wichtigen als schwierigen Aufgabe beauftragt; er sollte seinen Untersuchungen die größte Ausdehnung geben. Das Land, das er zu durchwandern hatte, stand damals unter dem Radschah von Nepal, und dieser Fürst wurde ersucht, seinen Beamten Befehl zu geben, damit Webb, wie Raper und Hearsay, Infanterieofficiere, die ihn begleiteten, und ihr Gefolge von Dolmetschern und Dienern, sowie ein Detaschement Seapoys, sicher reisen könnten.

Sie brauchten drei Monate, vom 1. April bis 1. Juli 1808, zur Erfüllung ihrer Sendung. Ihre Beobachtungen wurden wiederholt und bestätigt von Moorcroft (1812), Fraser (1814), Hodgson (1816), Gerard (1817 und 1820) und Johnson (1827).

Der Ganges entsteht aus der Vereinigung der beiden Hauptärme, des Alacananda im O. und des Bhaghirati im W. Am 31. Mai war Webb in Manah, einem Dorfe am Ufer des Alacananda unter 30° 45′ n. Br.. „Je weiter wir kamen," sagt er, „um so mehr verminderte sich die Breite des übrigens tiefen und reißenden Flusses. Manah gegenüber betrug sie nur noch 20 Fuß; eine halbe Meile weiter hin nach Norden überschritten wir ihn auf einer Schicht verhärteten Schnees. Wir durchwanderten 3 Meilen in einem andern Thale, wo wir öfters auf dem Schnee gingen, der in den Strombetten und Schluchten aufgehäuft war. Die nördliche Seite der Berge, südlich von dem Alacananda, war ganz mit Schnee bedeckt, was in Verbindung mit dem eisigen Aussehen des Landes und dem kalten schneidenden Winde das Bild des Winters in den nördlichen Ländern gab und auch gleichen Eindruck machte. Das Thal, wo wir waren, ist fast 1800 Fuß hoch und ein kleiner Theil davon angebaut. Der Berghang ist so steil, daß nur die Schafe und Ziegen da weiden können. Gegen Mittag hatten wir das Ziel unserer Wanderung erreicht; wir waren dem Falle von Barsudhara gegenüber, der aus einer Spalte kommt und auf einem 200 Fuß hohen Felsenvorsprung stürzt; hier theilt sich das Wasser in zwei Schaumströme, welche in einem Schneebette fortfließen und daran gefrieren. Der kleine Theil, welcher schmilzt, unterminirt den Schnee darunter und bildet einen Bach, der 200 Schritte weiter hin aus einem Eisgewölbe herauskommt. Hier ist das Ende der frommen Wanderungen der Pilger; einige kommen daher, um sich von dem heiligen Sprudelregen der Cascade bespritzen zu lassen.

„Man unterscheidet an diesem Orte den Lauf des Alacananda bis an das Ende des Thales, wo er ganz unter Haufen gefrorenen Schnees versteckt ist, die sich wahrscheinlich seit Jahrhunderten da aufgethürmt haben. Die Pilger haben sich nie über diesen Punkt hinausgewagt."

Kommt man nach Manah zurück, so sieht man in dem Felsen zur Linken Höhlen, wo man kleine Tempel angelegt hat. Manah ist ein ziemlich bedeutender und volkreicher Ort; seine großen, starken und gut gewachsenen Bewohner haben die Gesichtsbildung der Tibetaner. „Nie," sagt Webb, „hatten wir in irgend einem Orte Hindostans so viele schöne Frauen und hübsche Kinder gesehen; ihre lebhafte Farbe näherte sie meist der Frische jener der Europäer. Vor dem Winter verläßt Jedermann den Flecken, der ganz unter Schnee begraben wird; alle Geräthschaften und Habseligkeiten werden mit fortgenommen; das Getreide bewahrt man in kleinen Gruben auf, deren Oeffnung sorgfältig mit Steinen verschlossen wird. Die Einwohner kommen erst nach vier Monaten zurück, und sie lieben, wie alle in kalten Ländern, leidenschaftlich starke geistige Getränke." Nachdem der Schnee geschmolzen ist, zu Ende Julis, brechen diese Bergbewohner in Schaaren von 100 und 150 mit Ziegen und Schafen auf, die ihnen als Lastthiere dienen, um verschiedene Waaren nach Tibet zu bringen, namentlich Getreide. Zurück bringen sie andere, welche sie an die Pilger sicher und vortheilhaft absetzen, die sich jährlich einfinden. Einige erlangen durch diesen Handel ein ansehnliches Vermögen.

Ein Theil dieser Bergbewohner verbringt den Winter in Dschoshimath, einer Stadt weiter unten am Zusammenflusse des Alacananda und Dauli. Ehe man dahin gelangt, kommt man nach Bhadrinath, einem Dorfe in einem Thale, das blos von Brahminen und andern Dienern eines ziemlich armseligen Tempels bewohnt wird, den aber die Sage der Hand eines Gottes zuschreibt, was ihn jedoch nicht vor den Erschütterungen eines Erdbebens schützte, so daß man zu menschlichen Mitteln seine Zuflucht nehmen mußte, damit er nicht vollständig einstürze. Eine Treppe führt von dem Tempel an den Ort, wo die Abwaschungen stattfinden; ein Becken an dem Flusse, das mit einem Dache versehen ist, nimmt das Wasser einer warmen Quelle auf, die in einem unterirdischen Canale von den Bergen daher geführt wird. Eine kalte Quelle, die aus einem andern Canale kommt, gestattet, dem Bade den Grad der Wärme zu geben, welchen man wünscht. Die warme Quelle erzeugt einen dichten Dampf, welcher stark nach Schwefel riecht. Beide Geschlechter baden sich zu gleicher Zeit. Die warme Quelle wird auch in die Privathäuser geführt, in welchen sie eine erstickende Wärme erzeugt.

Etwas weiter hin kommt eine andere warme Quelle aus einer Felsenspalte, die aber in kein Bassin aufgenommen wird. Der Pilger nimmt Wasser davon in die hohle Hand, um sich dasselbe auf den Körper zu schütten, eine Ceremonie, welche den Zweck hat, sowohl sich zu stärken, als den Forderungen der Religion Genüge zu leisten; denn das Wasser des Alacananda ist so kalt, selbst im Sommer, daß die Gläubigen, nachdem sie sich darin gebadet haben, sich nach etwas wärmern Wasser sehnen. Es giebt noch mehrere andere warme Quellen, von denen jede eine besondere gute Eigenschaft und eine besondere Benennung hat. Die Brahminen wissen ihren Vortheil daraus zu ziehen, so daß der Pilger, wenn er allmälig die erforderlichen Abwaschungen vornimmt, sein Geld in demselben Verhältnisse wie seine Sünden abnehmen sieht.

Der Tempel zu Bhadrinath hat bedeutende Besitzungen; alle Dörfer, die ihm gehören, blühen und ihre Felder sind gut bebaut. Außer den Einkünften davon empfängt er von jedem Pilger eine Opfergabe je nach den Mitteln desselben. Die Gaben werden auf drei besondern Plateaux niedergelegt, von denen das eine für das Götzenbild, das zweite für dessen Garderobe und Tisch, und das dritte für den Hohenpriester bestimmt ist. Diese Geschenke sind freiwillig; mehre Pilger stellen sich arm, um weniger zu bezahlen; andere dagegen legen am Fuße des Götzen alles nieder, was sie besitzen, und verlassen sich auf die Mildthätigkeit, um nach Hause zurückkehren zu können. Der Name jedes Gläubigen und der Betrag der Summe, die er gegeben hat, werden sorgfältig in ein Verzeichniß eingetragen; aber dieses Buch ist den Blicken profaner Augen verborgen. Man sagte Webb, große Kaufleute aus dem Dekkan hätten auf dieser Pilgerfahrt Laks von Rupien vertheilt und aufgewendet. Für

diese Opfergabe erhält der Fromme etwas gekochten Reis in dem Verhältnisse zu dem, was er gegeben hat; er gilt für vollen Ablaß.

Man schätzte die Pilger, welche dieses Jahr nach Bhadrinath gekommen waren, auf 50,000; die meisten waren Dschogis (Büßende), Pilger aus den fernsten Gegenden Hindostans.

„Die Ceremonien, welche die Hindus in Bhadrinath verrichten, unterscheiden sich durchaus nicht von denen, welche an andern Orten religiöser Abwaschung verrichtet werden. Nachdem sie ihre persönlichen Unreinigkeiten abgewaschen haben, lassen sich die, deren Väter gestorben sind, und die Frauen, welche ihre Männer verloren haben, die Haare abschneiden, was als ein Zeichen des Schmerzes angesehen werden kann, zugleich aber auch als eine Handlung der Reinigung, welche geeigneter macht vor Gott zu erscheinen. Ein Tag reicht zu allen diesen Gebräuchen hin; sehr wenige Pilger bleiben länger als zwei Tage; die großen Schaaren waren bereits abgereist, weil jeder die Berge zu erreichen sucht, ehe die periodischen Regen beginnen. In dieser Zeit kommen täglich nur etwa vierzig Fromme an. In der Mitte des Juni sind alle Bewohner des untern Landes ausgewandert und es kommen nur noch Nachzügler aus dem Süden an."

Nur durch sehr enge Pässe steigt man von Dschosimath nach Bhadrinath hinauf und jenseits längs dem Alacananda hin. Es hat ungeheuere Mühe gekostet, den Weg wegsam zu machen; viele Reisende, die nicht daran gewöhnt sind, diese rauhen und wilden Gegenden zu durchwandern, bringen mit Furcht in diese Engpässe ein. Die Berge sind meist dürr, die dem Winde weniger ausgesetzten untern Ketten dagegen mit Grün und Gebüsch bekleidet. Der Schnee bedeckt gänzlich die hohen Gipfel im N. In dem Maße wie man sich nähert, fühlt man, daß warme Kleidungsstücke durchaus nothwendig werden; selbst im Juni sind die Morgen häufig düster und der Wind ist schneidend kalt. Der Schnee, welcher an manchen Stellen 60 Fuß tief zu liegen scheint, verbirgt das Bett des Alacananda, und der Frost macht ihn so fest, daß die Füße kaum eine Spur darauf zurücklassen. Das ist der Anblick, den man zu Bhadrinath unter 30° 42′ n. Br. hat.

Von Bhadrinath nach Manah überschreitet man mehrere kleine Bergbäche, die durch den geschmolzenen Schnee gebildet werden. Einige fallen in Cascaden von den Höhen herab, was einen Anblick von imposanter Schönheit gewährt. In dieser Gegend ist jeder Felsen durch eine religiöse Sage geheiligt, und der Hindu betrachtet sie nur mit Verehrung und unter Gebet.

Dschosimath, ein Dorf in einer Schlucht in drei Viertheilen der Höhe des Gebirges, dem Zusammenflusse des Alacananda und des Daûli gegenüber, ist durch seine Lage vor dem eisigen Winde des Himalaya geschützt. Man gelangt dahin auf Stufen, die in den Felsen gehauen sind. Es besteht aus etwa 150 nett von Granit erbauten, mit Schindeln gedeckten und mit einem Hofe umgebenen Häusern. Die Straßen sind entweder mit Kieseln oder mit Felsenstücken gepflastert. Der erste Gegenstand, welcher die Aufmerksamkeit erregt, wenn man hier ankommt, ist eine Art Wassermühlen am Berghange etwa 50 Fuß von einander, die durch einen Bergbach in Bewegung gesetzt werden, den man in einem Canale von hohlen Baumstämmen hinleitet.

Der Hohepriester von Bhadrinath verbringt die sechs Wintermonate in Dschosimath, wo man mehrere Tempel mit Statuen sieht.

Nandaprayaga am Zusammenflusse des Alacananda und Nadacni ist der nördlichste der fünf Prayagas oder Zusammenflüsse des Ganges und eines andern Flusses, wo die Schastras, heiligen Bücher der Hindus, Abwaschungen zur Reinigung der Seele verlangen. Weiter nach N. würde der zu reißende Lauf des Wassers das Leben der Gläubigen zu großen Gefahren aussetzen.

Carnaprayaga, am Zusammenflusse des Alacananda und des Pindar, wird ebenfalls in den Schastras genannt. Dieser Ort enthält nur ein Dutzend Häuser. Als Webb sich dort befand, fühlte man eine leichte Erderschütterung, die sieben Minuten anhielt. Die englischen Reisenden hatten ihr Zelt am Fuße eines hohen Berges aufgeschlagen, dessen Felsen große Vorsprünge bildeten. Die offenbaren Beweise der in diesen Bergen durch ähnliche Erschütterungen veranlaßten Verheerungen machten sie besorgt und sie suchten einen Zufluchtsort in dem Thale, wo sie eine Zeit lang unruhig auf das Resultat warteten.

Rudaprayaga, am Zusammenflusse des Alacananda und des Keliganga oder Mandacni, ist, wie das vorhergehende, einer von denen, welche die Schastras nennen. Man sieht hier einen kleinen Tempel und einige von den Brahminen bewohnte Häuser. Etwas weiter hin erhebt sich 30 Fuß hoch der Bhem-catschala, ein großes Felsenstück von 30 Fuß im Durchmesser, das im Innern hohl ist und eine Kuppel mit zwei Oeffnungen oben bildet.

Die Regierung hat sich viele Mühe gegeben, um die Straßen wegsam zu machen und die Verbindung mit den heiligen Orten der Hindus so leicht als möglich zu unterhalten. In den steilen Passagen sind Stufen ausgehauen und an andern Stellen Steine gelegt worden, um den Zugang bequemer zu machen. Die Pilger, welche in kleinen Schaaren reisen und die Nacht in dem ersten besten Orte verbringen, haben bei kleinen Flüssen und unter Felsenhöhlen Wohnungen angelegt, wo sie geschützt sind. Häuschen, welche tschabutras heißen, stehen meist im Schatten großer Bäume, und hier bleiben sie während der Hitze des Tages, um ihre Mahlzeit zu bereiten.

Man trifft in Rudaprayaga Pilger, die von Kedarnath, dem Heiligthume an der Quelle des Madacni, zurückkommen; ob es gleich nur 15 Meil. in gerader Linie von Bhadrinath entfernt ist, kann man sich doch nicht von einem Orte zu dem andern begeben, ohne Rudaprayaga zu berühren, weil Massen ewigen Schnees den Raum dazwischen unzugänglich machen. Der Weg von Kedarnath ist sehr beschwerlich; an vielen Stellen muß man mehrere (engl.) Meilen weit auf Schnee gehen. Man sagte Webb, in demselben Jahre (1808) wären über 300 Personen ein Opfer des rauhen Climas und ihrer Anstrengung geworden.

Serinagor am linken Ufer des Alacananda, der hier von O. nach W. fließt, war vor dem Einfalle der Gorkhas und den Zerstörungen durch Erdbeben eine bedeutende Stadt. Alle Häuser sind von Bruchsteinen, sehen aber nicht eben besonders aus. Auf der andern Seite des Flusses haben mehrere Dörfchen am Fuße des Gebirges mehr oder minder berühmte Tempel.

Webb war Zeuge einer seltsamen Ceremonie, die Bhart oder Bheda heißt und welche er auf folgende Weise beschreibt: „es ist eine Art Sühnopfer, das man dem Geiste der Berge bringt, damit er seine Segnungen über das Land verbreite und dasselbe vor den Verwüstungen durch die Ratten und Insekten bewahre. Man befestigte das eine Ende eines sehr langen Strickes an einen Pfahl am Ufer des Flusses, und das andere wurde von etwa hundert Personen auf den Gipfel eines fast eine Meile hohen Berges getragen, dort in einen beweglichen Holzblock gesteckt und fest um einen großen Baum gebunden. Ein Mann aus der Classe der nats oder Springer setzte sich quer auf den Holzblock, begann darauf, ohne sich an dieses gefährliche Fahrzeug zu binden, ohne etwas zu haben, um sich im Gleichgewichte zu halten, außer einigen Sandsäcken an seinen Füßen und Schenkeln, die Rutschpartie und kam glücklich unten an. Dies galt für eine sehr glückliche Vorbedeutung und die Häupter der Stadt belohnten den nat freigebig. Wäre er gefallen, so mußte er das Leben durch den Sturz verlieren; jedenfalls ist der Tod die Strafe dieses Unfalles, denn wenn er noch athmet, so schneidet man ihm doch den Kopf ab, den man dem erzürnten Berggeiste zum Sühnopfer bietet. Diesen Gebrauch findet man an verschiedenen Orten im Gebirge und man greift dazu nach einer schlechten Ernte."

Dewaprayaga, am Zusammenflusse des Alacananda und des Bhaghirati, ist am Abhange eines Berges zwischen den beiden Flüssen 100 Fuß über deren gewöhnlichem Niveau erbaut. Stufen in dem Felsen führen von dem Wasser fast bis auf den Gipfel des Berges, der 800 Fuß über die Stadt ragt. Die Häuser sind von großen Steinen erbaut und plump

herappt. Zwei Tempel zieren den obern Theil, und die Brahminen versicherten Webb, der Haupttempel stehe seit zweitausend Jahren.

Der Alacananda kommt aus NO., der Bhaghirati aus NW. Die Quelle des letztern befindet sich unter dem 31. Breitengrade, 2 Meilen unter dem Gangautri. Der Fluß kommt aus mehrere Fuß dicken Eisschlünden unter einer niedrigen Arcade am Fuße einer festen und perpendiculairen Masse gefrornen Schnees von 300 Fuß Höhe heraus, die sich wahrscheinlich seit Jahrhunderten gebildet hat. An dieser Eiswand hängen lange und zackige Eiszacken herab, die ohne Zweifel zu der mythologischen Sage Veranlassung gegeben haben, welche den Ganges aus den Haaren Mahadewas hervorquellen läßt. Am letzten Tage des Mais 1808 war der Fluß an dem Punkte, wo er unter dem Eise hervorkommt, 27 Fuß breit und 1 Fuß tief. Er fließt langsam.

Hodgson konnte anderthalbe Meile weiter gehen, aber immer auf dem Schnee; er überzeugte sich, daß er sich in einer Höhe von 14,600 F. befand. Der Punkt, wo der Ganges sichtbar wird, liegt nur 13,800 Fuß hoch.

Von Gangautri bis zu diesem Punkte durchreist man 2 Meilen bald auf dem Schnee, bald auf den Felsen längs den Ufern des Bhaghirati, bald auf denen in dem Bette hin. Er nimmt immer an Breite ab und verschwindet bisweilen unter Eisgewölben. Ein großer Felsen, den er umgiebt, ähnelt etwas dem Körper und dem Maule einer Kuh, weshalb er gaù moki, das Kuhmaul heißt, das nach dem Volksglauben das Wasser des heiligen Flusses von sich giebt.

Das Thal endigt am Ausgange des Bhaghirati unter dem Eise am Fuße eines steilen Felsens; es giebt keine Wege mehr, nicht die geringste Spur von Vegetation; man ist völlig von Schnee und Eis umgeben.

Nach der Mythologie der Hindus ist Ganga die Tochter Himavati's, des großen Gebirges; Uama, ihre Schwester, ist die Gattin Mahadewas, der zerstörenden Macht. Den Namen Mahadewa Calinga führt der gigantische Pik des Himalaya, welcher über Gangautri hinausragt.

Der Name Ganga kommt daher, daß der Fluß das Land (Gang) durchströmt, Bhaghirati daher, daß der König Bhaghiratha, ein sehr frommer Hindu, seine Andacht auf einem Felsen immitten des Wassers zu Gangautri verrichtete. Der Fluß ist da 50 Fuß breit und 3 Fuß tief und hat einen ruhigen Lauf. Am Ufer sieht man einen kleinen Tempel von Holz, welcher einen großen Stein mit dem Abdrucke des Fußes Gangas enthält.

Ehe die Pilger Gangautri besuchen, rasiren sie sich und baden sich zu Gauricund, einem großen Teiche 600 Schritte von dem Ziele der Reise, aus welchem ein großer Bach fließt. In dem Bette des Bhaghirati hat man drei Bassins gegraben, in welche die Pilger sich hineinstürzen; das erste ist so groß wie der Fluß und hat das reine Wasser des Ganges, das noch nicht durch Vermischung mit einem andern Flusse verunreinigt ist. Ein großer mit Holz bedeckter Tempel enthält die Statue dieser Gottheit von rothem Stein und mehrere andere Götzenbilder. Ein Brahmine, der gewöhnlich zu Dherali, einige Stunden weiter unten, wohnt, verbringt drei Monate der schönen Jahreszeit zu Gangautri, wohin er alles mitnehmen muß, was er zum Leben braucht, und wo man auf allen Seiten nichts als Berge mit schneebedeckten Gipfeln sieht; der untere Theil ist mit Rasen bekleidet und trägt einige einzelne Birken. Der Weg nach Gangautri ist so beschwerlich, daß der Ort nur von Büßenden besucht wird.

Folgt man dem Bhaghirati, um nach Dewaprayaga zu gelangen, so reist man in einem sehr engen Thale zwischen den Bergen; man trifft einige Dörfer und Flecken, unter andern Barahat, die Residenz des Radschah von Gerval. Ein anderer Weg führt von diesem Orte in die durch den Mandacni bewässerte Schlucht.

Der große Tempel zu Dewaprayaga ist von Granit erbaut und die Steine sind durch Mörtel unter einander verbunden. Dieses 70 Fuß hohe Gebäude hat eine pyramidalische Gestalt und endigt in einer weißen Kuppel, auf welcher hölzerne Säulen ein viereckiges Dach mit kupfernen Ziegeln und einer goldenen Kugel mit einer Spitze tragen. Dieser Tempel steht auf einer Platform von 60 Quadratfuß und 6 Fuß Höhe. Der Eingang nach Westen ist mit einem Porticus verziert, unter welchem die Frommen ihre Andacht verrichten; an der Decke hängen Glocken von verschiedener Größe. Die Hauptgottheit steht von schwarzem Stein, unter einer Kuppel sitzend dargestellt, dem Eingange gegenüber am Ostende des Heiligthums.

Der Ort, wo die Abwaschungen stattfinden, ist die Vereinigung der beiden Flüsse. Der Alacananda wälzt mit Heftigkeit und großem Getöse seine schäumende Flut auf einem steilen und von Felsen starrenden Abhange hinunter; der Bhaghirati fließt sanft bis an die Stelle, wo ihm sein ungestümer Genosse mit in betäubender Schnelligkeit fortreißt. Deshalb hat man unter der Wasserfläche in den Felsen drei Bassins gehauen, damit die Frommen von der Strömung nicht mit fortgerissen werden. Diese lassen ihren Namen von einem Brahminen ihrer Sekte aufschreiben, und bezahlen, wie schon erwähnt, etwas für diese Begünstigung.

Ueber dem Zusammenflusse ist der Alacananda der breiteste und tiefste der beiden Flüsse; er mißt 142 Fuß von einem Ufer bis zum andern und steigt in der Regenzeit 46 Fuß über sein gewöhnliches Niveau. Webb überschritt ihn auf einer Hängebrücke von 50 Fuß Höhe, welche dennoch in der Regenzeit durch die Strömung häufig mit fortgerissen wird. Der Bhaghirati ist 112 Fuß breit und steigt 40 Fuß. Aus der Verbindung der beiden Flüsse entsteht der Ganges, der im Mai unterhalb Dewaprayaga 240 Fuß breit war. Er läuft nach W. und dann nach S. durch ein gebirgiges Land.

Die Beiflüsse des Alacananda zur Linken kommen aus Kemaon, einem britischen Gebiete, das in W. durch den Cali von Nepal getrennt ist. In dem nördlichen Theile desselben, der an dem Himalaya grenzt, findet man den Niti-gat oder Niti-Paß, durch welchen man mit außerordentlichen Schwierigkeiten nach Undes, eine Provinz Tibets, bringt. Der Flächenraum bietet eine ununterbrochene Reihe von hohen Bergen, die sich unter einander durchkreuzen und nach N. zu höher werden.

Das Land ist von den Kasyias bewohnt, welche eine minder dunkele Hautfarbe haben als die Völker in der Ebene. Ihre Züge verrathen, daß sie der Hindu-Familie angehören. Sie sind von apathischem Charakter. Die Engländer haben Kemaon behalten, nachdem sie die Gorkas daraus vertrieben. Die Hauptstadt ist Almora, auf einem Berge in einer Höhe von 1049 Toisen.

Kemaon gehört gegenwärtig zu Gerval, einer Bergprovinz, wie alle Reisende sagen, die sie erwähnt haben. Sie wird in O. von dem Ramganga, in W. von der Dschemna, in N. durch den Schneegipfel des Himalaya und in S. durch die untere Terrasse dieser Berge begrenzt, die mit ihm parallel läuft und eine Höhe von mindestens 1600 Toisen erreicht.

Gerval zeigt in seinem südlichen Theile eine Menge von Bergen, die unter allen Gestalten und in allen Richtungen, bisweilen in parallelen kurzen Ketten aufgethürmt und oft mit einander an den Ecken durch schmale Rücken verbunden sind, welche in rechten Winkeln die Thäler durchschneiden, die meist sehr eng sind. Einige Berge sind bewaldet und immer grün, andere steinig und völlig kahl. Auf den minder hohen sieht man gewaltige Wälder von Eichen, Buchen, indischen Kastanien, Fichten und Tannen; in ihrem Schatten wachsen Erdbeeren von ausgezeichnetem Geschmacke; aber ein bedeutender Theil ist unbewohnbar und kann nicht einmal durchgängig als Aufenthalt für wilde Thiere dienen.

Die Bewohner von Gerval sind Kasyias, die aber stärker und thätiger sind als jene in Kemaon. Dennoch besitzen sie jene Energie nicht, welche in andern Ländern die Bergbewohner auszeichnet, denn sie trugen geduldig das Joch der Gorkas, welche sie zu Sclaven gemacht hatten und zu Hunderten verkauften. Die Engländer vertrieben die Unterdrücker und setzten den Radschah des Landes wieder ein. Sein Gebiet zwischen dem Bhaghirati und der Dschemna wird von den britischen Truppen beschützt.

Das kleine Dorf Dscherbalr am Abhange eines Berges kann eine Idee von vielen derselben in Gerval geben. Die Umgegend ist eine traurige und unfruchtbare Einöde; kaum bemerkt man einiges Gebüsch; die Häuser auf Platformen von Stein haben an der Façade eine Verandah oder einen Porticus, der im Sommer vor den perpendiculären Strahlen der Sonne schützt. (Taf. 30. Abbild.)

Nur eine sehr kleine Anzahl von Flüssen ist zum Durchwaten; die Bewohner bedienen sich deshalb der Hängebrücken, die sehr zahlreich sind. Man bringt sie an den Punkten an, wo Felsen, welche das Flußbett zusammendrängen, die Befestigung von Seilen erleichtern, welche das bewegliche Gerüst tragen, auf dem der Reisende geht. Jene in Teri zeichnet sich durch die malerische Landschaft umher aus. (Taf. 30. Abbild.) Andere Brücken sind einfacher; der Reisende, der in einem an Seilen hängenden Reifen sitzt, wird von der einen Seite zur andern gezogen oder hilft sich selbst mit Händen und Füßen hinüber

An der Spitze der untern Terrasse der Himalaya-Berge endigt Gerval) das heilige Land der Hindus. Am Fuße eines steilen Berges dieser Kette, durch den der Ganges sich zwängt, um in die Ebenen Hindostans zu gelangen, findet man am rechten Ufer dieses Flusses Herduar, den von den Hindus verehrten Ort. Er heißt in ihrer Sprache Hari dwara (Thor Hari's oder Wischnus), oder auch ganga dwara.

Herduar ist seit undenklicher Zeit von den Hindus als ein durch das Wasser des heiligen Flusses geweihter Ort besucht worden. Es liegt an dem nördlichen Rande eines kleinen Gebiets an einem großen Walde, welcher das westliche Ende der Stadt fast berührt. Hübsche Tempel und große steinerne Gebäude, die von frommen Männern für die Pilger errichtet wurden, nebst Treppen, die zum Ganges führen, theils mit Thürmchen, theils mit phantastischen Malereien geschmückt, alle gut erhalten, beweisen, daß es hier eine geachtete und blühende Hierarchie giebt. Das Bild dieser Gebäude wird durch die Fluten des Ganges reflectirt, der hier ein breiter klarer Fluß geworden ist, schnell in einem von drei Seiten durch hohe Gebirge begrenzten Thale fließt und viel zu der Pracht der Landschaft beiträgt. (Taf 30. Abbild).

Die Stelle zu dem heiligenden Bade ist am Fuße des Hirkipari, eines Bergvorsprunges nach dem Flusse zu. Sonst stieg man nur auf einer Treppe hinunter, auf welcher blos vier Pilger neben einander gehen konnten. Es geschahen häufig Unglücksfälle, weil die Frommen sich drängten, um zuerst in die heilige Flut zu gelangen. Im Jahre 1819 wurden 430 Hindus da erdrückt, und man fand unter den Todten englische Seapoys, die als Wachen dagestanden, um diese traurige Katastrophe zu verhindern.

Um so große Unfälle zu vermeiden, hat die ostindische Compagnie die Straße, welche zum Ganges führt, erweitern und einen geräumigen Kai anlegen lassen, der in einer Treppe von gleicher Größe endigt. Die Hindus sprachen laut ihre Dankbarkeit dafür aus. Mit dem Rufe Mahadeo! bol!, den sie wiederholen, wenn sie vor den Tempeln an ihrem Wege vorbeigehen, verbinden sie den: bol! bol!, der ihren Dank dafür ausdrückt, daß sie ohne Gefahr und ohne große Beschwerde eine für sie so wesentliche Pflicht erfüllen können.

Beim Baden selbst wird keine besondere Ceremonie beobachtet; es gnügt das einfache Eintauchen. Die Tiefe des Ganges beträgt 4 Fuß; zur Zeit des Festes stürzen sich beide Geschlechter zu gleicher Zeit hinein; die Frommen, welche streng die Vorschriften erfüllen wollen, lassen sich von zwei Brahminen begleiten, die den Büßenden in das Wasser tauchen und sodann wieder an das Ufer führen.

Die Brahminen sind natürlich unter dieser ungeheuern Volksmenge die bemerkenswerthesten Personen; sie sammeln die Gaben der Gläubigen ein, verrichten aber keine besondere Function. Die tiefe Andacht der Hindus beim Baden, ihre religiöse Begeisterung, wenn sie sich in die Fluten des heiligen Flusses stürzen können, gewähren einen auffallenden Contrast mit der Ruhe und Gleichgiltigkeit der Europäer, welche diese für sie wirklich seltsame Scene betrachten.

Eine andere nicht minder merkwürdige zeigt sich auf einer andern Seite ihren Blicken. Die durch den Glauben gebotene Pilgerfahrt nach Herduar findet im April statt, zur Zeit der Rückkehr der schönen Jahreszeit in die nördlichen Länder. Sobald die Wege frei sind, eilen die Hindus und auch Leute, die dem Brahmanismus ganz fremd sind, nach Herduar nicht aus Frömmigkeit, sondern des Handels wegen. Uebrigens haben die Beobachter bemerkt, daß der Hindu nie sein zeitliches Interesse aus den Augen verliert und daß ein mela (eine Messe) die nothwendige Folge des Zusammenflusses der Menschen ist, welche die Religion veranlaßt. Schon zu Ende des März sind die Wege, welche nach Herduar führen, mit mehreren Tausenden von Reisenden bedeckt, theils und zwar zumeist von Fußgängern, theils auf Elephanten, Stieren, Pferden, Kameelen reitend, theils Lastthiere führend. Sie kommen aus Afghanistan, aus dem Penschab, aus Caschemir, aus allen Theilen Hindostans. Fast alle Pilger bringen Waaren mit, weil sie die Ueberzeugung haben, dieselben vortheilhaft zu verkaufen. Die großen Bankiers schicken nach Herduar ihre Agenten, welche für Waare oder Geld Wechsel von jedem Betrage auf alle Plätze geben, die man nur verlangen kann.

Man nimmt an, daß nahe an 300,000 Personen jährlich in Herduar zusammenkommen; von zwölf zu zwölf Jahren ziehen außerordentliche Ceremonien eine noch bedeutendere Menschenmenge dahin, und man glaubt, daß sie sich dann wohl auf eine Million belaufen könne.

Schwerlich macht man sich eine Vorstellung von dem Lärme der Messe zu Herduar. Der klagende Schrei des Kameels, die gewaltige Stimme des Elephanten, das Brüllen der Stiere, das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Löwen, der Tiger und der andern wilden Thiere, welche man für die Neugierigen ausstellt; das Schnattern der Affen, der gellende Schrei der Raubvögel, das Gekrächze der Papageien, die ohrzerreißenden Töne der herumziehenden Musiker, verbunden mit dem Gespräche und dem Geschreie der Menge und dem betäubenden Schalle der Muschelhörner der Brahminen, — alles dies zusammen giebt das seltsamste und betäubendste Getöse das man sich denken kann. Die reißenden Thiere, welche man der öffentlichen Neugierde darstellt, sind nicht wie in Europa bei ähnlichen Gelegenheiten in Käfige eingesperrt, sondern nur an Ketten oder Stricke gelegt, so daß man sich in gehöriger Ferne von ihnen halten muß.

In den Niederlagen befinden sich Waaren aus allen Ländern der Welt: den Thee aus China, die Lackgegenstände aus Japan, die Shawls aus Caschemir, die Musline Indiens sieht man neben dem Kaffee aus Arabien, den kurzen Waaren, den Wollenzeuge und Gläsern Englands und den Parfümerien aus London und Paris.

Sonst wurden die außerordentlichen Versammlungen alle zwölf Jahre durch tumultuöse Auftritte bezeichnet, welche blutige Kämpfe herbeiführten. Der Brahmanismus zerfällt wie alle andern Religionen in verschiedene Sekten. Am 10. April, dem Tage der großen Eintauchung, machte jede Schaar, angeführt von frommen Bettlern, den andern mit Stock- und Keulenschlägen den Gang nach dem Flusse streitig. Sehr oft verlor bei dieser Gelegenheit eine große Anzahl Hindus das Leben. Seit mehreren Jahren vergeht jetzt in Folge der Vorsichtsmaßregeln der englischen Regierung die Messe von Herduar zur Verwunderung der Menge ohne Blutvergießen.

So lange die Messe dauert, drei Wochen, nimmt sie nicht ab. Besonders gegen den 10. April hin wird der Menschenzusammenfluß ungeheuer. Alle Wege sind mit Wallfahrern bedeckt; diejenigen, welche nur ihre Abwaschungen verrichten wollen, kommen früh an und brechen, nachdem sie ihre religiöse Pflicht erfüllt haben, Abends oder am andern Morgen wieder auf; aber ein Reisender wird fortwährend durch einen andern ersetzt. Es ist eine fortwährende Bewegung, die sich wirklich nicht denken läßt, wenn man sie nicht gesehen hat. Man glaubt vielleicht, die Schwierigkeit Lebensmittel für alle diese Leute zusammenzubringen, müsse eine Art Theuerung und Mangel veranlassen; aber Webb sagt, er habe in dem Bazar immer Vorrath gefunden und die Lebensmittel wären nicht theuer. Die Wallfahrer, welche nur einen Tag bleiben, bringen ihren Bedarf

mit, und Tausende von Karren führen unaufhörlich Lebensmittel zu, besonders aus dem fruchtbaren Lande zwischen dem Ganges und der Dschemna.

Kapitel XLIII.

Hindostan. — Die Dschemna. — Delhi. — Agra.

Hodgson ist der erste europäische Reisende, der eine genügende Beschreibung von der Dschemna gegeben hat. Im April 1817 als dieser Engländer ihn besuchte, strömte der Fluß unter einer 180 Fuß breiten und 40 F. tiefen compacten und festen Schneemasse, die von den obern Höhen heruntergefallen und rechts und links durch Granitfelsenwände begrenzt war. Der Dampf der warmen Quellen, die aus dem Felsen hervorkamen, die er bedeckte, hatte Löcher darin ausgehöhlt. Hodgson benutzte eines derselben, um unter das Schneegewölbe hinunter zu steigen, zündete Fackeln an und betrachtete ein prachtvolles Schauspiel. Die warmen Quellen ziehen sich ziemlich weit hin und einige sind so warm, daß man Reis darin kochen kann. Sie kommen aus Rissen in dem Granite wallend heraus und setzen einen eisenhaltigen Niederschlag ab.

Die Quelle der Dschemna befindet sich in einer Höhe von 2450 Fuß an den SW.Seite des Dschemna utri, eines Schneepiks des Himalaya. An dem Punkte, wo dieser Fluß unter dem Eise hervorkommt, ist er nur 3 Fuß breit und einige Zoll tief. Er fließt sehr reißend nach S. längs Gerval hin, das er in N. begrenzt, und nimmt zu Kalsigat den Tuse auf, der, obgleich weit ansehnlicher, seinen Namen verliert. In diesem Theile ihres Laufes strömt die Dschemna fast parallel mit dem Ganges, von dem sie nur 13 Stunden entfernt ist. In dem Dorfe Garabuar, wo sie schon weit größer ist, erzwingt sie sich einen Durchgang durch die untere Terrasse des Hamalaya und gelangt in die Ebenen Hindostans bei Feyzabad, einem kleinen Dorfe, wo sie in der nassen Jahreszeit 3000, in der trocknen aber nur 300 Fuß breit ist. Sie bespült fast den Fuß der Berge zur Rechten, während das linke Ufer, wo Feyzabad liegt, über eine Stunde davon entfernt ist. Sie theilt sich in mehrere Arme und bildet so gut bewohnte und gut bebaute Inseln; dann vereinigen sich diese Arme wieder. Sie fließt auf Sand und Kies und häufig auf Felsen, welche Fälle bilden, die jedoch zu schwach sind, als daß sie das Flößen von Bauholz hindern könnten.

Die Dschemna fließt weiter fort parallel mit dem Ganges, von dem sie nun 17 bis 25 Stunden entfernt ist; ihre Ufer sind ungemein malerisch durch die zahlreichen Ruinen, die sie zeigen und deren Aussehen über das sandige Land, das sie bewässert, eine melancholische Majestät verbreitet. In geringer Entfernung von den Mauern des neuen Delhi sieht man zur Linken die Ruinen einer Moschee (Taf. 31. Abbild.), deren Effect durch das dichte Gebüsch eines nahen Haines erhöht wird, ein natürlicher in der unmittelbaren Nähe der alten Hauptstadt Hindostans seltener Reiz, da der Boden hier dürr und mit Salzausschwitzungen bedeckt ist. Da der steinige Boden fortwährend den Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, so zieht er viel Wärme an und erzeugt in der Jahreszeit, in welcher dieselbe den höchsten Grad erreicht, eine trockene und sehr hohe Temperatur. Das Land ist von allen Seiten offen und den Winden ausgesetzt, welche über große Wassermassen streichen und im Winter eine starke Kälte veranlassen. Die übermäßige Wärme ist jedoch den Pflanzen günstig, welche nur in den südlichern Provinzen Hindostans von selbst wachsen.

Mitten unter Ruinen längs den friedlichen Gewässern der Dschemna hin, kommt man auf den weiten Raum des ehemaligen Delhi. Man bemerkt am nördlichen Ende der Mauern, die ihn umgeben, und anderthalbe Meile von denen der neuen Stadt Thürme und andere Ueberreste eines prachtvollen Gebäudes, weiß aber den Namen des mächtigen und ohne Zweifel zu seiner Zeit berühmten Mannes nicht mehr, zu dessen Ehre dieses Gebäude aufgeführt wurde. (Taf. 31. Abbild.)

An einer andern Stelle erhebt sich majestätisch der Kottab-minar; man hält diese Säule Kottabs für die höchste, welche man kennt. Die runde Basis bildet ein Vieleck von 27 Seiten und der Schaft ist bis zur dritten Abtheilung in 27 Theile, die bald kreisförmig, bald eckig sind, cannelirt. Drei Balcone laufen um die Säule herum; der erste befindet sich 90, der zweite 140, der dritte 203 Fuß über dem Boden. Die ganze Höhe des Kottab-minar beträgt 248 Fuß. Er ist von rothem Granit, in welchem sich schwarzer und weißer Marmor befindet. Eine Wendeltreppe im Innern führt auf 300 Stufen bis auf die Spitze; sonst befand sich oben darauf eine Kuppel, die nicht mehr existirt, ob sie gleich auf der Zeichnung mit dargestellt ist. Oeffnungen an den Seiten lassen Luft und Licht hinein. Die englische Regierung versäumt nichts, um dieses prächtige Denkmal in gutem Stande zu erhalten. (Taf. 31. Abbild.)

Die Ueberreste von Kuppeln, Portiken und Arkaden, mit denen sie umgeben ist, bilden die östliche Seite einer Moschee von rothem Granit, die von Kottab-ed-din, Vicekönig Mohamed Gauris, begonnen wurde, unter dessen Regierung er 1193 Delhi einnahm. Die Bildhauerarbeiten an diesen Portiken sind höchst sorgfältig und außerordentlich fein; man bewundert sie noch, denn sie haben nichts verloren.

Zur Zeit seines Glanzes soll Delhi einen Raum von 8 Q.Stunden bedeckt haben, und so viel nehmen allerdings die Trümmer ein. Die Entstehung der Stadt ist unbekannt; wie die Hindus erzählen, wurde sie von dem Radschah Dehu gebaut, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte. Die Macht der eingeborenen Fürsten wurde durch die Afghanen oder Patane gestürzt, welche sich 1193 Delhis bemächtigten. Während ihrer Herrschaft eroberte und plünderte Tamerlan 1398 Delhi. Baber, einer seiner Nachfolger, machte 1525 der Dynastie der Afghanen ein Ende und begann die der mogolischen Kaiser, welche noch besteht, wenn sie auch ihre Macht verloren hat.

Die zahlreichen Wechselfälle, welche Delhi erlitt, häuften daselbst die Ruinen verschiedener Jahrhunderte auf; die der alten Hindu-Bauart theilen das Interesse des Beschauers mit denen der Muselmänner. Die Hindus sagen, es wären hier unter den Ueberresten der Tempel und Paläste die Gräber von 80,000 Heiligen und Märtyrern gefunden worden. In den Zeiten des Ruhmes Delhis zeigten Haine und Gärten ihr frisches Grün und ihre Blumenkränze auf einem Boden, der gegenwärtig durchaus dürr ist.

Akbar, der größte Fürst der mogolischen Dynastie, verlegte den Sitz des Reiches in die Stadt Agra, was den Verfall Delhis beschleunigte. Doch blieb ihm noch ein Schatten von Glanz, als 1621 der Kaiser Schah Dschehan das neue Delhi gründete, das nach ihm Schah-Dschehanabad genannt und die Hauptstadt des Reiches wurde; es hat fast 10 Stunden im Umfange. Unter der Regierung Aurengzebs, des Nachfolgers Schah-Dschehans, erreichte die Stadt den höchsten Grad des Glanzes. Dieser Monarch hatte die von seinen Vorfahren begonnenen Eroberungen fortgesetzt und bei seinem Tode, 1707, erstreckte sich sein Reich in N. bis an den Himalaya, in O. bis nach Arrakan und Assam, in S. bis an das Meer, mit Ausnahme einiger kleinen Fürstenthümer in dem südlichen Theile und längs der westlichen Küste der Halbinsel, und in W. bis jenseits des Indus.

Die Erzählungen Roës, Terrys, Taverniers, J. Thevenots, Berniers und anderer europäischer Reisender, welche die Staaten des Großmoguls im 17. Jahrh. besuchten, enthalten eine so pomphafte Beschreibung von dem Reichthume, der Pracht und dem ungeheuern Luxus, der sie umgab, daß man ein Mährchen aus „Tausend und einer Nacht" zu lesen glaubt. Ein einziger der Throne des Großmoguls wurde von Tavernier auf 160 Mill. geschätzt; zwölf goldene Säulen, welche den Baldachin dieses Thrones hielten, waren von großen Perlen umschlungen; der Baldachin bestand aus Perlen und Diamanten mit einem Pfau darauf, der einen Schweif von Edelsteinen ausbreitete. Alles Uebrige stand mit dieser Pracht in Uebereinstimmung. Der feierlichste Tag im Jahre war der, an welchem

man den Kaiser in goldener Wage wog, und an diesem Tage erhielt er für mehr als 50 Mill. Geschenke.

Nach dem Tode Aurengzebs hatte diese Größe ein Ende; seine Kinder machten einander den Thron streitig, auf welchem einige nur wenige Tage saßen. Während dieser Zeit blutiger Kämpfe unter Brüdern und Verwandten, Mordthaten, Grausamkeiten, Ausschweifungen und finnlosem Luxus konnte keiner der Prinzen, welche nach einander den Kaisertitel annahmen, seine Herrschaft über die Radschahs und Subos, oder Vicekönige und Statthalter, behaupten, welche sich unabhängig zu machen suchten.

Mitten in diesen Unruhen verbrannten 1735 die Mahratten die Vorstädte von Delhi. Nadir Schah, bekannter unter dem Namen Thamas Kuli Khan, der in Persien regierte, schickte 1737 Gesandte nach Delhi, um gegen das Asyl zu reclamiren, das man den ausgewanderten Afghanen gewährt hatte, und die Auslieferung derselben zu verlangen. Die ausweichenden Antworten, welche Mohamed Schah gab, der damals den Thron des Großmoguls inne hatte, dienten dem Eroberer zum Vorwande, einen Zug gegen Hindostan zu unternehmen. Sein eigentlicher Zweck aber war, sich der Schätze des Reichs zu bemächtigen. Die Schwäche dieses Staates, die Intriguen am Hofe zu Delhi, die Einverständnisse, die er mit einigen der vorzüglichsten omrahs (hohen Beamten) unterhielt, ebneten ihm alle Hindernisse. Er durchzog Afghanistan, ging über oder durch den Indus und dessen Beiflüsse, schlug die Heere, welche man ihm entgegenstellte, und rückte am 2. März 1739 in Delhi ein. Er überschwemmte mit Blut diese Hauptstadt, deren Einwohner sich gegen ihn erhoben. Mehrere Tage lang war sie auf Befehl Nadir-Schahs der Plünderung und dem Morden preisgegeben. Um der Habsucht, der Wuth und Rohheit der Perser zu entgehen, steckten ganze Familien ihre Häuser in Brand und stürzten sich in die Flammen. Die Gesammtzahl der Opfer betrug nach den am wenigsten übertreibenden Berichten 100,000, nach dem Reisenden Otter aber gar 225,000. Ein großer Theil der Stadt brannte nieder.

Nach Beendigung der Schlächterei setzte Nadir-Schah den Mahomed Schah wieder auf den Thron, ließ sich von demselben aber alle Provinzen westlich von dem Indus abtreten und verließ am 16. Mai Delhi mit einer Beute, die von Einigen auf 1,500,000,000, von Andern auf 2,000,000,000 Frcs. geschätzt wurde. Der berühmte Pfau auf dem Throne befand sich auch darunter.

Der Einfall Nadir-Schahs hatte der Macht des mogolischen Reiches den letzten Stoß gegeben; es wurde endlich gänzlich zerstückelt, und der ephemere Besitz einer fast nichtigen Macht veranlaßte dennoch immer noch blutige Auftritte.

Im Jahre 1758 wurde Delhi zum zweitenmale durch Achmed Abd-Assi, den König von Cabul, geplündert. Der Palast des Großmoguls, Alem-ghir, verlor vollends alles, was Nadir Schah verschmäht hatte. Die Marmorwände wurden zertrümmert, um die Edelsteine zu erhalten, mit denen sie ausgelegt waren.

Schah Alim II., der 1760 den Thron bestieg, wurde von den Mahratten aus seiner Hauptstadt vertrieben und flüchtete sich zu einem seiner ehemaligen Vasallen, der unabhängiger Fürst geworden war. Dieser erklärte im Namen dieses Schattenkaisers den Engländern, welche bereits Herren von Bengalen und Bahar waren, den Krieg, mußte sich aber deren Gnade und Ungnade ergeben, und die ostindische Compagnie überließ ihm ein fruchtbares und großes Landstück über Allahabad. Er seinerseits trat derselben auf ewige Zeiten 1765 die divanrie oder die Steuern von Bengalen, Bahar und Orissa ab. Der Schutz der Compagnie langweilte ihn jedoch und er kehrte 1771 nach Delhi zurück, wo er bald ein politisches Werkzeug in den Händen der Mahratten wurde, in deren Händen sich jene Hauptstadt seit 1770 befand. Im Jahre 1788 bemächtigte sich Golam Kadir, das Oberhaupt der Rohillas, eines Stammes in dem Gebirge östlich vom Ganges, Delhis, mißhandelte und folterte selbst den unglücklichen Kaiser, um von demselben zu erfahren, wo die Schätze verborgen wären, und stach ihm zuletzt die Augen aus. Er mordete, folterte und ließ Hungers sterben mehrere Mitglieder der königlichen Familie und vornehme Einwohner der Hauptstadt, um von ihnen ähnliche Eröffnungen zu erhalten. Die Annäherung einer Abtheilung des Mahrattenheeres nöthigte ihn endlich den Platz zu räumen; er wurde auf der Flucht eingeholt und hingerichtet.

Schah Alim führte nach seiner Befreiung ein elendes Leben; die Mahratten, die Herren seiner Staaten, gaben ihm ein Jahrgeld, das kaum zu seiner und seiner Familie Erhaltung hinreichte, eigneten sich den Gebrauch alles dessen an, was ihm gehörte, und begingen die schauderhaftesten Verbrechen im Namen ihres Gefangenen.

Diese beklagenswerthe Periode dauerte bis 1803. Damals hatte sich Daület Ro Sindia, der Fürst der Mahratten, mit der ostindischen Compagnie veruneinigt; Lord Lake rückte gegen ihn, schlug das Heer bei Delhi am 11. Septbr. und zog am folgenden Tage in dieser Hauptstadt ein. Die weitern Erfolge der Engländer vernichteten die Macht der Mahratten in Ober-Hindostan, und die Regierung von Calcutta traf Anstalten, um den Kaiser und dessen Familie zu erhalten. Man gab ihm alle Häuser, Gärten und Ländereien zurück, die ihm die Mahratten genommen hatten; man trat ihm ferner am rechten Ufer der Dschemna ein Gebiet ab, dessen Einkünfte dem Kaiser angehören und in dessen Namen unter der Aufsicht des britischen Residenten erhoben werden sollten. Man ließ ihm auch einen Schatten von Einfluß in der Verwaltung der örtlichen Justiz.

Die Ruhe Delhis wurde nicht gestört bis zum October 1804. Da schickte Holcar, der Mahrattenfürst, welcher sich vor Lord Lake zurückzog, seine Infanterie mit einem furchtbaren Geschützparke zur Belagerung der Stadt ab. Dieselbe begann am 9. dieses Monats. Die Garnison war, weil man nach verschiedenen Seiten hin hatte Truppen absenden müssen, zur Vertheidigung einer so großen Stadt zu schwach, deren Wälle überdies auf allen Seiten zugänglich waren, und die 900 Mewars enthielt, Diebe von Profession, und ein Corps irregulairer Cavalerie, auf dessen Treue man nicht bauen konnte. Beide Theile rechtfertigten die von ihnen gehegten Erwartungen; die Mewars gingen zu dem Feinde über und die Cavalerie zerstreute sich bei der Annäherung desselben, der demnach nahe an die Mauern kam. Die Mahratten eröffneten ihr Feuer und machten mehrere Breschen; aber als sie einen Sturm versuchten, wurden sie zurückgeschlagen und hoben die Belagerung nach neun Tagen auf.

Schah Alim überlebte diese Ereignisse; erst im Decbr. 1806 endigte er seine lange und unglückliche Regierung. Akbar, sein ältester Sohn, folgte ihm ohne Widerspruch. Dieser machtlose Kaiser residirt in Delhi und man erweist ihm alle Ehren, die der mit der höchsten Gewalt bekleideten Person zukommen. Er wohnt in einem von britischen Soldaten bewachten Palaste. Die Fremden werden ihm vorgestellt, wenn sie durch den Residenten darum nachgesucht haben, welchen die Compagnie bei ihm hält. Reginald Heber, der anglikanische Bischof von Calcutta, verfehlte bei seiner Durchreise durch Delhi 1824 nicht, dem Nachfolger jener mogolischen Kaiser, welche im 17. Jahrh. einen so blendenden Luxus entfalteten, seinen Besuch abzustatten. Akbar II., der gegenwärtig regiert, lebt von einer Pension von 1 Mill. Thalern, welche ihm die ostindische Compagnie giebt. Sein prachtvoll gebauter Palast zeigt Spuren des Verfalles; man wird darin von Bettlerschaaren angefallen, — den Frauen und Kindern der bei dem Marstall Angestellten.

„Wir stiegen von unsern Elephanten," sagt der Bischof Heber, „vor einem reich mit Bildhauerarbeiten geschmückten, aber sehr schmuzigen Thore; unsere Führer zogen einen Leinwand-Vorhang zurück und riefen mit rauher Stimme in einem gewissen Takte: „hier ist der Schmuck der Welt! hier ist das Asyl der Völker! der König der Könige! der Kaiser Akbar Schah, der Gerechte, der Glückliche, der Siegreiche!" Wir sahen wirklich einen kleinen Hof mit niedrigen, aber reich geschmückten Gebäuden umher. Uns gegenüber öffnete sich ein Pavillon von weißem sculptir-

ten Marmor, der mit Rosenstöcken und Springbrunnen umgeben und mit Vorhängen und Zelten geschmückt war; im Innern bemerkte man eine ansehnliche Menschenmenge, unter welcher der arme Alte, der Abkömmling Tamerlans, saß. Elliot, der Resident, machte drei tiefe Verbeugungen; wir folgten seinem Beispiele. Diese Ceremonie wurde zweimal wiederholt während wir nach der Treppe des Pavillons hingingen, wobei die Herolde jedesmal die Ausdrücke der Größe ihres Gebieters hersagten. Wir stellten uns endlich in eine Linie zur Rechten des Thrones auf, der eine Art großen Sessels von reich vergoldetem Marmor ist, zu dem zwei oder drei Stufen hinaufführen. Elliot trat hier, die Hände nach orientalischer Weise zusammengelegt, einen Schritt vor und sagte dem Kaiser mit leiser Stimme, wer er sey. Darauf machte ich drei Verbeugungen und bot ein nazzar (Geschenk) von 51 Goldmohars in einem gestickten Beutel, der nach der Sitte auf meinem Tuche lag. Der Monarch nahm meine Gabe und legte sie neben sich. Ich blieb noch einige Minuten stehen und er richtete die gewöhnlichen Fragen über mein Befinden, meine Reisen und die Zeit meiner Abreise von Calcutta an mich. So hatte ich Gelegenheit, diesen Fürsten ganz genau zu sehen; er ist bleich und hager, hat aber ein schönes Gesicht, eine Adlernase und einen langen weißen Bart. Sein Teint ist dunkeler als der eines Europäers; seine Hände sind sehr weiß und klein, und sie waren mit, wie es schien, sehr werthvollen Ringen geschmückt. Uebrigens konnte ich nur sein Gesicht und seine Hände sehen, weil der Morgen kühl war und er sich in mehrere Shawls gewickelt hatte. Ich trat auf meinen Platz zurück und bot sodann dem präsumtiven Thronerben, der links von seinem Vater saß, 5 Mohars. Der Resident saß zur Rechten. Zwei Engländer, die bei mir waren, wurden ungefähr mit denselben Förmlichkeiten vorgestellt; ihre Geschenke waren geringer als das meinige, und der Kaiser sprach nicht mit ihnen.

„Der Kaiser winkte mir darauf nochmals vorzutreten. Elliot sagte mir, ich möge meinen Hut abnehmen, da ich bis dahin bedeckt geblieben war, und der Kaiser schlang eigenhändig einen leichten Turban von Goldbrocat, für den ich noch vier Mohars zahlte, um meinen Kopf. Darauf meldete man uns, wir hätten uns zurückzuziehen, um die kelats (Ehrengewänder) zu empfangen, welche die Güte „der Zuflucht der Welt“ für uns habe bereit halten lassen. Ich wurde demnach in ein kleines Zimmer geführt, das an den zenana (Frauenwohnung) stieß, wo ich ein hübsches geblümtes und mit Pelz besetztes Gewand und zwei ziemlich gewöhnliche Shawls fand. Meine Leute, welche alle diese schönen Dinge mit großem Vergnügen betrachteten, hüllten mich in das Kleidungsstück. Ich mußte in diesem seltsamen Aufzuge wieder vor dem Kaiser erscheinen, und ich hörte meinen Namen von den Herolden mit den pomphaftesten Titeln anmelden. Meine Begleiter befanden sich bereits, ebenfalls verkleidet, wieder da, man hatte ihnen jedoch nicht die Ehre erwiesen, sie in ein besonderes Ankleidezimmer zu führen; sie hatten ihr kelat an der Thüre des Hofes angelegt. Ich glaube, sie sahen noch seltsamer aus als ich, denn ihre Hüte waren von einer geblümten Gazeschärpe umschlungen und ihre Schultern, über ihren Kleidungsstücken, mit einem seltsamen Gewande von Gaze, Flittern und verschossenen Bändern bedeckt.

„Ich trat von neuem vor und bot dem Kaiser mein drittes Geschenk, — ein Exemplar der arabischen Bibel und das Gebetbuch der anglikanischen Kirche in hindostanischer Sprache, elegant in blauen Sammet mit Gold gebunden und in ein Stück Brocat eingeschlagen. Der Kaiser ersuchte mich, ich möge mich bücken; er hing mir darauf ein Perlenhalsband um und steckte vorn an meinen Turban zwei glänzende Schmucksachen von nicht eben großem Werthe; dafür gab ich ihm noch fünf Mohars. Endlich wurde mir angezeigt, es erwarte mich draußen ein Pferd; die Herolde verkündeten nochmals emphatisch dieses Zeichen der kaiserlichen Freigebigkeit, und ich zahlte noch einmal fünf Mohars. Endlich empfahl ich mich durch drei, dreimal wiederholte, Verbeugungen und begab mich mit Elliot in das Ankleidezimmer, von wo ich der Königin, wie man sie gewöhnlich nennt, obgleich der Titel Kaiserin gewiß passender wäre, ein Geschenk von fünf Mohars übergab. In diesem Augenblicke fragten mich die tschoptas (Läufer) des Kaisers, wann sie zu mir kommen könnten, um ihr Geschenk in Empfang zu nehmen.

„Uebrigens darf man nicht glauben, daß dieser Austausch von Geschenken für den Kaiser oder mich etwas sehr Kostspieliges gewesen sey. Alles, was er mir gab, das Pferd mitgerechnet, obgleich wirklich das schönste, das seit mehrern Jahren am Hofe zu Delhi gesehen worden, und obgleich der alte Monarch offenbar sehr artig seyn wollte, kostete nicht mehr als etwa 300 Rupien (Gulden), so daß er und seine Familie dabei wenigstens eben so viel verdienten, ungerechnet das, was sie von meinen beiden Begleitern erhielten. Alles dies war reiner Gewinn, weil die Ehrengewänder, welche die letztern erhielten, ohne Zweifel aus abgesetzten Putz der begom (Fürstin) gemacht waren. Während auf der einen Seite die Compagnie sehr weislich befohlen hat, daß alle Geschenke, die Einer erhält, der Regierung zufallen müssen, hat sie aber auch alle Kosten auf sich genommen, welche bei solchen Gelegenheiten von Beamten gemacht werden. Dem zu Folge ging nichts, was ich gab, aus meiner Tasche, ausgenommen die beiden Bücher, die, wie er mir sagte, ihm um so lieber waren, da er sie nicht erwartete.

„Doch kehren wir in den Audienzsaal zurück. Während ich mich in dem Ankleidezimmer befand, fiel mir die Schönheit seiner Verzierungen auf; es war ganz mit weißem Marmor bekleidet und dieser mit Blumen und Blättern von grünem Serpentin, Lapislazuli und blauem und rothem Porphyr ausgelegt; die Blumen im besten italienischen Style verriethen es, daß sie das Werk eines Künstlers dieses Landes seyn müßten; aber alles war schmuzig, verfallen und verwüstet. Die Hälfte der Blumen und Früchte war herausgerissen oder auf eine andere Art verstümmelt; die Thüren und Fenster befanden sich in einem traurigen Zustande des Verfalles, während eine Menge alter Geräthe in einer Ecke aufgehäuft war und ein zerrissener Vorhang von verschossener Tapete über einer Arkade hing, die zu den innern Gemächern führte. Die Leute hatten keine Idee davon, irgend etwas zu reinigen oder wiederherzustellen.

„Was mich betrifft, ich gedachte an den berühmten Vers des persischen Dichters:

„Die Spinne hat ihr Gewebe im Palaste der Kaiser aufgehangen“,

und fand ein trauriges Interesse dabei, den gegenwärtigen Zustand dieser armen Familie mit dem zu vergleichen, in welchem sie sich vor zweihundert Jahren befand, als Bernier, der französische Reisende, Delhi besuchte.

„Als ich meine gewöhnliche Kleidung wieder angelegt hatte, wartete ich noch eine kurze Zeit, bis man uns gemeldet, daß der „König der Könige“ sich in seinen Zenana zurückgezogen habe. Wir gingen also in den Audienzsaal, den ich vorher nur unvollkommen gesehen hatte wegen der anwesenden Personenmenge und der Nothwendigkeit, die Ceremonien zu erfüllen, denen ich mich gefügt hatte. Es ist ein sehr schöner Pavillon von weißem Marmor, an der einen Seite nach dem Hofe des Palastes, an der andern auf einen großen Garten offen. Seine Säulen und Wölbungen sind herrlich gemeißelt und mit vergoldeten und eingelegten Blumen, sowie mit Inschriften in dem schönsten persischen Style geschmückt. Um den Fries her liest man den Spruch:

„Wenn es auf Erden giebt ein Paradies,
So ist es dies, so ist es dies.“

Der marmorne Fußboden ist nicht mit Teppichen belegt, aber überall mit derselben Pracht ausgelegt wie das Zimmer, das ich verlassen hatte.

„Die Gärten, die wir darauf besuchten, sind nicht groß, müssen aber in ihrer Art sehr schön und prächtig gewesen seyn. Sie sind reich an alten Orangen- und andern Fruchtbäumen, an Terrassen und Beeten, auf denen eine Menge Rosen standen und eben einige Jonquillen blühten. Ein Canal mit kleinen Wasserleitungen von weißem Marmor durchzieht hier und da die Beete, und am Ende der Terrasse sieht man einen prächtigen achteckigen Pavillon ebenfalls von Marmor, der mit Blumen in Mosaik bekleidet ist; eine Marmorfontaine steht in der Mitte und in

einer Nische an der Seite befindet sich ein hübsches Bad. Von den Fenstern dieses Pavillons aus, der sich über die Mauern der Stadt erhebt, hat man einen vollständigen Ueberblick über Delhi und die Umgegend; aber, als wir den Pavillon gesehen hatten, welcher Schmuz, welche Einsamkeit, welches Elend! Das Bad und die Fontaine hatten kein Wasser; der Mosaikboden war mit Geräthen und Schmuz aus dem Garten bedeckt und die Wände durch den Koth der Vögel und Fledermäuse beschmuzt.

„Wir wurden in die Schloß-Moschee geführt, ein zierliches kleines Gebäude von weißem Marmor, das aber ebenfalls vernachlässigt wird und verfällt. Man hat Pipals (Ficus religiosa) innerhalb der Mauern wachsen lassen; die äußere Vergoldung der Kuppel war zum Theil weggenommen und einige Thüren sind plump mit Ziegelsteinen zugemauert, aber nicht abgepuzt.

„Zulezt besuchten wir den devani am (öffentlichen Audienzsaal), der sich in dem äußern Hofe befindet. Bei gewissen Gelegenheiten saß der Großmogul hier in großem Staate, um die Begrüßungen und Bitten seiner Unterthanen zu vernehmen. Dieser Saal ist ebenfalls ein prachtvoller Marmorpavillon, der Form nach dem andern gleich, aber viel größer und nur an drei Seiten offen. Die vierte schließt eine schwarze Wand mit eingelegten Mosaikblumen und -blättern. In der Mitte steht ein Thron zwei Fuß über dem Boden mit einer kleinen Platform von Marmor davor. Hier stand der Vezir, um die Gesuche seinem Herrn zu überreichen. Hinter dem Throne sieht man eine Mosaik, welche Vögel, vierfüßige Thiere und Blumen vorstellt, sowie in der Mitte, der schlagendste Beweis, daß es das Werk eines italienischen oder doch wenigstens europäischen Künstlers ist, eine kleine Orpheusgruppe. Dieser Saal war, als wir ihn besichtigten, mit Geräthen aller Art, mit zerbrochenen Palankinen und leeren Kisten gefüllt, und der Thron so mit Taubenkoth bedeckt, daß man kaum die Verzierungen daran erkennen konnte. Schah Dschehan, der Erbauer dieser stolzen Gebäude, ahnete es gewiß nicht, welches Schicksal seinen Nachkommen, ja ihm selbst bevorstehe. Der berühmte Spruch: Vanitas vanitatum, stand sicherlich nirgends lesbarer angeschrieben, als auf den verfallenen Arcaden des Palastes zu Delhi.

„Nachmittags fuhr ich mit Herrn und Mad. Elliot in einem Theile der Stadt umher. Die Hauptstraßen sind wirklich breit, schön und, für eine asiatische Stadt, merkwürdig reinlich. Die Laden in dem Bazar sehen recht gut aus. Die bedeutendste Straße, die wir sahen, heißt Tschandi Tschok (Goldschmieds-Straße). Ein Theil der Wasserleitung läuft in der Mitte hin.

„Ungefähr in der Mitte dieser Straße sieht man eine hübsche kleine Moschee mit drei vergoldeten Kuppeln (Taf. 31. Abbild.) Man sagt, Nadir Schah habe unter dem Porticus dieses Tempels von früh bis zum Abend gesessen, um die Niedermetzelung der Einwohner durch seine Soldaten mit anzusehen. Ein Thor, das zu einem nahen Bazar führt, hat den Namen Eunia Daruasa (Thor der Metzelei) behalten.

„Die Mauern der Stadt sind hoch und sehr schön, aber mit Ausnahme der Ruinen und der Felsen ist jenseits derselben nichts zu sehen. Die Gärten von Schelmal, die in mehrern Schriften so sehr gerühmt werden, sind vollkommen verwildert; doch versicherte mich Jedermann, daß sich das Aussehen Delhis sehr verbessert habe, seit es im Besitze der Engländer ist. In welchen Zustand hatten es die Mahratten gebracht!"

Der Franzose Victor Jacquemont erhielt ebenfalls eine öffentliche Audienz bei dem Kaiser Akbar. Er spricht davon mit aller Heiterkeit seines Alters in einem Briefe vom 10. März 1830: „Ich wurde durch den Residenten mit einem ganz passablen Pompe, einem Regimente Infanterie, einer starken Bedeckung Cavalerie, einem Heere von Domestiken und einer Schaar reich gezäumter Elephanten zur Audienz geführt, und bezeigte meine Ehrfurcht dem Kaiser, der geruhte, mir ein kelat (Ehrengewand) reichen zu lassen, das mir ceremoniös unter der Aufsicht des Premierministers angelegt wurde. Ich erschien wieder am Hofe. Da heftete der Kaiser (man vergesse nicht, daß er in gerader Linie von Timur oder Tamerlan abstammt) mit seinen eigenen kaiserlichen Händen an meinen Hut (einen grauen), welcher vorher durch den Vezir in einen Turban verwandelt worden worden war, ein Paar Schmucksachen von Steinen. Der Kaiser fragte, ob es in Frankreich einen König gebe und ob man dort Englisch spreche. Er hatte nie Franzosen gesehen ausgenommen den General Peron, der sein Hüter war als er sich in der Gefangenschaft der Mahratten befand.. Nach einer halben Stunde wurde die Audienz aufgehoben und ich entfernte mich in Prozession mit dem Residenten. Die Trommeln wirbelten, als ich vor den Truppen in einem Schlafrocke von gesticktem Muslin vorüberzog. Vater, warum warst du nicht da, um dich über deinen Sohn zu freuen!

„Ich brauche nicht zu sagen, daß ich in Schah Mohamed Akbar Rhazi Badschah einen ehrwürdigen Greis und höchst anbetungswürdigen Fürsten fand; er hat wirklich ein schönes Gesicht, einen schönen weißen Bart und den Ausdruck eines Mannes, der unglücklich gewesen ist. Die Engländer haben ihm alle Ehre des Thrones gelassen."

Er ist sehr empfänglich für diese Beweise von Achtung, und fühlte sich tief verlezt, als Lord Hastings, der Generalgouverneur des britischen Indiens, darauf bestand, in seiner Gegenwart sich zu setzen. Es beleidigt ihn, wenn eine angesehene Person durch Delhi reist, ohne ihm einen Besuch zu machen. „Es freut mich deshalb sehr," sagt Heber, „es nicht versäumt zu haben, ihm einen Besuch zu machen, da es mich nicht blos interessirte, diesen ehrwürdigen Ueberrest eines mächtigen Stammes zu sehen, sondern Elliot mir auch erzählte, der Kaiser frage häufig nach dem Bischofe und sage: will er fortreisen, ohne mich zu besuchen?"

„Akbar sieht aus wie ein Mann von 74 bis 75 Jahren, ist aber erst 63 alt, was freilich in diesem Lande ein hohes Alter ist. Er soll mild und mäßig seyn, keine besondern Talente, aber ein artiges und angenehmes Benehmen besitzen. Seine Favoritin, die Begom, ist eine Frau von niederm Herkommen, schlecht erzogen und heftig; sie beherrscht ihn vollkommen, greift sein Geld an und hat oft sein nicht eben kluges Benehmen gegen seine Kinder und gegen die britische Regierung veranlaßt. Sie haßt seinen ältesten Sohn, einen achtbaren Mann, der mehr Talent besizt, als die eingeborenen Fürsten gewöhnlich zeigen. Zu seinem Glück hat er eine besondere Vorliebe für literarische Beschäftigungen, der einzige Gegenstand, für den er in seiner Lage einen lobenswerthen und unschuldigen Ehrgeiz haben kann. Er liebt die Poesie und macht recht gute persische Verse. Seine Kinder hat er sorgfältig erzogen und (was in diesem Lande etwas Außerordentliches ist) selbst seine Töchter. Obgleich er erst im 35. Jahre steht, sieht er doch schon alt aus, was eine Folge der Ausschweifungen ist, denen sich die Fürsten im Oriente zu frühzeitig hingeben, oder seines zu häufigen Genusses starker Getränke, eines Mißbrauches, dessen Spuren man an seinem Gesichte sieht. Trotzdem ist, wie bereits erwähnt, sein Character für einen orientalischen Fürsten empfehlenswerth, und seine Fähigkeiten gelten für ungewöhnlich.

„Es hat vielleicht wenig Familien gegeben, die während ihrer Macht so viele Laster und so wenige Tugenden geübt haben, als die Timurs. Ihre Macht hat seit Aurengzeb allmälig abgenommen, und jezt — sagte mir Elliot eines Tages — sehe ich durchaus keine Möglichkeit, selbst angenommen, daß unsere Herrschaft in Indien zu Ende ginge, daß der König von Delhi einen Augenblick nur einen Theil von Gewalt wieder erlangen könnte. Er glaubte selbst nicht, daß irgend einer der angesehensten Fürsten Indiens, die sich um unser Erbe streiten würden, sich des Namens des Kaisers als eines Mittels zum Triumphe und um seine eigenen ehrgeizigen Absichten zu bemänteln, bedienen würde. Er sezte hinzu, alles berücksichtigt, wären wenig gefangene und entthronte Fürsten so edel, artig und freigebig behandelt worden wie diese von den Engländern, und sie könnten unmöglich etwas bei der Verminderung unseres Uebergewichts in Indien zu gewinnen hoffen. Der gegenwärtige Zustand sey gewiß bedauernswürdig und zu gleicher Zeit ein schreckliches Beispiel von der Unbeständigkeit der menschlichen Größe. Der riesenhafte Geist Tamerlans

und die ausgezeichneten Talente Akbars werfen einen gewissen Glanz auf die Verbrechen und Thorheiten ihrer Nachkommen, und ich hoffe aufrichtig, die Regierung werde die Trümmer der verfallenen Macht schonen und wenigstens jede neue Demüthigung von dem armen Greise fern halten, bei dem ich von Kindheit auf an allen Glanz und allen erdenkbaren Reichthum unter dem Namen Großmogul denke."

In Schadschehanabad, wie man das neue Delhi nennt, sieht man die Ueberreste mehrerer prachtvollen Paläste, die sonst den großen Omrahs des Reichs gehörten. Jener des Sultans Dams-Schekoh, des unglücklichen Bruders Aurengzebs, wird jetzt von dem englischen Residenten bewohnt. Alle sind von hohen Mauern umgeben und nehmen einen großen Raum ein, weil sie Harems, Galerien für Musik, Gärten, Bäder und mancherlei Ställe umfassen.

Die Schilderung, welche der Major Skinner von Delhi entwirft, paßt auf alle großen Städte Hindostans:

„Gewöhnlich sind die Straßen in den Städten des Orients sehr schmal, und wenig mehr als finstere Durchgänge. Wenn Sie in Groß-Cairo unglücklicher Weise einem Zuge maskirter Schönheiten begegnen, müssen Sie einen schnellen Rückzug machen, oder, wenn Ihre Neugierde Sie verleitet stehen zu bleiben, es darauf ankommen lassen, gegen die Mauer zu Brei zerquetscht zu werden. Der Chandy Choke in Delhi bildet eine bedeutende Ausnahme von der Regel, und ist vielleicht die breiteste Straße, die man in irgend einer Stadt des Orients findet. Die Häuser haben an der Vorderseite meistens Balcons, auf denen die Männer sitzen, in leichten Musselin gekleidet, und ihre Hookahs rauchen; zuweilen sieht man auch Frauen, die, allen Geboten der Schicklichkeit trozzend, derselben Beschäftigung sich hingeben. Das Gewühl eines so volkreichen Platzes ist bedeutend groß, denn jedes Haus scheint so stark besetzt zu seyn, wie ein Bienenkorb. Die Bevölkerung beträgt, auf einer Fläche von sieben Meilen im Umkreise, ungefähr 200,000 Seelen.*) Die große Eigenthümlichkeit einer Stadt des Orient besteht darin, daß Alles öffentlich betrieben wird. Die Menschen sprechen so laut als sie nur können, und zuweilen, wenn sie über die unbedeutendsten Dinge reden, scheint es, als ob sie sich auf die heftigste Weise zankten. Das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Ochsen, das Knarren der Wagenräder und das Klirren der „Hämmer der Zinngießer" — denn alle Beschäftigungen werden hier auf einem kleinen offenen Raume vor jeder Bude betrieben — sind kaum auszuhalten. Die trompetenden Töne des Elephanten, nebst dem Stöhnen der Kameele, gelegentlich durch das Brüllen eines Leoparden variirt, (denn diese Thiere werden, mit einer Kappe versehen, durch die Straßen geführt, um für die Zwecke der Jagd verwendet zu werden,) dazu das unnachlassende Trommeln der Tam-Tams, die schrillende Pfeife und die knarrenden Töne der Violine, durch die noch schlimmeren Laute der Sänger begleitet — sind genug, um eine nur etwas nervenschwache Person in Verzweiflung zu bringen.

„Unter den Eingeborenen einer mahomedanischen Stadt scheint eine Vertraulichkeit im Benehmen zu herrschen, die Jeden sogleich sich heimisch fühlen läßt. Wenn ein Fremder in eine Stadt eintritt und eine Gruppe findet, die sich irgend einer Belustigung hingiebt, kann er sich sogleich anschließen und das Spiel eben so eifrig mittreiben, als hätte er die Leute sein ganzes Leben hindurch gekannt; dann reicht er vielleicht seine Pfeife einem Umstehenden hin oder empfängt von diesem die seinige — ein sicheres Zeichen der Gastfreundschaft, — setzt sich nieder und erzählt seine Geschichte eben so freimüthig, als hätte er einen Bruder getroffen. Die Häuser sind meistens unregelmäßig gebaut und häufig sonderbar decorirt. Teppiche von verschiedenen Farben hängen vor den Thüren, vielfarbige Blenden schirmen die Fenster, und der Gebrauch, Kleider, vorzüglich Schärpen von allen Farben, rothe, blaue, gelbe, grüne und weiße, auf den Dächern auszubreiten, um sie dort zu trocknen, läßt die Häuser eben so freundlich aussehen, als ein Schiff, das an einem Gallatage sich mit allen Wimpeln schmückt.

„Die Staubwolken von den zahllosen Fuhrwerken, und die Insekten, welche die Buden der Pastetenbäcker umgeben, sind die unerträglichsten Plagen von allen. Der ranzige Duft der schmuzig aussehenden Mixturen, die vor den Augen beständig bereitet werden, und der allgemeine üble Geruch der Stadt dienen zum Beweise, daß selten eine „Moschuscaravane von Koten durch sie passirt". Wenn ich nicht irre, befindet sich unter den Erzählungen der Arabischen Mährchen eine Geschichte von einer Prinzessin, die einen Conditor mit dem Tode bedrohte, wenn er unter sein Gebäck keinen Pfeffer mischen wolle. So despotisch diese Handlung bei einer Dame auch erscheint, so ist sie doch eine treffliche Satire auf die Pastetenbäckerei des Orient, da das einzige Mittel, die Erzeugnisse dieser Kunst genießbar zu machen, darin besteht, sie so zu würzen, daß die ursprünglichen Bestandtheile des Gebäcks gar nicht mehr zu schmecken sind. Jener Koch des Riahochens fiel, glaube ich, als Märtyrer für die Ehre seines Gewerbes, indem er sich weigerte, dem Gebote nachzukommen, und ich bin der Ansicht, daß auch seine jetzigen Brüder nichts vermögen könnte, ihr Gebäck zu verbessern.

„Durch die Stadt zu reiten, erheischt große Vorsicht und einige Geschicklichkeit. Es ist nothwendig, den ganzen Weg über zu rufen, zu schieben und zu stoßen, um die Menge zu warnen, aus dem Wege zu gehen. Gelegentlich müssen Sie sich bei einem Zuge beladener Kameele vorbeiquetschen, oder Elephanten ausweichen, und wenn ihr Pferd, wie dies sehr häufig vorkommt, sich vor diesen Thieren scheut, erfordert es große Geschicklichkeit, nicht in die Kessel mit siedendem Wasser vor den Buden der Köche geworfen zu werden. Sehr oft ist die Furcht gegenseitig, und es läßt sich leicht denken, welche Verwirrung ein Elephant, der sich vor einem Pferde flüchten will, in den volkreichen Straßen anrichtet. Bei einem meiner Ritte durch die Stadt wurde ich fast über den Haufen geworfen durch einen Auflauf, der durch die Reise einer hochwichtigen Person durch die staubigen Straßen der Stadt veranlaßt wurde. Wenn man von einem solchen Sturme überfallen wird, vergeht lange Zeit, ehe man seine Sehkraft oder seine frühere Position wieder erlangt."

Die Wasserleitung, welche die größte Straße Delhis durchschneidet, ist neuerdings ausgebessert worden; das Wasser wird ihr durch den Canal Ali Merdan Khans zugeführt, der ebenfalls restaurirt worden ist. Man verfertigt in dieser Hauptstadt und in der Umgegend Baumwollenzeuge und bereitet Indigo; ein unternehmender Hindu-Kaufmann hat neuerdings eine Shawlfabrik angelegt, welche sich im blühenden Zustande befindet. Er bezieht die Wolle aus Tibet und beschäftigt Arbeiter aus Caschemir. Die wichtigste Einfuhr geschieht durch die Caravanen aus Norden, welche aus Caschmir und Kabul Shawls, Obst und Pferde bringen. Man kann in Delhi gute Edelsteine bekommen, namentlich große rothe und schwarze Carneole. Man baut in der Umgegend, an den Ufern der Dschemna, Weizen, Reis, Hirse und Indigo.

Die Ruinen der alten Stadt bedeckten einen Raum von fast 8 Meil. südl. von der neuen. Reist man nach Agra, so gewährt Secandra, ein nur 2 Stunden von der letztern Stadt entfernter Flecken, der von jener früher wahrscheinlich eine Vorstadt war, einen ähnlichen Anblick. Das einzige Gebäude, welches ganz geblieben, ist das berühmte Grabmal Akbars. Dieser prachtvolle Bau, geweiht durch den Namen des größten Monarchen, der den Thron der Mogolen inne gehabt hat, erregt noch gegenwärtig die Bewunderung der Reisenden. Das ungeheuere Mausoleum erhebt sich in der Mitte eines regelmäßig bepflanzten und mit Mauern umgebenen Parks. Es hat eine vierseitige Form; an jeder Seite sieht man fünf Thore; an jeder Ecke und über jedem Thore erhebt sich ein Thurm. Das ganze Gebäude ist von rothem Granit und mit weißem Mormar ausgelegt. Die durchbrochenen Kuppeln über den Thürmen sind von weißem Marmor, sowie die fünfte Etage des Gebäudes. Diese Etagen nehmen allmälig an Größe ab und jede ist von einer Pla-

*) Das Missionary-Register für 1828 giebt 200,000 an. Zur Zeit Aurengzebs soll die Stadt 2,000,000 Einwohner gehabt haben. Anm. d. Uebers.

form mit einer Balustrade umgeben. Das Innere der fünften ist mit schwarzem Marmor ausgelegt, der arabische Charaktere bildet, die Stellen aus dem Koran ausmachen. Zur Zeit des Schahs Dschehan beschatteten Zeltdecken von Goldbrocat, getragen von silbernen Säulen, die Mollahs und Gelehrten, welche über Glaubenspunkte disputirten.

In der Mitte des Gebäudes nimmt ein großer mit weißem Marmor bekleideter Saal den ganzen innern Raum ein und endigt sich oben in einer Kuppel, deren Fenster nur ein Helldunkel durchlassen. Hier betrachtet man mit Ehrfurcht das Grab, welches die Ueberreste des großen Fürsten birgt, der durch seine Thaten, mehr aber noch durch seine Menschlichkeit, seinen Edelmuth und seine Liebe zu den Wissenschaften berühmt war. Auf dem Sarcophag von geschliffenem weißem Marmor liest man blos den Namen des Monarchen

Akbar.

Dieses herrliche Gebäude wird von der britischen Regierung wohl unterhalten, aber die Bauten umher haben durch die Zeit und Erdbeben viel gelitten. (Taf. 32. Abbild.)

Agra oder Akbarabad zieht sich wie Delhi, von dem es 45 Stunden in SSO. entfernt liegt, am rechten Ufer der Dschemna hin, die unter den Mauern der Stadt, wenigstens im Juni, eine halbe Meile breit und nie zu durchwaten ist. Der Raum, den diese Stadt einnimmt, ist ebenfalls von Ruinen bedeckt; man schätzt ihre Einwohnerzahl auf nicht mehr als 60,000.

Die Moschee der Dschemna bildet eine ihrer größten Zierden; sie ist vierseitig, von achteckigen Thürmen flankirt, hat schlanke Minarets und herrliche Kuppeln. Sie steht an dem Thore von Dehli, der Festung und einer Brücke. (Taf. 32. Abbild.)

Unter den Gebäuden von Agra wird von den Reisenden am meisten der Tadsche-mahal gerühmt, den Schah Dschehan für die berühmte Begom Nur-Dschehan (Licht der Welt) erbaute. Dieser Palast bildet mit seinen leichten Minarets, seinem großen Arcadenthore, seiner Moschee und seinen Pavillons eine der herrlichsten Gruppen orientalischer Architectur, die man kennt. Obgleich die kostbarsten Mosaiken im Innern des Mausoleum verstümmelt sind, so bleibt doch die Pracht des Ganzen wahrhaft unvergleichlich. Der ganz aus weißem Marmor bestehende Palast nimmt einen Raum von 570 Q.Fuß ein und wurde 1809 von den Engländern restaurirt. Der Garten, welcher sich vor der Façade hinzieht, ist mit Cypressenreihen und Springbrunnen geziert, welche auf Kosten der Regierung in gutem Zustande unterhalten werden; alle Sonntage Abends werfen sie ihre nassen Garben empor. (Taf. 32. Abbild.)

Von dem Glanze und der ehemaligen Größe Agras kann man sich eine Vorstellung machen nach den Ruinen, die man überall bemerkt; besonders merkwürdig sind die in der Nähe des Tadsche-mahal. Man kommt dahin erst, wenn man eine Art Wüste zwischen der Citadelle und den Trümmern dieses Palastes überschritten hat, und sieht sich dann plötzlich wie durch Zauberei in die prachtvollen Gärten versetzt, die wir eben erwähnten, sowie vor den herrlichen Porticus, der den Eingang in dieses irdische Paradies bildet. (Taf. 32. Abbild.)

Kapitel XLIV.

Hindostan. — Das Duab. — Cawnpur. — Allahabad.

Man hat neuerlich dem ganzen Lande zwischen dem Ganges und der Dschemna bis an die Berge im Norden den Namen Duab (zwei Gewässer) gegeben. Sonst war diese Benennung nur dem südlichen Theile in der Nähe des Zusammenflusses der beiden Ströme vorbehalten. Uebrigens findet man noch andere Duabs in Hindostan.

Das Duab, mit dem wir uns hier beschäftigen, hat ein ungemein kahles Aussehen. Baumgruppen bemerkt man zwar hier und da in der Nähe der großen Dörfer, aber oft muß man drei Stunden weit gehen, ehe man einen einzigen sieht; man erblickt nur Gebüsche, die denn auch das einzige Brennmaterial sind, dessen die Europäer sich bedienen können. Der Hirse giebt ein zehn Fuß langes Stroh, mit dem man das Vieh füttert; auch baut man Gerste und Zuckerrohr; in einigen Bezirken namentlich viel Tabak, die einzige Pflanze unter denen, die man eingeführt hat, welche allgemein in Hindostan gesucht ist. Uebrigens zeichnet sich das Duab durch seine Fruchtbarkeit aus.

Das Haupterzeugniß des nördlichen Duab ist die Baumwolle und in den Mittelbezirken verfertigt man aus dieser Substanz grobe Zeuge, die man roth färbt. Der Indigo, der hier wild wächst, ist besser als der, welchen der Mensch säet.

Das Clima des Duab ist in einer Zeit von 24 Stunden außerordentlichen Temperaturwechseln ausgesetzt. Bisweilen steht der Thermometer in der kalten Jahreszeit bei Sonnenaufgang unter Null und zeigt Nachmittags 16 Grad Wärme. Die warmen Winde wehen hier im April und Mai mit großer Gewalt und treiben den Thermometer bisweilen bis auf 40 Grad. Man begreift, daß diese unerträgliche Hitze oft dem thierischen Leben nachtheilig seyn muß; doch pflegen die Europäer, welche in dem Duab wohnen, ihre Zimmer mit befeuchteten Matten abzukühlen, und die, welche ihre Geschäfte ins Freie rufen, befinden sich so wohl als anderwärts in der warmen Jahreszeit.

Das ganze Duab steht gegenwärtig unter britischer Herrschaft. Die Diebstähle durch ganze Banden sind in den sechs ersten Monaten des Jahres zahlreich, wenn der Ganges und die Dschemna durchwaten werden können. Dieser Zustand der Dinge darf nicht überraschen nach der Anarchie, welche früher das Land verödete, und der Neigung der Völkerschaften im Lande für die offene und heimliche Dieberei.

Im Jahre 1803 durchreiste Lord Valentia das Duab. Er befand sich am 31. Aug. in Miranka-seray, einem nicht weit von dem Ganges entfernten Orte. Der Tag war ungemein heiß gewesen. Während der Nacht wurde der Lord plötzlich durch die heftige Bewegung seines Bettes erweckt: „Ich glaubte erst," sagt er, „sie werde durch ein Thier veranlaßt, das sich darunter versteckt. Ich sah hinunter, erblickte aber nichts. Die Erschütterung war so heftig gewesen, daß ich auf dem Lager emporgeworfen wurde. Ich wußte nicht, wodurch ich sie mir erklären sollte, als am andern Morgen der Seapoy, der vor meinem Zelte Wache gestanden, mir sagte, er sey durch ein Erdbeben umgeworfen worden und fast alle Leute im Lager hätten es ebenfalls verspürt. Also ein Erdbeben war es gewesen. Soviel ich vermuthen konnte, war die Bewegung von N. nach S. gerichtet gewesen und hatte einige Sekunden gewährt, wenigstens der Stoß, der mich erweckte. Die Erschütterung war bis nach Calcutta fühlbar und verursachte vielen Schaden in Lucknow."

Lord Valentia wollte nach Makhanpur reisen, wo zu Ehren eines muselmännischen Heiligen eine berühmte Messe gehalten wurde. Makhanpur liegt an einem kleinen Flusse 9 Stunden vom Ganges.

„Am 1. Septbr.," sagt der Reisende, „brachen wir um halb fünf Uhr früh auf und wir kamen nach 7 Uhr an. Der Weg war während der letzten Meile von Fakirs besetzt, die beteten und bettelten. Die Umgegend von Makhanpur ist hübsch; ein kleiner Fluß schlängelt sich um die Anhöhe, auf welcher die Stadt und die Moschee liegen, welche zum Theil durch Bäume versteckt werden. Unsere Zelte wurden in einem Mangohaine in einiger Entfernung von der Menge aufgeschlagen.

„Bald machte mir der erste Fakir einen Besuch mit einem andern Geistlichen, dem mehrere Engländer Zeugnisse von Wohlverhalten gegeben hatten; den letztern nahm ich als Führer an. Der erste entfernte sich auf mein Versprechen, daß ich Abends das Grab des Heiligen besuchen würde.

„Die Messe sollte am 17. beginnen; wir hatten erst den 15., und doch war die Menge bereits beträchtlich. Während des Mittagsessens unterhielten uns Seiltänzer auf dem schlaffen und dem gespannten Seile. Ich habe in Europa nichts Besseres in der Art gesehen. Ein Knabe zeigt

eine außerordentliche Gewandtheit im Balanciren verschiedener Gegenstände auf dem Kopfe, während er auf einem Bambusstocke stand, den man fortwährend umdrehte. Dann zeigte ein Frauenzimmer das Becherspiel wie in Europa mit Kugeln, Eiern und Geldstücken. Ich fange wirklich an zu glauben, daß unsere Thorheiten wie unsere Kenntnisse aus Indien zu uns gekommen sind. Dann zeigte man uns aber ziemlich ungeschickt das berühmte Stück, einen Mangokern zu pflanzen, der in einer halben Stunde keimt, zum Baume wächst und Früchte trägt.

„Auf unsern Elephanten, gefolgt von meinem Führer und meinem Bedienten, ritten wir zu dem rozeh oder Grabe des Heiligen. An der Thüre des äußern Hofes wurden wir von einer großen Anzahl Geistlicher empfangen und durch drei andere Höfe bis zu dem Grabmale begleitet. In jedem befand sich eine Menge Fakire, die heulten, tanzten, beteten und den Körper auf das Gräßlichste verzerrten. Trommeln, der gellende Ton der Trompeten und der Schall großer kupferner Becken, die mit hohlen Stäbchen geschlagen wurden, trugen zur Vermehrung des ohrzerreißenden Lärmes dieser Fanatiker bei. Selbst die Mauern waren mit Zuschauern bedeckt und es würde uns schwer geworden seyn, durchzukommen, ohne die Bemühungen der Fakire, die auf ein reiches Geschenk von meiner Seite rechneten und die Menge zurücktrieben; sie wiesen selbst mit Unwillen das Verlangen der Abergläubischsten zurück, welche forderten, daß wir die Schuhe auszögen, welcher Verpflichtung übrigens alle unsere Leute, die aus dem Lande waren, nachkamen. Das Grab des Heiligen befindet sich in der Mitte eines vierseitigen Gebäudes, das an jeder Façade ein Fenster hat, welches von Zeit zu Zeit theilweise geöffnet wird. Es ist von gewöhnlicher Gestalt und Größe und mit Goldstoff bedeckt. Darüber breitet sich ein Baldachin von Brocat aus, der reichlich mit Rosenessenz begossen wird. Wir gingen um das Gebäude herum und sahen an jedem Fenster in das Innere hinein. Dann begaben wir uns in die Moschee, vor welcher sich ein Springbrunnen und zwei ungeheuere Kessel befinden, in denen ununterbrochen ein Wunder geschieht. Wirft man Reis hinein, der nicht geweiht ist, so bleiben sie leer. Diese Taschenspielerei ist nicht schwer, ich hatte aber nicht Zeit sie ausführen zu sehen, und ich trug dem Fakir, unsern Führer, auf, uns nach unsern Zelten zurückzubringen.

„Auf der Messe bemerkte ich einen Mann, der Schlangen und einen Ichneumon zeigte; in weniger als drei Minuten tödtete dieser drei der Reptile, ob sie ihn gleich umschlangen. Als wir zu unsern Zelten kamen, fanden wir daselbst mehrere Fakire, die uns erwarteten, denn sie hatten nicht gewagt, einander zu trauen, ob sich gleich jeder für vollkommen hielt. Ich gab ihnen zwei Goldmohars, um die sie sich fürchterlich stritten. Die Nacht verbrachten wir ziemlich ruhig, trotzdem, daß wir fürchteten, bestohlen zu werden, denn diese Messen sind der Sammelplatz aller Spitzbuben aus Indien."

Nach den Erzählungen der Reisenden giebt es solche Taugenichtse in Menge auch in Farrakabad, einer großen Stadt im Duab unweit des rechten Ufers des Ganges. Die Leute werden dahin gezogen durch den großen Zusammenfluß von Kaufleuten, welche der Handel nach diesem Stapelplatze der Provinzen des nördlichen Hindostans führt.

Folgt man dem Flusse hinunter, so findet man Cawnpur, den Hauptposten der britischen Truppen an dieser Seite. Der Ganges ist hier in der Regenzeit über eine Drittelstunde breit, in der Trockenzeit dagegen sehr seicht und durch große Sandbänke in mehrere Arme getheilt. Während dieser Periode hat Cawnpur ein trauriges, dürres und unangenehmes Aussehen, indem die Sonne durch die Staubwolken verdunkelt wird und die Atmosphäre zum Ersticken heiß ist. Die Geschichte dieses Landes hat Beispiele, daß Schlachten gewonnen oder verloren wurden, je nachdem die Stellung in Hinsicht auf den Wind einen entscheidenden Vortheil gab.

Cawnpur hat von dem Ganges aus ein schönes Aussehen, wo mitten unter Bäumen Hindu-Tempel sich der Neugierde der Reisenden zeigen. Zwei dieser Tempel sind nach der alten, von den Anhängern Brahmas befolgten Sitte mit Kuppeln in Bischofsmützenform gebaut. Gegenwärtig weicht man häufig von dieser Regel ab. Die Cantonnirungen der englischen Truppen erstrecken sich unregelmäßig in einer langen Linie hin, die in Häusern, Gärten und Boskets besteht; einige befinden sich am Rande des Flusses. (Taf. 33. Abbild.)

Mit Wahrheit kann man behaupten, daß diese Wohnungen nach der Ebene zu der Wüste abgewonnen sind. Die Häuser sind, was man bangalos nennt, von Bambus und Matten gebaut und mit Stroh bedeckt. Der Bau ist weder langweilig noch kostspielig; sie sind reinlich, sehr bequem und vollkommen für das Clima passend.

Lord Valentia schiffte sich in Cawnpur ein, und kam vor Surabschpur vorbei, einer wie die meisten Dörfer angenehm auf einem hohen Ufer gelegenen Stadt; sie sind von Mangohainen umgeben, in denen man hier und da kleine Pagoden bemerkt; einige sind verfallen, andere nicht vollendet; Treppen führen zu dem Flusse hinunter, um die Abwaschungen zu erleichtern. Man befand sich in der Regenzeit; der Ganges bedeckte mit seinen Gewässern einen 8 bis 10 Meilen breiten Raum, was ein prächtiges und selbst angenehmes Bild gewährte, obgleich nichts den Hintergrund zierte. Weiter hin machte die Vermischung von Tamarinden, Mangos und Dschungels die Ufer des Flusses ungemein malerisch. Diese Dschungels sind mit großen Bäumen, dichtem und undurchdringlichem Gebüsch, Kriech- und Kletterpflanzen und groben Gewächsen aller Art bedeckte Flächen.

Seradpur, eine Meile vom Ganges, erkennt man von weitem an den schönen Gebäuden von Backsteinen. Die große Anzahl der Personen, welche sich in dem Flusse badeten, brachte den Lord Valentia auf die richtige Vermuthung, daß die Einwohnerzahl der Stadt bedeutend seyn müsse. Das Becken des Ganges war immer sehr breit; wegen der Landzungen, die von jedem Ufer ausgehen, muß man große Umwege machen, so daß die Fahrt beschwerlich wird. In der Nähe von Allahabad ist das Wasser so wenig tief, daß man alle Vorsicht aufbieten muß, um die Sandbänke zu vermeiden.

Allahabad gewährt keinen imposanten Anblick; man sieht nur einige Gebäude von Backsteinen ohne Verzierung. Die, welche einige Aufmerksamkeit verdienen, sind die Moschee der Dschemna, das Serail und der Garten des Sultans Kosru und die Citadelle. Diese, welche sich an der Spitze des durch die Vereinigung der beiden Flüsse gebildeten Dreiecks befindet, ist sowohl durch die Natur als durch die Kunst fest gemacht worden; die Arbeiten der englischen Ingenieure haben ihr ohne Zweifel ihre schönsten Zierden genommen, aber die Bastionen, die spanischen Reiter und die vorgeschobenen Werke, die sie hinzusetzten, haben sie zu einem Platze gemacht, der eine regelmäßige Belagerung durch eine europäische Armee aushalten kann.

Bei den Hindus heißt Allahabad (Wohnung Gottes) Bhat-Prayaga oder auch blos Prayaga, als das angesehenste und heiligste von allen. Wir haben bereits vier Prayagas in Gerval gesehen; das in Allahabad verdankt seinen Ruhm dem Zusammenflusse der Dschemna und des Ganges; die Hindus rechnen auch noch den Seraswati hinzu, aber es giebt in der Nähe keinen Fluß dieses Namens; die Eingeborenen meinen deshalb, er verbinde sich mit den beiden andern unter der Erde, und wer sich da badet, erwirbt sich eben soviel Verdienst, als wenn er dies in allen drei Flüssen einzeln verrichtete. Kommt ein Pilger da an, so setzt er sich am Ufer des Flusses nieder, läßt sich den Kopf und Körper rasiren, damit jedes Haar in das Wasser fallen könne, weil die heiligen Bücher für jedes eine Million Jahre Aufenthalt in dem Paradiese verheißen. Darauf badet er sich und verrichtet an demselben oder dem nächsten Tage die Ceremonie für seine verstorbenen Vorfahren. Die Abgabe, welche die Regierung für die Erlaubniß erhebt, sich in das Wasser zu tauchen, beträgt drei Rupien (Gulden); die Ausgabe zu milden Zwecken und Geschenken an die Brahminen, welche am Ufer des Flusses sitzen, ist viel größer. Viele Hindus entsagen in diesem heiligen Prayaga dem Leben; der Gläubige setzt sich in ein Boot, erfüllt die vorgeschriebenen Gebräuche

an der Stelle, wo die drei Flüsse sich vereinigen, und taucht in das Wasser mit drei Töpfen, die er an seinen Körper befestigt hat. Bisweilen verlieren Fromme das Leben auch in Folge der Uebereilung, mit welcher jeder die Eintauchung an dem geweihten Orte und zur bestimmten Mondeszeit verrichten will, weil da die Wirkung kräftiger seyn soll. Die durchschnittliche Zahl der Pilger beträgt jährlich wenigstens 220,000.

Kapitel XLV.

Hindostan. — Mirzapur. — Tschunar. — Benares.

Unter den Mauern Allahabads haben der Ganges und die Dschemna ungefähr gleiche Breite. Der letztere Fluß ist reißender und die Fahrt auf ihm gefährlicher wegen der Felsen in dem Bette und der geringen Tiefe in der trockenen Jahreszeit. Im Septbr. sind beide Flüsse gleich schmuzig; wenn sie aber nicht durch den Regen angeschwellt werden, ist das Wasser der Dschemna kristallhell und sticht auffallend von dem ihres Nachbars ab, das trübe und gelblich aussieht. Hat sich dasselbe gesetzt, so ist es aber auch klar und von noch besserem Geschmacke, so daß es sowohl die Europäer als die Hindus vorziehen; übrigens hat es auch den Vortheil, daß es für heiliger gilt.

Die Breite und die Schnelligkeit des Laufes des Ganges scheinen sich unter Allahabad nicht zu vermehren, aber die Ufer werden höher und felsig und die Krümmungen häufiger. Man gelangt bald nach Binde Basnie, wo man der Kali, der schwarzen Gemahlin Siwas, Confituren und Obst statt der Thiere und selbst der Menschenopfer bringt, die man ihr sonst darbrachte. Obgleich diese blutigen Gebräuche auf den ersten Anblick sich mit den Lehren der Religion Brahmas nicht zu vertragen scheinen, haben sie doch existirt und werden selbst durch die Vedas geboten.

In geringer Entfernung kommt man vor **Mirzapur** vorbei, einer großen und reichen Stadt mit etwa 250,000 Einw., dem Hauptmarkte für Baumwolle am Ganges. Viele Böte von jeder Größe liegen an ihren Kaien. Sie fällt dem Reisenden durch die Menge ihrer Moscheen und Pagoden, die hübschen Häuser der Hindus und die netten Bangalos der Europäer auf. Alle diese Gebäude sind gleich zahlreich an dem entgegengesetzten Ufer.

Weiterhin bemerkt man **Tschunar**, einen britischen Posten, der sich durch eine Reihe mit dem Flusse parallel laufender Hügel ankündigt, welche mit Gebüsch und Bangalos bedeckt sind. Das wirklich furchtbare Fort liegt auf einem Felsen, der in den Ganges hinausragt. Es beherrscht die Fahrt auf dem Flusse vollkommen, und jeder muß seinen Namen, sowie die Zahl der Böte, wenn er mehrere bei sich hat, in ein Verzeichniß eintragen.

Heber blieb hier. „Auf dem Gipfel des Berges in dem letzten Raume der Citadelle, der recht wohl zur Vertheidigung dienen kann, nachdem alle untern Werke gefallen, befinden sich mehrere interessante Gebäude. Eines davon ist ein alter Hindupalast mit einer Kuppel in der Mitte, umgeben von mehrern gewölbten, düstern, niedrigen Gemächern, in welche die Hitze nicht eindringen kann; man sieht da viele Ueberreste von Malereien und Sculpturen. Neben diesem Gebäude war sonst ein anderes höheres und luftigeres die Residenz eines muselmännischen Gouverneurs; die Zimmer darin sind schön und die Bogenfenster sehr fein gemeißelt. Etwas weiterhin in der Bastion giebt es einen Brunnen oder außerordentlichen Behälter von etwa 15 Fuß Breite, der tief in den Felsen gegraben ist; aber das Wasser ist nicht so gut, daß man es trinken könnte außer im Nothfalle. Dem Hindupalaste gegenüber sieht man auf dem Pflaster des Hofes vier kleine runde Löcher von der Weite, daß ein Mensch hindurch kann; darunter befindet sich das ehemalige Gefängniß, ein entsetzlicher Kerker von 40 □.Fuß, in den nicht einmal das Licht auf einem andern Wege als durch diese vier Löcher eindringen kann. Jetzt ist es ein Keller.

„Die merkwürdigste Curiosität kam noch. Der Commandant ließ sich einen Schlüssel geben, öffnete eine verrostete Thüre in einer sehr unebenen und alten Mauer und sagte mir, er werde mir den heiligsten Ort in ganz Hindostan zeigen. Dann nahm er den Hut ab und führte uns in einen kleinen vierseitigen Hof, der von einem sehr alten Pipal beschattet wurde, welcher auf einem Felsen an der Seite wuchs; an einem seiner Zweige hing ein silbernes Glöckchen. Darunter befand sich eine große schwarze Marmorplatte und an der Felsenwand gegenüber eine plump gemeißelte, in einem Dreieck eingeschlossene Rose. Man bemerkt kein einziges Götzenbild, aber die Seapoys, die uns gefolgt waren, fielen auf ihre Knie, küßten den Staub in der Nähe der Platte und rieben sich damit die Stirn. Ein englischer Oberst sagte mir, alle Hindus glauben, Gott sitze persönlich, wenn auch unsichtbar, neun Stunden des Tages lang auf diesem Steine, während er die drei andern in Benares verbringe. Deshalb fürchten die Seapoys nicht, daß Tschunar von dem Feinde genommen werden könne, außer zwischen neun und zehn Uhr früh. Aus demselben Grunde und um durch diese heilige Nähe vor allen Gefahren der Zauberei sicher zu seyn, ließen die Könige von Benares vor der Eroberung durch die Muselmänner alle Ehen in ihrer Familie in dem Palaste bei diesem heiligen kleinen Hofe vollziehen. Ich gestehe, daß ich die Stelle nicht ohne Schauer und Andacht betrachtete. Mir fiel der gänzliche Mangel an Götzenbildern und das Schicklichkeitsgefühl auf, nach welchem selbst ein Hindu die äußerlichen Symbole an einem Orte verwirft, wo seiner Meinung nach die Gottheit selbst gegenwärtig ist. Ich betete im Geiste zu Gott, er möge in mir immer den Wunsch erhalten, dieses arme Volk zu unterrichten, und dasselbe, wann es die rechte Zeit sey, zu belehren, wie und auf welche Weise er hier und überall gegenwärtig sey."

Die Nähe von **Benares** verräth sich dem Reisenden durch die schlanken Minarets der großen Moschee, welche die compacten Massen der in malerischer Ordnungslosigkeit am rechten Ufer des Ganges ungefähr 3 St. weit umher stehenden Gebäude überragen. Man kann unmöglich gleichgiltig bleiben bei dem Anblicke dieser Tempel, dieser Thürme, dieser langen von Säulen getragenen Arcaden, dieser hohen Kais und der Terrassen mit Balustraden, die aus dem dunkelgrünen herrlichen Blätterschmucke der Pipals, Tamarinden und Mangos hervortreten und sich zwischen andern Gebäuden zeigen, die mit Sculpturen bedeckt sind und sich majestätisch über die Gärten erheben.

Die Gats oder Landungsstellen, mit denen Treppen in Verbindung stehen, welche bis an den Rand des Flusses reichen, sind, wenn man sie so nennen kann, die einzigen Kais in Benares, und obgleich 30 Fuß über dem Ganges, wimmelt doch der ganze Raum von Sonnenaufgange bis lange nach Sonnenuntergange von verschieden beschäftigten Menschen; einige be- oder entladen die zahlreichen Schiffe, welche durch den Handel an diesen großen Stapelplatz Indiens gezogen werden; andere schöpfen Wasser, noch andere verrichten ihre Abwaschungen oder sagen ihre Gebete her, denn trotz der großen Zahl der Tempel verrichten die Hindus die Gebräuche ihres Glaubens unter freiem Himmel. (Taf. 33. Abbild.)

„Benares," sagt Heber, „ist eine sehr merkwürdige Stadt und von allen denen, welche ich gesehen habe, die, welche am deutlichsten den orientalischen Charakter an sich trägt. Im Innern der Stadt wohnt kein Europäer und keine Straße ist für einen Wagen breit genug; selbst ein Palankin kann nur mit Mühe durch die so engen, so krummen und so menschenreichen Straßen getragen werden. Die Häuser sind meist hoch; die niedrigsten haben drei Stockwerke, mehrere fünf bis sechs. Die Straßen sind weit niedriger als das Erdgeschoß der Häuser, die fast alle vorn gewölbte Thorwege und hinten kleine Kaufmannsladen haben. Oben sind sie mit Verandahs, mit Galerien, mit vorspringenden und durch Jalousien verschlossenen Fenstern und mit überragenden, von sculptirten Consolen getragenen Giebeln geziert.

„Die Menge der Tempel ist unglaublich groß; die meisten sind aber klein und als Kapellen an der Ecke einer Straße, im Schatten hoher Häuser angebracht. Doch fehlt es ihrer Form nicht an Anmuth; viele

sind gänzlich mit schönen und zierlichen Blumen-, Thieren- und Palmensculpturen überkleidet, welche in Richtigkeit und Reichthum der Details dem besten dieser Art in gothischer oder griechischer Arbeit gleichkommen. Diese Gebäude sind mit einem trefflichen Steine aus Tschunar gebaut, aber die Hindus streichen sie hier ungemein gern roth an und malen auf die am meisten in die Augen fallenden Theile ihrer Häuser Gegenstände, die in hellen Farben Blumenstöcke, Männer, Frauen, Stiere, Elephanten, Götter und Göttinnen vorstellen, alle in deren verschiedenen Formen mit mehrern Köpfen, mehrern Armen und mehrern waffenführenden Händen.

„Stiere von jedem Alter, die zahm und so zutraulich sind wie Hunde, auch vorsichtig geschont werden, weil sie Siwa geweiht sind, wandern nachlässig in den engen Gassen umher, oder legen sich daselbst nieder; kaum rühren sie sich, um einen Palankin vorüberzulassen, wann man sie mit dem Fuße stößt, denn man darf sie nur ganz sanft schlagen, sonst wehe dem unglücklichen Nichtgeistlichen, der es wagen wollte, den Vorurtheilen dieses fanatischen Volkes zu trotzen! Die Affen, welche dem Haniman heilig sind, dem göttlichen Affen, welcher Ram Ceylon erobern half, sind in andern Theilen der Stadt zahlreich; sie klettern auf die Dächer und auf alle Vorsprünge der Tempel, stecken unverschämt den Kopf und die Hände in alle Kaufmannsläden ꝛc. und nehmen den Kindern das weg, was sie eben essen.

„An jeder Straßenecke trifft man sogenannte Dschogishäuser, die mit Götzenbildern verziert sind und aus denen fortwährend ein Geräusch von allen Arten mißtönender Instrumente schallt, während bettelnde Religiosen aller Secten des Brahmanismus, unter allen möglichen Verstellungen und Verzerrungen die beiden Seiten der Hauptstraßen buchstäblich besetzt halten. Die Menge der Bilder ist sehr bedeutend. Ich konnte hier vielfache Beispiele der Art Büßung sehen, von welcher ich in Europa viel gehört hatte. Ich sah Männer, deren Beine oder Arme in Folge der Stellung verdreht waren, in der sie dieselben sehr lange gehalten hatten, ja es gab dergleichen, deren gefaltene Hände durch die Nägel zusammengehalten wurden, die durch und durch gewachsen waren. Als wir vorüberkamen, entrissen mir die kläglichen Anrufungen: Aga sahib! Topi sahib. (wie man die Europäer gewöhnlich nennt) „gieb mir etwas zu essen," die wenigen Geldstücke, die ich bei mir hatte; aber es war dies ein Wassertropfen in den Ocean, und die Zudringlichkeiten Anderer, als wir in die Stadt kamen, wurden kaum durch das lärmende Getöse überall übertäubt.

„Das sind die Gegenstände und die Töne, welche dem Auge und Ohre des Fremden auffallen, der in die heiligste Stadt Hindostans, den Lotus der Welt eintritt, die nicht auf der Erde, sondern auf der Spitze des Dreizacks Siwas ruht, in den Ort, der so heilig ist, daß jeder, welcher da stirbt, welcher Secte er auch angehören mag, selbst wenn er ein Rindfleischesser wäre, vorausgesetzt daß er mildthätig gegen die armen Brahminen war, wegen seines Seelenheiles unbesorgt seyn kann. Eben auch wegen dieser Heiligkeit ist Benares der Sammelplatz der Bettler, weil außer der ungeheuern Menge von Pilgern aus allen Gegenden Indiens, wie Tibets und des birmanischen Reiches, eine große Anzahl reicher dem Tode naher Leute und fast alle Großen, die von Zeit zu Zeit durch die unaufhörlich in den indischen Staaten vorkommenden Revolutionen verbannt werden oder in Ungnade fallen, hierher kommen, um ihre Sünden abzuwaschen oder ihre Mußestunden durch die pomphaften Ceremonien ihres Glaubens auszufüllen, und wirklich den Armen sehr große Summen geben.

„Am nächsten Tage ging ich wiederum in Benares umher, das wie vorher voll von Stieren und Bettlern war; sehr aber überraschten mich, als ich weiter in das Innere hinein kam, die großen, hohen und hübschen Häuser, die Schönheit und der scheinbare Reichthum der in den Bazaren zum Verkauf ausgestellten Waaren, und die offenbar bedeutende Geschäftsthätigkeit mitten unter dieser Armuth und diesem Fanatismus. Benares ist wirklich eine nicht minder commercielle, industriöse und reiche, als heilige Stadt. Sie ist der große Markt, wo die Shawls aus dem Norden, die Diamanten aus dem Süden, die Musline von Dacca und den östlichen Provinzen zusammenfließen; sie hat bedeutende Fabriken in Seide, Baumwolle und Wolle, überdies englische kurze und Stahlwaaren, Säbel, Schilde und Lanzen von Luknow und Mongir. Die Luxus- und Phantasiegegenstände aus Europa, die jeden Tag in Indien beliebter werden, verbreiten sich von da nach Bundelkund, Gorrakpur, Nepaul und in die andern vom Ganges entferntern Bezirke. Die Einwohnerzahl beläuft sich nach den neuesten Zählungen auf 600,000, was nach der großen Ausdehnung der Stadt und dem an einander gedrängten Stande der Häuser nicht überraschen kann. Das Wasser kann ablaufen, weil die Stadt an dem felsigen Abhange eines nach dem Flusse hängenden Hügels liegt, ein Umstand, der nebst den häufigen Abwaschungen und der großen Mäßigkeit der Bewohner sie vor ansteckenden Krankheiten schützt. So ist sie trotz ihrer zusammengedrängten Einwohnermenge keine ungesunde Stadt.

„Unser erster Besuch galt einem berühmten Tempel, Wischewayesa, aus Steinen erbaut, klein aber sehr zierlich mit Bildhauerarbeiten geschmückt. Er ist einer der heiligsten Orte in Hindostan, ob er gleich in dieser Hinsicht einem andern anstoßenden nachsteht, den Alemgir entweihte, indem er eine Moschee bauen ließ, so daß die Anbeter Brahmas nicht dahin gelangen konnten. Der Tempelhof ist eng, aber trotzdem wie ein Pachterhof voll von sehr fetten und sehr zahmen Stieren, welche ihre Nasen Jedem in die Hände und Taschen stecken, um Körner oder Confituren zu erhalten, welche die Frommen ihnen in Menge bringen. Die Klöster sind ebenfalls voll von nackten und häßlichen Büßenden, die sich mit Kuhkoth beschmieren; schon das ewige Murmeln: ram! ram! ram! gnügt, einen Fremden zu betäuben. Indeß dieser Ort wird sehr rein gehalten, denn die Religiosen scheinen keine andern Functionen zu haben, als Wasser auf die Götzenbilder und auf das Pflaster zu gießen; sie waren sehr bereitwillig, mir alles zu zeigen, wiederholten häufig, sie wären auch padres, schienen aber offenbar die Gelegenheit nur als Argument zu benutzen, damit ich ihnen ein Geschenk reiche.

„Bei dem Tempel befindet sich ein Brunnen, über welchem sich ein kleiner Thurm erhebt; eine steile Treppe reicht bis zu dem Wasser, das in einem unterirdischen Canale aus dem Ganges dahin geleitet wird; es gilt sogar für heiliger als das aus dem Flusse selbst, — warum? weiß ich nicht. Alle Pilger, die nach Benares kommen, müssen an diesem Orte trinken und ihre Abwaschungen verrichten.

„In einem andern Tempel in geringer Entfernung, der Anna-Parna geweiht war, zeigte man mir einen Brahminen, der den ganzen Tag auf einem nicht sehr hohen Stuhle sitzt, denselben nur verläßt, um die nöthigen Abwaschungen zu verrichten, und in der Nacht auf dem Pflaster daneben schläft. Er liest oder erklärt die Vedas für jeden, der ihn anhören will, von früh acht bis Nachmittags vier Uhr. Er verlangt nichts, hat aber neben seinem Stuhle ein kleines kupfernes Becken, in welches diejenigen, welche es wünschen, ein Almosen für ihn legen; davon allein lebt er. Er ist ein kleiner blasser Mann von interessanter Physiognomie; er soll beredt und in der Kenntniß des Sanscrit ausgezeichnet seyn.

„Einer der seltsamsten und interessantesten Gegenstände in Benares ist das alte vor der muselmännischen Eroberung gegründete Observatorium, das noch ganz ist, obgleich man keinen Gebrauch mehr davon macht. Es ist ein kleines steinernes Gebäude mit kleinen von Säulengängen für die Astronomen und deren Zuhörer umgebenen Höfen; an einem großen vierseitigen Thurme sieht man eine ungeheuere Sonnenuhr, die vielleicht 20 F. hoch ist. Zwar fehlt es ihr an Genauigkeit, aber sie zeigt doch, mit welchem Eifer die Wissenschaft sonst in diesem Lande betrieben wurde.

„Vor dem Observatorium stiegen wir auf einer Treppe an den Rand des Wassers hinunter, wo uns ein Boot erwartete. Ich hatte so Gelegenheit, das Ganze der Stadt von der günstigsten Seite zu sehen. Sie erhebt sich amphitheatralisch; die Minarets, die zahlreichen Kuppeln, die vielen Gats, welche bis an den Spiegel des Ganges reichen und immer voll von Hindus sind, die sich theils baden, theils beten, machen einen schönen Effect. Pagoden und Tempel von allen Dimensionen stehen fast an dem ganzen Ufer des Ganges hin selbst über die Linie hinaus, die er

bei den Ueberschwemmungen erreicht. Einige dieser Gebäude sind sehr schön, obgleich klein. Manche sind zum Theil in den Fluß gefallen, weil man ihren Grund nicht ausbesserte, wenn er unterminirt wurde. (Taf. 23. Abbild.)

„Das ganze Land umher scheint mehr mit Waizen als mit Reis bebaut zu werden. Die Dörfer sind zahlreich und groß; die einzelnen Wohnungen selten. Es giebt nur wenig Wald, weshalb auch das Feuerungsmaterial ungemein theuer ist. Daraus erklärt sich auch, daß man viele Leichen in den Fluß wirft, statt sie zu verbrennen. Die Wittwen verbrennen sich hier mit ihren todten Männern weit seltener als in den andern Gegenden Indiens; aber der Selbstmord durch Ersäufen ist sehr häufig. Alle Jahre kommen mehrere hundert Pilger aus allen Bezirken Indiens nach Benares, um ihr Leben auf diese Art zu enden. Sie kaufen zwei große irdene Töpfe, die sie an jeder Seite ihres Körpers befestigen und die sie tragen so lange sie leer sind. So gehen sie nach dem Flusse, füllen die Töpfe und tauchen unter, um nie wieder zum Vorscheine zu kommen. Die Regierung hat bisweilen dies zu hindern versucht, aber ohne eine andere Folge, als daß die Selbstmörder etwas weiter hinunter gingen, um dort ihre Absicht auszuführen. Ist es auch wahrscheinlich, daß sich ein Mann, der mehrere hundert Meilen weit hergekommen ist, um zu sterben, durch einen Polizeidiener davon wird abhalten lassen?

„Ich ging in die Schule Vidalaya oder der Hindus, ein großes Gebäude, das in zwei Höfe mit zwei Galerien, einer obern und einer untern, getheilt ist. Die Zahl der Lehrer beträgt 10. Es giebt 200 Schüler in verschiedenen Classen; sie lernen lesen, schreiben, rechnen nach der Methode der Hindus, die heilige Literatur und die indischen, wie persischen Gesetze, das Sanscrit, die Astronomie nach dem Systeme des Ptolemäus und die Astrologie.

„Benares ist gewiß die reichste und wahrscheinlich die bevölkertste Stadt in Indien; auch ist sie am besten verwaltet, da die Polizei durch eine Art Nationalgarde gehandhabt wird, welche die Bürger ernennen und die Behörde bestätigt. Sie besteht aus 500 Mann. Die Stadt ist in 80 Bezirke getheilt, die in der Nacht abgeschlossen und durch einen dieser Männer bewacht werden. Deshalb sind auch die Todtschläge und Diebstähle trotz der großen Einwohnerzahl, der Menge von Bettlern und Pilger aus allen Gegenden sehr selten. Man zählt unter den letzten gewöhnlich 20,000 kriegerische Mahratten, die meist bewaffnet sind.

„Da Benares in jeder Hinsicht die Handelsmetropole Indiens war, so sah ich ohne Verwunderung daselbst Leute aus allen Theilen der Halbinsel; überrascht aber hat es mich, auch viele Perser, Türken, Tataren und selbst Europäer zu finden. Es giebt da einen Griechen, der sich seit mehrern Jahren da niedergelassen hat und sich im Sanscrit zu unterrichten vorgielt; auch einen Russen lernte ich kennen.

„Obgleich Benares die heilige Stadt Indiens ist, so sind die Brahminen doch hier weniger intolerant und weniger durch die Vorurtheile verblendet als in den meisten andern Städten. Die fortwährende Wiederholung eitler Ceremonien, die ihre Zeit in Anspruch nimmt, hat, wie man sagt, bei mehrern eine gewisse Laßheit herbeigeführt. Benares hängt auch im Allgemeinen treu an der Regierung der Compagnie, obgleich die Einwohner, die ihres Ranges, ihres Reichthumes und ihrer Bildung wegen denen der gewöhnlichen Städte Indiens überlegen sind, mehr von den Staatsmännern und den Staatsangelegenheiten sprechen."

Kapitel XLVI.

Hindostan. — Der Gumki. — Luknow. — Das Königreich Oude. — Der Goggra.

Etwas unterhalb Benares sieht man am linken Ufer des Ganges die Mündung des Gumki, der in den Bergen Kemaons entspringt und nach SW. fast parallel mit dem Goggra fließt. Seinen Namen, den er seinem sehr gekrümmten Laufe verdankt, führen auch andere Flüsse in Indien. Unter den Städten, welche der Gumki bespült, zeichnet man Luknow aus, die Hauptstadt des Königreichs Oude.

Dieses Land wurde 1829 von Heber besucht, der bei Cawnpur über den Ganges gegangen war. „Man hatte soviel von den neuerlich in diesem Lande in Folge der Nachlässigkeit der Regierung begangenen Excessen gesprochen, daß meine Bedeckung, ohne mein Verlangen, verstärkt wurde. Die Ländereien am Flusse waren unbebaut; die Landleute, denen wir begegneten, hatten sich bis an die Zähne bewaffnet; doch fanden wir sie friedlich und artig, obgleich unsere Bedeckung größtentheils weit vor uns voraus war und der Rest uns weit nachfolgte, so daß wir in der Dunkelheit mehrmals nach dem Wege fragen mußten."

Weiterhin begegneten die Reisenden Cavaleristen, die der König ihnen entgegenschickte; sie hatten recht gute Pferde, waren mit Säbeln bewaffnet, aber sehr schlecht equipirt und sahen mehr wie Banditen als wie Soldaten aus. Man lagerte neben halb verfallenen Dörfern, um die her aber der Boden reiche Ernten trug. Die Straßen konnten nur schlecht seyn, weil sie nichts weiter als Wege über die bestellten Felder waren. Das ganze Land ist bebaut und von kleinen Flüssen und Bächen durchschnitten. Heber war über so viel Thätigkeit und Industrie erstaunt.

„Die Masse des Volkes," sagt er, „besteht aus Anhängern Brahmas. Alle Dörfer haben Pagoden und mehrere sind ohne Moscheen. Die meisten Leute, die wir längs dem Wege sahen, trugen auf der Stirn das Zeichen ihrer Caste, und da es eben ein Festtag war, so ertönte der Schall der Trommeln und musikalischen Instrumente in den kleinsten Weilern, durch welche wir kamen.

„Ein suani oder bedeutender Zug von Elephanten und Pferden, den der König von Oude schickte, kam uns entgegen; die ersten waren prachtvoll equipirt, mit Howdahs (Sitzen) von Silber versehen und für unsere Gesellschaft mehr als hinreichend. Ein Corps Infanteristen mit Säbeln, Schilden, langen Luntenflinten und andern Feuergewehren von allen Dimensionen, mit Lanzen, die Bratspießen glichen und von denen einige mit Silber ausgelegt waren, mit großen dreieckigen grünen Fahnen bildeten ein unregelmäßiges, malerisches Ganze, das mit dem Aussehen eines Corps europäischer Truppen durchaus nichts Aehnliches hatte. Man durfte die Dinge, welche sehr kostbar aussahen, nicht in der Nähe betrachten, denn sie zeigten Spuren des Alters; die Mannichfaltigkeit der Farben der Soldatenkleidung, die Anzahl wie die majestätische Größe der Thiere, welche den Haupttheil der Gruppe bildeten, machten in den Augen eines Dichters und Künstlers mehr Effect als die strengste Revue der regelmäßigen Truppen in Europa.

„Während wir die Elephanten wechselten, stieg ein sehr gut aussehender Mann zu mir herauf und ersuchte mich, ihm meinen Namen und meine Titel so ausführlich als möglich anzugeben, damit er dieselben dem „Asyle der Welt" vorlegen könne. Nach dem, was ich erfuhr, schrieb er die Circulare des Hofes, hatte also ein Amt inne, das hier weit schwieriger ist und für weit wichtiger angesehen wird als in Europa. Alles, was sich in der Familie des Königs ereignet, oder bei dem Residenten, bei den hohen Beamten des Staates oder bei jedem Fremden, der nach Luknow kommt, wird sorgfältig aufgezeichnet und circulirt in der Stadt. Man sagte mir, eine ausführliche Erzählung über die Stunde, wann ich aufstehe, über die Gerichte, welche ich zum Frühstücke genösse, über die Besuche, die ich empfange oder mache, und die Art, wie ich meine Morgen verbringe, würde durch die Tschobbars (Läufer) des Königs diesem Fürsten vorgelegt werden, dessen gleichgiltigste Handlungen ebenfalls aufgezeichnet und dem Residenten vorgelegt werden.

„Als ich meinen neuen Elephanten bestieg, hörte ich alle Leute unseres Gefolges ausrufen: Bismillah! Allah Acbar! Allah Kerim! (Im Namen Gottes! Mächtiger Gott! Barmherziger Gott!) Ich hatte diese Rufe schon oft gehört. Es ist eine alte Sitte der Muselmänner; meine Tschobbars und meine Träger lernten sie in Luknow, und ich weiß nicht, wie lange sie dieses beibehalten werden. Es ist eine recht fromme Sitte, und

ich wünsche nicht, daß sie dieselbe aufgeben, aber erlauben werde ich ihnen nicht, den Ausruf anzunehmen, der bei dieser Gelegenheit folgte und meinen Namen, wie meine Titel auf die seltsamste Weise radebrechte.

„Endlich ging es drei Elephanten hoch nach Luknow zu durch eine unermeßliche Menschenmenge und an ärmlichen Lehmhäusern in den schmuzigsten Gäßchen hin, die ich jemals gesehen habe und die so eng waren, daß oft kaum ein Elephant bequem hindurch gehen konnte. Schwärme von Bettlern hatten alle Winkel und die Stufen vor allen Thüren besetzt und fast alle übrigen Einwohner waren zu meiner großen Verwunderung so vollständig bewaffnet wie die Leute auf dem Lande, ein Umstand, der mir keine gute Idee von der Polizei der Stadt gab, den malerischen Effect aber sehr erhöhte. Ernste Personen, die in ihren Palankinen zu sitzen schienen und ihren Rosenkranz beteten, waren von zwei bis drei mit Säbeln und Schilden bewaffneten Dienern begleitet. Noch wichtigere Männer, die auf ihren Elephanten saßen, hatten jeder eine bewaffnete Bedeckung wie wir, die auch fast eben so stark war; ja selbst Leute aus der untern Classe, welche auf den Straßen und vor den Thüren kehrten, hatten ihre Schilde auf den Achseln und ihren Säbel in der Scheide in der Hand.

„Luknow sah demnach kriegerischer aus als unsere Hauptstadt zur Zeit der schlimmsten bürgerlichen Unruhen. Je weiter wir kamen, um so besser wurden die Häuser, aber die Straßen blieben immer eng und schmuzig. Wir sahen schöne Moscheen; die Bazars schienen gut versorgt zu seyn. Plötzlich gelangten wir in eine ziemlich breite Straße, an welcher Häuser meist in gothischem Style standen."

Man warnte eines Tages Heber, sich nicht in die volkreichsten Theile zu wagen, ohne auf einem Elephanten zu sitzen und von Garden begleitet zu seyn. Am Tage vorher hatte der Prälat mit einem andern Engländer zu Pferde fast die ganze Stadt durchritten, in den schmuzigsten und oft so schmalen und krummen Straßen, daß sie wie ein wahres Labyrinth aussahen und sie oft nach dem Wege fragen mußten. Sie erfuhren nirgends die geringste Beleidigung; im Gegentheile, die Leute, die ihnen begegneten, waren sehr artig und schoben ihre Karren und Elephanten zurück, um den Fremden Platz zu machen. Heber schloß daraus, daß die Engländer, welche sich beklagten, insultirt worden zu seyn, sich diese Unannehmlichkeit durch eigene Insolenz zugezogen haben möchten. Indeß gelten die Bewohner von Luknow und der Umgegend in ganz Hindostan für roh und stehlsüchtig.

Der König pflegt die Wissenschaften und schenkte Heber ein Exemplar seiner Werke. Als dieser Prälat in einem Palankin diesen Fürsten verließ, wurde er von einer Menge Bettler angefallen, unter die er einen Beutel mit kleiner Münze vertheilte, den der Resident ihm gegeben hatte, was einen großen Tumult unter diesen Leuten verursachte, obgleich empfohlen war, vorzugsweise die Schwachen und Alten zu ihm zu lassen. Eine arme Frau, der er eine halbe Rupie gegeben hatte, weil sie sehr alt und gebrechlich war, wurde umgeworfen und mit Füßen getreten; man knipp sie in die Arme und drückte sie, damit sie das Geld loslasse. Zum Glücke kamen ihr die Leute des Residenten zu Hilfe, sonst hätte man sie ohne Zweifel umgebracht. „Ich bemerkte," schreibt Heber, „daß mein Tschobdar und meine übrigen Begleiter es sonderbar zu finden schienen, daß ich einer Frau mehr gebe als den Männern; ich hatte schon bei mehrern Gelegenheiten die Beobachtung gemacht, daß man überall in Hindostan das geringste, was man für das schwächere Geschlecht thut, fur hinreichend hält, und daß für dasselbe die beschwerlichsten Arbeiten, die ärmlichsten Kleider, die geringsten Almosen und die härtesten Schläge bestimmt sind. Derselbe Soldat, der Platz vor einem Großen macht und artig mit den Männern spricht, stößt mit Faustschlägen und Fußtritten ohne Mitleid und ohne vorherige Warnung die unglücklichen Frauen zurück, die ihm in den Weg kommen, während er höchst nachsichtig und sanft gegen die Kinder ist. Welches Räthsel ist der Mensch und wie verschieden in verschiedenen Ländern.

„Diese Sitte, Geld unter die Menge zu werfen bei Vorstellungen am Hofe und andern großen Ceremonien soll die Ursache der großen Anzahl der Bettler in Luknow seyn. Es giebt deren wirklich viele, aber bei andern Umständen habe ich nicht sehr viele gesehen, und ich glaube, in jeder großen Stadt würde die Gewißheit, Geld auf solche Art erhalten zu können, einen vielleicht eben so großen Zudrang herbeiführen."

Man hatte eine so entsetzliche Schilderung von dem Zustande des Königreichs Oude entworfen, daß Heber sich wunderte, dasselbe so wohl bebaut und so volkreich zu finden, namentlich in N. von Luknow; das Volk war dort nicht so vollständig bewaffnet, wie in Süden.

Die Einwohnerzahl der Hauptstadt soll sich auf 300,000 Seelen belaufen, was nach ihrer Größe nicht eben unwahrscheinlich ist. Man überschreitet hier den Gumti auf zwei Brücken, deren eine sehr schön ist und elf Bogen hat; die andere ist eine Schiffbrücke, welche den Park mit dem Palaste des Königs auf einem Hügel am Flußufer verbindet. Die Bauart dieses Palastes hat nichts Bemerkenswerthes, aber er zeichnet sich durch seine Größe und seine Verzierungen aus. Andere schöne Gebäude schmükken die Ufer des Gumti. (Taf. 33. Abbild.)

Feyzabad, 27 Stunden östlich von Luknow, am rechten Ufer des Goggra, war anfänglich die Hauptstadt des Königreichs Oude; sie ist noch jetzt sehr groß und bevölkert, besonders von Leuten der untern Classe, da alle übrigen dem Hofe nach Luknow folgten. Man bemerkt hier die Ueberreste mehrerer schöner Gebäude von Backsteinen. Fast am Ende findet man die Ruinen von Oude, das sonst eine der bedeutendsten und reichsten Städte in Hindostan war. Wenn man die Erde in der Umgegend durchsiebt, soll man bisweilen Goldkörnchen darin finden. Die Wallfahrer besuchen in großer Anzahl Oude, das die ehemalige Hauptstadt von Rama war; jetzt ist es nur ein unförmlicher Haufen von Trümmern. Sie lag in geringer Entfernung von dem Flusse; die neue Stadt, die sich längs dem Ufer hinzieht, ist so ziemlich volkreich.

Obgleich die Engländer dem Fürsten auf dem Throne Oudes den Titel König geben und Majestät nennen, so wird er doch von seinen Unterthanen blos der Nabab-Vezir genannt wie zu den Zeiten, als er noch diese Würde am Hofe des Groß-Moguls inne hatte. Er hat eine Krone. Die Bevölkerung seiner Staaten beläuft sich auf 3 Mill. Die Engländer überlassen ihm die Administration seiner Besitzungen und die freie Verfügung über seine Einnahmen und seine Armee, doch erwartet man stillschweigend, daß er nichts thue, was dem britischen Residenten mißfallen könnte, der ein Corps Truppen der Compagnie bei sich hat. Heber sagt, der Hof von Luknow sey der schönste und glänzendste, den er in Indien gesehen. Der König, der zu seiner Zeit regierte, starb am 20. October 1827. Er hatte verschiedene Werke herausgegeben, namentlich ein Wörterbuch, eine Grammatik und ein vollständiges System der Rhetorik in persischer Sprache. Er hinterließ eine reiche Bibliothek, die sein Sohn behalten hat.

Der Goggra oder Sardschu oder Dewa entsteht aus der Vereinigung des Karanali oder Dewa und des Kali, die beide von dem südlichen Abhange des Himalaya herunter kommen; er strömt im Allgemeinen von NW. nach SO. und verbindet sich nach einem Laufe von 200 Stunden zwischen Allahabad und Patna mit dem Ganges. Er ist einer der ansehnlichsten Beiflüsse des letztern. In den mythologischen Gedichten der Hindus wird der Goggra immer mit dem Namen Sarrya bezeichnet, welcher in den neuern Zeiten fast vergessen wurde. Sonst galten seine Ufer für ungemein heilig, weil sie von mehrern Gottheiten besucht worden waren.

Kapitel XLVII.

Hindostan. — Patna. — Gayah. — Mongir. — Boglipur. — Der Cossimbazar. — Murschedabad. — Der Hugly. — Hugly. — Schinsura. — Serampur. — Schandernagor. — Calcutta. — Dacca. — Die Mündungen des Ganges und des Hugly.

In geringer Entfernung östlich von der Verbindungsstelle des Goggra mit dem Ganges sieht man auch die des Sone, der aus den Bergen Ganbuanas in S. kommt und einen Lauf von 140 Stunden hat; weiterhin die des Gandok, der Nepaul in N. durchströmt und einen Lauf von 160 Stunden gemacht hat. „Welche Idee," ruft Heber aus, „geben diese großen Flüsse von dem Maßstabe, in welchem die Natur in diesem Lande arbeitet!"

Dem Gandok fast gegenüber hat Patna, eine große Stadt, eine Ausdehnung von mehr als 3 Meilen am rechten Ufer des Ganges, der hier in der Regenzeit 6 Meilen breit ist. Patna ist durch sein Alter berühmt; man zählt da mehr als 300,000 Einw. Die Manufacturen in Seide, Baumwolle, Tabak, Zucker, Indigo sind blühend; man bereitet hier Opium und Salpeter in großen Werkstätten; sonst hatten mehrere europäische Nationen Factoreien hier. Die hauptsächlich von den Engländern bewohnten Vorstädte sind schöner als die Stadt selbst, deren meiste Häuser von Lehm sind und durch alte, mittelmäßige Festungswerke vertheidigt werden. Die Hindus sind hier weit zahlreicher als die Muselmänner.

Zwanzig Stunden in SSO. von Patna findet man auf einem Felsen am linken Ufer des Fulgo Gayah, eine Stadt mit 36,000 Einw., die schlecht gebaut, sehr häßlich, aber bei den Hindus durch ihre in den Granit gegrabenen Höhlen, deren Wände keine mythologischen Figuren zeigen, durch den Waitarani oder heiligen Teich und durch den Abdruck des Fußes Wischnus berühmt ist. Die Zahl der Pilger, welche Gayah jährlich besuchen, beträgt 100,000. Eine in der Ebene liegende Hälfte der Stadt, welche von Muselmännern bewohnt wird und Sahebgange heißt, ist gut gebaut und hat Fabriken in Seide und Baumwolle.

Mongir, am rechten Ufer des Ganges, gewährt einen merkwürdigen Anblick. Das auf einem Vorsprunge des Continents gebaute und von einem breiten Graben umgebene Fort hat in einer Entfernung von einer bis anderthalber Meile um sich her sechszehn Gruppen Häuser, jede mit einem eigenen Bazar. Einige sind an dem Sandufer des Ganges erbaut und müssen alle Jahre während der Ueberschwemmung fortgeschafft werden. Die Einwohnerzahl von Mongir übersteigt 30,000. Der berühmteste Tempel bei den Muselmännern ist das Grab Pir-Shah Lahanis, wo auch die Hindus Opfer bringen. Die Gärtner und Schneider von Mongir sind in einem Theile Hindostans berühmt; die letztern arbeiten selbst für die Europäer. Man verfertigt in Mongir auch Schuhe für die Eingebornen und die Fremden, und endlich geht eine ungeheuere Masse von Kurz- und Messerschmiedswaaren, sowie Schießgewehre, aus den Werkstätten dieser Stadt hervor.

In der Ebene, ungefähr 5 Meilen von dieser Stadt, springt der Sitikund, eine warme Quelle, deren Wärme je nach der Jahreszeit verschieden ist, mitten in einem hübschen Garten hervor.

Geht man nach O., so sieht man Boglipur in allerliebster Lage. Die Stadt hat 30,000 Einw., ist wichtig wegen ihrer Fabriken in Seide und Baumwolle und hauptsächlich von Muselmännern bewohnt, die hier eine berühmte Schule haben. Auch soll sie eine sehr gesunde Luft besitzen.

In der Umgegend von Boglipur und in andern Gegenden Hindostans traf Heber Lager an; einige waren ziemlich ansehnlich und bestanden aus ärmlichen Zelten von Matten, mit einer Menge kleiner Geräthe, Körbe, kleinen Pferden, Ziegen. Sie glichen so den Zigeunern in England, daß er sich nicht wunderte, als ihm auf seine Frage Abdallah, sein Dolmetscher, der viel in Asien und Europa gereist war, sagte, es wären Zigeuner, die sich zahlreich in den obern Provinzen Hindostans aufhielten und ganz so lebten wie jene in England. Er setzte hinzu, er habe dergleichen in Rußland und Persien gefunden, und die letztern sprächen wie die an den Ufern des Ganges das Hindostani.

„Hier," sagt der Prälat, nennt man sie Kandsche. Mehrere der Männer trugen große rosa Turbane; drei Frauen folgten bettelnd unserm Boote; diese verhüllten weder ihr Gesicht, noch hatten sie irgend ein Kleidungsstück außer einer Art groben Schleiers, der über ihre Achseln geworfen war, und eines Lumpen, der als Rock ihre Lenden umgab. Offenbar ist es ein schönerer Menschenschlag als die Bengalis. Eine der Frauen war sehr hübsch und alle drei hatten Gestalten, die ein Maler mit Freuden als Modell gebraucht haben würde. Ihre Arme waren mit blauen Linien tätowirt und bei einer war auch die Stirn leicht auf diese Art bezeichnet. Ringe hatten sie weder am Handgelenke noch an den Knöcheln der Füße. Den Kindern, ob sie gleich ganz nackt waren, fehlte es nicht an Schmuck. Da unser Boot nicht anhalten konnte, so wickelte ich einige kleine Münzen in ein Stück Papier und gab dies einem Matrosen, damit er es an das Ufer werfe. Unglücklicher Weise platzte das Papier und der Inhalt fiel in das Wasser. Zugleich verstärkte sich der Wind und ich konnte nicht mehr geben."

Bei einer andern Gelegenheit, nach seiner Abreise von Luknow, sah Heber in sein Lager eine beträchtliche Schaar kommen, die er für Zigeuner hielt wie sein Gefolge. Die Leute wiesen aber diese Benennung von sich und sagten, sie kämen von Ahmedabad, wallfahrteten nach dem Ganges und seyen seit acht Monden unterwegs. Sie gaben sich für Brahminen aus zum Aerger und zum Unwillen eines Mannes aus meinem Gefolge, der es war und ihnen ihre Anmaßung derb vorhielt. Ich verlangte, ihre Schnuren zu sehen, und sie mußten gestehen, daß sie keine hätten; indeß blieben sie dabei, daß sie Rosputen wären. „Redet offen," sagte ich zu ihnen, „seyd Ihr Bihls?" So heißen die wilden Bergbewohner aus der Gegend von Ahmedabad. Meine Leute lachten über diese Frage und sagten, sie wären Bihls, nichts weiter, was die Fremden jedoch hartnäckig leugneten. Uebrigens waren sie sehr heiter und sehr arm; niemals habe ich so hagere Menschen gesehen. Ihre Noth war so groß, daß ich sogleich noch mehr kleines Geld, als ich bei mir hatte, holen ließ, um dasselbe unter sie zu vertheilen. Unterdeß trat eine Frau und ein Mann vor und unterhielten uns mit einigen Gesängen, welche der letztere auf einer kleinen Guitarre begleitete; ihre Stimmen waren wirklich schön. Die Bestgenährten waren die Kinder, die freilich ganz nackt gingen, die man aber sehr liebevoll zu behandeln schien. Als die Leute mein Almosen erhalten hatten, gingen sie in das Dorf, um Butter und Mehl zu kaufen, und bald darauf zündeten sie ein Feuer unter einem Pipal an. Ich sah sie Abends ihre Mahlzeit halten, und einer sagte mir, er habe sie vorher für mich beten hören.

„Ich hätte sie für sehr unschädliche, nur den Hühnerställen furchtbare arme Teufel gehalten; aber ich erfahre, daß diese Vagabundenbanden, die sich für Wallfahrer ausgeben, in Hindostan sehr berüchtigt sind. Man hält sie fast immer für Thugs. Die durch diesen Namen bezeichneten Verbrecher pflegen sich unter irgend einem Vorwande an einzelne Reisende oder an kleine Gesellschaften anzuschließen; dann erspähen sie die Gelegenheit, eine Schleife um den Hals ihrer Opfer zu werfen, ziehen sie so von den Pferden und erwürgen sie. Sie sollen dies so gewandt und schnell zu thun wissen, daß es ihnen selten mißlingt, und der Reisende nicht Zeit hat, seinen Degen zu ziehen, Gebrauch von seiner Flinte zu machen, mit einem Worte sich zu vertheidigen oder sich von der Schlinge frei zu machen. Diese abscheulichen Mörder sind in Guzurate und Malwa sehr zahlreich; die, welche man in Hindostan trifft, kommen meist aus den südlichen Provinzen."

In den Dörfern längs seines Weges bemerkte Heber bisweilen mit Vergnügen, daß die Häuser zwar sehr einfach gebaut, aber in gutem Stande, reinlich und nett waren und Höfe mit allerlei Vieh hatten. Die

Frauen bedienten sich zum Spinnen der Baumwolle kleiner Räder von seltsamer Form. (Taf. 34. Abbild.)

In Bahar haben die Bauern, wenn sie ausgehen, einen Stock in der Hand und bedecken sich den Kopf und die Schultern mit schwarzen Hüllen von grobem Zeuge. Sie sehen männlicher aus als die Bengalis. (Taf. 34. Abbild.)

Radschemal in Bengalen, jenseits Boglipur, ebenfalls am rechten Ufer des Ganges und zwar an einer Bergkette gelegen, die von einem Volke bewohnt wird, das die Muselmänner nie unterjochen konnten, ist jetzt nur ein Schatten seines frühern Glanzes. Weiter hin geht ein Arm von dem Flusse unter dem Namen Cossimbazar ab und fließt nach S. durch Murschedabad, die Residenz des Titularnabobs von Bengalen. Diese durch ihren bedeutenden Handel mit Seidenzeugen und schönen Baumwollenwaaren berühmte Stadt, hat über 165,000 Einw. Im S. stößt sie an Cossimbazar, eine Stadt, die durch ihre Seidenmanufacturen und ihren Handel mit gestrickten baumwollenen Strümpfen berühmt ist.

Nach einem geschlängelten Laufe von 35 Stunden vereinigt sich der Cossimbazar mit dem Dschellingi, einem andern Arme des Ganges, und nimmt den Namen Hugly an. Die Stadt dieses Namens ist bei weitem nicht mehr was sie im 17. Jahrh. war.

Schinsura hatte lange ein 1686 angelegtes holländisches Comptoir. Man weiß, daß im Friedensvertrage von 1814 das Königreich der Niederlande alle Plätze, die es auf dem Festlande Indiens besaß, an Großbritanien abtrat. Es sind in Schinsura und der Umgegend Schulen für die Kinder der Hindus angelegt worden; die Lehrer sind meist Brahminen oder Männer aus der Caste der Schreiber.

Schandernagor, ein Comptoir der Franzosen, ist alles, was denselben in Bengalen übrig blieb. „Die Stadt," sagt Heber, „ist reinlich und selbst hübsch, aber man bemerkt in ihr nicht viel Leben. Sie hat eine katholische Kirche, einige passable Straßen und gut aussehende Häuser. Alle Hindu-Dörfer, die ich traf, hatten ein Aussehen von Wohlstand, das man mit Freuden betrachtet, und da der Hindu gewöhnlich einen Theil seines Ueberflusses zur Erbauung oder Vergrößerung einer Pagode verwendet, so kann man daraus schließen, daß der Wohlstand dieses Landes wirkliche Fortschritte macht, denn ein Engländer sagte mir, alle großen Pagoden von Calcutta an bis hierher, wären aufgebaut oder ausgebessert worden."

Serampur, ein dänisches Comptoir, liegt wie die vorher erwähnten Städte an dem rechten Ufer des Hugly. Sie ist fast ganz nach europäischer Art gebaut und hat deshalb ein freundliches Aussehen. Wegen der hier herrschenden Wohlfeilheit ziehen viele den Aufenthalt hier dem in Calcutta vor. Sie ist gewissermaßen das Hauptquartier der aus Europa zur Bekehrung der Hindus abgeschickten Missionaire. Sie haben hier Pressen aufgestellt, aus denen Uebersetzungen der heiligen Schrift in den meisten Sprachen Asiens hervorgegangen sind. Auch eine Schule haben sie, in welche sie Kinder von jedem Glauben aufnehmen.

Am linken Ufer des Hugly, vier Stunden südlich von Serampur, erhebt sich Calcutta, die Hauptstadt des britischen Indien. Diese Stadt, die wenigstens 600,000 Einw. zählt, liegt in einer sumpfigen und noch ziemlich ungesunden Niederung, obgleich man dieselbe zum Theil urbar gemacht und von den dichten Dschangeln befreit, die sumpfigen Teiche in Osten ausgefüllt und die Straßen minder feucht zu machen gesucht hat. Trotz der Verminderung der Fläche des stehenden Wassers wird die Luft noch immer durch die Nähe der feuchten Ländereien in S. verpestet.

Auf dieser Seite liegt das Fort William, die schönste Citadelle Asiens; in N. die schwarze Stadt, deren Häuser meist klein, die Straßen eng und schmuzig sind; in der Mitte Dschoringi oder die europäische Stadt, welche sich durch ihre prachtvollen Gebäude, durch schöne Häuser von Backsteinen, breite und gerade Straßen und große Plätze auszeichnet. Die griechische Bauart, die bei vielen Gebäuden angewendet wurde, scheint für das Clima nicht zu passen.

Man findet in Calcutta alle Anstalten, welche die Hauptstädte der civilisirten Länder auszeichnen. Der Handel zieht Kaufleute aus den fernsten Ländern daher. Die Hindus bilden die Masse der Einwohner, dann folgen die Muselmänner, darauf die Engländer und andern Europäer; man sieht einige Griechen und wenige Armenier.

Die Schiffe von 500 Tonnen und darunter können bis nach Calcutta kommen, wohin sie die Waaren aus allen Theilen der Welt bringen. Zahlreiche Bazars, die entweder Privatpersonen oder der Regierung gehören, nehmen sie auf, so wie die, welche aus dem Norden kommen. Ueberdies hat die Stadt verschiedene Manufacturen, was eine fortwährende Bewegung unterhält und viele Menschen beschäftigt. „Man kommt nicht hierher um zu leben, das Leben zu genießen," sagt Victor Jacquemont, „sondern, und dies gilt in allen socialen Stellungen, um etwas zu verdienen, von dem man anderswo leben kann. Es giebt in Calcutta nicht einen Müßigen."

Die Hindus nennen den Cossimbazar, und folglich auch den Hugly, Bagirathi. Sie halten und verehren ihn als den echten Ganges und vollziehen in ihm vorzugsweise vor allen andern Armen dieses Flusses ihre Andacht. Man sieht an seinen Ufern hübsche Pagoden, deren Haupteingang eine schöne Colonade zeigt, zu welcher eine bequeme Treppe führt. Bisweilen ist der Hof um den Tempel her mit viereckigen Thürmen umgeben, welche durch einen kleinen Zwischenraum von einander getrennt sind. (Taf. 34. Abbild.)

Da die britische Regierung den Gewissen keinen Zwang anlegt, so verrichten die Hindus ganz ungestört die Ceremonie ihres Cultus; eine der seltsamsten ist die, welche Tscharrak-pudscha heißt und zu Ehren der Göttin Kali begangen wird. „Sie begann," sagt Heber, „am 9. April Abends. Eine bedeutende Menschenmenge hatte sich am Flusse versammelt um ein 15 Fuß hohes Bambusgerüst, das aus zwei perpendiculären und drei Querstangen bestand, welche letztere 5 Fuß von einander entfernt waren. Mehrere Menschen stiegen auf dieser Art Leiter mit großen Säcken hinauf, aus denen sie verschiedene Gegenstände unter die Zuschauer werfen, welche diese begierig erfassen; ich war jedoch zu weit entfernt, als daß ich hätte unterscheiden können, was es war. Dann erhoben sie, einer nach dem andern, die gefaltenen Hände über die Köpfe und stürzten sich mit einer Gewalt herunter, die ihnen verderblich gewesen seyn würde, wäre ihr Fall nicht auf irgend eine Weise gemildert worden. Die Menge stand zu gedrängt, als daß ich hätte bemerken können, wie man dies bewirkte; alle aber blieben wohlbehalten, denn sie stiegen unmittelbar darauf wieder auf das Gerüst und wiederholten dieselbe Ceremonie mehrmals.

„Am 10. wurden wir schon vor Tagesanbruch durch ein mißtönendes Geräusch von musikalischen Instrumenten geweckt; wir stiegen sogleich zu Pferde und begaben uns nach dem Maidan. Als es heller wurde, bemerkten wir eine unermeßliche Menschenmenge, welche sich nach Dschoringi wendete und noch immer durch Personen verstärkt wurde, welche aus den Straßen und Gäßchen der Stadt hinzukamen. Wir mischten uns unter die Menge, in deren Mitte ärmliche Fanatiker gingen und tanzten, welche sich aufs Gräßlichste verzerrten und von denen Jeder von einer eigenen Gruppe Bewunderer mit Musik und Fackeln umgeben war. Ihre Züge verriethen Leiden, aber sie suchten offenbar etwas darin, sie geduldig zu ertragen, und wurden wahrscheinlich durch die Ueberzeugung aufrecht gehalten, ihre Sünden aus dem vergangenen Jahre abzubüßen, wenn sie von freien Stücken und ohne eine Klage dieses Hemniß ertrügen.

„Es wurde uns sehr schwer, einen Weg durch die Menge zu bahnen; als wir aber in eine geringe Entfernung von dem Schauplatze gekommen waren, hatten wir einen malerischen und sehr schönen Anblick, der mich wider meinen Willen an die Pferderennen in England erinnerte. Auf allen Seiten wehten Fahnen. Breterbuden gewährten Gerüste zum Tanzen. Die flatternden Kleidungsstücke der Eingeborenen ließen eine Versammlung von wohlgekleideten Frauen erwarten, und obgleich in größerer Nähe ihre dunkle Gesichtsfarbe diese Täuschung benahm, so verlor

das Bild doch nichts von seiner Freundlichkeit. Niemals hatte ich in England so viele Menschen beisammen gesehen; aber dieses Fest ist auch eines der berühmtesten der Hindus und man war aus allen Dörfern in der Runde dazu herbeigeströmt. Der Lärm der Musik währte bis Mittag, zu welcher Zeit die Enthusiasten sich entfernten, um für ihre Wunden bedacht zu seyn. Man sagt, sie wären gefährlich, bisweilen selbst tödtlich. Einer unserer masatichi oder Fackelträger aus der niedrigsten Caste, denn in den höhern scheint Niemand diese Grausamkeiten vorzunehmen, lief in dem ganzen Hause mit einem kleinen Pfeile herum, der ihm durch die Zunge ging, und bettelte von unsern andern Dienern Geld. Er sah aus, als wäre er durch Opium betäubt, und man sagte mir, diese Unglücklichen nähmen immer Opium, um den Schmerz zu mildern, und der Theil, welcher durchbohrt werden sollte, würde wahrscheinlich schon lange vorher damit gerieben, damit er unempfindlich werde.

„Die Prüfung des schiddy mahry geschieht Abends zu Boitaconnah, einem Stadttheile, wo die Masten zum Daranhängen der Frommen aufgerichtet sind; die Behörde erlaubt nicht, daß man sie in der Nähe der Wohnungen der Europäer aufstelle. Dieser Mast hat eine Querstange, an deren einem Ende sich ein Kloben befindet, woran man ein Seil mit Haken befestigt. Das mit Blumen geschmückte Opfer wurde scheinbar ohne Widerstreben an die Querstange geführt; dann drückte man ihm die Haken in die Muskeln der Seiten, was er ohne zu zucken ertrug, und schlang ein breites Zeugstück um seinen Leib, damit die Haken durch die Last des Körpers nicht ausgerissen würden. In diesem Zustande wurde der Mann in die Höhe gezogen und man ließ ihn anfangs langsam, dann allmälig mit ungemeiner Schnelligkeit herumdrehen. Nach einigen Minuten wollte man ihn herunterlassen, aber er winkte, man möge noch fortfahren. Dieser Entschluß wurde mit ungeheuerm Beifall aufgenommen und die Ceremonie begann, nachdem er einige Schlucke Wasser genommen hatte, von neuem." (Taf. 34. Abbild.)

Die vielfachen Verzweigungen des Flusses machen es möglich, zu Wasser von Calcutta nach Dacca zu reisen, das 54 Stunden in NO. davon liegt, welche Entfernung aber durch den gewundenen Weg, dem man folgen muß, auf 130 gebracht wird.

Heber, der Calcutta am 15. Juni verließ, bemerkte am 3. Juli die Thürme von Dacca. „Je näher wir kamen," sagt er, „um so mehr überraschte mich die Größe der Stadt und die Majestät der Ruinen, welche wirklich den größten Theil davon auszumachen schienen. Außer einigen ungeheuern Massen von Schlössern und finstern Thürmen, deren Bestimmung man leicht errieth und die von Epheu und Pipals bedeckt waren, außer alten Moscheen und Pagoden, die offenbar aus derselben Zeit herrührten, bemerkten wir große und schöne Gebäude, die aus einer gewissen Entfernung gastlicher und wohnlicher aussahen, und nach denen hin wir uns richten mußten, wie ich glaubte. Als wir aber so nahe kamen, daß wir sie deutlich erkennen konnten, bemerkten wir, daß sie sich in eben so schlechtem Zustande befanden als die übrigen. Mehrere zeigten griechische Architectur; ein Hindu-Obelisk glich so sehr einem Kirchthurme, daß ich ihn aus der Ferne wirklich dafür hielt.

„Während wir nach dem Ufer zu fuhren, machte mich ein seltsames Geräusch, das aus dem Wasser zu kommen schien, aufmerksam. Es war gedehnt, tief, sehr stark und zitternd und hielt so ziemlich die Mitte zwischen dem Brüllen eines Stieres und dem Blasen des Wallfisches. „Ach," sagte ein Muselmann in meinem Gefolge, „das sind Elephanten, welche sich baden. Diese Thiere sind in Dacca sehr zahlreich." Ich sah sogleich genauer hin und bemerkte ungefähr zwanzig dieser schönen Thiere, deren Köpfe und Rüssel sich über dem Wasser zeigten. „Dacca," sagte mir einer der dortwohnenden Engländer, „ist nur noch eine Ruine seiner frühern Größe. Sein Handel ist auf den sechzigsten Theil dessen herabgekommen, was er sonst war. Alle seine prachtvollen Gebäude: das Schloß Dscheban-girs, seines Gründers, die stolze Moschee, die dieser Kaiser bauen ließ, die Paläste der ehemaligen Nabobs, die Comptoire und Kirchen der Holländer, Franzosen und Portugiesen, sind zerfallen und von Gesträuch bewachsen. Ich sah, fuhr der Engländer fort, eine Tigerjagd in dem Hofe des ehemaligen Palastes, und das Pferd eines meiner Freunde fiel in einen von Gras und Brombeergebüsch versteckten Brunnen. Fast die gesammte Baumwolle, die man in dem Gebiete von Dacca erntet, wird nach England versendet und kommt als Zeug zurück, das die Bewohner dieser Gegend der Wohlfeilheit wegen vorziehen. Es giebt noch einige Armenier hier, die da eine Kirche und zwei Priester haben; mehrere sollen reich seyn. Einer ihrer Erzbischöfe kommt alle vier bis fünf Jahre von Nakitschewan hierher. Die Portugiesen sind nicht zahlreich, arm und nicht angesehen. Die Griechen dagegen sind zahlreich, thätig und verständig, gehen mit den Engländern um und haben mehrere untergeordnete Regierungsämter inne. Andere Engländer giebt es nicht als Indigopflanzer, welche in der Umgegend leben, sowie die Civil- und Militairbeamten. Die Hindus und Muselmänner bilden eine Bevölkerung von 300,000 Seelen.

„Das Clima von Dacca gilt für eines der mildesten in Indien, da die Wärme immer durch die ungeheuern Flüsse gemäßigt wird, welche in der Nähe strömen, und ihr schneller Lauf reißt die fauligen Theile der Ueberschwemmung so schnell mit fort, wie man es an den Ufern des Hugly nicht kennt; die Luft ist deshalb auch nicht ungesund. Uebrigens ist es in der jetzigen Jahreszeit nicht möglich, zu Pferde weit zu kommen, selbst während der Trockenheit kann man auf diese Weise nicht weit reisen, so sehr ist das Terrain von Flüssen und Bächen durchschnitten; deshalb ist der Gebrauch der Böte so gemein und baut man viele hier.

„Die kleinen inländischen Fahrzeuge sind die einzigen, welche auf dem Ganges bis nach Dacca fahren. In der Regenzeit könnten dies wohl auch Schiffe von mittlerer Größe versuchen, aber es ist mit zuviel Gefahr begleitet und man würde keine große Entschädigung darin finden. Die Europäer ziehen es vor nach Schattigan zu gehen, obgleich der letztere Hafen ebenfalls nicht für die großen Schiffe geeignet ist.

„Die Compagnie unterhält in Dacca ungefähr 300 Elephanten, welche man jährlich aus den Wäldern von Tiperah und Catschar bezieht. Man richtet sie hier zu den Gewohnheiten ab, die sie im Zustande der Gefangenschaft haben müssen. Diejenigen, welche man für die nördlichen Provinzen bestimmt, werden allmälig nach Murschedabad, dann in andere nördlichere Städte geschickt, weil die Verschiedenheit des Climas zwischen denselben und Dacca zu groß ist, als daß man sie demselben zu schnell ohne Gefahr aussetzen könnte.

„In Dacca residirt ein Nabob; die Engländer geben ihm eine Pension und lassen ihm alle die Ehrenbezeugungen, die seiner Eitelkeit schmeicheln können, ohne daß sie ihm die geringste Macht geben."

Dacca liegt 36 Stunden von der Einmündung des Ganges in den Meerbusen von Bengalen. Wir haben schon vorher gesehen, daß dieser Fluß in dem untern Theile seines Laufes seine Gewässer mit denen des Brahmaputra verbindet. Der Raum zwischen der größten seiner Mündungen und der Mündung des Hugly heißt die Sunderbunds. Er ist von einer unendlichen Menge von Armen dieser Flüsse durchschnitten, welche sich in vielen Richtungen durchkreuzen und eine ungeheuere Anzahl von niedrigen Inseln bilden, die fast alle mit Wald von mittlerer Höhe bedeckt sind.

Das Gebiet der Sunderbunds, das ganz aus angeschwemmtem Lande besteht, hat nirgends süßes Wasser, weshalb man es auch nicht anbauen kann. Diese entsetzliche Einöde ist der Aufenthalt von Tigern und andern wilden Thieren, sowie von Rothwild, Affen und ungeheuern Crocodilen geworden. Bisweilen wird sie durch das Girren der Taube, durch das Krähen des Hahnes, durch das Geschrei der Henne, des Pfaues und der Papageien belebt. In der trockenen Jahreszeit finden sich an den Ufern der Flüsse Salzbereiter und Holzfäller ein, die bei ihren Beschäftigungen immer ihr Leben auf das Spiel setzen müssen, denn Tiger von der bedeutendsten Größe zeigen sich nicht blos an den Ufern, sondern schwimmen sehr oft auch in dem Wasser und tödten die Menschen auf den vor Anker liegenden Böten.

Obgleich nun viele dieser Unglücklichen alle Jahre von den Tigern angefallen und verzehrt werden, lassen sich doch fromme Muselmänner, welche Zaubermittel gegen die Grausamkeit dieser Unthiere zu besitzen wähnen, in ärmlichen Hütten an dem Flusse nieder. Sie werden von ihren Glaubensgenossen ungemein verehrt, sowie von den Hindus, welche sich in diese Gegenden wagen und ihnen, um das Wohlwollen derselben zu gewinnen, Lebensmittel und Cauris schenken. Mit der Länge der Zeit werden diese Fakire fast immer die Beute der wilden Thiere; aber je länger sie dableiben, um so höher werden sie verehrt, und sobald ihr Platz vacant ist, nimmt ihn ein anderer ein. Kleine Erdhaufen bezeichnen die Stellen, wo die Skelette der Verunglückten neben der Hütte begraben wurden, und die Holzfäller verfehlen nie, im Vorübergehen Gebete da herzusagen, ehe sie ihre Arbeiten beginnen.

Die Ausdehnung der südlichen Küste der Sunderbunds beträgt 60 Stunden von O. nach W. Acht Mündungen führen dem Meere die Gewässer dieses Deltas zu. Die besuchteste ist die des Hugly. Heber gelangte am 4. Octbr. 1833 dahin.

„Mit Tagesanbruche," sagt er, „bemerkten wir die Insel Sagor, die völlig eben und sumpfig ist, große dichte Bäume, welche dunkeln Fichten gleichen, und Dschongeln mit glänzend hellen Blättern von der Höhe unseres Unterholzes hat. Mit Hülfe eines Fernrohres konnte ich ein Thier, wohl ein Hirsch, erkennen, der weidete oder im Grase lag, sowie verfallene Hütten und Gebäude, die Schoppen glichen.

„Dies sind die Ueberreste eines Dorfes, welches durch eine Gesellschaft angelegt wurde, die sich bildete, um das Holz niederzuschlagen und die Sümpfe von Sagor auszutrocknen; aber sie bemerkte, daß während man die Dschongels auf der einen Seite abhaute, das Meer auf der andern hereindrang, und der sandige Boden nicht fest genug war, um diesem Andringen widerstehen zu können. Die Insel wurde demnach von neuem den Hirschen und Tigern überlassen. Wegen der letztern stand sie immer in schlechtem Rufe und nach dem, was man mir sagte, flößt sie den Eingeborenen so großen Schrecken ein, daß man dieselben nur mit Mühe dahin bringen kann, sich im Bote diesen wilden Ufern zu nähern, weil sie sich immer Gefahren aussetzen. Ich glaube jedoch, sie sind sehr übertrieben worden, wenn es auch ein Glück ist, daß diese heilsame Furcht die müßigen Matrosen und jungen Officiere hindert, der Jagd wegen sich nach dieser Insel zu begeben, wie es sonst Sitte war; denn dieses Ufer und alle der Inseln dieser Gegend sind unter einer scheitelrechten Sonne höchst ungesund. Das Wasser, das uns umgiebt, zeigt gnügend durch seine bräunliche Farbe, daß es mit zahlreichen Ueberresten von organischen Stoffen überladen ist.

„Eines der ersten Anzeichen der Sitten des Landes, das unsern Blikken auffiel, war ein Leichnam, der langsam an der Oberfläche des Wassers schwamm.

„Gegen Mittag kamen Böte mit Früchten und Fischen, von Hindus geführt, an unser Fahrzeug; alle diese Leute waren schwächlich, außerordentlich schwarz, aber gut gewachsen, und von schönen Zügen; sie verkauften uns Bananen und Cocusnüsse. Es kamen mehrere Böte nach einander; einige waren größer als das erstere und hatten zwei Masten wie eine Goelette; die Matrosen waren größere und schönere Leute als die, welche wir vorher gesehen. Der Capitain, der einen weißen um eine rothe Mütze geschlungenen Turban trug, hatte ein weißes kurzes Hemd ohne Aermel und einen silbernen Ring etwas oberhalb des Elnbogens; seine Leute waren fast nackt, bis auf ein Zeugstück um die Lenden. Ihre Haut hatte eine sehr dunkele Bronzefarbe, was in Verbindung mit ihren eleganten Formen und wohlproportionirten Gliedern den Zuschauer vollkommen an die griechischen Statuen von Bronze erinnerten. Was den Wuchs und die Kraft betrifft, so standen diese Matrosen unter den meisten unserer Matrosen.

„Wenn man sich Kebschеri nähert, einem Dorfe, dem gegenüber der Hugly fast 3 Stunden breit ist, bemerkt man auf allen Seiten nur noch eine traurige und ununterbrochene Linie dichten und dunkeln Gebüsches; es scheint undurchdringlich zu seyn, und man könnte es sich wohl bewohnt denken von allem, was es Monströses, Ekelhaftes und Gefährliches giebt, von dem Tiger und der Cobra Capello bis zu dem Scorpion und den Muskitos, von dem Sturme und Gewitter bis zu dem Fieber. Die Matrosen und die Officiere sprachen nur mit Schauder von diesem Ufer, dem Grabe aller derer, welche das Unglück gehabt hatten, mehrere Tage in seiner Nähe zu bleiben, und selbst unter der glänzenden Sonne, welche uns in diesem Augenblicke beschien, gehörte keine besondere Phantasie dazu, um sich die fieberhaften Ausdünstungen vorzustellen. Je näher wir den Sunderbunds kamen, desto minder unangenehm wurde ihr Aussehen. Die Gebüsche zeigten eine größere Mannichfaltigkeit von Grün und Farben; man unterschied mehrere Bäume mit rundlichem Wipfel und kleine Palmen, und endlich brachte uns der Wind, der vom Ufer herkam, die frischen Gerüche der Vegetation. Die Strömung ist hier sehr stark und ihr Kampf gegen die Flut hob Wogen von dunkeler Farbe empor. Die Gegenwart von Cocuspalmen verkündet ein offeneres und bewohnbareres Land. Die Dschongeln entfernten sich von den Ufern des Flusses; an ihre Stelle traten schöne grüne Felder gleich unsern Wiesen; man sagte mir, es sey dies Reis. Darunter umher waren kleine Gruppen und Dörfer von Lehmhütten, die mit Stroh gedeckt und so niedrig waren, daß man sie für Heuschober halten konnte, verstreut."

Kapitel XLVIII.

Hindostan. — Dekkan. — Berge von Gandbuana. — Die Hochebene Omerkantok. — Quellen des Nerbudda, des Sone und des Mahaneddy. — Diamanten. — Nagpur. — Berge von Berar. — Ellitschpur. — Die Kette der westlichen Gats. — Daületabad. — Ellora. — Aurengabad. — Carli. — Haiderabad. — Städte in Orissa und den Circars.

Die Provinzen Hindostans, welche wir durchwandert haben, sind seit langer Zeit durch die Fruchtbarkeit und den Reichthum ihrer Erzeugnisse berühmt. Die Hindus, welche darunter die begreifen, die in W. von dem Indus begrenzt werden, nennen sie in Bezug auf die in O. und S. Medhyahdeo, (das Land der Mitte); es ist das eigentliche Hindostan.

Im Süden beginnt Dekkan; es ist in N. von dem Laufe des Nerbudda begrenzt, der von O. nach W. fließt, sowie durch eine eingebildete Linie, welche in entgegengesetzter Richtung von der Quelle dieses Flusses zur Mündung des Hugly geht. Die andern Grenzen Dekkans sind in S. der Krischna und der Tunbedra; in O. der Meerbusen von Bengalen; in W. der Theil des indischen Meeres, welcher der Meerbusen von Oman heißt. Die indischen Geographen nennen Dekkan die ganze Halbinsel in Süden von dem Nerbudda bis an das Vorgebirge Comorin.

Gandbuana, die nördlichste der Provinzen Dekkans, ist mit oft dürren, steilen und sehr schwer zu ersteigenden Bergen bedeckt. Einige Stellen zeigen unburchdringliche Wälder; sie werden von schönen und fruchtbaren Thälern durchschnitten. Die Einwohner bestehen hauptsächlich aus Gands und Tschohans, welche in den Schilderungen der Engländer als fast unbezähmbare, rohe Wilde dargestellt werden. Einige Stämme sind so ziemlich unabhängig geblieben.

Man schätzt die mittlere Höhe der Berge in Gandbuana, die meist von O. nach W. laufen und nach verschiedenen Seiten hin Ausläufer abgeben, auf 1000 Toisen. Auf dem Kamme, der Wasserscheide zwischen dem Meerbusen von Bengalen und dem Meere von Oman, befindet sich Omerkantok, 2463 Fuß hoch unter 22° n. Br., — ein bei den Hindus berühmter Wallfahrtsort. Die Gegend umher ist wild, sehr dünn bevölkert und nur von einigen Frommen besucht, welche die Quellen des Sone und des Nerbudda aufsuchen. Im Jahre 1828 war noch kein Europäer dahin gekommen; nach dem Berichte der Eingeborenen entstehen

die beiden Flüsse aus dem Wasser in den Höhlen der Berge, welche das Plateau von Omerkantok bilden.

Die Quelle des Mahanebdy befindet sich am südlichen Abhange dieser Hochebene. Nach vielen Umwegen durch die Berge gelangt er nach Orissa und ergießt sich in mehrern Armen in den Meerbusen von Bengalen. Er nimmt viele Beiflüsse auf und sein Lauf ist 250 Stunden lang. Man findet in dem Sande dieses Flusses, besonders an der Einmündung mehrerer seiner Beiflüsse zur Linken, die von den Bergen Kurbah kommen, sowie unter den Kieseln derselben Diamanten vom ersten Wasser und von verschiedener Größe. Man sammelt dergleichen auch nach dem Regen in dem Schlamme und Sande, der sich in den Uferhöhlen und auf den Alluvialinseln absetzt. Hier suchen die Dschaharies, ein Bergbewohnerstamm, darnach. Zwischen dem 21° und 22° d. Br. liegt der sehr schwer zugängliche Bezirk, wo sich die Bergbäche schlängeln, welche die Diamanten mit fortreißen; er ist ungemein ungesund, wie man an dem Aussehen seiner Bewohner sieht.

Nagpur, in einer feuchten Ebene am linken Ufer des Nag, eines kleinen Flusses, der sich in den Bainganga ergießt, ist die Hauptstadt von Ganduana und die Residenz eines Radschah, dem die Engländer ein ziemlich ausgedehntes Gebiet gelassen haben. Er verwaltet dasselbe nach Gutdünken und unter der Aufsicht eines britischen Residenten. Diese Stadt von 115,000 Einw. hat nichts Merkwürdiges.

Ein wenig weiter nach W. gelangt man nach Berar, dessen von zahlreichen Schluchten und Pässen durchschnittene Gebirge von britischen Ingenieurs untersucht worden sind; sie haben über 26 Stunden Länge und senden nach N. und S. Ausläufer ab, welche die Betten verschiedener Flüsse von einander trennen. Der Tapty, welcher nach W. strömt, der Bainganga und der Purna, die sich nach S. wenden, sind die vorzüglichsten. Die Verzweigungen dieser Berge, welche nach W. laufen, verbinden sich in N. von 10° der Br. mit den Stützen der westlichen Gats.

Diese berühmte Kette beginnt an dem linken Ufer des Tapty und zieht sich nach S. bis an das Vorgebirge Comorin, parallel mit der westlichen Küste des Dekkan, der sie immer nahe ist. Ihre größte Entfernung von dem Meere von Oman beträgt 26, die mittlere 7 Stunden. Die Länge nimmt 20° d. Br. oder 330 Stunden ein. Die mittlere Höhe der Gats scheint 7400 Fuß zu betragen und ihre höchsten Spitzen erreichen wenigstens 13,000 Fuß.

Der Name Gats bedeutet Schluchten oder Engpässe und ist diesen Gebirgen gegeben worden, weil sie von zahlreichen Defileen durchschnitten werden. Ihre nach W. steilen Seiten haben nach O. sanftere Abhänge. Von dieser Seite stützen sie das Plateau von Dekkan. Ueberall sind sie mit dichtem Wald bedeckt und häufig zeigen sie höchst malerische Punkte.

Die Höhe der Gats reicht hin, den Zug der Wolken aufzuhalten, deshalb herrschen zu gleicher Zeit in O. und W. der Kette entgegengesetzte Jahreszeiten. Während die Regen- und Wetterzeit des südwestlichen Munsuns sich an der Seeseite fühlbar macht, hat man östlich von den Bergen Sommer; im Gegentheile hat diese Gegend Sommer während des Nordostmunsuns, der dem W. der Kette das schöne Wetter bringt. In einigen Bezirken seines südlichen Theiles ist jährlich 130 Zoll Wasser gefallen, namentlich im Juni, Juli und August, während in O. die anstoßenden Gegenden nur durch leichte Regen benäßt wurden. Diese Ursache der Verschiedenheit der Climate hört im N. von dem Tapty auf, wo der Südwestmunsun kein Hinderniß mehr an der Bergkette findet, seinen Einfluß frei übt und ununterbrochene Regenströme über das ganze Land ergießt.

Obgleich man Plateau das ganze Land über den Gats nennt, so ist doch die ganze Fläche überall mit Hügeln überstreut und hier und da selbst bergig.

Gegen den 15° d. Br. sind die Gats, obgleich steil und steinig, keineswegs rauh oder in große Massen kahler Felsen getheilt. Ihre Oberfläche ist mit fetter Erde bedeckt und kann erst gefunden werden, wenn man hineingräbt. Die Wälder sind reich an herrlichen Bäumen und man kann nirgends schönere Bambus sehen als die, welche in diesem Theile der Kette wachsen. Auch die Binsen erreichen hier eine ungeheuere Größe; man hat einige gemessen, welche 225 Fuß lang waren und dicker als das Rohr von Malacca.

Die Reise durch die Defileen in der Gats setzte anfangs dem Transporte der Artillerie und Kriegsgeräthe viele Schwierigkeit entgegen; aber die Straßen, welche die Engländer da angelegt, haben alle Hindernisse weggeräumt, welche die Natur entgegenstellte, und gegenwärtig macht man die Reise ohne Mühe.

Berar ist ein hohes Thal, wohin man durch eine Reihe von Schluchten gelangt; einige sind für beladene Kameele unzugänglich, andere dagegen sind es sehr leicht für die Cavalerie, was das Land häufigen Einfällen aussetzte. Ein Theil von Berar ist nur von Gebüsch bedeckt. Sein größter Fluß ist der Tapty.

Seine bedeutende Höhe über dem Meere mäßigt die Hitze, welche in den Thälern sehr groß ist. Im Winter wird der Frost auf den Bergen empfindlich.

Ellitschpur, seine Hauptstadt, liegt zwischen dem Sarpan und Bitschan, welche sich in geringer Entfernung vereinigen und dann den Purna vergrößern, einen Beifluß des Tapty. Ellitschpur ist ziemlich volkreich und mäßig stark. Der Nizam, der Souverain, hat hier einen Palast von Backsteinen.

Geht man nach SW., so kommt man über die Seschascholl-Berge und weiterhin in derselben Richtung trifft man Dauletabad, eine feste Stadt, deren Citadelle auf einem 500 Fuß hohen Granitblocke liegt, der von den benachbarten Bergen ganz isolirt ist. (Taf. 35. Abbild.)

In geringer Entfernung im N. erregt Ellora, ein Dorf immitten einer Ebene, die Aufmerksamkeit der Reisenden durch die Hindutempel, welche in einem eine Meile entfernten Gebirge ausgegraben sind.

„Kommt man in die Nähe dieser Tempel," sagt J. Seely, ein englischer Reisender, der eine detaillirte Beschreibung davon gegeben hat, „so wird das Auge und die Phantasie durch die Mannichfaltigkeit der interessanten Gegenstände ganz betäubt, die sich zu allen Seiten darbieten. Man fühlt zu gleicher Zeit so viel Erstaunen, Bewunderung und Vergnügen, daß die Eindrücke anfangs peinlich sind, und es gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe sie sich hinreichend beruhigt haben, um aufmerksam die Wunder betrachten zu können, von denen man umgeben ist. Die Stille an diesem Orte, die Oede in den benachbarten Ebenen, die romantische Schönheit des Landes und das Gebirge selbst, das an allen Seiten ausgehöhlt ist, trägt dazu bei, die Seele eines Fremden mit durchaus neuen Empfindungen zu stillen. Alles stimmt den Geist hier zur Betrachtung und Alles, von dem man umgeben ist, versetzt ihn in eine entfernte Zeit unter ein mächtiges Volk, das einen hohen Grad von Civilisation erreicht hatte, während unsere Vorfahren noch als Wilde in Wäldern lebten.

„Man denke sich, welches Erstaunen Einen ergreift, wenn man plötzlich in einem weiten offenen Hofe einen Tempel erblickt, der in harten Felsen gehauen, in allen seinen Theilen vollkommen schön und völlig von dem benachbarten Berge durch einen Raum von 250 Fuß Länge und 150 Fuß Breite getrennt ist. Dieser Tempel, der eine Höhe von 100 Fuß hat, ist 145 Fuß lang und 62 Fuß breit; seine Thürme, seine Fenster sind von vortrefflicher Arbeit, sowie die Treppen, welche zu den obern Etagen führen, die fünf große Gemächer mit wunderbar geglätteter Fläche enthalten und die regelmäßig durch Säulenreihen getheilt sind. Die ganze Masse dieses ungeheuern Blockes an einzelnen Aushöhlungen hat fast 500 Fuß im Umfange. Jenseits des Ortes, den er bedeckt, laufen drei Gänge parallel mit dreien seiner Seiten und sind durch Säulen gestützt; Gemächer in dem perpendiculairen Felsen, welcher den Hof begrenzt, enthalten 42 riesenhafte Figuren aus der Hindu-Mythologie. Diese drei Gänge oder Galerien nehmen einen Raum von fast 400 Fuß in der Länge ein, der ganz in den Felsen gehauen ist; die Breite beträgt 13 F. 2 Zoll, ihre Höhe 13½ Fuß. Oben darüber befinden sich schöne und große Säle. In dem Hofe und vor diesen Galerien erhebt sich der Keylas, — der

Tempel, den ich eben erwähnte. Ich glaube, es existirt in der Welt kein Ueberrest aus dem Alterthume, der ihn an Großartigkeit des Entwurfes und an Vollendung der Ausführung übertrifft.

„Und doch sind in Ellora noch zwölf andere Tempel in dem Gebirge ausgehauen. Eine Reihe von Wohnungen und Tempeln erstreckt sich nach Rechts und Links über 1¼ Meilen lang von N. nach S."

Das Innere aller dieser Tempel ist mit Bildhauereien geschmückt, welche Gegenstände aus der Hindu-Mythologie vorstellen. Alle gleichen nicht genau dem Keylas, aber jeder besitzt eine eigenthümliche Schönheit. Viele Figuren von Gottheiten sind offenbar die Buddhas und seiner himmlischen Diener.

Der Eingang, welcher mit dem Namen Bisma Karm bezeichnet wird, ist nach S. gewendet. Nach seinem Aussehen können Leute von lebhafter Phantasie wohl glauben, er führe in den Palast des Gnomen-Königs. (Taf. 35. Abbild.) Diese Façade, die schönste von allen der Tempel Elloras, hat etwas auffallend Edles, und ihr Effect wird noch durch die versteckte Lage und die dichten Baumblätter erhöht, welche sie umgeben.

Das südliche Ende der Aushöhlungen in Ellora schließt mit einer in Hinsicht auf den Reichthum der Verzierungen minder prächtigen; aber ihre Lage und die Reihen herrlicher Säulen, die sie an jeder Seite tragen, zeichnen sie sehr aus. Man nennt sie Dher Warra. (Taf. 35. Abbild.) Es ist ein Tempel Buddhas. Der Hauptsaal, welchen die Abbildung darstellt, ist ungefähr 100 Fuß lang und 90 breit, ungerechnet die Vertiefungen an jeder Seite. Die Pfeiler, welche das Gewölbe tragen, sind feiner und zierlicher als die in den andern Höhlen. Dieser zeichnet sich noch durch zwei nicht sehr über den Boden erhabene Platformen aus, welche über die ganze Länge der Ausgrabungen hingehen. Man glaubt, sie wären für die Studierenden, die Schreiber und Kaufleute angelegt worden. Der Handel, welchen die Hindus jedesmal treiben, wenn sie Gelegenheit dazu finden, und ihre Gewohnheit, bei ihren religiösen Festen zugleich eine Messe zu haben, machen diese Vermuthung sehr wahrscheinlich. Diese Höhle liegt übrigens auch zu diesem Zwecke sehr bequem, und durch die Leichtigkeit, mit welcher man hinein und heraus gelangt, wird sie der gewöhnliche Zufluchtsort des Viehes. Ihr Koth und die Menge aller Arten Insecten, die sie herbeiziehen, haben ihr ohne Zweifel ihren schlechten Ruf verschafft und zu der Meinung Veranlassung gegeben, sie sey nur gut, Leute zu beherbergen, welche ein Gewerbe daraus machen, den Mist aufzusuchen.

Die Verzierungen der Tempel von Ellora haben von den Händen der Muselmänner viel gelitten, welche in ihrem Fanatismus Statuen und Basreliefs zerschlugen, Malereien an den Decken abkratzten und an mehreren Stellen den Gips zertrümmerten. „Jetzt," sagt der Reisende Seely, „da Ellora und die Umgegend, welche früher unter den Mahratten standen, in unsern Händen sind, muß man hoffen, daß die Regierung von Indien ihre Aufmerksamkeit auf diese wahrhaft wunderbaren Alterthümer richten wird. Die Sorge für ihre Unterhaltung würde nicht viel kosten; die Einwirkung der Zeit hat vielen dieser Denkmäler geschadet, und es würde sich einer mächtigen Nation ziemen, welche eine Freundin der Wissenschaften ist, die Beschädigung dieser staunenswerthen Werke nicht zu dulden . . .

„Der erste Reisende, der sie besuchte, war, glaube ich, Thevenot; es fehlt seiner Erzählung in manchen Stücken an Genauigkeit, denn er sagt, man sähe in einer Ausdehnung von anderthalber bis zwei Stunden nichts als herrliche Grabmäler, Kapellen und Tempel; er würde sich richtiger ausgedrückt haben, hätte er gesagt, zwei Meilen (engl.). Uebrigens verwendete er zur Besichtigung dieser Pagoden nur zwei Stunden." Seely setzt hinzu, er wolle durch diese Bemerkung das Verdienst Thevenots nicht herabsetzen. —

Die hübsche kleine Stadt Rozah, die anderthalbe Meile von Ellora liegt und berühmt ist, weil sie die sterblichen Ueberreste Aurengzebs und die Burhan-eddins, eines muselmännischen Heiligen, des Gründers der Stadt Burhanpur, enthält. Das Grab des Fakir ist schöner als das des Kaisers. Seely, der auf dem Plateau, auf welchem Rozah liegt, weiter reiste, kam an das Ende eines Defilés, welches durch einen der Höflinge Aurengzebs gänzlich gepflastert worden war. Die Ebenen zwischen Dauletabad und Aurengzabad erregen traurige Gedanken; sie besitzen einen fruchtbaren Boden, werden von verschiedenen Flüssen bewässert und liegen bei einer großen Stadt; dennoch würde sie Jeder für eine Wüste halten, der an den Anblick des Landes in England gewöhnt ist. Seely traf nur zehn Menschen und bemerkte, daß kaum der zehnte Theil des Landes bebaut war.

Von weitem gesehen, macht Aurengabad durch seine Minarets, welche über Gruppen schöner Bäume hinausragen, durch die großen weißen Kuppeln seiner Moscheen mit den in der Sonne glänzenden vergoldeten Spitzen und seine zahlreichen Terrassendächer einen imposanten Eindruck. Kommt man aber näher, so schwindet die Illusion. Die Hälfte dieser Stadt, die nur schwach bevölkert ist, zeigt nur Verfall und Ruinen. Man erkennt, daß ihr Glanz mit dem Leben des Monarchen verschwand, dessen Namen sie führt. Ihre Straßen sind breit und einige davon gepflastert; man sieht schöne und große Häuser in verschiedenen Theilen; die öffentlichen Gebäude, die Moscheen und Caravanserais sind gut gebaut. Gärten und Baumgruppen, Plätze, Springbrunnen bringen einen Wechsel in die Perspective und schmücken die Straßen; die Laden zeigen den Augen viele kostbare durch die Industrie des Landes oder die Fruchtbarkeit des Bodens erzeugte Waaren; aber in der ganzen Stadt herrscht eine gewisse Oede, welche anzeigt, daß ihr Ruhm dahin ist.

Aurengabad liegt in den Staaten des Nizam, eines Fürsten, der unter der Aufsicht eines englischen Residenten regiert. Diese Stadt, welche in einer von Bergen umgebenen Ebene liegt, befindet sich 7 Stunden nördlich von dem Godavery. Ist man über diesen Fluß gegangen und reist weiter nach SW., so trifft man Carli, einen kleinen Flecken dem Fort Logor gegenüber.

Dritthalbe Meile von Carli zeigt eine von O. nach W. laufende Hügelkette Aushöhlungen gleich denen in Ellora, die aber minder zahlreich sind. Sie wurden von Mad. Graham, Heber, dem anglikanischen Bischof, und Lord Valentia besucht und beschrieben. Die Façade des großen Tempels nach W. zu befindet sich 300 Fuß über dem Fuße des Hügels und ist nur auf einem steilen und schmalen Wege zugänglich, der in Zickzack durch Bäume, Gebüsch und Felsenstücke empor führt. So gelangt man zu einem ziemlich armseligen Tempel Siwas, der gewissermaßen als Portal zur großen Pagode dient; ein anderes kleines ganz ähnliches Gebäude befindet sich zur Rechten. „Wir wurden alsbald," sagt Heber, „von kleinen nackten und müßigen Brahmanenjungen umringt, die mit einer alten Frau aus derselben Caste sich für die Hüter des Heiligthums ausgaben und uns ihre Dienste anboten, um uns die Wunder desselben zu zeigen und seine Geschichte zu erzählen. Ich fragte sie, wer der Gründer sey. — Der König Pandu, antworteten sie. Uebrigens schreibt man ihm alle unterirdischen Tempel und im Allgemeinen die alten Bauwerke zu, deren Entstehung unbekannt ist."

Der Tempel Siwas befindet sich auf einer 100 Fuß breiten Platform. Man hat diesen Raum nivelirt, indem man die Seiten des Berges behauete, bis man dadurch in dem Felsen eine perpendiculäre Fläche von etwa 50 Fuß erhalten hatte. „Man hat da eine Reihe von Höhlen ausgegraben, deren vorzüglichste," sagt Lord Valentia, „mir durch ihre Größe und Form auffiel. Eine große Arcade, die zum Theil mit durchbrochenen Sculpturen ausgefüllt ist, führt in diesen Tempel, dessen Länge 126 und dessen Breite 46 Fuß beträgt. Die Wölbung ruht auf jeder Seite auf einer Reihe meist sechseckiger Pfeiler. Ihre Basis gleicht zusammengedrückten Kisten und ihre Capitäler ähneln einer umgekehrten Glocke, auf denen sich Elephanten befinden, auf deren jedem zwei Personen reiten.

Die Bogen dieses Gewölbes haben die Eigenthümlichkeit, daß sie von

Teakholz sind. Dieses Holzwerk ist sehr gut erhalten und macht einen sehr schönen Effect in der Perspective des Innern, und das Ganze dürfte für jede Religion einen herrlichen Tempel abgeben. Im Hintergrunde erhebt sich ein großer Sonnenschirm auf einem dicken runden Pfeiler. (Taf. 35. Abbild.) Die Wände zeigen keine Figur, dafür sind die der Vorhalle mit Hautreliefs bedeckt, welche Elephanten, Männer, Weiber und Buddha darstellen. Die Inschriften sind überall zahlreich.

Die Höhlenreihe erstreckt sich nach N. von der großen 350 Fuß weit. Sie haben eine vierseitige Form, platte Wölbungen, und waren jedenfalls zur Wohnung der Tempelpriester bestimmt. In der letzten sieht man eine Statue Buddhas und in einer andern eine Inschrift. Leicht sieht man, daß keine dieser Ausgrabungen vollendet worden ist. Rechts am Eingange der großen Pagode enthält ein großer ebenfalls in dem Felsen ausgehauener Behälter klares Wasser.

Carli liegt etwa 10 Stunden im Norden von Punah, der sonstigen Hauptstadt des Mahrattengebietes und dem jetzigen Hauptorte eines britischen Bezirkes. Diese Stadt, am Zusammenflusse des Mula und des Muta gelegen, welche durch ihre Vereinigung den Muta-Mula bilden, findet sich in einer großen Ebene am östlichen Fuße der West-Gats, 15 Stunden von der Seeküste, in einer Höhe von 2000 Fuß, und wird von Bergen von Trappbildung umgeben, die steil aussehen. Zur Zeit der Mahratten standen hier viele schöne Schlösser, die gegenwärtig meist verlassen sind.

„Punah," sagt Heber, „ist keine schöne Stadt; sie sieht nicht groß aus und doch hörte ich mit Verwunderung, daß sie über 100,000 Einw. zähle. Sie hat weder Mauern, noch Citadelle, ist schlecht gepflastert, unregelmäßig gebaut und hat enge Straßen, in denen Pipals wachsen, ärmliche Bazare, viele Pagoden, aber keine große, oder durch Schönheit auffallende. Der Palast ist groß und enthält ein hübsches Gebäude, das mit Portiken von Säulen von geschnitztem Holze umgeben ist."

Seely theilt die Ansicht des Prälaten nicht. „Die Sonne war dem Untergange nahe," sagt er, „als ich nach Punah gelangte; ihre Strahlen, die sich auf dem verehrten Dache des Tempels Parwattis, auf den mit Thürmchen versehenen Mauern, auf großen weißen Häusern mit Terrassen, auf glänzenden Obelisken und schönen Pagoden nebst muselmännischen Gebäuden, Hindu-Palästen, Schlössern und Gärten brachen, gewährten an einem heitern Abende eine für dem Fremden imposante Perspective, und ein schöner Fluß, der vor der Stadt strömt, erhöhte die Reize. Der Effect wurde nicht gemindert, als ich in die Stadt selbst hineinkam, wo ich eine bedeutende Menschenmenge traf und wo alle Gegenstände so verschiedenartig waren, als ich es in der Entfernung vermuthete. Die Häuser sind groß, massiv, von Steinen; sie schienen aber mehr zur Vertheidigung als zur Bequemlichkeit gebaut zu seyn. Die große Straße ist breit und schön; die Façade von mehrern zeigt grobe Malereien von mythologischen Legenden, was in Verbindung mit der düstern Farbe der Holzschnitzereien ihnen einen bizarren und phantastischen und zugleich sehr bunten Anblick giebt. Die Straßen führen ebenfalls Namen von Personen aus der Hindu-Mythologie, so daß man, wenn man die Stadt durchwandert, sich über die Geschichte der Hauptgottheiten des Brahmaismus unterrichten kann. Uebrigens zeigt nichts, daß Punah sonst die Residenz eines mächtigen Fürsten war."

Das Gebiet von Punah enthält eine unendliche Menge von durch den religiösen Eifer der Hindus geweihten Oertern; das merkwürdigste in dieser Hinsicht ist aber eine lebendige Gottheit, welche Mad. Graham und Lord Valentia besuchten.

Dieser Gott, der bald Tschintanam Deo, bald Narraïn Deo heißt, residirt in Tschintschur, einer kleinen Stadt 10 Meilen in NNW. von Punah an dem Muta. Ein großer Theil der Mahratten hält ihn für eine Incarnation Gunpatys oder Ganesas, ihres Lieblingsgottes. Dieser Gott erscheint immer in der Familie der Nachkommen Maraba Gosseyas, der durch seine exemplarische Frömmigkeit berühmt war und dadurch belohnt wurde, daß Ganesa seine Person erwählte, um sich den Gläubigen zu offenbaren. Zu gleicher Zeit übertrug er seiner Fürsorge die Bewachung eines heiligen Steines, der sich in dem Tempel befindet. Die Gunst, welche der Gott dieser Familie angedeihen ließ, muß sich bis zur einundzwanzigsten Generation erstrecken.

Der bara (Palast) des Deo ist eine ungeheuere Masse von Gebäuden nahe am Ufer des Muta. Mad. Graham war im Decbr. 1809 in Tschintschur; Lord Valentia sah den Gott 1803. Der Deo, der einen Flecken auf jedem Auge hatte, verlangte einen englischen Arzt. Dieser durfte aber den Deo nicht berühren, da er seine Abwaschungen für den Tag bereits verrichtet hatte. „Man brachte ihm Mandeln; er nahm eine Handvoll," sagt der Reisende, „und gab sie mir. Um sie zu empfangen, begab ich mich in das Gemach, wo er sich befand. Als wir ihn verließen, sagte ihm der Arzt, er würde ihm ein Wasser für seine Augen schicken."

Reist man nach W., so gelangt man bald in die Staaten des Nizam, jenes Fürstenthum, das in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus einem Theile der Trümmer des mogolischen Reiches in Dekkan gegründet wurde. Der Souverain ist ein Muselmann wie viele seiner Unterthanen. Hyderabad, am rechten Ufer des Mossy, ist die Hauptstadt seines Reiches, das 10 Mill. Einw. hat. Diese große, mit einer Mauer von Backsteinen umgebene Stadt, zählt 200,000 Einw., enthält aber nichts Bemerkenswerthes. Die Engländer haben da eine Garnison von Infanterie und Cavalerie.

Eine Stunde in NW. steht auf einem Felsen am rechten Ufer des Mossy, Golconda, die befestigte Hauptstadt eines alten Reiches, das Aurengzeb 1687 eroberte. Der Reisende Tavernier war 1652 in Golconda. Diese Stadt war damals, wie sie es noch jetzt ist, ein berühmter Markt für den Diamantenhandel; sie werden hier geschliffen und geschnitten. Die Gruben, wo man diese Edelsteine findet, liegen in verschiedenen Entfernungen von Golconda und meist in den Staaten des Nizam.

Die Provinz Orissa erstreckt sich längs des Meerbusens von Bengalen bis an die Mündung des Godavery und wird in N. von Bengalen, in W. von GandUana begrenzt. Der Theil an der Küste ist mit schönen Wäldern bedeckt und an mehrern Stellen mit Sümpfen, die reich an Crocodilen sind; weiterhin dehnen sich unfruchtbare, dürre Ebenen aus und endlich erheben sich in W. hohe unfruchtbare Gebirge. Das Clima ist meist an den Küsten ungesund, an denen man vom October bis Februar einen reichlichen Fischfang betreibt und sehr schönes Salz macht.

Die Bewohner sind im Allgemeinen nicht sehr verständig, sanft und friedlich in den Ebenen, wild und ungastlich im Gebirge. Orissa, ein heiliges Gebiet für die Hindus, enthält eine Menge Pagoden, unter andern die von Dschaggernath, welche den Schiffern durch ihre Masse aufhält und von Wohnungen umgeben ist, welche eine Stadt bilden. Balassore liegt mehr in N. in geringer Entfernung von der Mündung des Hugly, und Cottak ganz nahe bei Dschaggernath zwischen zwei Armen des Mahaneddy.

Ein wenig südlich von diesen Mündungen bildet der See Tschilka die Grenze der nördlichen Circars, welche den südlichen Theil von Orissa begreifen. Ihre politische Grenze in S. ist der Gandegam. Es ist ein an Reis, Baumwolle, Indigo und Zucker fruchtbares Land. Die Teakwälder sind da zahlreich. Die Küste ist meist niedrig und sandig; steile Berge ziehen sich in das Innere. Die Hauptflüsse sind der Godavery und der Krischna; zwischen ihren Mündungen, die sich nahe bei einander befinden, liegt der Colaï, ein großer Sumpfsee.

Man findet nach einander an der Küste und im Innern, wenn man von N. nach S. reist, Gandscham, Wizzgapatam, Ellore, Yanaon, Radschamandry, Cicacole, Madapolam, Mazulipatam, Hauptstadt und Haupthandelsplatz der Provinz, wo die Industrie sehr thätig ist. Einige der Oerter, die wir genannt haben, gaben ihren Namen Zeugen, welche da verfertigt werden.

Kapitel XLIX.

Hindostan. — Das Carnatic. — Die Nilgherries. — Die östlichen Gats. — Die Küste von Coromandel. — Reise im Innern und längs der Küste.

Man nennt gegenwärtig Carnatic die im N. von dem Gandegam, der sie von den Circars trennt, begrenzte Provinz; sonst begriff man unter dem Namen Carnatic den ganzen Theil Dekkans in S. von dem Krischna und den westlichen Gats, so daß Balagat, Baramahl, Maissour und Coimbetur dazu gehörten.

Sonst bildete das Carnatic ein mächtiges Reich; später wurde es in mehrere Fürstenthümer zerstückelt. Einige waren mächtig, andere hatten eine sehr geringe Ausdehnung. Ihre Fürsten bekriegten sich häufig unter einander; die Europäer an den Küsten, namentlich die Franzosen und Engländer, mischten sich bewaffnet in diese Feindseligkeiten, die sie benutzten, um ihre Gebiete zu vergrößern. Die Engländer, welche glücklicher waren als ihre Gegner, blieben Herren des Landes, besiegten dann die Fürsten, welche ihnen widerstehen wollten, und ließen nur wenige unter ihrer Leitung fortregieren.

Die hauptsächlichsten Flüsse sind: der Krischna mit seinen Beiflüssen, dem Neira, dem Tunboidra und dem Wadavilly; der Pennar und der Cavery. Ein Theil dieser Flüsse und Ströme kommt von den westlichen Gats.

Ungefähr unter dem 11.° der Breite, zwischen den Quellen des Bhawani und des Cawnpur, sendet diese Kette nach O. den Zweig der Nilgherries (blauen Berge) ab, der nach NO. zieht und sich am rechten Ufer des Moyar endigt. Die Länge beträgt ungefähr 20 Stunden und die Breite 5. „Die Nilgherries," sagt ein englischer Reisender, „bilden eine Art isolirten Plateaus zwischen den westlichen und östlichen Gats. Der Moyar und der Bhawani entspringen am Fuße ihrer höchsten Pics. Die Höhe des Murtschuri Bet beträgt 8900, die des Uta Kamund 6405 Fuß, andere haben nur 5659 F. Die mittlere Temperatur der Luft war im April 1820 65° (14° R.), im Mai 64°. Man kennt dort jene schwülen Nächte nicht, die in Hindostan so lästig sind. In allen Jahreszeiten kann man recht wohl eine wollene Decke vertragen. In den Wintermonaten fällt der Thermometer auf —0° und hält sich höchstens auf +3°. Das Clima zeichnet sich deshalb ebenso durch seine Gleichförmigkeit wie durch seine Milde aus. Die Luft ist vollkommen rein, denn man befindet sich über der Region der Wolken und Nebel. Die Fieberregion hört bei 3500 Fuß auf, und in der Höhe von 5000 F. hat man keine Gefahr mehr zu fürchten, nicht einmal die Cholera, die weiter unten so große Verwüstungen anrichtet.

„Diese Berge spüren die Einwirkung des SW= wie des NO=Munsuns; doch ist die Regenzeit die gesundeste im Jahre. Man hat einen Beweis von der Elasticität der Luft in der weiten Entfernung, in welche der Schall sich verbreitet, und in ihrem heilsamen Einflusse auf die thierische Constitution, die sie neu belebt.

„Eine Merkwürdigkeit dieser Berge ist die, daß sie keine Dschongels haben. Ein sehr bedeutender Theil des Bodens ist gut bebaut und das brach Liegende nur von Farrnkraut und Gesträuch bewachsen. Man findet hier europäische Pflanzen, z. B. die rothe und weiße Rose, das Geisblatt, die Myrte, die Melisse, das Veilchen ꝛc. Man baut die Küchengewächse und die Gemüse Europas. Sie sind vortrefflich. Tiger kennt man da nicht; man sieht Stiere, eine Art Schaf und Rehe.

„Die Bevölkerung besteht aus drei Hindu=Stämmen, nämlich den Koters, den Bergers und den Dschoders. Sie leben in getrennten Dörfern. Die ersten sind schwarz und sehr häßlich; die zweiten, die zahlreichsten, haben ein etwas besseres Aussehen; die dritten übertreffen die andern, sind fast eben so groß und so muskulös als die Europäer, und haben sehr regelmäßige Züge, so wie eine gute Constitution. Sie führen ein Hirtenleben, nähren sich von dem Ertrage ihrer Büffelheerden, ziehen mit allem, was sie besitzen, von einem Orte zum andern und lassen sich nirgends nieder, und das Land anzubauen."

Die Gesundheit der Nilgherries hat die Aufmerksamkeit der britischen Regierung erregt. Man legte Stationen da an, wo die Personen, deren Gesundheitszustand durch den Aufenthalt in den Ebenen gelitten hat, sich wieder erholen. Um dahin gelangen zu können, hat man Straßen angelegt, wo man leicht in Palankins reisen kann.

Da, wo die Nilgherries aufhören, beginnen die westlichen Gats, welche von S. nach N., vom 11. bis 16.° d. Br., laufen, wo sie sich an dem linken Ufer des Krischna endigen. Ihre Höhe ist noch nicht genau gemessen; aber man weiß, daß sie nicht so bedeutend ist wie die der östlichen Gats. Man vermuthet, daß sie gegen den 13.°, wo sich ihre höchsten Punkte befinden, eine Höhe von 3000 Fuß haben und das Plateau von Bangalore bei Uscollah selbst noch höher ist. Die Flüsse, welche in diesen Bergen entspringen, strömen alle nach O., und mehrere, welche von den westlichen Gats kommen, durchschneiden die Gipfellinie, welche 140 Stunden lang ist. Auch ihre Breite ist ansehnlich. Zwei Länderstrecken in dieser Region haben nach ihrer Lage in Bezug auf diese Berge den Namen Balagat (über den Gats) und Payengat (unter den Gats) angenommen. Die erstere ist das Plateau von Dekkan in W. und das zweite das Carnatic in W. längs der Küste von Coromandel.

Diese erstreckt sich von S. nach N. von der Mündung des Krischna bis an das Cap Calymere in einer Länge von 150 Stunden. Sie ist niedrig, sandig und gewährt den Seefahrern nur den einzigen Hafen Coringo. Sonst überall giebt es nur offene Rheden, an denen die Landung schwierig ist, ausgenommen mit besonders gebauten und eingerichteten Böten. Dennoch zählt man da eine große Anzahl blühender Städte, die fast alle den Engländern gehören. Nur einige sind in der Gewalt anderer europäischen Mächte, die ebenfalls da Comptoire haben.

Gewöhnlich beginnen die Nordwinde längs dieser Küste und in dem Meerbusen von Bengalen um die Mitte des Octobers. Die periodische Veränderung, welcher die Regenzeit auf dem Festlande südlich von dem Krischna folgt, heißt der große Munsun und ist häufig von heftigen Orkanen begleitet. Vor dem December erwartet man kein heiteres Wetter, und bisweilen dauern die Gewitter bis zum 1. Januar. Alle Schiffe müssen auch die Küste am 15. October verlassen. Der Südwind beginnt in in der Mitte des Aprils, und im Anfange dieses Munsuns ist es an der Küste von Coromandel sehr trocken.

So lange die warmen Winde dauern, ist sie wie verbrannt und gleicht einer unfruchtbaren Wüste, denn man bemerkt kein anderes Grün als das der Bäume; wenn aber der Regen sich einstellt, belebt sich die Vegetation wieder, die Pflanzen sprießen empor und das ganze Land wird wieder grün. Nach einer Beobachtung der Eingeborenen, welche durch die Erfahrung der Europäer bestätigt wurde, sind, je länger die warmen Winde anhalten, die darauf folgenden Monate um so gesunder, weil diese Winde die Luft reinigen. Das Meer ist in dieser Gegend sehr fischreich.

Die Engländer haben im Innern, bei den westlichen Gats, einen Radschah beibehalten, welcher das Fürstenthum Satarah besitzt, das ein Theil des zerstückelten Königreiches Beidschapur oder Viziapur ist, welches noch um die Mitte des 17. Jahrhunderts blühte. Die Hauptstadt, welche gegenwärtig diesem kleinen Könige gehört, enthielt eine unermeßliche Volksmenge und 1600 Moscheen; jetzt sieht man nur Ruinen. Satarah, die wirkliche Hauptstadt, 20 Stunden südlich von Punah, ist ein sehr fester Ort auf einem steilen 800 Fuß hohen Hügel über einem mit Reis sehr gut bebauten und bewaldeten Thale.

Dafür haben die Engländer Balagat für sich behalten, das südlichere Gebiet, ein großes Plateau, welches ein Theil des alten indischen Königreichs Carnatic war. Es ist ein fruchtbares Land, in N. von dem Tumbebra und dem Krischna begrenzt und hat in S. schöne Thäler. Balagat, das während des 17. Jahrh. häufig durch kriegführende Heere verwüstet wurde, hat viele seiner Einwohner verloren, wie viele Bäume niederge=

schlagen wurden. Die Rückkehr des Friedens brachte das Verlorene wieder. An den Ufern des Pennar in den Bezirken Banganapilly und Parvettur giebt es Diamantengruben.

Südlich von Satarah gehört Maissur einem Radschah, der den Engländern einen Tribut von 7 Mill. Frcs. zahlt. Er stammt von den Fürsten ab, welche Hyder Ali der höchsten Gewalt beraubte. Nach der Einnahme von Seringapatam und der Vernichtung der Macht Tippo Saibs 1799 setzten die Engländer die vertriebene Familie wieder auf den Thron. Der Radschah ist ein Hindu und residirt in Maissur. Diese Stadt wurde unter der Herrschaft der muselmännischen Fürsten zum Theil abgetragen. Tippo wollte alle Gebäude entfernen, welche an den Götzendienst erinnerten.

„Ich erstieg zu Pferde," sagt ein englischer Officier, „den Hügel von Maissur, der Jahrhunderte lang seinen Namen dem ganzen Reiche gab, und hatte auf seinem Gipfel eine herrliche und sehr weite Aussicht. Auf der einen Seite erblickt man deutlich Seringapatam mit seinen Höhen und seinen Felsen. Maissur, seine Forts, seine Wohnungen, seine Behälter, seine Paläste und Gärten, seine großen und nutzlosen Befestigungslinien und die Trümmer des zerstörten Hydergur daran, alle diese Gegenstände lagen zu meinen Füßen wie eine Karte und das umliegende Land mit Dörfern, Pagoden und Schluchten breitete sich aus so weit das Auge reichte.

„Ich schickte mein Pferd zurück und stieg den Hügel zu Fuße hinunter. Ungefähr in der Mitte gelangte ich zu einer Art Platform, wo ein kleines Gebäude und ein ungeheuerer Stier, in Granitfelsen ausgehauen, stand. Die Zierrathen an seinem Halse waren recht gut ausgeführt und das Ganze muß eine unendliche Arbeit gekostet haben, wenn auch die allgemeine Form keine große Kenntniß der Kunst verräth. Stufen führen am Hügel bis hinunter und sie sind ebenfalls in den Granit gehauen. Zu erwähnen vergaß ich, daß auf der schmalen Spitze eine Pagode und ein Dorf steht.

„Am Vormittage fuhren wir in dem Wagen des Radschah umher, dem prachtvollsten Fuhrwerke, das ich jemals gesehen habe. Darin befindet sich ein mit dunkelgrünem Sammet und Gold überzogenes Doppelsopha für sechs Personen; darüber ist ein Pavillon von Goldbrocat in Form zweier kleiner Kuppeln gespannt, um den eine reich verzierte Galerie läuft und der von leichten zierlichen cannelirten und vergoldeten Säulen getragen wird. Dieser 22 Fuß hohe Wagen kann sechzig Personen fassen; er ruht auf vier Rädern, von denen die hintern 8 Fuß im Durchmesser haben; ihre Achse ist 12 F. lang. Er wird von sechs großen Elephanten gezogen, deren jeder von einem Cornac geleitet wird, welcher ihm auf dem Halse sitzt. Die Elephanten sind auf europäische Art geschirrt und angespannt und tragen auf dem dicken Kopfe eine Art Mütze von gesticktem Zeuge. Ihr Gang ist kurzer Trab und sie legen in einer Stunde etwa 7 (engl.) Meilen zurück. Ihr Gang ist sehr geregelt. Die Federn des Wagens waren sehr elastisch und das ganze Fuhrwerk ließ sich leicht lenken. Der Kasten des Wagens war höchst elegant, dunkelgrün angestrichen und mit Gold verziert. Das Ganze war das Werk eines Hindu, dem ein Franzose beistand, und die beide unter der unmittelbaren Leitung des Radschah arbeiteten.

„Den andern Tag besuchte ich zu Pferde die Trümmer des Forts Hydergur, eines Riesenbaues 2 Meilen von Maissur. Es wurde von dem kriegerischen Vater des Sultans Tippo begonnen und halb fertig aufgegeben, als man bemerkte, daß man in der unmittelbaren Nähe kein Wasser habe. Uebrigens war auch der Ort schlecht gewählt.

„Am 18. März Abends kam ich in Seringapatam, der sonst blühenden Hauptstadt, an. Von Maissur aus folgt man dem rechten Ufer des Cavery längs der Hügel, und man gelangt so, unter dem Feuer der südlichen Fronte der Werke, auf die Insel Seringapatam und zwar auf einer plumpen Steinbrücke. Nach dem Ostende hin sieht man das Mausoleum, welches die sterblichen Reste Hyder Alis, seiner Frau und Tippo's enthält. Es ist ein hübsches Gebäude in der Form einer Moschee; die Begräbnisse, unter der Kuppel, sind mit reichen Draperien bedeckt. Die Muselmänner erhalten sehr sorgfältig diesen Ort rein, wofür die britische Regierung bezahlt.

„Weiterhin, am Ende der Insel, sahen wir den Lal Bagh, den Lieblingspalast Tippo's, und nach der Rückkehr nach Seringapatam besuchten wir im Vorbeigehen den Daulet Bagh, ein anderes Lusthaus in der Nähe der Wälle.

„Seringapatam ist den Engländern geblieben. Sie haben auch eine Militairstation zu Bangalore, einer gut befestigten Stadt, 25 Stunden in NO. auf einem Plateau von 3000 Fuß Höhe. Das Clima ist hier sehr mild; Cypressen und der Weinstock gedeihen sehr gut; man erntet Aepfel, Pfirsichen und Erdbeeren in dem Garten des Radschah. Bangalore liegt 60 Stunden östlich von Madras. Bis Narsipur gewährt die Gegend kein Interesse, weder durch die Schönheit der Landschaft, noch durch Erinnerungen an die vergangene Zeit. Sie ist flach, hebt sich nur hier und da und wird von Wald bedeckt, besitzt aber eine Menge kleiner Wasserbehälter und einen sehr großen bei Uscottah, der in der Regenzeit fast alle Jahre über die Ufer tritt und die Straße zerstört, welche sich um ihn schlängelt.

„Jenseits Narsipur kommt man durch ein Defilé, dann in eine wilde und unbebaute Gegend, und man trifft Colar, eine ziemlich große, von Lehm gebaute Stadt, welche von Muselmännern bewohnt wird, die mit Recht für sehr geschickte Diebe gelten. Ein wenig weiterhin sieht man ein Dorf, dessen plumpe Hütten mitten unter ungeheuern Granitmassen stehen, so daß man sie kaum bemerkt und der Reisende höchst überrascht ist, wenn er plötzlich eine wilde und steinige Wüste bevölkert sieht.

„Etwas in Osten von Baitmangalom trennt ein kleiner Fluß das Gebiet des Radschah von Maissur von dem der ostindischen Compagnie und der Weg ist mehr vernachlässigt. Naik-and-Karai, wo wir am 5. Decbr. schliefen, liegt 4 Meilen von der Spitze des Defilés von Pedanaigburgan, das die östlichen Gats durchzieht. In dieser Jahreszeit, wo die Wasserbehälter voll und die Wiesen grün sind, ist der Anblick der mit Grün bedeckten und von engen tiefen Schlünden durchschnittenen Felsen sehr angenehm. Er entschädigt für die Gleichförmigkeit der Landschaften in Maissur. Das Dorf Lal Bagh hat einen Garten, welcher von den Eingeborenen sehr bewundert wird und dem Nabob von Carnatic gehört; er lohnt aber die Mühe des Besuches nicht. Doch ist er reich an gutem Obst.

„Nachdem ich dem mehrere Meilen langen und gut bebauten Thale von Ambur gefolgt war, wendete ich mich über eine sumpfige Gegend und erreichte Arcat an dem rechten Ufer des Palarr, der, in der Regenzeit, fast eine Meile breit, in der trockenen Jahreszeit dagegen fast ganz ausgetrocknet ist."

Arcat wird in den Kriegen zwischen den Franzosen und Engländern, sowie in denen der letztern mit Hyder Ali und Tippo häufig genannt. Diese Stadt war die Hauptstadt des Carnatics unterhalb der Gats, d. h. der Staaten des Nabobs von Arcat. Gegenwärtig gehört sie den Engländern, welche dem Fürsten eine Pension geben. Dieses flache Land ist keineswegs durch seine Fruchtbarkeit berühmt, aber gut bebaut und giebt reichliche Reisernten. Die Baumwolle gedeiht in mehrern Bezirken; das Zuckerrohr ist nicht häufig.

In den Städten und Dörfern an den besuchtesten Straßen haben die reichen Leute Schaultries für die Reisenden anlegen lassen, welche da Schutz gegen die Witterung finden. Die Hindus nennen sie tschauwadi, woraus die Engländer Schaultrie und die Franzosen Chauderie gemacht haben. „Die Hindus," sagt der französische Reisende Sonnerat, „halten die Erbauung einer Schaultrie für eine den Göttern höchst angenehme Handlung. Sie sind von gothischer Bauart; zu den meisten wird auch nicht ein Stück Holz verwendet. Sie bestehen meist aus einem großen Gemache, das bisweilen in zwei getheilt ist, und sind ohne Thüren und Fenster, nach S. zu aber ganz offen. Rund herum läuft eine gewölbte Galerie; neben dem Gebäude, das sich immer in der Nähe eines

Waldes befindet, sieht man häufig einen Teich und kleine Polleon geweihte Pagoden, damit der Reisende da seine Abwaschungen verrichten und seine Gebete halten könne, ehe er weiter geht. In einigen wird die Gastlichkeit so weit getrieben, daß man cange (Reiswasser) zur Erfrischung erhält."

Neuere Reisende berichten, daß gewöhnlich ein Brahmine in der Nähe dieser Gebäude wohnt und dem Reisenden Lebensmittel, Wasser und eine Matte zum Schlafen giebt. Sie setzen aber auch hinzu, daß die Schaultries meist schlecht unterhalten und so schmuzig sind, daß ein Europäer sich ekelt.

Wenige Gegenden in Hindostan kommen dem Carnatik in der Zahl der großen Tempel und anderer Zeichen des Reichthums und der Civilisation der alten Zeiten gleich. Die Anhänger Brahmas sind zahlreicher hier als die Jünger Mahomeds. Die Bemühungen der Missionaire der verschiedenen christlichen Kirchen sind auch nicht ganz nutzlos gewesen, denn es giebt mehrere christliche Gemeinden da.

Alle Reisende, die von **Madras** gesprochen haben, erklären einstimmig ihre Lage für ungünstig für den Handel; doch ist diese Stadt groß, reich und von etwa 460,000 Menschen bewohnt. „Madras," sagt Lord Valentia, „unterscheidet sich unendlich von Calcutta. Es ist keine europäische Stadt und es giebt da keine Häuser, die als Magazine in dem Fort dienen; die reichen oder wohlhabenden Leute haben ihre Wohnungen in großen Gärten, wo die Bäume so dicht an einander stehen, daß man vor ihnen selten das Nachbarhaus sehen kann. Der große Raum, den jeder Garten einnimmt, macht es nöthig, daß man bisweilen drei Meilen zu einem Besuche zurückzulegen hat."

Zwei Stunden südlich von Madras war sonst **Meliapur** oder San Thome an einer kleinen Bai der Hauptort der portugiesischen Niederlassungen an der Küste von Coromandel. Jetzt sieht man nur einige hundert Häuser zerstreut unter zahlreichen Ruinen; auf einem kleinen Berge in SSW., der durch einen hübschen Weg mit Madras verbunden war und wo eine englische Cantonirung ist, zeigten die portugiesischen Mönche das angebliche Grab des heil. Thomas. Heber hält es übrigens nicht für unwahrscheinlich, daß dieser Apostel hier zum Märtyrer geworden. Ein anderer St. Thomas-Berg, der etwas weiter hin liegt und größer ist, scheint weniger Anspruch auf diese Ehre zu haben.

Reiset man weiter nach S., so gelangt man nach **Mahwalipuram**, das wegen der Ueberreste schöner Hindutempel berühmt ist und meist die **Sieben Pagoden** heißt. Nach der Sage des Landes wurden eine große Stadt und fünf prachtvolle Pagoden, die hier standen, von dem Meere verschlungen; eine andere steht noch in dem Flecken und die siebente liegt in Trümmern. Diese Werke bedecken einen Raum von mehr als einer halben Meile auf dem Festlande. Die Ausgrabungen in dem Granit erinnern an die von Ellora; die Sculpturen sind besonders fein. Der Ort wird von mehr als 400 Brahminen bewohnt.

Sadras, sonst eine große holländische Stadt, ist gänzlich verfallen. Ein holländischer Missionair erfüllt hier getreulich seine Obliegenheiten nach dem Zeugnisse Hebers, predigt holländisch und portugiesisch und hält eine kleine Schule für christliche und heidnische Kinder. „Beim Eintritte in die Stadt," sagt derselbe Reisende, „steht eine kleine Pagode, und die dazu gehörigen Personen, der vorsitzende Bramine und die jungen Tänzerinnen folgten mir in mein Zelt. Es waren die ersten Bajaderen des Südens, welche ich sah; sie unterscheiden sich sehr von denen des Nordens. Sie stehen alle im Dienste der Tempel; man kauft sie ganz jung und erzieht sie mit einer Sorgfalt, welche man selten den andern Personen ihres Geschlechtes widmet, und welche sich nicht blos auf den Tanz, den Gesang und andere angenehme Künste beschränkt, welche zu ihrem elenden Gewerbe gehören, sondern man lehrt sie auch lesen und schreiben. Ihre Tracht ist leichter als die Pakete von rothem Zeuge, welche die Tänzerinnen im nördlichen Hindostan umhüllen, und sie sollen dieselben auch durch die Indecenz ihres Tanzes übertreffen. Sie sahen indeß nicht unbescheiden aus und ich fand ihr Benehmen schicklicher als das der meisten aus den niedrigen Ständen. Das arme Mädchen, das ich in Sadras sah, würde, die Tracht und die Farbe abgerechnet, für ein hübsches nettes Mädchen bei uns gegolten haben. Das Geld, welches sie durch ihr Gewerbe verdienen, wird ihren Göttern übergeben; man sagt, die Diener dieser Götzen entließen diese armen Mädchen ohne Umstände oder mit einer ganz geringen Pension, wenn sie durch Alter oder Krankheit an der Fortsetzung ihrer Beschäftigung gehindert werden. Meist sterben sie jung. Man hatte mir gesagt, die Hindus sähen die Bajaderen so an, als ständen sie in dem Dienste der Götter und dieselben würden nach einigen Jahren oft recht gut verheirathet. Nach den Erkundigungen aber, die ich eingezogen habe, scheint dies nicht der Fall zu seyn. Der Name Bajadere ist für die Frauen ein gewöhnlicher Vorwurf, und ein Mann aus einer achtbaren Caste würde keine zur Frau nehmen. Diese armen Geschöpfe haben mir immer großes Mitleid eingeflößt."

Pondichery, der Hauptort der französischen Niederlassungen in Hindostan, bei und in N. von der Mündung des nördlichen Armes des Dschindschy, war einmal die glänzendste der europäischen Städte in diesen Gegenden. Nach dem englischen Officier, den wir mehrmals erwähnt haben, ist es „eine kleine Stadt; die Häuser stehen sehr nahe an einander, was für die Einwohner sehr bequem ist, welche sehr gesellig sind und welche sich ihres geringen Vermögens wegen keinen Wagen halten können. Mich entzückte die Freundlichkeit der Familie, bei welcher ich wohnte, und die Liebenswürdigkeit der Personen, die zum Besuch kamen."

Trotz den wiederholten Unfällen, welche die Stadt betrafen, ist Pondichery noch immer eine schöne Stadt, besser gelegen als Madras und gut gebaut; hübsche Promenaden schmücken die Stelle, wo sonst die Festungswerke sich befanden.

Der Name **Gudelur**, einer sehr hübschen Stadt am rechten Ufer und eine halbe Stunde von der Mündung des Panar, 6 Stunden südlich von Pondichery, erinnert an einen Sieg, den das Geschwader unter Suffren 1781 über das der Engländer gewann. Hyder Ali kam persönlich 40 Stunden weit, um dem franz. Generale Glück zu wünschen.

Tranquebar, an der Mündung eines der Arme des Cavery, gehört den Dänen. Die christliche Mission blüht daselbst. Die Fortificationen sind mehr in dem indischen als dem europäischen Style.

Karikal, ebenfalls an der Mündung eines Armes des Cavery, gehört mit seinem lachenden und an Reis fruchtbaren Gebiete den Franzosen. Der Ertrag der Salinen an der Küste ist bedeutend.

Negapatam, sonst den Holländern gehörend, war sehr fest und der Hauptort ihrer Besitzungen an der Küste von Coromandel. Jetzt ist kaum noch eine Spur von der Citadelle übrig, welche 1781 den Engländern so kräftigen Widerstand leistete, und Hindus bewohnen die wenigen Häuser, welche nicht zerstört worden sind.

Im Innern des Landes, 18 Stunden in SW. von Madras, liegt die Stadt Condscheveram in einem Thale mit ihren niedrigen Häusern, die in Gärten und Cocuspalmenpflanzungen etwa 2 Stunden weit verstreut sind. Der Vegavatty erhöht durch seine Gewässer die Fruchtbarkeit dieses Bezirkes, wo man von Baumwolle viele rothe Tücher, Turbane und Zeuge zum Verbrauche im Lande verfertigt. Eine große und schöne Pagode, welche Siwa gewidmet und mit schönen Sculpturen verziert ist, steht bei Condscheveram. (Taf. 36. Abbild.) Sie gleicht jener von Mahwalipuram.

In **Tschelumbrun**, 15 Stunden südlich von Pondichery, sieht man mehrere schöne Pagoden; ihre Bauart zeigt, daß sie sehr alt sind. Als Lord Valentia diesen Ort besuchte, hatte eine reiche Wittwe eine Summe von etwa 100,000 Thalern aufgewendet, um das Portal eines dieser Tempel wiederherstellen zu lassen. Der größte von allen wird von den Hindus allgemein verehrt und von den Pilgern fromm besucht; aber seiner gigantischen Dimensionen wegen wurde er von den muselmännischen Fürsten mehrmals als Citadelle benutzt, und erst nach wiederholten Anstrengungen konnten die Engländer sie daraus vertreiben.

Tritschinapali, am rechten Ufer des Cavery, war bis 1736 die Hauptstadt eines Fürstenthums. Heut zu Tage befindet sich ein wichtiges

Cantonnement der englischen Armee daselbst. Der Syenitberg, welcher wahrscheinlich zuerst die Aufmerksamkeit erregte, da eine Citadelle anzulegen, hat höchstens 600 Fuß Höhe. Achtzig Fuß über dem Boden der Stadt bildet eine Reihe Brahminenhäuser eine Straße und etwas weiter oben an der Nord- und Ostseite des Felsens zeigt sich eine andere Pagode, eine ungeheuere Masse ohne Fenster, mit Vortheil den Augen des Zuschauers. Ein vierseitiges Gebäude, das von Säulen umgeben und Huniman gewidmet ist, steht auf dem Gipfel. (Taf. 36. Abbild.) Die südliche Seite zeigt Ausgrabungen ähnlich denen von Ellora. Festungswerke schließen diesen Hügel ein, der mehrmals Belagerungen ausgehalten hat und den eine Stadt mit 80,000 Einw. umgiebt.

Tanschaur, 10 Stunden östlich von Tritschinapali, liegt ebenfalls an dem rechten Ufer des Cavery und ist die Residenz eines Radschas, dem die Engländer diese Stadt und deren Gebiet gelassen haben, der aber ihre Truppen im Kriege zur Vertheidigung aufnehmen muß. Tanschaur ist eine schöne Stadt, und man bewundert da herrliche Pagoden. Neben der größten steht eine christliche Kirche. Der Radschah, den Lord Valentia besuchte, übertraf die andern indischen Fürsten durch seine Bildung und seine Kenntnisse. Er drückte sich ganz richtig im Englischen aus. Der Reisende sah in einem der Zimmer vier Schränke voll guter englischer Bücher. In dem einen Zimmer waren die Wände mit Gemälden und Zeichnungen bedeckt, und auf einem Tische lag Papier, nebst Farben und allem, was zum Zeichnen gehört, womit sich der Radschah gern beschäftigte. „Mit einem Worte," setzt der Erzähler hinzu, „er schien sein Leben mit Uebungen und Vergnügungen hinzubringen, die man nur billigen kann. Welcher Unterschied zwischen einem solchen Leben und dem der meisten asiatischen Fürsten, welche nur die Genüsse des Ehrgeizes und der Wollust kennen!"

Madura, am rechten Ufer des Waig-aru, ist nur eine ärmliche und entvölkerte Stadt. Man bemerkt noch alte Befestigungen, einen Tempel und einen Palast.

Tinnevelly dagegen ist groß und volkreich, aber die Lage mitten in Reisfeldern macht sie zu einem für die Europäer ungesunden Aufenthalte. Sie ist der Hauptort des südlichsten Gebietes des Carnatic, das sonst mehrern Häuptlingen gehörte, welche Polygaren hießen und sich fortwährend unter einander bekriegten. Gegenwärtig hat der Wohlstand der Bewohner, seit sie sich eines fortdauernden Friedens erfreuen, schnell zugenommen; sie sind meist Hindus und haben viel von ihren alten Gebräuchen beibehalten.

Palamcottah, 200 Fuß hoch, ist darauf die wichtigste Stadt. Tuticorin wird hauptsächlich von Pacravaras bewohnt, katholische Christen, welche sich besonders mit dem Küstenhandel beschäftigen. Man sucht in der Nähe Perlen von geringem Werthe. Sie liegt an dem Meerbusen von Manaar, der in N. durch die Palk-Straße mit dem Meerbusen von Bengalen in Verbindung steht.

Ramnad in dem Delta des Waig-aru, 3 Stunden von der Straße, ist der Ort, wo die Pilger landen, welche von der Pagode von Ramisseram kommen, die auf einer Insel nahe am Festlande steht. (Taf. 36. Abbild.) Dieser Meerarm, welcher nach dem ersten Holländer genannt wurde, der hinüber zu fahren wagte, trennt die Halbinsel Indien von der Insel Ceylon. Die Breite beträgt 12 Stunden; die Tiefe reicht für große Schiffe nicht hin, aber kleine Fahrzeuge segeln leicht darüber. Sie ist voll Inseln, Klippen und Sandbänke, so daß man bei Ebbezeit zu Fuße von dem Festlande nach der Insel gehen kann, eine Eigenthümlichkeit, welche diesem Theile der Straße den Namen Brücke Ramas bei den Hindus, und Adamsbrücke bei den Christen und Muselmännern erwarb.

Kapitel L.

Ceylon.

Die Insel Manaar an der NW.-Küste Ceylons, von welcher sie durch einen ½ Stunden breiten Canal getrennt ist, gab ihren Namen der Bai, von welcher eben die Rede gewesen ist. Sie hat eine Länge von 6 und eine Breite von 1 Stunde, und gleicht einer Sandzunge, auf welcher keine Palmen wachsen. Es fehlt ihr aber an Trinkwasser. Ein Fort an der Straße sieht noch Ceylon zu. Segelböte schiffen beständig zwischen Manaar und Ramisseram; einige gehören der Regierung und dienen zur Briefbeförderung.

Wendet man sich nach N., so findet man Dschafnapatam an einem Canale, welcher die Westküste einer Halbinsel bespült, — eine hübsche Stadt, welche einen bedeutenden Handel mit Tabak, Holz und großen Muscheln (murex tritonis) treibt, welche nach Bengalen geschickt werden, wo die Hindus sie als Blasinstrumente bei ihren religiösen Ceremonien benutzen. Die Umgegend der Stadt ist gut bebaut und die Luft sehr gesund. Die Holländer hatten den benachbarten Inseln den Namen der vorzüglichsten Städte ihrer Heimath gegeben, und man zog auf denselben Pferde und Rinder, da sie gute Weideplätze haben.

Wenn man der Küste nach S. folgt, gelangt man nach Trinconomale, einem vortrefflichen Hafen, der für Großbritanien den Besitz von Ceylon so wichtig macht. Er findet sich an einer großen Bai und besteht aus zwei durch eine Landzunge getrennten Bassins; das südliche wird von den Eingeborenen Tatlegam genannt und ist voll Sandbänke, was die großen Schiffe an der Einfahrt hindert; das nördliche dagegen ist eines der besten, das man kennt.

„Die Gegend um Trincomale," sagt Mad. Graham, „ist eine der schönsten in der Welt. Die Schiffe ankern gegenwärtig in dem nördlichen Hafen, wo man zu jeder Jahreszeit vollkommen sicher ist; er ist von allen Seiten vom Lande so eingeschlossen, daß man ihn für einen See halten könnte. Wir besuchten auch das Fort Osnabrück auf einer hohen Landzunge, welche die beiden Bassins des innern Hafens beherrscht. Die von den Sonnenstrahlen glänzende Bai gleicht einem Spiegel.

„Die äußere Bai wird von einem hohen Vorgebirge gebildet, an dessen Ende man die Ruinen eines Hindu-Tempels sieht. Sechs schön gearbeitete Säulen, welche einen Simms und das Dach tragen, dienen jetzt als Porticus des Hospitals der britischen Artillerie; eine siebente Säule steht auf der Spitze eines Felsens gegenüber. Man sagte uns, es gäbe in der Nähe Höhlen, wir konnten aber nicht erfahren, ob sie durch die Natur oder durch Menschenhand gebildet worden und eben so wenig einen Führer dahin erhalten.

„Sonst galt Trinconomale für sehr ungesund, aber die Oertlichkeit scheint nichts dazu beizutragen, und die Klagen vermindern sich auch von Tage zu Tage. Der Boden ist wie in den andern Theilen des Küstenstrichs von Ceylon dem Anbaue der Küchengewächse nicht günstig; man hat aber hier wie in Point de Galle eine Chinesencolonie angelegt; sie bebauen einen ansehnlichen Garten, dessen Ertrag bereits die besten Hoffnungen giebt. Man hat auch Vieh und Geflügel eingeführt und unter die Eingeborenen vertheilt, damit sie in der Folge die Staatsschiffe verproviantiren können. Das Bauholz findet sich in Menge und die Ausbesserung der Schiffe ist hier minder kostspielig als in irgend einem andern Theile Indiens.

„Die Stadt ist klein und ärmlich; die Bevölkerung besteht meist aus Hindus von dem Festlande; ich sah nur einige Cingalesen, Gold- und Silberarbeiter. Die Ketten und andern Gegenstände, welche sie verfertigen, gleichen denen von Trischinapali."

Die Cingalesen nennen die Bai von Trinconomale Kottiar. In einer Entfernung von etwa 6 Meilen giebt es warme Quellen von 30 bis 32°, die unter den Eingeborenen in hohem Ansehen stehen.

Weiter nach S. findet man die Insel, das Fort und Dorf Batticala, 4 Meilen vom Anfange eines Meerarmes, der sich 30 Meilen in das Innere hineinzieht, an mehrern Stellen 2 Meilen breit und sehr fischreich ist.

Das Land, welches sich weiterhin nach SW. erstreckt, ist sehr wenig bebaut und mit ungeheuern Wäldern bedeckt. Matura, ganz nahe an der südlichsten Spitze der Insel an der Mündung eines Flusses, ist ein kleines Fort mit einem Dorfe in einer außerordentlich rauhen und wilden Gegend. In dieser fängt man die meisten der Elephanten, welche die Insel ausführt. Bei einer Jagd 1797 erhielt man 176 dieser Thiere.

Point de Galle, die dritte Stadt und der zweite Hafen der Insel, liegt westlich von Matura auf der Spitze einer Halbinsel; der Hafen ist klein aber sicher; man gelangt durch einen von Felsenwänden zusammengedrängten Canal hinein, weshalb die großen Schiffe vorziehen, auf der Rhede zu bleiben. (Taf. 36. Abbild.)

„Die Cingalesen an der Küste," sagt Mad. Heber, „unterscheiden sich sehr von den Hindus, sowohl der Sprache als der Kleidung nach. Sie gehen immer barhäuptig und machen aus ihrem langen schwarzen Haar einen Knoten, den sie durch einen Kamm von Schildpatt festhalten. Die Leute aus der untern Volksclasse haben statt aller Kleidung nur ein Zeugstück um die Lenden; aber die mudeliers oder Magistratspersonen und eingeborenen Häuptlinge haben eine Tracht angenommen, welche ein seltsames Gemisch von der inländischen und jener der Portugiesen ist. Die Menge des Goldes daran giebt ihr einen guten Effect.

„Man sagt, die Wärme sey an diesem Orte nie drückend, wo die fortwährenden Seewinde und häufigen Regen sie mäßigen. Bei einem Ausfluge, den wir machten, gingen vor unsern Palankinen Männer, welche statt der Laterne lange brennende Palmenzweige trugen; das Aussehen dieser natürlichen Fackeln war malerisch und ihr Geruch sehr angenehm, aber die Funken, welche häufig bis in meinen Palankin flogen, drohten mehr als einmal, mein Muslinkleid zu entzünden. Innerhalb des Fortes bedient man sich dieser Fackeln nie.

„Am 20. August früh um 3. Uhr brachen wir nach Colombo auf. Wir bildeten einen langen Zug von Palankinen und leichten Cabriolets, voran eine Escorte von Lanciers und eine nicht eben harmonische Musik, und zuletzt Lascaren, welche den Peons in Bengalen entsprechen. Sie haben eine hübsche Uniform, weiß, roth und schwarz und eine kegelförmige rothe Mütze mit einer weißen Feder darauf. Sie halten über dem Kopfe der Reisenden, um dieselben vor der Sonne zu schützen, große Fächer von Talipotblättern (corypha umbraculifera), die 6 bis 9 Fuß lang sind. Der Weg war überall, wie zu einem Feste, mit langen Guirlanden von Palmenzweigen geschmückt, welche an jeder Seite von Schnuren gehalten wurden. Ueberall, wo wir anhielten, war der Boden mit weißem Zeuge bedeckt und sehr schön mit Blumen, Früchten und Palmenblätternfestons gezierte Zelte standen bereit. Diese Ueberreste von alten Gebräuchen, welche die Bibel erwähnt, sind merkwürdig und interessant.

„Mit Tagesanbruche kamen wir über den ersten Fluß und zwar in einem Boote mit einem kleinen Zelte darüber. Zwanzig Meilen weiter hin gelangten wir an eine der von der Regierung angelegten und unterhaltenen Stationen für die Reisenden; es sind blos Bengalos mit drei oder vier Gemächern; bisweilen findet man darin Lager von Rohr, auf die man die Matratzen aus dem Palankin legt. Hier bringt wie in Indien jeder die Gegenstände mit, die er auf der Reise brauchen kann, ausgenommen die Zelte, welche auf dieser Straße durch jene Häuser ersetzt werden. Dieser Ort, welcher Amblegode heißt, liegt auf einer Anhöhe, die zu beiden Seiten das Meer mit steilen Ufern hat. Man bemerkt kleine Calanken oder Buchten, wo Fischer wohnen.

„Man hielt um 10 Uhr früh an und ruhte während der Hitze des Tages aus; sobald es wieder frischer wurde, brachen wir von neuem auf. Wir begegneten einer Truppe Tänzer mit grotesken Masken, deren Tracht jener der Tänzer auf Taiti glich, wie sie Cook abgebildet hat. Bis dahin waren wir immer in einem Palmenwalde gereist, dessen Gleichförmigkeit langweilig gewesen seyn würde ohne die blühenden Gesträuche und die Büsche und ohne die Nähe des Meeres, das sich an großen Massen von Korallenfelsen brach. Der Küstenstrich wie das Land mehrere Meilen im Innern sind meist flach und von Flüssen oder kleinen Meeresarmen durchschnitten. Die Bevölkerung scheint blos aus Fischern zu bestehen und die Häuser verrathen mehr Wohlstand als die ähnlichen Wohnungen in Indien.

„Die Station Ben Totte, 16 Meilen weiter hin, liegt an der Mündung eines großen Flusses ganz nahe am Oceane und in einer herrlichen Landschaft. Man findet immer eine solche Station an jedem Ufer der Flüsse; sie scheinen vor der Einrichtung regelmäßiger Flößen angelegt worden zu seyn, als die Reisenden vielleicht mehrere Tage auf das Fallen des Wassers warten mußten.

„Jenseits Ben Totte wurde der Weg durch die Vermischung von gewöhnlichen Waldbäumen unter die Palmen interessanter. Ich sah zum erstenmale den Brodbaum, der sehr groß ist und gezackte Blätter hat wie der Feigenbaum; den Erdbeerbaum (eugenia malaccensis), welcher den Boden mit den Blättern seiner schönen scharlachrothen Blüten bestreute; den Banianenfeigenbaum, den Baumwollenbaum und eine große Menge anderer, deren Namen ich nicht kenne. Die methonica superba und die amaryllis formosissima, welche ihren Namen wohl wegen ihrer hohen Schönheit verdienen, schmückten in Menge diesen Boden, wo mit bewundernswerther Kraft viele andere Pflanzen wuchsen, welche ich in den Gewächshäusern bei uns schwach und ärmlich gesehen hatte.

„In Caltura liegt auf einem Hügel ein kleines Fort, welches sonst den Malliwadi bei seiner Mündung zu vertheidigen hatte; dann gelangt man nach Paltura, einem Dorfe mit einer Kirche, und 7 Stunden weiter hin trifft man Colombo, die Hauptstadt der Insel. Diese große Stadt an der Mündung des Kalenyganga ist zum Theil vom Meere, zum Theil von einem Süßwassersee umgeben, was bei dem Mangel von Hügeln die Lage sehr stark macht; sie ist von Gräben eingeschlossen und durch eine gute Citadelle vertheidigt. Sie hat nur eine Rhede, welche nur bei dem Nord-Munson haltbar ist. Die Häuser der Europäer, die von Steinen erbaut und mit Ziegeln gedeckt sind, befinden sich in dem Fort; die Schwarze Stadt darumher ist bedeutend. Colombo hat die Unannehmlichkeit, daß es ihr an gutem Wasser fehlt; man bringt es anderthalbe (engl.) Meile weit her. Hübsche Landhäuser schmücken die Umgegend.

„Die berühmten Zimmetgärten befinden sich bei Colombo und bedekken einen Flächenraum von 17,000 Ackern. Der Zimmetbaum liebt einen magern und sandigen Boden, wie eine feuchte Temperatur. In den Wäldern, wo er wild wächst, erreicht er die Größe eines großen Apfelbaumes; im Garten aber läßt man ihn nur 10 bis 15 Fuß hoch wachsen. Das Blatt gleicht fast dem des Lorbeers, hat aber eine lichtere Farbe; die Triebe sind roth und werden erst allmälig grün. In diesem Augenblicke ist die Blüte vorüber; man sagte mir, sie sey weiß. Da ich so oft von dem duftigen Hauche der Winde gehört hatte, welche von der Küste dieser Insel herwehen, so fühlte ich mich sehr getäuscht, als ich keinen andern Wohlgeruch empfand als den der Pflanzen, während ich in diesen Gärten umher ging. Eine kleine Pflanze mit sehr wohlriechender Blüte, welche unter diesen Bäumen wächst, brachte uns anfangs auf die Idee, wir röchen den Zimmet; aber wir wurden bald enttäuscht; der eigenthümliche Geruch der Rinde entwickelt sich ziemlich kräftig. Da der Zimmet der Hauptausfuhrartikel der Insel ist, so wird der Baum mit großer Sorgfalt gepflegt. Das alte holländische Gesetz strafte das Vergehen, einen Zweig abzuschneiden, mit dem Verluste der Hand; gegenwärtig ist eine Geldstrafe dafür eingetreten. Die Umgegend von Colombo paßt sehr gut für den Zimmetbaum wegen der geschützten Lage, der sehr gleichmäßigen Temperatur und der häufigen Regen, die freilich selten einen ganzen Tag anhalten.

„Die Perlenfischerei war einmal sehr ergiebig; vor einigen Jahren aber mißrieth sie fast gänzlich und der Nutzen ist noch jetzt sehr gering. Ceylon ist sowohl wegen der außerordentlichen Unfruchtbarkeit des Bo-

dens, die kaum einer ausländischen Pflanze das Wachsthum gestattet, als wegen der Trägheit der Bewohner eine sehr arme Colonie; die Kartoffel gedeiht nicht da, und nur in Kandy, 18 Stunden im Innern, gelangen die Küchengewächse Europas zu einiger Vollkommenheit. Jeden Morgen schickt man dem Gouverneur einen Korb voll; die Brodfrucht ist dagegen nach meinem Geschmacke das, was die Kartoffel am ersten ersetzt, wenn sie dieser auch nicht gleichkommt.

„In Bezug auf die Sorglosigkeit der Cingalesen sagte Jemand: man gebe einem Manne eine Cocuspalme, und er wird durchaus nichts thun, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen; er schläft im Schatten dieses Baumes oder baut sich eine Hütte von den Zweigen desselben, ißt die Früchte, wenn sie herunterfallen, trinkt die Milch darin und raucht die übrige Zeit hindurch. Bei einer bedeutenden Einwohnerzahl giebt es doch nur wenig Ackerleute. Das Frohnsystem, welches die Engländer von den Holländern überkamen, existirt bis zu einem gewissen Grade noch, und man kann also nicht hoffen, daß ein Mann sorgfältig ein Feld bebaue, wenn er jeden Augenblick erwarten muß, zu öffentlichen Arbeiten hinweggeholt zu werden. In seinem Bezirke bekommt er für die Straßen nichts; schickt man ihn aber weiter hin, so erhält er des Tages 3 fanons. Die Abgaben sind dagegen unbedeutend und das Aussehen der Häuser zeigt mehr Wohlstand als ich nach dem, was ich erzählen hörte, hoffen konnte.

„Ich sah hier einen Gebrauch, den ich nirgends anders bemerkt habe und der mir als ganz menschlich auffiel; in gewissen Entfernungen längs der Wege sind Löffel an große Töpfe befestigt, die mit frischem Wasser für den Reisenden bestimmt sind.

„Den 14. September brachen wir nach Kandy auf; ungefähr nach 5 Meilen gingen wir auf einer Schiffbrücke über den Kalenyganga, der hier ziemlich breit ist. Das Land ist in einer Ausdehnung von 25 Meilen eben und bebaut; unmittelbar daran längs des Weges mit einer Masse von Bäumen und Gesträuchen bedeckt, welche fast über die Aussicht hindern; aber das reiche Grün, die Mannichfaltigkeit der Blätter und die Pracht der Blumen entschädigten reichlich für diese Unannehmlichkeit. Bei der Station Wingodde bemerkte ich zum erstenmale Honigwaben; er ist in diesen Wäldern sehr häufig; die Bienen, welche ihn bereiten, sind klein und schwarz.

„Jenseits Wingodde hebt sich das Land allmälig und wird von Meile zu Meile schöner; die Hügel im Innern sind steil, hoch und mit Grün bis an die Gipfel bedeckt; große Felsenblöcke dringen hier und da aus diesem Grün hervor. Es ist unmöglich, diese Landschaft zu beschreiben, die mich bisweilen an die von Wales erinnerte; hier haben aber alle Züge einen großartigen Charakter. Ein Fluß, der sich im Thale schlängelt, wird in der Regenzeit ein Strom, dessen Gewässer sich in schäumender Cascade auf ein felsiges Bett stürzen. Vergebens suchte ich wilde Elephanten; die Fortschritte des Menschen halten sie im Innern zurück; sie zeigen sich selten außer in der Nacht; dann ist es gefährlich ohne Begleitung und ohne Licht zu reisen. Sonst wurde alle Jahre eine Elephantenjagd veranstaltet; man fing viele und die kleinen Radschahs im Innern und in Westen Indiens kauften sie; seit aber diese Fürsten keine Macht mehr haben, vermehren sich die nicht mehr gesuchten Elephanten zum Nachtheile der Reisfelder.

„Die neue Straße von Colombo nach Kandy wurde durch den jetzigen Gouverneur Sir E. Barnes eröffnet. Es ist ein prachtvolles Werk, das nur durch viele Arbeit hergestellt werden konnte, und zwar wegen der Beschaffenheit des Landes und der fast undurchdringlichen Dschungeln. Diese Gegenden sind sehr ungesund, und während des größten Theiles des Jahres hält man es für gefährlich da zu reisen. Sonst brauchte man sechs bis sieben Tage, um von Colombo nach Kandy zu kommen, jetzt macht man diese Reise in einem einzigen und vermeidet die Gefahr, unterwegs zu schlafen.

„In dem Maße, wie wir weiter kamen, nahm die Landschaft einen imposantern und malerischern Charakter an. Die Thäler zwischen den Bergen sind mit Reis bebaut und ich erfuhr, daß man hier den meisten ernte, weil in der Berggegend die Bewässerung am leichtesten ist. Ich bemerkte, daß alle Brücken auf dieser Straße bedeckt und mit Bänken versehen sind, so daß sie einen für die Reisenden sehr bequemen Ruheplatz abgeben, was in einem solchen Lande sehr wünschenswerth ist.

„In dem Defile Kabuganarvon bemerkten wir in O. den Rama- oder Adamspic, den höchsten Berg Ceylons. Selten ist man auf den höchsten Gipfel desselben gelangt, weniger wegen der Höhe als wegen der Schwierigkeit, den letzten Theil zu ersteigen, der fast perpendiculair ist. Indeß gehören zwei Damen zu den Wenigen, denen diese Unternehmung gelungen ist; sie bedienten sich dabei der Seile und Kloben.

„Von oben hatten wir eine herrliche Aussicht auf die Umgegend von Kandy, dann stiegen wir wieder in das schöne Thal hinunter, in welchem diese Stadt zwischen bewaldeten Bergen liegt, deren einige 2000 Fuß hoch sind. Sie ist größer als ich erwartet hatte; ihre Straßen sind breit und schön, obgleich nur Häuser von Eingeborenen dastehen. Sie gilt für gesund, sowie die Gegend eine Meile im Umfange; die Europäer dehnen ihre Ausflüge nicht weiter aus. Der Malaviganga umgiebt sie fast ganz, und am Ufer der Flüsse herrscht vorzugsweise die schlechte Luft; auch muß, meiner Meinung nach, die plötzliche Veränderung der Temperatur vielen Constitutionen verderblich seyn, und wirklich sind, wie ich höre, die Lungenleiden häufig. Nach einem ungemein heißen Tage war die Nacht so kalt, daß ich mir eine wollene Decke und ein verschlossenes Zimmer wünschte, und ich erwachte ganz erfroren.

„Das Haus, in welchem wir wohnten, liegt am Fuße eines mit Dschongeln bedeckten Hügels, wo die Affen, die Papageien und alle Vögel, welche im Gebüsche leben, ihre Stimmen hören lassen; auch viele kleine Raubthiere giebt es da. Ein Engländer erzählte mir, er sey in der Nacht vor unserer Ankunft durch das Geräusch eines Thieres aufgeweckt worden, das an seiner Thüre gekratzt habe; seiner Meinung nach sey es ein Hund gewesen, als er aber am andern Morgen die Fährte in seinem Garten gesehen, habe er gefunden, daß es ein tschita oder kleiner Leopard gewesen. Den Königstiger findet man auf der Insel nicht, aber die Bären, die Leoparden, die Hyänen, die Schakale und die Tigerkatzen sind zahlreich, sowie die Hirsche, die Eber, die Büffel und andere, und bei Dschafnapatam ist ein großer sehr häufig vorkommender Pavian gar nicht schüchtern.

„Was ich von den Weddahs oder Jägern, wilden Männern, erfahren habe, die in den Wäldern leben, hat mich lebhaft interessirt. Sie halten sich besonders in dem Gebiete Weddahratte auf, von dem sie auch den Namen haben sollen. Es liegt dies in W. von Trinconomale, und es scheint zwei Arten dieses Volkes zu geben: die der Dörfer, und jene der Wälder; sie behaupten übrigens, einander fremd zu seyn. Die letztern erhalten sich einzig und allein von der Jagd und von Früchten, und bebauen nie das Land; sie haben keine Häuser und schlafen unter den Bäumen, auf die sie bei der geringsten Besorgniß ihrer Sicherheit wegen hinaufklettern. Als Waffen führen sie Bogen und Pfeile, und sie schleichen sich nahe an das Wild, ehe sie schießen. Sie spüren den Thieren nach den Schweißfährten nach, wenn es nur verwundet ist, bis sie ihnen so nahe kommen, um von neuem schießen zu können. Da das Rothwild in den Wäldern häufig ist, so finden sie reichliche Nahrung; auch kommen sie bisweilen in die Dörfer, um ihre Beute gegen Reis, Eisen und Zeuge auszutauschen. Sie sprechen einen cingalesischen Dialect, glauben an böse Geister, haben keinen Begriff von einem Gott oder einem Zustande künftiger Strafen und Belohnungen, und meinen, es sey gleichgiltig, ob man gut oder schlecht handele.

„Die Weddahs der Dörfer gleichen in vielen Stücken denen der Wälder, aber sie wohnen in Hütten und bebauen die Erde, doch suchen sie auch ihren Unterhalt in dem Walde. Sie sind von Natur friedfertig, beginnen nie einen Aufstand, lassen sich aber leicht dazu verleiten, und während der Herrschaft der Könige von Kandy brauchte man sie häufig als Söldner bei Unruhen im Innern. Sir E. Barnes machte einen Versuch, den wildesten Stamm zu civilisiren; man brachte Einige in die

Ebenen, gab ihnen Lebensmittel, Kleidungsstücke und andere Gegenstände und erkannte den besten Schützen Preise zu, aber sie erreichten mit ihren Bogen und Pfeilen selten das Ziel, selbst in mäßiger Entfernung. Ihre Lebensweise, die ich oben beschrieben habe, erklärt dies. Ob sie nun gleich die gute Behandlung so viel anerkannten, die sie erfuhren, um nur mit Widerwillen in ihre Wälder zurückzukehren, so scheint der Versuch doch kein vortheilhaftes Resultat gehabt zu haben.

„Am 16. Septbr. Abends machten wir eine schöne Promenade zu Pferde nach den Ufern eines kleinen Sees, ungefähr in der Mitte der Stadt; ihm soll man zum großen Theile ihre Gesundheit verdanken. Sonst war es ein Sumpf, den der letzte König so fassen ließ. In einer Viertelstunde gelangten wir zu einem Punkte, von wo ich eine der prachtvollsten und frappantesten Aussichten hatte, die ich jemals gesehen habe. Vor uns hatten wir ein unermeßliches Amphitheater, das von hohen Bergen von allen Formen begrenzt war, die bis in die Mitte hinauf mit Grün bekleidet waren. Der Pic Dumberra, der Hunigs-giri-kandy der Eingebornen, dessen Höhe 6000 Fuß beträgt, war zum Theil von Wolken verschleiert; die Ebene unter uns glich einer schönen Matte; in der Mitte stürzte sich ein Fluß von dem Felsen herunter. Das einzige, was zur Vervollständigung des Gemäldes fehlte und das die Augen vergebens suchten, war eine Spur von menschlichem Leben; man bemerkte höchstens einen Hindu-Tempel an einem Orte, wo die Wohnung eines vornehmen Mannes sehr gut ausgesehen haben würde. Ohne Zweifel gab es bewohnte Hütten, denn das Gebiet von Kandy ist sehr volkreich, und einige Gruppen von Cocuspalmen deuteten sie an. Diese bezeichnen überall die Lage der Dörfer, aber sie sind in dieser Provinz nicht häufig. Uebrigens erkennt man diese Dörfer in den Dschongeln, welche sie umgeben, nicht eher, bis man nahe an den Häusern ist, so daß das ganze Land einer schönen Wüste glich. Die Ufer des Flusses, denen wir folgten, sind hier, wie fast überall, die gewöhnliche Heimath des Fiebers, das man Candy-Fieber nennt. Jenseits der Berge soll das Land noch ungesunder und die Reise dort noch gefährlicher seyn; weil es aber an Straßen fehlt, kommt man selten in das Innere. Wir kehrten erst lange nach Sonnenuntergang zurück, auf den hier unmittelbar die Dunkelheit folgt. Der Weg war durch Myriaden von Feuerfliegen erhellt, die größer und glänzender waren als die, welche ich vorher in Indien gesehen hatte. Obwohl ich seit zwei Jahren an diese Insecten gewöhnt war, konnte ich mich im Anfange doch einer gewissen Verwunderung nicht erwehren; wenn sie über mich hinflogen, glichen sie eben so vielen Feuerfunken.

„Die schreckliche Gewohnheit des Kindermordes, den man an den Mädchen übt, herrscht noch in einigen Bezirken der Insel. Die letzte Zählung im Jahre 1821 gab eine Ueberzahl von 20,000 Männern über die der Frauen. In einem Bezirke kamen auf je 100 Männer nur 56 Frauen, und in denen, wo die beiden Geschlechter sich in gleichem Verhältnisse befanden, herrschte die muselmännische Religion. Die seltsame Sitte, welche einer Frau erlaubt, zwei und noch mehr Männer zu haben, und die natürliche Folge, welche die Verheirathung der Mädchen in einem Lande schwierig macht, wo der Cölibat eine Schande ist, scheinen die Ursachen jenes unmenschlichen Gebrauchs zu seyn. Bei der Geburt einer Tochter wird ein Astrolog zu Rathe gezogen; sagt er, sie sey unter einem ungünstigen Einflusse zur Welt gekommen, so setzt man sie in dem Walde aus, wo sie die Beute entweder der wilden Thiere oder der Ameisen wird. Mit Vergnügen hörte ich jedoch, daß es meist ohne Einwilligung der Mutter geschehe.

„Wir haben am 17. mehrere Tempel Buddhas besucht. Der vorzüglichste ist ein vierseitiges Gebäude, dessen 12 gemauerte Säulen das Dach tragen. Die colossale steinerne Statue mißt 30 Fuß; andere kleinere stehen umher; einige sitzen mit untergeschlagenen Beinen, andere stehen; einige sind glänzend gelb angestrichen. Das Gewölbe und die Wände haben ebenfalls lebhafte Farben; sehr wohlriechende Blumen befanden sich als Opfergaben vor dem großen Bilde. Man sah zwei Glocken, heilige Symbole, die sorgsam bedeckt sind. Obgleich die Priester sie nur mit Ehrfurcht berühren, so enthüllten sie dieselben doch auf unser Gesuch ohne Scheu.

„Neben diesem Tempel steht ein kleinerer, in welchem man das Bild Buddhas in Menschengröße in sitzender Stellung sieht; die Physiognomie ist angenehm und gleicht jener der Cingalesen. Das Werk ist mit viel Geschicklichkeit sculptirt. Kleinere Statuen stehen umher. Die Cingalesen bemalen die Bilder ihrer Götter und machen eine Pupille ins Auge; diese letzte e Ceremonie sieht man dafür an, als gebe sie einen höhern Grad von Heiligkeit. Die Cingalesen scheinen überhaupt ein besonderes Talent zur Bildhauerei zu haben, besonders wenn man berücksichtigt, daß sie so wenig Gelegenheit haben, Fortschritte zu machen.

„In einem andern Tempel zeigte man uns mit Verehrung Reliquien von einem alten Könige, die aus seinem Grabe genommen wurden, als zur Zeit der Eroberung Kandys durch die Engländer alle Königsgräber geöffnet wurden; man fand darin Gold und Juwelen in bedeutendem Werthe. Der Friedhof grenzt an dem Tempel; die Grabmäler sind von Stein; sie litten damals viel. Es giebt da nichts Merkwürdiges als sehr schöne Pipals, welche diese Sarcophage beschatten, was beweist, daß die königliche Familie dem Brahmanismus anhing. Die Tempel sind in Kandy sehr zahlreich, weil sich immer einer bei der Wohnung einer angesehenen Person befinden muß. In den meisten brennen immer Lampen; ihre Wärme in Verbindung mit dem starken Geruche der Blumen macht den Aufenthalt darin schon nach einigen Minuten unangenehm. Es gebrach uns an Zeit, denjenigen zu besuchen, welcher durch den dort aufbewahrten Zahn Buddhas so berühmt ist; man zeigte uns eine Abbildung dieser Reliquie, welche mehr einem Thierhauer als einem Menschenzahne ähnlich ist. Er befindet sich übrigens in einem mit Edelsteinen besetzten goldenen Kästchen, das in vier andern liegt, die ebenfalls mit Juwelen ausgelegt sind. Nie wurde eine Reliquie kostbarer aufbewahrt und höher verehrt. Als die englische Armee sich derselben bemächtigte, unterwarfen die Einwohner von Kandy sich sogleich, da sie glaubten, die Besitzer eines so heiligen Gegenstandes hätten ein unbestreitbares Recht auf die Souverainetät des Landes.

„Neben dem See, mitten in der Stadt, sieht man ein Colleg, wo 40 Priester Buddhas in der strengsten Disciplin leben und sich hauptsächlich mit kirchlichen Functionen und Unterricht beschäftigen. Ihre Wohnungen können unter die schönsten Häuser in Kandy gezählt werden; sie sind von Lehm und mit Ziegeln gedeckt. Innerhalb des Klosterraumes befinden sich noch zwei Tempel und ein großer Saal zu ihren Versammlungen; das Dach desselben wird von ungeheuern Säulen aus einem Stücke, 20 Fuß hoch, getragen. Der Ton des Tamtam und anderer Instrumente, die man zu Ehren der Götzenbilder schlägt, schallt fortwährend in diesem Kloster.

„Die Lehre, zu welcher sich die Buddha-Priester in Ceylon bekennen, gilt für sehr orthodox, und oft werden ihnen die Bedenken, welche sich unter denen auf der östlichen Halbinsel Indiens erheben, zur Entscheidung vorgelegt.

„Der Buddhismus ist in Ceylon die verbreitetste Religion; man zählt indessen auch viele Christen von verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Einige, die es nur dem Namen nach sind, brauchen die Lehren des Buddhismus als Schutzmittel gegen die bösen Geister.

„Die Einwohner von Kandy sind schöner und stärker als die Cingalesen, die klein und nicht gut gebaut sind. Ihre Physiognomie gleicht jener der Bilder in den Buddhatempeln. Auf unserer Reise zu der ehemaligen Hauptstadt fiel mir der Eifer der Leute auf, die Wagen bei steilen Wegen fortzuschaffen und bei Abhängen anzuhalten. An den Küsten lebt ein gemischter Schlag von Nachkommen von Holländern, Portugiesen, Malaien, Malabaren und andern indischen Völkern. Ueberall giebt es Muselmänner und Hindus; aber die letztern sind nicht sehr zahlreich.

„Das Clima an der Süd- und Süd-Westküste ist für ein zwischentropisches Land sehr schön. In Colombo wechselt der Thermometer von 75° zu 86 und 87° (19° zu 21°); selten steigt er höher, obgleich man

nahe an dem Aequator ist, was wohl zum Theil den fortwährenden Seewinden, sowie Winden und Regen der beiden Munsons zuzuschreiben ist, welche sich zu verschiedenen Zeiten an den Küsten von Malabar und Coromandel fühlbar machen und an denen die Insel immer Theil nimmt. Im Allgemeinen ist Ceylon, sowohl in S. als in N, der Constitution der Europäer nicht entgegen, und ich habe mehrere Personen gesehen, welche nie die Insel verlassen hatten und sich einer guten Gesundheit zu erfreuen schienen, ob sie gleich keine Farbe hatten.

„Sehr fiel mir der fast gänzliche Mangel an kleinen Vögeln im Innern der Insel auf. Man vermuthet, daß die sehr zahlreichen Schlangen die Eier vernichten, was sehr wohl möglich ist, denn sonst ist alles ihrer Vermehrung günstig. Ich sah Papageien von verschiedenen Arten, Tauben, Kranniche und hörte wilde Hühner und Fasanen; die Pfauen sind im Innern sehr zahlreich und man findet hier auch den Honigweiser (cuculus indicator), welcher durch sein Geschrei den Ort anzeigt, wo die Bienen ihre Waben angelegt haben. Unter den Schlangen giebt es nur vier wirklich giftige. Die Boa, welche die Thiere durch Ersticken tödtet, erlangt hier eine Größe von 30 Fuß; aber man hat viele Mährchen von dieser Schlange erzählt. Sie greift nie den Büffel, nicht einmal den Tschita an und fängt nur Ziegen, Geflügel und kleines Wild. Die sehr großen Crocodile sind ebenfalls in den Flüssen häufig. Die fliegende Blutegel, von dem ich vorher nichts gehört hatte, ist in den Dschongeln im Innern sehr häufig, und die nach Kandy marschirenden eingeborenen Soldaten litten sehr viel von ihrem Bisse; ihre Beine waren ganz davon bedeckt und das Blut rann an ihnen herunter. Einige büßten Gliedmaßen ein und starben selbst. Ich sah ein solches Thier an dem Beine eines Pferdes; es ist viel kleiner als der gewöhnliche Blutegel. Der größte mißt im Zustande der Ruhe nicht mehr als sechs Zoll in der Länge, aber er kann sich so ausdehnen, daß er so dünn wie ein kleiner Faden wird. Die kleinen sind sehr dünn; sie können springen und zwar sehr weit, und belästigen das Vieh und die Pferde.

„Es giebt auch große schwarze Scorpione, Eidechsen, Camäleons und eine unglaubliche Menge von Insecten, die man bis jetzt nur unvollkommen kennt. Die merkwürdigsten sind die Insectenblätter, welche so genau die Gestalt, die Größe und das allgemeine Aussehen des Blattes annehmen, von dem sie sich nähren, daß man sie nur mit Mühe unterscheiden kann. Ich sah mehrere; das außerordentlichste aber ist das, welches ich auf einem Stachelgewächs erblickte, dessen Körper einem Stäbchen glich und wie die Pflanze mit Stacheln besetzt war.

„Die Edelsteine, durch die Ceylon berühmt ist, werden nicht so hoch gehalten wie die von dem westlichen Festlande. Der Smaragd ist vielleicht der einzige, den man auf der Insel nicht findet. Die Cingalesen wissen sie sehr nett zu fassen, und zwar mit Werkzeugen, die zu dieser Arbeit gar nicht hinzureichen scheinen."

Reist man von Colombo nach N., so gelangt man nach Negombo, einem hübschen Dorfe mit einem kleinen Fort an einem Flusse, vor dessen Mündung eine kleine mit Cocuspalmen bewachsene Insel liegt. Durch die Schifffahrt steht es mit der Hauptstadt in Verbindung.

Tschilan ist ein großes Dorf zwischen zwei Armen eines großen Flusses. Im N. beginnt ein Salzsee von 20 Meilen Länge, 1 bis 3 M. Breite, der sehr fischreich ist, viele Wasservögel und Crocodile enthält, und durch die Halbinsel Calpentyn, die bei dem NO-Munsun eine Insel wird, von dem Meere getrennt ist. Man bereitet da viel Salz.

Aripo, ein kleines Dorf in S. von der Insel Manaar, ist der einzige Ort dieses Theiles der Küste, wo es gutes Wasser giebt; in S. findet sich die Bucht Condatschi, wo die Perlenfischerei betrieben wird.

Die durch ihre Lage so wichtige Insel Ceylon bildet ein besonderes Gouvernement, das unmittelbar unter dem Könige von England steht. Sie liegt zwischen 5° 56′ und 9° 46′ n. Br. und zwischen 77° 6′ und 79° 42′ östl. L. Die Gestalt nähert sich der einer Birne; die Länge beträgt ungefähr 95 Stunden; die mittlere Breite 50 und der Flächenraum 2560 Q.Stunden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 1,200,000. Im Innern hat man die Ruinen von Nurabschapura oder Anurabschgurra, einer ehemaligen Hauptstadt, gefunden, welche von der höchsten Pracht zeugen.

Kapitel LI.

Die Malediven und Lakediven.

Im SW. von der indischen Halbinsel erstreckt sich von dem Aequator bis zum 8.° n. Br. der Archipel der Malediven in einer Länge von 200 Stunden. Er besteht aus siebzehn runden oder ovalen Gruppen, atolons genannt. Jeder Atolon enthält in der Mitte ein nicht sehr tiefes, von Korallenriffketten umgebenes Bassin. Diese Riffe stehen meist in gleicher Höhe mit dem Meere und verlängern sich 150 Fuß, bis eine halbe Meile von dem Ufer. In einigen Theilen der Riffe giebt es Oeffnungen, daß Böte hindurch fahren können und wo Felsenvorsprünge Calanken oder Buchten bilden. Einige Stellen gewähren einen Ankerplatz auf mit Korallen und Muscheln vermischtem Sande.

Die ganze Zahl der Inseln und Inselchen der Malediven kann man auf wenigstens 1200 annehmen; aber sie sind nie vollständig erforscht worden, ob sie gleich so nahe an der Straße der Schiffe liegen, welche nach Indien fahren. Aus einer gewissen Entfernung von dem Verdecke eines Schiffes gesehen, scheint jede Gruppe nur eine Insel zu bilden; wenn man aber näher kommt, entdeckt man zehn bis zwölf felsige Inselchen. Die bedeutendsten sind bebaut und bewohnt, die meisten bestehen aber nur aus Felsen, Klippen und Sandbänken, welche die Flut bespült. Viele sind von Cocuspalmen und dichtem Gebüsch bewachsen; einige Fuß unter der Oberfläche findet man Wasser.

Zwischen den Atolons giebt es Canäle, in welchen die Schiffe ganz sicher fahren können und die meist durch Namen bezeichnet werden, welche die Lage in Bezug auf den Aequator andeuten.

Male ist der vorzüglichste Atolon; der Sultan des Archipels residirt daselbst. „Diese Insel," sagt J. Schultz, der sie 1819 besuchte, „liegt unter 4° 20′ n. Br. und hat beinahe 3 Meil. im Umfange. Ob sie gleich nicht groß ist, hat sie der Sultan doch wahrscheinlich deshalb zu seinem Aufenthalte gewählt, weil sie von allen Seiten, W. ausgenommen, durch ein Riff, das Werk der Natur, vertheidigt ist. Man hat dann ein künstliches angelegt, welches die beiden Enden des ersten verbindet und nur zwei schmale Durchfahrten für die Böte frei läßt. Diese schließt man mit einem Holzstücke, wenn man einen Angriff der Lakedivier fürchtet, der Todfeinde der Maledivier. Die Brandung ist längs der Mauer sehr stark und folglich die Annäherung gefährlich für einen Feind, aber zwischen dem Riffe und der Insel ist auch das Meer so glatt wie in einem Teiche; dieser Raum ist 300 Fuß breit. Alle Schiffe und die Fischerböte von Male sind hier geborgen. Die ersten beliefen sich auf 75 in der passenden Jahreszeit fahren sie an die Küste von Malabar, nach Ceylon, nach Calcutta, nach Schattigan. Fischerböte lagen etwa 60 da.

„Mit Ausnahme der Ostküste, welche von der Natur vertheidigt wird, ist Male durch zehn Bastionen befestigt; ich zählte darin 100 Stück Geschütz, einige von Bronze; aber weder die Werke noch die Kanonen sind in guter Ordnung und sie könnten einem regelmäßigen Angriffe nicht widerstehen.

„Die Stadt nimmt die ganze Fläche der Insel ein, ist besonders reinlich und hat breite gerade Straßen, die alle Morgen gekehrt werden. Man fährt in Böten durch mehrere kleine Thore an der Westseite ein; in diesem Theile residirt auch der Sultan und zwar in einer Art Citadelle, deren sehr hohe Mauern Schießscharten haben und von einem 14 Fuß breiten Wassergraben umgeben sind. Der Palast ist ein ganz einfaches Haus von zwei Etagen mit einem Metalldache. Zwei Moscheen ziehen die Blicke durch ihre Dimensionen und ihr imposantes Aussehen an.

Der Sultan verrichtet alle Freitage seine Andacht in einem dieser Tempel; während unsers Aufenthalts aber konnte er wegen Unwohlseyns nicht ausgehen.

„Die meist von Holz und Matten erbauten Häuser sind sehr bequem und haben große mit Hecken umzogene Gärten und Brunnen mit trefflichem Wasser. Oeffentliche Behälter dienen den Einwohnern zu ihren Abwaschungen. In verschiedenen Theilen der Insel sieht man Gottesäcker; Gräber sind mit Steinen bezeichnet, die perpendiculär stehen und mit Inschriften in maldivischer Sprache bedeckt sind, welche man mit arabischen Schriftzeichen schreibt.

„Die Regierung ist absolut und erblich. Alle Glieder des regierenden Hauses wohnen in der Citadelle, die auch das Quartier der regelmäßigen Truppen, 150 Mann, ist. Man erklärt mir einstimmig, daß die Sultane ihre Macht auf ganz väterliche Weise handhaben, und das Benehmen dessen, welcher jetzt auf dem Throne sitzt, bestätigt diese Behauptung. Die armen Leute werden durch ihn gekleidet und ernährt. Die Verbrechen scheinen selten zu seyn. Wenn einer die öffentliche Ordnung stört, führt man ihn in den Straßen umher und Jeder gießt Wasser und wirft Sand nach ihm; die Schande, welche die Folge dieser Strafe ist, reicht zur Niederhaltung der Uebelgesinnten hin. Schreitet einer derselben zu Handlungen des Ungehorsams und der Gewaltthat, so legt man ihm einen oder ein Paar Tage Fesseln an die Füße, um ihn an seine Pflicht zu erinnern. Man sagte mir, diese Strafe, die strengste von allen, sey in zehn Jahren höchstens zweimal in Anwendung gekommen. Die Bewohner von Male, deren Zahl etwa 2000 beträgt, scheinen wirklich ein Leben zu führen, das frei von den meisten Uebeln ist, denen die gebildetsten Gesellschaften ausgesetzt sind.

„Der Sultan hat ein Ministerium von acht Personen, welche Beziere heißen; vier gehören zu den höchsten Classen der Chefs; die vier andern sind von niederm Range und den ersten untergeordnet. Die Beziere und Gouverneure der größten Inseln haben als Gehalt das Einkommen von gewissen Atolons; die Abgaben des ganzen Archipels werden nach Male gebracht und bestehen in Schildkrötenschalen, Cauris und Cocusnüssen; die der Hauptstadt am nächsten gelegenen versehen dieselbe mit Geflügel, Eiern, Citronen, Brodfrüchten und Bananen.

„Die regelmäßigen Truppen sind roth gekleidet und mit Flinten und Säbeln bewaffnet. Jeder Soldat erhält 20 Pfd. Reis monatlich außer dem Betel, und jährlich zwei Anzüge nebst zwei Tüchern. In Kriegszeiten stellt man auf allen Inseln Aushebungen an, die viele Leute liefern. Seit lange ist aber diese Geißel unbekannt.

„Die Maldivier sind Muselmänner. Schließt man nach ihren Reden und Handlungen, wenn sie ein Unternehmen beginnen, so sind sie von einem tiefen Gefühl der Ehrfurcht vor dem Ewigen durchdrungen. Sie haben eine große Anzahl Bücher, die in ihrer Sprache geschrieben sind, und scheinen den Schulen, in welchen die Kinder lesen und schreiben lernen, viel Aufmerksamkeit zu schenken. Nach ihren Sagen kamen ihre Vorfahren von der malabarischen Küste. Ihre Sprache scheint ihnen eigenthümlich zu seyn, wenigstens hat sie keine Verwandtschaft mit irgend einer indischen, die unsern Schiffsleuten bekannt war. Mehrere Maldivier sprechen jedoch hindostanisch, wegen ihres Verkehrs mit diesem Lande, und ich unterhielt mich mit ihnen in dieser Sprache.

„Vielweiberei ist erlaubt, Concubinen dürfen aber nicht gehalten werden. Die Priester erhalten eine Vergütigung für die Trauungen, von den Reichen eine Rupie, von den Leuten aus dem Mittelstande eine halbe Rupie und von den andern vier Fanons. Bei den Ehescheidungen macht man nicht viele Umstände. In diesem Falle ist der Mann nicht gehalten, für den Unterhalt der verstoßenen Frau zu sorgen; deshalb versäumen die jungen Mädchen nicht, wenn man ihnen den Hof macht, ihren Liebhabern so viele Geschenke als möglich abzulocken. Man sagt mir, die Ehescheidungen wären selten und die Männer begnügten sich mit höchstens zwei Frauen. Die Seefahrer haben aber meist auf jeder Insel eine.

„Die Seltenheit der Ehescheidungen und das eheliche Glück, das in den Familien zu herrschen scheint, müssen vielleicht dem guten Wandel der Frauen nach der Ehe zugeschrieben werden. Die Maledivier sind thätig und fleißig. Man sieht sie fast nie müßig; meist sind sie mit dem Weben und Färben von Zeugen, mit dem Flechten von Coïr (Cocusnußfasern), mit Einsammeln von Cauris oder mit ihrem Hauswesen beschäftigt. Ihre Kleidung ist sehr züchtig; ihre Kleidungsstücke von Baumwollenzeug oder Seide bedeckten den Hals, haben lange Aermel und reichen bis auf die Fersen. Die Reichen verzieren sie mit Goldtressen am Halse und tragen Ohrringe und goldene Halsbänder."

Vor einigen Jahren schickten die englischen Niederlassungen jährlich ein oder ein Paar Schiffe nach den Malediven, um Cauris zu laden, aber der Aufenthalt, den sie da erfuhren, und die Ungesundheit des Climas nöthigten, diesen Handel aufzugeben; die Maledivier treiben ihn deshalb jetzt selbst auf ihren Böten von Cocusholz. Sie kommen im Juni oder Juli nach Balassore mit Ladungen von Coïr, Cauris, Cocusnußöl, gesalzenen Fischen, Schildkrötenschale und andern Erzeugnissen ihrer Inseln. Um die Mitte des Decembers kehren sie mit bengalischem Reise, Zucker, kurzen Waaren, seidenen Zeugen, Tuch, grobem Baumwollenzeug und Tabak zurück. Viele ihrer Böte fahren jährlich nach Achem auf der Insel Sumatra und ihr Archipel wird von einigen Malaienschiffen besucht, welche da Haifischflossen holen.

Ein Franzose, Pyrard de Laval, litt 1602 Schiffbruch an den Malediven, verließ sie erst 1607 wieder und gab eine sehr merkwürdige Beschreibung seiner Reise heraus, die noch jetzt die ergiebigste Quelle für Nachrichten über die Inselgruppen ist. Der Archipel ist so arm, daß die Europäer nicht dahin gelockt werden, aber sie durchfahren häufig die Canäle, welche die Atolons von einander trennen. Laplace, der Commandant der „Favorite", der französischen Corvette, fuhr 1830 durch den Canal von Adamatis. Man erzählte ihm wahrscheinlich und er hat es wiederholt, der Sultan dieser Inseln habe eine Zeit lang die Seeräuberei getrieben, der Gouverneur von Bombay aber diese Raubzüge unterdrückt. Dies sieht aber nicht wahrscheinlich aus, da keine der seit 1828 erschienenen englischen Schriften etwas davon erwähnt. Alle Schriften in Bezug auf die Malediven schildern einstimmig die Insulaner als sanfte, unschuldige und gastfreie Menschen. Dieses Zeugniß geben ihnen einstimmig die Europäer, welche bei ihnen waren, während die Maledivier oft für ihre Menschlichkeit Undank ernteten. Unwürdigkeiten, welche im Jahre 1812 durch einen portugiesischen Capitain und seine aus Lascaren bestehende Mannschaft begangen wurden, zogen diesen Elenden eine exemplarische Züchtigung von Seiten des Lords Minto zu, des Gouverneurs von Ceylon. Sie wurden für ihr brutales Benehmen gestraft und man schickte den Malediviern, welche darunter gelitten hatten, Geschenke. Bei dieser Gelegenheit machte man die Bemerkung, daß der Sultan seit langer Zeit die Gewohnheit gehabt hatte, eine Gesandtschaft nach Ceylon zu schicken, und auch davon nicht zurückgekommen war, seit die Insel den Engländern gehörte.

Das Schiff Hogston, unter dem Capitain Sartorius, auf welchem Schulz sich befand, litt an den nördlichen Malediven am 21. Juli 1819 Schiffbruch. Böte der Insulaner standen ihm bei und retteten die Unglücklichen, welche dem Tode entgangen waren. Am 4. Aug. kamen die Schiffbrüchigen in Male an, wo man sie höchst freundschaftlich behandelte. Am 23. schifften sie sich nach Ceylon ein. Sartorius fragte, ob der Sultan wohl einen Wechsel auf Calcutta zur Bezahlung für die von den Schiffbrüchigen gemachten Ausgaben und für die Lebensmittel annehme, welche man ihnen geliefert habe; „der Sultan," antwortete der Einnehmer," giebt nicht zu, daß Leute, die in ihrem Unglücke Beistand von seinen Unterthanen erhalten haben, etwas für das Empfangene bezahlen." Zu gleicher Zeit, setzt der Erzähler hinzu, ließ er ein großes Buch bringen und bat uns, in dasselbe zu schreiben, daß wir bereit zur Abfahrt wären, damit es sich ergebe, daß wir uns entfernt hätten, weil wir es selbst gewünscht. Wir fügten uns dem Wunsche des Insulaners und setzten hinzu, wir wünschten dem Sultane und dessen ersten Beamten unsern

lebhaften und aufrichtigen Dank zu erkennen zu geben, und würden nach unserer Ankunft in Calcutta nicht verfehlen, öffentlich unsere Verpflichtungen für die edelmüthige Gastlichkeit, die Aufmerksamkeit und das Wohlwollen anzuerkennen, die wir bei unserm Aufenthalte in Malo gefunden.

„Um fünf Uhr Nachmittags schifften wir uns ein; bis an das Meer begleiteten uns alle höhern Beamten der Regierung, welche auf die rührendste Weise von uns Abschied nahmen und zu Gott um unser Wohlergehen beteten.

„Am 26. landeten wir in Point de Galle."

Die Lakediven, deren Namen hunderttausend Inseln bedeutet, bilden einen Archipel im Norden der Malediven zwischen 10° und 14° 30′ n. Br. und 69° 30′ und 72° östl. L. Er zerfällt in 15 Gruppen, welche denen der Malediven gleichen; die größten haben nicht 6 Q.Meilen Ausdehnung und sind von Korallenriffen umgeben, welche sie fast unnahbar machen. Diese Inseln sind sehr unfruchtbar, doch können die Schiffe sich daselbst mit Geflügel, Eiern, Cocusnüssen, Bananen und trefflichem Wasser versorgen.

Die Bewohner sind Muselmänner und sehr arm; sie leben nur von Cocusnüssen und Fischen; ihre Hauptausfuhrartikel sind Coïr, Palmenzucker, Areca und etwas Betel. Schiffe von Malabar holen hier Korallen, die dann in Indien in Bilder geschnitten werden, oder aus denen man Kalk macht. Die Lakedivier fahren in ihren kleinen aus Palmenholz gebauten Fahrzeugen ebenfalls an die malabarische Küste.

Die Lakediven wurden von Vasco de Gama entdeckt, als er 1499 nach Europa zurückkehrte. Selten werden sie von den Europäern besucht. und sie stehen unter einem Häuptlinge, welcher dem Namen nach ein Vasall der Engländer ist.

Kapitel LII.

Hindostan. — Cap Comorin. — Küste von Malabar.

Die indische Halbinsel endigt sich in S. in dem Cap Comorin, welches das Ende der Kette der westlichen Gats bildet, eine halbe Stunde von dem Meeresufer entfernt ist und eine Höhe von 3882 Fuß hat. Ein schöner Wasserfall stürzt sich an der Seite herunter. Die Göttin Parwatte wird auf diesem Berge verehrt, und der heilige Franz Xaver gründete da eine der heiligen Jungfrau geweihte Kapelle.

Madame Graham fuhr im Mai 1810 auf einem englischen Kriegsschiffe an dieser Küste hin. „Da es," sagt sie, „die Jahreszeit ist, in welcher die See- und Landwinde minder beständig werden, bevor die Nordwinde sich eingefunden haben, so glitten wir langsam an der Küste hin und näherten uns derselben so, daß wir vollkommen die Lage jedes Ortes erkannten, an welchem wir vorüber kamen. Das Cap Comorin und die Inseln in der Nähe glichen, vom Meere aus gesehen, einer hohen und felsigen Spitze, und je mehr wir nach N. kamen, um so höher wurden die Berge. An einigen Stellen sind sie so nahe am Ufer, daß sie buchstäblich über dem Meere zu schweben scheinen; sonst sind sie einige Meilen weit entfernt und lassen Raum genug für Städte, Dörfer und Felder. Sie sind so ziemlich bis auf ihre Gipfel mit majestätischen Wäldern von herrlichem Grün bekleidet; nur hier und da unterbricht eine große mit Dschongelnkraut oder Felsenmassen bedeckte Stelle die dunkele Farbe dieser alten Bäume. Am Fuße der Gats zeigen sich einige weiße Kirchen der eingeborenen Christen und der Portugiesen mitten in Cocuspalmengruppen, welche die Küste einfassen und sich angenehm mit den Fischerhütten, den Hindu-Tempeln und den Ruinen der Forts vermischen, welche zu jetzt verlassenen europäischen Niederlassungen gehörten. Die Aussicht ist nicht minder schön in der Nacht; man pflegt das Dschongelngras vor der Regenzeit niederzubrennen, um den Boden zu befruchten; am Tage bemerkt man nur das Licht, in der Nacht aber sieht man auf einem Raume von mehreren Meilen das Land von rothglühender Asche bedeckt oder in hellen Flammen glänzen."

Die malabarische Küste wird von den Arabern das Pfefferland genannt. Der Pfeffer ist hier wirklich häufig und sehr gut. Geht man bei dem Cap Comorin über die Kette der Gats, so gelangt man an ein Thor in einem nicht sehr hohen Defilé, das von einem Radschah von Travancore erbaut wurde, um sein Land gegen die Einfälle der Polygaren im Süden zu schützen. Jenseits dieses Passes verändert sich die Landschaft und das allgemeine Aussehen des Landes merklich; schöne Wälder, große Bäume und bebaute Felder folgen auf die einzelnen ärmlichen Palmen Tinevellys; man bemerkt, daß die Bevölkerung bedeutender, der Binnenhandel ansehnlicher und lebhafter und die Industrie allgemeiner ist. Travancore ist jetzt nur noch ein Dorf; der Radschah residirt in Triavanderam, einem ebenfalls ärmlichen Orte, der aber näher am Meere liegt. Alipi ist ein kleiner Hafen, der diesem Fürsten gehört und bedeutenden Handel mit Pfeffer, Reis und Bauholz treibt. An mehreren Stellen sind die niedrigen Ebenen des Küstenlandes von Lagunen mit kleinen und sandigen Inseln durchschnitten; man schifft in diesen kleinen Meeresarmen umher, was die Comunicationen erleichtert. Auf der einen Seite hat man Reisfelder, welche durch die Dämme vor dem Einbruche des Meereswassers geschützt werden, und ihr Grün erquickt das Auge, das durch den Anblick des unfruchtbaren und brennenden Ufersandes ermüdet ist.

Cotyam im Innern hat eine Niederlassung anglikanischer Missionaire und im Lande umher finden sich mehrere andere christlichen Gemeinden. Man sieht in benachbarten Bezirken und in andern Orten in verschiedenen Entfernungen Dörfer, die ganz von eingeborenen Christen bewohnt sind. Diese Kirche besteht seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums. Die Hindufürsten gewährten diesen Christen von Malabar, die nur einigermaßen von ihren Bischöfen abhingen, große Privilegien. Sie scheinen selbst ihre eigenen Radschahs gehabt zu haben; erst als die Familie derselben erlosch, kamen ihre Staaten an den König von Coschin.

Als Vasco de Gama 1503 nach Caschin kam, sah er dort das Scepter dieses christlichen Königs. Die Portugiesen waren anfangs angenehm überrascht, etwa hundert christliche Kirchen in diesen Gegenden zu finden; als sie aber bemerkten, daß sie den Pabst nicht anerkannten und ihre Bischöfe von dem nestorianischen Patriarchen von Antiochien erhielten, verfolgten sie dieselben, um sie zu nöthigen, sich den Maximen der römischen Kirche anzuschließen. Da die Strenge wenig ausrichtete, so traf man mit einer gewissen Anzahl dieser syrischen Christen ein Abkommen, mit denen der Küste nämlich; die im Innern blieben aber hartnäckig; sie verbargen ihre Bücher, welche die Portugiesen zum Verbrennen wegnehmen wollten, flohen in das Gebirge und baten um den Schutz der eingeborenen Fürsten.

Zwei Jahrhunderte waren vergangen, ohne daß das westliche Europa irgend eine besondere Nachricht über diesen Gegenstand erhielt, als Claudius Buchanan, ein englischer Geistlicher, 1806 von dem Generalgouverneur des brittischen Indiens die Erlaubniß erhielt, diese Kirchen zu besuchen, deren Existenz einige Personen in Zweifel zogen. Zu Ende 1806 kam er in Travancore an und durchreiste die von jenen Christen bewohnten Gebiete; das folgende Jahr kam er zurück und gab in der Beschreibung, die er in England veröffentlichte, sehr merkwürdige Details über ihre Bücher, ihre Lehre, ihre Sprache, ihre Sitten und Gebräuche. Andere Geistliche und selbst Laien und Militairpersonen haben ebenfalls diese syrischen Christen von Malabar besucht. Die Engländer nahmen sie natürlich unter ihren Schutz und ließen unter ihnen Bibeln in syrischer Sprache nach einem Manuscripte vertheilen, das Buchanan anvertraut worden war. Es giebt bei ihnen Schulen und sie zeigen einen sehr lobenswerthen Wunsch sich zu unterrichten. Um mehrere ihrer Dörfer zu besuchen, schiffte sich ein englischer Officier, den wir schon oft erwähnt haben, auf dem Panda ein, der von dem westlichen Abhange der Gats kommt und sich bei Alipi in das Meer ergießt.

„Mit Tagesanbruche," sagt er, „begannen wir den Panda hinauf zu fahren, der eine schöne Wasserfläche bildet; seine Ufer sind überall mit Gärten und Wäldern bedeckt, wo wir eine ungeheuere Menge von Cocus- und Arecapalmen, Mango- und Banianenbäumen, Bananen, Tik- und Pfefferbäumen und eine unendliche Varietät von Pflanzen sahen. Der Fluß war reich an Fischen und die Wälder enthielten zahlreiche Arten verschiedener Vögel, einige im schönsten Farbenschmucke, den ich jemals bewundert habe. Einzelne Hütten im Walde, plump in den Felsen gehauene Treppen vom Rande des Wassers bis an ihre Thüren, Piroguen, die leicht auf dem Panda hinglitten, belebten dieses prachtvolle Tableau, dessen Effect noch durch das blendende Licht der aufgehenden Sonne erhöht wurde, deren Strahlen hier und da durch das dichte Blättergrün drangen oder die wogenden Gipfel der schlanken Palmen vergoldeten."

Coschin liegt auf einer Insel und so niedrig, daß, wenn man vom Meere herkommt, zuerst die Dächer der Häuser gesehen werden. Die Stadt ist auf europäische Art gebaut und befestigt; ihre Citadelle war die erste, welche die Portugiesen 1503 in Indien anlegten. Der Handel ist noch sehr lebendig hier und die Schiffswerfte sind sehr beschäftigt.

In der Nähe von Coschin befindet sich eine sehr alte Judencolonie. „Sie leben," sagt Buchanan, „in Mattachery, eine Meile von dieser Stadt, und haben da zwei schöne Synagogen. Man findet unter ihnen sehr kluge Männer, welche die Geschichte ihrer Nation sehr genau kennen. Man findet hier auch Juden aus den entferntesten Ländern Asiens, so daß der Ort eine Quelle der Nachrichten über dieses Volk im Oriente ist; denn zu Wasser ist die Verbindung mit dem arabischen und persischen Meerbusen, sowie mit den Indusmündungen ununterbrochen. Die Juden dieses Landes zerfallen in zwei Classen, nämlich: die Juden von Jerusalem oder die weißen, und die alten Juden oder die schwarzen. Die weißen Juden wohnen in Mattachery; die schwarzen haben zwar auch eine Synagoge hier, aber die meisten sind in Dörfern im Innern zerstreut.

„Die weißen Juden zeigten mir Erztäfelchen, auf welchen die Privilegien eingegraben sind, welche ihnen der König von Malabar im vierten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung bewilligte.

Paniany, eine große Stadt an der Mündung des gleichnamigen Flusses, wird hauptsächlich von muselmännischen Fischern bewohnt und treibt einen bedeutenden Handel. Der Paniany durchströmt ein Defile der Gats, welchen die Linie dieser Kette fast ganz durchschneidet.

Calicut, das ebenfalls von Muselmännern bewohnt wird, liegt in einer Niederung, welche ein Fluß bespült, auf welchem die Böte über 30 Stunden hinauffahren und welcher das Tikholz bis an das Meer trägt. Dieser sehr geschäftsreiche Hafen wird vorzugsweise von den Arabern von Mascat besucht.

Mahe, ein französisches Comptoir, liegt auf einem abschüssigen Boden am linken Ufer eines Flusses, auf welchem man ziemlich weit hinauffahren kann. Der Haupthandel ist der Pfefferhandel.

Tellischery, 2 Stunden weiter in N., gehört den Engländern seit 1683 und ist der Hauptmarkt für das Sandelholz. Seit 1683 haben die Engländer da eine Factorei.

Cananor, eine große Stadt an einem kleinen Flusse am Hintergrunde einer Bucht, hat ein von den Portugiesen 1502 angelegtes Fort. Die Engländer ließen die nominelle Souverainetät der Bibi (Dame, von Cananor, welche sonst die Lakediven zu ihren Besitzungen rechnete. Sie ist eine Muselmännin, und nach dem Landesgesetze geht die Regierung stets in der weiblichen Linie fort.

Weiter nach N., an der Mündung des Tschandragiri, bei welchem sich der Berg Dilla erhebt, der durch einen kleinen Meeresarm von dem festen Lande getrennt ist, endigt die Küste von Malabar. Dieser Name bezeichnet auch eine Provinz, welche nicht dieselben Grenzen hat. Die Muselmänner an dieser Küste, welche unter dem Namen Mopleys bekannt sind, stammen meist von Arabern ab, die sich im achten Jahrhunderte da niederließen; sie sind thätig, industriös und reich.

Kapitel LIII.

Hindostan. — Goa. — Bombay. — Elephanta. — Golf von Cambay. — Surate. — Gudscherat

„Nachdem wir langsam vor Tellischery vorüber gefahren waren," schreibt Madame Graham, „sowie vor den Ankediven und dem so malerischen Cap Ramas, erblickten wir das Fort Aguada am Eingange des Hafens von Goa. Ich hoffte am nächsten Morgen an's Land gehen zu können, um die alte Stadt, die Marmorkirchen, die prachtvollen Klöster zu sehen; aber in der Nacht erhob sich ein contrairer Wind und trieb uns von der Küste fort. Die alte Stadt ist so ungesund, daß man in einiger Entfernung eine andere gebaut hat, und in den verödeten Straßen der alten hört man nichts mehr, als etwa das Geräusch einer vorüberziehenden Prozession."

Der Verfall Goas begann mit dem 17. Jahrh. Pietro Della Valle, ein berühmter italienischer Reisender, der die Stadt 1623 besuchte, sagt, nachdem er von der schwarzen Bevölkerung und den Sclaven gesprochen hat: „die Portugiesen, deren es hier wenige giebt, besaßen sonst großes Vermögen; gegenwärtig sind sie aber durch die großen Verluste, welche sie seit dem Eindringen der Holländer und Engländer erfuhren, sehr heruntergekommen.". Noch schlimmer war es, als Tavernier 1641 und 1648 dahin kam. Der Verfall hatte in dieser Zeit in der Stadt große Fortschritte gemacht.

Der Gouverneur residirt in Pandschim oder Villa Nova de Goa am Ende einer Insel in der Nähe der Mündung des Mandava. Sie hat zwei gute Häfen und der Handel ist da ziemlich lebhaft.

Bombay, am SO-Ende der gleichnamigen Insel, ist eine große Stadt mit 250,000 E. und enthält die dritte Präsidentschaft des britisch-indischen Reiches. Der Hafen ist der beste und sicherste an der ganzen Küste; es wird da ein unermeßlicher Handel getrieben, und Bauwerfte für die Kriegs- und Handelsmarine, wo Parsis arbeiten ohne Beihilfe der Europäer, sind in fortwährender Thätigkeit. Diese Parsen bilden die Masse der Bevölkerung der Insel Bombay.

In dieser Stadt starb am 7. December 1832 der bekannte Reisende Victor Jacquemont.

Die Insel Salsette, in N. von Bombay, ist durch einen Damm mit derselben verbunden. Bei dem Dorfe Kenery sieht man ungeheuere Ausgrabungen ähnlich denen von Ellora und Carli. Die größte war ein Tempel Buddhas; er diente den Portugiesen als Kirche, welche die meisten Basreliefs im Innern vertilgten.

Kalapur, eine andere Insel von der Gruppe Bombay, wurde von den Europäern Elephanta genannt wegen der colossalen Figur eines Elephanten von schwarzem Stein am Fuße eines Hügels nahe am Landungsplatze. Im September 1614 trennte sich der Kopf von diesem riesenhaften Werke ab und seitdem droht auch das übrige zusammenzustürzen. In einiger Entfernung zieht ein großer in dem Felsen ausgehauener Tempel die Aufmerksamkeit aller Reisenden auf sich. Seine Wölbung wird durch eine Säulenreihe getragen. In der Mitte sieht man noch die Darstellung Trimurtis (der Dreieinigkeit der Hindus) in colossalen Verhältnissen. (Taf. 37. Abbild.) Sie entging wunderbarer Weise den Zerstörungen der Portugiesen, welche in blindem Fanatismus durch Kanonen die Götzensymbole dieses Bauwerkes zertrümmerten. Alle Reisende, welche die Westküste von Indien besucht, haben die Höhlen von Salsette und Elephanta beschrieben.

Der kleine Hafen Daman, an der Mündung des Dommuy Gango, gehört mit seinem kleinen Gebiete den Portugiesen. Man baut hier viele Schiffe, weil die benachbarten Wälder reich an Bauholz sind. Die Parsen haben da einen Tempel, in welchem, wie sie behaupten, das heilige Feuer, welches sie aus Persien mitbrachten, seit beinahe 1200 Jahren brennt.

Nicht weit davon in N. beginnt der Golf von Cambay, der 50 Stunden in die Provinz Gudscherat eindringt. In W. wird er von der gleichnamigen Halbinsel begrenzt, und seine Breite wechselt von 6 bis 40 St. Im Hintergrunde dieses Meerarmes, 7. St. von der Stadt, welche ihm den Namen giebt, bleibt der Boden trocken, wenn das Meer niedrig ist; kommt die Flut, so geschieht es mit einer Schnelligkeit von 2 St. in der Stunde und sie steigt bis 25 und 30 Fuß.

Surate am linken Ufer des Tapti, 6 Stunden vom Meere, hat 160,000 Einw. Der Handel ist sehr gesunken; im 17. Jahrh. hatten alle seefahrenden Nationen Europas Factoreien dort, und alle Reisebeschreibungen rühmen einstimmig den Glanz und Reichthum dieser Stadt. Jetzt überglänzt sie Bombay.

Uebrigens ist Surate eine sehr häßliche Stadt; die Straßen sind eng, krumm und schmuzig, die Häuser fast alle von Erde und Bambus. Die obern Stockwerke bilden stets einen Vorsprung. Die Parsen besitzen die Hälft dieser Wohnungen.

„Ich habe hier," sagt Heber, „kein bemerkenswerthes muselmännisches oder Hindu-Gebäude gesehen. Der Palast des Nabab ist modern; dieser Fürst lebt von einer jährlichen Pension von anderthalb Lack Rupien. Ein Gebiet besitzt er nicht."

Reisende haben das Hospital gerühmt, welches Hindus hier für die Thiere errichteten; man pflegt und füttert hier nicht blos Affen, Vieh, Hunde, Katzen, Vögel, namentlich Pfauen, Schildkröten, sondern auch Wanzen, Flöhe und andere häßliche Insecten. Diese übermäßige Mildthätigkeit kann man unmöglich lobenswerth finden.

Die Mündung des Nerbudda befindet sich 12 Stunden nördlich von jener des Tapti. Fährt man diesen Fluß hinauf, so findet man an dem linken Ufer Barosche, eine große verfallende Stadt. „Ob sie gleich fast 40 Stunden vom Meere liegt," sagt Heber, „so gelangt doch der SW.-Seewind mit der Flut dahin und verbreitet in der Luft eine angenehme Frische. Indessen ist das Clima dieser Stadt und jenes der ganzen Provinz Gudscherat, in welcher sie liegt, der Gesundheit der Europäer keineswegs günstig.

„Das Thierhospital besuchte ich nicht. Eine Merkwürdigkeit in der Umgegend ist der berühmte Banianenbaum, genannt kavir bar, nach einem Heiligen, der ihn gepflanzt haben soll. Er steht auf einer Insel des Nerbudda, die er ganz bedeckt. Schon als die Portugiesen ankamen, war er berühmt; alle alten Reisenden haben ihn erwähnt, und Milton besang ihn in seinem „Verlorenen Paradiese". Die Hindus erzählen, 10,000 Reiter fänden Platz in seinem Schatten; seit einigen Jahren hat das Eindringen des Flusses einen bedeutenden Theil des Bodens weggerissen, in welchem seine Zweige Wurzel geschlagen hatten; es ist jedoch noch so viel übrig geblieben, daß einer der schönsten Haine in der Welt entsteht."

Ahmedabad, am rechten Ufer des Sabermatey, war sonst die Hauptstadt eines unabhängigen und blühenden muselmännischen Reiches; jetzt zeugen nur die zahlreichen Ruinen von dem ehemaligen Glanze. Im Juni 1819 wurde sie von einem Erdbeben heimgesucht, das auch Barosche und mehrere andere Städte und die Halbinsel Gudscherat traf.

Diese, zwischen dem Meerbusen von Cambay in O., dem Meere in S. und W. und dem Meerbusen von Cutsch in N., ist im Allgemeinen bergig, ausgenommen ist O, wo sich weite Ebenen hinziehen. Die Tschola-Berge sind ihres wilden Aussehens und der Rohheit ihrer Bewohner wegen merkwürdig; der Berg Polletana wird wegen der Tempel auf seinem Gipfel erwähnt; der Riutatschil, der höchste der Hügel von Dschanagor, ist heilig und von mehrern andern minder hohen umgeben, die durch Thäler getrennt sind. Alle diese Gruppen und mehrere andere schicken Ausläufer in verschiedenen Richtungen ab; endlich erheben sich Hügel isolirt in den Ebenen. Die ganze Insel ist voll von sehr hochgehaltenen Heiligthümern der Hindus.

Der Meerbusen von Cutsch dringt ungefähr 40 Stunden von O. nach W. in das Land ein. Seine Breite, die am Eingange 15 Stunden beträgt, nimmt allmälig ab und beträgt nur noch 2 Stunden dort, wo er sich mit dem Runn verbindet, einem weiten Raume, der bald eine dürre Wüste, bald ein sumpfiger See ist. Das Runn hat einen Flächengehalt von 1000 Q.St. Die Insel Tschokar theilt es in zwei gleiche Hälften; die in O. steht mit dem Meerbusen von Cutsch in Verbindung; die in W., die ansehnlichste, wird von dem östlichsten Arme des Indus durchschnitten.

Geographen haben das Runn einen Sumpf genannnt, „aber," sagt Burnes, „diese Benennung ist nicht richtig, denn es hat nichts, was einen Sumpf charakterisirt, da es nur zu gewissen Zeiten mit Wasser bedeckt ist; man sieht weder Schilf noch Gras in seinem Bette, das, statt schlammig zu seyn, hart, trocken und sandig und so fest ist, daß es nie lehmig wird, außer wenn das Wasser lange an einer Stelle steht. Es ist eine ungeheuere Fläche von verhärtetem mit Salz geschwängertem Sande. Bisweilen liegt das Salz einen Zoll hoch darauf, weil die Sonne das Wasser verdunstet, und es cristallisirt prächtig in großen Stücken. Das ganze benachbarte Land ist so von dieser Salzmenge durchdrungen, daß die Brunnen, welche man gräbt, im Niveau des Runns salzig werden. Da nun das Runn niedriger liegt als das Land umher, so ist es wahrscheinlich ein ausgetrockneter See oder Meeresarm.

„Nirgends ist die Luftspiegelung merkwürdiger als in dem Runn; die Bewohner nennen sie mit Recht Rauch (dhuan): die kleinsten Stauden sehen in der Entfernung wie Wälder aus; bei größerer Nähe wie Schiffe mit vollen Segeln oder auch wie Wellen, die an einem Felsen anschlagen. Einmal beobachtete ich ein Gebüsch, das einem Molo mit daranliegenden hochmastigen Schiffen glich, und als ich näher kam, war auch nicht eine Erhöhung in der Nähe des Gebüsches zu sehen, um die Täuschung zu erklären. Von dem Runn aus scheinen die Berge von Cutsch weit höher zu seyn und sich in den Wolken zu verlieren, da ihr Fuß in Dunst gehüllt ist. Der wilde Esel ist der einzige Bewohner dieser öden Gegend, die er heerdenweise durchstreift; seine Größe übertrifft die des gewöhnlichen Esels nur unbedeutend, in kleiner Entfernung aber erscheint er oft so groß wie ein Elephant. So lange die Sonne scheint, gleicht das Runn einer ungeheuern Wasserfläche, und nur sehr geübte Augen können dieses Trugbild von dem wirklichen Wasser unterscheiden. Wenn man die Sonne nicht sieht, erscheint das Runn in der Entfernung höher: dies ist aber auch bei der See und andern ausgedehnten Wasserflächen der Fall, und beruht auf einer gewöhnlichen Augentäuschung.

„Die Eingeborenen von Cutsch, Mahommedaner sowohl als Hindus, glauben, daß das Runn ehemals ein See gewesen sey, und in aller Mund ist die Sage, daß ein Hindu-Heiliger, Namens Dhuramnath, ein Dschogi *), sich der Buße unterworfen habe, 12 Jahre lang auf dem Kopfe zu stehen, auf der Spitze des Dinodar, eines der höchsten Berge in Cutsch, von dem aus man das Runn übersieht. Als seine Bußzeit zu Ende war, erschien ihm Gott; der Berg, auf dem er stand, spaltete sich, und die angrenzende See (das jetzige Runn) vertrocknete; die Schiffe und Boote, die darauf fuhren, wurden umgestürzt, die Häfen zerstört, und viele wunderbare Dinge ereigneten sich. Kein Volk ist geneigter, in seinen Erzählungen übernatürliche Kräfte zu Hilfe zu nehmen; wer aber an ihre Art und Weise gewöhnt ist, findet leicht, daß diese Erzählung nur die Einkleidung eines wirklichen Ereignisses ist, das auf diese Weise der Nachwelt überliefert wurde. Bei den häufigen Erdbeben in Cutsch, dem vulkanischen Aussehen der Berge und der einen Theil des Landes bedeckenden Lava ist es ausnehmend wahrscheinlich, daß man diese Sage irgend einer furchtbaren Naturerscheinung zuschreiben muß.

„Die Wirkungen des Erdbebens im Jahre 1819 wurden, was das Land in der Nähe des Indus betrifft, bereits erwähnt, aber ähnliche seltsame Ereignisse traten weiter ostwärts ein. Im Runn erschienen zahl-

*) Diese Menschenclasse ist noch zahlreich in Cutsch, und unter ihnen herrscht die schreckliche Sitte des Traga; diese besteht darin: einen von ihnen zu opfern, wenn ihnen insgesammt ein Schaden zugefügt oder eine Tyrannei gegen sie ausgeübt wird; denn sie glauben, daß so vergossene Blut falle auf das Haupt derjenigen, die ihnen Böses zufügen.

reiche Risse und Spalten, und ich hörte von Augenzeugen, daß drei Tage lang schwarzes, schmuziges Wasser aus diesen Oeffnungen ausgestoßen wurde; auch floß das Wasser aus den Brunnen des an das Runn stoßenden und Bonni genannten Strichs in solcher Menge, daß das Land an einigen Stellen 6 und sogar 10 Fuß tief mit Wasser bedeckt wurde. Die Hirten hatten Mühe, sich mit ihren Heerden zu retten. Während dieser Zeit wurde eine Menge Eisenstücke und Schiffsnägel bei Phangwaro, dem obenerwähnten Seehafen, emporgeworfen: und ähnliche Dinge fanden sich seitdem in der Nachbarschaft, als man Cisternen ausgrub. Diese Thatsache wurde mir von achtungswerthen Leuten zu Narra erzählt, welche mich versicherten, daß vor dem Erdbeben von 1819 nichts Aehnliches entdeckt worden sey."

Cutsch, zwischen dem Runn, dem Meere von Oman und dem Meerbusen dieses Namens, wird von O. nach W. von den Wagor-Gebirgen durchzogen, welche von verschiedenen Seiten Flüsse absenden; der Boden ist sehr fruchtbar und man sieht daselbst große Wälder. Die Bewohner sind muselmännische Rasputen, die sonst Seeräuberei trieben und die benachbarten Länder und Meere mit Schrecken füllten. Das Land ist unter verschiedene kleine Fürsten getheilt, deren mächtigster jener von Bodsch ist. Die Engländer haben einige Bezirke inne und halten die übrigen in Respect.

Die Halbinsel Gudscherat gehorcht ebenfalls mehrern kleinen Fürsten, die theils den Engländern, theils dem Radschah von Baroda zinspflichtig sind. Der letztere führt den Namen Guykowar, welcher der seiner Familie ist. Die Hauptstadt mit 100,000 E. liegt am linken Ufer des Dhador in einer fruchtbaren und gut bebauten Gegend nördlich von Barosche.

Kapitel LIV.

Hindostan. — Adschemir oder Rasputana.

Im N. von der Provinz Gudscherat zieht sich Adschemir hin, das auch Rasputana oder Marwar heißt. Die Länge von N. nach S. beträgt 126 Stunden und die Breite 72. Die Oberfläche ist meist eben und der Boden sandig. Das Aussehen einiger Gegenden ist schrecklich, da das Auge nichts als eine Wüste erblickt. Im N. und W. vom Runn beginnen diese unfruchtbaren und unbewohnten Striche. Die Wüste Tharr ist die westlichste. Bournes besuchte 1828 die kleine Strecke Parkar, welche eine Oase darin bildet und die durch eine Hügelkette auf der einen Seite gegen das Andringen des Sandes und auf der andern gegen das des Runn geschützt wird.

Die Wüste verlängert sich nach N. zu. Straßen durchziehen sie und gehen über Hügel und Thäler. Die erstern haben eine Höhe von 20 bis 100 Fuß, und wie die Einwohner sagen, verändern sie ihre Stellung und Gestalt je nach den Bewegungen der Luft. Im Sommer ist es gefährlich, in diesem Theile der Wüste zu reisen, wegen der Wirbel glühenden Sandes; im Winter ist man dieser Gefahr weniger ausgesetzt. Man trifft in dieser Wüste dornige Gesträuche und eine Art besondern Krautes, das hier und da grüne Teppiche bildet.

Bisweilen bemerkt man unter diesen Hügeln elende Dörfer, welche aus niedrigen Strohhütten mit kegelförmigem Dache bestehen und von dürren Dornhecken umgeben sind. Felder liegen um diese armseligen Wohnungen umher und warten auf den Thau und periodischen Regen. Man gräbt auch Brunnen da, die oft 300 Fuß tief und nur 3 F. weit sind. Sie werden ausgemauert; das Wasser, welches man aus ihnen bekommt, ist salzig, ungesund und nicht reichlich. Die Luftspiegelung zeigt sich sehr häufig.

Nach N. zu kommt man in ein thoniges und hartes Land, das unter den Hufen der Pferde klingt, ganz ohne Vegetation ist und, ein kleines Fort an einem Teiche abgerechnet, weder Bewohner noch Wasser hat; indeß geht eine besuchte Caravanenstraße hindurch. Endlich hört die Wüste ganz auf und man erblickt wieder ein gut bewässertes und bebauetes Land.

In O. geht die Wüste unmerklich in die Provinz Delhi über; in W. verlängert sie sich über Rasputana hinaus. Man sieht, daß sie Fortschritte macht, und doch ist sie den Einflüssen der periodischen Regen ausgesetzt, welche alle Jahre eine wahre Sündflut von Wasser herabgießen. Flüsse bewässern sie nur in dem südlichen Theile, wo es selbst in den gebirgigen Bezirken Bäume giebt, welche die Bewohner vor der Sonnenglut schützen.

Der Boden in der ganzen Provinz ist salzig; man sieht viele Quellen und Teiche mit Salzwasser, der Salpeter erzeugt sich fast überall von selbst; das Wasser einer großen Anzahl von Brunnen ist mehr oder weniger salzhaltig. Trotz dem bemerkt man, daß in den gewöhnlichen Jahren der Preis des Getreides in Adschemir nicht mehr schwankt als in Bengalen, das wegen seiner Fruchtbarkeit mit Recht so berühmt ist.

Die Bewohner sind Dschats und Rasputen, die erstern klein, schwarz und sehr häßlich; die letztern groß, schön, stolz und hochmüthig. Sie sind die Herren des Landes, welches in mehrere kleine Staaten zerfällt. Adschemir ist dem mogolischen Reiche nie ganz unterworfen worden, obgleich ein Theil mit ihm vereinigt war und ihm Tribut zahlte; es brachen aber fortwährend Aufstände aus. Nach dem Sturze dieses Staates hörten die Fürsten von Adschemir, die nun vollständig wieder unabhängig waren, nicht auf, einander zu bekriegen. Als die Mahratten aber diese Zwistigkeiten benutzten, um sich eines Theiles des Landes zu bemächtigen, begaben sich diese kleinen Potentaten unter den Schutz Großbritaniens. Jeder residirt in der Hauptstadt seines Fürstenthumes. Die Constitution aller dieser Staaten erinnert an das Socialsystem des Mittelalters; jeder Bezirk, jede Stadt und selbst jedes Dorf wird von einem Vorsteher verwaltet, der den Titel dhakur (Herr) führt und häufig die Befehle dessen nicht achtet, der sich den Souverain nennt. „Ihre Sitten," sagt Jacquemont, „gleichen ungemein den ritterlichen Sitten des feudalen Frankreichs."

Gegenwärtig bilden diese Staaten einen Bund und leben in Frieden. Die vorzüglichsten Städte sind Bicanir, Dschesselmir, Dscheypur, Dschudpur und Odeypur. Die Engländer besitzen Adschemir und sein Gebiet; sie halten da eine ziemlich starke Garnison, um das Land vor Feinden zu schützen und die Radsputen zu hindern, sich zu empören oder einander zu bekriegen.

Heber und Jacquemont sahen den östlichen Theil von Rasputana.

Heber kam von Agra; er durchreiste anfangs die Staaten des Radschah von Bertpur, von dem er viel Gutes hörte und der ihn durch seinen Minister becomplimentiren ließ. „Das Land," sagt er, „obgleich waldleer, hat mehr einzelne Bäume, als ich seit mehrern Tagen bemerkt habe, und obgleich der Boden sandig ist, ist es doch eines der am besten bebauten und grünsten, die ich in Indien gesehen habe; das Wasser aus Brunnen wird auf die Felder geleitet. Alles zeugte von Wohlstand und Sicherheit; die Bevölkerung schien nicht bedeutend zu seyn, aber die wenigen Dörfer, durch welche ich kam, befanden sich in besserm Zustande als die im Gebiete der Compagnie." Der Prälat blieb dann in Farsa, einem Dorfe an einem Sandsteinhügel, unter welchem sich eine sandige Höhlung hinzieht. „In der Regenzeit ist dies, sagt man mir, ein ansehnlicher Fluß. In dem Dorfe giebt es ein Fort, das dem Radschah gehört; jetzt ist es leer und zerfallen, die Bauart zeugt aber von gutem Geschmacke und der Hof umher ist mit einer Reihe steinerner Portiken geschmückt.

„Abends wanderten wir in den nächsten Feldern umher, die fast alle mit herrlicher noch grüner Weizenernte bedeckt waren. Der Boden ist reiner Sand, aber unter der indischen Sonne wird selbst der Sand durch Bewässerung fruchtbar. Die Bewohner dieses Landes sind von dieser Wahrheit so durchdrungen, daß wir sie, obgleich es vor kurzem erst geregnet hatte, überall mit ihren Stieren an den Rädern ihrer Brunnen sehr beschäftigt sahen, um das Wasser in die Bewässerungsgräben zu

heben. Diese ermüdende Arbeit muß auch kostspielig seyn, aber sie werden durch das gute Aussehen der Felder für ihre Mühe und Kosten belohnt. Ich bemerkte, daß die Leute, welche die Bewässerungsgräben (guts) füllten, ihre Lanzen neben sich in die Erde gestoßen hatten. Ich fragte, ob dies eine nothwendige Vorsorge sey, und man antwortete mir, man erfreue sich jetzt des Friedens und fürchte nichts, aber die Sitte sey in den unruhigen Zeiten angefangen worden und man thue wohl, wenn man sie beibehalte, damit jene Zeiten nicht zurückkehrten. Natürlich sind alle Reisenden bewaffnet, die Landleute haben aber im Allgemeinen kein so kriegerisches Aussehen, wie die von Oude. Ich hatte von den Bewohnern dieses Landes ganz anders sprechen hören, aber zehn Jahre des Friedens reichten hin, in ihren Gewohnheiten und Gefühlen eine so ansehnliche Veränderung hervorbringen.

„Ich sah viele Pfauen und jene in diesen Ländern gewöhnlichen grünlichen Tauben. Alle diese Vögel waren so wenig schüchtern als das Geflügel in unsern Höfen, und ließen sich kaum stören, wann wir vorüberzogen. Sie gereichen hier dem Lande zu besonderm Schmucke.

„Die Frauen der Dschats sind, glaube ich, größer und stärker als die der Provinzen, welche ich schon durchreist habe; alle tragen rothe Mäntel aus einem Stoffe, welcher jenem der Shawls gleicht und besser aussieht als das schmuzige und grobe Baumwollenzeug, in welches die Frauen in Bengalen und Duab sich kleiden.

„Die Nähe Warhs kündigt sich durch prächtige Waldungen an; jedes bebaute Landstück ist mit Bäumen umpflanzt. Es ist eine große Stadt mit einer Lehmmauer. Als ich darum zog, um in mein Lager zu gelangen, kam ich vor Hütten der tschamars (Gerber) und anderer Hindus aus den niedern Classen vorüber, welche für unrein gehaltene Gewerbe treiben und deshalb nie in die Städte hineingelassen werden, eben so wenig als die Aussätzigen. Häufig findet man unter dieser vermischten und ausgestoßenen Bevölkerung, die meist eben so sittenlos als herabgewürdigt und unglücklich ist, viele Zigeuner.

„Morah, der Grenzort des Fürstenthums Dscheypur, hat eine große Citadelle von Erde mit sechs Bastionen, und auf einem fast 2 M. entfernten Hügel stand ein anderes noch bedeutenderes Castell. Wir befanden uns in einem Lande, wo bis in die letzte Zeit für den Landmann ein Fort so nothwendig war wie in Europa eine Scheune. Allerdings erstreckten sich die Raubzüge der Pindarries nicht oft bis an die Stelle, wo wir uns jetzt befanden, aber sie waren doch keineswegs da unbekannt. Der Ruf von Muth, den die Dschaten besitzen, hat sie zum Theil vor den Gräßlichkeiten bewahrt, denen die schwachen und uneinigen Rasputen ausgesetzt waren, und jetzt kann eine Familie, selbst in Dscheypur, in Frieden und selbst sicher vor den Mördern, den Qualen und der Gewaltthat schlafen. Der sociale Zustand ist jedoch noch immer so wenig geregelt, daß ein Mann sich hauptsächlich auf seinen Säbel verlassen muß, wenn er seinen Kopf schützen will, und daß Viehdiebstahl und dergleichen kaum für Verbrechen gelten."

Castelle bedecken die Gipfel aller Höhen dieses Landes, das Heber durchwanderte; er zählte an einem Tage nicht weniger als sieben. Der Felsen war Granit, und man erkannte ihn durch den Sand und die verwelkten Gräser hindurch. Das Land war noch dürrer und die Berge wurden steiler und höher. Dscheypur, in einer weiten Ebene gelegen, ist groß und durch hohe Mauern mit Thürmen vertheidigt; diese malerischen Festungswerke würden aber zur Vertheidigung nicht viel beitragen. Die Bäume, mit denen die Häuser der Stadt untermischt sind, und die Gärten, die sich trotz dem magern Boden um die Mauern herfinden, geben einen allerliebsten Effect. Man findet Wasser in geringer Tiefe und giebt damit in diesem Clima dem unfügsamsten Boden einen ziemlichen Grad von Fruchtbarkeit.

„Die Stadt," fügt der Reisende hinzu, „ist regelmäßig gebaut und merkwürdig, weil ein einziger Fürst, Dschaja Sing, den Plan dazu gab. Dieser Monarch ist in Indien durch seine Kenntnisse in der Astronomie berühmt. Er ließ Observatorien in Dscheypur und andern Städten bauen. Die meisten Häuser haben zwei Stockwerke, einige gar drei und vier, mit Fenstern und verzierten Balcons; sie sind von Stein und mit schönem Stuc bekleidet, welcher dem Marmor gleicht. Die zahlreichen Tempel gleichen denen von Benares. Ein schöner 200 Fuß hoher Thurm erhebt sich bei dem Palaste, der mit seinen Gärten fast den sechsten Theil des Flächenraumes der Stadt bedeckte. Er hat eine Façade von 7 Etagen, deren oberste minder breit sind als die andern, und stellt den Schweif eines Pfaues dar. Die bunten Fensterscheiben ahmen das Gefieder dieses Vogels nach. Im Innern sind die Treppen durch geneigte Flächen ersetzt, auf denen man leicht hinaufgeht. Die Zimmer sind meist düster und niedrig, aber reich verziert und gemalt. Die Stadt ist reinlich, und obgleich viele Häuser verfallen sind, zählt man doch noch 60,000 Einwohner darin."

Ganz nahe bei Dscheypur besuchte Heber Ambir, die ehemalige Hauptstadt; der Pallast ist sehr groß und enthält große und prächtige Gebäude und Tempel.

Am 7. Febr. näherte sich Heber Adschemir.

„Das Land," sagt er, „war so dürr wie vorher, aber bergiger; Gruppen von stacheligen Bäumen und Cactusgebüsch unterbrachen die Einförmigkeit. Eine bedeutende Menge von Kameelen weidete da. Meine Erwartung wurde bei dem ersten Anblicke Adschemirs getäuscht; ich glaubte eine große Stadt zu finden; sie ist zwar gut gebaut, aber von mittlerer Größe, am Abhange eines Berges gelegen. Die Häuser sind meist geweißt und die benachbarten Felsen mit dornigen Bäumen und Gebüsch bekleidet, welche die kahlen Stellen verdecken und die kleinen Moscheen und einzelnen verfallenen muselmännischen Gräber um die heilige Stadt her herausheben. Auf dem Gipfel des Berges sieht man den Taragar, eine bemerkenswerthe Feste, die fast zwei (engl) Meilen im Umfange hat, aber nach der Unregelmäßigkeit der Form und Fläche nicht mehr als 1200 Menschen fassen kann. Diese Citadelle ist jedoch in vieler Hinsicht ein trefflicher Waffenplatz; da der Felsen fast überall unzugänglich ist, wird sie in allen Jahreszeiten mittelst Cisternen reichlich mit Wasser versehen. Alle Gebäude sind bombenfest und man könnte leicht ein zweites Gibraltar daraus machen, aber die Politik der englischen Regierung in Indien will sich nicht auf die Festungen stützen und läßt alle diese Werke verfallen.

„Der Hauptreiz Adschemirs in den Augen der Muselmänner ist das Grab des Scheik Kodscha Maüddin, eines berühmten Heiligen, den man seiner Wunder wegen in ganz Indien kennt. Die Menge der Pilger, welchen wir seit drei oder vier Tagen begegneten, zeigt, daß die Verehrung dieses Heiligthums sich keineswegs vermindert hat, und in Malwa geschieht es oft, daß die Frommen, welche das Grab des Scheik besuchten, einen Stein von demselben an ihrer Wohnung aufstellen. Ein solcher Besitz giebt ihnen selbst einen Charakter von Heiligkeit und macht sie zum Gegenstande einer Pilgerfahrt.

„Die Fürsten von Delhi begünstigten Adschemir auf verschiedene Weise, besonders aber dadurch, daß sie über der Stadt den Ausgang eines großen Thales versperren ließen, in welches sie mehrere kleine Flüsse leiteten. Dadurch entstand ein herrlicher Süßwassersee von 4, und in der Regenzeit von 6 Meilen im Umfange. Er reicht hin, in der letztern Zeit Fruchtbarkeit in dem ganzen Umkreise zu verbreiten; übrigens liefert er treffliches Wasser, ist reich an Fischen und man könnte darauf fahren, wenn es Böte da gäbe.

„Der Weg bis nach Nessirabad, das 14 Meilen weit davon liegt, führt über eine sandige, steinige Ebene, die an jeder Seite von Bergen begrenzt ist, welche malerisch seyn würden, wäre der Vordergrund des Gemäldes minder traurig und dürr. Die Hügel werden höher; die kleinen Thäler und steinigten Ebenen, welche ihre Ketten trennen, sind von den Mhairs bewohnt, einem dem Namen nach muselmännischem Volke, das aber eigentlich gar keine Religion achtet und Räuberei treibt. Unsere Truppen haben viel Mühe gehabt, sie zu unterwerfen. Als sie die Ueberzeugung hatten, man werde sie gegen ihre Nachbarn im Niederlande schü-

gen und ihre Ländereien sollten abgabenfrei seyn, ergaben sie sich. Man hat zu ihrer grossen Zufriedenheit unter ihnen ein Corps leichter Truppen ausgehoben, welche sich tapfer und treu zeigten. Man vermuthet, daß diese Mhairs derselben Race angehören wie die Bhils, die ebenfalls Bergbewohner sind."

Jacquemont sagt, Adschemir sey die schönste Stadt, welche er jemals in den Ebenen gesehen. Er machte von da aus einen Ausflug nach Beaür, der Hauptstadt von Mhairvarra, einem Gebirgslande, dessen Bewohner seit Jahrhunderten nichts als Räuberei in den anliegenden Ebenen von Marwar und Mewar trieben und seit zehn Jahren wunderbarer Weise zur Ordnung und Freiheit gebracht worden sind, welche letztere aber nur die Männer geniessen. Der Mann kauft seine Frau; der Vater verkauft seine Tochter wie der Sohn seine Mutter. Es ist eine Schande für die Frauen, gar nicht oder schlecht verkauft zu werden.

„Ich sah," sagt er weiter, „ein Volk von Dieben und Mördern, das jetzt in eine fleißige und friedliche Nation von Hirten und Landbauern verwandelt ist. Kein Rasputenfürst, kein mogolischer Kaiser hatte sie zu unterwerfen vermocht; vor vierzehn Jahren war für sie noch alles zu thun, und seit sechs oder sieben Jahren ist es gethan worden. Ein einziger Mann bewirkte dieses staunenswerthe Wunder von Civilisation, der Major Henry Hall. Er vollendete diesen bewundernswürdigen socialen Versuch, ohne daß es ein Menschenleben kostete. Er versicherte sich der Gefährlichsten, schloß sie ein oder ließ sie gefesselt an den Straßen arbeiten. Diejenigen, welche lange von ihrem Schwerte gelebt hatten, ohne nutzlose Grausamkeiten zu begehen, machte er zu Soldaten; sie wurden als solche die Hüter ihrer sonstigen Genossen und oftmals ihrer frühern Führer; die übrigen Einwohner unterwarfen sich, den Boden zu bebauen. Der Mord der neugeborenen Mädchen war bei den Mhairs allgemein üblich wie in ganz Rasputana. Jetzt sind die Sterbefälle nicht minder zahlreich unter den Knaben, — ein Beweis, daß jener barbarische Gebrauch abgeschafft ist. Dennoch ist kaum ein Mensch deshalb gestraft worden. Statt die Schuldigen streng zu behandeln, bemühte sich der Major Hall, die Ursache des Verbrechens wegzuschaffen; er machte es für die Thäter nutzlos und selbst schädlich und es kam nicht mehr vor.

Kapitel LV.

Hindostan. — Malwa. — Die Staaten Holkars und Scindias. — Die den Engländern unterworfenen Seiks.

Im Süden von Adschemir und im Westen von Gudscherat breitet sich die ehemalige Provinz Malwa aus, deren Namen in Sanscrit Bergland bedeutet. Dieses Land ist jetzt zwischen Holkar und Scindia, Mahrattenfürsten, welche den größten Theil davon besitzen, unter die Rasputen, die einige Bezirke in NW. inne haben, dem Radschah von Bopal, den Fürstenthümern Bendelkend und den Engländern getheilt, welche die östlichen Gebiete davon behalten haben.

Malwa bildet eine Hochebene, deren mittlere Höhe 334 Toisen beträgt, und die in O. und W. von den Windiah-Bergen durchzogen wird, welche die Wasserscheide zwischen den Gewässern bilden, welche in den Meerbusen von Bengalen und in das Meer von Oman fallen. Die Berge schließen sich in O. denen von Gandwana an und senden nach N. einen Kamm aus, der die Beiflüsse der Dschumna von den Flüssen trennt, welche sich in die Meerbusen von Cambay und Cutsch ergießen. Die Höhe des höchsten Piks, auf der Seite von Mandu, beträgt 438 Toisen.

Die Temperatur ist meist gemäßigt und das Clima gesund; Juni, Juli, August und September sind die Regenmonate; in der warmen Zeit sind die glühenden Nord- und Westwinde im Verhältnisse mild und nicht von langer Dauer. Das Land ist durch seine Fruchtbarkeit berühmt, und das Opium, das man da sammelt, ist das gesuchteste im Handel. Der Tabak von Bhilsa gilt für den besten in Indien.

Die Hauptflüsse sind der Tschembul, der große und der kleine Cali Sindi, der Perbatty, welcher die Dschumna vergrößert, der Nerbudda und der Mahy, welche in den Meerbusen von Cambay fließen. Nur der Nerbudda ist schiffbar; aber in der Regenzeit treten alle über die Ufer. Die Quellen des Tschembul und Mahy finden sich in dem Windiahgebirge nahe an einander.

Besonders in den Gebirgen an dem Nerbudda leben die Bhils, Leute von kleiner Gestalt, aber von entschlossenem Charakter. „Dieses Volk treibt nach dem Zeugnisse Jacquemonts den Raub von Profession. Ihre mahrattischen Fürsten vermochten sie nicht zu regieren; aber ungefähr seit 1820 unternahmen es die Engländer, ihr Land zu verwalten, indem sie das Einkommen dem Mahrattenfürsten überließen, und bereits haben sie eine unermeßliche und heilsame Veränderung in den Sitten dieser Wilden hervorgebracht."

Das Fürstenthum Bopal, in S. von Malwa gelegen, ist ein sehr gebirgiges Land, wo mehrere bedeutende Flüsse entspringen und wo die Pindarries lebten, die sich seitdem in der übrigen Provinz verbreiteten. Es war eine Bande von Räubern von allen Sekten, die sich durch entlassene oder entlaufene Soldaten, Abenteurer, Unzufriedene, entronnene Verbrecher 2c. verstärkten und überall verwüsteten. Sie wurden so mächtig, daß sie die Mahratten wirksam unterstützen konnten. Sie kämpften mit ihnen 1761 zu Pannipat in den Ebenen des Duab. Den Engländern ist es endlich gelungen, ihren Räubereien ein Ende zu machen.

Das Bendelkend erstreckt sich zum Theil in die ehemalige Provinz Allahabad, zum Theil nach Malwa hinein. Es wird von den Windiah- und Kimur-Bergen durchzogen, die etagenartig sich heben und eine Hochebene tragen. Die Höhe der Gipfellinie der untern Kette gleicht jener des Plateaus von Malwa; darüber trifft man die Gats von Pannah; dann gelangt man zu den Bendair-Bergen.

Die Hauptflüsse sind hier der Ken, der Desan und der Betwa; die Hand der Menschen baute hier unermeßliche Behälter, welche man Seen nennt. Die Bäume sind nicht sehr zahlreich; man bearbeitet Eisenminen und auf dem Plateau bei Pannah seit langer Zeit Diamantengruben. Sie sind das Eigenthum des Fürsten von Pannah und der britischen Regierung. Sonst waren sie sehr ergiebig, jetzt sind sie es viel weniger, doch findet man noch schöne Steine da.

Indore, in einer weiten Ebene, 75 Stunden nordöstlich von Surate und 2000 Fuß hoch gelegen, ist die Hauptstadt des Staates Holkars, der aus drei von einander getrennten Theilen besteht. Ihre Gesammtfläche beträgt 2700 Q.Stunden und die Einwohnerzahl 1 Mill. 200,000. Die Einnahmen der Fürsten belaufen sich auf etwa 6 Mill. Frcs.

Da die alte Stadt Indore in dem Kriege zwischen Scindia und Holkar 1827 durch Feuer zerstört wurde, so ist die neue fast ganz modern und seit 1828 hat sie sich so schnell vergrößert, daß die Einwohnerzahl in wenigen Jahren auf 90,000 stieg. Es war ein in Indien ganz neues Schauspiel, ganze Straßen von neuen Häusern entstehen zu sehen. Indeß ist es doch eine häßliche und schlecht gebaute Stadt; mit Ausnahme einiger Gebäude in den Vorstädten sieht man nichts Bemerkenswerthes.

Mandu, 14 Stunden in SW. von Indore, war anfänglich die Hauptstadt eines Hindu-Fürstenthumes und später die der Khilligis, der muselmännischen Souveraine von Malwa. Unter ihrer Regierung wurde sie sehr blühend; sie hatte mit ihren Vorstädten und Gärten über 7 St. im Umfange und hieß Schadiabad. Jetzt zeigt sie einen weiten mit Ruinen bedeckten Raum; als der englische Reisende Roe sie 1615 besuchte, hatte sie bereits viel von ihrem alten Glanze verloren.

Man findet noch die Ueberreste der Mauern und bewundert den Palast Baz Badadur auf einer Anhöhe, den Dschehang-ka-Mahad, auf einer Art Isthmus zwischen zwei großen Wasserbehältern, und endlich die größere Moschee, die schönste und größte in Hindostan. Länger als ein Jahrhundert vor der Besetzung Malwas durch die britischen Truppen scheint

Mandu den Tigern und den Banden der Bhils überlassen worden zu seyn, welche da ihre Schlupfwinkel hatten und ihren Raub verbargen. Sie sind jetzt daraus vertrieben, aber bis 1820 bestanden die dauernden Einwohner nur noch aus einigen Hindu-Büßenden.

Jacquemont ging von Indore nach Mandu: „Unermeßliche, wenig bekannte Ruinen," sagt er, „am Rande des Plateau, das von den Windiah-Bergen getragen wird. Die Hitze war drückend geworden. Von da begab ich mich nach Meysur an den Ufern des Nerbudda hinab und vor drei Tagen kam ich in Mundlesir an. Obgleich dies einer der wärmsten Orte in Indien ist, erholte ich mich doch da. Dieses Land, dessen geologische Structur ganz eigenthümlich ist, hat auch eine eigene Bildung und unterscheidet sich gänzlich von allen Ländern Indiens, die ich gesehen habe. Der Nerbudda hat einen originellen Schönheitscharakter, den kein anderer Fluß gewährt."

Mundlesir ist nur eine kleine Stadt, aber ihre Lage an der Militairstraße aus dem nördlichen Hindostan nach dem Dekkan hat die Engländer bestimmt, hier eine Militairstation anzulegen. Auf einem Hügel, eine Meile in N., sieht man mehrere Gruppen von Basaltsäulen, welche sich 4 bis 5 Fuß über die Bodenfläche erheben.

Udschein, 12 Stunden in N. von Indore, und am rechten Ufer des Sypra, ist die Hauptstadt des Staates Scindias. Die neue Stadt liegt ungefähr eine Meile von der alten, welche einen weiten von Trümmern bedeckten Raum zeigt. Unter ihren alten Palästen bemerkt man die angebliche Höhle des Radschah Bhyrtey. Dies ist ein großes Gebäude von Backsteinen, umgeben von ungeheuern Bauwerken über dem wirklichen Niveau, die mit Säulen und Bildhauerarbeiten geschmückt sind. Nach einer Volkssage führt ein unterirdischer Gang von diesem Gebäude auf der einen Seite nach Hudwar und auf der andern nach Benares. Alle Reisende sprechen mit einer Art Entzücken von dem Kalybeh oder Wasserpalaste, der auf einer Insel steht. Er zeichnet sich durch seine seltsame Bauart, durch seine Größe und die Festigkeit seiner Wasserkünste aus, welche das Wasser unter tausend Gestalten springen lassen und in den heißesten Zeiten Kühlung geben.

Die neue Stadt, eine der am besten gebauten in Indien, hat schöne Tempel und prachtvolle Paläste; einige dieser Gebäude sind mit Sculpturen geschmückt, deren feine Arbeit von den Europäern gerühmt worden ist. Udschein ist in diesen Ländern durch seine Schulen und seine Sternwarte berühmt; die Hindu-Geographen rechnen von hier ihren ersten Meridian. Auch gilt die Stadt für heilig. Die Einwohnerzahl wird auf beinahe 100,000 Seelen geschätzt. Der Handel mit Bengalen ist sehr lebhaft.

Gwalior, 90 Stunden in NNO. van Udschein und 24 St. in S. von Agra ist die Residenz Scindias. Sie liegt an der Ostseite eines von dem Sunrica bespülten Hügels inmitten einer weiten Ebene, die von fast ganz kahlen Schieferhügeln umgeben ist. Man zählt da 80,000 Einw.

Auf dem Gipfel des Hügels, 305 Fuß über der Ebene, findet sich die Citadelle, welche lange für uneinnehmbar galt und zur Zeit der mogolischen Kaiser als Staatsgefängniß diente. Man gelangt dahin nur auf einer in den Felsen gehauenen und von Bastionen vertheidigten Treppe. Sie enthält große natürliche Cisternen, die immer treffliches Wasser haben und Feld für die Garnison. Die Stadt selbst und der ganze Umfang des Hügels sind mit einer Mauer umgeben. (Taf. 37. Abbild.)

Der Staat Scindias erstreckt sich in die Provinzen Malwa, Agra und Kandeisch hinein. Der Flächengehalt beträgt 5200 Q.Stunden und die Einwohnerzahl 4 Millionen Seelen. Die Einkünfte schätzt man auf 25 Mill. Frcs. Die Armee ist 20,000 Mann stark. Scindia und Holkar sind gegenwärtig die mächtigsten der Mahrattenfürsten; ihre sonst größern Besitzungen wurden von den Engländern zerstückelt. Die Mahratten, das Volk von Malwa und den umliegenden Provinzen, fingen um 1660 an, eine Rolle zu spielen, unter der Führung ihres Fürsten Sevagi, den die mogolischen Kaiser nicht überwältigen konnten. Unter seinen Nachfolgern wurde sein Reich zertheilt. Die Mahratten nahmen jedoch an allen Kriegen Theil und waren Herren des Sitzes des mogolischen Reiches bis die Engländer sie vertrieben.

Ein Gebiet von 900 Q.St., das vorher zur Provinz Delhi gehörte, ist von der britischen Regierung den Seiks überlassen worden, deren Fürsten ihnen zinsbar sind. Die vorzüglichsten Städte dieses Gebiets sind Pattialah an einem Beiflusse des Gagor; Sirhind, sonst blühend, jetzt in Trümmern; Lodianah, an einem Arme des Setledsch in einer sandigen, im Sommer heißen Winden ausgesetzten Ebene, wo aber im Winter die Kälte ziemlich stark ist. Die britischen Truppen haben hier einen Posten.

Der Fluß, den wir eben genannt haben, bildet hier die Grenze der Besitzungen der englischen Compagnie in Ostindien, welche der Verwaltung nach in vier Präsidentschaften getheilt sind, nämlich Calcutta, Allahabad, Madras und Bombay. Der Generalgouverneur residirt in Calcutta. Das Einkommen der Compagnie beläuft sich auf ungefähr 138 Mill. Thaler. Die Bevölkerung der Länder, über die sie unmittelbar herrscht, beträgt 80 Millionen, und die der von ihr abhängigen Staaten 60 Mill. Seelen. Sie unterhält eine Armee von 210,000 M., von denen nur 20,000 Europäer, die übrigen eingeborenen Soldaten sind, welche bekanntlich Seapoys heißen.

Kapitel LVI.

Das Königreich Lahore. — Die Seiks. — Caschemir.

„Fast der ganze Weg von Agra nach Delhi und von Delhi nach Lahore," sagt Tavernier, „gleicht einer ununterbrochenen mit schönen Bäumen bepflanzten Allee, was sehr gut aussieht; aber an einigen Stellen läßt man sie eingehen und ersetzt sie nicht durch andere."

Wenn die Unterhaltung dieser schönen Straße zur Zeit des Glanzes des mogolischen Reiches so vernachlässigt wurde, so mußte es wohl noch vielmehr in den unglücklichen Zeiten geschehen, welche dem Sturze dieses Staates vorausgingen und ihm folgten. Die Bäume sind verschwunden; nur an den Dörfern sieht man noch einige. „In den angebauten Bezirken," sagt Alexander Burnes, der im December 1831 von Lodianah nach Lahore reiste, „gleicht das Land einer unermeßlichen Ebene; man bemerkt nicht einmal Gebüsch, und einige Weizenfelder haben eine Ausdehnung von mehrern (engl.) Meilen ohne eine einzige Hecke. Man bewässert das Land nicht, obgleich man Wasser schon 25 Fuß unter der Oberfläche findet. Das Brennholz ist hier so selten, daß man es überall durch Kuhmist ersetzt, den man trocknet und auf Haufen schüttet. Das Feuer, das man davon erhält, ist so stark, daß man anderes Brennmaterial nicht vermißt. Das Land jenseits des Streifens, der den Setledsch begrenzt, ist unter dem Namen Malua bekannt; es bringt verschiedene Getreidearten hervor, die nach dem Pendschab verschickt werden."

Dieser Name, Pendschab, welcher Land der fünf Gewässer bedeutet, rührt von fünf Flüssen her. Diese sind, von O. nach W. zu, der Setledsch (Hysudrus), der Beyah (Hyphasis), der Rawi (Hydraotes), der Tschenab (Acesines) und der Dschalem (Hydaspes). Ihre alten aus dem Griechischen abgeleiteten Namen zeigen, daß sie im Alterthume bekannt waren. Sie vereinigen ihre Gewässer: der von dem Setledsch vergrößerte Beyah nimmt den Namen Gorra an und vereinigt sich mit dem Tschenab, der zur Rechten den Dschalem und dann zur Linken den Rawi aufgenommen hat. Nun heißen sie Pendschab und fallen in den Indus.

An den Ufern des Hyphasis (Gorra) sah sich Alexander der Große durch das Murren seines Heeres genöthigt, seinen Marsch einzustellen. Er errichtete hier zwölf Altäre von colossaler Größe, um das Ende seines Zuges zu bezeichnen. Burnes suchte vergebens, Spuren davon aufzufinden.

Das Pendschab bildet den größten Theil der Staaten Rundschit Sing, Maharadschahs (Königs) der Seiks. In NO. liegt Kuhistan

(Bergland), das an Caschemir grenzt; in S. stößt es an Multan. Alle diese Länder zusammen haben einen Flächenraum von 15 Mill. Q.St. und eine Bevölkerung von 8 Mill. Seelen. Das Einkommen schätzt man auf 70 Mill. Frcs. Rundschit Sing hat eine Armee von 70,000 M. auf den Beinen, die zum Theil auf europäische Weise organisirt ist. Diese Organisation geschah durch französische Officiere, Allard (der 1836 in Paris war), Court und Ventura. Der Maharadscha ist mit Recht stolz darauf und kann allen seinen Nachbarn trotzen. Nur die Engländer würde er zu fürchten haben, aber sie leben mit ihm in dem besten Vernehmen. Seine Residenz ist Lahore.

Die Seiks sind ein Volk in NW. von Hindostan; ihr Vaterland ist das Duab zwischen dem Rawi und dem Setledsch; ihr Name bedeutet Schüler und sie führen ihn erst seit dem 16. Jahrh., als sie die von Baba Nanek in dem Brahmanismus eingeführte Reformation annahmen. Sie verwerfen durchaus den Bilderdienst und die zahlreichen Verrichtungen, welche diese Religion auszeichnen. Die Ceremonien ihres Cultus beschränken sich auf das Hersagen von Gebeten und auf das Absingen von Liedern in den Tempeln, wo man nichts als das Gesetzbuch sieht.

Anfangs bildeten die Seik nur eine Religionsgesellschaft, welche verfolgt wurde. Einer ihrer Vorsteher wußte jedoch die weltliche Macht mit der geistlichen zu verbinden; er fing an Krieg zu führen und war glücklich; ihre Zahl vermehrte sich; sie bildeten sich zu Truppencorps und benutzten unter geschickten Führern die Unruhen, welche dem Tode Aurengzebs folgten, um sich zu Herren des Pendschabs zu machen. Bis zum Anfange des 19. Jahrh. machten sie eine Verbindung aus. Rundschit Sing aber gelang es durch List und Ueberredung, die andern Führer unter sich zu bringen, und jetzt ist er der unbeschränkte König aller Seiks. Burnes und Jacquemont rühmen gleichmäßig seine Tapferkeit und Menschlichkeit; er gelangte nicht durch Ermordung seiner Nebenbuhler zur höchsten Gewalt, und er hat nie einen Verbrecher mit dem Tode bestrafen lassen. Die Schuldigen werden verstümmelt. Wenn es den Seiks gelang, die Afghanen zu besiegen, einen Theil von deren Gebiete jenseits dem Indus zu besitzen und Caschemir zu erobern, so verdanken sie dies den militairischen Talenten Rundschit Sings.

Dieser Fürst hat jene beiden Reisenden mit Geschenken und Freundschaftsbeweisen überhäuft. Er ist kein Feind der Heiterkeit und er kann selbst für sehr jovial gelten. „Eines Tages," erzählt Jacquemont, „in freiem Felde, auf einem schönen persischen Teppiche, auf welchem wir kauerten, umgeben von einigen Tausenden von Soldaten, ließ er fünf junge Mädchen aus seinem Harem bringen, befahl ihnen, sich vor mir niederzusetzen und verlangte lachend meine Meinung über dieselben. Ich sagte ihm aufrichtig nur, ich fände sie sehr hübsch, was kaum der zehnte Theil von dem Guten war, das ich von ihnen dachte. Er ließ sie mezza voce ein kleines Seik-Lied singen, das ich ihrer hübschen Gesichter wegen recht niedlich fand. Er erzählte mir dann, er habe ein ganzes Regiment solcher Mädchen, die er des Spaßes wegen bisweilen reiten lasse, und er versprach mir, sie vor mir zur Revue vorüberzuführen."

„Eines Abends," erzählt Burnes, „gab er uns eine Privataudienz; wir sahen ihn ganz gemächlich, denn er hatte alle Leute abtreten lassen. Er saß bei unserer Ankunft in einem Sessel, umgeben von etwa funfzig Tänzerinnen, die alle gleichförmig Männerkleidung trugen. Meist waren es Caschemirerinnen oder aus den benachbarten Gebirgen und alle sehr hübsch; ihr Anzug von hellfarbiger Seide stand ihnen allerliebst; Köcher und Pfeil in der Hand vervollständigten die Tracht. „Das ist," sagte Rundschit Sing, „eines meiner peltans (Regimenter); sie sagen mir aber, es sey eines, das ich nicht discipliniren könne;" eine Bemerkung, die uns gefiel und den Schönen viel Vergnügen machte."

Lahore liegt am linken Ufer des Rawi; schon zur Zeit Berniers, 1664, war die Stadt sehr verfallen; die Häuser, welche höher sind als die in Delhi und Agra, fielen meist in Trümmer, weil seit 20 Jahren der Hof sich fast immer in jenen beiden Hauptstädten befand. „Die alte Stadt Lahore," sagt Burnes, „hatte von O. nach W. eine Ausdehnung von 5 Meilen und eine mittlere Breite von 3 M. Die Moscheen und Grabmäler, die fester gebaut waren als die Häuser, stehen noch mitten auf bestellten Feldern und gleichen Caravanserais. Die neue Stadt nimmt den Westwinkel der alten ein."

Die früher gegebene Beschreibung von Delhi paßt auch auf Lahore; die Bazare zeigen hier keinen besondern Reichthum. Am rechten Ufer des Rawi erregt der Schahdara oder das Mausoleum des Kaisers Schah Dschehan, ein Werk in reinem Style von schwarzem und rothem Marmor, noch immer die Bewunderung; Burnes spricht aber die Besorgniß aus, das schöne Gebäude werde bald durch das Austreten des Flusses zerstört werden.

Amritsir, 16 Stunden östlich von Lahore, ist die heilige Stadt der Seiks und die Hauptstadt ihres Landes. Das dazwischen liegende Land, Mandscha genannt, ist sehr gut angebaut; der Nahr oder große Canal, den einer der mogolischen Kaiser anlegen ließ, führt vom Rawi das Wasser 80 Meilen weit, durch Amritsir und parallel der Straße von Lahore. Er ist nicht sehr tief und seine Breite übersteigt nicht 8 Fuß, doch fahren kleine Böte darauf. Amritsir ist der große Stapelplatz des Shawlhandels, des Verkehrs mit Safran und den Waaren aus dem Pendschab, aus Hindostan und Afghanistan.

„Am Abend," sagt Burnes, „führte uns einer der Vornehmsten der Stadt in den Nationaltempel: er steht in Mitte eines Sees, und ist ein schönes mit brunirtem Golde bedecktes Gebäude. Nachdem wir rund um dasselbe herumgegangen waren, traten wir ein und brachten eine Opfergabe dem Grint Sahib, oder heiligen Buche, das offen vor einem Priester lag, der es mit dem Schweife einer tibetanischen Kuh fächelte, um Unreinheit abzuhalten und sein Ansehen zu erhöhen. Als wir saßen, stand ein Seik auf und sprach zu der versammelten Menge; er rief Guru Govind Sing an, und jeder faltete die Hände; dann fuhr er fort und sagte: alles, was die Seiks auf Erden genössen, sey ein Geschenk Guru's; die jetzt anwesenden Fremdlinge seyen aus großer Ferne gekommen, hätten Geschenke des Königs von England gebracht, um die Freundschaft zu befestigen, und erschienen jetzt in diesem Tempel mit einer Opfergabe von 250 Rupien. Das Geld wurde sodann auf das Grinth gelegt, und ein allgemeiner Ruf: Wagurudschi ka fatih! schloß das Gebet. Wir wurden hierauf in Kaschmirshawls gekleidet, und ehe wir uns entfernten, bat ich den Sprecher, unsern Wunsch zu erklären, daß die Freundschaft mit der Nation der Seiks fortdauern möchte, was einen zweiten Ruf: Wagurudschi ka fatih! Kalsadschi ka fatih! (Möge die Religion der Seiks gedeihen!) zur Folge hatte.

„Von dem großen Tempel wurden wir nach dem Acali Bunga, oder Haus der Unsterblichen, geführt und machten hier ein gleiches Geschenk, eintreten aber durften wir nicht, denn die Nihangs sind eine bösartige Sekte von Fanatikern, denen nicht zu trauen ist. Für die Opfergabe schickte uns der Priester etwas Zucker. Die Akalis haben Turbane von blauem Tuche, die spitzig zulaufen; auf denselben tragen sie mehrere runde Stücke von Eisen, eine Waffe, die man wie die Peilkesteine gebraucht. Diese Fanatiker belästigen die übrigen Mitglieder der Gesellschaft fortwährend durch Schimpf und Hohn, selbst durch Gewaltthat, denn selten vergeht eine Woche, wo nicht Jemand durch sie das Leben einbüßt; aber Rundschit unterdrückt ihre Excesse mit Entschlossenheit, obgleich sie einen Theil der Geistlichkeit einer Religion bilden, deren Gebräuche er selbst streng beobachtet. Einige der Gewaltthätigsten hat er seinen Truppen einverleibt und andere verbannt. Unser Führer Disa Sing Madschitia, Vater unseres Mihmandars, ein Seik aus der Zeit des Bundesstaats und ein gütiger alter Mann, war sehr um unsere Sicherheit besorgt, und führte uns an der Hand, die er kräftig faßte, durch die versammelte Menge.

„Von dem Tempel aus machten wir die Runde um Amritsir, welches eine größere Stadt als Lahore und das große Emporium des Handels zwischen Indien und Kabul ist. Die Kaufleute sind meistens Hindus, an deren Thüren man die großen Blöcke rothen Steinsalzes mit Verwunde-

rung betrachtet, bis man erfährt, daß sie für die geheiligten Stadtkühe sind, welche gern daran lecken. Auf unserm Wege nach Hause besuchten wir den Rambagh, den Lieblingsaufenthalt des Maharadscha, wenn er zu Amritsir ist. Seine Leidenschaft für militärische Arbeiten zeigt sich auch hier, denn er hat diesen Lustgarten mit einem hohen Erdwall umgeben, welchen er jetzt noch mit einem Graben verstärkt."

„Die Bewohner des Pendschab sind kräftige, große und gut gewachsene Menschen. Der echte Seik oder Khalsa kennt keine andere Beschäftigung als den Krieg oder den Ackerbau, und liebt den einen noch mehr als den andern."

„Die Bewohner des Penschab gefallen mir sehr," sagt Jacquemont; „sie besitzen eine Einfachheit und offene Ehrlichkeit, die ein Europäer nach einem Aufenthalte von zwei Jahren in Indien am besten zu würdigen weiß. Ihr Fanatismus ist erloschen und ihre Toleranz so groß, daß der Großvezir Rundschits Muselmann ist und die beiden Brüder desselben, ebenfalls Muselmänner, die Gunst des Seik-Königs mit ihm theilen."

Die Kriegslust der Seiks veranlaßt sie, wenn ihr Vaterland Frieden hat, ihre Dienste andern Fürsten anzubieten. Heber begegnete einem in den Ebenen am Fuße des Himalaya; er war auf seinem Pferde in lange Baumwollengewänder eingehüllt, mit einer langen Flinte, einem Säbel und Schilde versehen. Sein Pferd war recht schön; ein Diener mit zwei Körben voll Lebensmitteln folgte ihm. Man sagte dem Bischofe, er ziehe wahrscheinlich zu dem Radschah von Keman zu den Gorkas, oder vielleicht auch zu den Chinesen, um Beschäftigung zu suchen. (Taf. 37. Abbild.)

Bernier 1664, Jacquemont 1831 gingen von Lahore nach Caschemir; G. Forster besuchte 1783 ebenfalls dieses Land, kam aber nicht von Lahore; alle drei gelangten durch den Paß von Bember dahin. Die beiden Franzosen machten ihre Reise in der Zeit, da Caschemir einem mächtigen Fürsten gehorchte, der die Ruhe aufrecht zu erhalten verstand; als Forster dahin kam, herrschte die Anarchie und er konnte es nur verkleidet besuchen. Er reiste als Muselmann.

Bernier, der Arzt Aurengzebs, reiste mit der Armee, welche diesen Monarchen begleitete. „Endlich sind wir in Bember, am Fuße eines steilen, schwarzen, brennenden Berges angekommen und lagern in dem Bette eines ausgetrockneten Wildbaches auf Kieseln und glühendem Sande. Es ist ein wahrer Glutofen," ruft er aus. Der größte Theil des Gefolges des Kaisers blieb hier oder lagerte in den Ebenen des Pendschab; der Fürst nahm nur so wenig Leute als möglich mit sich, um das kleine Reich Caschemir durch die Elephanten und Maulthiere nicht in Hungersnoth zu stürzen.

Jacquemont reiste mit einer Escorte und vielem Gepäcke, und wurde überall von den kleinen Radschahs, den Vasallen Rundschit Sings, gut aufgenommen. Aber während er über die Gebirge ging, wollte ihn der Häuptling von Berali gefangen zurückhalten und preßte ihm 500 Rupinen ab. Es gelang Jacquemont, aus den Händen dieses Banditen zu entkommen, er rief endlich den Schutz des Mahraradschah an und sah jenen genöthigt, das Gestohlene herauszugeben.

Dieses Abenteuer veranlaßte unsern Reisenden zu folgender Bemerkung: „die Indier und Perser nennen Caschemir das irdische Paradies. Man sagt, der Weg, der zu dem himmlischen führe, sey schmal und beschwerlich; eben so ist es mit dem hiesigen in allen möglichen Hinsichten."

Am 13. Mai schrieb er von Caschemir: „endlich bin ich da, und seit mehrern Tagen ist der Paß von Prunsch, obgleich mit Schnee bedeckt, für mich nur ein Spiel."

Die Stadt Caschemir, sonst Siringnagor, hat keine Mauern. Sie ist nicht weniger als ¾ Stunde lang und ½ Stunde breit, setzt Bernier hinzu, und liegt in einer flachen Ebene, ungefähr 2 Stunden von dem Gebirge, das gleichsam einen Kreis zu bilden scheint, so wie an dem Ufer eines Süßwassersees von 4 bis 5 Stunden im Umfange, der sich aus Quellen und Bächen bildet, welche von dem Gebirge herabkommen, und der durch einen Canal abfließt in den Fluß, welcher mitten durch die Stadt geht. Die meisten Häuser sind von Holz, aber ziemlich gut gebaut und selbst zwei und drei Etagen hoch; nicht weil es keine schönen Bruchsteine hier gäbe, denn man sieht noch eine Menge alter Tempel und andere Gebäude, die daraus bestehen, sondern weil man viel Holz hat, das auf den kleinen Flüssen leicht von dem Gebirge heruntergebracht wird. Die Häuser am Flusse haben fast alle ihre Gärtchen nach dem Wasser zu, was eine freundliche Aussicht giebt, besonders im Frühjahre oder im Sommer, wenn man auf dem Flusse fährt. Die andern Häuser, die nicht am Flusse stehen, haben ebenfalls fast alle einen Garten, ja viele einen Canal, der zu dem See führt, und ein kleines Boot, um darauf zu fahren. . .

„Der See hat die Eigenthümlichkeit, daß er voll Inseln ist, die eben so viele Lustgärten sind und ganz grün aussehen wegen der Obstbäume und Weingeländer.

„Jenseits des Sees, auf den Bergen, giebt es ebenfalls in Menge Lusthäuser, und der Ort eignet sich ganz vorzüglich dazu, weil er in sehr schöner Luft, dem See, den Inseln und der Stadt gegenüber liegt und reich an Quellen und Bächen ist.

„Der schönste von allen diesen Gärten ist der des Königs, den man Schah Limar nennt. Bernier giebt eine ausführliche Beschreibung davon; es muß ein bezaubernder Aufenthalt seyn.

„Nach der Geschichte der alten Könige von Caschemir war das ganze Land sonst ein großer See, und ein gewisser Vater oder alter Heiliger, Kascheb, leitete das Wasser ab, indem er wunderbarer Weise den Berg Baramule theilte. Ich meines Theils will es nicht bestreiten, daß das ganze Land sonst von Wasser bedeckt war; man sagt es auch von Thessalien und andern Ländern; aber glauben kann ich nicht, daß jene Oeffnung das Werk eines Menschen sey, weil der Berg sehr hoch und sehr breit ist; eher will ich glauben, daß ein Erdbeben, wie sie hier vorkommen, eine unterirdische Höhle öffnete, in welche der Berg versank.

„Sey dem nun wie ihm wolle, Caschemir ist kein See mehr, sondern ein sehr schönes Land mit vielen kleinen Hügeln, hat 30 Stunden in der Länge und 10 bis 12 Stunden in der Breite, liegt am Ende von Hindostan, in N. von Lahore, und ist von den Bergen des Caucasus eingeschlossen.

„Die ersten Berge, welche es umschließen, die nämlich, welche am nächsten an der Ebene sind, haben nur mäßige Höhe, sind alle grün von Bäumen und Weideplätzen, reich an Vieh aller Art, an Wildpret und einigen andern Thieren.

„Jenseits dieser mittlern Berge erheben sich andere sehr hohe, deren Gipfel zu jeder Zeit mit Schnee bedeckt bleibt, über den Wolken und Nebeln erscheint und immer ruhig und hell ist wie der Olympus.

„Von allen diesen Bergen kommen eine Menge von Quellen und Bächen von allen Seiten herunter, die von den Einwohnern auf ihre Reisfelder geleitet werden, sich endlich vereinigen und einen sehr schönen Fluß (den Dschalem) bilden, welcher so große Böte trägt wie die Seine, sich sanft um das Land herum schlängelt, mitten durch die Hauptstadt fließt und endlich zu Baramule zwischen zwei steilen Felsen aus dem Lande tritt, um durch Abgründe zu brausen, mehrere andere kleine Flüsse aufzunehmen und sich endlich in den Indus zu ergießen.

„Alle diese Bäche, welche von den Bergen herunterkommen, machen das Land und alle diese Hügel so schön und so fruchtbar, daß man das ganze Königreich für einen großen grünen Garten mit Dörfern und Flecken halten könnte, die zwischen den Bäumen hervorsehen und zwischen kleinen Wiesen, Reis- und andern Feldern liegen, während alles dies von Wassergräben, Canälen, kleinen Seen und Flüssen durchschnitten, mit unsern europäischen Pflanzen und Blumen geschmückt und mit unsern Obstbäumen bedeckt ist. Die Gärten sind voll von Melonen, Wassermelonen, Rüben und den meisten unserer Küchenkräuter, sowie andern, die wir nicht haben."

Bernier blieb drei Monate in Caschemir und machte kleine Reisen in verschiedene Theile des Landes. Es war ihm, nachdem er den Paß

von Bember überschritten, als sey er auf einmal aus Indien nach Europa versetzt. Forster spricht ebenfalls mit Entzücken von dem reizenden Lande.

Ueber das Volk sagt Bernier: „die Caschemirer sind durch ihr schönes Blut berühmt und so gut gewachsen als unsere Europäer.. Die Frauen besonders sind hier sehr schön und von da versorgen sich deshalb die meisten Fremden, welche an den Hof des Moguls kommen. Und gewiß, wenn man auf die Schönheit derer, welche eingezogen leben, von jenen des Volkes schließen darf, die man in den Straßen ꝛc. sieht, muß man sie für sehr schön halten.."

Hören wir nun Forster: „die Caschemirer sind tapfer und gut gewachsen; da sie unter dem 34° d. Br. wohnen, können sie für eine schöne Nation gelten. Im südlichen Frankreich und in Spanien würde man ihre Frauen pikante Brunetten nennen; da ich aber mit einer hohen Meinung von ihren Reizen angekommen war, wurde ich unangenehm enttäuscht, als ich einige ihrer Tänzerinnen, die ihren Reizen und anlockenden Talenten nach berühmtesten, sah. Sie haben im Allgemeinen ein nicht gut geformtes Gesicht, grobe Züge und dicke Beine.

„Die Stadt Caschemir hatte sonst eine Menge reizender Freudenmädchen, aber die schrecklichen Contributionen der unbarmherzigen Afghanen haben die Zahl derselben sehr verringert und die noch übrigen schmachten in dem beklagenswerthesten Zustande. Die wenigen, welche ich sah, erregten in mir durch ihre Anmuth im Tanze und ihre melodische Stimme Vergnügen. Die Frauen von Caschemir sind merkwürdig fruchtbar. Trotz der Tyrannei der Regierung und der Armuth bemerkt man keine Abnahme der Bevölkerung.."

Jacquemont gesteht, daß die Männer vollkommen schön wären. Was die Frauen betrifft, so ist sein Geschmack nicht für die braunen Schönheiten. Doch traf er in Indien und im Pendschab von Zeit zu Zeit schöne Personen in ihrer Art, in Caschemir dagegen begegnete ihm nicht eine einzige dieser Ausnahmen. „Es thut mir leid, mich so sehr in Widerspruch mit den wenigen Reisenden zu finden, welche diese Länder vor mir besucht haben. Wenn sich die Sachen seit Forster, also seit funfzig Jahren, nicht schrecklich verändert haben, so muß er die Wahrheit ungemein ausgeschmückt haben, was nur einem Dichter erlaubt seyn sollte." Man kann sich nichts Schrecklicheres denken, als die alten Frauen in Caschemir.

Nach Bernier stehen die Caschemirer in dem Rufe, sehr geistreich, viel schlauer und gewandter zu seyn als die Hindus, Sinn für Poesie und Wissenschaft zu haben und sehr arbeitsam zu seyn.

Forster schildert sie als lebhaft, heiter, neugierig, vergnügungslustig und lasterhaft; Jacquemont schreibt, die Schlauheit und Betrügerei dieses Volkes sey im Oriente sprichwörtlich.

Bernier hat zuerst von dem so bemerkenswerthen Erzeugnisse ihrer Industrie gesprochen, das bei den Frauen des Abendlandes so hoch gehalten wird; er beschreibt ihre Arbeiten in Holz, die sehr zart gemacht und in ganz Indien gesucht sind, und fährt dann fort: „was aber eigenthümlich und bedeutend ist, was den Handel und das Geld in ihr Land zieht, ist die ungeheuere Menge Shawls, welche sie verfertigen und wobei sie selbst kleine Kinder beschäftigen. Diese Shawls sind gewisse Zeugstücke von anderthalber Elle Länge, einer Elle etwa Breite und an den beiden Enden mit einer Art Stickerei geschmückt, die man auf dem Webstuhle macht und die etwa einen Fuß breit ist. Die Mogolen und Hindus, Männer und Frauen, tragen sie im Winter auf dem Kopfe und lassen sie über die linke Achsel fallen gleich einem Mantel. Man hat zwei Arten davon; die einen, aus inländischer Wolle, die feiner und weicher ist als die spanische; die andern, aus einer Wolle oder vielmehr aus einem Flaum, der tuz heißt und von der Brust einer Art Ziege in Groß Tibet kommt. Diese sind im Verhältniß weit theuerer als die andern. Ich habe einige davon gesehen, welche die Omerahs besonders machen ließen und die bis 150 Rupien kosteten; andere aus der inländischen Wolle kosten höchstens 50 Rupien.

Wie Forster sagt, giebt es drei Arten Shawls, nämlich die großen und die kleinen viereckigen, deren man sich allgemein in Indien bedient, und die schmalen langen, die sehr viel Schwarz haben und von den nördlichen Asiaten als Gürtel getragen werden.

Zur Zeit Forsters wurde ein Theil der Einkünfte Caschemirs in Shawls realisirt, welche man in die Hauptstadt der Afghanen schickte; gegenwärtig schickt man sie nach Lahore.

Uebrigens sagen Jacquemont und Burnes: „ohne Zweifel hat die anfangs buddhistische, dann brahmanistische Bevölkerung Caschemirs lange Fürsten ihres Glaubens gehabt und unter denselben eine absolute politische Unabhängigkeit genossen, deren Vertheidigung die Natur durch die ungeheuern Berge so sehr erleichtert hatte, von welchen das Land auf allen Seiten umgeben ist. Von dieser langen Zeit sind nur einige dunkle Erinnerungen bei denen übrig geblieben, welche man jetzt die Gelehrten nennt, und hier und da Ruinen, welche ihrem massiven Baue und dem Style ihrer Verzierungen nach den Hinduscharakter an sich tragen. Noch giebt es auch einige Spuren alter allgemein nützlicher Arbeiten, die sich aus derselben Zeit herschreiben. Der Islamismus zerstörte nur. Die Kaiser von Delhi bauten nur Kioks und Cascaden, nie Brücken oder Canäle. Die Afghanen im letztern Jahrhunderte vertrieben die Mogolen aus diesem Lande, und die Seiks verjagten ihrer Seits die Afghanen; nach jeder neuen Eroberung folgte eine allgemeine Plünderung, in der Zeit des Friedens that die Bedrückung ihr Möglichstes gegen die Arbeit und Industrie, und demnach ist das Land jetzt so vollständig ruinirt, daß die armen Caschemirer verzweifelten und nun die trägsten Menschen geworden sind.. Einige Tausende dumme und brutale Seiks treiben, den Säbel an der Seite und die Pistolen im Gürtel, dieses so gescheidte, so zahlreiche, aber so feige Volk wie eine Heerde Schafe vor sich her."

Kapitel LVII.

Multan.

Sonst bezeichnete man mit dem Namen Multan das ganze Land zwischen der Provinz Lahore in N. und dem Oceane in S. Gegenwärtig heißt so nur ein kleiner von dem Indus, dem Gorra, dem Rawi und Tschenab bewässerter Landstrich. Vier Meilen von diesem letzten Flusse sieht man die Stadt Multan, die 1808 von Elphinstone und 1831 von Burnes besucht wurde. Sie ist von einer 40 bis 50 Fuß hohen Mauer mit Thürmen umgeben und hat auch eine Citadelle auf einer Anhöhe; man sieht daselbst mehrere schöne Grabmäler, von denen zwei mit bunten und gefirnißten Ziegeln geschmückt sind. Multan ist durch seine Fabriken in Seide und Teppichen berühmt, die den persischen nur wenig nachstehen.

Als Multan unter den Afghanen stand, befand es sich in einem beklagenswerthen Zustande; so sah es Elphinstone. Seit es dem Könige von Lahore gehorcht, hat es sich gehoben. „Rundschit Sing," sagt Burnes, „aber hat seine Bevölkerung vermehrt, das Bewässerungssystem hergestellt und erweitert, und so das Land zu einem lange nicht gekannten Grade von Wohlstand erhoben; der Boden entschädigt auch reichlich für die Arbeit, denn seine Fruchtbarkeit ist so groß, daß man den Weizen, ehe man ihn in Aehren schießen läßt, zweimal als Futter für das Vieh niedermäht, und dann giebt er noch eine reichliche Ernte, auch der Indigo und das Zuckerrohr gedeihen vortrefflich, und ein kleiner Streif Land von 5 Meilen Länge, an dem wir vorüber kamen, warf ein Einkommen von 75,000 Rupien ab. Das Gesammteinkommen beträgt jährlich etwa 10 Laks Rupien oder das Doppelte von dem, was es im Jahre 1809 ertrug. Der Tabak von Multan ist berühmt, für eine indische Provinz aber ist der Dattelbaum ein äußerst seltenes Erzeugniß; er giebt Früchte in Menge, die kaum denen von Arabien nachstehen, denn man schwächt die

Bäume nicht durch Ausziehen von Saft, wie in Nieder-Indien. Ich vermuthe, daß sie ihre Reife der großen Hitze von Multan verdanken, denn Datteln reifen selten in Indien. Die Mangos von Multan sind die besten in Ober-Indien und ihre vorzüglichen Eigenschaften scheinen ihren Grund in derselben Ursache zu haben, da der Mango außerhalb der Tropen gewöhnlich nur eine sehr mittelmäßige Frucht liefert.

„Bei Multan wird der Tschenab mit Suhraks befahren; dieses Fahrzeug ist aber einigermaßen verschieden von dem im Lande der Daudputras. Die Kuhl ist wenig mehr als einen Fuß über dem Wasser, auch sind sie viel kleiner und hissen ein Mattensegel an einem kleinen Maste auf. Da hier kein Handel betrieben wird, so sind blos Fährboote zu haben, mit Ausnahme der wenigen Schiffe, welche Salz den Dschellum herabbringen. Wir schifften uns auf einer Flotte von 10 Booten ein, eine Anzahl, die man sich auf diesem Theile des Flusses sonst nicht verschaffen kann. Diese Schiffe sind aus dem Deiar- oder Cedernholze erbaut, das aus den Gebirgen herabkommt, in welchem die Pendschab-Flüsse entspringen; wenn diese angeschwollen sind, reißen sie die Bäume mit der Wurzel aus und schwemmen sie hinab, wodurch den Bewohnern des Pendschab Holz in hinreichender Menge geliefert wird. Die Boote, welche man aus diesem Holze erbaut, werden mit Taliholz, das sich in der Nähe jedes Dorfes findet, ausgebessert, und obwohl das Land nur wenig mit Holz bewachsen ist, so könnte doch eine Armee schnell sich hinreichend mit Holz versehen, wenn man die Bäume in der Nähe des Flusses niederhiebe und sie an irgend einen bestimmten Vereinigungspunkt hinabflößte.

„Die Eingeborenen setzen ohne Boote über den Fluß, zu welchem Ende sie sich aufgeblasener Häute oder einiger Bündel Binsen bedienen, und man kann ganze Familien auf diese anscheinend so unsichere Weise übersetzen sehen. Ich war Zeuge, wie ein Mann mit seiner Frau und drei Kindern über den Strom setzte; der Vater auf einem aufgeblasenen Felle voran zog seine Frau und Kinder, worunter eines an der Mutter Brust, auf Binsen sitzend, hinten nach. Kleider und Geräthschaften wurden in einem Bündel auf dem Kopfe getragen; es giebt zwar im Flusse Alligators, doch sind sie nicht so zahlreich, daß die Eingeborenen sich dadurch von einem Experimente abschrecken ließen, das zum mindesten gesagt nicht ohne Gefahr ist.

„Das kleine Gebiet östlich von Indus zwischen den Ländern des Fürsten von Lahore und der Amirs von Sind gehört dem Bhawalkhan Daudputra. Gegen Norden mag man den Setledsch oder Gorra als Grenze annehmen, bei Bhawalpur aber läuft diese über den Fluß, westlich bis Dschellalpur und umfaßt einen Theil des Landes zwischen dem Setledsch und Indus. Das radschputische Fürstenthum Bikanir begrenzt das Land im Osten, Dschaysulmir liegt im Süden, und gegen Sind hin bleibt von beiden Seiten ein Strich von etwa vier Meilen unangebaut, um Grenzstreitigkeiten zu verhindern.

„Der größere Theile dieses Landes sind unfruchtbare Sandhügel; in der Nähe der Flüsse aber ist der Boden sehr fruchtbar, da er gleichfalls durch die jährliche Anschwellung bewässert wird. Die Städte sind in schwacher Anzahl über das Land zerstreut, am Tschenab aber liegen viele Dörfer. Bhawalpur, auf dem linken Ufer des Setledsch, hat etwa 20,000 Einwohner und ist die Handelshauptstadt, das mit Mauern versehene Ahmedpur aber, weiter im Süden und ungefähr halb so groß, ist die Residenz des Fürsten, da es näher an Derawal liegt, einem alten Fort in der Wüste und dem einzigen festen Platze im Lande. Die Geschichtsbücher von Sind erwähnen Derawals als einer Feste, die Alexanders würdig wäre; sie wurde im Jahre der Hedschra 931 von Mirza Schah Hussein eingenommen, aber der Bericht von der Belagerung zeugt mehr für die günstige Lage als für die Stärke dieser aus Backsteinen erbauten Feste.

„Der Einfluß des Fürsten von Bhawalpur ist so beschränkt, wie sein Gebiet, da seine Macht durch die Seiks gebrochen und vom gänzlichen Untergange nur durch einen Vertrag gerettet wurde, welcher Rundschit Sing verhindert, über den Setledsch zu setzen. Die Einkünfte betragen nicht über zehn Laks jährlich, Dhera Ghazi Khan ausgenommen, welches eigentlich den Seiks gehört; drei Laks davon fordert Rundschit Sing als Tribut für seine Ländereien nördlich vom Setledsch; dennoch unterhält Bhawalkhan etwa 2000 Mann regulairer Truppen mit einem Artillerietrain, um seine Feudaltruppen im Felde zu unterstützen; seine gesammte Macht würde über 20,000 M. betragen. Der jetzige Häuptling hat einen bedeutenden Schatz geerbt.

„Die Daudputras sind ein Mahomedanerstamm aus dem District Schikapur auf dem rechten Ufer des Indus, den sie in der frühern Zeit von Aurengsibs Regierung inne hatten. Sie setzten über den Strom, eroberten von den Dahrs, Mahrs und andern Sindi-Stämmen nach mancher tapfern That die Ländereien, die sie jetzt schon seit fünf Generationen inne haben. Wie der Name Daudputra zeigt, sind sie Nachkommen eines gewissen Daud oder David; ihre Häuptlinge aber behaupten, aus der heiligen Familie von Abbas, dem Oheim Mahomeds, abzustammen. Die Häuptlinge heißen Pirdschani, das gemeine Volk Khirani, und da dieses keine so heilige Abkunft in Anspruch nehmen darf, so fällt auf die Abstammung der Häuptlinge gleichfalls ein starker Zweifel. Der ganze Stamm beträgt nicht über 50,000 Seelen; sie sind ein schöner Menschenschlag, aber durch lange, buschige Locken entstellt, die sie frei über ihre Schultern herabfallen.

„Bhawalpur war dem Königreiche Cabul tributpflichtig, so lange dieses bestand, und der Beherrscher führte den Titel Nawab, war aber beinahe unabhängig; die drei letzten haben den Namen Bhawalkhan angenommen, von einem berühmten Heiligen in Multan, und die Bezeichnung Nawab gegen die von Khan vertauscht, unter welchem Titel sie ohnehin ihren Unterthanen bekannt waren. Der jetzige Bhawalkhan ist ist etwa dreißig Jahre alt und bei seinem Volke sehr beliebt; er hat eine Vorliebe für mechanische Arbeiten und unterstützt Handel und Ackerbau ausnehmend. Vor etwa fünf Jahren bestieg er zum Nachtheile seines ältern Bruders den Thron, seine Macht ist jetzt befestigt und er hat eine Familie von drei Söhnen. Die Regierungsform ist despotisch, und außer dem Khan selbst kein Häuptling von Bedeutung im Lande; das Ceremoniell seines Hofes hält auch diese in Unterwürfigkeit und achtungsvoller Entfernung.

„Die Manufacturen von Bhawalpur bestehen in Lundschis, die durch die Feinheit ihres Gewebes berühmt sind; die Weber sind Hindus, eine zahlreiche Classe im Lande, deren Gewerbe mehr Duldung genießt als ihre Religion. Die Kaufleute von Bhawalpur betreiben einen bedeutenden Handel mit europäischen Manufacturwaaren, die sie aus Palli in Marwar über Bikanir und die Wüste beziehen, und auf der Straße von Multan und Leia, auf der sie bei Kaheri über den Indus setzten, nach Afghanistan senden. Die Hindus von Bhawalpur, sowie vom ganzen Lande, sind sehr unternehmend: sie reisen oft in Handelsangelegenheiten nach Balkh und Bukhara, manchmal sogar bis Astrachan, wobei sie den Weg über Peschawer, Cabul und Bamian nehmen, und in Bukhara die Erzeugnisse Indiens gegen andere asiatische und russische Waaren vertauschen, welche jährlich von den Kaufleuten jenes Landes dahin gebracht werden.

„Die Stadt Utsch liegt in einer fruchtbaren Ebene, etwa vier Meilen vom Strome, und besteht eigentlich aus drei verschiedenen Städten, die einige Hundert Schritte von einander entfernt, aber jede einzeln mit einer jetzt verfallenden Backsteinmauer umgeben sind. Die Bevölkerung beträgt etwa 20,000 Seelen. Die Straßen sind eng und zum Schutze gegen die Sonne mit Matten überdeckt; dennoch aber ist es ein elender Ort. Man quartierte uns in einem mit Fruchtbäumen und Blumen woh versehenen Garten ein, ein angenehmer Aufenthalt gegen unsere engen Boote.

„Als wir uns zu einer Reise vorbereiteten, um den Khan zu besuchen, welcher zu Dirawel, 60 Meilen von Utsch, sich befand, wurden wir durch einen Boten überrascht, welcher die Nachricht brachte, der Khan sey zurückgekehrt, um uns die Mühe der Reise zu ersparen und seine

Achtung für die englische Regierung zu bezeugen. Der Bote brachte uns ein Reh, das der Khan geschossen, 40 Gefäße mit Scherbet, eben soviel mit Confect und eingemachten Früchten, und endlich noch einen Beutel mit 200 Rupien, um diese als Almosen zu vertheilen und so das freudige Ereigniß unserer Ankunft zu bezeichnen.

„Am Morgen des 3. Juni besuchten wir den Khan, welcher in einem großen Hause außerhalb der Stadt abgestiegen war, und uns eine Escorte von regelmäßigen Truppen, nebst Pferden, Palankinen und andern Transportmitteln zugesendet hatte, von welchen eines Bemerkung verdient. Es war eine Art Stuhl mit einem Himmel von rothem Tuche, von zwei Pferden, einem vorn und dem andern hinten, getragen; ein äußerst unbequemes Fuhrwerk, denn man konnte nur schwer damit umwenden und die Pferde fügten sich dem Zwange nicht gern. Wir zogen durch eine Reihe von etwa 600 Soldaten, welche in rothe, blaue, gelbe und weiße Uniformen gekleidet waren, und traten unter einer Salve von 80 Kanonenschüssen in den Hof. Die Durchgänge waren mit Beamten und Officieren besetzt, und wir fanden den Khan in einem offenen mit Teppichen bedeckten Raume, nur von etwa zehn Personen umgeben; er stand auf, umarmte uns und erkundigte sich namentlich nach Herrn Elphingstone, welcher, wie er sagte, eine aufrichtige und dauernde Freundschaft zwischen seiner Familie und der englischen Regierung gestiftet habe.

„Bhawal-Khan ist ein schöner Mann von etwa 30 Jahren, ernsthaft in seinem Benehmen, aber äußerst höflich und herablassend; während der Unterredung hatte er einen Rosenkranz in der Hand, das Abzählen der einzelnen Kügelchen aber unterbrach das Gespräch nicht; er verweilte lange bei der Ehre, die Rundschit Sing dadurch widerfuhr, daß er von dem Könige von England Geschenke erhielt, verrieth aber dabei seine keineswegs freundschaftlichen Gesinnungen gegen den Fürsten von Lahore auf keine Weise. Im Gegensatze gegen die meisten Eingeborenen schien er politische Gespräche zu vermeiden; er zeigte uns sein Luntengewehr und erklärte uns seine Art, Rehe zu jagen, was sein Hauptvergnügen ausmacht. Dabei drückte er den Wunsch aus, wir möchten ihn nach seinem Wohnsitz in der Wüste begleiten. Wir verließen ihn sehr vergnügt über sein freundliches Benehmen, und am Abende sandte er uns zum Durchlesen die Zeugnisse, welche Herr Elphinstone seinem Großvater gegeben hatte und welche mit sichtlichem Stolz in den Archiven der Regierung sorgfältig aufbewahrt wurden.

„Wir blieben eine Woche lang zu Utsch. Am 5. Juni besuchte uns Bhawal-Khan in eigener Person, nachdem er vorher ein großes Zelt in unserm Garten hatte aufschlagen lassen, worin wir ihn empfingen. Er blieb etwa eine Stunde und that eine Menge Fragen über europäische Manufacturen; überhaupt schien ihn Mechanik sehr zu interessiren, denn er zeigte uns ein Percussionsgewehr, welches nach einem europäischen Muster von einem einheimischen Künstler nach seiner Anweisung, nebst den zugehörigen Zündhütchen verfertigt worden war und allerdings dem Künstler Ehre machte. Er bezeugte bei dieser Zusammenkunft auch seine Freude über die ihm zugesandten Geschenke, welche in einem Paar Pistolen, einer Uhr und einigen andern Dingen bestanden. Er war in einer Art von offenem Sitz gekommen, an welchen wir ihn beim Abschiede zurückbegleiteten; sein Gefolge bestand aus etwa tausend Personen, und er theilte im Vorübergehen Geld unter sie aus. Nach dem Besuche brachte uns der Mihmandar Geschenke von ihm, die in zwei reich aufgeschirrten Pferden, deren Sattel mit Silber und Email eingelegt war, einem Falken, nebst Shawls und Präsentirteller bestanden, von welchen einige sehr reich und in den Fabriken von Bhawalpur verfertigt waren. Hierzu kam eine Börse mit 2000 Rupien für uns und 200 für die Diener; endlich ein schönes Luntengewehr, welches durch die Art, wie es uns angeboten wurde, einen doppelten Werth erhielt. „Der Khan," sagte der Bote, „hat viele Rehe damit geschossen; er bittet Euch, es von ihm anzunehmen, und wenn Ihr es gebraucht, Euch zu erinnern, daß Bhawal-Khan Euer Freund ist." An demselben Abende noch machten wir ihm unsern Abschiedsbesuch, wobei ich ihm ein schönes Percussionsgewehr gab, und ihm für seine gastfreundliche Aufnahme von Herzen dankte."

Bei Mittancote, einer kleinen Stadt am linken Ufer des Indus, unter 28° 55′ n. Br. schwellen die fünf Flüsse des Pengschab, in dem Tschenab vereinigt, den die Geographen Pendschenab nennen, diesen Fluß an; seine Breite beträgt hier 6000 Fuß, seine Tiefe an manchen Stellen 16 Klaftern, überall aber 4. „Man darf nicht vergessen," sagt Burnes, „daß ich diese Messungen zu Ende Mais machte, zur Zeit, wo das Wasser am seichtesten ist."

Ungefähr 100 Meilen über Mittan liegt Ududacote, ebenfalls am linken Ufer, das Elphinstone 1809 besuchte. Von diesem unbedeutenden Orte aus sieht man die Berge im W. deutlich; sie zeigen drei Stufen über einander. Zwischen diesen beiden Punkten läuft der Indus nach S., und er heißt hier meist Sind oder Attok. Seine Ufer sind sehr flach und er tritt leicht zur Rechten und Linken über. Zu Kahiri, wo Elphinstone im Januar über ihn ging, hat er nur eine Breite von 3000 Fuß und eine Tiefe von 12 F.

Zur Rechten ist das Gebiet von Dera gazi Khan, einer Stadt an seinem Ufer, sehr fruchtbar; sie ist eine der größten, die er bespült, von Gärten und Dattelwäldchen umgeben. Dieses Land steht unter Fürsten, welche die Oberlehnsherrlichkeit Rundschit Sings anerkennen und ihm ein Contingent stellen müssen.

Attok, eine Stadt, bei welcher Burnes in einem Boote über den Indus ging, liegt am linken Ufer; der Fluß ist hier nur 780 Fuß breit und 35 F. tief. Die auf einem niedrigen Hügel gelegene Citadelle hielt der englische Reisende nicht für sehr fest; die Stadt selbst ist nicht sehr bedeutend. Das Gebiet, das Rundschit Sing gehört, erstreckt sich 3 Meil. über den Fluß.

Die drei Eroberer, welche an der Spitze eines großen Heeres in Indien einfielen, Alexander, Tamerlan und Nadir Schah, gingen bei Attok über den Indus. Diese Stadt, 72 Stunden in NW. von Lahore, liegt unter 33° 56′ n. Br. und 125 St. nördlich von Mittancote.

Kapitel LVIII.

Sindhi. — Die Mündungen des Indus.

Nachdem der Indus die Flüsse des Pendschab aufgenommen hat, läuft er gerade nach SW. und einige Meilen unterhalb Mittancote tritt er in Sindhi ein, das Land, das ihm den Namen verdankt. Er theilt sich in mehrere schmale und gewundene, aber doch schiffbare Arme, welche von den heraufkommenden Böten vorzugsweise gewählt werden. Das Land ist sehr fruchtbar, namentlich links vom Flusse; unzählbare Bewässerungscanäle, die von ihm abgeleitet werden, erleichtern die Bewässerung des Bodens; der Sindhi, ein schiffbarer Canal, der von den mogolischen Kaisern gegraben wurde, leitet eine bedeutende Wassermasse nach Schitarpur im W. Diese Stadt ist die bedeutendste in dieser Gegend und selbst in Sindhi; ob sie gleich sehr heruntergekommen ist, treibt sie doch noch einen bedeutenden Handel im Innern.

In diesem Theile des Induslaufes und bis zu seiner Mündung sieht man an seinen Ufern nicht viel Städte und Dörfer mehr, weil ein großer Landstrich von den Ueberschwemmungen bedeckt wird, die den Anbau in einer bedeutenden Strecke unmöglich machen.

Das Land in W. ist auch nicht so stark bevölkert, als es seyn könnte; Belutschenstämme, die nur vom Raube leben, verwüsten es unaufhörlich; die Fürsten von Sindhi haben die Häupter dieser Völkerschaften in ihren Dienst genommen, was dieselben aber nicht hindert zu stehlen. Einige Horden haben die Ghendari Berge inne, welche in der Gegend von Mittancote beginnen und parallel mit dem Indus laufen.]

Die Arme des Indus vereinigen sich oberhalb Bakkar, einer Feste

auf einer felsigen Insel zwischen Sakkar zur Rechten und Rori zur Linken, die durch Kanonen vertheidigt wird. In O. von Rori gewähren isolirte kleine Berge einen höchst traurigen Anblick; jenseits aber erstreckt sich ein Dattelwald 3 bis 4 Meilen nach S. und beschattet zahlreiche Gärten.

Sakkar ist zur Hälfte weniger groß als Rori. Diese beiden Städte waren sonst bedeutend; Trümmer von Minarets und Moscheen bezeugen es noch. Das Flußufer ist in Sakkar nicht steil.

Weiter nach S. sind die beiden einzigen modernen Städte, welche erwähnt zu werden verdienen, Kirpur zur Linken und Kekana zur Rechten, beide 14 Meilen vom Indus und an Canälen, die von demselben abgeleitet sind. Die letztere hat ein kleines Fort von Erde, welches die unruhigen Bergvölker in der Nähe im Respect erhält. Der Miruah, ein 40 Fuß breiter Canal, der durch Kirpur geht, verlängert sich 40 Meilen nach S., wo das Wasser sich in dem Sande verliert, oder von den Feldern aufgesogen wird. Dieser Canal und alle, welche das Land durchschneiden, laufen an Dörfern und bebauten Feldern hin. Sie erleichtern den Transport der Bodenerzeugnisse und gewähren im Sommer, wenn sie ausgetrocknet sind, treffliche Fahrwege, welche den gewöhnlichen Straßen weit vorzuziehen sind, auf denen die kräftige Vegetation dieses Climas meist immer dichtes Gebüsch emportreibt.

Man zählt 105 Meilen zu Wasser von Bakkar nach Sihuan, das 2 Meilen westlich vom Indus liegt. Zwischen diesen zwei Punkten folgt der Fluß einem gewundenen Laufe nach SW. bis an die Stelle, wo die Sakki Berge sich entgegenstellen; unterhalb Sihuan sind die Ufer so niedrig, daß er einen Theil des Landes überschwemmt. Das überflüssige Wasser öffnet sich nach O. über Bakkar einen Auszang nach der Wüste zu Amercote und verbindet sich mit dem Cori, dem östlichsten Arme des Indusdelta.

Ungefähr 25 Meilen unter Bakkar sendet der Indus nach W. den Nara, welcher den Fuß der Halaberge bespült und zu Sihuan wieder zu dem Flusse gelangt.

„Nur selten fließt hier der Fluß in einem ungetheilten Strome," sagt Burnes. „Bei einer Breite von drei Viertelmeilen an einigen Stellen, behält er in den seichtesten Theilen seines Bettes eine Tiefe von funfzehn Fuß, und nirgends ist auf dieser Strecke seines Laufes ein Dorf zu finden. In den zahlreichen Dörfern könnte man etwa zweihundert Boote zusammenbringen. Der Abhang, auf welchem hier der Indus läuft, muß sehr gering seyn, denn oberhalb des Delta's schleicht er langsam dahin, weniger als dritthalb Meilen in einer Stunde. Die unmittelbare Nachbarschaft des Indus ist weder schön, noch bewohnt, sondern mit Tamariskensträuchen überwachsen, und die Dörfer sind absichtlich in einer Entfernung von zwei oder drei Meilen erbaut, um nicht der Ueberschwemmung ausgesetzt zu seyn; indeß sind hundert Räder am Ufer des Stromes in Arbeit. Das östliche Ufer von Sihuan bis Bakkar ist bei weitem der bevölkertste Theil von Sind. Die bewohnten Orte sind jedoch eher zahlreich und wohlhabend, als groß und reich, viele indeß haben 500 Häuser. Dies Gebiet ist dem Fürsten von Kheirpur unterworfen und wird von einem vierzig Fuß breiten Canale bewässert, welcher Mirwah heißt und das Wasser des Indus in südlichem Laufe bis auf neunzig Meilen von Bakkar wegführt, wo es sich endlich im Sande verliert, oder in den Feldern sich setzt. Außer diesem giebt es noch viele Canale, deren Ufer nicht nur mit Dörfern und wohlgebauten Feldern geziert sind, sondern auch Gelegenheit darbieten, die Produkte des Bodens zu verschiffen. In der schönen Jahreszeit sind sie trocken, und werden dann vortreffliche Straßen auch für Karren, die man den gewöhnlichen Wagen vorzieht, da diese bei der üppigen Vegetation des Landes meist durch Gebüsche unfahrbar gemacht werden.

„Die Stadt Sihuan steht auf einer Anhöhe, am Rande eines Sumpfes, zwei Meilen vom Indus, nahe an dem von Larkhana herkommenden Arme Arel. Sie hat etwa 10,000 Einwohner und ist auf der Nordseite von einer seltsamen Festung oder Wall beherrscht. Viele verfallene Moscheen und Gräber in der Nähe dieser alten, auch Siwestan genannten Stadt bezeugen den frühern Reichthum, aber sie verfiel, als sie nicht mehr, wie in den Tagen des Glanzes der Moguls, die Residenz eines Gouverneurs war. Da sie nahe an den Lukkibergen liegt, so mag sie wohl die von Alexander erwähnte Stadt des Sambus, des Fürsten der Berg-Indier seyn. Der Name Sindomanni kann sich nicht auf die Einwohner von Niedersind beziehen, welches immer Pattala und seine Beherrscher die Fürsten der Pattalanen genannt werden. Sind ist der neuere Name für die ursprünglichen Einwohner.

„Sihuan hat einen großen Ruf von Heiligkeit durch das Grab von Lal Schah Baz, eines Heiligen zu Khorassan, welcher hier vor etwa 600 Jahren beerdigt wurde. Das Grab steht in der Mitte der Stadt unter einem hohen Gewölbe, an einem Ende eines viereckigen Gebäudes, welches mit blau angestrichenen Platten verziert ist, die ihm ein glänzendes Ansehen geben. Ein Goldstoff und zwei andere Decken von rother Seide hängen über dem Grabe, und auf den Mauern ist in großen arabischen Lettern das Lob des Heiligen und Sprüche aus dem Koran hingeschrieben. Straußeneier, Pfauenfedern, Granaten, Blumen u. s. w. vollenden die Verzierung des heiligen Orts, und Tauben, die Embleme des Friedens, läßt man auf den Tüchern sitzen, welche die Ueberreste der abgeschiedenen Tugend beschatten. Die Wunder von Lal Schah Baz sind unzählig, wenn man dem Volke glaubt. Der Indus muß ihm gehorchen, und kein Schiff darf vorüberfahren, ohne eine Sühnopfer auf dem Grabe darzubringen. Tausende von Pilgern strömen hier zusammen, und die Monarchen von Kabul und Indien haben oft dies Heiligthum besucht.

„Die Neugierde der Eingeborenen war ungemein groß; einmal trat ein Mann aus der Menge vor und verlangte, wir sollten anhalten und uns zeigen zum Danke für unsere gute Aufnahme, denn nie vorher wären weiße Gesichter im Lande gewesen; er habe Schah-Schudschah gesehen, aber nie einen Engländer. Wir erfüllten sein Verlangen; Bismillah! (in Gottes Namen) war der gewöhnliche Ausruf, wenn wir erschienen, und täglich hörten wir uns Könige oder Fürsten nennen. Die Frauen waren noch neugieriger als ihre Männer; sie trugen große Ohrringe mit Türkissen, denn diese Steine sind in der Nachbarschaft von Khorasan sehr wohlfeil. Unter den Frauen muß ich die Seidanis oder Bebis, das heißt die weiblichen Nachkommen des Propheten, besonders bemerken; sie gehen verschleiert oder vielmehr mit einem großen weißen Mantel um den ganzen Körper geschlagen, worin sich netzartige Oeffnungen für Auge und Mund befinden. Sie betteln alle und zwar sehr ungestüm. Eine Abtheilung derselben — denn sie gehen in ganzen Trupps — zeigte, als ich nicht sogleich ihr Begehren erfüllen wollte, ein beschriebenes Papier von dem Sarge des Heiligen La Schah Baz zu Sihuan vor, um meine Mildthätigkeit zu beschleunigen. Pater Manrique beklagte sich in seiner vor einigen Jahrhunderten gemachten Reise den Indus hinauf über die schwachen Schönen, welche ihn auf dem Wege belästigten. Die Kleidung der Freudenmädchen, welche man in jedem bedeutenden Orte des Landes findet, könnte von dem Reichthume Sinds eine günstige Meinung erwecken; es ist eine der wenigen, wenn nicht die einzige Vergnügung der Einwohner, den schlüpfrigen Gesängen derselben zuzuhören. Sie sind ausnehmend schön und zeigen bei ihren Darstellungen ein Feuer, das den Frauen Hindostans ganz fremd ist."

Ungefähr 100 Meilen unterhalb Sihuan sendet der Indus nach S. mehrere Arme ab, unter denen man den Falaili bemerkt. Zwischen diesem Arme und dem Hauptflusse steht Haiderabad, die Hauptstadt von Sindhi. Diese Stadt wurde von Pottinger 1809, von J. Burnes 1027 und von A. Burnes 1831 besucht. Diese drei Engländer sind die einzigen Europäer, welche in neuerer Zeit Sindhi gesehen und Nachrichten davon gegeben haben; ein vierter, Macmurdo, hatte eine Denkschrift verfaßt, die erst 1834 nach seinem Tode erschien. Alexander Burnes durchreiste das ganze Sindhi, indem er zu Wasser von der Mündung des Indus nach Lahore sich begab. Er hatte die Pferde zu überbringen, welche der König von England dem Rundschit Sing zum Geschenk sandte; J. Burnes,

Oberarzt zu Bhudsch in Cutsch und Bruder des vorigen, war durch einen der Emirs von Sindhi berufen worden, den eine Krankheit nöthigte, sich an denselben zu wenden. Pottinger reiste im Auftrage der Regierung von Indien. Alle drei fuhren auf dem Indus, auf verschiedenen Armen, hinauf, um Haiderabad zu erreichen.

Haiderabad, an der Ostküste einer Insel gelegen, welche durch den Indus und Falalli gebildet wird, liegt 4 Meil. in SW. von dem ersten und nur 1000 Schritte von dem zweiten; ein kleiner Arm desselben, der jedoch in der Regenzeit Böte tragen kann, kommt bis an die Festungswerke. Die Stadt und die Citadelle sind auf einem Hügel erbaut; die Mauern sind von gebrannten Steinen, 15 bis 30 Fuß hoch und in regelmäßigen Entfernungen mit runden Thürmen besetzt. (Taf. 38. Abbild.) Diese Wälle würden freilich keinem ernsten Angriffe widerstehen können. In der Mitte des Forts umschließt ein massiver Thurm einen großen Theil der Reichthümer Sindhi's. Die Häuser der Stadt sind von Erde und armselig. Die Hauptindustrie besteht in der Verfertigung verschiedener Waffenarten, welche einen Vergleich mit den europäischen aushalten können. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 20,000.

Sindhi, in N. von den Staaten Rundschit Sings, in NW. und W. von Belutschistan, in S. von dem Meere von Oman, Cutsch und dem Runn, und in O. von Rasputana begrenzt, hat eine Ausdehnung von 125 Stunden von N. nach S., von 80 von O. nach W. und einen Flächenraum von etwa 3000 Q.St. Nachdem es verschiedene Schicksalswechsel erfahren, gehörte das flache vom Indus durchströmte Land zu dem mogolischen Reiche und wurde von einem Subadaù regiert, der in Multan und Tatta residirte. Im Jahre 1737, beim Sturze des Moguls, ließ sich ein Krieger aus der Familie Calora's, der aus Afghanistan kam, die oberste Gewalt abtreten; aber Nadir Schah besiegte ihn und nöthigte ihn, eine Zuflucht in Amercote in der Wüste zu suchen; doch erlaubte er ihm später zurückzukehren und die Regierung als Vasall wieder zu übernehmen. Die Familie Calora behielt sie bis 1779; da bemächtigten sich derselben die Talpura, die aus Belutschistan kamen, und verpflichteten sich, dem Könige von Cabul einen jährlichen Tribut zu zahlen. Sie kamen dieser Verpflichtung nach bis 1792; da gaben sie nur einen Theil, benutzten später die innern Zwistigkeiten, welche das Land zerrissen, und entzogen sich ihnen endlich ganz.

Die Talpura haben nicht aufgehört, auf Kosten der benachbarten Staaten Eroberungen zu machen, und ohne die Furcht, welche ihnen auf der einen Seite die Seiks, auf der andern die Engländer einflößen, würden sie dieselben noch weiter getrieben haben.

Das Land ist unter drei Zweige dieser Familie getheilt; der erstere residirt in Mirpur, der zweite in Bakkar, und der dritte und mächtigste zu Haiderabad. Die Fürsten führen den Titel Emirs; die der letztern Stadt regierten anfangs gemeinschaftlich; es waren vier Brüder. Im Jahre 1836 war aber nur noch einer übrig, der nun wirklich der alleinige Herr geworden. Sein Neffe, der kränkelte, hatte keinen Theil an der Regierung.

Das Gesammteinkommen von Sindhi wird zu 13 Mill. Francs gerechnet. Man sagt, der Schatz des Emirs belaufe sich auf 500 Mill., wovon 325 Mill. in gemünztem Gelde, das Uebrige in Juwelen.

Die Armee besteht aus 50,000 Mann. Der Sindhier ist tapfer auf dem Schlachtfelde, und ganz verschieden von den übrigen Asiaten, setzt er seinen Stolz darein, Infanterist zu seyn. Seine Hauptwaffen sind die Flinte, der Säbel und der Schild. Er ist unternehmend, nüchtern, ausdauernd und seinen Vorgesetzten gehorsam.

„Die Sindhier," sagt Pottinger, „haben eine sehr dunkele Farbe, doch kann man im Allgemeinen sagen, daß sie sehr schöne Leute, gut gewachsen sind und sehr regelmäßige Gesichtszüge haben. Die Schönheit der Sindhierinnen ist mit Recht sprichwörtlich geworden. Die Kleidung der Männer besteht in einer weiten Tunica, gefaltenen Beinkleidern, die bis an die Knöchel reichen, und einer Mütze von Tuch oder gesteppten Baumwollenzeuge, hutförmig und an dem obern Theile mit Blumen in Seide oder Gold gestickt. (Taf. 37. Abbild.) Die Frauen haben dieselbe Kleidung mit Ausnahme der Mütze, und unter dem Hemde tragen sie ein seidenes Jäckchen, das die Taille zusammendrückt und hinten zugeschnürt wird."

Man schätzt die Einwohner auf 1 Mill. Seelen; sie bestehen aus einer Mischung von Beludschen und Hindus. Die Nachkommen der letztern, welche den Islam angenommen haben, nennt man Dscheths. Sie bilden eigentlich das sindhische Volk.

Bei der Audienz, welche die Emire den Herren Pottinger und J. Burnes bewilligten, waren diese Fürsten mit blendender Pracht gekleidet; der Griff und die Scheide ihrer Degen und Pistolen, sowie ihre Gürtel flimmerten von den kostbarsten Edelsteinen; ihre Fußteppiche und die Kissen, auf denen sie saßen, waren mit einem sehr fein in Gold und Silber gestickten Muslin überzogen. Der Schmuck mehrerer ihrer Officiere war nicht minder reich. „Kurz," sagt J. Burnes, „der Anblick war prachtvoll.

„Ich wurde dann in die mir bestimmte Wohnung geführt. Es war ein großer Garten eine Viertel (engl.) Meile von der Stadt; unter mehrern da aufgeschlagenen Zelten befand sich eines von 40 Fuß Länge und 12 Fuß Höhe, so prächtig, daß ich es mit eben solcher Verwunderung betrachtete, wie der Audienzsaal, und mich lebhaft an mehrere in Tausend und Einer Nacht beschriebenen Scenen erinnerten."

Als der Bruder des Herrn J. Burnes nach Sindhi kam, war der Glanz des Hofes der Emire sehr verblichen, und statt der tiefen Stille und der guten Ordnung, welche zur Zeit des Besuches der beiden ersten Reisenden da herrschten, fand er Lärm und Verwirrung.

Obgleich die Regierung der Emire drückend ist, ist Sindhi doch kein unglückliches Land. Die Fruchtbarkeit trotzt bis zu einem gewissen Punkte den traurigen Wirkungen einer unwissenden und unbarmherzigen Verwaltung. Ueberall fällt den Blicken des überraschenden Fremden ein Aussehen von Ueberfluß und Zufriedenheit auf. Trotz den Hemmnissen, die er erfährt, ist der Handel lebhaft, und welchen Grad des Gedeihens würde er erreichen, wenn er die ganze Freiheit hätte, die ihm nöthig ist! Der Indus würde, gäbe man die Fahrt auf ihm frei, für Sindhi eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern werden. A. Burnes fuhr auf ihm von einer seiner Mündungen bis zur Verbindnng mit dem Tschenab hinauf und von diesem Punkte bis Lahore. Die Dampfschiffe könnten diese ganze Strecke befahren, und die Länder, welche dieser schöne Fluß bewässert, würden unendlichen Gewinn von dieser wunderbaren Erfindung haben.

Tatta liegt 12 Stunden in SW. von Haiderabad und 20 Stunden von dem Meere in einem fruchtbaren Thale, das bei dem Steigen des Flusses überschwemmt wird. Sonst war sie die Hauptstadt von Sindhi; man zählt da 40,000 Seelen. Ein Theil der Häuser liegt in Trümmern; der Handel und die Industrie, obgleich bedeutend gesunken, haben doch noch immer eine gewisse Wichtigkeit.

Fünf Stunden unterhalb Tatta theilt sich der Indus in zwei Arme, den Baggar zur Rechten und den Sata zur Linken. Beide zertheilen sich wieder und der Fluß gelangt in 11 Mündungen ins Meer. Die Unbeständigkeit seines Laufes durch sein Delta ist sprichwörtlich und die Fahrt in diesem Theile eben so beschwerlich als gefährlich. Die Mündungen, wo das süße Wasser minder reichlich ist, sind für die Schiffe am zugänglichsten, welche von dem Meere kommen, weil sie minder durch Sandbänke versperrt sind als die andern. Der Baggar ist deshalb der Arm, welcher das tiefste und reinste Bett gewährt; der Pitti, einer seiner Unterabtheilungen, welcher in dem Hafen Coratschi gelangt, wird sehr besucht.

Das Meer vor der Mündung des Indus ist nicht sehr tief, und da die ganze Küste von Sindhi dem SW. Munson offen steht, so ist die Schifffahrt hier länger unterbrochen als in den benachbarten Ländern. Beim Voll- und Neumonde steigt die Flut in den Flußmündungen 9 Fuß und weicht schnell wieder zurück, was die Soldaten Alexanders,

welche bisher nur das Mittelmeer gesehen hatten, in große Bestürzung versetzte.

Der Haupthafen von Sindhi ist Coratschi an der gleichnamigen Bucht; ob er gleich ziemlich eng ist und nur Schiffe aufnehmen kann, die höchstens 15 Fuß im Wasser gehen, so besteht doch hier ein wichtiger Handel, da die Lage an der Grenze Belutschistans und der vom Indus bespülten Länder sehr vortheilhaft ist. Die Stadt wird durch eine mittelmäßige Festung vertheidigt; man verfertigt da Filz und Baumwollenzeuge; die Gegend in der Nähe ist flach und sandig. Coratschi ist eine ziemlich neue Erwerbung des Emirs von Sindhi.

Acht Stunden in NW. von Coratschi bezeichnet das Vorgebirge Monze oder Mohari, das sich am Ende der Hala-Gebirge erhebt, die westliche Grenze Indiens.

Kapitel LIX.

Belutschistan.

Ist man nach W. zu um das Vorgebirge Monze herumgefahren, so entdeckt man bald die kleine Bucht Sonmini, in welche sich der Puralli ergießt, ein kleiner aus N. kommender Fluß. An dem linken Ufer der Mündung liegt Sonmini, ein von Fischern bewohnter Flecken, in dem Lotsa, der Provinz von Belutschistan. In diesem Hafen landeten am 2. Jan. 1820 die Herren Pottinger und Christie, die englischen Officiere, welche von dem Gouverneur von Indien den Auftrag erhalten hatten, die Länder zwischen dieser Gegend und Persien zu erforschen. Sie reisten als Agenten eines reichen Hindu, eines Pferdehändlers. Ihrer Erzählung und jener ihres Landsmannes Grant, der nur einen Theil dieser von Europäern wenig besuchten Gegenden sah, verdanken wir die authentischen Nachrichten darüber.

Die Bucht von Sonmini gewährt den beträchtlichsten Flotten einen trefflichen Ankerplatz; die des Admirals Alexanders sammelte sich hier. Die Beschreibung, welche uns Arrian davon gegeben hat, ist vollkommen genau.

„Als wir Sonmini durchwanderten," sagt Pottinger, „fanden wir, daß der Handel trotz dem ärmlichen Aussehen des Ortes bedeutnnd ist; er befindet sich gänzlich in den Händen der Banianen oder Hindu-Kaufleute. Wir fragten einen derselben, und er erzählte uns, daß er noch viel lebhafter gewesen, daß aber gegen das Ende von 1808 arabische Seeräuber von der Küste des persischen Meerbusens gekommen wären und Sonmini verbrannt und verwüstet hätten, das sich davon noch nicht wieder erholt habe."

Die beiden Engländer brachen auf Kameelen von Sonmini am 19. Januar auf. Sie durchzogen eineu salzhaltigen, mit Tamarindengebüsch bedeckten Sumpf und sodann ein meist brach liegendes und sehr flaches Land. Man sah nur um die Dörfer her Anbau. Am 22. gelangten sie nach Bela, der Hauptstadt von Lotsa, am rechten Ufer des Puralli; man zählt hier 2000 Häuser. Der Vorsteher, den man Dscham nennt, gab ihnen in einem ganz einfachen Saale Audienz, empfing sie sehr freundlich, fragte sie mehreres über die Sitten der Europäer und über die Seemacht Englands. Die Details, die sie ihm gaben, versetzten ihn in so großes Erstaunen, daß er ausrief: „Ich bin genöthigt, alles dies zu glauben, weil Ihr es mir sagt, aber wenn der heilige Prophet, mit dem der Friede Gottes seyn möge, dies den Bewohnern von Lotsa erzählt hatte, würden sie Beweise von ihm verlangt haben."

Der Dscham versprach ihnen, nachdem er von ihren Absichten unterrichtet worden war, Empfehlungsschreiben für die Häuptlinge der Bezirke, welche sie zu durchreisen hätten, und sie schlossen durch seine Vermittelung einen Vertrag mit Rahmet Khan, dem Häuptlinge der Bezendschas, in dessen Lande die Reisenden von den Räubern meist ausgeplündert werden. Sie bezahlten ihm 60 Rupien und er gab ihnen dafür sein Wort, daß er sie schützen werde: „Ihr seyd in Sicherheit," sagte er ihnen; „ihr braucht keinen Sterblichen zu fürchten; das Uebrige hängt von dem Allmächtigen und seinem Propheten ab."

Der Dscham regiert Lotsa als Vasal des Khans von Kelat; seine Verwaltung ist mild und billig. Die Banianen genießen für ihren Handel den Schutz und die Sicherheit, die sie sich wünschen können. Mehrere von ihnen, welche aus Multan und Schikarpur waren, statteten den Engländern einen Besuch ab, und waren entzückt von den Kenntnissen, die Herr Christie über den Handel dieser Gegenden zeigte, was für unsere Reisenden sehr nützlich war.

Bald brachen sie dann unter der Bedeckung einer Schaar Räuber auf. Als diese unterwegs ein Zuckerrohrfeld trafen, nahmen sie so viel davon, als sie fortbringen konnten, und die armen Eigenthümer sahen ihnen erschrocken zu, ohne sich zu beklagen; man war nicht mehr in Lotsa.

Je weiter man nach N. kam, um so rauher und gebirgiger wurde das Land; die Aussicht war sehr verschiedenartig und bisweilen imposant und prachtvoll. Die Engländer kamen durch Khozdar, eine sehr kleine Stadt, die von Gärten mit Fruchtbäumen umgeben ist und in einem von Bergen umgebenen Thale liegt. Man spürte die Rauhheit der Jahreszeit, denn die Berge waren mit Schnee bedeckt und das Wasser gefror in den Schläuchen.

Am 9. Febr. gelangten die Reisenden nach **Kelat**, der Hauptstadt von Belutschistan, wo sie eine Wohnung in der Vorstadt nahmen. Sie mußten den ganzen Tag mitten in ihrem Zimmer ein großes Feuer unterhalten. Die Leute in ihrem Gefolge litten viel von der Kälte, die so heftig war, daß das Wasser gefor, wenn man es ausgoß. „Unsere von Frost bebende Schaar," sagt Pottinger, bildete einen seltsamen Contrast mit unserm kräftigen Hausherrn und dessen Bruder, welche mit Tagesanbruche aufbrachen, um auf den benachbarten Bergen Holz zur Heizung zu fällen."

Der Khan von Kelat war mit allen seinen Beamten nach Kotsch Gondava, einer Provinz in O. von den Bergen, gereist. Dort verbringt er meist den Winter, weil das Clima daselbst weit milder ist. Mahmud herrschte seit 1795; er war seinem Vater Nessir Khan gefolgt, einem durch seine Talente und seinen großartigen Charakter ausgezeichneten Manne, dem Befreier und Gesetzgeber seines Landes. Sein unter seinen Landsleuten verehrtes Andenken hat seinem Namen eine sprichwörtliche Bedeutung gegeben zur Bezeichnung eines vollkommenen Fürsten. Mahmud Khan versteht es nicht, wie jener die Zügel der Regierung mit fester Hand zu halten.

Am 6. März brachen die Reisenden von Kelat auf; der Weg wurde sehr ungleich; sie wendeten sich nach W. Die Nächte blieben fortwährend sehr kalt. Nachdem sie durch eine traurige und unfruchtbare Gegend auf den Gipfel eines Berges gekommen waren, bemerkten sie in der Richtung, welcher sie folgten, eine unabsehbare Sandwüste. Sie gelangten bald nach Nuschky hinunter, einem Dorfe, wo sie übereinkamen sich zu trennen. Christie schlug den Weg nach N. nach Herat ein, während Pottinger nach W. zu weiter ging. Am 25. verließ er Nuschky mit einem Gefolge von fünf Personen. „Keiner von uns," sagt er, „war gut bewaffnet, so daß wir uns der Sicherheit wegen auf unser gutes Glück verlassen mußten."

Bald gelangte er zu dem letzten Brunnen, wo man die Schläuche füllte und dann die Wüste betrat. Man mußte in dieser ungeheuern Einöde, deren Aussehen ein ganz anderes ist als das der Wüsten in Arabien und Afrika, oft zu Fuße gehen. Der röthliche Sand besteht aus so kleinen Theilchen, daß sie, in die Hand genommen, kaum fühlbar sind; treibt ihn der Wind, so bildet er wellenförmige und unregelmäßige Massen, die sich hauptsächlich von O. nach W. wenden und deren Höhe 10 bis 20 Fuß beträgt; die eine Seite dieser Dünen ist steil, und von weitem ist man versucht, sie für eine Mauer von Ziegelsteinen zu halten. Die dem Winde ausgesetzte Seite dagegen hat einen abschüssigen Hang. Der Reisende

muß seinen Weg durch die Art Schlucht nehmen, welche diese Hügel zwischen einander lassen; es ist sehr schwer, über diese Sandhügel hinwegzukommen; den Kameelen gelingt es nicht anders, als wenn sie sich von oben mit dem Sande heruntergleiten lassen. Wird dieser Sand durch den Wind in der Luft verstreut, so sieht er aus wie dunkeler Rauch; er dringt in Mund, Nase und Augen ein, veranlaßt da einen schmerzlichen Reiz und steigert die Qual des Durstes, welche noch mehr durch die Luftspiegelung erhöht wird, die dem Durstigen von allen Seiten das täuschende Bild klarer Wasserseen zeigt."

Am 1. April ging man in dem Bette des Budon, das 1500 Fuß breit, aber völlig ausgetrocknet war. Ganze Dörfer waren von ihren Bewohnern verlassen worden, welche der Hungersnoth zu entfliehen suchten. Am 2. wurden die Regengüsse, die eine halbe Stunde lang herabströmten, augenblicklich von der Erde aufgesogen; zugleich tobte ein furchtbarer Orkan. „Die Luft war so verdunkelt," sagt der Reisende, „daß ich zehn Schritte weit nichts erkennen konnte. Diese Wetter sind ziemlich häufig; sie belästigen für den Augenblick, haben aber den Vortheil, die Luft zu reinigen; sobald man die Zeichen bemerkt, welche ihre Annäherung andeuten, muß man von seinem Kameele absteigen und hinter demselben Schutz suchen."

Am 4. gelangte Pottinger an das Ende dieser unwirthlichen Gegend nach Mekran. Ehe er Kellegan betrat, rieth ihm sein Führer, der erst den Sardar von der Ankunft benachrichtigt hatte, nach der Meinung dieses seine Hindutracht mit der eines muselmännischen Pilgers zu vertauschen. Pottinger that es und eilte durch diese Räubergegend so schnell als es ihm möglich war. Als er zu minder wilden Volksstämmen kam, konnte er nur durch Geschenke von den Häuptlingen genügende Bedeckungen erhalten. Am 23. April endlich erreichte er Regan, eine Festung an der persischen Grenze.

Seinen Reisegefährten traf er in Ispahan. Christie hatte anfangs eine von Sandhügeln reiche und oft ganz wasserlose Gegend zu durchwandern gehabt. Am 27. April gelangte er an die Ufer des Helmend. Der Boden ist in einer Strecke von einer halben Meile an jeder Seite des Flusses bebaut, weil man hier die Bewässerung anbringen kann; dann aber beginnt die Wüste. Es fehlte wenig, daß in der Nacht bei einem Dorfe in der Nähe des Helmend die Belutschen, mit welchen Christie reiste, von den Afghanen überfallen wurden, welche diesen Ort bewohnten. Zum Glücke machte einer Lärm; man begann eine Unterhandlung und vereinigte sich. Das ganze Land ist fruchtbar und wird von Räubern unsicher gemacht.

In Elonda in Sedschistan trennte sich Christie nach dem Rathe eines Hindu von seinen Belutschen und setzte seine Reise als muselmännischer Pilger mit einem Führer und drei andern Reisenden fort; er wurde von dem Vorsteher dieser kleinen Stadt sehr gut aufgenommen. „Er war," sagt er, „sehr elegant gekleidet und von mehrern Dienern umgeben. Er ist der Schrecken aller benachbarten Bezirke und lebt einzig und allein vom Raube, da sein Gebiet sehr klein und von Afghanistan umschlossen ist. Der Helmend bewässert dasselbe; die Ufer dieses Flusses sind gut gebaut und fruchtbar, aber die größte Breite dieses fruchtbaren Bodens beträgt nicht über 2 Meil. Jenseits bezeichnen hohe Berge den Anfang der Wüste, die sich ohne Unterbrechung nach allen Seiten hin weit ausdehnt. Das gegenwärtig nur von Afghanen und Belutschen bewohnte Land, die unter Filzzelten leben, zeigt noch Spuren von früherer Civilisation und früherem Reichthume. Man trifft auf Trümmer von Dörfern, Festen und Windmühlen."

Weiter hin kamen einmal sechs bewaffnete Afghanen zu Christie, der nur durch seine und seines Führers gute Haltung aus der Affaire gezogen wurde; die Räuber entfernten sich. Am 18. gelangte er nach Herat.

Belutschistan, das in N. und NO. von Afghanistan, in O. von Sindhi, in S. von dem Meere von Oman, in W. von Persien begrenzt wird, ist 275 Stunden lang, 175 St. breit und hat einen Flächenraum von 16,600 Q.St. Die Küsten sind sandig und unfruchtbar; im Innern hebt sich das Land und zeigt eine unermeßliche Hochebene, die in O. von hohen Bergen durchzogen wird, welche unter dem allgemeinen Namen der Brahuck oder Ghiznih Berge von S. nach N. streichen und sich nach Afghanistan hinein verlängern. Andere Berge, die von O. nach W. ziehen, werden durch Längenthäler getrennt.

Bei Kelat erreichen die durch entsetzliche Schluchten getrennten Ketten eine Höhe von 1400 Toisen. Der Boden ist dürr und mager auf dem Plateau, in den Thälern dagegen meist fett und fruchtbar. Die Wüsten nehmen einen großen Raum ein; die Flüsse sind nicht sehr beträchtlich; einige verlieren sich in dem Sande; fast alle vertrocknen im Sommer. Man hat vorhergesehen, daß im Winter die Temperatur in den Berggegenden sehr streng ist; die Wärme in Metran, dem Gedrosia der Alten, dauert vom März bis October; im Kotsch Gondava, in O. der Berge, ist die Luft im Sommer so erstickend heiß, daß die reichen Bewohner der Kühle wegen weiter in die Berge hinaufziehen.

Trotz der meist steinigen Beschaffenheit des Bodens bringen einige Bezirke reiche Weizen- und Gerstenernten hervor; übrigens giebt ein dichtes und hohles Gras für das Vieh treffliche Weiden. In den Bergen liegen verschiedene Metalle. Man baut auf Eisen und Blei; das Steinsalz ist in W. häufig. Die Wälder sind reich an schönen Bäumen und die Gärten an Obst.

Von allen Hausthieren schätzen die Belutschen am meisten die Kameele und Dromedare, welche sich in dem Sande des Landes wohlbefinden; auch haben sie treffliche Jagdhunde, deren Race sie sorgfältig zu erhalten suchen. Die wilden Hunde sind in dem Gebüsch häufig, sowie manche wilde Thiere.

Man schätzt die Einwohnerzahl von ganz Belutschistan auf 3 Mill. Seelen; sie besteht meist aus Belutschen und Brahuis; nach Dehwars findet man Abkömmlinge der alten Gebern und Hindus. Die Belutschen und Brahuis lieben gleich das Nomadenleben und zerfallen in eine große Anzahl von Stämmen. Die Sprache der erstern gleicht jener der neuen Perser sehr; das Brahuiki dagegen der Sprache des Pendschab.

Die Belutschen sind groß, gut gewachsen und gewandt. Einige ihrer noch sehr wenig civilisirten Stämme halten den Raub in Ehren, verachten aber den Diebstahl. Uebrigens wird die Gastfreundschaft überall geübt und nie übertritt man die Gesetze desselben. Die Belutschen gehorchen ihren Fürsten mit Eifer; sie wohnen unter ghedans oder schwarzen Filzzelten oder groben Decken, die über Aeste gespannt werden. Die Vereinigung einer gewissen Anzahl dieser Zelte bildet ein tumen (Dorf) und die ihrer Bewohner ein kheil (eine Gemeinde); mehrere Kheils machen einen Stamm aus. Bisweilen lebt die Hälfte eines Kheils unter Zelten, die andere in Häusern. Die Tracht und die Waffen der Belutschen gleichen denen der Afghanen.

Die Brahuis sind nicht so groß wie die Belutschen, aber kräftiger, thätiger und abgehärtet, dabei sanft, ehrlich, friedlich und arbeitsam. Sie beschäftigen sich vorzugsweise mit ihren Heerden, und ihre in hohen Bergen befindlichen Kheils gewährten den beiden englischen Reisenden ein reizendes Bild von Hirtenleben. Die Frauen sind nicht eingeschlossen wie in Indien; sie plauderten vielmehr heiter mit den Fremden, und alle Glieder der Familie, selbst die kleinen Kinder, nehmen Theil an den Feldarbeiten.

Wie mehrere Völker Asiens lieben die Belutschen stark gewürzte Speisen, ja sie übertreiben sogar diese Vorliebe. Ein Bewohner von Ruschki, welcher den englischen Reisenden seine Erkenntlichkeit bezeigen wollte, brachte ihnen eines Tages zur Essenszeit eine junge Assa-Fötida-Pflanze in ranziger Butter gekocht. Er konnte sich gar nicht überzeugen, daß es ihr Ernst sey, als sie ihm sagten, der Leckerbissen, den er so rühme und den er ausdrücklich für sie bereitet, sey gar nicht nach ihrem Geschmacke. „Der Geruch," sagt Pottinger, „war wirklich unerträglich, denn der der frischen Pflanze ist noch weit stärker und ekeliger als jener des getrockneten Drogue, die wir in Europa kennen. Alle Be-

wohner des Dorfes stanken entsetzlich und selbst die Luft war davon angesteckt.

Der Islam ist die Religion dieses Landes. Der Khan von Kelat kann für den obersten Fürsten eines Bundes gelten, den die Serdars der verschiedenen Stämme bilden. Mehrere derselben gehorchen ihm nur, wenn es ihr Interesse verlangt, und einige haben sich ganz unabhängig gemacht. Man schätzt ihre gesammte Kriegsmacht auf mehr als 100,000 Mann. Der Khan war sonst der Vasall des Königs von Cabul, aber seit einigen Jahren erkennt er dessen Oberherrschaft nicht mehr an.

Kapitel LX.

Afghanistan. — Peschawer. — Kabul. — Kandahar. — Herat.

Als im Jahre 1782 G. Forster Afghanistan durchwanderte, stand dieses Land unter einem Fürsten, der in Kabul residirte. Die afghanistische Monarchie, damals mächtig, bestand seit 1747 und begriff fünf große Länder, nämlich in O. einen Theil von Khorassan; im Centrum das eigentliche Afghanistan; in N. Balkhan; in S. Seistan; in W. vom Indus Multan, d. h. Caschemir, Pendschab, Multan und Sindhi. Sie erstreckte sich vom 28° 54′ bis 37° 26′ n. Br. und von 57° 46′ bis 70° 57′. Der Flächenraum betrug mehr als 80,000 Q.St. Die Bevölkerung schätzte man auf 14 Mill. Seelen.

Im ganzen Mittelalter erfuhr Afghanistan zahlreiche Veränderungen und war bald einheimischen Fürsten, bald den Persern, den Mogolen, Tamerlan unterthan; dann gehörte ein bedeutender Theil davon zu dem Reiche Delhi. Um das Jahr 1720 eroberten die Afghanen unter eingeborenen Führern Persien und nahmen Ispahan; Nadir Schah vertrieb sie und unterwarf ihr Land. Bei dem Tode dieses Eroberers durchzog Achmed Khan, das Oberhaupt des Stammes der Abdallis, die später Duranis genannt wurden, an der Spitze von 3000 Reitern Khorassan, ging gerade auf Kandahar zu, bemächtigte sich eines für Nadir bestimmten Schatzes und ließ sich ohne großes Blutvergießen im October 1747 zum Schah oder König ausrufen. Er vergrößerte seine Staaten, dehnte seine Eroberungen bis Delhi aus, starb 1773 im Alter von funfzig Jahren und hinterließ sein Land in blühendem Zustande. Die Afghanen sprechen noch immer mit Bewunderung von seiner Tapferkeit, seinen Talenten, seiner Macht und seinem versöhnenden Charakter; er gehörte der Familie der Sadozis an.

Sein Sohn Timur, dem es an den zur Erhaltung eines neugebildeten Staates nöthigen Talenten fehlte, mußte Pendschab den Seiks überlassen; doch wußte er den größern Theil seiner Besitzungen zu erhalten. Bei seinem Tode 1793 bestieg sein Sohn, Zeman Schah, den Thron nachdem er seinen ältern Bruder geblendet hatte; 1800 aber wurde er entthront und von seinem jüngern Bruder Mahmud eben so behandelt. Mahmud verdankte sein Glück dem Feth Khan, dem Haupte der Familie der Barakhzis. Leider trat eine traurige Nebenbuhlerschaft zwischen dem Letztern und Akram Khan ein. Diese Uneinigkeiten steigerten sich so, daß Mahmud bald eigentlich in seiner eigenen Hauptstadt nicht mehr regierte. Im Jahre 1803 wurde er seiner Seits von seinem Bruder Schudscha ul Mulk vertrieben, der ihm gegen die Gewohnheit das Leben und die Augen ließ. Schudscha erhielt jedoch schlechten Dank für seine Milde; 1809 nöthigte ihn Mahmud, der durch die Intriguen Feth Khans wieder auf den Thron gehoben wurde, nach Hindostan zu entfliehen. Kurz vor dieser Zeit kam die englische Gesandtschaft unter Mount Stuart Elphinstone an. Schah Schudscha empfing sie in Peschawer; als sie ihre Abschiedsaudienz erhielt, hatte Mahmud die Fahne des Aufruhrs erhoben und die Engländer wendeten sich wieder nach O.

Kamru, der Sohn Mahmuds, der mit dem großen Einflusse Feth Khans unzufrieden war, beredete seinen Vater endlich, diesen Minister zu entfernen, dem er die Macht verdankte. Es wurden dem Feth Khan zuerst die Augen ausgestochen, und er endigte 1818 sein Leben unter den grausamsten Leiden. Alsbald empörten sich alle seine Brüder. Mahmud, von den meisten seiner Unterthanen verlassen, floh eilig nach Herat, ohne selbst einen Kampf zu versuchen. Diese Flucht zeigte, daß er der Macht entsagte, denn obschon er Herat und den Königstitel behielt, wurde er doch Vasall von Persien. Er starb 1829 und sein Sohn Kamru erbte seine beschränkte Macht.

Kaum war Mahmud nach Herat geflüchtet, als die Barakhzis Schudscha zurückriefen, der sich beeilte, nach Peschawer zu kommen; aber sein ungeschicktes Benehmen entfremdete ihm seine Anhänger; sie warfen die Augen auf Eyub, seinen Bruder, einer völligen Null, der jedoch so klug war, die Thronbewerber, die in seine Hände fielen, umbringen zu lassen.

Der zum zweitenmale vertriebene Schudscha kehrte nach Lodiana zurück. Offene Versuche und geheime Intriguen, ihn auf den Thron zu bringen, scheiterten. Er lebt von den Wohlthaten der britischen Regierung. *)

Die Unruhen, welche dem Tode Feth Khans folgten, hatten Caschemir und die andern Provinzen jenseits des Indus ohne Vertheidigung gelassen; sie fielen nach einander in die Gewalt Runschit Sings. Im Jahre 1822 ging er über den Fluß und schlug in einer Schlacht die Afghanen vollständig. Dieser durch seine Tapferkeit entschiedene Sieg begründete die Macht der Seiks in dem Lande ihrer Feinde, und seit dieser Zeit zahlt Peschawer dem Maharadscha einen Tribut.

Die Barakhzis theilten sich, statt einig zu bleiben, und erleichterten so den Erfolg der ehrgeizigen Absichten Rundschit Sings. Mitten unter diesen blutigen Streitigkeiten verlor Eyub, der Schattenkönig, seinen Sohn. In seiner Angst suchte er ein Asyl am Hofe von Lahore, wo er geblieben ist. Die Sindhier entsagten aller Unabhängigkeit; Balkh und sein Gebiet wurden den Staaten des Khans der Bucharei einverleibt.

Ein Häuptling der Barakhzis ließ sich in Kandahar, ein anderer in Peschawer und ein dritter in Kabul nieder; so zerfiel die Duranie-Monarchie nach einer Dauer von 76 Jahren. Nach der Auflösung besuchte A. Burnes Afghanistan, das er 1832 betrat.

Die Afghanen bewohnen seit undenklicher Zeit das Land, welchem sie den Namen gegeben haben. Sie selbst nennen es Puschtane, woraus man in Indien Pitan oder Patan gemacht hat. Wie alle Völker, welche den Gebrauch der Buchstaben vor der Annahme des Islams nicht kannten, haben sie die arabische Schrift angenommen und die echte Tradition von ihrem Ursprunge verloren. Sie stützen sich auf dem Koran entlehnte Ideen und jüdische Träumereien, und behaupten, von den zehn Stämmen abzustammen, die durch die Könige Assyriens in die Gefangenschaft geführt wurden. Dieser, obgleich offenbare, Irrthum wurde in Europa von sehr gelehrten Leuten wiederholt. Die Sprache des Volkes reicht hin zur Wiederlegung desselben; sie hat nicht die mindeste Aehnlichkeit mit irgend einer semitischen; nur mit dem Studium des Koran haben sich arabische Worte eingeschlichen; das Peschtu hat viel Aehnlichkeit in den Wurzelwörtern mit dem Persischen.

Die Reisenden, welche sich bei den Afghanen aufgehalten haben, schildern sie als kräftig, mager und muskulös, mit schwarzem, bisweilen braunem Haar und Bart, einer Adlernase, regelmäßigen Zügen und langem Gesichte; man fand in ihrem Aussehen etwas Jüdisches, was dazu beitrug, die erwähnte Fabel zu bestärken. Die Afghanen in O. haben eine minder ausdrucksvolle Physiognomie als die in W., aber diese sind größer und kräftiger und haben eine minder dunkle Farbe als die ersten, unter denen man einige sieht, die so dunkel sind wie die Hindus. Ihre Frauen sind schön und hübscher gewachsen als die Frauen von Hindostan.

*) Neuerdings hat ihn diese bekanntlich durch Gewalt wieder auf den Thron gesetzt.
D. Uebers.

Die Afghanen in W. haben an der Civilisation der Perser, jene des O. an der der Hindus Theil genommen und resp. die Sitten und Gebräuche ihrer Nachbarn zu den ihrigen gemacht, während die in der Mitte die alten Gewohnheiten der Nation beibehielten. Sie zerfällt in zwei Hauptclassen: eine herumziehende wohnt noch unter Zelten; die andere hat der herumschweifenden Lebensart entsagt.

Diese Verschiedenheit in den Sitten wird durch die Beschaffenheit des Landes bestimmt; im N. und O. ist es gebirgig. Am rechten Ufer des Indus endigt sich der Himalaya; am linken Ufer beginnt der Hindu Kusch (der Paropamisus der Alten), der mit einigen Abweichungen nach S. sich von O. nach W. zieht und nach Herat zu sich senkt, wo er nur ein Labyrinth von Hügeln ist. Seine Hauptspitze, der Spinngur (weiße Berg), ist 20,493 Fuß hoch. Unter den 57. Meridian laufen zwei ungeheuere Ausläufer nach S., unter dem Namen Soliman Kuh nach O. und als Brahuik Kuh nach W. Es fehlen genaue Angaben über die Höhe dieser Berge, welche sich nach Belutschistan hinein erstrecken; man schätzt sie aber auf 1400 Toisen. Sie senden Zweige nach O. und W. Diese laufen sehr weit und lassen große Ebenen dazwischen.

Der Indus, welcher der Hauptfluß des westlichen Afghanistans ist, nimmt zur Rechten den Cabul und weiter unten den Gomal auf, welche sich lange in dem Gebirge hingeschlängelt haben. In entgegengesetzter Richtung strömt der Helmend, der, nach einem langen Laufe in Gebirgsgegenden in die westlichen Ebenen, dann in die Wüste gelangt und seinen Lauf von 250 Stunden Länge in dem Zerre-See endigt.

Das Clima ist in Afghanistan sehr verschieden; das fortwährende Verbleiben des Schnees auf den höchsten Gipfeln der Berge und sein spätes Verschwinden auf den minder hohen hat einen bedeutenden Einfluß auf die Temperatur; sie ist im Winter sehr kalt, in dem ganzen Gebirgstheile im Sommer gemäßigt, während die Hitze in den Ebenen unerträglich ist. Der Regen ist im Allgemeinen nicht häufig, der im Winter fallende von großer Wichtigkeit für die Bebauung des Landes. Die Wirkung der Munsons macht sich in den südlichen Provinzen fühlbar. Die Bodenerzeugnisse sind außerordentlich verschieden, und man erntet hier sowohl die europäischen als einen Theil der indischen. Ebenso ist es mit den Thieren; die Heuschrecken, diese Geißel des Orientes, verursachen oft große Verwüstungen.

Ueber die Mineralogie Afghanistans weiß man noch sehr wenig. Die meisten Flüsse sollen Gold führen; in den hohen Gebirgen giebt es Silbergruben und an verschiedenen Orten Blei, Eisen und Spießglanz. Die Salzquellen sind zahlreich.

Die Stämme, aus denen die afghanische Nation besteht, belaufen sich auf mehr als 300, die Unterabtheilungen mitgerechnet. Ulus ist der gemeinschaftliche Name für alle. Jede Gemeinde hat einen Fürsten (serdar), der unter jenem des Stammes steht, welcher den Titel Khan führt. Fast immer hängt die Wahl von dem Könige ab, der willkührlich den Khan entsetzen und einem Verwandten die Stelle geben kann. In einigen Ulus wird der Khan von den Mitgliedern des Stammes ernannt. In jedem Falle nimmt man auf das Recht der Erstgeburt Rücksicht, noch mehr aber auf das Alter, auf Erfahrung und Ruf. Diese unregelmäßige Art der Nachfolge veranlaßt Unruhen und Intriguen. In allen Bürgerkriegen schließt sich der Ehrgeizige, der den Ulus nicht erhalten konnte, mit seinen Anhängern dem entthronten Fürsten an.

Dschirga heißen die Versammlungen der Oberhäupter der einzelnen Abtheilungen, in denen die öffentlichen Angelegenheiten geordnet werden; der Khan führt den Vorsitz bei dem hauptsächlichsten Dschirga, der aus den Fürsten der Ulus besteht; jeder derselben versammelt seine Subalternen ebenfalls. Bei nicht sehr wichtigen Angelegenheiten handelt der Khan nach seinem eigenen Gutdünken, in ernstern Fällen aber müssen Versammlungen berufen werden; sehr oft fragt jede Unterabtheilung und selbst jede Familie die Fürsten nicht, sondern handelt nach eigenem Interesse oder nach Laune. Um diesem Uebel abzuhelfen, wählt man auf Zeit einen Beamten, der eine unbeschränkte Ma besitzt und nach der Crisis wieder in die Classe der Privatpersonen zurücktritt.

Die Vereinigung aller dieser kleinen Gemeinden wurde zur Zeit der Monarchie durch ein gemeinsames Oberhaupt regiert. Gegenwärtig sind die Stämme unter die Häuptlinge vertheilt, welche über verschiedene Theile des Landes herrschen. Einige Stämme haben die königliche Gewalt nie völlig anerkannt.

Die westlichen Provinzen werden von den Duranis, den Gildschis und den Hazarehs bewohnt, welche meist Viehzucht treiben; die Berduranis, die Yussufzaïs, die Schiraonis und andere Stämme leben in dem Gebirge. Unter diesen brechen am häufigsten die innern Zwistigkeiten aus, und einige leben vom Raube.

Nach den verschiedenen Reisenden, welche den Afghanen in seiner Heimath beobachtet haben, ist er gastfrei, einfach in seiner Lebensweise, seinen Sitten und seinen Reden, eher stolz als geizig, offen und ehrlich, aber rauh und heftig, und kann keine Beleidigung ertragen. Seiner Rache schließt sich seine Familie und selbst sein Stamm an, so daß der erbliche Haß sich bis in das Unendliche verlängert.

Obgleich die Afghanen fest an den Lehren des Islams halten, so sind sie doch keineswegs intolerant, und sie haben die Eheceremonien, das Eigenthumsrecht und die Verwaltung der Justiz durch ein Gesetzbuch geregelt, das Peschtenualli heißt und in mehrern Bestimmungen von denen des Koran abweicht.

Die Frauen besitzen eine weit größere Freiheit als in den andern muselmännischen Ländern und mißbrauchen sie, nach Elphinstone, nicht. „Die Frauen der höhern Classen," sagt er, „leben vor allen Blicken verborgen, aber man erlaubt ihnen alle Vergnügungen und allen Luxus, der sich mit ihrer Lage verträgt. Die der Armen arbeiten in der Wirthschaft und holen Wasser; in den halbrohen Stämmen verrichten sie verschiedene Arbeiten außer dem Hause. Die Damen von hohem Range können fast alle lesen und einigen fehlt es nicht an Bildung. Schreiben aber würde für eine anständige Frau eine Beschimpfung seyn. Die Familienmütter haben einen großen Einfluß auf das Innere der Familie. Ist der Mann abwesend, so nehmen sie im Hause die Männer auf, welche die Gastfreundschaft ansprechen; die Frauen auf dem Lande und namentlich die der Hirten sind besonders keusch.

„Die Afghanen sind, wie ich glaube, das einzige Volk im Oriente, bei welchem man das Gefühl der Liebe, so wie man es in Europa kennt, bemerken kann; nicht selten entführt der Liebhaber den Gegenstand seiner Leidenschaft trotz den Gefahren, denen er sich aussetzt; der Verliebte schwört selbst dem jungen Mädchen Treue, geht dann in eine andere Gegend und bleibt da, bis er durch seine Arbeit oder seinen Handel die Summe erworben hat, die er bedarf, um die Geliebte von deren Eltern zu erhalten.

„Diese sentimentale Liebe findet sich besonders bei den Landbewohnern; minder häufig ist sie unter den hohen Classen, jedoch finden sich auch da Beispiele. Ein Liebeshandel zwischen dem Fürsten der Turcolanis und der Frau eines Khans der Yussufzaïs veranlaßte einen langen und blutigen Krieg zwischen den beiden Ulus.

„Die meisten Lieder und Erzählungen der Afghanen handeln von Liebe, und dieses Gefühl wird darin in den glühendsten und zärtlichsten Ausdrücken beschrieben . . ."

Elphingstone giebt viele merkwürdige Details über die Sitten der Afghanen. „Sie lieben das Gespräch sehr und finden großes Vergnügen an geschichtlichen Erzählungen und an Liedern. Alle, besonders die im W., sind leidenschaftliche Jäger. Oft giebt es Pferderennen, besonders bei Gelegenheit von Hochzeiten; der Bräutigam giebt den Preis, ein Kameel; zwanzig bis dreißig Pferde machen einander den Preis streitig und durchlaufen eine Bahn von 3 bis 4 Stunden. Sie haben auch ein Carrousel, das darin besteht, mit verhängtem Zügel zu jagen und dabei mit der Spitze einer Lanze eine hölzerne Taube zu treffen oder mit fortzunehmen.

„Die afghanischen Reiter schießen im Laufe mit dem Carabiner, der Flinte und dem Bogen. Männer aus verschiedenen Ulus schießen bisweilen mit Armbrüsten um die Wette; der Preis ist meist eine Mahlzeit, nie eine Summe Geld.

„Das Lieblingsvergnügen der westlichen Afghanen ist der Attam- oder Gumbu-Tanz. Zehn bis zwanzig Männer oder Frauen stellen sich im Kreise auf, im Sommer vor den Häusern oder Zelten, im Winter um ein großes Feuer. Die Tänzer nehmen alle Arten Stellungen an und führen verschiedene Touren aus; dabei schreien sie, klatschen in die Hände und lassen die Finger knacken.

„Die meisten ihrer Spiele kommen uns kindisch und gar nicht zu ihren langen Bärten und ihrem ernsten Wesen passend vor. Die Männer spielen wie unsere Schulknaben mit Kügelchen; ist es aber nicht eben so in Persien und wie ich glaube in der Türkei? Hier noch ein anderes sehr gewöhnliches Spiel: ein Mann, der seinen Fuß mit einer Hand hält, hüpft gegen seinen Gegner, der dieselbe Stellung angenommen hat, und beide suchen einander umzuwerfen; die Regeln dieses Spieles sind sehr complizirt. Andere Vergnügungen, für Leute von reifem Alter unpassend, haben sie noch mehrere, sowie endlich das Ringen und andere gymnastische Spiele. Die Hahnen-, Hunde-, Wachtel-, Widder- und selbst Kameelkämpfe erregen große Bewunderung.

„Trotz der Verschiedenheit der Trachten, die man bei den Afghanen bemerkt, scheint mir die der westlichen Stämme der Typus der Nationaltracht zu seyn; sie besteht in weiten Beinkleidern von dunkelm Baumwollenzeuge, einer Blouse mit sehr weiten Aermeln, Stiefelchen und einer sehr engen Mütze mit einem schwarzseidenen Streifen über einem Käppchen von Goldbrocat oder einem Stoffe von glänzender Farbe. Darüber tragen sie häufig einen großen Mantel mit Kragen aus gegerbten Schaffellen, mit der Wolle nach innen. Um im Stande zu seyn, die Angriffe ihrer Feinde zurückzuweisen, bewaffnen sich die Duranis-Bauern mit einer Flinte und einem Säbel. (Taf. 38. Abbild.)

„Die Frauen haben ein Hemd wie das der Männer, das aber länger, von feinerm Zeuge, gedruckt oder mit farbiger Seide gestickt ist. Ihre Beinkleider sind farbig und enger als die der Männer; ihre Mütze ist von Seide von heller Farbe, mit Gold gestickt, sehr klein und berührt kaum die Stirn oder die Ohren. Ueberdies haben sie einen großen Schleier oder vielmehr eine Hülle von glattem Baumwollenzeuge, womit sie sich vor den Fremden bedecken. Im W. befestigen sie oft ein Tuch über die Mütze; sie theilen ihr Haar in zwei lange Flechten, die hinten hinunterfallen.

„Ihre Lieblingsverzierungen sind angereihte venetianische Zechinen, welche sie um den Kopf schlingen; sie schmücken sich auch mit goldenen oder silbernen Ketten, die in großen Kugeln endigen, welche an den Ohren herunterhängen; im Nasenknorpel tragen sie gern Ringe von verschiedener Größe. Die Mädchen zeichnen sich durch die weiße Farbe ihrer Beinkleider und durch ihr flatterndes Haar aus.

„Merkwürdig ist, daß die Afghanen nur einen sehr kleinen Theil der Städtebewohner ausmachen; die, welche sich dort aufhalten, sind meist vornehme Leute mit ihrem Gefolge, Soldaten, Mollahs und einige wenige Kaufleute und Handwerker.

„Kein Afghane beschäftigt sich mit dem Kleinhandel oder der Betreibung eines Handwerkes. Dies überläßt man den Tadschiks, einem von den Afghanen ganz verschiedenen Volke, das man auch in Persien und in andern Ländern Asiens findet; alle haben feste Wohnungen und sie treiben nicht selten Ackerbau. Man findet sie hauptsächlich bei Städten. Einige ihrer Stämme haben einen sehr kriegerischen Charakter, tragen eine Tunica, ein Gewand, das sie mit einem Gürtel zusammenhalten, und eine Art kleinen Turban. (Taf. 38. Abbild.)

„In den östlichen Provinzen werden die mechanischen Beschäftigungen von den Hindkis betrieben, einem Volke, das aus Indien stammt. (Taf. 38. Abbild.)

„Wie in allen muselmännischen Ländern giebt es Sclaven in Afghanistan; sie sind meist Eingeborene, doch erhält man einige auch aus fremden Ländern, Abyssinier und Neger. Die Sclaven verwendet man hauptsächlich als Diener im Hause oder zur Bebauung des Bodens; sie werden meist sanft behandelt, essen mit ihren Herren und sind bekleidet wie diese.

„Diese machen ihnen Geschenke und kaufen ihnen selbst Frauen, die Sclavinnen waren. Der Eigenthümer des Mädchens erhält den Preis, den er oft dem Vater oder der Braut überläßt, doch behält er sich seine Rechte auf die Frau nach der Hochzeit vor, und die Kinder, welche sie gebiert, gehören ihm an. Die Sclaven können Eigenthum besitzen; selten schlägt man sie; sie sehen sich als Glieder der Familie an, der sie angehören, und sehen ein, daß sie ihres eigenen Vortheils wegen arbeiten müssen.

„Wird ein Sclav freigelassen, so geschieht dies immer unentgeltlich, und sie benehmen sich darin wie die Perser. Der P. Krasinski, den man keineswegs der Parteilichkeit für sie beschuldigen kann, drückt sich in seiner „Geschichte der letzten Revolution in Persien" so aus: die Behandlung, welche sie ihren Kriegsgefangenen angedeihen lassen, hat durchaus nichts von der Rohheit an sich, die sich bei den meisten andern Nationen im Oriente findet. Sie lassen sich zwar von denselben bedienen, aber außer daß sie sie dabei mit Güte behandeln, verfehlen sie selten, wenn sie mit ihnen zufrieden sind, nach einer gewissen Zeit ihnen die Freiheit wiederzugeben."

Burnes hatte kaum die Grenze der Besitzungen Rundschit Singhs überschritten, die sich 3 Meil. westl. vom Indus befindet, als er seine Seiks-Bedeckung entließ; sie wiederholte dreimal ihren Abschiedsgruß und er übergab sich den Afghanen, die ihn und die Seinigen mit einem nas salam aleïkom (Friede sey mit Euch) empfingen. Diese Afghanen gehörten zu der Horde der Khattaks, „einer schlechten Race", sagt der Reisende. Indessen konnte er ihren Anführer nur loben, denn derselbe bezeigte eine gewisse Unzufriedenheit darüber, daß die Fremden einige Gegenstände in dem Bazar einer benachbarten Stadt gekauft hatten, weil sie demnach an seiner Gastfreundschaft zu zweifeln geschienen hatten. „Er nahm Abschied von uns," setzt Burnes hinzu, „indem er uns einlud, uns für so sicher zu halten, wie die Eier unter der Henne." Dies war jedoch an demselben Orte, wo der arme Moorcroft und seine Gefährten auf so ernste Schwierigkeiten stießen, daß sie sich mit Gewalt durchschlagen mußten.

„Wir befanden uns jetzt außerhalb Hindostans und in einem Lande, wo das Begehren des Eigenthums eines Andern die vorherrschende Leidenschaft ist. Deshalb hielten wir uns immer in der Nähe unseres Gepäckes; die kleine Anzahl unserer Leute wurde so vertheilt, daß in der Nacht regelmäßig Wache gehalten werden konnte. Wir selbst visirten die Wachen. Wir lebten wie die Eingeborenen des Landes und verschmähten weder die harte Erde noch die elenden Hütten, in denen wir bisweilen unser Nachtquartier nahmen. Ich vertheilte einen Theil meines baaren Geldes unter meine Diener; die Controlle, die wir eingeführt hatten, war so vollkommen, daß wir auf unserer ganzen Reise nicht einen Dukaten verloren. Unsere Diener zeigten sich des Vertrauens würdig, das wir in sie gesetzt hatten. An meinen linken Arm befestigte ich als Amulet, die bekanntlich bei den Orientalen so häufig sind, einen Creditbrief auf 5000 Rupien, am rechten trug ich meinen Paß in mehrern Sprachen und um den Leib band ich mir ein Säckchen mit Dukaten."

Burnes reiste mit J. Gerard, einem Chirurgen, der sich lange im Himalaya aufgehalten hatte. Der Fürst von Peschawer hatte den beiden Engländern eine Abtheilung von sechs Reitern entgegengeschickt; vor der Stadt erschien der Sohn des Fürsten mit einem Elephanten und einem Trupp Reiter. „Es war ein schöner Knabe von etwa zwölf Jahren, in einer blauen Tunica und einem Caschemirshawl als Turban. Nachdem wir ehrerbietig abgestiegen waren, umarmten wir einander. Er führte uns unmittelbar zu dem Sultan Mahomed Khan, seinem Vater, der uns auf die schmeichelhafteste Weise aufnahm, uns an der Thüre seiner Woh-

nung empfing und uns in ein Zimmer führte, das mit Spiegeln bekleidet und mit abscheulichen Malereien beschmiert war. „Mein Haus, mein Land, meine Habe, sagte er, alles steht zu Eueren Diensten; ich bin der Verbündete der britischen Regierung und habe es durch mein Benehmen gegen Moorcroft bewiesen; es ist ein wahrer Freundschaftsbund.“ Wir waren allerdings keine Leute, die denselben brechen wollten. Er hatte seinen Harem räumen lassen, um uns aufnehmen zu können. Es war eine Aufnahme, die wir allerdings nicht erwartet hatten.

„Alle Glieder der Familie Mahomed Khans waren gebildete Leute, frei von religiösen Vorurtheilen und einige in der Geschichte Asiens sehr erfahren. Während wir mit einander sprachen, standen mehrere auf, als die Stunde des Gebetes gekommen war, und verrichteten dasselbe. Je mehr wir Peschawer kennen lernten, um so mehr erweiterte sich der Kreis unserer Bekanntschaften; wir erhielten jeden Augenblick Besuche, besonders wenn wir allein waren. Die Afghanen lieben die Einsamkeit nicht; sie entschuldigten sich immer, wenn sie bei ihrer Ankunft Niemanden bei uns fanden, obgleich es uns bisweilen angenehm gewesen wäre, allein zu seyn.

„Am 21. März, dem Neujahrstage, ersuchten uns Mahomed Khan und seine Brüder, einen Spazierritt in der Umgegend von Peschawer zu machen. Die meisten Einwohner befanden sich in den Gärten, wo sie umhergingen mit Sträußern und blühenden Pfirsichzweigen in der Hand. Wir nahmen Platz auf dem Terrassendache eines Lusthauses und betrachteten die versammelte Menge. Die Bäume waren mit Blüten bedeckt; nichts konnte der Schönheit des Bildes gleichen, das wir vor uns hatten. Mahomed Khan und seine Brüder gaben sich die Mühe, mir die umliegenden Berge zu nennen, sagten mir, welche Völkerstämme dort wohnten, und unterhielten mich mit allem, was ihrer Meinung nach mich interessiren konnte. Sie erzählten mir auch, der vornehme Herr, welcher den Garten habe anlegen lassen, in welchem wir uns befänden, besitze den Stein der Weisen (Seng i fars), weil man nicht begreifen konnte, auf welche andere Weise er seine großen Reichthümer habe erwerben können. Sie setzten hinzu, er habe den Seng i fars in den Indus geworfen.“

Mahomed Khan, der sich mit seinem Bruder, dem Fürsten von Kabul, veruneinigt hatte, versuchte die beiden Engländer zu überreden, ganz im Stillen durch diese Stadt zu reisen und ohne ihn zu besuchen. „Er erbot sich selbst,“ setzt unser Reisende hinzu, „uns durch einen angesehenen Perser begleiten zu lassen, der uns bis an die Grenze von Afghanistan führen solle. Hätte ich geglaubt, dieses Arrangement sey ausführbar, so würde ich mich darüber gefreut haben; aber es war offenbar schwierig, durch die Stadt Kabul und durch das Land zu kommen, dessen Hauptstadt sie ist, ohne daß es der Fürst erfahre; die Entdeckung eines solchen Versuches setzte uns sicher dem Zorne eines Mannes aus, von dem wir nichts zu fürchten hatten, wenn wir uns offen für englische Officiere ausgaben. Ich war also entschlossen, dem Fürsten von Kabul zu trauen wie jenem vom Peschawer. Dieser überzeugte sich endlich auch, daß unser Verkehr mit seinem Bruder in nichts die Achtung verringern werde, die wir für ihn hegten. Er willigte in unsere Abreise und blieb selbst dabei, uns zu unterstützen, um sicher durch sein Gebiet reisen zu können. Er rieth uns, unsere Tracht nochmals zu ändern; wir nahmen deshalb eine Kleidung, welche Armuth verkündigt; das, welches ich fertig in dem Bazar kaufte, kostete mich etwa einen Thaler. Wir kamen auch überein, daß wir vor den gemeinen Leuten uns nicht als Europäer zu erkennen geben, offen aber allen Häuptlingen und selbst demjenigen, mit welchem wir vertraut werden würden, die Wahrheit gestehen wollten. Ferner wurde es für zweckmäßig gehalten, jede Vertheilung von Arzneimitteln einzustellen, da dies zu viele Personen um den Herrn Gerard versammeln und das Gerücht von unserer Ankunft ausbreiten würde, was die Muthmaßung wecken könnte, wir hätten Schätze bei uns.

„Fünf Meilen von Peschawer auf der Straße nach Kabul hatten wir eines der Denkmale gesehen, die wir schon im Pendschab bemerkt hatten, wo man sie Tope (Hügel, tumulus) nennt; in Sanscrit heißen sie Stoupas, was dasselbe bezeichnet. Andere trifft man auf der großen Straße, welche von Persien und Bactriana nach Indien führte. Das in der Nähe von Peschawer ist sehr verfallen und ungefähr 100 Fuß hoch. Die Steine, mit denen es bekleidet gewesen, waren heruntergefallen oder weggenommen worden. In denen des Pendschab, die man durchsucht, hat man einen eisernen Cylinder gefunden, der einen andern von Zinn oder dergleichen enthielt; dieser enthielt einen dritten von Gold. Sie befanden sich in einer Nische in einem großen Steinblocke im Grunde. Dieser goldene Cylinder, 3 Zoll lang und 6 Linien im Durchmesser haltend, war mit einer schwarzen, schmuzigen Masse, dem Kothe ähnlich, gefüllt, worunter sich kleine Glas- oder Bernsteinstücke befanden. Man fand auch zwei goldene Münzen darin; andere waren im Innern des Baues verstreut. (Taf. 38. Abbild.)“

Nach einem sehr angenehmen Aufenthalte von einem Monate in Peschawer reisten die beiden Engländer am 19. April ab. Diese Stadt wurde von Akbar inmitten einer großen Ebene gegründet. Die afghanischen Monarchen residirten bisweilen hier in dem Bala Hissar, einem großen Gebäude mit schönem Garten in der Citadelle, welche die Stadt vertheidigt. Es ist dies nebst dem hauptsächlichsten Caravanserai das bemerkenswertheste Gebäude. Obgleich sehr heruntergekommen, besitzt Peschawer doch immer noch einen blühenden Handel. Man zählt darin über 70,00 Einw.; die Dörfer der von dem Kabul und verschiedenen Bächen bewässerten Ebene sind sehr reinlich und verrathen Wohlstand; man sieht in den Gärten Maulbeerbäume und die meisten in Europa bekannten Obstbäume.

Von den fünf Straßen, welche von Peschawer nach Kabul führen, zogen die Engländer die an dem Flusse hin vor, weil der Paß Kheiber wegen des in der Nähe wohnenden Stammes nicht sicher ist. Man ging über den Kabul auf einem von aufgeblasenen Schläuchen getragenen Floß. Dieser Fluß ist, wenn auch nur 750 Fuß breit, so reißend, daß man eine Meile weit mit fortgerissen wurde, ehe man das entgegengesetzte Ufer erreichen konnte. Die Pferde schwammen durch.

„Am 23.“ sagt Burnes, „war alles zu unserm Aufbruche vorgerichtet und wir hatten mit den Momands unterhandelt, einem Räuberstamme, der etwas weniger wild ist als die Kheiberis. Sie verlangten eine Rupie für jeden Muselmann und sechs für einen Hindu, begnügten sich aber mit viel weniger und zankten sich bei der Theilung. Wir fingen dann an, an den steinigten Hügeln hinaufzuklettern, und hatten bald eine Probe von dem Einflusse der Momands; einzelne Reisende sahen wir mit Kindern; die Bedeckung genügte zu ihrem Schutze. Wir mußten von neuem über den Kabul, und es geschah auf dieselbe Weise wie das erste Mal. An der andern Seite gab es weder ein Dorf, noch Spuren von Bewohnern; wir mußten also unsere Teppiche auf der Erde ausbreiten und unter freiem Himmel schlafen in einer kühlen Nacht nach einem ermüdenden Tage. Das Rauschen des Flusses hatte jedoch die meisten bald eingelullt und gegen Mitternacht hörte man nichts mehr als die Stimme der Bergbewohner, welche auf einem vorspringenden Felsen über unserm Lager bis zum Tagesanbruche wachten. Sie sahen wie echte Banditen aus, und es war sehr unterhaltend, den studirten Respect zu sehen, den Alle gegen uns zeigten. Ihr Anführer, ein zerlumpter Taugenichts, der nicht einmal einen Turban hatte, war zu Pferde; man sang sein Lob; man gab ihm Geschenke, aber kaum waren wir aus diesem Bezirke hinaus, als jeder die mit Schimpfreden überhäufte, die man eben noch geliebkost hatte.“

Ehe man nach Dschelalabad gelangt, muß man über eine große steinigte Wüste reisen. Ein Theil davon ist unter dem Namen Decht oder Ebene von Batticote bekannt; der Simum oder giftige Wind macht sich hier in der warmen Jahreszeit fühlbar.

Dschelalabad, am Kabul, ist eine sehr kleine Stadt mit einem Bazar von funfzig Laden und hat nur 2000 Einw.; in der kalten Jahreszeit zählt sie deren aber 20,000, weil dann die von den benachbarten Bergen sich hierher flüchten. Ein Gebirge in der Nähe zeigt große Aus-

grabungen; man führt sie bis zu den Zeiten der Ungläubigen zurück; sie sind in Gruppen getheilt; jede hat einen besondern Eingang von der Größe einer gewöhnlichen Thüre. Sie haben vielleicht eben so viele Dörfer gebildet, denn es scheint sonst in Asien Sitte gewesen zu seyn, in ähnlichen Höhlen zu wohnen, wie wir von den Geschichtschreibern des Alterthums erfahren, welche so oft von Troglodyten oder Höhlenbewohnern sprechen. Sieben runde Thürme in der Nähe von Dschelalabad unterscheiden sich von den Topen durch ihren Bau; sie gelten für sehr alt und man hat in geringer Entfernung viele Münzen gefunden.

Schneebedeckte Berge laufen mit einander parallel in N. und S. von Dschelalabad; die letztern nehmen nach O. zu an Höhe ab. Der Schnee schmilzt nie auf den obern Theilen, was unter dieser Breite eine Höhe von 15,000 Einw. voraussetzt.

Als die Reisenden sich von den Ufen des Kabul entfernten, gelangten sie in das Thal Bala Bagh, das von dem Surk rud bewässert wird, und durch seine Trauben und Granatäpfel berühmt ist, welche in Hindostan sehr gesucht werden. In dem Dorfe Gandamak erreichte man die Scheidelinie zwischen dem kalten und warmen Lande. Man sagt, es schneie auf der einen Seite des kleinen Flusses, während es auf der andern regne. Das vegetabilische Leben nimmt hier neue Formen an; der Weizen, den man zu Dschelalabad schneiden wollte, war in Gandamak noch nicht drei Zoll hoch, und doch beträgt die Entfernung dieser Oerter von einander nicht 25 Meil. Auf den Feldern bemerkten die Reisenden Pflanzen ihrer Heimath. Die nur 10 Meil. entfernten Berge waren mit Fichtenwäldern bedeckt, welche 1000 Fuß unterhalb der untern Schneegrenze begannen. Die Luft, welche schärfer wurde, machte wärmere Kleidung nothwendig.

„Auf dem Wege," setzt Burnes hinzu, „konnte man leicht die alte Straße und die Posthäuser erkennen, die 5 bis 6 Meilen auseinander von den mogolischen Kaisern erbaut worden waren, um die Communication zwischen Delhi und Kabul zu unterhalten. Man kann diese Vorrichtungen selbst in dem Gebirge bis Balkh verfolgen, weil Humaiun und Aurengzeb beide in ihrer Jugend Gouverneure dieser Stadt waren.

„Wir begegneten Tausenden von Schafen, welche von Gildschis gehütet wurden. Jetzt, da der Schnee weder die Ebenen, noch die unteren Berge mehr bedeckte, führten sie ihre Heerden nach dem Hindu Kusch, wo sie den Sommer zubringen. Die Männer folgen den Schafen, welche an den Abgründen weiden; die Knaben und kleinen Mädchen führen die Lämmer und bilden den Nachtrab in einer Entfernung von 1 bis 2 Meil. Eine alte Ziege oder ein Mutterschaf geht voraus und die Kinder treiben die Kleinen durch leichte Schläge mit Gras oder durch Geschrei. Einige der Kinder waren so jung, daß sie kaum laufen konnten. Wir kamen vor mehrern Lagerplätzen am Wege vorüber; man wollte sie eben abbrechen und packte die Hausgeräthe ein. Die Zelte waren niedrig, von Filz und von schwarzer oder vielmehr brauner Farbe. Die Frauen verrichteten alle Arbeit, beluden die Kameele und trieben sie vorwärts; sie waren sehr braun und zeichneten sich sehr wenig durch Schönheit aus. Uebrigens waren alle diese Afghanen bekleidet und mit großen Sandalen mit Nägeln beschuht. Die Kinder sahen wohl und munter aus. Man sagt, bei diesen Nomaden würden die Ehen nie vor dem vierzigsten Jahre geschlossen.

„Am 30. kamen wir in **Kabul** an. Der Anblick dieser Stadt ist keineswegs imposant, und erst als ich mich im Schatten unter dem schönen Bazar befand, glaubte ich es, daß ich in der Hauptstadt eines Reiches sey."

Die englischen Reisenden erhielten sogleich eine Audienz bei Dost Mahomed Khan, dem Fürsten von Kabul. Er verrieth in dem Gespräche einen Grad von Verstand und Bildung, welcher die beiden Europäer überraschte. Seine Neugierde erstreckte sich nur auf wirklich interessante Gegenstände; seine Fragen betrafen nur Dinge von hoher Wichtigkeit, und seine Reflectionen verriethen ein gesundes Urtheil und einen bemerkenswerthen Scharfsinn.

„Jeder," sagt Burnes, „wiederholt, Kabul sey eine sehr alte Stadt und man giebt ihr ein Bestehen von 6000 Jahren. Sie ist sehr volkreich und geräuschvoll; der Lärm ist hier so groß am Nachmittage, daß man auf der Straße sein eigenes Wort kaum hört. Der große Bazar ist prachtvoll und wohl versehen mit Waaren aller Art. Abends wird er sehr gut erleuchtet und dann ist die Ansicht wirklich reizend. Die Straßen sind nicht sehr eng und man hält sie in der trockenen Jahreszeit in gutem Zustande; kleine Rinnen mit reinem Wasser durchschneiden sie, was für die Bewohner sehr bequem ist. Die von an der Sonne gedörrten Steinen gebauten Häuser haben selten eine Etage über dem Erdgeschosse. Man schätzt die Einwohner auf 60,000. Die Stadt liegt 6000 Fuß über dem Meeresspiegel; sie hat herrliche Gärten, in denen ich unter unsern Obstbäumen mit großem Vergnügen umherging. Auch das Gezwitscher der Vögel erinnerte mich an die Heimath.

„Ehe wir Kabul verließen, machte ich die Bekanntschaft vieler brahmanistischer Handelsleute von Schikarpur. Der ganze Handel Mittelasiens ist in den Händen dieser Männer, welche Agenten haben von Astrachan in Rußland und Meschid in Persien bis nach Calcutta. Sie denken an nichts als an ihre Geschäfte, nehmen nur Antheil an Dingen, welche sie interessiren, und versichern sich des Schutzes der Regierung von Kabul, indem sie ihr Geld vorschießen. Es war uns nicht schwer unsere Geldgeschäfte hier abzumachen und solche Arrangements zu treffen, daß wir die Summen, welche wir brauchten, selbst in der Ferne von Indien erheben konnten, wo wir uns bald befinden sollten."

Am 18. Mai brach Burnes mit seinem Begleiter wieder von Kabul auf. Sie ließen die Straße nach Kandahar zur Linken und wendeten sich in dem Thale hinauf, in welchem der Fluß Kabul fließt; es ist nicht eine Meile breit. Der Anbau ist hier ganz vorzüglich: an einigen Stellen führen Rinnen das Wasser 100 Fuß hoch auf die Berge hinauf. In dem untern Theile erheben sich die Reisfelder auf sehr malerische Weise stufenartig über einander; um diese Zeit war der Gipfel der Berge zu beiden Seiten mit Schnee bedeckt. Unten hielt sich der Thermometer auf 12° 43′ unter Null.

Ehe die Reisenden in das Thal gelangten, ließen sie in S. Gazna, die alte Hauptstadt des Landes. Es ist jetzt eine Stadt von keiner großen Wichtigkeit und nur bemerkenswerth durch das Grab des Sultan Mahmud, ihres Gründers, die anderer Großen und den großen Damm, ein prachtvolles und nützliches Werk. Mahmud hatte 7 bauen lassen, jetzt ist nur noch einer übrig. Das ist alles, was an den Glanz dieser Stadt erinnert, welche während zwei Jahrhunderten die Hauptstadt des Reiches der Gazneviden und eine der größten und schönsten in Asien war. Ihre beträchtlich hohe Lage über dem Meere macht sie zu einem der kältesten Orte in diesem Lande.

Ehe die Reisenden auf den Gipfel des Passes Unna kamen, welcher das Thal endigt, trafen sie auf Schnee; er fiel während sie durch das Defilé gingen, dessen Höhe 11,000 Fuß beträgt. Bis dahin waren sie nach W. gegangen; jetzt wendeten sie sich nach N., kamen über ein Thal, dessen Gewässer sich mit dem Helmend verbinden, und stiegen dann über die Berge Kohibaba, deren Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt ist. Die Einwohner sagten ihnen, sechs Monate lang hindere sie der Schnee auszugehen. Man säet die Gerste im Juni und erntet sie im September; es ist ganz wie in den nördlichen Ländern Europas. Diese Bergbewohner von Afghanistan haben keine Kröpfe. Jenseits des Passes von Hadschigak mußten die Reisenden wieder hinuntersteigen; dann gingen sie um den von Kalu herum, der noch höher ist, und gelangten in ein Thal, das ein Beifluß des Orus oder Dschihun bewässert.

Am nördlichen Ende des Thales, wo ein Schloß mit großer Anstrengung auf dem Gipfel eines Abgrundes erbaut ist, konnten sie die riesenhaften Götzenbilder von Bamian betrachten. Es sind zwei in Haut-Relief an der Felsenwand ausgehauene Figuren; die eine, 120 Fuß groß, stellt einen Mann vor; die um die Hälfte kleinere eine Frau. Diese beiden Figuren sind schrecklich verstümmelt worden; übrigens empfehlen sie

sich überhaupt nicht durch die Zierlichkeit der Sculptur; der Mantel, mit dem sie bekleidet sind, ist von einer besondern Masse gemacht. An der Seite des Felsens befindet sich eine Menge von viereckigen Höhlen; es führt ein Weg von den untern hinauf zu den beiden Götzenbildern. Die Caravanen von Kabul machen in diesen untern Höhlen gewöhnlich Halt und die obern dienen den Einwohnern von Bamian als Getreideböden. (Taf. 28. Abbild.)

Die Nischen jeder Figur waren sonst mit einer Masse überzogen und mit menschlichen Figuren bemalt, die jetzt fast überall verschwunden sind.

Im Defilé von Akiobat, das 15 Meilen von Bamian entfernt ist, verließen die Reisenden das Gebiet des Königreichs von Kabul.

Dieser Staat ist der mächtigste von denen, welche sich aus der afghanischen Monarchie gebildet haben. Das Einkommen beläuft sich auf 18 Lak Rupien. Die Armee besteht aus 9000 Mann gut berittener und gut equipirter Cavalerie und aus 2000 Mann Infanterie, außer den Milizen und der Artillerie. Er ist stark durch seine Lage in den Bergen. Der Fürst ist mit Recht durch seine Billigkeit, seine Privattugenden und die Ermunterung berühmt, welche er dem Handel angedeihen läßt. Sein Lob kommt aus jedem Munde.

Das Einkommen von Peschawer beläuft sich nur auf 9 Lak Rupien; der Sultan bezahlt einen Tribut an den Maharadscha der Seiks; mehrere Stammhäuptlinge leisten die Abgaben nicht, die sie schuldig sind; mehrere Horden treiben ungestraft Straßenraub auf seinem Gebiete. Seine Armee besteht höchstens aus 3000 Mann, wovon zwei Drittel Reiter sind. Im Nothfalle kann er jedoch eine ansehnliche Zahl unregelmäßiger Truppen stellen.

Der Khan von Kandahar hat ein Einkommen von 5 Lak Rupien, eine Armee von 9000 Reitern und einige Geschütze. Da seine Hauptstadt im Herzen des Landes der Duranis und in der Nähe der Wiege der Familie des Barakhzis liegt, so gelänge es ihm vielleicht in dringendem Nothfalle, ein furchtbares Corps von Reitern aufzutreiben. Die Fremden genießen in diesem kleinen Staate nicht denselben Schutz wie in Kabul; die Eingeborenen beklagen sich über Verationen und verwünschen ihren Fürsten.

Wenige Reisende sind in unserer Zeit über Kandahar hinausgekommen; Tavernier spricht von dieser Stadt, sagt aber nicht, daß er dort gewesen; er schildert sie als sehr stark und als den Durchgang aller Caravanen, welche nach Indien ziehen und von dort kommen. Forster sah sie 1782. Conolly, der 1830 durch dieses Land reiste, war so krank, daß er nicht nach Kandahar gehen konnte, vielmehr 16 Meilen in Norden bleiben mußte, wo sein Führer eine Wohnung hatte. Die Erzählungen, die er von der Regierung hörte, stimmen mit dem Berichte Burnes' überein. Conolly setzt hinzu, Kandahar sey eine ansehnliche Stadt und müsse wenigstens 60,000 Einw. haben. Er fragte seinen Führer, und dieser antwortete ihm: „du kennst Herat; nun, denke dir, wenn du kannst, eine noch einmal so schmuzige Stadt und Bevölkerung. Pfui, ich spucke auf den Bart solches Viehes; ich könnte nie wieder rein werden."

Kandahar ist dennoch der Mittelpunkt eines bedeutenden Handels, und die Umgegend, wenn sie auch sehr gedrückt ist, muß eine bedeutende Menge Getreide hervorbringen, denn es ist dort sehr wohlfeil. Das Clima ist nicht so mild wie in Herat, der Boden aber besser und das Wasser reichlicher.

Das Land zwischen Kandahar und Herat ist mäßig bevölkert und zeigt große Weideplätze; man bearbeitet den Boden nur an den Orten, wo die Fruchtbarkeit dazu auffordert, und besonders in der Nähe der kleinen Städte, die vielleicht diesem Umstande ihre Entstehung verdanken.

Weiter oben hat man gesehen, daß Herat und sein Gebiet Kamru gehorchen, der den Titel Schah führt als Abkömmling der Souveraine der afghanischen Monarchie. Conolly schildert ihn als schwachen, geizigen Mann, der sich den Ausschweifungen überläßt. Nichts destoweniger achtet die untere Classe seiner Unterthanen in ihm das Blut ihrer alten Könige. Das Gebiet von Herat möchte Persien gern haben, und es ist der Eroberung bisher nur durch Bezahlung großer Summen entgangen. Kamru zieht aus dem Fürstenthume ein ansehnliches Einkommen, das ihm erlaubt einige Afghanenhäuptlinge bei sich zu haben und ein Heer von 5000 Reitern zu unterhalten.

Forster, Christie, der Begleiter Pottingers, Fraser und Conolly haben Herat gesehen. „Es ist," sagt der letztere, „eine sehr gut befestigte und ziemlich große Stadt; die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 45,000 Seelen. Fast alle Einwohner sind Muselmänner von der Secte der Schiiten, doch giebt es auch Banianen und einige Juden da. Die Stadt ist ungemein schmuzig und kothig; von jeder Seite der Hauptstraßen gehen Gäßchen ab, die unter niedern Arcaden hingehen, was sie sehr dunkel macht; übrigens wird das Auge und die Nase durch alle Arten Schmuz gleich beleidigt. Die Vorstädte dagegen und die Umgegend sind sehr schön. Herat liegt auf der einen Seite 4 und auf der andern 12 Meil. von den Bergen. Die ganze Gegend enthält eine Menge kleiner befestigter Dörfer, Gärten, Weinberge und Getreidefelder, verschönert durch sehr viele klare Bäche, welche die Ebene von allen Seiten durchschneiden. Das Wasser des Herirud wird in eine unglaubliche Menge von Canälen vertheilt, welche das ganze Thal von Herat bewässern. So verschafft man sich die köstlichsten Früchte, und das Clima ist gesund trotz den Verwüstungen, welche bisweilen die Blattern und die Cholera anrichten, und trotz dem, daß die außerordentliche Unreinlichkeit der Einwohner die schnelle Verbreitung der ansteckenden Krankheiten sehr begünstigt.

Kapitel LXI.

Turkestan. — Khunduz. — Balkh. — Buckhara. — Khiwa. — Wüste. — Turkomannen.

Die nördliche Grenze des Königreichs Kabul befindet sich in dem Berglande, das von den Hezarchen bewohnt wird, einem Volksstamme, der sich seiner Physiognomie nach mehr den Türken als den Afghanen nähert und dessen Lebensweise ein dem Räuberhandwerke zugethanenes Volk verkündigt. Wenn man also in Sigan, 30 Meil. nördlich von Bamian, ist, befindet man sich in den Staaten des Khans von Khunduz. Dieser Fürst ist ein Usbeke, der seit kurzem seine Besitzungen erweitert hat; er ist Herr des Thales des obern Oxus und der Beiflüsse desselben; ja Balkh war selbst eine kurze Zeit in seiner Gewalt. Die Bewohner seiner Besitzungen bestehen hauptsächlich aus Tadschiks oder Sarten, welche die Ureinwohner sind; die Usbeken sind verhältnißmäßig nicht sehr zahlreich.

Im N. von Bamian ging Burnes noch über drei Pässe, welche zu Hindostan gehören, die aber minder hoch sind als die vorhergehenden; man sah hier keinen Schnee mehr. Mahomed Ali Beg, der Fürst von Sigan, ist abwechselnd Vasall von Kabul und von Khunduz, je nachdem die Fürsten dieser beiden Staaten mächtiger werden. Der Führer der Caravane hatte ihm gesagt, die beiden Reisenden wären arme Armenier, und der Beg antwortete ihm scherzend, sie wären vielleicht Europäer. Diese Vermuthung konnte traurige Folgen haben, denn der Fürst steht in sehr schlechtem Rufe; er macht sich kein Gewissen daraus, die Caravanen zu brandschatzen, besonders die Juden und andere Ungläubige. Der Kafila Baschi rief zu Gunsten der beiden Engländer das Zeugniß eines Empfehlungsbriefes von Kabul an, in welchem sie als Armenier bezeichnet waren. Ein Rock von Nankin, und 8 bis 9 Rupien, die gewöhnliche Abgabe einer Caravane, genügten diesem habsüchtigen Menschen. „Wir verbrachten eine sehr gute Nacht," sagt Burnes, „in einem mehman khane (Gasthause), das sehr reinlich war und am Ende des Ortes lag; das Innere war mit Papier bekleidet. Der Fürst schickte uns eine Rehkeule, weil wir seinen Freunden in Kabul bekannt waren. Wir bemerk-

ten leicht, daß wir uns in einem Lande befanden, das von den durchwanderten ganz verschieden war. Der Mosaikfußboden war mit Filzteppichen belegt, was eine genauere Befolgung der Religionsvorschriften verrieth; diese Gebäude waren besser gebaut als die, welche wir vorher gesehen hatten. Ich mußte meine Beobachtungen im Hause machen. Sigan ist ein hübscher Flecken mit schönen Gärten, obgleich in einem traurigen und kahlen Thale gelegen."

Heibak, am Ende eines Defilés, wo das Thal sich zum erstenmale von dieser Seite öffnet, ist ein Dorf 4000 Fuß über dem Meere. Ein Usbekenfürst, ein in dieser Gegend berüchtigter kleiner Tyrann, residirt hier in einem Schlosse von Erdsteinen auf einer Anhöhe, welche das Land beherrscht. Das Thal hat Gärten und das schönste Grün. „Bald," sagt Burnes, „sahen wir zahlreiche Heerden auf den aromatischen Bergweiden und große Gärten mit mächtigen Obstbäumen; auch die Bevölkerung wurde ansehnlicher jemehr wir uns den Ebenen von Turkestan näherten. „Am 30. Mai kamen wir nach Khulum, wo wir eine herrliche Aussicht genossen. Das Land zog sich in N. in sanftem Abhange nach dem Orus hin."

Die Reisenden wollten den nächsten Tag nach Balkh aufbrechen, da aber die Zollbeamten einen Boten an den Khan von Khunduz geschickt hatten, um ihm die Ankunft der beiden Fremden zu melden, so warteten sie auf Instructionen. Am 1. Juni wurden sie aufgefordert, die beiden Fremden eilig nach Khunduz aufbrechen zu lassen. Doch ging Burnes allein mit dem Zollvorsteher, der ein Hindu und sehr braver Mann war; der junge Engländer wußte ihn geschickt in sein Interesse zu ziehen, und das war sehr glücklich, denn Burnes konnte mit Recht Besorgnisse hegen, weil der Khan von Khunduz derselbe war, welcher 1824 schändlicher Weise Moorcroft alles abgenommen hatte. Dieser letztere ging nach Bukhara.

Nachdem sie 70 Meilen auf einem schrecklichen Wege zurückgelegt hatten, dem bebaute Felder und hübsche Gärten folgten, betrat Burnes Khunduz. Der erste Minister gab ihm eine Wohnung in seinem Hause; Burnes spielte seine Rolle als Armenier vollkommen; der Zollvorsteher und einer seiner Begleiter von der Caravane bestärkten seine Aussagen. Murad Beg, der Khan von Khunduz, befand sich in seinem Landhause 15 Meilen von der Hauptstadt. Burnes wurde mit seinen beiden Begleitern dahin geschickt, und jeder machte dem Khan ein Geschenk. Der junge Engländer näherte sich ihm, seinem niedern Stande nach, zuletzt, sprach laut das Salam, legte dann seine Hände in die des Khan, küßte sie nach der Gewohnheit und rief taksir, wodurch man die Niedrigkeit ausdrückt. Murad Beg ließ eine grunzende Zustimmung hören, wendete sich auf die Seite und sagte laut: „Er versteht das Salam gut." Burnes zog sich an die Thüre unter die niedrigsten Diener zurück.

Der Zollvorsteher erklärte dem Khan, er habe das Gepäck der beiden Armenier untersucht und gefunden, daß sie sehr arm wären. Es wurde ein Befehl gegeben, ihnen einen Erlaubnißschein zur Ueberschreitung der Grenze auszufertigen, den Burnes erhielt, der die Bemerkung macht: diese ganze Geschichte verräth von Seiten der Usbeken eine fast unglaubliche Einfalt, und doch giebt es kein schlaueres Volk."

In Khunduz nahmen die Reisenden ihre Wohnung wieder bei dem ersten Minister. Diese Stadt liegt in einem Thale, das auf allen Seiten von Bergen umgeben ist, ausgenommen in N., wo das Land sich nach dem Orus zu öffnet, der davon etwa 40 Meil. entfernt ist. Khunduz wird von zwei Flüssen bewässert, die sich dann in Norden vereinigen. Das Clima ist so ungesund, daß man sprichwörtlich sagt: „hast du Lust zu sterben, so gehe nach Khunduz." Der größte Theil des Landes ist so ungesund, daß die Wege auf Holzstößen über das Geröhricht geführt sind. Doch baut man Weizen und Gerste, sowie Reis in den Theilen, die nicht gänzlich überschwemmt werden. Die Wärme soll unerträglich seyn; nichts destoweniger liegt der Schnee drei Monate. Sonst war Khunduz eine sehr ansehnliche Stadt, jetzt hat sie nur 1500 Einw.; wer anderswo wohnen kann, bleibt nicht da, ob sie gleich der Markt für die Umgegend ist. Der Khan kommt nur im Winter daher; dann wohnt er in einem Schlosse, das ein Garten umgiebt. Der Platz ist sehr fest, aber in der übermäßigen Hitze zerfallen die Mauern in Staub und man muß sie fortwährend ausbessern.

Am 8. Juni Nachmittags war Burnes in Mazar. Das Land zwischen dieser Stadt und Khulum ist entsetzlich unfruchtbar; Ruinen von Wasserleitungen und Häusern zeigen an, daß es sonst sehr bevölkert war; jetzt fehlt es ihm an Wasser und folglich auch an Bewohnern. Ein nicht sehr hoher Paß, durch den die Straße geht, ist der Aufenthalt aller Räuber im Lande, weil die verschiedenen Häuptlinge das Räuberhandwerk betreiben. Der, welcher in Mazar regiert, ist ein muselmännischer Priester.

Am 9. Juni Abends kamen die englischen Reisenden nach Balkh, einer alten Stadt, die gegenwärtig zu den Staaten des Königs von Bukhara gehört. Man mußte fast drei Stunden lang unter Trümmern gehen, ehe man zu einem Caravanserai in dem bewohnten Theile der Stadt gelangte.

Die Ruinen nehmen einen Raum von 20 Meil. ein und zeigen keine Spur von Pracht. Nach der Eroberung durch Alexander den Großen blühte sie unter dem Namen Bactra und als Hauptstadt eines von griechischen Königen beherrschten Staates. Nach der Auflösung der afghanistischen Monarchie nahm sie der Khan von Bukhara in Besitz. Sie liegt in einer Ebene, 6 Meil. von dem Gebirge. Die Früchte ihrer Gärten sind ungemein süß und sehr wohlfeil. Das Clima ist aber sehr ungesund, weil der Dehaz bei seinem häufigen Austreten das niedrige Land mit Wasserpfützen bedeckt, welche die Sonnenstrahlen nur zum Theil austrocknen. In Balkh fand der Reisende Moorcroft sein Grab; die beiden Engländer sahen es, sowie das seiner Gefährten in geringer Entfernung von der Stadt.

Von Balkh aus vertauschten sie ihre Pferde gegen Kameele. „Auf jedes dieser Thiere," sagt Burnes, „ladet man zwei große Körbe, die kadschauas heißen. Gerard mußte das Gleichgewicht mit einem Afghanen halten; ich war mit meinem Hindu-Diener zusammen. Anfangs kam uns diese Art zu reisen sehr unbequem vor, weil die Körbe nur 4 Fuß lang, 2½ F. breit waren, und etwas Geschicklichkeit und Gefügigkeit dazu gehört, um sich wie ein Waarenballen zusammen zu drücken. Die Gewohnheit that indeß auch hier das ihrige."

Am 14. gelangte man in eine Wüste nach dem Orus zu; man reisete in einer unermeßlichen Ebene, wo man nur hier und da einige Kirgas, eine Art runder Hütten sah, die von Nomaden-Turkomannen bewohnt wurden. Die Caravane nahm einige zur Bedeckung, brach mit Sonnenuntergang auf und befand sich, nachdem sie 30 M. in 15 St. zurückgelegt hatte, an dem Ufer eines Flusses. Das Wasser strömte sehr schnell; man setzte im Boote über; es wurde ein Pferd an jedes Ende des Fahrzeuges mittelst eines Strickes an der Mähne befestiget und so kam man an das andere Ufer. Hier fand man die Wüste wieder; sie entbehrte alles Holzes; hier und da waren einige Brunnen gegraben. Auf verschiedenen Punkten des Weges traf man Caravanserais, die sich an großen bedeckten Cisternen befanden; in diesem Augenblicke waren alle leer.

Am 20. mit Sonnenuntergang bemerkte man in großer Entfernung in O. eine mit Schnee bedeckte Bergkette; am andern Morgen sah man sie nicht mehr, mit Tagesanbruche kam man aber in die Oase von Karchy, nachdem man von den Ufern des Orus aus 85 Meil. zurückgelegt hatte, ohne einen einzigen Baum zu treffen. Karchy ist eine Stadt von 10,000 Seelen mit einem schönen Bazar. In N. geht ein Fluß vorbei, der von Scheher Sebs kommt, einer 50 Meil. entfernten Stadt, die als Geburtsort Tamerlans berühmt ist.

Am 27. eine Stunde nach Sonnenaufgange befand sich die Caravane vor Bukhara. Die Nähe dieser Stadt hat nichts Auffallendes; das Land umher ist fett und fruchtbar, aber eben, und die Bäume verbergen die Mauern und Moscheen bis man ganz nahe daran ist.

„Unsere erste Sorge," sagt Burnes, „bestand darin, nochmals die Kleidung zu wechseln und uns den von den Gesetzen des Landes vorge-

schiedenen Gebräuchen zu fügen. Unsere Turbane wurden mit ärmlichen Mützen von Schaffell, die Wolle nach innen gekehrt, und unsere Gürtel mit einem Stricke oder einem groben Zeugstücke vertauscht; wir enthielten uns auch, Strümpfe anzuziehen und einen Mantel umzunehmen, weil dies Zeichen sind, welche in der heiligen Stadt Bukhara den Gläubigen von dem Ungläubigen unterscheiden. Wir wußten auch, daß nur die Muselmänner zu Pferde in die Stadt einziehen dürfen, und ein Gefühl sagte uns, wir könnten zufrieden seyn, wenn es uns durch dieses kleine Opfer gelänge, in der Hauptstadt bleiben zu dürfen."

Der Herr G. von Meyendorf, damals russischer Oberst, war 1820 nach Bukhara mit einer Gesandtschaft an den König von Bukhara gekommen. Er kam von R. in das Land, reiste über die Wüste und kam am 20. Decbr. in der Hauptstadt an, wo er bis zum 10. März 1821 blieb. Er hat die Beschreibung seiner Reise herausgegeben, und sie ist mit jener von Burnes die beste Quelle zu genauen Angaben über die Bucharei, ein Land, in welches wenige Europäer gekommen sind. Jenkinson, ein englischer Reisender, kam 1559 nach Bukhara und blieb drei Monate da.

Diese Stadt liegt in einer Ebene 2 Stunden von dem linken Ufer des Zer Affschan oder Kohik; ein Canal führt ihr das Wasser dieses Flusses zu; da man ihn aber nur alle vierzehn Tage öffnet, so ist die Stadt keineswegs gut mit Wasser versorgt, ob sie gleich von Canälen unter Maulbeerbäumen durchschnitten ist. Im Sommer muß sie es oft Monate lang entbehren, weil, wenn nicht viel Schnee geschmolzen ist, der Kohik fast austrocknet.

„Die Oasen der Bucharei," sagt der Herr von Meyendorf, „sind mit Baumreihen und zahlreichen Gärten bedeckt, so daß das Auge nicht weit sehen kann; man erblickt also Bukhara erst in einer Entfernung von weniger als einer Stunde wenn man von Norden kommt; das Aussehen ist für einen Europäer frappant. Kuppeln, Moscheen, die hohen Spitzen der Façaden, die Minarets, die Paläste, welche sich in der Stadt erheben, die Mauer mit Zinnen, welche sie umgiebt, ein See in der Nähe dieser Mauer, umgeben von hübschen Landhäusern mit flachen Dächern, inmitten von Mauern mit Zinnen, endlich Felder, Gärten, Bäume und die Bewegung, welche immer in der Nähe einer Hauptstadt herrscht, alles trägt dazu bei, einen sehr angenehmen Effect zu machen; aber die Illusion hört auf, sobald man in die Stadt selbst gelangt, denn mit Ausnahme der öffentlichen Bäder und der Moscheen sieht man nur Häuser von Lehm von graulicher Farbe, die ohne Ordnung an engen, krummen, schmuzigen Straßen stehen. Diese Häuser, deren Façaden nach dem Hofe zu gehen, zeigen auf der Straßenseite nur gleichförmige Mauern ohne Fenster, ohne einen Gegenstand, der die Aufmerksamkeit auf sich ziehen oder die Blicke der Vorübergehenden fesseln könnte. Alles, was man in dieser so volkreichen Stadt sieht, scheint Mißtrauen zu verrathen; die Physiognomie der Einwohner wird fast nie von einem heitern Gefühle belebt; nie giebt es ein geräuschvolles Fest, nie Gesang oder Musik; nichts zeigt an, daß man sich bisweilen vergnüge, nichts verräth, daß Menschen hier wohnen, welche sich eines angenehmen Lebens erfreuen . . .

„Das bemerkenswertheste Gebäude ist der Palast des Khans; die Bucharen nennen ihn Ark. Er steht auf einer Anhöhe und ist von einer 10 Fuß hohen Mauer umgeben, die nur einen einzigen Eingang und zwar an der Seite hat, wo sich 90 Fuß hoch ein Thurm erhebt, der früher mit grünen lackirten Ziegeln gedeckt war. Jetzt sind nur noch einige davon übrig. Der Eingang stößt auf einem langen Corridor, dessen Wölbung sehr alt zu seyn scheint und der auf den Gipfel eines Hügels führt, auf welchem man von dem Khan und seinem Hofe bewohnte Häuser, eine Moschee, einen Garten und verschiedene Wirthschaftsgebäude sieht. Auf der Platform des Thorthurmes haben Störche genistet. (Taf. 29. Abbild.)

„Nach dem Abendgebete wird die Palastwache verdoppelt und das große Thor nebst den Stadtthoren verschlossen.

„Der Minaret von Mirgarab ist das Gebäude, welches ich für das schönste hielt; es wurde auf Befehl Tamerlans bei der Hauptmoschee errichtet, ist 180 Fuß hoch und hat an der Basis etwa 36 Fuß im Umfange. Nach oben zu wird es schmaler. Trotz seinem Alter ist es vollkommen erhalten. (Taf. 39. Abbild.)

„Man zählt in Bukhara 360 Moscheen; bei oder gegenüber jeder der 61 Schulen steht eine; ihre Bauart ist verschiedenartiger als die der letztern, und alle zeigen in der Form der Wölbung Spuren des maurischen Styles. Die Wölbung der Portale der Schulen sind oft gesprungen in Folge der häufigen Erdbeben, denen die Gegend ausgesetzt ist."

Bukhara enthält nahe an 8000 Häusern und nicht weniger als 80,000 Einw. Drei Viertel der Bewohner sind Tadschiks, die übrigen Usbeken, Tataren, Afghanen, Kalmücken, Juden und Hindus. Man findet hier auch eine gewisse Anzahl russischer und persischer Sclaven, welche von den Turkomannen gefangen genommen wurden.

Die bucharische Nation ist in zwei Classen getheilt: die Usbeken, das erobernde und herrschende Volk, und die Tadschiks, das besiegte und unterthänige. Die letztern, welche sich für Ureinwohner ansehen, stammen wahrscheinlich von den alten Sogdianern ab; die Usbeken sind von türkischer Herkunft; beide bekennen sich zu dem Islam, und sie machen sich kein Gewissen daraus, Perser zu Sclaven zu haben. Einige derselben sind Muselmänner wie sie; da sie aber Schiiten sind, so rechnen die Sunniten sie zu den Ungläubigen.

Man schätzt die Bevölkerung der Bucharei auf 2,500,000 Einw.; davon sind 1,500,000 Usbeken. Der bebaute Theil des Landes wird auf 1200 Q.Stunden angenommen; der Ackerbau würde sehr blühend seyn, hätte das herumschweifende Leben weniger Reiz für so viele Bewohner des Landes und wäre das Wasser im Allgemeinen weniger selten. Man erntet Weizen, Sorgo, Reis, Hülsenfrüchte, Sesam und Baumwolle.

Die Bucharei ist ihrer Lage wegen immer der Mittelpunkt eines lebhaften Handels zwischen Europa und Indien gewesen. Die Abgaben, welche der Souverain von dem Eingange der Waaren erhebt, sind sehr mäßig; Ausgangsabgaben giebt es gar nicht. Der Handel ist fast ganz frei und die Tadschiks können sich ihrer Vorliebe für Handelsspeculation ungehindert hingeben. Da aber die Bucharen wenig Luxus und wenig Bedürfnisse haben, so ist der Handel mit dem Auslande viel bedeutender als der Binnenhandel.

Die Einnahmen des Staates belaufen sich auf 12 Millionen Frcs; die bewaffnete Macht besteht hauptsächlich in Cavalerie und beträgt 25,000 Mann.

Der ehemalige Ruf Bukharas als gelehrte Stadt beweist, daß in einer entfernten Zeit die Stadt ein Herd der Bildung und Aufklärung war. Gegenwärtig ist die scholastische Theologie der einzige Gegenstand des Studiums; die Schüler schmachten 10, 15 und selbst 30 Jahre in den Schulen über den zahlreichen Commentaren des Korans; dann werden sie Mollahs und sehen verächtlich auf alle herab, die ihre Kenntnisse nicht besitzen.

Die gewöhnlichsten Dialecte in der Bucharei sind das Persische und das Türkische; das erste ist das der Tadschiks, der Bürger und aller ein wenig civilisirter Bucharen; auch bedient man sich dieser Sprache in Geschäften und in der Correspondenz. Die durch ihre Rohheit ausgezeichnete türkische Sprache ist nur unter den Usbeken und herumziehenden Turkomannen gebräuchlich.

Nach Bukhara ist Samarcand die wichtigste Stadt im Lande; man zählt hier 50,000 Einw. Prächtige Moscheen, große Schulen von weißem Marmor sind alles, was ihm von dem alten Glanze geblieben ist, als sie im Mittelalter die Hauptstadt des Reiches Tamerlans war. Der Leichnam dieses Eroberers ruht hier in einem prachtvollen Grabmale von Jaspis, auf welchem sich eine ungeheuere Kuppel befindet. Aber vergebens sucht man in der Stadt die Männer, die durch ihre astronomischen Kenntnisse das Andenken an Ulug Beg auffrischen könnten.

Da die Bucharei ein von Wüsten umgebenes Land ist und selbst mehrere enthält, so kann sie keine bestimmten Grenzen haben. Ihr Flächenraum beträgt 10,000 Q.St.; im östlichen Theile erheben sich Gebirge, während der westliche eine unabsehbare Ebene zeigt. Der Orus (Dschihun oder Amu Deria), der Hauptfluß dieses Landes, durchströmt es von SO. nach NW. und ergießt sich in den See oder das Meer von Aral. Der Zer Affchan, der von O. nach W. strömt, endigt in dem Karal Kul, einem See von 12 Stunden im Umfange. Andere minder bedeutende Flüsse verbinden sich, nachdem sie die Fruchtbarkeit in den Gegenden, die sie berühren, verbreitet haben, mit den vorhergehenden oder verlieren sich im Sande.

In O. und NO. von dem Khanat von Bukhara erstreckt sich das von Kokan, das seit den ersten Jahren des 19. Jahrh. sich vergrößert hat. Es wird von dem Sihun oder Sir Deria (Jaxartes) durchströmt, der von SO. nach NO. fließt und in dem Aralsee endigt. Kokan ist eine eben so große Stadt als Bukhara; Kodschend und Turkestan sind ebenfalls große Städte. Man schätzt die Bevölkerung des Landes auf 1 Mill. Einw. Der Khan hat eine Armee von 20,000 M. Seine Staaten grenzen in N. an das chinesische Reich und sind größtentheils von Bergen bedeckt. Der Boden ist meist fruchtbar und es wird ein bedeutender Handel mit den andern Staaten von Turkestan und mit China getrieben.

Der Kaschgar Dawan, ein westlicher Zweig des Thian schan, durchstreicht den Süden von Kokan, wendet sich in einer Krümmung von O. nach SW. und theilt sich in verschiedene Zweige, die sich nach der Bucharei zu senken. In den südlichen Zweigen dieser Berge findet man den Badakschan in O. von dem Khunduz, wozu er gehört. Die Menschen dieser Gegenden sprechen mit Entzücken von seinen Thälern, seinen Flüssen und seinen herrlichen Landschaften; leider kommen häufig Erdbeben vor, welche große Verwüstungen anrichten. Es ist berühmt durch seine Rubingruben und die Felsen von Lapislazuli, die sich an den Ufern des Orus finden.

Im N. von dem Badakschan sind andere kleine Gebiete, die ebenfalls von Tadschiks bewohnt werden und in den Gebirgen liegen, zum Theil von dem Khan von Khunduz in Besitz genommen worden; man kennt sie nur von Hörensagen. Marco Polo drang im 13. Jahrh. dahin; seit dieser Zeit hat sie kein Europäer betreten. Burnes sammelte jedoch einige Nachrichten über diese Länder.

Der Islam ist die Religion dieser Länder; Kirgisen bewohnen das Plateau von Pamer zwischen Badakschan und dem chinesischen Reiche, das von nicht sehr tiefen Thälern durchschnitten wird; das Clima ist hier sehr kalt. Weiter hin in SO. und mitten unter den Zweigen des Hindu Kusch leben die Kaffir Siaposch (schwarzgekleidete Ungläubige), ein Volk, das wegen seiner Tracht von schwarzen Ziegenfellen so genannt wird. Es ist den Angriffen seiner Nachbarn ausgesetzt, die auf dasselbe Jagd machen, um sich Sclaven zu verschaffen. Die Siaposch sind halbwild; sie haben blaue Augen; ihr Land wird von dem Kameh, einem Beiflusse des Kabul an der linken Seite, durchströmt.

Die Familie des Fürsten von Badakschan und jene der andern kleinen Fürsten dieser Berggegenden behaupten, von Alexander, dem Könige von Macedonien, oder wenigstens von seinen Officieren abzustammen. „Was ihre Behauptung einigermaßen bestätigt," sagt Burnes, „ist, daß alle diese Fürsten Tadschiks sind, ein Volk, das vor dem Eindringen der türkischen Stämme in diesen Gegenden wohnte. Uebrigens liegt wenig daran, ob diese Abstammung wirklich begründet ist oder nicht, denn die Einwohner erkennen die erbliche Würde der Fürsten an und diese verlangen ihrer Seits alle Ehren der Königswürde und verheirathen ihre Kinder nicht in andere Stämme. Diese Tadschiks, jetzt Muselmänner, halten Alexander für einen Propheten.. Ich habe Gelegenheit gehabt, mit einigen Personen aus der Familie von Badakschan zu sprechen, aber nichts in ihren Zügen und ihrer Gesichtsbildung begünstigte die Idee, daß sie einer macedonischen Race angehörten. Sie haben die weiße Farbe ziemlich wie die andern Perser und gewähren einen auffallenden Contrast mit den Usbeken und andern Türken."

Turkestan, das seinen Namen von diesem Volke hat, wird in den geographischen Handbüchern bisweilen mit dem unpassenden Namen der unabhängigen Tartarei bezeichnet. Dieses große Land des westlichen Asiens liegt zwischen 36 und 41° n. Br. und zwischen 48 und 78° östl. Länge. Begrenzt wird es in N. von Sibirien, in O. von dem chinesischen Reiche, in S. von Afghanistan und Persien, und in W. von dem caspischen Meere; die Länge beträgt ungefähr 550 Stunden, die Breite 400 und der Flächenraum 117,000 Q.St. Wir haben von den Bergen gesprochen, welche dasselbe in O. und S. bedecken. Der Airuk und seine Ausläufer, ein westlicher Zweig des Mongobschar, eines Zweiges des Ural, durchziehen den nördlichen Theil; der Kara Das, ein anderer Zweig, der nach S. streift und den Namen Balkan annimmt, trennt das Becken des Aralsees von dem des caspischen Meeres. Um den ersten dieser großen Seen liegen, namentlich nach SO., unermeßliche Ebenen mit thonigem Boden und Triebsande, in SW. ziehen sich die Grassteppen des Karism hin und in N. die unermeßlichen Steppen der Kirgisen, die von Weideplätzen und Salzseen durchschnitten werden.

Der Herr von Meyendorf durchreiste dies Land auf seinem Wege nach Bukhara.

„Die Mongobschar," sagt er, „sind felsige Berge, konische Hügel von rauhem Aussehen, mit Steinen oder Porphyr, Serpentin, Quarz, Feldspath, Grünstein bedeckt, nie mit Granit.

„Die Thäler stechen seltsam von diesen Bergen ab; in der Tiefe, wo das Wasser sich ansammelt und einige Zeit verweilt, ist die Vegetation kräftig und der Boden schwarz und fruchtbar; auch benutzen sie die Kirgisen doppelt, theils um Getreide zu bauen, theils um ihre Heerden da zu weiden und schlagen ihre Zelte zwischen den Bergen auf, so daß sie sich vor der rauhen Witterung im Spätjahre schützen.

„Im S. von dem Mongobschar fällt der Schnee nicht sehr häufig; das viel wärmere Land wird um so dürrer; kleine Absynthpflanzen, die fast immer grau oder schwarz aussehen, wachsen da und in einem Raume von mehr als 100 Stunden. Von den Ufern des Kaundschu bis zu denen des Sir Deria haben wir keinen einzigen Fluß getroffen.

„Man kommt zuerst durch ein ebenes Land, dann über Wüsten mit Flugsand, nämlich die von Busum Kum und Kara Kum in N. und von Kizil Kum und Kathak Kum in S. von dem Sir Deria; endlich über kahle Hügel, welche 10 bis 30 Toisen über ihrer Basis von dem Wasser zerrissen sind. Wenn man sich dann mehrere Salzseen, einige flache Ebenen, deren bläulicher Boden unter dem Tritte des Reisenden nachgiebt, kurz alle die gewöhnlichen Anzeigen der Verminderung und des Rücktrittes des Meerwassers vorstellt, wird man eine genaue Idee von der Natur dieser Gegend haben..

„Bei Kameschlu, einem kleinen See nahe bei dem Aralsee, trafen wir auf sehr viele Kirgisen, welche die Kälte im N. der Steppe vertrieben hatte und die ein milderes Clima aufsuchten; wir sahen auch andere, denen die Khiwier das Vieh genommen hatten; die Noth zwang sie, Fischer und Ackerbauer zu werden, was sie stets nur aus Armuth werden. Diese beiden halbwilden Völkerschaften haben sich seit dreißig Jahren gegenseitig geplündert. In Folge dieser Feindseligkeiten fingen sie an, sich des Mehles bei ihren Speisen zu bedienen, und bald sahen sie dasselbe als einen Gegenstand der ersten Nothdurft an. Sie verbrauchen es jedoch nur in kleiner Quantität, kaufen es in den Grenzstädten Rußlands oder in Bukhara und geben dafür Schafe, Leder, Ziegenwolle und Kameele. Diese Lebensweise scheint viel leichter zu seyn, als mühsam einen oft undankbaren Boden zu bebauen; überdies fürchten sie an die Scholle gefesselt zu werden, denn sie halten sich für glücklich nur, wenn sie frei wie die Vögel herumstreifen können, einen Vergleich, den sie stets anwenden, wenn sie von dem Nomadenleben sprechen.

„Die von dem Sir bewässerten Gegenden bilden das Paradies der Kirgisensteppe, und diese sind stolz darauf, einen so großen Fluß zu be-

gen. Ihr eifrigster Wunsch ist, mit ihren Heerden an seinen Ufern überwintern zu können, wo der Frost nicht so heftig ist, daß das Vieh dabei umkommt oder den Menschen in ihren Filzhütten lästig wird; aber die reichen Kirgisen müssen oft das Vergnügen entbehren, den Winter an diesen begünstigten Ufern zuzubringen, denn ihre Feinde, die Khiwier, kommen und plündern sie, sobald sie eine Gelegenheit finden . .

„Die Kirgisen nennen sich nie so, sondern Kasak, was nach einigen einen Reiter, nach andern einen Krieger bedeutet. Sie sagen, die Baschkiren hätten sie zuerst Kirgisen genannt, sie wüßten aber die Ursache dieser Benennung nicht und sie wenden sie nur auf die Nomaden der großen Horde an. Diese, welche in O. von der Steppe lebt, hat keinen Khan zum Fürsten; sie steht unter verschiedenen Sultanen, deren einige bald den Schutz Chinas, bald den Rußlands erbitten, um Geschenke zu erhalten.

„Die kleine Horde, welche den W. einnimmt, und die mittlere, in der Mitte der Steppe, werden von Khans regiert. Diese Fürsten müssen von Rußland bestätigt werden, das einen großen Einfluß auf ihre Ernennung ausübt und sie den Eid der Treue schwören läßt."

Diese Nomaden erkennen die Oberherrschaft dieser Macht an, um nicht unter das Joch ihrer Nachbarn zu fallen, aber sie zahlen ihr keinen Tribut, machen sogar oft Einfälle in ihr Gebiet.

Im S. von seiner Mündung in den Aralsee bildet der Oxus die östliche Grenze des Khanats von Khiwa, das die Bewohner gewöhnlich Khanat von Urgendsch, nach der bedeutendsten ihrer Städte, nennen. Die Araber nennen dies Land Karism.

Im Jahre 1819 wurde N. Muraview, Stabscapitain des Kaisers von Rußland, zu dem Khan von Khiwa gesendet. Er verließ dies Land im folgenden Jahre und veröffentlichte sodann eine Beschreibung seiner Reise.

Das Khanat ist nicht sehr groß, aber sehr fruchtbar. Der bewohnte Theil ist 70 Stunden lang von N. nach S. und 37 Stunden breit von O. nach W., dabei von allen Seiten von dürren sandigen Steppen umgeben, ausgenommen in N., wo es an den Aralsee grenzt, und in O., wo es von dem Dschihun bespült wird, von welchem man eine unendliche Menge Bewässerungscanäle abgeleitet hat. Das Clima von Khiwa ist etwas kälter als das der Bucharei, die Beschaffenheit des Bodens aber und die Producte sind fast gleich. Die Industrie beschränkt sich auf die Fabrikation seidener und baumwollener Zeuge, aber diese Stoffe sind nicht sehr dauerhaft. Die Khiwier machen auch Filz, Camelot und Decken von Kameelhaar, und diese Gegenstände sind gut. Uebrigens giebt es die Gegenstände der ersten Nothdurft in Khiwa in Ueberfluß, und der Verkauf derselben ist für das Land sehr vortheilhaft.

Der Fürst und die Großen sind Usbeken; die Tadschiks bilden die Classe der Ackerbauer und Kaufleute. Die Kara Kalpacks (Schwarzmützen) und die Turkomannen führen zum Theil ein herumziehendes Leben und sind dem Khan mehr oder minder unterthan. Man berechnet, daß die Bevölkerung von Khiwa ungefähr 800,000 Seelen beträgt; ein Viertheil davon etwa gehorcht den Befehlen des Khans, und man glaubt, er könne eine Armee von 20,000 Mann stellen; mehrmals hat er Unternehmungen gegen Persien und die Bucharei versucht; gewöhnlich machen seine Völker Einfälle in das erstere dieser Länder, um da Sclaven zu rauben; auch Russen entführen sie am Caspischen Meere. Er empfängt ein Fünftel der Beute jeder Art, die man auf diese Art macht. Gleichwohl gestehen die Khiwier, ob sie gleich ihre Nachbarn so plündern und bestehlen, mittelst einer bestimmten Abgabe den Caravanen Schutz und Sicherheit zu, welche durch ihr Gebiet ziehen, aber die fremden Kaufleute fühlen sich nicht wohl da. Die Ballen werden geöffnet, es treten Verzögerungen ein, bisweilen erpreßt man viele Gegenstände, und wenn der Fürst mit Raub vorangeht, kann das Volk unmöglich ehrlich seyn.

Die Turkomanei ist längs dem Gurgan und Atrak bergig, den Flüssen, welche sie von Persien trennen und in das Caspische Meer fallen. Dünen erheben sich 60 bis 80 Fuß hoch an den Küsten dieses Meeres. Uebrigens ist die Oberfläche des Landes flach und zeigt nichts als eine Sandwüste, wo das Wasser sehr selten ist. Der Turkomanne unterscheidet sich von dem Usbeken dadurch, daß er wesentlich Nomade ist; er rühmt sich, nie im Schatten eines Baumes zu ruhen und eben so wenig unter dem Schutze eines Königs; er erkennt nur die Autorität seiner Aksakale (Alten) an. Er verbringt sein Leben mit Beraubung seiner Nachbarn und mit dem Stehlen der Menschen, die er wegfangen kann. Das Volk zerfällt in eine große Anzahl von Stämmen, die 140,000 Familien begreifen; der Physiognomie nach gleicht es sehr den Kirgisen, den Baschkiren und den Uebeken von türkischem Stamme.

Burnes und sein Gefährte wurden während ihres Aufenthaltes in Bukhara dem Kusch beghi (ersten Minister) vorgestellt, der sie wohlwollend aufnahm; sie hatten ihm gestanden, daß sie Engländer wären, und diese Offenheit war vortheilhaft für sie; sie konnten frei umhergehen und alle Theile der Stadt besichtigen. Am 21. Juli machten sie dem Minister ihren Abschiedsbesuch. Dieser achtbare Mann ließ nach einem langen Gespräche, welches seinen aufrichtigen Wunsch verrieth, sich zu belehren, den Führer der Caravane und den Turkomannenhäuptling rufen, der sie begleiten sollte, und empfahl ihnen in den bestimmtesten Ausdrükken die beiden Engländer; dann wendete er sich an diese selbst und sagte: „Ihr werdet den Firman des Königs, den ich Euch jetzt übergebe, nur zeigen, wenn Ihr es für nöthig haltet. Reist ohne Prunk und macht keine Bekanntschaften, weil Ihr durch ein gefährliches Land kommt. Habt Ihr Euere Reise beendigt, so betet für mich, denn ich bin ein alter Mann und will Euch wohl." „Darauf," fährt Burnes fort, „gab er jedem von uns einen Anzug, die ohne Zweifel von keinem großen Werthe waren, die er aber werthvoll durch die Worte machte: „reist nicht mit leeren Händen; nehmt dies und verbergt es." Ich sprach meinen Dank gegen ihn aus; er stand, hob die Hände empor und sprach das fatiha (die Segensformel, welche in dem ersten Verse des Korans besteht). Ich trennte mich von dem würdigen Manne mit bewegtem Herzen und mit den besten Wünschen, die ich noch jetzt für das Wohl der Bucharei erneuere."

An demselbem Tage reisten die beiden Engländer ab. Als sie in Mirabad ankamen, einem kleinen Dorfe 40 Meilen von Bukhara, weigerten sich die Kaufleute, welche die Mehrheit der Caravane bildeten, weiterzugehen, weil sie das Benehmen des Khans von Khiwa beunruhigt hatte. Es wurde ein Bittschreiben an den Yuz-Baschi von Merve geschickt und er darin ersucht, anzugeben, welche Abgabe man zu zahlen habe. Am 10. Aug. kam eine günstige Antwort an; am 16. brach man auf. Nachdem man über den Dschihun gegangen, gelangte man in die Wüste. Als man ein Turkomannenlager an dem Ufer des Murgab traf, entstanden einige Besorgnisse; zum Glück kam man aber mit der Furcht davon. Man ging über den Murgab und erreichte am 2. Septbr. Scharaks, ein Dorf um ein kleines Fort auf einem Hügel. Es wird von Turkomannen bewohnt. Am 11. verließ man es wieder, und es schlossen sich der Caravane zwei andere an.

In der Nähe von Scharacks hatten die Reisenden bemerkt, daß das Land sich allmälig obgleich unmerklich hob. Jenseits der Stadt ging man durch das steinige und damals trockene Bett des Tedschend, eines kleinen Flusses, der in den benachbarten Bergen entspringt und sich im Sande verliert. Die übriggebliebenen Wasserpfützen waren salzig und selbst ein Theil des Bodens. Nachdem man 7 bis 8 Meilen weiter gekommen, gelangte man in Defileen zwischen den Bergen, und am 12. mit Sonnenaufgang befand man sich vor den Thürmen von Derbend oder Muzderan, einem von persischen Truppen besetzten Posten 45 Meilen in SW. von Scharaks.

Kapitel LXII.

Persien.

Muzberan war sonst eine ziemlich volkreiche und blühende Stadt, in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts bemächtigte sich aber der Khan von Khiwa dieses Ortes, ließ die Vertheidigungswerke zerstören und führte eine Menge der unglücklichen Einwohner mit sich fort; man sieht noch ihre Gärten und die Obstbäume, die sie in dem benachbarten Thale gepflanzt hatten, das von mehrern Bächen bewässert wird, mit denen sich das Wasser einer warmen Quelle verbindet, die unterhalb Muzberan hervorsprudelt. Wäre dieser Platz wieder ausgebessert worden, so könnte er wohl die Straße und die Umgegend schützen, aber dann müßte die Regierung ihre Aufmerksamkeit auf diesen Punkt richten.

Das erste Dorf, welches die beiden Reisenden trafen, war Guzkan, bewohnt von etwa 1000 Teimuris, die zu dem Stamme der Eimaks, eines Nomadenvolkes, gehören. „Es sind arme Menschen," sagt Burnes; „die ganze Bevölkerung kam heraus, um unsere Caravane vorbeiziehen zu sehen. Mehrere dieser Personen fragten uns in traurigem Tone, ob wir ihnen keine Briefe von ihren Verwandten und Freunden, Sclaven in Turkestan, mitbrächten. Selten verschonen die Turcomannen bei ihren Einfällen Guzkan."

Burnes gelangte bald nach Meschid und weiterhin trennte er sich von Gerard, der nach Indien zurückkehrte; er selbst setzte seine Reise durch Persien fort, ehe er wieder nach Bombay ging.

Sonst wurde Persien, das weit größer war, als es jetzt ist, von den Einwohnern Iran genannt, und diese Benennung ist ihm geblieben. Das Land liegt zwischen dem 26. und 39° n. Br. und zwischen 43. und 59° östl. L. Die Länge von N. nach SO. beträgt 450 Stunden, die größte Breite 320 und der Flächenraum 60,000 Q.St. Im N. wird es von Turkestan, dem caspischen Meere und Rußland, im O. von Afghanistan und Belutschistan, im S. von dem Meere von Oman und dem persischen Meerbusen, und im W. von dem ottomanischen Reiche begrenzt.

Persien wird im N. von einem Zweige des Hindu Kusch durchzogen, der die „Berge von Korassan und Elburz" genannt wird, nach W., dann nach N. geht und sich unter dem Namen Madnofriad mit den Demavend-Bergen verbindet. Diese schließen sich in N. dem Ararat und im W. den Elwend-Bergen an. Die Baktieri laufen nach S. und stoßen in O. auf die Berge von Mekran.

Wenn wir unsere Blicke auf die Provinzen des Reiches wenden, so sehen wir Gilan und Mazenderan zwischen den Bergen und dem Caspischen Meere; Korassan, Kerman, Irak Adschemir, und Fars zwischen den Bergen in N. und S.; Laristan im S. von den Baktieri; Kusistan, Luristan, Kurdistan und Azerbidschan in W., von den Bergen durchzogen.

„Mit Ausnahme von Gilan, Mazenderan und einigen andern Landstrichen in geringer Anzahl," sagt Fraser, ein englischer Reisender, der 1821 und 1822 Persien durchwanderte, „ist der Eindruck, den das Aussehen des Landes macht, der der Dürre und Unfruchtbarkeit. Man hat Persien ein Bergland genannt, und gewiß ist diese Benennung für einen großen Theil seines Flächenraumes wahr, aber es zeigt doch mehr ein von einer Niederung umgebenes Plateau. Die Niederung erstreckt sich unter dem Namen Dachtistan im S. längs dem persischen Meerbusen und dem Meere von Oman, sowie unter verschiedenen Benennungen längs dem Caspischen Meere, in N. bis an den Fuß der Elburz Berge hin und dehnt sich noch den Ebenen Turkestans aus. Das Plateau dagegen nimmt den ganzen Raum zwischen diesen beiden Linien ein, die sich in O. und W. so weit wie die Grenzen des Reiches erstrecken. Seine Höhe muß ungefähr 3500 Fuß betragen, und von seiner Fläche aus erheben sich zu verschiedener Höhe die Bergketten, welche das Land theilen und zwischen sich Thäler von verschiedener Ausdehnung einschließen. Bisweilen gleichen sie Inseln immitten dieser Ebene, deren Oberfläche weit bedeutender ist.

„Das Aussehen dieser Berge ist fast überall ein trauriges, so kahl und dürr sind sie, indem sie dem Auge nichts als ungeheuere Massen grauer Felsen zeigen, die schichtenweise auf einander gethürmt sind; oder sie strecken sich immitten der Ebene steil empor. An einigen Stellen sind sie zwar nicht so ganz von Erde frei, aber da diese meist aus Theilchen zersetzten Gesteins besteht, so trägt sie wenig zu ihrer Schönheit bei, denn man sieht darauf weder Wälder noch selbst Gebüsche. Ungefähr während zweier Monate im Frühlinge färbt ein wenig Grün ihre bräunlichen Seiten mit einer Smaragdfarbe, aber die Sommerwärme verbrennt es bald, die ursprüngliche Farbe kehrt allmählig zurück und es bleiben nur einige Büschel des so schnell entstandenen und abgewelkten Grases übrig. Das allgemeine Aussehen der Ebene ist nicht viel freundlicher; der größte Theil besteht in Kies, der durch das Wasser von den Bergen heruntergebracht wird oder in Haufen von Stoffen, die durch eine frühere Naturerschütterung hergeworfen wurden und in dicken langen Schichten daliegen, oder in verhärtetem Lehm, der, wenn er nicht bewässert wird, so unfruchtbar und öde ist, wie das übrige. Das ganze Land ist fortwährend mit einer braunen oder grauen Decke bekleidet, ausgenommen in den beiden Monaten April und Mai.

„Das Wasser macht an verschiedenen Stellen diese Ebenen fruchtbar, aber gerade mit dem Wasser ist die Natur in Persien am kärgsten gewesen; die Flüsse sind unansehnlich und von geringer Anzahl, und die sehr seltenen Bäche können nur in sehr beschränkter Menge zu dem Anbaue benutzt werden. In den begünstigtern Bezirken gleicht der geringe Theil des angebauten Landes einer Oase in der Wüste und hebt durch seinen Contrast die umliegende Dürre erst recht heraus. Die Ebenen und die Berge sind gleich entblößt von Wald; die einzigen Bäume, die man sieht, finden sich in den Gärten der Dörfer oder an dem Ufer der Flüsse, wo sie gepflanzt wurden, damit sie das wenige Bauholz liefern, das man bei den Gebäuden verwendet; es sind meist Obstbäume, der prächtige Tschinar oder die orientalische Platane, die schlanke Pappel und die Cypresse. Der Effect, den ein Garten mit solchen Baumen macht, die mit ihrem Dunkelgrün von der grauen staubigen Ebene abstechen, ist eher traurig als erfreulich. In den Landschaften Persiens und der in N. und O. anstoßenden Länder sucht das Auge vergeblich das, was in Europa so große Schönheit und so großes Interesse über das Land ausbreitet; es sieht nichts, was den Frieden, die Sicherheit, den Wohlstand, die Zufriedenheit anzeigt, alles verräth im Gegentheile, daß der Mensch den Menschen fürchtet, daß er nur für sich selbst und von einem Tage zum andern lebt, nicht im mindesten für seine Nachkommen sorgt, kurz daß er ungebildet und niedergedrückt ist.

„Wenn der Reisende, nachdem er von dem Steigen über felsige Höhen, welche die Ebenen durchschneiden, ermüdet ist, von dem Felsen hinunterblickt, den er mit Mühe und Anstrengung erklommen hat, so bemerkt sein Auge nichts als eine braune gleichförmige Ebene, die sich unabsehbar ausbreitet oder von bläulichen Bergen gleich denen begrenzt ist, die er mit so vieler Mühe bereits überstieg; liegt irgend ein bebautes Feld vor seinen Blicken, so unterscheidet er es kaum auf der Ebene, in der es verschwindet; liegt eine Stadt oder ein Dorf in diesem Raume, so ist alles, was er davon an der Oberfläche bemerkt, eine Linie oder ein Punkt, die sich durch die dabei befindlichen Gärten auszeichnen, im Uebrigen sich aber in nichts von den Ruinen unterscheiden, die meist häufiger sind als die Wohnungen des Menschen.

„Die großen Wüsten, die man in mehrern Theilen des Landes findet, bilden allerdings sehr frappante Gegenstände; aber im Allgemeinen ist das Aussehen des Landes so dürr, daß der Reisende den unterscheidenden Charakter nur erkennen kann, wenn er an ihrem Rande hin oder über sie reist; dann zeigen die Salzanschüsse, welche in den Strahlen einer glühenden Sonne auf einer ungeheuern Fläche glänzen, welche nur hier

und da durch schwarze Felsmassen und die merkwürdige Erscheinung der Luftspiegelung unterbrochen wird, deutlich genug, daß die Wüste da ist.

„Wie ich bereits gesagt habe, Mazenderan, Gilan und einige Bezirke von Azerbidschan machen eine Ausnahme von dieser Beschreibung; diese drei Provinzen sind ihrer Waldungen, ihres Wassers und ihrer Berge wegen schön, welche eine unendliche Mannichfaltigkeit in dem Aussehen gewähren. Die Wälder sind hier prachtvoll und einen großen Theil des Jahres hindurch erfreut ein reiches Grün das Auge, aber die beiden erstern bezahlen diesen Vorzug theuer durch die Ungesundheit, welche das Resultat der Feuchtigkeit ist.

„Wenn die Täuschung des europäischen Reisenden groß ist beim Anblicke des Landes, so ist sie es nicht minder bei dem Anblicke der Städte. Man ist an Namen wie Tauris, Ispahan, Schiraz und anderer Städte gewöhnt, die durch die Mährchen und die Geschichte des Orients berühmt geworden sind, macht sich bis zu einem gewissen Grade eine Idee davon nach dem Muster der Städte Europas, oder bekleidet sie doch wenigstens in seiner Phantasie mit dem orientalischen Costume, mit Säulen, Minarets, Kuppeln rc. — wie kann er da auf diese Haufen von Elend, Schmuz und Ruinen vorbereitet seyn, welche ihm die schönsten dieser Städte zeigen? Er sucht vergebens die so gewöhnlichen und so angenehmen Zeugnisse der Nähe menschlicher Vereinigungen, welche die Seele erfreuen und den Geist erheben, wenn man an eine große europäische Stadt kommt."

Dieses nicht eben anziehende Bild ist doch treu; man findet es bis auf einige Nuancen bei allen Reisenden wieder, welche Persien besucht haben. Diese Reisenden sind so zahlreich, daß die bloße Aufzählung zu lang seyn würde. Man muß sich also darauf beschränken, die hauptsächlichsten anzuführen und Auszüge aus ihren Berichten zu geben, wenn sich eine Gelegenheit dazu zeigt.

Pietro Della Valle, Figueroa, Herbert, der Pater Pacifique de Provins, Tavernier, Chardin kamen im 17. Jahrh. nach Persien, das damals reich, stark und mächtig war. Von allen diesen Namen sind die Taverniers und Chardins am bekanntesten. Beide waren Bijouteriehändler aus Paris, drangen in das Innere der Paläste und beschrieben den Pomp und die Herrlichkeit eines aufblühenden Reiches; aber Chardin übertrifft seinen Landsmann bei weitem durch seinen staunenswerthen Scharfsinn und seine Schärfe des Urtheils. Alle Reisenden, die nach ihm gekommen sind, selbst die, welche Persien erst nach den entsetzlichen Unruhen sahen, deren Beute es im 18. Jahrh. war, haben einmüthig der Richtigkeit und Tiefe seiner Beobachtungen, der Verschiedenheit seiner Kenntnisse und seiner Wahrhaftigkeit Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Im 19. Jahrh. haben Amedée Jaubert, Sir John Malcolm, Adrien Dupré, Sir William Ouseley, Morier, Fraser, Burnes, Drouville und andere Persien besucht, seit die Familie der Kadscharen auf dem Throne sitzt. Im Jahre 1834 bestieg denselben Mohamed Schah nach dem Tode Feth Alis, seines Großvaters.

Die Flüsse Persiens sind weder zahlreich noch bedeutend. Der Aras begrenzt Persien in NW.; der Kizil Ozen entspringt in den Bergen von Kurdistan, fließt nach NO., tritt in NW. von Irak Adschemir ein, trennt dies von Azerbidschan und Gilan und ergießt sich in zwei Mündungen in das Caspische Meer; er durchschneidet den Elburz und sein sehr schneller Lauf ist 120 Stunden lang. Das Caspische Meer nimmt auch den Atrak und den Gurgan auf, welche von den Bergen in Korassan kommen und von O. nach W. fließen. Der Kerkah kommt ungefähr aus der Mitte der Berge Kurdistans hervor, wendet sich nach S., bewässert den Westen von Kusistan, fließt über das ottomanische Gebiet und verbindet sich nach einem 130 Stunden langen Laufe mit dem Schat-el-Arab. Der Karun, welcher Luristan durchströmt, ist ebenfalls ein Beifluß des Schat-el-Arab. Kleine Flüsse gehen von den Bergen in S. in den persischen Meerbusen. Einer derselben, der Zab, welcher Kusistan von Fars trennt, ist für Böte bis 6 Stunden vom Meere schiffbar. Endlich haben auf dem Plateau der Bendemir, der Schurkrud, der Mergab und andere ihre Mündung in den Seen oder dem Sande.

Nach einigen Schriftstellern hat Persien über 20 Seen, die keinen Ausfluß haben; sie sind meist klein, und die bedeutendsten sind der See Urmiah in Azerbidschan und der Baklegian in Fars.

„Es giebt vielleicht kein Land," sagt Malcolm, „welches auf demselben Raume eine so große Verschiedenheit im Clima besäße wie Persien, aber diese Verschiedenheit scheint mehr von der Erhebung des Bodens als von der Entfernung von dem Aequator abzuhängen. In den südlichen Cantons zwischen den Bergen und dem persischen Meerbusen ist die Wärme im Sommer sehr groß und sie steigert sich noch durch das Rückprallen der Sonnenstrahlen auf den Sandebenen. In den ersten beiden Sommermonaten weht ein sehr starker Wind von SW. mit solcher Heftigkeit, daß er Wolken von leichtem und ungreifbarem Sande von den Küsten Arabiens mit sich bringt. Im Herbste ist die Hitze drückend, im Winter aber und im Frühlinge die Temperatur höchst angenehm; selten wird es sehr kalt und selten fällt an der südlichen Seite der Berge Schnee. Der Regen, der nicht sehr stark ist, fällt im Winter und im Anfange des Frühjahrs oft bei sehr heftigen Südwestwinden, aber nie über drei oder vier Tage hinter einander. Im Innern sind einige Bezirke von Kirman und Laristan ungeheuerer Hitze ausgesetzt, besonders in der Nähe der Wüste von Seistan.

„Die Bezirke von Fars in N. der Berge haben ein warmes, aber gemäßigtes Clima. Der Boden ist hier meist fett und fruchtbar und durch viele kleine Flüsse bewässert. Die Berggebiete gewähren treffliche Weiden für die Heerden und die Thäler sind reich an Getreide und an Obst.

„In der Maße, wie man nach N. weiter kommt, findet man das Clima noch gemäßigter. In der großen Provinz Irak ist die Wärme im Sommer nicht lästig und von der Kälte im Winter leidet man nur einige Wochen lang. Der Himmel ist in dieser Gegend rein und wolkenlos; der Regen nie stark und der Schnee bleibt selten auf der Erde liegen; die Luft ist so rein und so trocken, daß das glänzendst polirte Eisen ihr ausgesetzt seyn kann, ohne daß es vom Roste angegriffen wird. Die Regelmäßigkeit der Jahreszeiten kommt den Leuten außerordentlich vor, die an eine wechselreichere Temperatur gewöhnt sind; ihre Veränderungen treten gleichsam zu der bestimmten Stunde ein. Wenn der Frühling beginnt, gewährt die Natur vielleicht an keinem andern Orte ein schöneres Aussehen als in Ispahan. Die Klarheit des Wassers, der Schatten unter den Bäumen der langen Alleen, die glänzende Vegetation in den Gärten und das Grün, welches die weiten Felder schmückt, scheint sich mit der Lauheit der Atmosphäre zu verbinden, um einen reizenden Aufenthalt zu schaffen, und wenn man dies zauberische Bild sieht, fühlt man sich fast versucht, die öffentliche Meinung nicht übertrieben zu finden, welche glaubt, dieses glückliche Clima habe auf die Sinne eine solche Einwirkung, daß sie einen wirklichen Rausch erzeuge.

„Die Städte in N. von Irak erfreuen sich keines so milden Climas. Das Land um Hamadan ist sehr bergig und der Winter da streng, während Caschan und Kum, an dem Rande der Wüsten gelegen, im Sommer einer eben so großen Wärme ausgesetzt sind, wie die Länder an der Küste des persischen Meerbusens. Teheran, die Residenz des Königs, liegt unmittelbar unter den Bergen, welche Irak von Mazenderan trennen, und ist folglich großem Wechsel der Temperatur und der Ungesundheit ausgesetzt.

„In Azerbidschan ist der Sommer heiß und der Winter sehr rauh. In gewissen Bezirken Kurdistans ist, obgleich sie weiter nach S. liegen, die Wirkung der Höhe so merklich, daß hier der Winter gleichzeitig mit dem Herbst in sehr nahen Gegenden beginnt. Am 17. August 1810, als ich in der Ebene von Habatu campirte, gefror das Wasser.

„Gilan und Mazenderan, Provinzen in N., haben wie die südlichen, ihre kalten und ihre warmen Gegenden. Die erste ist der hohe und bergige Theil, welcher Irak und Azerbidschan begrenzt, und die andere be-

greift die Ebenen am Caspischen Meere. Diese beiden Provinzen sind reich an Wäldern und Flüssen, die übrigens selten sind. Man erntet Seide in Gilan und einigen Gegenden von Mazenderan; in den letztern ist der Reis vorzüglich. Der Regen ist wie in Gilan hier stark und häufig, und die untern Theile sind feucht und ungesund.

„Die große Provinz Korassan zeigt alle Varietäten der Temperatur; ihre Gebiete, welche die Wüste zwischen Irak und Seïstan begrenzen, sind dürr und außerordentlicher Hitze ausgesetzt. Mehrere Wochen im Sommer vermeiden es die Bewohner einiger Gegenden sich der Luft auszusetzen, um nicht plötzlich durch den pestilenzialischen Wind getödtet oder unter den Staubwolken begraben zu werden, die ihn häufig begleiten. Trotz diesem Localübel kann man das Clima von Korassan für gut und gesund halten.

„Die Seltenheit der Flüsse und Quellen ist die Ursache, daß es Persien an Bäumen fehlt, wenn sie nicht besonders gepflanzt werden; dieser Waldmangel begünstigt die freie Circulation der Luft, so daß die Dünste, welche oft dem Menschen schaden, weil der Wind sie nicht forttreiben kann, meist unbekannt sind. Auf einer andern Seite ergeben sich daraus Unannehmlichkeiten, denn die Kahlheit vermindert nicht nur den Reiz der Landschaft, sondern, wie ein Hindu zu den Persern sagte: „Ihr habt weder Schatten, in dem Ihr im Sommer vor der Glut der Sonne Schutz suchen könntet, noch Brennholz, um im Winter die Kälte zu vertreiben, die Euch peinigt."

„Der Boden ist sehr verschieden von den sandigen und unfruchtbaren Ebenen an, welche den Golf begrenzen bis zu der lehmigen und fetten Erde in der Nähe des Caspischen Meeres, aber überall fehlt das Wasser, das ihn befruchten könnte, und aus diesem Grunde besonders haben die häufigen feindlichen Einfälle, welchen das Land ausgesetzt war, so viel zur Verminderung der Erzeugnisse beigetragen und dem zu Folge die Fortschritte der Bevölkerung aufgehalten. Die Vernichtung einiger mit großen Kosten angelegter Canäle kann in einer Jahreszeit ein reiches Thal zu einer traurigen Wüste machen. Wenige Länder können sich rühmen, so viele und so gute Küchengewächse hervorzubringen als Persien. Seine Gärten können an Schönheit wie an Fülle mit allen in der Welt wetteifern. Welches Glück könnte das Land unter einer festen und gerechten Regierung erlangen! Einige seiner größten und schönsten Thäler, die mit Ruinen von Städten und Dörfern überstreut sind, dienen nur den Heerden herumziehender Stämme, und in dem Raume von 100 Meilen, der früher von reichen Ernten bedeckt war, bemerkt man jetzt nichts als eine kleine Anzahl vereinzelter Felder und schwachen Anbau, der hinzureichen schien, um die Familien zu ernähren, welche diesen Boden benutzen, und um jedes Jahr den Pferden ein wenig Grünes zu gewähren.

„Persien besitzt wenige Mineralien. In einigen Gegenden findet man Eisen und Blei; die Gold- und Silberadern, welche man entdeckte, sind nie mit Vortheil bearbeitet worden; man findet keine andern Edelsteine als Türkisen; die schönsten kommen aus den Bergen bei Nischapur, einer Stadt in Korassan in einer Ebene 20 Stunden westlich von Meschid.

„Unter den Hausthieren Persiens sind das Kameel, das Maulthier und das Pferd zugleich die besten und die nützlichsten. Die Rinder, die man zur Bebauung des Landes verwendet, sind weder zahlreich noch unter irgend einer Hinsicht bemerkenswerth. In einem Lande aber, wo es weder Fuhrwesen noch schiffbare Flüsse giebt, müssen die Einwohner nothwendig ihre Aufmerksamkeit auf Thierarten richten, welche gleich nützlich sind in den Künsten des Friedens und zur Begünstigung der Arbeiten im Kriege. In allen Theilen des Landes, wo der Boden dürr und sandig ist und die großer Hitze ausgesetzt sind, zieht man das Kameel jedem andern Thiere zum Transport von Lasten vor. In einigen Gegenden von Korassan bildet es den Hauptreichthum der Einwohner; aber in den meisten andern Provinzen bedient man sich noch allgemeiner der Maulthiere, welche in Hinsicht ihrer außerordentlichen Stärke, ihrer Lebhaftigkeit, so wie ihrer Fähigkeit, Strapazen zu ertragen, in der Meinung der Perser gleich nach dem Pferde kommen; sie wenden fast gleiche Sorgfalt auf die Zucht beider.

„Das Pferd von Fars und Irak ist von einer mit der Arabiens gekreuzten Race, die, obwohl stärker als diese, doch klein ist in Vergleich mit denen von Turkomanien und Korassan; die beiden letztern werden von den persischen Kriegern am meisten geschätzt; sie haben viel von dem arabischen Blute. Es giebt vielleicht keine Pferde in der Welt, welche so viele Strapazen ertragen können, als die der Turkomanen, und wenn man sie, wie es gewöhnlich ist, zu Raubzügen abrichtet, tragen sie ihre Reiter in mehrern Tagen hinter einander in unglaubliche Entfernungen. Die Perser haben frühzeitig diese Thiere schätzen gelernt, und zwar durch alles, was sie durch die Einfälle der Stämme leiden mußten, welche sie ziehen. Die Turkomannen, welche sich auf die Trefflichkeit ihrer Renner verlassen, scheuten sich nicht, ihre Ebenen in Trupps von 20 bis 30 zu verlassen und Dörfer bis in die Nähe von Caschan und Ispahan zu plündern.

„Das Schaf ist der Reichthum der Nomadenstämme, aber sie suchen die Race dieses nützlichen Thieres nicht zu verbessern, das ihnen Nahrung und einige der wesentlichsten Stücke ihrer Kleidung liefert.

„Wie alle Länder, in denen mehrere Theile öde sind, ist auch Persien reich an wilden Thieren, wie an Löwen, Wölfen, Füchsen, Schakalen, wilden Eseln, Argalis (wilden Schafen), Bergziegen und verschiedenen Arten Antilopen. Man findet in dem Lande auch fast alle Vögel, die denen gemein sind, welche unter derselben Breite liegen."

Malcolm und Jaubert glauben, die alten Schriftsteller, und selbst Chardin unter den Neuern, hätten den Reichthum und die Bevölkerung Persiens übertrieben. Aber obgleich dieses große Land nicht so blühend ist, als es zu verschiedenen Zeiten seines Glanzes war, so sind jene beiden Reisenden doch der Ansicht, daß die Entvölkerung keineswegs zunehme und daß es dem Lande eben so wenig an Mitteln zum Gedeihen fehle. In Persien haben die des Anbaues fähigen Oerter zuviel Chancen der Fruchtbarkeit, als daß sie lange ohne Bewohner bleiben könnten. „Will man sich auf das Zeugniß der Orientalen berufen," sagt Jaubert, „so müßte man die Einwohnerzahl und die Einnahmen Persiens für weit ansehnlicher halten, als die Ausdehnung, die Beschaffenheit des Bodens und die Regierung des Landes gestatten. Die Perser, selbst die unterrichteten, haben wenig Kenntnisse in der Statistik und sind, unwissend oder nicht, immer geneigt, die Hilfsquellen ihres Landes zu übertreiben; aber wenn es ihren Berechnungen an numerischer Genauigkeit fehlt, so entgeht ihnen doch eine relative Genauigkeit nicht, und man kann recht wohl aus ihren Widersprüchen Vortheil ziehen.

Die Einwohnerzahl von Persien beträgt ungefähr 9 Millionen Seelen und besteht aus Seßhaften, wie Tadschiks, Armeniern, einigen Guebern, Juden und Zabiern, und aus Nomaden, die türkisch, kurdisch und arabisch sprechen. Das Persische ist die Sprache der größten Anzahl der Einwohner; es stammt von dem Pelwi, und ist modifizirt, seit der Islam die Religion des Landes wurde.

Die Perser sind Muselmänner von der Secte der Schiiten und weit weniger intolerant, die Priester ausgenommen, als die Sunniten; mehrere machen sich nicht im mindesten ein Gewissen daraus, Wein zu trinken, und man ersieht aus den Berichten der Reisenden des 17. Jahrh., daß in jener Zeit die Monarchen die Ersten waren, welche die Vorschriften des Koran in diesem Punkte übertraten. In unsern Zeiten geben sie dieses schlechte Beispiel nicht mehr.

Nach den einstimmigen Beobachtungen der Reisenden sind die Perser groß, stark und gut gewachsen; sie haben eine braune Farbe und lebhafte, geistreiche Augen. Ihre Tracht hat sich seit Chardins Zeit verändert; sie besteht aus dem done, einem langen Gewande, das an der Taille festgehalten wird und bis zu den Knöcheln reicht; es ist von Seide, Baumwolle oder Brocat, oder von dem Stoffe der Shawls; darunter befindet sich der arkhalik, eine Tunica von wattirter und gesteppter Indienne, die auf den Hüften übereinander geht, nur bis an die Waden

reicht und auf der Brust offen ist; sie wird von dem obern Gewande verdeckt; ferner aus dem nirahen, einem Hemd von Seide oder Baumwolle oder Leinwand von verschiedener Farbe, mit Schnürchen von greller Farbe gestickt, sehr kurz, ohne Kragen und an der Seite offen. Der Zirdschame sind sehr weite Beinkleider von Seide oder Baumwolle, die auf den Hüften befestigt werden und bis an die Knöchel reichen. Statt der Strümpfe trägt man Stiefelchen; im Hause und wenn man zu Fuße ausgeht, trägt man Schuhe mit hohen Absätzen; reitet man, so zieht man Stiefeln an, welche über das Knie reichen. Man schlingt um den Gürtel einen Shawl, der je nach dem Vermögen und dem Range der Personen verschieden ist und in den man einen Dolch steckt, dessen Griff ebenfalls den Rang und den Reichthum der Person anzeigt, die ihn trägt. Bei gewöhnlichen Leuten reicht das Oberkleid nur bis an die Knie. Uebrigens ist die Farbe aller dieser Kleidungsstücke nach der Mode verschieden, die sehr wechselt; bisweilen sind sie gefüttert und mit Pelz besetzt. Im Winter bedeckt man sich mit einem kurk oder einem großen Pelze.

Die allgemeine Kopftracht der Perser von dem Könige bis zu dem geringsten seiner Unterthanen ist eine 18 Zoll hohe schwarze Mütze von Schaf- oder Lammfell; das letztere ist das gesuchteste. Der einzige Unterschied, der dem Könige, seinen Söhnen und einigen Großen des Reiches vorbehalten ist, besteht in einem um diese Mütze gewundenen Shawl. Die Perser rasiren sich das Haar glatt vom Kopfe mit Ausnahme eines Büschels oben auf dem Wirbel und einer Locke hinter jedem Ohr; die jungen Leute lassen sie bis auf die Achseln hängen; aber sie sehnen sich besonders nach dem Augenblicke, in welchem ein großer schwarzer Bart ihr Gesicht zieren wird. Man läßt diesen seiner ganzen Länge nach wachsen und erneuert alle vierzehn Tage die Operation, welche ihm die gewünschte Farbe giebt; aber diese hat nach eines Jeden Geschmack ihre Schwierigkeiten. (Taf. 39. Abbild.)

Nach einigen Reisenden sind die Perserinnen ohne Widerrede die schönsten und hübschesten Frauen in der Welt. Sie sind groß, gerade, schlank und sehr gut gebaut; die, welche immer in den Harems bleiben, sehen sehr weiß aus. Im Allgemeinen haben sie schönes Haar, schwarze sehr große und sehr ausdrucksvolle Augen, und regelmäßige Züge. Tadeln kann man ihr zu rundes Gesicht, aber das gilt im Lande gerade für eine große Schönheit, weil die Dichter, um die Geliebte zu rühmen, sie mit dem Vollmonde vergleichen.

Ihr Kopfputz besteht in einem Streifen oder einer mehr oder minder reichen Mütze, die künstlich in die Form eines Turbans gebracht wird; das in dreißig kleine Flechten geordnete Haar flattert hinten hinab; die vordern sind auf der Stirn zurückgeschlagen; einige fallen nachlässig an beiden Seiten auf die Wangen. Die Frauen aus den untern Classen tragen blos ein schwarzes Tuch auf dem Kopfe.

Die übrige Kleidung der Frauen unterscheidet sich nicht sehr von jener der Männer. Ihr Hemd von rother Seide oder weißer Baumwolle wird durch eine Schnur über den Achseln befestigt, hat mitten auf der Brust einen Schlitz und am Halse ein goldenes, silbernes oder seidenes Knöpfchen. Ueber diesem Hemd wird eine große Jacke von wattirtem Atlas getragen, welche bis in die Mitte der Schenkel reicht, vorn offen ist und durch Knöpfchen zugemacht wird, und endlich eine vorn sehr tief ausgeschnittene Tunica ohne Kragen, die nur mit drei Knöpfen in der Höhe der Hüften zugemacht wird. Diese letztern sind durch große Taschen bezeichnet, welche dieselben weit größer erscheinen lassen als sie wirklich sind. Diese Tunica bedeckt nicht einmal die Knie; um den Leib herum wird sie durch einen gestickten Gürtel gehalten, der vorn mit einer Gold- oder Silberplatte geschmückt ist, die man wohl auch mit Edelsteinen besetzt. Die Beinkleider sind so lächerlich wattirt, daß die Beine zwei unförmlichen Säulen gleichen. (Taf. 39. Abbild.)

Eine Frau kann sich auf der Straße nur dann zeigen, wenn sie sich in ein Stück weißen oder blau und weiß carrirten Baumwollenzeuges hüllt und überdies ihr Gesicht durch einen Schleier von derselben Farbe bedeckt. Zwei kleine gitterförmige Oeffnungen befinden sich vor den Augen. Uebrigens lieben die Perserinnen die Ringe, Hals- und Armbänder sehr; der ärmste Handwerker muß oft das Nothwendigste entbehren, um dergleichen seiner Frau zu geben, wenn er Frieden im Hause haben will.

Wir haben weiter oben gesehen, daß die Einwohner Persiens in Nomaden, die in dem Gebirge leben und die Wüsten durchziehen, und in Tadschiks oder Tats zerfallen, welche in den angebauten Bezirken leben oder sich in den Städten aufhalten. Bei diesen beiden Classen wechselt jedoch die Lebensweise; der Nomade verschmäht es nicht, sich in einer Stadt festzusetzen, und der Landmann wird Nomade.

Diese, welche wie die Turkomannen an eine herumziehende Lebensweise gewöhnt und zu Raub und heftigen Leidenschaften geneigt, sind jedoch dem Fürsten unterthan, welcher es auch seyn möge, der über Persien regiert, und bringen selbst in die Lager etwas von der Abgeschliffenheit der Städtebewohner. „Indessen,“ sagt Jaubert, „ziehen sie die weiten Haiden, die hohen Gebirge den von der Natur mehr begünstigten Oertern vor. Fragt man sie, warum sie sich von der Besorgniß und Ungewißheit nicht frei machen wollen, mit denen ihre precaire Existenz immer bedroht ist, so antworten sie: „unsere Vorfahren haben so gelebt.“

Das höchste Glück für sie besteht darin, von Zeit zu Zeit den Aufenthaltsort zu wechseln, neue Luft zu athmen und so zu sagen jeden Augenblick das Gefühl ihrer Unabhängigkeit zu empfinden. Aus den Nomadenzellen gehen die kräftigsten und schönsten Männer und fast alle Krieger hervor. Die trägen, verweichlichten Bewohner der Städte ergreifen die Waffen nur bei dringender Gefahr. Die in den Wüsten Lebenden sind immer bewaffnet und bereit, ihre Feinde zu bekämpfen.

„Diese Söldnertruppen, die blos des Soldes wegen kämpfen, welchen man ihnen bezahlt, oder wegen der Beute, die man ihnen in Aussicht stellt, sind die einzigen, auf welche der Schah von Persien rechnen kann. Im Frühjahre verlassen sie ihre Aufenthaltsörter, versammeln sich an den vom Fürsten bezeichneten Orten und nehmen Dienst für einen Feldzug, da sie im Winter stets wieder zu ihren respectiven Stämmen zurückkehren.“

Nadir Schah gehörte zu dem Stamme der Affscharen, und die jetzige königliche Familie gehört zu dem der Kadscharen; beide sind türkische, verstehen aber wie die andern meist auch das Persische.

Die persische Armee besteht aus Infanterie und Cavalerie, die auf europäische Weise disciplinirt sind und aus einem Artilleriecorps, das gleichfalls von französischen und englischen Officieren organisirt wurde. Außer der reitenden Artillerie giebt es Zombareks, auf Kameelen reitende Artilleristen; auf dem hintern Theile des Sattels ist eine kleine Kanone befestigt; wenn sie abgeschossen werden soll, läßt man das Kameel sich niederlegen. Die regulairen Truppen des Schahs belaufen sich auf mehr als 20,000 M., seine Armee aber, die Milizen und Nomaden mitgerechnet, besteht aus 254,000 Mann.

Sein Einkommen schätzt man auf 80 Mill. Frcs. Der Ertrag der königlichen Domänen, die Abgaben, welche die Prinzen, die Khans und andere Häuptlinge von den erhobenen Steuern geben müssen, die Zollgefälle, der von den Häuptern der Nomadenhorden gezahlte Tribut, die von Bittstellern gebrachten Geschenke und verschiedene andere Abgaben bilden diese Summe; durch die ungeheuern Erhebungskosten werden sie fast verdoppelt. Die öffentlichen Anstalten müssen meist von den Provinzen erhalten werden und befinden sich deshalb in schlechtem Zustande. Die Gouverneure denken an weiter nichts, als wie sie Reichthümer zusammenbringen, sowohl zu ihrem eigenen Vortheile, als um die Habsucht der Großen und die der Boten befriedigen zu können, die zu ihnen geschickt werden, denn die letztern verlangen immer einen Lohn in Verhältniß der Wichtigkeit der Sendung, mit welcher sie beauftragt sind, und der oft im Voraus festgesetzt wird.

Dieser Zustand der Dinge hat sich seit Chardin nicht verbessert; Jau-

bert bestätigt es, setzt aber hinzu: „Wenn die Summen, welche man in den Schatz bringt, nach der Größe und Einwohnerzahl Persiens nicht übermäßig sind, so werden sie auch nur zu den allernöthigsten Ausgaben verwendet, welche nicht die Hälfte in Anspruch nehmen; das übrige wird in Barren geschmolzen, in Edelsteine und andere Gegenstände von großem Werthe und leichtem Transport verwandelt, weshalb man die Berichte aller Reisenden über den Glanz am persischen Hofe nicht für übertrieben halten wird. Diese Reichthümer könnten allerdings auf eine für das Land und den Fürsten selbst nützlichere Weise verwendet werden, aber man weiß, daß in den despotischen Staaten das öffentliche Interesse für nichts gilt und daß die Worte Staatswirthschaft, weise Verwaltung, Ordnung und Voraussicht dort gleichsam unbekannt und nicht buchstäblich zu übersetzen sind.

„Die Perser sind also unaufhörlich den Erpressungen und Gewaltthätigkeiten der Subalternbeamten der Regierung ausgesetzt. Sie wissen recht wohl, warum Feth Ali Schah Schätze zu sammeln suchte, fühlen alle Unannehmlichkeiten des gegenwärtigen Zustandes und sehen nur mit Schrecken in die Zukunft, wozu sie durch frühere Vorfälle auch recht wohl berechtigt sind. Aus diesem Zustande der Besorgniß geht ein Mangel an Vertrauen hervor, ein Geist der Käuflichkeit und Bestechlichkeit, der sich überall zeigt. Unrecht wäre es aber, wollte man nicht anerkennen, daß der regierende Fürst sich bemüht, diese Uebelstände abzustellen und wieder gut zu machen"

Man bemerkt keine große Verschiedenheit unter den Reisenden, welche über den Charakter der Perser gesprochen haben; sie besitzen eine lebhafte Phantasie, ein fruchtbares Gedächtniß, viel Anlagen zu den Wissenschaften, den Künsten und dem Kriege; sie sind gastfrei, artig und freundlich, haben ein gefügiges Naturell und einen zu Intriguen geneigten Geist. Man wirft ihnen vor, daß sie sehr eitel, unempfindlich und selbst grausam wären, den sinnlichen Vergnügungen sehr zugethan, verschwenderisch, aber auch zum Geize, zur Heuchelei, zur Betrügerei, zur Lüge, Treulosigkeit und zum Meineid geneigt wären. Sie sind sehr abergläubisch und treiben die äußere Ausübung ihrer religiösen Pflichten ins Kleinliche; im Grunde aber besitzen sie keine echte Frömmigkeit.

Sie beobachten mit der strengsten Genauigkeit die Regeln der Etikette. Man bemüht sich, die jungen Leute von hohem Range in den Formeln der Sprache zu unterrichten, welche in der hohen Gesellschaft üblich ist, und in den Complimenten, die an Jeden nach seinem Stande gerichtet werden, und vernachlässigt nichts, daß sie alle Kenntnisse erlangen, welche ein wohlerzogener Mann besitzen muß. „Die Kinder der gemeinen Leute," sagt Chardin, „werden ebenfalls sorgfältig erzogen. Man sieht sie nicht auf den Straßen herumlaufen, nicht die Zeit durch Spiele tödten und durch Zänkereien. Man schickt sie vielmehr des Tages zweimal in die Schule, und wenn sie aus derselben zurückkommen, behalten die Eltern sie bei sich, damit sie ihre Profession 2c. erlernen. Die jungen Leute treten erst mit dem zwanzigsten Jahre in die Welt ein, sie müßten denn früher verheirathet werden, denn in diesem Falle werden sie früher emancipirt und sich selbst überlassen. Unter Heirathen verstehe ich hier eine Frau mit einem Heirathscontracte nehmen, denn vom siebenzehnten Jahre an giebt man ihnen eine Beischläferin, wenn man sieht, daß sie zur Liebe geneigt sind. Sie erscheinen bei ihrem Eintritte in die Welt zurückhaltend, artig und bescheiden, sprechen wenig, sind ernst, aufmerksam, und rein in ihren Reden und ihrem Wandel. Aber die meisten werden bald verdorben; der Luxus reißt sie mit fort, und da sie weder Vermögen, noch genügende Gehalte, noch andere redliche Mittel haben, so verfallen sie auf schlechte Mittel, die sich ihnen immer darbieten."

Die Perser befinden sich gern in den Gesellschaften, wo man sich von Religion, Poesie und Literatur unterhält; bei diesen Gesprächen trinkt man Kaffee, genießt Erfrischungen und raucht aus dem Nargile. Diese Art Genuß wird für unentbehrlich gehalten, und einem Vornehmen folgt, selbst wenn er reitet, ein Diener, der diese Art Pfeife trägt.

Persien, zwischen Europa und Indien gelegen, ist für den Handel ganz geeignet; auch widmen sich ihm die Perser mit Eifer, aber er ist nicht so blühend, als er es seyn könnte und ein bedeutender Theil in den Händen der Armenier. Obgleich die Hauptstraßen in sehr schlechtem Zustande, sind sie doch sicher; die Caravanen ziehen darauf ohne Gefahr hin. So gelangen die Waaren aus den benachbarten Ländern, so wie aus entfernteren Gegenden dahin.

Die Perser führen einen Theil von dem, was sie erhalten haben, wieder aus, wie auch rohe Seide, Rosenwasser, Henneh zum Färben der Fingernägel und der Haare, Wolle, Ziegenhaar, Teppiche, getrocknete Früchte, Türkisen, Turbeki, eine Art Tabak, der in dem Nargile geraucht wird, und Rohr zum Schreiben, Baumwolle, Reis, Galläpfel, Schafe, Stiere, Pferde, Shawls von Kerman, Weichselröhre und Lammfelle.

Unter die Ursachen, welche dazu beitragen, die Vortheile zu verringern, welche in Persien der Handel den Kaufleuten gewährt, muß man die sehr starke, wenn nicht unüberwindliche Abneigung rechnen, welche die Bewohner dieses Landes immer gegen das Meer gehabt haben; sie treiben dieselbe so weit, daß sie lieber die dürrsten und gefährlichsten Wüsten durchziehen, als die kürzeste Fahrt auf dem Meere machen. Wüßte man nicht, daß diese Abneigung sich auf sehr alte und sehr eingewurzelte Vorurtheile gründete, wie man es schon im Herodot lesen kann, so würde man nicht begreifen können, wie so tapfere Männer den Muth verlieren, sobald es sich um eine Seereise handelt. Der Mangel einer Marine, das Resultat dieser Abneigung, ist Persien doppelt verderblich gewesen, weil es deshalb auf der einen Seite die zahlreichen und reichen Niederlassungen an dem caspischen Meere und auf der andern die Inseln im persischen Meerbusen verlor.

Von den Waaren, die Persien versendet, werden mehrere durch die Industrie der Einwohner erzeugt. Sie sind geschickt in den mechanischen Künsten; sie arbeiten in Gold, Silber und Kupfer, verfertigen seidene und baumwollene Gewebe, an welchen die Lebhaftigkeit der Farben überrascht; sie machen sehr schöne Teppiche und Shawls, welche ebenfalls einen großen Ruf haben. Minder Glück haben sie in der Kunst, die Felle zu bereiten, ob sie gleich mehrere Zweige davon verstehen; aber sie arbeiten nur nach dem Herkommen, nie leitet die Wissenschaft ihre Hand oder vervollkommnet ihre Arbeiten. Uebrigens nimmt der Perser sehr gern guten Rath an, denn, weit verschieden von dem Türken, der auf seine Unwissenheit gewissermaßen eitel ist, verbindet er mit dem Wunsche, sich zu belehren, viel Verstand und Geschicklichkeit; er beweist dies in den Arbeiten der Art, welche in Europa noch nicht ihren höchsten Grad von Vollkommenheit erlangt haben; so sind ihre Säbel 2c. eben so gut und schön als die unserigen, dagegen können sie eine Flinte nicht so gut herstellen.

Dasselbe gilt von den schönen Künsten. Es giebt nichts bei den Persern, was auf reinen Geschmack Anspruch machen könnte. Die Baukunst und Malerei sind, obgleich mehr ausgebildet als bei den Türken, durch die Schranken eines rohen Herkommens und durch die Religion gehemmt.

Die Architectur ist ziemlich einfach; die Häuser haben fast alle nur ein Erdgeschoß. Das Dach ist eine kleine Platform, auf welche man bei der Annäherung des Winters Erde wirft, die man festschlägt. Diese Wohnungen enthalten große Säle und kleine Zimmer, die mit Malereien geziert sind, besonders die Plafonds. Im N. und S. sind sie ganz offen, um frische Luft zu erhalten. In der Mitte befindet sich meist ein großes Marmorbecken mit einem Springbrunnen. Andere Zimmer gehen auf geräumige Höfe oder auf von Blumen duftende Gärten, die von symmetrisch gepflanzten Bäumen beschattet und reichlich bewässert werden. Wirklich merkwürdig aber bei der persischen Architectur ist die Kunst, Bogen ohne Holz, ohne Balken, ohne irgend etwas Festes zu machen, das den Bau erleichterte; sie verwenden dazu nur gebrannte Steine.

Die Bildhauerei ist ihnen fast unbekannt; sie machen nur Zierrathen von Marmor und Holz, und diese sind von sehr mittelmäßiger Arbeit.

Sie halten es nicht für eine Sünde, Gemälde mit menschlichen Figuren zu machen, aber die Malerei befindet sich doch bei ihnen noch in der Kindheit und die Erzeugnisse derselben empfehlen sich nur durch die Lebhaftigkeit der Farben und die Schönheit des Firniß.

Kein Europäer hat die Musik der Perser gerühmt, eben so wenig als die der Türken. Ihrer Meinung nach sind beide abscheulich, nichts als gellende Töne, die noch unangenehmer gemacht werden durch die Grimassen des Sängers, der, um seiner Stimme mehr Umfang zu geben, sich selbst die Ohren zustopft. Die Perser singen alle in einem Tone, in Begleitung schlechter Instrumente, wie z. B. eines Tamburins oder einer Theorbe. Der Tanz folgt natürlich diesem Lärme. Er wird in den Harems von den Frauen, öffentlich von Kindern von 14 bis 15 Jahren ausgeführt, welche sich diesem Stande widmen. Obgleich Mahomed den Tanz und die Musik verboten hat, so wird dieses Verbot doch bei den Persern und bei den Türken übertreten. Der Schah hat seine Tänzer und Tänzerinnen; die Großen haben ebenfalls dergleichen und die gewöhnlichen Privatpersonen lassen sich bei ihren Festen Tänzer kommen. Die Kunst derselben besteht meist in Kraftsprüngen; man sieht ein Kind sich wohl zweihundertmal um sich selbst drehen ohne anzuhalten. Diejenigen, welche die lascivsten Stellungen annehmen, gefallen sicher am meisten.

In den persischen Schulen studirt man die arabische Spra e, die Jurisprudenz, die Rhetorik, die Poesie, die Philosophie, die Medicin und Astrologie. Das Ansehen, in welchem im Lande die mirza (Leute von der Feder) stehen, die Auszeichnungen, die man ihnen bewilligt, die Würden, auf welche sie Anspruch machen können, ermuthigen die, welche Neigung zur Literatur oder zu den Wissenschaften in sich fühlen. Aber diese sind noch weit zurück trotz dem Eifer der Lehrer und Schüler. Die, welche man am meisten schätzt, ist die Astrologie. Die Perser unternehmen nichts Wichtiges, ohne die Astrologen zu Rathe zu ziehen, deren Gewerbe geachtet und einträglich ist; selbst der König begiebt sich nicht auf ein nahes Landgut, ohne wenn vorher erst die Sterne zu Rathe gezogen worden sind.

Gewöhnlich kommt man in dem Hafen Abuschir oder Bender Buschir nach Persien, wenn man von Indien aus da anlangt. In diesem Hafen werden im Lande, am persischen Meerbusen, die meisten Geschäfte gemacht. Er verdankt seinen blühenden Zustand dem Falle von Bender Abassi und der Zerstörung Bender Ryks in den Unruhen, welche dem Tode Nadir Schahs folgten. Bender Buschir liegt am Nordende einer dürren Halbinsel, der ungefähr 3 Stunden ch ins Meer hinein erstreckt. Die Stadt hat ein angenehmes Aussehen; im S. wird sie durch eine Mauer mit runden Thürmen geschlo en und ein arabischer Scheik führt die Verwaltung darin. Die Einwohnerzahl beträgt 15,000 Seelen; man findet daselbst Armenier, Juden und Banianen. Die Engländer haben ein Comptoir da. Der nicht sehr große aber gut versorgte Bazar enthält alle Arten Waaren aus Europa, Indien und Persien. Man trinkt nur schlechtes Wasser; um gutes zu bekommen, muß man es über eine Stunde weit holen. D e Rhede ist allen Winden offen, ausgenommen denen aus S., wo die Stadt zum Theil geschützt ist. Die großen Schiffe ankern drei Viertelstunden vom Ufer. Kleine Fahrzeuge tragen die Waaren nach Bassora; die Caravanen gehen nicht zu Lande von Bender Buschir nach dieser Stadt, weil das Land öde, von Räubern unsicher gemacht und von Sümpfen durchschnitten wird.

Verläßt man Bender Buschir, um nach Schiraz zu gehen, so kommt man erst über eine trockene und dürre Gegend, dann sieht man bebauete und mit Dattelpalmen bepflanzte Felder. Die Dörfer sind durch Mauern vertheidigt und bisweilen von tiefen Gräben umgeben. Der Weg wird uneben und von zahlreichen Schluchten durchschnitten; man geht mehrmals über mehrere kleine salzige Flüsse, welche in dem Gebirge strömen und sich in den persischen Meerbusen ergießen.

Die Bewohner der Dörfer, welche man trifft, stehen nicht immer mit den Nachbarn in gutem Vernehmen. „Ihre Streitigkeiten," sagt Dupré, „schlagen stets zum Vortheile des Gouverneurs des Bezirkes aus; er benutzt die Uneinigkeiten, um die streitenden Partrien zu drücken, unter dem Vorwande, die Ordnung und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten.

„In Bauschkun ist der Wassermangel Ursache, warum man nur Gerste und Weizen baut. Hier sahen wir auch zum erstenmale die Getreidegruben von Fars: tiefe Gruben, die mit gebrannten Steinen ausgemauert und mit Mörtel bekleidet sind, so daß die Feuchtigkeit nicht hineindringen kann. Gewöhnlich haben sie eine ovale Form, sind oben eng und erweitern sich nach der Mitte und nach unten zu. Man verschließt sie sehr sorgfältig und das Getreide erhält sich in ihnen vortrefflich. Ihre Anwendung schreibt sich aus dem fernsten Alterthume her.

Als wir das in diesem Theile sorgfältig angebaute Thal verließen, trafen wir auf ein Lager von Nomaden, welche mit Ungeduld den Augenblick der Ernte erwarteten, welche in dieser Gegend zu Ende des Aprils oder im Anfange des Mais stattfindet. Diese Nomaden dürfen die brachliegenden Felder besäen und den Ertrag nehmen, ohne dafür eine Abgabe zu entrichten.

Firuz Abad (Ort des Glückes) ist eine kleine Stadt, die zum Thei von den Trümmern von Firuz Schah erbaut wurde und in deren Mitte man noch einen Obelisken und eine Wasserleitung sieht. Endlich steigt man in das sehr große und schöne Thal von Schiraz hinab, geht über mehrere Flüsse und gelangt in die Stadt. Sie ist eine der berühmtesten in Persien, hat eine unregelmäßige Gestalt und ist mit Mauern von gebrannten Steinen und Thürmen umgeben, in welchen sich die Soldaten der Garnison aufhalten; ein Graben, der an einigen Stellen besäet und im Allgemeinen schlecht gegraben ist, umgiebt sie von allen Seiten. (Taf. 40 Abbild.)

„Schiraz enthält kein eigentlich prächtiges Gebäude; doch bemerkt man den Regierungspalast und die herrlichen Gärten, die große Moschee, die Bäder daran und den Bazar. Man schätzt die Einwohnerzahl auf 30,000 Seelen. Man verfertigt daselbst Baumwollenzeuge, Feuergewehre Säbel, Glaswaaren und ausgelegte Holzsachen. Der Handel ist sehr bedeutend. Ein Erdbeben verursachte 1824 schreckliche Verwüstungen, wobei nach einem englischen Reisenden alle Gebäude der Stadt litten. Die Perser nennen sie den Ort der Wissenschaft.

„In dem Thale und in der Umgegend finden sich die Weinpflanzungen, deren Erzeugniß so gesucht ist und den die persischen Dichter mit Recht so sehr gerühmt haben. Zum Trinken ist er erst nach drei Jahren gut; er gleicht der Farbe und dem Geschmacke nach dem Madera, berauscht aber sehr."

Zwei Stunden in NO. von den Mauern der Stadt Schiraz sieht man das Grab des berühmten persischen Dichters Hafiz; es ist von einem herrlichen Garten umgeben wie jenes Saadi's, eines andern Dichters, das sich etwas weiter hin befindet.

Dupré reiste 1808 und 1809 in Persien. Morier befand sich zu derselben Zeit daselbst; er ging ebenfalls von Bender Buschir nach Schiraz, aber auf einem westlichern Wege als Dupré. Er kam durch Kazrun, eine kleine damals blühende Stadt, die aber seitdem durch das Erdbeben von 1824 fast ganz zerstört worden ist. Etwa 5 Stunden nördlich von Kazrun sah er die Ruinen von Schapur, die er zuerst aufmerksam untersuchte. Es war dies eine von dem Könige, den wir Sapor I. nennen, erbaute Stadt. Man fand die Ueberreste einer Citadelle, mehrere Basreliefs am Felsen, die sehr verschiedenartige Gegenstände darstellten. In der Umgegend findet man einen unterirdischen Bau, der zu Grotten und ungeheuern Aushöhlungen führt; man sah daselbst auch eine colossale umgestürzte und zerbrochene Statue.

Zwölf Stunden in NNO. von Schiraz in einer fruchtbaren Gegend bei dem Dorfe Merdacht, auf einer geneigten Fläche am Fuße des Rahmet, eines hohen Berges von grauem Marmor, bemerkt man die berühmten Ruinen, die Tschehel Minar (die 40 Säulen) von den Neu-Persern genannt werden. Es sind die eines Palastes, der eine Stadt zierte,

die bei allen Orientalen Isthakar, bei den Griechen dagegen Persepolis hieß. Chardin, Kämpfer, Corneille, Le Bruyn, Niebuhr, Morier, Ker-Porter und andere Reisende haben diese Ruinen gezeichnet, welche die Gestalt eines Amphitheaters und mehrerer übereinander befindlicher Terrassen haben, auf die man auf einer so bequemen Treppe hinauf gelangt, daß zehn Reiter neben einander hinauf reiten könnten. Auf jeder Terrasse sieht man Ueberreste von Portiken und Trümmer von Gebäuden mit Gemächern, die bewohnt gewesen zu seyn scheinen. Nach dem Hintergrunde zu, gegen den Felsen, an welchem dieses Bauwerk lehnt, sind zwei Gräber in den Felsen gehauen; den Eingang konnte man aber bis jetzt nicht entdecken. Alles ist von Marmor gebaut ohne Kalk und Mörtel, und doch sind die Stücke so gut verbunden, daß man sehr aufmerksam seyn muß, wenn man die Verbindungsstellen finden will.

Die Mauern sind überall mit Basreliefs und Inschri ten bedeckt; in den erstern giebt der Souverain den Großen seines Hofes Audienz oder erfüllt eine religiöse Ceremonie; übrigens sind es Thierkämpfe, meist fabelhafte, entweder zwischen Thieren oder mit Menschen. Die Charaktere bei den Inschriften haben die Gestalt eines Nagels, weshalb man sie nagelförmig nennt; die Gelehrten haben verschiedene Erklärungen vorgeschlagen, von denen einige recht plausibel sind. (Taf. 40. Abbild.)

Einige Meilen in N. von Tschehel Minar zeigt ein Berg mit Namen Nakschi Rustan (Rustan's Bild) vier ähnliche Gräber wie die in Persepolis. Ker-Porter, der in eines hineinging, fand, daß es mit Gewalt geöffnet worden war. In der Nähe zeigen sechs Basreliefs Gegenstände in Bezug auf die Religion der Magier und einen Triumph eines Königs über einen besiegten Feind. Etwas weiter hin, zu Nakschi Redscheb, ziehen andere Basreliefs gleichfalls die Aufmerksamkeit des Beobachters auf sich. Diese Sculpturen sind durch den religiösen Fanatismus der Muselmänner sehr verstümmelt worden. Inschriften in der Pelwi-Sprache und in griechischer, lassen keinen Zweifel über die Bestimmung dieser Bauwerke übrig; sie sollten das Andenken an die Siege Sapors I. verewigen, der von 240 bis 271 regierte.

In N. von diesen Ruinen sieht man in der Ebene von Murgab das Mescheb mader i Soleyman (das Grab der Mutter Salomos), ein kleines vierseitiges Gebäude mit einem Piedestal von weißem Marmor in großer Ausdehnung. Die Orientalen geben ihm diesen Namen wegen ihrer Gewohnheit, alle Denkmäler, deren Ursprung ihnen unbekannt ist, dem Salomo zuzuschreiben. Wahrscheinlicher ist es, nach der Meinung Ker-Porters, das Mausoleum des Cyrus.

„Die ehrwürdigen Ueberreste von Persepolis," sagt Scott Waring, „haben viel von der Zeit gelitten, aber das, was noch übrig ist, ist hart und unvergänglich wie der Felsen selbst. Die Erdbeben, die in Persien so häufig sind, haben die meisten Säulen und Gemächer umgestürzt; was noch steht, ist oben enthüllt und bleibt in diesem Zustande. Der Sand, den das Regenwasser von den benachbarten Bergen im Winter herunterwäscht, füllt weite Räume aus und bedeckt mehrere Säulenunterlagen.

„Nach den griechischen Schriftstellern steckte Alexander nach einer Orgie diesen Palast in Brand; aber wenn man die Ruine genau und aufmerksam betrachtet, kann man dieser Erzählung schwerlich Glauben beimessen, weil das Feuer auf diese ungeheuern und unzerstörlichen Massen durchaus keinen Eindruck machen konnte."

Alles veranlaßt zu der Meinung, daß sie zu einem Tempel, nicht aber zu einem Palaste gehörten, den der Sand begraben hat, und daß die zahlreichen Trümmer für die Alterthumsforscher höchst kostbare Gegenstände bedecken.

Am 17. Jan. 1808 reiste Dupré von Schiraz ab, wendete sich nach SSO. über eine allmälig ansteigende Ebene und ging von Zeit zu Zeit über Bäche; das Wasser einiger derselben war salzig. Das Land ist nur mäßig bevölkert. Die Seiten des Dora Ken, eines Gebirges in der Nähe eines gleichnamigen Dorfes waren mit jenen hübschen Sträuchern bedeckt, welche man in Europa persischen Flieder nennt. Man sammelt zwischen dem Gestein dieses Berges flüssige Momie, ein von den Orientalen sehr geschätztes Mineral oder Harz.

Die Ebenen und Thäler sind reich an Dattelpalmen; etwas jenseits des Endes des Thals on Madavar beginnt das Germesir (warme Land) oder Laristan. Von dem Gipfel eines Berges, von welchem sich ein kleiner Fluß in einer Cascade hinunterstürzt, bemerkte der Reisende den persischen Meerbusen und dann gelangte er bald nach Gomrun oder Bender Abassi.

Diese im 17. Jahrh. so reiche, so starken Handel treibende Stadt ist fast in den Zustand des Elends verfallen, aus welchem sie Schah Abbas gezogen hatte. Alle Seenationen Europas hatten ein Comptoir hier; bei dem Tode Nadir Schahs verließen sie den Ort meist.

Dupré besuchte die kleine Insel Ormuz, die 3 Stunden in SO. von Bender Abassi liegt. Dieser Felsen ohne trinkbares Wasser und fast ohne Vegetation war vor der Entdeckung des Vorgebirges der guten Hoffnung und in den ersten Zeiten der Herrschaft der Portugiesen in Indien einer der hauptsächlichsten Stapelplätze des Handels dieser Länder mit Persien Die Erzählungen von der Pracht, dem Reichthume und dem üppigen Leben der Bewohner von Ormuz würden fabelhaft erscheinen, würden sie nicht von zahlreichen Zeugen bestätigt. Schah Abbas, der unzufrieden war mit dem arroganten und tyrannischen Benehmen der Portugiesen gegen seine Unterthanen, bemächtigte sich 1622 Ormuz mit Hilfe der Engländer und der ganze Glanz dieses Ortes verschwand. Der Iman von Mascate, in Arabien, hält da eine Besatzung von 200 Soldaten.

Nach der Rückkehr nach Bender Abassi schlug Dupré am 14. Febr. den Weg nach Lar ein. Diese Provinzialhauptstadt ist ein Haufen von Trümmern geworden, unter denen man noch die Ueberreste des Palastes des Khans bemerkt, der hier unter Schah Abbas regierte. Die Einwohnerzahl soll 15,000 betragen, was aber übertrieben zu seyn scheint. Die Bewohner sind meist arm, obgleich fleißig. Besonders beschäftigt sie die Verfertigung von Töpferwaaren, von Degen, Abas (Filzcapoten) und blauen Zeugen. Die Umgegend ist gut bebaut.

Von Belutschistan aus kam Pottinger nach Kerman, einer persischen Provinz in N. von Laristan. Der Nermanschyr, ihr westlichster Bezirk, ist fett und fruchtbar; das übrige hat viel unfruchtbare und sandige Stellen, und die Wüste greift immer mehr um sich. Das Dorf Kerman war sonst sehr blühend, der Handel dort sehr lebhaft und seine Manufacturen von Shawls, Flinten und remeds (Filzteppichen) sind in ganz Asien berühmt. Die Shawls kommen denen von Caschemir gleich in der Feinheit und Weichheit des Gewebes.

Dupré war nach Schiraz zurückgekehrt und reiste am 6. April nach Yezd ab, wo er am 16. ankam. Diese Stadt liegt in einer weiten Ebene mitten im Sande; sie hat viel durch die Einfälle der Afghanen gelitten. In der Umgegend findet man die meisten Guebern oder Anhänger der alten Religion des Landes. Sie sind arm, unwissend und den Verationen der Muselmänner ausgesetzt; man schildert sie als sehr sanft und sehr arbeitsam.

Yezd ist eine der Städte in Persien, welche den lebhaftesten Handel treibt, sowohl wegen der Erzeugnisse der Industrie ihrer Bewohner, als wegen ihrer Lage, die sie zu einem Stapelplatze der indischen Waaren macht; sie werden dahin durch Caravanen von Herat und Bukhara gebracht. Man verfertigt da glatte, oder mit Gold und Silber vermischte, oder mit Baumwolle verwebte seidene Stoffe, gewöhnliche glatte oder gestreifte Shawls, Luntenflinten, kleine Pistolen und Säbel. Auf dem Wege von Yezd nach Ispahan kam Dupré durch ein zum Theil ödes Land.

Meschid, 150 Stunden in N. von Yezd, ist die Hauptstadt des persischen Korassan. Die Stadt wurde von Fraser und Burnes beschrieben; der letztere erfuhr da weniger Widerwärtigkeiten als sein Landsmann, dem die Bigoterie und das Mißtrauen unaufhörlich Hindernisse in den Weg legten, wenn er seine Neugierde befriedigen wollte. Meschid, an einem Beiflusse des Tebschin gelegen, blühend durch seine Industrie und sei en Handel, ist bei den Muselmännern berühmt wegen des Grabes

des Iman Reza, des fünften Nachkommen Alis. Die sterblichen Ueberreste dieses Heiligen ruhen unter einer vergoldeten Kuppel, deren Pracht den beiden reich verzierten Minarets gleicht, die in den Strahlen der Sonne ein glänzendes Licht verbreiten. Meschid ist auch der Ort des Begräbnisses Nadir Schahs. Sein Grab, jetzt entweiht und erkennbar nur an den Ruinen des Gebäudes, das es sonst vor den Einwirkungen der Luft schützte, gewährt dem Beobachter Stoff zum Nachdenken.

Etwa zwölf Meilen von Meschid kam Burnes vor den Ruinen von Tus vorbei, das sonst die Hauptstadt von Korassan war. Das Thal, in welchem er reiste, ist fruchtbar und gut angebaut; er begab sich in demselben bis Kutschan. Dieser Bezirk gilt für den kältesten in der Provinz, was nicht schwer zu glauben ist, weil im Monat September der Thermometer über einen Grad unter Null fiel. Man kann nach verschiedenen Beobachtungen schließen, daß Kutschan 4000 Fuß über dem Meere liegt.

Am 29. Septbr. wendete sich Burnes nach der Küste des caspischen Meeres; er folgte dem Thale, in welchem der Atrak fließt, und erreichte Astrabad. Diese Stadt hat einen sehr beschränkten Handel und man sieht in ihrem Bazar nur die für die Bewohner nöthigen Zeuge und Waaren. Die Reichen begeben sich, um der Ungesundheit des Climas zu entgehen, während der Jahreszeit der Wärme auf ihre Yrilaks oder Sommerwohnungen in den Bergen.

Man befindet sich hier in Mazenderan. Astrabad liegt nur 4 Stunden vom caspischen Meere. „Das Clima ist hier feucht und unangenehm," sagt Burnes, „und der Regen so häufig, daß es schwer wird, eine Erdmauer zu erhalten. Um dieser Unannehmlichkeit abzuhelfen, legt man eben auf die Mauer eine Rohrdecke, bedeckt sie mit Erde und pflanzt Lilien darauf, die hier sehr gedeihen und die Mauern vor dem Regen schützen. Man erbaut in Astrabad alle Früchte der heißen Länder."

Geht man nach W. von der Mündung des Atrak und Gurgan, so kommt man nach Aschraf, wo man noch die zahlreichen und prächtigen Ueberreste der Paläste und Gärten bewundert, mit denen Schah Abbas diese Stadt geschmückt hatte; aber die Gebäude verfallen alle Tage mehr und mehr, ob sie gleich aus sehr dauerhaften Materialien gebaut sind, weil jeder, der dergleichen zu einem Baue braucht, sie hier holt, ohne daß es Jemand verhindert.

Sari, eine alte Stadt an dem Tedschin, scheint zu jeder Zeit für die Hauptstadt von Mazederan angesehen worden zu seyn. Sie ist nicht gepflastert; die Bazare sind aber reichlich versehen. Man bemerkt da mehrere hohe Thürme, welche Begräbnisse von Fürsten oder berühmten Personen zu seyn scheinen, und schöne gewölbte Cisternen.

Farahabad, an der Mündung des Tedschin, war der Winteraufenthalt des Abbas, der da 1628 starb. Ruinen, die jedoch denen von Aschraf nachstehen, zeugen noch von der frühern Pracht.

„Balfruh," sagt Fraser, „macht eine merkwürdige und vielleicht einzige Ausnahme in dem allgemeinen Bilde, das alle Städte Persiens gewähren. Sie widmet sich ausschließlich dem Handel, ist gänzlich von Kaufleuten bewohnt und von Leuten, die durch jene beschäftigt werden, erfreut sich eines Glückes und Gedeihens, das ohne Beispiel in dem Lande ist. Man bemerkt hier mit Vergnügen ein Aussehen von Wohlhabenheit und Gemächlichkeit, und in den besuchtesten Theilen eine Bewegung und Thätigkeit, welche in den andern Städten sehr selten ist. Ihr Hafen, 4 Stunden entfernt, ist nur eine offene Rhede. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 100,000."

Recht, die Hauptstadt von Gilan, wo man viel, im Handel sehr geschätzte Seide macht, hat zahlreiche Seidenmanufacturen. Der Hafen befindet sich zu Inzeli.

Um von Sari nach Teheran zu kommen, ging Burnes über den Elburz. Ehe er die untere Region verließ, in welcher er sich befand, bemerkte er den Schneegipfel des Demavend. Das Thal des Tilar hat eine Ausdehnung von 60 (engl.) Meilen und es ist die bedeutendste Passage, welche das obere Land mit Mazenderan verbindet; man kommt durch den Paß Gaduk dahin, der auf das Plateau Persiens führt. Der Gipfel dieses Defilés, 6000 Fuß betragend, ist sehr kalt. Firuz Kuh erinnerte den Reisenden an Bamian, denn mehrere Wohnungen sind hier in dem Felsen ausgegraben und die Leute halten ihr Vieh daselbst.

In drei Märschen begab sich Burnes von Firuz Kuh nach Teheran; das Land ist traurig, dürr und elend; man trifft wenige Dörfer; nichts zeugt, daß man sich der Hauptstadt eines großen Reiches nähere. Diese Stadt, die in einer schönen und gut bewässerten Ebene liegt, befindet sich 4 St. in S. von den Bergen von Tschimran, über welche der Pik des Demavend ragt, dessen zu jeder Zeit mit Schnee bedeckter Gipfel bisweilen Rauch auswirft.

Teheran war unter den frühern Dynastien nur eine unbedeutende Stadt; seit aber die Kadscharen ihre Residenz daher verlegt haben, ist sie mit einer hohen dicken Mauer mit Thürmen umgeben. Der Schah wohnt in einem ungeheuern Palaste, aras genannt, der eine vierseitige Form hat und mit Mauern umgeben ist. In den geräumigen Gärten giebt es Wasser in Menge; die Gemächer sind groß, aber nur einige zeichnen sich durch ihre Pracht aus. Teheran vergrößert sich fortwährend; man schätzt die Einwohnerzahl im Winter auf 140,000. Die unerträgliche Hitze und die Ungesundheit der Luft im Sommer sind die Ursache, daß der Hof und die meisten Reichen sie von Mai bis September verlassen. (Taf. 40. Abbild.)

Wendet man sich von Teheran nach S., so gelangt man nach Kum, genannt „die heilige", weil sie das Grab der Schwester des Iman Reza und die mehrerer muselmännischer Märtyrer, sowie mehrerer Könige von Persien enthält. Man wallfahrtet aus allen Theilen des Landes dahin. Alle Gräber sind sehr reich.

Ist man über die vulkanischen Berge gegangen und reist immer nach S. weiter, so gelangt man nach Kaschan, einer der schönsten Städte in Persien. Man verfertigt hier viel kupferne Geräthe, glatte und mit Gold oder Silber broschirte Seidenzeuge, Baumwollenwaaren und Sammet. Feth Ali Schah ließ hier eine prachtvolle Schule und einen Palast bauen.

Der Reisende sieht vulkanische Höhen nnd ein sehr unebenes Land, wenn er sich weiter nach S. wendet; endlich bemerkt er Dörfer und Wasserleitungen, geht über Bäche, die von dem Zende-rud abgeleitet sind, befindet sich immitten ungeheuerer Ruinen und hat vor sich Ispahan, die ehemalige Hauptstadt von Persien.

Diese Stadt, am linken Ufer des Zende-rud erbaut, ist nur noch der Schatten dessen, was sie im 17. Jahrh. war; doch zeugen noch mehrere der großen und zahlreichen Gebäude, welche sie sonst schmückten, wie der Palast des Königs, die große Moschee, der ungeheuere Abbas-Bazar und Schulen von dem frühern Glanze. Feth Ali Schah ließ 1816 da einen Palast bauen, der aber jenem des Schah Abbas nicht gleichkommt. In der schönen Jahreszeit entzieht das Grün der Bäume den Blicken einen Theil der schrecklichen Verwüstungen, welche die Stadt erfahren hat. (Taf. 40. Abbild.)

Die Einwohnerzahl von Ispahan beträgt höchstens 200,000. Die Stadt hat wichtige Manufacturen in Seide, in Sammet, in Baumwollenzeugen, in Tuch, buntem Fensterglas, Töpferwaaren und Schießgewehren, ferner Zuckerraffinerien, Färbereien und Gerbereien.

Unter den Merkwürdigkeiten, welche die Reisenden noch bewundern, ist auch der Meidan zu erwähnen, ein öffentlicher Platz, umgeben von prachtvollen Gebäuden und Portiken.

Der Zende-rud fließt in einer Entfernung von etwas mehr als einer Viertelstunde südlich von Ispahan: man geht über den Fluß auf vier Brücken, von denen zwei besonders durch ihre zierliche Bauart ausgezeichnet zu werden verdienen. Die Allee Tschar Bagh reicht von der Stadt bis zur Brücke Dschulfa. Diese schönen Baumreihen übertreffen nach der Meinung Dupré's alles, was er der Art in Europa gesehen hatte. Sie bestehen in vier Reihen Platanen von außerordentlicher Größe, die merkwürdig buschig sind; sie sind über 3000 Schritte lang und etwa 200 breit. Die Frische des Grünes dieser Bäume wird durch Wasserbäche

unterhalten, welche man von dem Flusse abgeleitet hat. Die Brücke Dschulfa, eine der schönsten, die man kennt, hat an beiden Seiten eine Arcadengalerie, in welcher man geschützt geht; sie hat ferner 34 Bogen; die Länge beträgt 350 und die Breite 200 Schritte. Der Flecken Dschulfa, zu Chardins Zeiten so blühend, enthält jetzt noch einige Fabriken; die Armenier, die hier wohnen, sind fast alle arm.

Dupré war über Kurdistan nach Persien gekommen. Die Grenze zwischen diesem Lande und dem ottomanischen Reiche ist auf dieser Seite nur durch einen kleinen Bach bezeichnet, der damals ausgetrocknet war. Der Weg über den Berg Kidschao, der Zagros der Alten, ist rauh und oft in den Felsen gehauen. Man steigt sodann in das schöne Thal Kirin hinunter und reist durch ein gebirgiges, gut angebautes Land. Am 19. Novbr. 1807 war der Reisende in Kermanschah.

Diese Stadt, welche in einer nach S. zu offenen, nach N. aber durch den Bi Sutun, einen hohen Berg, geschlossenen Ebene erbaut ist, wird von einer Mauer von Erdsteinen umgeben und von einer Citadelle vertheidigt. Sie hat nichts Merkwürdiges, wird aber von Canälen durchschnitten, welche das ganze Jahr hindurch Koth unterhalten. Ein einziger Brunnen liefert gutes Wasser; das der andern ist schlecht. Sonst befand sich Kermanschah in blühendem Zustande und hat Gewehr- und Teppichfabriken.

Olivier hält das Gebiet von Kermanschah für eines der schönsten, am besten bewässerten und fruchtbarsten in Persien. Das Wasser, welches von allen Seiten von den benachbarten Bergen herunterkommt, verbreitet Frische und Fülle. Der Boden trägt Getreide, Obst, Gemüße und Küchengewächse aller Art; die Heerden sind zahlreich. Im Monat Mai hauchen die Gärten einen außerordentlichen angenehmen Duft aus, den der Blüten des Schalef, welchen man hier überall baut.

Eine Stunde von Kermanschah findet man ein von mehrern Reisenden beschriebenes Gebäude, Takht Rustem, den Thron Rustans, des persischen Hercules. Es befindet sich am Fuße eines Gebirges und zeigt eine große in den Felsen gehauene Platform, auf welcher ohne Zweifel ein Palast stand. Die Wände eines großen Saales und kleinerer Gemächer zeigen Sculpturen, welche eine Jagd und andere Scenen vorstellen; verschiedene Sculpturen im Hautrelief und Inschriften in keilförmigen Charakreren schmücken die andern Seiten des Berges. Alles veranlaßt zu dem Glauben, daß die Ebene am Fuße des Berges einen ungeheuern Garten oder ein Paradies bildete, in welchem die alten Könige von Persien jagten und sich an der Kühle erfreuten während der Hitze des Sommers.

Ein anderes Gebäude am Fuße des Bi Sotun zeigt verschiedene Sculpturen, welche neuer zu seyn scheinen als jene, aber ebenfalls merkwürdig sind. Ein wenig weiterhin in der Ebene findet man die Stelle einer alten Stadt.

Nach S. zu gelangt man nach Kusistan, welches zum Thal dem alten Susiana entspricht. Schuster, die Hauptstadt, am Fuße der Baktieri-Berge, am linken Ufer des Karun, hat Manufacturen in Baumwolle, Seide und Wolle. In geringer Entfernung zeigen Ruinen die Stelle Susas, wo die alten persischen Könige in einem außerordentlich prachtvollen Palaste residirten. Spuren von Terrassen von großem Umfange und keilförmigen Inschriften sind alles, was davon übrig geblieben ist.

Kehrt man nach N. zurück, so findet man Lurestan (Aelymais), ein von Bergen bedecktes Land; die bedeutendsten sind der Zerdkuh und der Hubenkuh, zwischen denen sich sehr fruchtbare Thäler öffnen, es hat seinen Namen von den Luren, einer Unterabtheilung der Kurden. Kuremabad, die Hauptstadt, ist ein großer Flecken, wo der Khan der Feilis, eines fast unabhängigen Stammes, residirt.

Im N. von Lurestan gelangt man nach Irak. Kienghewar, ein großes Dorf, das man für das alte Konkoba hält, scheint eine Stadt von einiger Bedeutung gewesen zu seyn. Man sieht daselbst Ueberreste eines vierseitigen Gebäudes von weißem Marmor auf einer Anhöhe, das mit Säulen verziert war. Weiter hin ersteigt man den Elwend, auf dem Olivier noch Schnee im Anfange des Juni fand; dann geht man in ein Thal hinunter, das an die schöne Ebene von Hamadan stößt.

Diese Stadt, in geringer Entfernung von dem rechten Ufer des Hamadan Tschaï erbaut, hat Teppich-, Seiden- und Baumwollenfabriken und Gerbereien, und treibt einen bedeutenden Handel. Man glaubt meist, sie liege sehr nahe an der Stelle des alten Ecbatana, der Hauptstadt von Medien, von welcher uns Herodot eine so glänzende Beschreibung hinterlassen hat. Säulenstücke und Spuren von Inschriften sind alles, was von dem prächtigen Palaste übrig blieb. Gräbt man in der Umgegend nach, so findet man sehr häufig Münzen und geschnittene Steine.

Dupré, Jaubert, Morier und viele andere Reisende sind von Teheran nach Cazbin gegangen, einer ansehnlichen Stadt inmitten einer großen Haide. Ein hohes Gebirge, das den Nordwind die Luft nicht abkühlen läßt, macht die Wärme im Sommer hier unerträglich. Ein erstickender Staub erfüllt die Luft dermaßen, daß alle Leute, denen man begegnet, davon bedeckt sind. Trotz diesen Unannehmlichkeiten nennen die Perser Cazbin Dschemalabad (Ort der Vollkommenheit). Man verfertigt da sehr geachtete Säbel, verschiedene Stoffe und Pferdebecken. Ihre Bazare sind ungemein groß. Mehrere Bäche, die von dem Gebirge kommen, tragen, nebst dem Fleiße der Bewohner, da u bei, eine Bodenstrecke von 2 Stunden in der Länge und ungefähr ½ Stunde in der Breite in W. von der Stadt fruchtbar zu machen. Es wächst da Wein, der sehr stark berauscht und von den Persern fast dem von Schiraz gleichgeachtet wird. Der Boden trägt sehr viele Pistazien, welche über die von Aleppo gehen sollen, die in der ganzen Levante so berühmt sind.

Im Westen des dürren Gebietes, welches Cazbin umgiebt, gelangt man in das lachende Thal von Abher. „Nichts Frischeres, nichts Herrlicheres," sagt Jaubert, „als die Häuser dieses Dorfes, wenn man so mehrere nette, bequeme und schön gebaute Wohnungen nennen darf. Die Bewohner von Abher, die sich nur mit ihren Obstgärten beschäftigen, kennen von der Landwirthschaft nur die Annehmlichkeiten. Nie sind sie genöthigt, ihren Unterhalt dem Schooße eines undankbaren Bodens zu entlocken, nie der Strenge des Winters oder dem glühenden Hauche der giftigen Winde ausgesetzt. Ganz glücklich würden sie seyn, wären sie auch sicher vor den Vexationen, die sie von den Subaltern-Tyrannen ertragen müssen."

In Sultanieh wird man von der ungeheuern Ausdehnung überrascht, welche die Ruinen einnehmen; nur die Moscheen stehen noch, ob sie sie gleich ebenfalls viel von den verschiedenen Erdbeben gelitten haben. Die größte (Taf. 41. Abbild.) ist eines der schönsten Gebäude in Persien in dieser Art. In geringer Entfernung von der verfallenen Stadt ließ Feth Ali Schah einen Sommerpalast bauen, umgeben von der Stadt und Citadelle Sultanabad.

Zengian, das einen Bazar hat, ist übrigens voll von Trümmer und liegt in einem von dem Flusse Sultanieh bewässerten Thale. Dieser Fluß führt sein Wasser dem Kizzel Uzen zu, der Irak von Azerbidschan trennt. Von Zengian kann man einen Weg einschlagen, der nahe an dem Elburz vorbei und durch Kalkal führt, eine zwischen Felsen liegende, aber durch eine schöne Quelle erfrischte Stadt. Dieser Weg ist wegen der Frische der Luft angenehm, die man da athmet, und wegen der Schönheit der Landschaften, welche man von Zeit zu Zeit in den Bergen erblickt, die die Küste des caspischen Meeres beherrschen. Im S. von diesen Bergen liegt Ardebil, die vor den pestilenzialischen Winden geschützt ist, welche den Küsten dieses Meeres so verderblich sind. Auch ist sie mäßig befestigt und merkwürdig durch die Gräber mehrerer berühmter Personen. Diese Stadt, welche als Stapelplatz für die Waaren dient, welche westlich von Teheran und Ispahan gehen, hat Bazare. Tavernier und Le Bruyn sprachen ausführlich von Ardebil.

Schlägt man von Zengian aus einen südlichern Weg ein, so trifft man nur unebene und wenig bebaute Gegenden, und gelangt, wenn man über den Kizzil Uzen gegangen ist, in die Gebirge. Miabeh, ein

großer Flecken, dessen Boden fruchtbar an Getreide und Baumwolle ist, wird arg von Mücken heimgesucht, welche den Aufenthalt im Sommer da unerträglich machen. Man reist fortwährend zwischen den Bergen und steigt endlich in das Thal von Tauris hinab.

Diese große noch blühende Stadt, Hauptort von Azerbidschan, ist ihrer Lage nach eine der bedeutendsten Handelsstädte in Persien. Caravanen kommen und gehen mit Waaren verschiedener Länder. Ihre Bazare sind schön, bedeckt, und sehr gut versehen, ihre Caravanserais zahlreich und groß. Sie hat Manufacturen in Seide und Baumwolle. Die Moschee von Dschehan Schah, wie die andern von gebrannten Steinen erbaut und mit gefirnißten Kuppeln versehen, ist die einzige, welche ausgezeichnet zu werden verdient. Der Palast des Fürsten und die Citadelle, sowie die Casernen sind neuere Gebäude. Jaubert, der Tauri am 27. Juli verließ, reiste die ganze Nacht, um der Wärme zu entgehen, und kam am andern Morgen in Dizi Kalil an, einem von Gärten umgebenen Dorfe am See von Urmiah, 5 Stunden in NNW. von der Stelle, wo sich der Tak Su hinein ergießt. Weiter hin ist Teffuidsch weniger ein Dorf, als eine Gruppe von Wohnungen in einer der lachendsten Lagen, wo der Blick weit über den See und seine Inseln schweift.

Dieser See, dessen Länge 30, dessen Breite 15 und dessen Umfang 60 Stunden beträgt, ist bis in die letzte Zeit mit dem von Wan verwechselt worden, der 20 St. davon in W. liegt und von diesem durch Gebirge getrennt ist; besonders ist er von Bergen umgeben im S. und W., und sie sind sehr hoch. Obgleich die Städte Urmiah, Selmas und Meraga an seinen Ufern oder in geringer Entfernung davon liegen, so wird er doch nicht befahren. Er enthält drei Hauptinseln, die aber fast ganz unbebaut sind. Nicht so ist es mit dem umliegenden Lande, das, ungerechnet große und fette Weiden, fruchtbar ist an Getreide, an Reis, Flachs und vortrefflichem Tabak. Das Wasser dieses Sees ist außerordentlich salzig, enthält keine Fische und ist nur 20 Fuß tief. Mehrere Flüsse ergießen sich hinein. Nach neuern Beobachtungen scheint sein Niveau großen Veränderungen zu unterliegen.

Die Stadt Urmiah, in einer ungesunden aber fruchtbaren Gegend gelegen, soll die Vaterstadt Zoroasters seyn. Salman, weiter nach N., hat Schwefelquellen. Ker-Porter fand in der Umgegend Basreliefs gleich denen von Kermanschah. Meraga, an dem Westufer des Sees, zeichnet sich durch seine in den Felsen gehauenen Gewölbe und durch die Ueberreste eines prächtigen Observatoriums aus.

Man reist in den Bergen, um von dem See von Urmiah aus wieder zu der Straße zu gelangen, wo man zuerst Teffusch findet, einen sonst wichtigen und volkreichen Ort, dann verschiedene Dörfer mit Obstbäumen und Pappeln am Fuße der Bergkette Yam, die schwer zu ersteigen ist. Ist man wieder hinuntergestiegen, so geht man über mehrere von dem Kotura abgeleitete Bäche und gelangt nach Khoi, das seinen Namen von seinen Salinen erhalten zu haben scheint, denn dies Wort bedeutet im Kurdischen Salz.

Khoi, das ein Grenzort ist, hat fortwährend in allen Kriegen zwischen Persien und den benachbarten Staaten gelitten; auch giebt es dort viele Ruinen. Die Festungswerke sind regelmäßig. Man sieht nicht viele ansehnliche Moscheen und Häuser, aber die Straßen werden von Bäumen beschattet und von Bächen durchströmt. Der Caravanserai ist ziemlich schön.

Ist man dem Thale des Koturah gefolgt, das sehr gewunden ist, so geht man über Berge, die ein Zweig des Ararat sind, dessen schneeige Gipfel man bemerkt, wendet sich dann nach N. und steigt an die Ufer des Aras hinab, welcher auf dieser Seite die Grenze Persiens bezeichnet.

Kapitel LXIII.

Das russische Reich. — Armenien.

In geringer Entfernung jenseits des Aras, dessen Strömung sehr stark und der hier 300 Fuß breit ist, findet man Nachschiwan, welche Stadt Armeniens zum Theil auf dem Gipfel, zum Theil an der Seite eines Hügels erbaut ist. Jetzt, da sie zu dem russischen Reiche gehört, werden ohne Zweifel die Ruinen, welche den Boden lange bedeckten, verschwinden. Gärten zwischen den Häusern geben dieser kleinen Stadt ein lachendes Aussehen. Sie ist sehr alt und ihre Lage an der Straße von Georgien nach Persien machte sie sonst sehr blühend.

Das Land ist gebirgig. Man geht, wenn man sich nach N. wendet, über den Arpatschai und andere Flüsse, welche links sich mit dem Aras verbinden, und man hat auf dieser Seite fortwährend den Ararat und dessen Schneegipfel vor Augen. Das Land ist stark bevölkert. Bei dem Dorfe Develu, eine Stunde von dem Aras, haben die Reisenden einen Hügel bemerkt, den man der regelmäßigen Form und der Spitze wegen für ein Werk der Kunst erkannt hat und der ungeheuere Arbeit gekostet haben muß. Man vermuthet, daß die alten Könige von Armenien ein Lusthaus an diesem Orte hatten, wo es einige Trümmer von Gebäuden giebt. Weiter nach N. am Zusammenfluß des Aras und des Medzamar, stand Artaxata, eine prachtvolle Stadt, welche lange die Hauptstadt von Armenien war; sie wurde in der Mitte des 4. Jahrh. unserer Zeitrechnung zerstört.

Geht man nach N. in dem Thale von Zengi fort, so gelangt man nach Eriwan, einer offenen Stadt, die durch eine 100 Klaftern über dem Flusse liegende Citadelle vertheidigt wird. Zu jeder Zeit gingen die Caravanen von Georgien hier durch. Tavernier, Chardin und in unserer Zeit viele Reisende haben sie beschrieben. Die Häuser stehen einzeln in Gärten; sie hat einige Fabriken in Baumwollenwaaren, Töpfereien und Gerbereien und ist den Erdbeben ausgesetzt.

Drei Stunden in NW. von Eriwan steht das ungeheuere Kloster Etschmiazin, die Residenz des Patriarchen der Armenier, mehrere Gebäude von behauenen Steinen mit Höfen, die mit schönen Baumalleen bepflanzt, mit Blumenbeeten, Wasserbassins und Springbrunnen geschmückt sind, so daß man bei der größten Hitze in kühlem Schatten umherwandeln kann. Die Gebäude sind theils im europäischen, theils im asiatischen Style erbaut. Es werden aus allen Weltgegenden bedeutende Geldsummen dahergeschickt, weil es der einzige Ort ist, wo die Armenier sich das heilige Oel verschaffen können, das nur von dem Patriarchen in Person in Beiseyn von zwölf Bischöfen bereitet werden kann. Die Kirche enthält eine große Anzahl von Reliquien und es kommen deshalb sehr viele Pilger daher.

Der Patriarch kann in vieler Hinsicht als das Haupt der Nation angesehen werden, seit sie nicht mehr unabhängig ist. Die Armenier selbst nennen sich Haikan und ihr Land Haasidan oder auch Haikh. Ihre Sprache ist rauh, gehört zu dem indogermanischen Stamme und wird mit eigenthümlichen Schriftzeichen geschrieben. Sie sind von allen christlichen Völkern des Orients die, welche sich am meisten mit der Literatur beschäftigt haben. Bald nach der Erfindung der Buchdruckerkunst fingen auch sie an, davon Gebrauch zu machen. Sie haben verschiedene griechische, chaldäische und persische Bücher übersetzt und so einen ansehnlichen Theil der alten Geschichte Westasiens erhalten. Sie sind groß, gut gebaut, haben schöne, stark markirte Züge, große Augen und eine braune Farbe. Die Frauen zeichnen sich durch ihre körperlichen Reize aus und werden von den Muselmännern in die Harems sehr gesucht.

Der Armenier ist verständig, außerordentlich sparsam und thätig; er schont weder Mühe, noch Sorge, noch Anstrengung, um sich Vermögen zu erwerben, und weiß dasselbe zu erhalten. Seitdem er seine Nationalität verloren, hat er sich besonders dem Handel gewidmet, den er ganz vortrefflich versteht. Man findet Armenier in allen Ländern des

Orients bis an die Grenzen Chinas. Sie stehen in dem Rufe, ruhig und sehr redlich, wenn auch in den Geschäften sehr schlau zu seyn. Man findet viele in Rußland und sieht sie selbst in London, Amsterdam, Leipzig 2c. In Venedig haben sie ein Collegium und eine Buchdruckerei. Ihre Kleidung nähert sich der, welche sonst die Ottomanen auszeichnete, aber ihr Gewand ist kürzer; in dem christlichen Europa modifiziren sie es noch mehr. (Taf. 42. Abbild.)

Nach dem Falle seiner Könige war Armenien ganz den Türken unterthan. Die Perser nahmen ihnen unter Schah Abbas den westlichen Theil, den sich die Russen durch den Vertrag von 1828 abtreten ließen. Gegenwärtig besitzen diese was man sonst Groß-Armenien nannte, und die Ottomanen haben Klein-Armenien behalten. Das Ganze dieses Landes bildet ein Plateau, das hohe Berge trägt, zwischen denen sich lange Thäler hinziehen, die an schöne Ebenen stoßen. Den Ararat, den höchsten Berg Armeniens, erkennt man an den beiden mit ewigem Schnee bedeckten Gipfeln von 2400 Toisen Höhe; er ist vulkanischen Ursprungs. Der Alaverde, ein nördlicher Zweig, hat 910 Toisen; der Bambaki, der westlichste Zweig, erreicht 1058 Toisen. Andere Zweige, wie der Duschikdag, der nach W. zieht, haben ebenfalls sehr hohe Gipfel. Der Tschelbir begrenzt Armenien in W.

Der Kur und der Aras, die, nachdem sie sich vereinigt haben, sich in das caspische Meer ergießen; der Euphrat und der Tigris, die nach ihrer Verbindung in den persischen Meerbusen fließen, sind die hauptsächlichsten Flüsse, welche in Armenien entspringen. Man bemerkt hier auch den Dschoruk, der parallel mit den Tschelbir-Bergen läuft und in dem schwarzen Meere endigt. Die Temperatur zeigt große Contraste; die hohen Thäler und die Berge sind einen großen Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt, während in den untern Thälern und in den Ebenen die Hitze stark ist und lange dauert.

Chardin und Tournefort, und in unsern Tagen Parrot und Eichwald, haben Armenien durchwandert. Alle bemerkten, daß das Land mit vulkanischen Ueberresten bedeckt ist. Reist man von Eriwan nach NW., so trifft man 10 Stunden entfernt den See Sewan, der 14 St. von N. nach S. lang und ungefähr 5 St. breit ist. Er nimmt mehrere kleine Flüsse auf und läuft in den Aras ab durch den Sanga, der am SO-Ende aus ihm herauskommt. Man nennt ihn Goktschai (den blauen See), nach der Farbe seines Wassers. Eichwald hat ihn besucht. Er enthält in seinem nördlichen Theile eine Insel, auf welcher mehrere seit langer Zeit durch ihre Heiligkeit berühmte Klöster stehen. Er ist überall von hohen Bergen umgeben, die sich nach S. zu senken. Das Wasser ist sehr tief und trinkbar, und die Ufer sind mit vulkanischen Producten überstreut. Die Berge in NW. des Sees sind reich an Mineralien; man sucht Kupfererze und Alaun, und findet Gold in dem Bette mehrerer Flüsse.

In den Bambaki-Bergen hatten die alten Könige von Armenien am Zusammenflusse der Tebede und Arch-Schehar die Stadt Lori an der Stelle eines frühern Dorfes gegründet. Sie wurde bald blühend und prächtig, aber ihr Glanz währte nicht lange; die Mongolen nahmen sie 1238 ein und zerstörten sie. Eichwald, welcher die Trümmer sah, glaubt, man würde bei sorgfältigen Nachsuchungen Münzen finden. Eine Basaltmauer vertheidigt noch heute ein elendes Dorf, das von etwa dreißig armenischen Familien bewohnt wird. Die Berge Bambaki sind reich an Mineralquellen.

Dubois konnte nicht ohne Bewunderung die Ebene von Schakur sehen, die sich links vom Aras in einer gewissen Entfernung zwischen Eriwan und Nachschiwan hinzieht. Reis, Baumwolle, Weizen, alles wächst da in Fülle. Die Russen haben bei dem letzten Feldzuge große Verwüstungen in den Gärten angerichtet, indem sie die Obstbäume niederschlugen, um Brücken über die vielen Canäle zu schlagen, welche die ganze Gegend durchschneiden. Für ein Land, das keine Wälder hat, ist dies ein großer Verlust.

Kommt man etwa 3 Stunden nach NW. von Nachschiwan durch enge Schluchten, welche eine Gruppe von Kalkhügeln trennen, so findet man ein Steinsalzwerk, das ziemlich einträglich ist wegen der Nähe Persiens.

Im S. von Nachschiwan gelangt man, wenn man über den Alindscha-tschai etwas oberhalb seines Zusammenflusses mit dem Aras gegangen ist, nach Dschulfa, das zwischen Felsen an dem Ufer dieses Flusses liegt. Es war sonst sehr volkreich und blühend durch seine Industrie und seinen Handel bis 1605. Da führte Schah Abbas alle Einwohner fort, um sie nach Persien zu versetzen, namentlich an die Thore von Ispahan, wo noch eine Vorstadt den Namen dieser armenischen Stadt führt. Es stehen noch verschiedene Gebäude, aber keines ist durch seinen Reichthum oder durch seine Schönheit merkwürdig.

Der Aras fließt jenseits des Dörfchens, das an Dschulfas Stelle liegt, zwischen steilen Felsen fort; in Urdabad ist das Thal so eng, daß es einem von allen Seiten geschlossenen Kessel gleicht. Ein Theil eines öffentlichen Platzes der Stadt wird durch eine ungeheuere Platane beschattet, deren Stamm einen mittlern Durchmesser von etwa 11 Fuß hat; das hohle Innere gewährt einen Raum von 7½ Fuß und es kommt darin eine Gesellschaft zusammen, um Thee zu trinken und Karten zu spielen. Uebrigens ist der Wipfel dieser Platane durch den Sturm und den Blitz beschädigt.

In Urdabad ist der Aras noch 2500 Fuß über dem caspischen Meere und hat nur noch 30 Stunden zu durchfließen, um sich mit dem Kur zu vereinigen. Man darf sich also nicht wundern, daß er sich, um aus dem Kessel herauszukommen, durch Felsenwände stürzt. Ein kaum für ein Pferd gehbarer Pfad erlaubt, ihm in dieser schnellen Aufeinanderfolge von Fällen zu folgen, deren Höhe 1300 Fuß beträgt. Man wird durch den Staubregen ganz durchnäßt und an mehr als einer Stelle befindet man sich unter Felsenblöcken, die jeden Augenblick einzustürzen drohen. Endlich kommt man aus diesen Schlünden heraus, die von bebauten und bewohnten Stellen unterbrochen werden, und gelangt in die Ebenen von Karabagh, wo der Aras langsamer fließt und sich, mehrere Inseln bildend, dahinschlängelt. Links, hinter den Hügeln, breitet sich die ganze Kette des Alagez oder Kapan aus, die an den Ufern des Sees Sevan den Fluß versperrt. Die Höhen sind noch im August mit glänzendem Schnee bedeckt, aus welchem von Zeit zu Zeit sehr steile und ganz nackte Felsen emporragen.

Karabagh, die östlichste Provinz Armeniens, ist in N. von dem Kur begrenzt und besteht aus Ebenen und mehrern Bergketten. In den Ebenen ist die Wärme drei Monate lang unerträglich und die ganze Bevölkerung zieht sich dann mit ihren Heerden in die Berge zurück; die Fürsten und die Großen haben dort Wohnungen. Schuschah, die Hauptstadt, ist eine Festung auf einem steilen Felsen, zu welcher nur ein schmaler Weg zwischen zwei Bächen hinaufführt, welche den Tenter vergrößern, einen Beifluß des Kur.

Rechts vom Aras bis zum caspischen Meere dehnt sich die Steppe oder Wüste Mogan aus, die im N. von dem Kur begrenzt wird. Diese weite Ebene ist reich an fetten Weiden; mehrmals haben Heere da gelagert. Aber die alten Geschichtschreiber erzählen, das Heer des Pompejus wäre hier durch die Menge von Schlangen aufgehalten worden, welche die Erde bedeckt hätten. Dies war ohne Zweifel im Sommer, vom Juni bis August. In unserer Zeit, 1800, lagerte und überwinterte hier ein russisches Heer. Die Soldaten, welche in die Erde graben mußten, um ihre Zeltstangen einzuschlagen, fanden jeden Augenblick Schlangen in dem Zustande der Erstarrung, welche für diese Reptile und andere Thiere während der ganzen kalten Jahreszeit dauert.

In S. von Mogan gelangt man, wenn man über den Balgari, einen kleinen Fluß, geht, der sich dem Delta des Kur anschließt, nach Talidsch, einer Provinz, die in O. von dem caspischen Meere bespült wird und in W. an Azerbidschan, in S. an Gilan grenzt; die Talidsch-Berge erstrecken ihre letzten Ausläufer dahin. Man erntet da Reis, Baumwolle, Sesam, Tabak, Seide. Das Clima ist sehr heiß und ungesund.

Astarah und Lenkeran, Häfen am caspischen Meere, sind die Hauptörter. In den Wäldern bei Lenkeran trifft man Tiger.

Kapitel LXIV.

Russisches Reich. — Schirwan.

Der Kur fließt, nachdem er an der rechten Seite den Aras aufgenommen hat, weiter fort nach O. und wendet sich dann plötzlich nach S.; es gehen einige Arme von ihm ab; er bildet endlich ein Delta; ein Arm läuft nach SO., ein anderer nach S. nach der Bai von Kizil Agadsch. Dieses ganze untere Land ist niedrig und oft überschwemmt.

Da, wo er sich in zwei Hauptarme theilt, liegt Salian. Diese Stadt Schirwans hat nur kleine Lehmhäuser; die Feuchtigkeit ist so groß da, daß, wie es Eichwald bezeugt, in den Stuben oft Gras wächst; gräbt man nur einige Fuß tief, so findet man sicherlich Wasser. Der genannte Reisende besichtigte in der Nähe die Fischerei, welche von der Regierung für eine bedeutende Summe verpachtet ist. Die Fische, die man da fängt, sind der Sander, der Lachs und mehrere Störarten.

Folgt man der Meeresküste nach N., so gelangt man nach Baku. Diese Stadt, welche den besten Hafen am caspischen Meere hat, treibt wichtigen Handel und ihr Bazar ist gut versorgt. Ihre Bewohner sind meist Perser, die übrigen Armenier und Tataren. Sie liegt auf der Halbinsel Abscheron, welche die östlichste Verlängerung der Kette des Caucasus ist.

Diese Halbinsel enthält mehrere Naturmerkwürdigkeiten, welche von allen Reisenden beschrieben wurden, die sie besuchten, von Kämpfer bis auf unsere Tage. Zuerst erregen die Aufmerksamkeit die Naphthabrunnen. Man hat deren etwa hundert gegraben, aus denen man diese flüssige Substanz schöpft; die Tiefe beträgt 20 bis 60 Fuß. Sie werden von der Regierung verpachtet, und fast alle befinden sich in geringer Entfernung von dem Meere, an dessen Oberfläche die Naphtha auch oft emporkommt und da schwimmt. Andere Naphthagruben giebt es an andern Orten in Schirwan und dem umliegenden Lande.

Vier Stunden östlich von Baku, in einer ziemlich dürren Gegend, sieht man einen viereckigen Raum, der von Mauern mit Zinnen umgeben ist. Mitten im Hofe steht ein Altar, zu dem man auf mehreren Stufen hinaufsteigt und an dessen Ecken sich ein vierseitiger etwa 25 Fuß hoher Rauchfang erhebt; aus diesen Röhren entweicht das entzündbare Gas, welches von selbst aus der Erde herauskommt und zwei bis drei Fuß noch über diese Schornsteine hinausleckt. In der Nacht sieht man es von Baku aus sehr deutlich. In der Mitte des Altars und fast in gleicher Fläche mit der Erde hat man einen Herd angebracht, wo ebenfalls die Flamme ununterbrochen herausschlägt.

Längs der innern Mauer hin steht ein Kloster, in dessen Zellen fromme Hindus, die aus ihrem Vaterlande kamen, und Guebern, Feueranbeter, wohnen. In jeder sieht man zwei oder drei Leuchter oder Thonröhren, die in die Erde gesteckt sind. Man braucht nur einen brennenden Körper daran zu halten, um die Flamme erscheinen zu lassen; aber bei der geringsten Bewegung verlöscht sie wieder.

Dieses Kloster, Artah gok genannt, ist für die Feuerverehrer eines der ältesten und berühmtesten Heiligthümer in Asien. Rund umher sieht man Naphthagruben und mehrere jener Schlammvulkane, aus denen fortwährend Gas aufsteigt.

Auf der Halbinsel finden sich mehrere Salzseen, die eine bedeutende Menge Salz liefern. Die benachbarten Inseln sind ebenfalls reich an Naphthaquellen und man hat selbst Flammen aus einer derselben herauskommen sehen. Die ganze Gegend ist Erdbeben ausgesetzt. Die Einwohner brennen an dem natürlichen Feuer Kalk.

Mehrere andere Naphthaquellen sieht man auf dem Wege von Baku nach Marazy, einem Dorfe bei Schwefelgruben. Reist man noch weiter nach W., so findet man Alt-Schamaki, mehrere Caravanserais, Bazars, Moscheen, öffentliche und Privatgebäude, alle von Stein. Der Ort litt viel im Kriege und wurde von Nadir Schah zerstört. Seit er den Russen gehört, hat man die Mauern wieder aufgebaut und die Einwohner finden sich wieder ein; es giebt viele Seidenfabriken dort.

Weiter hin, nach SW., sah Eichwald Neu-Schamaki, das das alte ersetzen sollte, in den fortwährenden Kriegen aber, deren Schauplatz die Gegend war, selbst zerstört wurde. Der Reisende ging sodann über Berge und kam aus Schirwan hinaus. Diese Provinz ist ungemein fruchtbar besonders an Weizen; man könnte auch mit Vortheil den Reis bauen und selbst Baumwolle in der Nähe des Kur. In den Bergen wachsen viele Maulbeerbäume.

Kapitel LXV.

Russisches Reich. — Georgien. — Der Caucasus und die Völker, welche ihn bewohnen. — Taman. — Abchasien. — Mingrelien. — Imirethi. — Guria.

Der Gurian-tschai, ein Bergbach, der von dem Caucasus herabkommt und dem Kur zufließt, bezeichnet in W. die Grenze von Schirwan. „Die Berge,“ sagt Eichwald, „rücken bis an die Straße vor und bilden ziemlich tiefe Schluchten; alle sind thonhaltig. Man hat von diesem Flusse sehr viele Canäle abgeleitet. Scheki, die Provinz, in welche man gelangt, ist sehr dürr und doch sind die Dörfer mit großen Maulbeerbaumpflanzungen umgeben in Folge der Bewässerung. In Mingetschaur ging ich an das rechte Ufer des Kur hinüber; am 29. März kam ich in Elisabethpol an, das sonst Gandscha hieß und eine hübsche Stadt ist, die ansehnlichen Handel treibt, deren Clima aber sehr ungesund ist. In geringer Entfernung davon sieht man unermeßliche Ruinen, deren einige von Stein sind, andere von Ziegelsteinen und mit Mörtel verbunden. Unter diesen Trümmern findet man bisweilen alte Münzen.

„Ich besuchte zwei armenische Dörfer, die von vielen Schmieden bewohnt werden, welche Eisen aus einem Berge am Kur bearbeiten, dann besichtigte ich die Alaungruben im Gebirge. Die Colonie Helenendorf, am Fuße dieser Höhen, ist von Deutschen aus Würtemberg bewohnt.

„Am 2. April reiste ich von Elisabethpol ab, ging über den Kolschkar und sah die Säule oder den Thurm von Schamkhor. Dieser durch die kühne Höhe und durch die Festigkeit ausgezeichnete Bau besteht aus rothen Mauersteinen, die höchst regelmäßig absatzweise aufeinander liegen. Die vierseitige Basis hat an jeder Seite 15 Fuß in der Breite und 12 Fuß in der Höhe; die Säule hat etwa 12 im Durchmesser und etwa 180 in der Höhe. Nischen und Fenster sind am obern Theile angebracht. Man liest da zwei Inschriften, eine davon in cufischen Charakteren. Die Treppe in doppelter Spirale und für zwei Personen breit genug ist so verfallen, daß man nicht ohne Gefahr hinaufgehen kann, und ich mich nicht bis an das obere Fenster wagte. Der Bau ist von Ruinen umgeben, welche andeuten, daß sonst eine große Stadt dastand; man sieht selbst die Ueberreste einer sehr schönen steinernen Brücke über den ausgetrockneten Wildbach, über den man von Elisabethpol geht. Diese Säule wurde ohne Zweifel von den Muselmännern errichtet und die Mollahs bedienten sich ihrer als Minaret, um von ihr herab die Gläubigen zum Gebet zu rufen.

„Der Weg ist eben bis nach Schamkhor, weiter hin wird der Boden uneben. Man geht auf einer sehr schönen Brücke über den Khram, folgt dem rechten Ufer des Kur und gelangt nach Tiflis, der Hauptstadt von Georgien.

„Diese, von so vielen Reisenden beschriebene Stadt, ist eigentlich erst eine geworden, die das ganze Jahr hindurch Einwohner hat, seit der Zeit des Generals Yermoloff. Noch innerlich waren die Häuser ärmlich

und die Straßen so eng, daß man nicht mit einem Wagen hindurchkommen konnte. Kaum erhielt er das Commando, so ließ er Häuser bauen und neue Straßen, große Plätze anlegen; es entstand da eine Reihe schöner steinerner Häuser, die meist mi Säulen verziert sind, an einem Platze, der wenige Jahre vorher ein Morast war, wohin das bei heftigem Regen von den benachbarten Bergen herunterkommende Wasser sich in Strömen stürzte und ihn vollständig überschwemmte, so daß selbst Büffel an einer Araba nicht hindurch konnten, ohne der Gefahr sich auszusetzen, durch die Heftigkeit der Strömung fortgerissen zu werden.

„Der General ließ an dieser Stelle auch einen tiefen und breiten Canal graben, welcher am Fuße des Ma Tzminda beginnt und der bei Regengüssen das ganze Wasser aufnimmt, um dasselbe dem Kur zuzuführen. Dies war eine große Wohlthat für Tiflis, denn die Platzregen, ich bin Augenzeuge gewesen, sind bisweilen so fürchterlich, daß die Straßen im Nu mit Wasser überschwemmt werden und man keine Seele daselbst bemerkt, weil man nirgends gehen kann. Gegenwärtig ist jener Sumpf, welcher verderbliche Dünste aushauchte, der schönste Platz in der Stadt geworden, auf dem man am rechten Ufer des Kur große steinerne Gebäude und einen herrlichen öffentlichen Garten sieht. Die Citadelle und die Vorstadt Awlabariß befinden sich am linken Ufer."

Eichwald war 1826 in Tiflis; der Franzose Gamba, sich zwei Jahre vorher dort aufhielt, hatte dieselben Beobachtungen gemacht.

„Der Kur theilt Tiflis in zwei Theile; am rechten Ufer liegen die alte Stadt, die Schwefelbäder und die neue Stadt; am linken die Vorstadt Awlabariß, die Vorstadt Isni und ein von Deutschen bewohntes Dorf. Die Brücke, welche die Verbindung unterhielt, drohte einzustürzen; man hat deshalb vor drei Jaaren eine neue von Holz mit einem einzigen Bogen gebaut; sie ruht auf ungeheuern alten Pfeilern von gebrannten Steinen, die so fest sind, daß für die Brücke von der Schnelligkeit der Strömung nichts zu fürchten ist.

„Als ich 1820 die alte Stadt sah (Taf. 41. Abbild.), waren fast alle Straßen mit Trümmern versperrt, den traurigen Spuren von dem Einfalle der Perser, über welche man oft mit Schwierigkeit hinwegklettern mußte, um an 4 Fuß hohe Thüren zu gelangen, welche in die fast unterirdischen Häuser führten, in welchen die Leute wohnten; einige dieser Häuser hatten ihre Terrassen fast im Niveau mit den engen und gewundenen Straßen der Stadt. Drei Jahre reichten hin, um dieser alten Stadt, deren verfallenes Aussehen die bedrückende Herrschaft der willkührlichen Regierungen Asiens verrieth, das Aussehen zu geben, welches die nach den Grundsätzen des civilisirten Europas verwalteten Städte auszeichnet.

„Unter den Beförderern großer Arbeiten verdient kaum einer mehr Ruhm als Narses, der armenische Bischof in Tiflis. Dieser Prälat ließ in der neuern Stadt ein ungeheueres Caravanserai bauen, welches die Handelsgröße dieser Stadt vorherzuverkündigen scheint. Er verband damit eine Schule, in welcher Lehrer Unterricht in den Hauptsprachen Asiens und Europas geben sollen . .

„Die Bevölkerung von Tiflis wächst allmälig durch die Ankunft der Armenier, welche hier eine Zuflucht vor der Tyrannei der Türken und den Vexationen der Perser suchen.

„Tiflis hat drei Caravanserais, welche sich in der alten Stadt, inmitten des Bazars, befinden. Das fortwährende Ankommen und Abgehen der Kameele, die Lebhaftigkeit der persischen Kaufleute im Gegensatze zu der Ruhe der Türken und Armenier, endlich der Transport der Waaren so verschiedener Art, die aus so entfernten Ländern kommen, alles giebt ein seltsames Aussehen und eine außerordentliche Lebhaftigkeit dieser Art Gasthäuser, wo Handelsleute aus so vielen Ländern und von so verschiedenen Sprachen in einer Art Gemeinschaft zu leben scheinen. Das größte dieser Gebäude wurde auf Kosten eines reichen armenischen Kaufmannes errichtet. Der Bazar ist in mehrere Straßen getheilt und immer gefüllt von Herumgehenden.

„Die Anstalt der Schwefelbäder ist im Allgemeinen gut eingerichtet; sie sind sehr zahlreich und werden von Privatpersonen unterhalten. Die Regierung ließ vor fünf Jahren ein sehr großes und bequemes bauen, und die darin angestellten Personen kennen genau das in den Bädern in Constantinopel gebräuchliche Verfahren. Die Schwefelquellen von Tiflis haben verschiedene Wärmegrade und werden von Einheimischen und Fremden besucht. Besonders die Frauen besuchen sie häufig; einige verbringen den halben Tag darin und halten selbst ihre Mahlzeiten da.

„In einer entstehenden Stadt darf man kein Theater erwarten; aber deutsche Seiltänzer und tatarische Bajaderen von Schamaki zeigen hier von Zeit zu Zeit ihre Geschicklichkeit und locken durch ihre wollüstigen Tänze die Georgier und die in Tiflis befindlichen Fremden an.

„Die beschwerlichen Arbeiten, die, welche Kraft erfordern, wie das Wasserholen aus dem Kur und die Vertheilung in die Häuser der Stadt, das Fortschaffen der Waaren ꝛc., werden meist von Imiretiern verrichtet.

„Man schätzt die Bevölkerung von Tiflis auf 30,000 und die Georgiens auf 350,000 Seelen, und sie besteht aus Georgiern, Armeniern, Tataren und Persern.

„Der Georgier ist von hoher Gestalt und kräftiger Constitution. Seine Züge sind meist schön und scharf markirt. Er hat schwarze große Augen und eine lange oder Adlernase, weniger wie die der Römer und mehr gleich jener der Israeliten. Seine Haltung ist stolz, bisweilen von einer Art Wiegen des Körpers begleitet, die sie fast unverschämt macht. Da er ein Land bewohnt, das früher fortwährend feindlichen Einfällen ausgesetzt war, so mußte er immer auf Abwehr bedacht seyn, entweder gegen die Türken und die Perser oder gegen die unbezwungenen Volksstämme des Caucasus. Seine Lage hat ihn also kriegerisch gemacht; da er jedoch einer nicht zahlreichen Nation angehört und sich gegen unzählige Heere schlagen mußte, so gewöhnte er sich mehr an einen Partigängerkrieg als an regelmäßige Schlachten. Kein Volk Asiens giebt tapferere Soldaten oder bessere Reiter. Brav, aber bisweilen hart, gastfrei aber nicht sehr freundlich; verständig aber höchst unwissend, besitzt der Georgier zu gleicher Zeit die Laster und die Tugenden des Soldaten. Das Volk treibt im Allgemeinen Ackerbau und Handwerke und vernachlässigt den Handel. Wenn er auch nicht das arrogante Wesen der Herren besitzt, so zeigen doch sein Ton und seine Manieren von dem kriegerischen Geiste.

„Die Georgierinnen stehen nicht unter ihrem großen Rufe von Schönheit. Diese Regelmäßigkeit der Züge, deren Muster die schönen griechischen Statuen sind, ein schlanker Wuchs, weiße Haut und sanfter Blick zeichnen eine Georgierin aus.

„Die Georgier nennen sich selbst Kartuhli. Ihre Sprache kann, ob sie gleich Aehnlichkeit mit den indogermanischen und andern, besonders denen Nordasiens hat, doch, wie Klaproth sagt, als eine eigenthümliche und Ursprache angesehen werden, die sowohl durch ihre Wurzelwörter als durch ihre Grammatik sich von allen bekannten unterscheidet. Sie hat zwei Alphabete, das priesterliche und das gemeine. Die Form der Buchstaben zeigt unabweißliche Aehnlichkeit mit denen der Armenier.

„Die Georgier nehmen einen großen Theil des caucasischen Isthmus zwischen dem caspischen und schwarzen Meere ein. Im N. haben sie den Caucasus; im S. werden sie durch die Karabagh-Berge, die Bambaki und Tschildir von den Völkern getrennt, welche verschiedene Sprachen sprechen und folglich einen andern Ursprung haben.

„Die georgische Nation theilt sich in vier Hauptzweige, die sich von einander sowohl durch ihre Dialecte als durch ihren moralischen Zustand auszeichnen. Der Hauptzweig, zugleich der civilisirteste, ist der der eigentlichen Georgier; er erstreckt sich über Karthli, Kakheti und Imirethi. Die Bewohner von Mingrelien und Guria bilden den zweiten Zweig; ihr Dialect ist minder rein als jener des ersten. Der dritte begreift nur die Suanen oder Schnaus, welche die hohen Gebirge des Caucasus in W. bewohnen; ihre Sprache ist noch ungleicher und mit einer großen Anzahl caucasischer Worten vermischt, welche sie selbst für die Georgier unverständlich machen. Der vierte besteht aus den Lazen,

einem wilden Volke, das längs des schwarzen Meeres, südlich von Guria und folglich in dem ottomanischen Reiche lebt."

Alle andern georgischen Völker sind dem russischen Reiche einverleibt worden, nachdem sie unter ihren eingeborenen Monarchen gestanden hatten, deren einige nicht ohne Ruhm regierten. Die Unklugheit eines derselben, der 1424 seine Staaten unter seine drei Söhne theilte, war die erste Ursache zu dem Falle seiner Familie; jede dieser Monarchien, zu schwach, um den Türken und Persien zu widerstehen, denen sie zinsbar wurden, und häufiger noch durch innere Zwistigkeiten zerrissen, mußte endlich ihr Gebiet an Rußland abtreten, dessen Schutz sie lange gesucht hatte. Gegenwärtig ist Georgien durch einen Generalstatthalter regiert und in 12 Provinzen getheilt.

„Die Kleidung der Georgier," sagt Eichwald, „ist bequem und vortheilhaft. Die der Männer besteht in weiten Beinkleidern, einem Hemd, einer akhalub (kurzen wattirten Tunica), die vorn zugeknöpft wird, und in einem langen Gewande mit Gürtel. Zu jeder Zeit tragen sie eine Mütze von Schaffell, die sie selten ablegen. Die Adeligen und Reichen rasiren sich, tragen aber Schnurbärte. Im Winter und wenn es schlechtes Wetter ist, hüllt man sich in einen Filzmantel. Die Kleidung der Frauen ist dieselbe wie die der Männer; über der akhalub tragen sie den kaba (Gewand), welches sie mit einem Gürtel festhalten. Auf dem Kopfe tragen sie ein lytschak (Tuch), welches sie auf eigenthümliche Weise ordnen; sie haben Lederstrümpfe und Schuhe oder Pantoffeln mit hohen Absätzen. Wenn sie ausgehen, verhüllen sie sich völlig durch ein tschadra (einen großen weißen Schleier). Sie bedienen sich der Schminke, färben ihr Haar und ihre Augenbrauen schwarz, welche letztere sie verbinden. Abends kommen sie auf den Terrassen der Häuser zusammen, um zu tanzen und sich zu unterhalten." (Taf. 42. Abbild.)

Wir haben früher gesehen, daß Georgien im N. durch den Caucasus begrenzt ist. Diese Bergkette, die seit dem frühesten Alterthume berühmt ist, zieht sich 290 Stunden weit von SO. nach NW., die Krümmungen mitgerechnet, welche sie beschreibt, und hat eine Breite von 30 bis 35 Stunden. „Ihre Hauptmasse," sagt Klaproth, „theilt sich der ganzen Länge nach in drei große fast parallele und vertikal gelegte Schichten. An mehrern Stellen sind ihre Vorberge eben, flach und meist mit Eichen und Buchen bewachsen; man findet da Schwefel, warme und kalte Schwefelquellen, Steinöl, gewöhnliches Salz, Soda, Alaun- und Vitriolerde, Gips und etwas Eisen.

„Der Kamm des Caucasus ist granitisch und überall mit Schnee und ewigem Eise bedeckt. Einige Gipfel zeigen nur kahle Felsen, deren Culminationspunkt die Wolkenregion erreicht; er enthält oft ungeheuere Massen von Porphyr und Queis. Diese Mittelschicht ist selten über eine bis zwei Stunden breit und steiler in N. als in S.

„Die beiden dem Granit am nächsten liegenden Schichten sind schieferig und an mehrern Stellen mit Gletschern gekrönt; die in S. ist breiter als die in N. Der Schiefer ist häufig durch Porphyr- und Basaltporphyrmassen unterbrochen, welche die höchsten Gipfel bilden, sowie durch sehr große Kalklager. Diese Schieferberge sind meist von einander durch enge und tiefe Schluchten getrennt, in denen der Schnee nie schmilzt; ihre Seiten aber mit wenigen Fichten, Birken und Wachholder bewachsen und weiter oben mit guten Weideplätzen bedeckt.

„Den Schieferschichten folgen die Kalklager. Das in NW. ist minder hoch als das in S.; beide sind ungefähr 4 Stunden lang und in Bergreihen getheilt. Sie enthalten häufig Metalladern, welche man mit Vortheil ausbeutet. Die Gipfel der Berge sind abgeplattet und meist mit einer Thonschicht bekleidet, sowie mit Buchen und andern Bäumen bewachsen. Im N. und S. zieht sich eine 4 bis 6 Stunden breite fruchtbare Lehmschicht hin.

„Die Kette der Vorberge hat eine Breite von 8 bis 9 St. und besteht aus Sandstein. Im N. endigen sie in einer weiten Haide ohne Holz, welche sich sehr weit in die Ebenen hineinzieht; im S. dagegen zeigt sich die große Lehmebene, zu deren Niveau sie sich hinabsenken, in den Tscheldir-, Bambaki- und Karabagh-Bergen.

„Der Caucasus theilt sich natürlich in vier große Theile, die durch die Thäler seiner Hauptflüsse geschieden sind. Der erste und westlichste liegt zwischen dem schwarzen Meere und dem obern Laufe des Rioni; er endigt sich in O. in dem Elburz, dem höchsten Gipfel des Caucasus und unermeßlichen Gletscher; seine Höhe beträgt 16,700 Fuß. Von diesem Theile strömen nach N. der Kuban und seine Beiflüsse, nach S. der Tskenistsquali, der Hauptbeifluß des Rioni (Phasis) und andere Flüsse, welche sich in das schwarze Meer ergießen. Im W. von Elburz nimmt die Höhe der Hauptkette ab und zeigt nur selten Gletscher; sie wird durch mehrere Pässe durchschnitten, welche den Fußgängern den Uebergang möglich machen.

„Der zweite Theil geht vom Elburz bis zu den Thälern des Terek im N.; von dem Aragwi, einem Beiflusse des Kur, nach S. Er ist außerordentlich steil und enthält Gletscher. Der Koki, bei der Quelle des Terek, der Dschuarewakhe (Kreuzberg) mit 7534 Fuß, der Mqinwari (weiße Berg) mit 14,730 Fuß, sind die hauptsächlichsten Gipfel. Der Rioni entspringt im W. vom Koki. Sechs Pässe durchschneiden diesen Theil der Kette. Die Russen haben eine Militairstraße in jenem angelegt, welcher im N. von dem Terek und im S. von dem Aragwi bewässert wird und „Paß von Dariela" nach einem Fort heißt, das in einem tiefen Risse liegt, welchen Ptolomäus die „sarmatische Pforte" nennt.

„Der dritte Theil liegt zwischen dem rechten Ufer des obern Terek und dem Punkte, wo der Caucasus sich plötzlich nach S. wendet. Er ist minder hoch als der vorhergehende, ob er gleich auch noch Gletscher enthält. Von seinem nördlichen Hange kommen verschiedene Beiflüsse des Terek herab, wie auch der Koi-su, welcher direct nach dem caspischen Meere läuft; von dem südlichen Hange dagegen der Alazani und andere Beiflüsse des Kur, und die Samura, welche in das caspische Meer fließt.

„Der vierte Theil der Kette ist der östliche Caucasus, der von den Quellen des Koi-su sich 12 bis 13 Stunden nach S. wendet, dann nach SO. läuft bis zu der Halbinsel Abscheron. Er enthält nur wenige Gletscher und mit ewigem Schnee bedeckte Gipfel. Man bemerkt den Schah-dagh und den Schah Alburz. Im W. von dem Belira-dagh beträgt die Höhe der Berge 1700 bis 2000 Toisen; in O. nehmen sie immer weiter ab und am östlichen Ende, nach Baku zu, haben sie nur eine geringe Höhe."

Von diesem Osttheile des Caucasus gehen mehrere Ausläufer aus, die nach dem caspischen Meere ziehen; sie bedecken Daghestan (Bergland), das, im N. von der Gipfellinie des Caucasus gelegen, sich jenseits der Grenzen befindet, die man Asien angewiesen hat.

Die südlichen Thäler des Caucasus, mit denen wir uns nur zu beschäftigen haben, besitzen in ihrem mittlern und untern Theile ein gemäßigtes Clima; im Sommer ist es ungemein heiß. In diesen Thälern und in diesen Ebenen findet man alle Bäume und Sträuche, welche in Europa die Wälder und die Gärten schmücken; der Weinstock scheint hier sein Vaterland zu haben. „Das Hauptproduct Georgiens," sagt Klaproth, welcher dieses Land 1807 bis 1809 bereiste, „ist der Wein, der vortrefflich und in den Gegenden zwischen dem schwarzen und caspischen Meere so häufig ist, daß er der wichtigste Ausfuhrartikel werden könnte, wenn man ihn besser zu bereiten und zu behandeln verstände; man keltert ihn ohne Sorgfalt und läßt ihn mit so wenig Vorsicht gähren, daß er sich nicht einmal bis zur nächsten Weinlese hält. Um ihn zu transportiren, bedient man sich der Schläuche aus ganzen Thierhäuten, die man innen mit Asphalt überstreicht, um sie undurchdringlich zu machen; dadurch erhält aber der Wein einen schlechten Geschmack und säuert. Bis jetzt sind die Georgier zu sorglos gewesen, um den Wein in Fässer zu füllen, wodurch allein man ihn erhalten und verbessern kann. Ihre Berge liefern jedoch treffliches Holz, aus welchem man Fässer aller Art machen könnte; man brauchte nur Böttcher dahin zu schicken." Das

that Gamba, der Böttcher mitnahm, aber in Georgien sind wie überall die große Unwissenheit und die Vorurtheile die schlimmsten und hartnäckigsten Feinde jeder heilsamen Maßregel.

„Gemsen und Steinböcke," fährt Eichwald fort, „ziehen an den Quellen der Flüsse umher. Die Hirsche und Dambaï (Antilopen) halten sich am Beginne der Kalkberge und in den Vorbergen auf. Der Wolf, der Fuchs, die wilde Katze, der Luchs und der Bär leben in den Wäldern der secundären Schichten, sind aber nicht häufig; es giebt da auch Igel, Hasen und Ratten. Man bemerkt sehr wenige Vögel in dem höhern Gebirge. Die Bergbewohner ziehen kein anderes Geflügel als Hühner, Enten und Gänse, und zwar nur in geringer Anzahl, weil sie viel Schaden auf den Feldern anrichten. Man sieht nur zwei Arten Fische, die Barbe und die Lachsforelle. Die erste kommt vielleicht aus dem caspischen Meere herauf, wie der Lachs, den man ebenfalls in den Flüssen des obern Gebirges im Winter fängt; aber die Forelle ist ein diesem Lande eigenthümlicher Fisch. Unter den Amphibien trifft man nur den Frosch und die Eidechse, welche auf den Wiesen häufig sind. Der Caucasus ist sehr arm an Insecten mit Ausnahme einiger Fliegenarten. In dem secundären Gebirge und in den Ebenen, die daran stoßen, sind die Bremsen sehr häufig; aber man findet keine Mücken, welche an den Ufern des untern Terek eine wahre Plage sind.

„Die Seen, welche in den hohen Bergen meist häufig sind, finden sich in dem Caucasus sehr selten, weil die regelmäßige Vertheilung dieser Kette und ihre beständige Richtung in einer einzigen Linie von NW. nach SO. die Bildung geschlossener Thäler verhindern, in deren Grunde sich die Wasser sammeln und Seen mit oder ohne Abzug bilden könnten. Wir kennen in dem Caucasus nur den kleinen See südlich von dem Koki, aus welchem der Patara Liakhwi kommt."

Mehrere Völker von verschiedenem Ursprunge bewohnen den Caucasus; türkische Stämme haben sich in den Bezirken am Fuße der Berge, namentlich in dem östlichen Theile, niedergelassen. Sie sind meist Nomaden; man nennt sie gewöhnlich Tataren und findet sie auch in Schirwan (Taf. 41. Abbild.) Weiter nach N. leben die Kalmücken, welche feste Dörfer haben; sie treiben Ackerbau, haben wenig Vieh und fischen in den sehr fischreichen Flüssen. Im W. findet man die Basianer. Diese Völkerschaften gehorchen kleinen Fürsten, die im Allgemeinen unter einander nicht im besten Vernehmen stehen und die Oberherrschaft Rußlands anerkennen.

Das ganze Gebirgsland zwischen dem Koïsu, dem Alazani und den Ebenen am caspischen Meere ist von den Lesgiern bewohnt. Diese Völker zerfallen in eine sehr große Menge kleiner Stämme, die sich seit undenklicher Zeit im Caucasus zu befinden scheinen, sich aber wahrscheinlich auch oft mit den Trümmern anderer Völkerschaften vermischten, welche in diesen Bergen ankamen.

Wie alle Caucasier sind auch die Lesgier wild, grausam und raubsüchtig; übertreffen aber alle ihre Nachbarn an Tapferkeit, wissen zu Pferde gut zu manövriren und sind ebenfalls gute Fußgänger. Vor der Besetzung des caucasischen Isthmus durch die Russen wurde die Freundschaft der Lesgier von allen kriegführenden Fürsten gesucht.

Die Lesgier sind meist Muselmänner, doch giebt es auch mehrere, die sich zu gar keiner Religion zu bekennen scheinen, oder bei denen man einige schwache Ueberreste des Christenthums findet. Die Gastfreundschaft und das Widervergeltungsrecht halten bei diesem Volke die schwachen Banden der Gesellschaft zusammen, und ein einfaches strenges Leben erhält die Sittenreinheit.

Einige Stämme der Lesgier waren sonst den Königen von Georgien unterthan. Die Russen haben sie ebenfalls zinsbar gemacht; sie zahlen einen Tribut in Seide, die nicht sehr schön ist und welche die Regirung in Moskau verkaufen läßt.

Die Kisten oder Mitsdschegier, in W. von den Lesgiern, sind vielleicht noch schlimmere Räuber als diese; die Tschetschensen besonders haben nicht unterworfen werden können; man mußte, um sie im Zaume zu halten, eine Militairlinie längs der Sundscha, des Beiflusses des Terek, anlegen. Die Inguschen, die westlichsten von allen Mitsdschegiern, sind den Russen fast ganz unterthan.

Im W. von den Kisten und vom obern Terek wohnen die Osseten oder Utsii, die sich selbst Iron nennen. Sie wohnen in Dörfern, welche von einem oder zwei Aeltesten regiert werden; ihr sehr undankbarer Boden macht den Ackerbau sehr beschwerlich und wenig einträglich; sie leiden oft Hungersnoth. Die Schafheerden bilden ihren vornehmsten Reichthum; sie tauschen sie in Georgien und Imeretki, so wie bei den Tscherkessen und Armeniern gegen Lebensmittel und die Waaren aus, welche sie bedürfen.

Von allen Völkern des Caucasus ist das tscherkessische das berühmteste, welches man meist das circassische nennt und das in seiner eigenen Sprache Adige heißt. Die Osseten und die Mingrelier, ihre Nachbarn, nennen sie Kazak, und von den Schriftstellern des Mittelalters werden sie Zikhen genannt.

Sonst erstreckten sich die Circassier weiter nach N. vom Caucasus und folglich auf das europäische Gebiet. Seit die Russen 1777 die nach dieser Bergkette genannte Militairlinie angelegt haben, wurde ihr Gebiet eingeschränkt und sie verloren große Weideplätze. Die Circassier der Ebene leisteten dieser Macht den Eid der Treue und gaben ihr Geißeln; sie leben noch sehr ruhig unter dieser Herrschaft; die der Berge aber beharren dabei, ihre frühere Lebensweise beizubehalten. Rußland, das der fortwährenden Einfälle überdrüssig ist, führt fortwährend Krieg mit ihnen. Sie haben sich mit einem Muthe und einer Tapferkeit vertheidigt, welche die Blicke aller Nationen auf sie zog. Rußland verlangt, sie sollen ihre Raubzüge einstellen und sich unterwerfen, aber sie machen ungeheuere Anstrengungen, um ihre Unabhängigkeit zu behaupten.

Es haben viele Reisende vom 16. Jahrh. bis zu unsern Tagen von den Circassiern gesprochen. Die neuesten Nachrichten über dieses Volk verdanken wir dem Herrn Dubois von Montpereux und E. Spencer. Hören wir den ersten: „Man stellt sich die Circassier meist als einen Räuberhaufen vor, als wilde Menschen ohne Treu und Glauben. Man täuscht sich darin. Der gegenwärtige Zustand Circassiens giebt nur eine Idee von der Civilisation Deutschlands und Frankreichs unter den ersten Königen; es ist ein Modell der feudalen, der ritterlichen Aristocratie des Mittelalters, es ist die Heldenaristocratie des alten Griechenlands.

„Die Constitution ist rein feudal. Der Castengeist ist hier so streng als sonst in Frankreich und Deutschland. Die Fürsten, die Altadeligen, die Freigelassenen, die Leibeigenen, die Sclaven bilden fünf streng geschiedene Classen; die Altadeligen bleiben was sie sind und können nicht nach der Hand einer Fürstin streben; die Leibeigenen dagegen können in die Classe der Freigelassenen übergehen.

„Trotz diesem Castenunterschiede ist die Freiheit vollkommen. In den Rußland unterworfenen Stämmen ist diese Vasallenschaft geregelt, bei den Bergbewohnern jedoch kaum merklich. Der Einfluß des Fürsten auf die Adeligen ist kaum vorhanden, es ist mehr Vertrauen, patriarchalische Ueberzeugung; aber sie haben durchaus keine wirkliche Gewalt auf ihre Leibeigenen als die, welche ihnen das Herkommen giebt.

„Alle diese Fürsten sind unter einander gleich, wie die Adeligen. Unter dieser ganzen Bevölkerung, die Rußland entgegensteht und die 50,000 Kampffähige zählen soll, kann kein einflußreicher Kopf eine Coalition herbeiführen oder einen allgemeinen Angriffs- oder Vertheidigungsplan entwerfen. Jeder Fürst, jeder Adelige, selbst jeder Freigelassene ist sein eigener Herr und gehorcht nur sich selbst. Tausende von Interessen theilen also dieses Volk in eine Menge unabhängige Stämme, die eifersüchtig auf einander sind und eifersüchtig ihre Freiheit bewahren.

„Dieser Geist der Unabhängigkeit und des Mißtrauens wird besonders in ihren Wohnungen bemerkt. Circassien hat weder eigentliche Flecken noch Dörfer. Das Land sieht auf den ersten Anblick sehr waldreich aus. Jeder Circassier, der allein leben will, baut sich in einer

gewissen Entfernung von seinem Nachbar eine Wohnung, mitten unter einigen schönen Bäumen, die in diesem Lande so häufig sind. Sein Haus ist von Holz oder von Lehmwerk, das Dach von Bretern und mit Stroh bedeckt. Ein großer Herd, einige Breter, um Gegenstände darauf zu legen, hölzerne Nägel, um die Waffen und Kleidungsstücke daran zu hängen, bilden den ganzen Luxus des Innern einer dieser Volkswohnungen; ein Vorrathshaus auf großen Pfählen und ein Stall vervollständigen die Gebäude, die von einer hohen Hecke umgeben werden. Der Circassier bebaut das Land um diese seine Wohnung her, säet Hirse oder Weizen und sorgt dafür, daß ein Kranz von Bäumen um sein Feld herum bleibt, damit dasselbe die nöthige Feuchtigkeit erhalte.

„Der Leibeigene bearbeitet das Feld seines Herrn, aber seine Hauptpflicht besteht darin, von einem Zuge mit Beute beladen und mit Gefangenen zurückzukommen; das ist sein einziges Talent und sein einziges Studium, er mag Fürst oder Vasall seyn. Sobald ein Zug beschlossen ist, wählt die Versammlung einen Führer, der es nur so lange bleibt, als der Zug dauert; diese Wahl fällt auf den Kühnsten, auf den Fürsten oder Adeligen, der es am besten verstanden hat, sich eine Partei zu bilden.

„Der Circassier ist ziemlich groß, schlank und gut gewachsen; seine Haltung und sein Gang ist leicht und anmuthig. Wie die Muselmänner rasirt er sich den Kopf und trägt einen Schnurbart; er läßt seinen schwarzen nicht eben dichten Bart wachsen; seine Augen sind ebenfalls schwarz; seine Nase ist, ohne lang zu seyn, schmal und schön geformt; kastanienbraunes Haar ist nicht eben selten.

„Der Circassier ist ein guter Reiter und ein guter Fußgänger. Seine jetzige Tracht ist noch das enge Beinkleid und der Ueberwurf der alten deutschen Geschlechter. Im Hause legt er seine Waffen ab, ausgenommen den Dolch oder Kindschal, nimmt sie aber wieder, sobald er ausgeht, und läßt sie nie. Er trägt seine Flinte in einem Filzfutteral über der Brust; an seiner Seite hängt der Säbel. Einige Fürsten tragen noch das Panzerhemd und den Helm. (Taf. 42. Abbild.) Bei diesem Volke kann die europäische Disciplin nicht bestehen. Unversehens anzugreifen und auf einen Feind zu stürzen, plötzlich ein Dorf an der Grenze zu umzingeln, dasselbe zu plündern, sich durch den Wald zu schleichen, die Wachsamkeit der Russen zu täuschen, das ist die militairische Taktik. Ist es schlechtes Wetter, so hüllt sich der circassische Reiter in einen weiten Filzmantel. (Taf. 42. Abbild.)

„Die Circassierin bleibt hinter ihrem Rufe nicht zurück. Ihr Wuchs ist bemerkenswerth schlank und ihre regelmäßigen Züge erinnern an die griechischen Gesichter. Sie entzieht sich den Blicken nicht. Sie trägt eine Art Turban; ihr Haar ist in Flechten geordnet, die ihr auf die Schultern fallen; ihr Gewand von zierlicher Form ist vorn offen und durch silberne Agraffen befestigt; ihre Beinkleider sind sehr weit. (Taf. 42. Abbild.)

„Die Gattin des Circassiers ist wie bei allen wenig civilisirten Völkern mehr seine Magd als seine Gefährtin. Sie wird von ihren Eltern gekauft, denen man als Bezahlung Waffen oder Vieh giebt. Von diesem Gebrauche zu jenem, seine Tochter oder Nichte an einen Fremden zu verkaufen, ist nur ein Schritt; aber nie wird der Circassier einen andern Circassier verkaufen; er würde das Blutgesetz fürchten, das ihn in seiner ganzen Strenge träfe; er verkauft nur seinen Gefangenen oder Sclaven. Bisweilen behandelt er ihn in raffinirter Speculation gut und verheirathet ihn, aber nur um Kinder von ihm zu erhalten, mit denen er einen Gewinn machen kann; diese Kinder der Gefangenen werden gewöhnlich verkauft.

„Die Küste Circassiens war immer von Piraten bewohnt. Das Kriegsschiff, das mich an seinen Bord nahm, erhielt zweimal Befehl, auf circassische Galeeren Jagd zu machen, und ich hatte Gelegenheit, sie mit Muße zu beobachten. Sie sind groß und meist mit 60 bis 70 Mann bewaffnet; sie werden blos gerudert und gleiten dicht an der Küste hin, um nicht gesehen zu werden. Man sagt, der Hafen von Mamaï könnte bis 50 bewaffnen.

„Auf diese Weise verschaffen sich die Circassier Sclaven durch ihre Seeräubereien oder ihre Einfälle auf das russische Gebiet. Diese Rohheit der Sitten, dieses Raubleben sticht von der Unverletzlichkeit der Gastfreiheit und der Achtung gegen die Alten ab, Grundsätze, welche gleichsam die Basen ihrer socialen Einrichtungen sind.

„Die Circassier gehören keiner Religion an. Sonst waren sie zur christlichen Religion bekehrt, aber sie vergaßen dieselbe zugleich mit dem Gehorsame gegen die Könige von Georgien und kehrten zu ihrem alten Aberglauben zurück. Russische Missionaire haben Bekehrungen in den Ebenen bewirkt, aber ihr Eifer scheitert in den Bergbezirken; der Islam drang nur unter die Fürsten und Adeligen; das gemeine Volk ist heidnisch geblieben."

Die Kette des Caucasus endigt sich in NW. durch ein Vorgebirge, über welchem hinaus sich die Ebene von Taman ausbreitet, die in Europa liegt. Wir erwähnen sie blos, weil man auf der benachbarten Halbinsel dieselben Erscheinungen bemerkt wie am SO-Ende der Kette; es giebt da zahlreiche Steinölquellen und Schlammvulkane. Die Erdbeben sind häufig.

„Anapa ist der erste Hafen, den man an der circassischen Küste findet; er liegt in geringer Entfernung von der Mündung des Kuban. Die Türken gründeten diese Stadt 1784, als die Russen Taman besetzt hatten, das früher der Hauptmarkt der Circassier war. Der Besitz Anapas, setzt Gamba hinzu, war für die Türken um so wichtiger, als dieser Hafen ihnen als Comunicationsmittel nicht nur mit den muselmännischen Völkern, die den Caucasus bewohnen, sondern auch mit andern diente, welche weiter hin wohnen."

Durch den Friedensvertrag von 1829 mit der ottomanischen Pforte ließ sich Rußland Anapa abtreten; Spencer, der englische Reisende, der 1836 in diesen Gewässern auf einem russischen Kriegsschiffe fuhr, sagt: „die benachbarten Höhen, die in der Gewalt der circassischen Stämme sind, waren mit Bewaffneten bedeckt, welche über die Erscheinung dieser kleinen Flotte überrascht zu seyn schienen. Wahrscheinlich, fährt er fort, nahmen sie die Matrosen und die Passagiere für Soldaten, denn man sah Reiter nach allen Seiten galoppiren, als wollten sie Lärm machen. Indeß die Menge verschwand bald und es blieben nur einige Wachen auf den höchsten Punkten zurück zur Beobachtung unserer Bewegungen. Die Garnison hatte viel gelitten in mehrern neuerlichen Gefechten mit den Feinden."

Acht Stunden in SO. von Anapa findet man Sudschuk Kale; das Cap Tauba bildet den Eingang dieser Bucht, wo die Schiffe in vollkommener Sicherheit acht Monate des Jahres liegen können. „Diese Stadt, sagt Spencer, liegt wunderbar sowohl als Handelsplatz, als auch als Militairposition, um das umliegende Land in Unterwerfung zu erhalten, oder um es gegen einen Angriff vom Meere aus zu vertheidigen; aber um die Sicherheit des Ortes zu verbürgen, muß man Herr der Höhen seyn, welche den Eingang in den Hafen beherrschen, und muß sie befestigen."

Weiter nach S. hat Gelindschik eine gegen die Nord- und Südwinde durch zwei Vorgebirge geschützte Bai; sie ist nur den SO-Winden ausgesetzt. Im Jahre 1813 gründete hier ein Genuese, Namens Scassi, ein kluger und thätiger Mann, ein Handelsetablissement. Er wollte die Circassier und allmälig die andern Völker des Caucasus durch den Handel civilisiren. Dieser Plan, welcher dem Herzoge von Richelieu, damals Generalstatthalter des südlichen Rußlands, vorgelegt ward, wurde von diesem Staatsmanne günstig aufgenommen; er hatte im Kriege mit den Bergvölkern des Caucasus bemerkt, daß dieselben, trotz ihrer Raubsucht, edle Gefühle besäßen, und meinte, ihre fortwährenden Einfälle hingen weniger von ihrem kriegerischen Geiste und der Leichtigkeit des Rückzugs in die unzugänglichen Berge, als von der großen Armuth ab, in welcher sie sich befinden, seit man sie in ihrem Gebiete enger eingeschlossen, und

weil sie aus Mangel an Außenhandel keinen Abzug mehr für den Ertrag ihrer Jagd und ihrer Wälder fänden. Er unterstützte also die Pläne Scaffis und sie wurden von dem Kaiser Alexander angenommen. Die Ausführung begann; 1824 waren freundschaftliche Verbindungen mit den Circassiern und den Abchasen angeknüpft.

Fünf Stunden in SO. von Gelendschik öffnet sich die Bai von Pschad, an deren Ufern Scaffi seine Niederlassung gegründet hatte, um der kaiserlichen Marine Schiffbauholz zu verschaffen; sie wurde in Folge der Unzufriedenheit zerstört, welche die Wegnahme einer jungen Fürstin durch einen Angestellten verursachte. Dieser Hafen war in der Gewalt der Circassier als Spencer diese Küste besuchte.

Ehe man an die Bucht von Subaschi gelangt, kommt man an die Grenze Circassiens und Abchasiens. „Seit langer Zeit," sagt Klaproth, „bewohnen die Abasen oder Abkhas den Nordwesttheil des Caucasus; sonst erstreckten sie sich noch viel weiter als jetzt, aber die Tscherkessen haben sie in die Gebirge zurückgetrieben; durch die byzantinischen Kaiser wurden sie zur christlichen Religion bekehrt. Man sieht noch in ihrem Lande eine große Menge alter Kirchen, für die sie eine so tiefe Verehrung haben, daß, ob sie gleich eben so arge Räuber sind als die Tscherkessen, sie doch nie die Priestergewände und die Bücher anzurühren wagen, welche sich in diesem Gebäude befinden. Als sie im 18. Jahrh. von den Türken unterworfen wurden, führten diese den Islamismus unter denselben ein; im Jahre 1771 aber empörten sie sich gegen die Pforte und kehrten zu ihrem alten Aberglauben zurück. Nur einige Familien lassen ihre Kinder noch beschneiden, übrigens aber enthält sich das ganze Volk des Genusses des Schweinfleisches.

„Die Abasen wohnen zum Theil an den Ufern mehrerer Flüsse, welche sich in den Kuban ergießen, aber in größerer Anzahl an den Küsten des schwarzen Meeres, im S. vom westlichen Caucasus. Sie gleichen den Tscherkessen in ihren Sitten, ihrer Art sich zu kleiden und in ihren Gebräuchen. (Taf. 42. Abbild.) Auch finden einige Aehnlichkeiten zwischen den Idiomen dieser beiden Völker statt. Die Abasen bebauen auch das Land, ob sie gleich hauptsächlich von dem Ertrage ihrer Viehzucht leben. Die große und schöne Race ihrer Pferde ist berühmt. Sie begehen viele Seeräubereien und ihre Rudergaleeren werden oft mit denen der Circassier unter einer Benennung begriffen. Die abasischen Frauen sind sehr schön und von den Türken sehr gesucht, bei denen sie für Circassierinnen gelten."

Die Bai von Subaschi, die erste, welche man an der Küste der Abasen trifft, ist ziemlich sicher; dann kommt man zu der von Mamaï, die weit mehr offen und nur im Sommer besucht ist. In Friedenszeiten kann man sich hier sehr schönes Bauholz für Salz verschaffen. Zwischen Mamaï und Ardler enthält die Küste nur einige Buchten; sie wurden sonst von türkischen Fahrzeugen besucht, die da Holz und Pelzwaaren holten.

Ardler hat eine Küste, die durch ein Vorgebirge vertheidigt wird, welches sie gegen die Nordwinde schützt. In der Nähe trennt der berühmte Paß Gagia, zwischen dem Meere und dem Abhange eines steilen und sehr hohen Gebirges, das südliche Abasien von dem nördlichen und von Circassien. Dieser Paß, an dessen Eingange die Russen eine Niederlassung gegründet und ein Kloster in eine Caserne verwandelt haben, wird durch einen Fluß bewässert. Pitzunda, eine Bai mit trefflichem und sicherm Ankergrunde, zeigt noch an der nahen Küste ziemlich erhaltene Ruinen eines alten Klosters; alle Gegenstände, die es enthält, werden von den unwissenden Einwohnern dieses Landes respectirt. Spencer ging da an's Land.

„Das Fort," sagt er, „liegt ungefähr 2 Meil. von der Küste; wir begaben uns dahin durch einen Wald von herrlichen Bäumen, der zum Theil gelichtet ist, seit die Russen dieses Castell in Besitz haben. Da ich zum erstenmale so weit in das Innere eines so selten von Europäern durchwanderten Landes drang, so betrachtete ich alles mit dem lebhaftesten Gefühle der Neugierde und des Interesses. Ich sah auch zum erstenmale die Circassier freundschaftlich mit den russischen Soldaten verkehren; es kann sich nie der Beobachtung ein auffallenderer Contrast darbieten. Der Fürst des Stammes, der in diesem Bezirke lebt, ist, wie man sagt, ein Freund Rußlands; er wohnt in einer gewissen Entfernung und wir waren sehr in unserer Hoffnung getäuscht, da er nicht erschien. Das Fort nimmt das Innere eines Klosters ein, welches an eine Kirche stößt, die außerordentlich gut erhalten ist, wenn man bedenkt, daß sie unter der Regierung Justinians gebaut wurde, der 565 starb."

Etwa 15 Stunden in SO. ist die Bai von Sukum Kale minder sicher als die vorher erwähnte; man sieht da noch die Ueberreste eines Canales, der im Winter den kleinen Fahrzeugen dieses Ortes als Zufluchtsort dient; sie sind in thätiger Verbindung mit Trebisonde und Constantinopel. Spencer sagt uns, man lese eine türkische Aufschrift über dem Eingange. „Dieses Fort ist in schlechtem Zustande, aber starrt wie die andern von Kanonen, und ist mehr dazu bestimmt, einen Angriff vom Lande her, als einen dergleichen zur See abzuweisen. Die erste dieser Gefahren war offenbar die, welche man am meisten fürchtete, denn es waren Detaschements in der Nähe postirt, als stände der Feind vor den Thoren."

Der Inguri bildet in SO. die Grenze Abasiens; ein kleiner Fürst, Oberhaupt des Stammes der Psos, befehligt in dem südlichen Bezirke unter der Oberherrschaft Rußlands.

Der erste Hafen Mingreliens, den man trifft, wenn man weiter nach S. fährt, ist Redut Kale an der Mündung des Kopi, der eine schwierige Einfahrt hat. Dieser schnell fließende Fluß verbreitet die Fruchtbarkeit in den Ebenen, die er oft überschwemmt. Die Luft in Redut Kale ist ungesund, eine Unannehmlichkeit, die unfehlbar verschwinden wird, wenn die Wälder, die einen Theil des Landes bedecken, gelichtet und der Boden mehr cultivirt werden wird, als er es gegenwärtig ist.

Sieben Stunden im S. findet man die Mündung des Rioni, des Phasis der Alten. Die Russen haben dem Dadian seinen Titel als Zaar oder Fürst von Mingrelien gelassen; er hat Generalsrang in der russischen Armee; Garnisonen wachen über die Sicherheit und Ruhe des Landes. „Dieser Fürst bewohnt noch," sagt der Reisende Gamba, das Castell Zugdidi, das von Chardin besucht wurde; er hält da einen sehr zahlreichen Hof, wechselt während des Sommers sehr häufig den Aufenthalt, bald um sich mit der Jagd zu beschäftigen, bald um der großen Hitze zu entgehen."

Nach Klaproth zerfällt das mingrelische Volk in drei Classen, die Fürsten, die Sakku (Adeligen) und die meniali (Gemeinen). Diese fällen Holz, folgen den Fürsten und Adeligen zu Fuße und tragen das Gepäck derselben auf den Reisen. Der meniali muß den beiden andern Classen einen Theil seiner Ernte und seines Viehes geben, wenn es heranwächst, und die Gäste, welche der Herr ihm schickt, aufnehmen und unterhalten. Auf Taf. 42. ist er mit Eßwaaren beladen dargestellt. In der Ferne bemerkt man eine araba oder einen im Lande üblichen Wagen und vorn eine Frau in einem Gewande mit engen Aermeln, über welchem sie einen Ueberwurf mit hängenden Aermeln trägt.

Die Mingrelier, die von demselben Stamme wie die Georgier herkommen, zeichnen sich ebenfalls durch ihr Aeußeres vortheilhaft aus. Als ihr Land den Ottomanen angehörte, war der erste und schmachvollste Artikel des Tributes, welchen sie zahlten, eine gewisse Anzahl junger Bursche und Mädchen von besonderer Schönheit. Chardin behauptet, Mingrelien liefere jährlich 50,000 Sclaven, und man kann annehmen, daß diese Schätzung noch zu gering ist.

Reist man in Mingrelien, so durchwandert man fortwährend große Wälder; die wilden Olivenbäume, die man da findet, zeigen, daß man diesen werthvollen Baum mit Erfolg ziehen könnte. Die Häuser der Dörfer sind von Holz erbaut und, wo es möglich war, auf Erhöhungen. Von Zeit zu Zeit sieht man alte Klöster, deren Bauart jener der Festungen gleicht.

Kommt man an die Ufer des Tekhenis-tsquali, so befindet man sich an der Grenze von Imirethi; über diesem Flusse durchwandert man ein Land, das nicht mehr blos von Bäumen bedeckt ist. Ein glückliches Gemisch von Weideplätzen, von Baumwollen- und Maisfeldern, von Weingärten giebt dieser Gegend das Ansehen eines schönen Parkes.

Khutaïs, die Hauptstadt von Imirethi, liegt am linken Ufer des Rioni der Stelle gegenüber, welche die alte Stadt am rechten Ufer einnahm; man sieht in derselben Ueberreste einer alten und sehr schönen Kirche von Stein von byzantinischer Bauart; die Einwohner nehmen fortwährend Steine und Säulenschäfte davon hinweg, um Mauern davon zu machen, so daß in geringer Zeit wahrscheinlich nichts mehr von diesem Prachtgebäude übrig seyn wird. Die sehr dicken und sehr festen Mauern der alten Stadt sind noch in sehr gutem Zustande. In der neuen Stadt waren die Straßen meist krumm und die Häuser gleichsam auf Geradewohl gebaut. Die Russen haben Ordnung hineingebracht. Die Wohnungen einiger Herren und der vornehmsten Kaufleute sind von Holz, die andern von Lehmwerk und außen mit Kalk beworfen. Die Straßen und öffentlichen Plätze sind mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Feigen- und Nußbäume die zahlreichsten sind. Bei seiner Unregelmäßigkeit hat das Aussehen von Khutaïs etwas Ländliches und Malerisches, das dem Auge gefällt und das überdies durch die Schönheit der Umgegend und das Gemisch von Thälern und Wäldern erhöht wird, die von drei Seiten von hohen Bergen eingeschlossen sind, deren Gipfel den größten Theil des Jahres hindurch mit Schnee bedeckt ist.

„Imirethi ist in mehrere Districte getheilt, die meist nach den Fürsten genannt sind, denen sie sonst angehörten; diese Fürsten haben gegenwärtig keine Macht mehr; ihre Kleidung verräth es, daß sie aus Sorge für ihre Sicherheit die Kriegstracht vorziehen, wenn sie ihre Wohnung verlassen. (Taf. 42. Abbild.)

„Der Hauptfluß Imirethis ist der Rioni, der alle andern aufnimmt; ob er gleich nicht sehr bedeutend ist, ist er doch sehr fischreich. Er ergießt sich in das Meer bei Pothi, einer Stadt Gurias, und trennt dieses Land von Imirethi."

Der Gurieli, Fürst von Guria, regiert dieses Land unter der Oberherrschaft Rußlands, das eine Garnison nach Pothi gelegt hat, einem Fort am linken Ufer des Rioni. Guria zieht sich längs dem schwarzen Meere hin bis an die Mündung des Tschoroki, zeichnet sich wie Mingrelien und Imirethi durch die Fruchtbarkeit seines Bodens und die Schönheit seiner Vegetation aus, ist von Wald bedeckt und gehört wie jene beiden Länder zu dem Colchis der Alten. Gegenwärtig sind sie von dem gehässigen Tribute an Sclaven frei, den sie den Türken zahlen mußten, und der Handel mit Menschen geschieht nur noch verstohlens an der Küste des schwarzen Meeres.

Jenseits der Berge, welche in O. Guria begrenzen, gelangt man nach Georgien; dieser Theil des Landes, Zemo Karthli (Ober Karthli) genannt, nimmt einen Theil des Beckens des obern Kur und seiner Beiflüsse ein. Die Hauptstadt ist Akhiskah oder Akhal Tzikhe, eine Feste am Abhange eines Hügels in einem schönen Thale an dem Dalki, einem Beiflusse des Kur zur linken Seite. Das rechte Ufer des Dalki wird durch eine große Menge Gärten geschmückt.

Viele Europäer, welche die Reise zwischen der Türkei und Persien machten, gingen über Akhal Tzikhe, das 1829 von der Pforte an Rußland abgetreten wurde. Man sieht in dieser Stadt eine schöne Moschee, Schulen, öffentliche Bäder, Caravanserais. Das Land ist reich durch Ackerbau und die Zahl seiner Heerden; man gewinnt da Seide, Honig und Wachs; der Olivenbaum gedeiht und liefert eine bedeutende Menge Oel.

Kapitel LXVI.

Das ottomanische Reich. — Armenien. — Kleinasien oder Anadoli. — Kurdistan. — Mesopotamien.

Verläßt man Akhal Tzikhe und geht an dem Kur hinauf nach S., so gelangt man zu den Bergen, in welchen dieser Fluß entspringt; übersteigt man dieselben, so kommt man in das Becken des obern Aras hinunter und in das ottomanische Armenien. Kars, die erste Stadt, welche man da trifft, ist amphitheatralisch an den SO-Seiten eines Hügels gebaut, der von dem gleichnamigen Flusse bespült wird. Das Castell liegt ganz hoch oben auf einem steilen Felsen; es wurde von Tournefort beschrieben; es kommen wenige Reisende daher. Obgleich nahe an den Grenzen Persiens gelegen, ist der Handel doch nicht ansehnlich.

Weiter nach SO. und zwar 43 Stunden ist Bayazid, eine Stadt im Grunde eines schmalen Thales, das von dürren Bergen gebildet wird, ein fester Platz an den Grenzen Persiens. Die Häuser stehen vereinzelt zwischen den Felsen der beiden Seiten, welche das Defilé begrenzen. Links, auf einem fast unzugänglichen Pik steht eine alte Citadelle; rechts und auf einer Anhöhe dient ein schönes Gebäude als Wohnung des Pascha. Die obere Stadt ist von kurdischen Stämmen bewohnt, die untere von Armeniern. Man verfertigt da baumwollene Zeuge und die Lage begünstigt den Handel.

Die Berge, welche das Thal von Bayazid in S. schließen, sind die nördliche Verlängerung jener, welche zwischen den Seen Wan und Urmiah hinstreichen und die Grenze zwischen dem ottomanischen Reiche und Persien, sowie die Wasserscheide zwischen dem Euphrat und Aras bezeichnen. Geht man das Thal des Koturah in Persien der Quelle zu hinab, so gelangt man nach dem von Khosch-ab. Die Stadt dieses Namens liegt auf einem Plateau, von dem zwei Flüsse herabkommen; die Berge, zu denen es gehört, werden von denen der Hekiaren überragt, die so steil sind, daß ein Stier sie nicht ersteigen kann; da aber der Gipfel ziemlich fruchtbar ist, so pflegen die Hekiaren junge Kälber hinaufzutragen, die zwei Jahre später an den Pflug gespannt werden.

„Wir schliefen," sagt Jaubert, „auf den Terrassen der Häuser von Erdschek, eines Dorfes am Ausgange des Defilés Mahmudie und an dem Ufer eines Salzsees, der nur zwei bis drei Stunden im Umfange hat.

„Den nächsten Tag kamen wir bei guter Zeit nach Wan. Die Armenier behaupten, diese Stadt liege an der Stelle des alten Semiramocerte, und gründen diese Meinung darauf, daß Moses von Khorene, einer ihrer Geschichtschreiber, erzählt, Semiramis habe alle Jahre den Sommer in diesem Theile Armeniens verbracht.

„Wan, am Ufer des gleichnamigen Sees, ist von gezackten Mauern umgeben, die sich in ziemlich gutem Zustande befinden, und von einer Citadelle auf einem isolirten Felsen vertheidigt. Man zählt in Wan beinahe 20,000 Einw., meist Armenier. Diese Stadt ist von Gärten umgeben, in welchen sich zierliche Pavillons erheben, wo im Sommer die Bewohner sich aufhalten, welche einigermaßen wohlhabend sind. Nichts ist reizender als der Anblick dieser von vielen Bächen bewässerten und von schönen Bäumen beschatteten Gärten.

„Der Handel, der mit den Städten am See getrieben wird, und der Durchgang der Caravanen verschaffen den Einwohnern von Wan bedeutende Vortheile; die Fischerei im See bringt ihnen ebenfalls viel ein. Sie beginnt am 20. März und endigt am 30. April. Sie ist sehr ergiebig, aber nur in einer einzigen Fischart, die der Sardelle gleicht, jedoch kleiner ist; man nennt sie tarikh. Das ganze übrige Jahr hindurch wird im See nicht gefischt, die Fische verschwinden gänzlich in der Tiefe, die sehr salzig ist. Eine andere nicht minder bemerkenswerthe Erscheinung ist die, daß überall das Wasser in das Land eindringt. In Folge dieser Ueberschwemmung nimmt die Ausdehnung der Vorstädte von Wan alle Jahre allmälig ab und die Stadt Arschisch wird bewohnter.

„Das Land um die Stadt Wan hat ein sehr gemäßigtes Clima und einen fast immer heitern Himmel. Es erzeugt Getreide genug für die Bewohner und so viel Reis, daß eine gewisse Quantität davon noch ausgeführt werden kann. Ich habe hier Orangen und Citronen im Freien gesehen, aber es gehört viel Pflege dazu, die Früchte zur Reife zu bringen. Es giebt mehr Olivenbäume als Palmen in diesem Lande; die Obstbäume des nördlichen Persiens gedeihen aber vollkommen."

Als Jaubert an der Nordseite des Sees ankam, der mehrere grüne Inseln enthält, wendete er sich nach W. „Am Fuße des Seibandagh trifft man Yeziden, Kurdenhorden, die unter dem Titel des großen Scheiks den Geist des Bösen anbeten und sich für autorisirt halten, alles zu thun, was die göttlichen und menschlichen Gesetze verbieten, unter dem seltsamen Vorwande, da Gott wesentlich gerecht und gut sey, wäre es nutzlos, zu ihm zu beten. Sie weigern sich deshalb, der Gottheit irgend eine Huldigung darzubringen, ob sie gleich deren Existenz anerkennen und selbst die meisten Propheten nicht verwerfen, die von den Christen und Muselmännern verehrt werden. Sie hegen eine große Menge Vorurtheile und die Kurden haben mir mehrmals gesagt, wenn man auf der Erde einen Kreis um sie ziehe, das Symbol ihres Glaubens, so würden sie lieber sterben, als aus demselben heraustreten. Es ist ihnen verboten, lesen und schreiben zu lernen; aber der Diebstahl, der Mord, die Blutschande sind Handlungen, die sie für erlaubt ansehen, oder die sie doch nicht mit Grauen betrachten. Sie tragen eine schwarze Kleidung und eine schwarze und rothe Kopfbedeckung, weil sie hoffen, dadurch dem Teufel zu gefallen, dem man durchaus nicht fluchen dürfe, ja dessen Namen sie nicht einmal auszusprechen wagen. Diese Secte hat auch das Eigenthümliche, daß sie den Proselytismus nicht kennt.

„Die Yeziden werden von den Persern mit Abscheu betrachtet; aber da sie tapfer, unternehmend und sehr kriegerisch sind, so dulden sie die kurdischen Fürsten und suchen selbst eine große Anzahl in ihr Gebiet zu ziehen."

In Melez Gird geht man über den südlichen Arm des Euphrat, den die Türken Murad Tschaï nennen; man folgt ihm bis Sultanieh, einem elenden Dorfe, das in einer weiten Ebene liegt, „die von den hohen umliegenden Bergen herab uns, wie Jaubert sagt, einen neuen Anblick gewährte. Sie wurde von einem Feuerstrome von gleicher Breite wie der große Fluß durchzogen. Es waren die Kurden, die, um die Weideplätze zu verbessern, das dürre Gras abbrannten und das Feuer in parallelen Linien zogen. Wenn der Wind heftig ist, verbreitet sich die Flamme so schnell, daß kaum ein Pferd ihr entfliehen kann; der Brand dauert oft zwei bis drei Tage."

Nachdem man auf Schläuchen über die Tuzla, einen ziemlich breiten Fluß, gegangen, an dessen Ufer ein Hügel steht, der ihm seinen Namen giebt, geht man über den Ak Dagh (weißen Berg), durchwatet sodann den Aras und übersteigt die Kette Tek Dagh. Auf dem Gipfel hat man eine imposante Aussicht auf die Gebirgsmassen auf allen Seiten, deren Spitzen noch im Anfange des Augusts mit Schnee bedeckt sind. In diesen Bergen entspringen der Tigris, der Euphrat und Aras.

Man verläßt bald das Plateau, auf welchem man von Melez Gird aus reiste, und steigt in die Ebene von Erzerum hinab, die sehr hoch ist.

Diese Stadt, am Fuße eines hohen Berges in geringer Entfernung von dem nördlichen Arme des Euphrat gelegen, ist blühend durch ihre Industrie und ihren Handel und enthält 100,000 Einw. Erzerum wurde von vielen Reisenden besucht; sie ist der Mittelpunkt des Handels zwischen Persien und dem ottomanischen Reiche, und steht in lebhafter Verbindung mit den hauptsächlichsten Orten beider Länder; jeden Augenblick kommen zahlreiche Caravanen an oder gehen ab. Es giebt da Manufacturen von Teppichen, Baumwollenzeugen, Seidenwaaren, Marokin und Kupfergeräthen. Uebrigens sieht man kein bemerkenswerthes Gebäude. Die Umgegend ist so von Wald entblößt, daß die Dörfer den getrockneten Mist brennen müssen.

Die Ebene von Erzerum ist von Dörfern bedeckt und trägt nur Getreide; das Obst reift nicht wohl da. Geht man von dieser Stadt nach NW. nach dem schwarzen Meere zu, so trifft man nach 4 Stunden Elidscha, ein Dorf an dem Kara Su, einem Flusse, der sich in den Euphrat ergießt. „Wir waren hier im Anfange des Augusts 1822," sagt Fontanier, „und der Schnee bedeckte noch den Berg Taurus, wenn man auch nur eine geringe Menge davon sah. Elidscha besitzt ziemlich reichliche Schwefelquellen."

Man geht über den Agh Dagh, einen Zweig des Taurus, in welchem sich die Kupferminen von Mandu befinden, und man gelangt nach Baibut, einer kleinen Stadt von schönem Aussehen, in welcher es noch sehr bemerkenswerthe Ueberreste von Alterthümern giebt.

Die Straße durchschneidet dann die Khalyben-Berge und führt nach Trebisonde, einer berühmten Stadt, welche im Mittelalter die Hauptstadt eines griechischen Reiches war, das ein Zweig der Comnenen in Constantinopel gegründet hatte. Die Rhede wird von vielen Schiffen besucht; der Handel ist sehr lebhaft und das Land um die Stadt sehr gut bebaut und mit Weinpflanzungen, mit herrlichen Bäumen und grünen Wiesen geschmückt.

Geht man an der Küste nach W. zu, so bemerkt man die Thürme von Keresun (Cerasus), einer amphitheatralisch auf einem felsigen Hügel gebauten Stadt an einer Bai; noch steht ein Theil der alten Mauer. Nach den geschichtlichen Sagen schickte Lucullus, nachdem er sich des Ortes bemächtigt hatte, nach Rom die ersten Kirschen, welche dort nach der Stadt benannt wurden, woher man sie erhalten hatte.

Weiter nach W. öffnet sich der Busen von Samsun, der von Bergen umgeben ist und den in O. das von der Mündung des Jekil Ermak gebildete Delta begrenzt. Dieser sonst Iris genannte Fluß begiebt sich auf das Gebirt von Themiscyra, welches von dem Thermodon (Thermeh) bewässert wird, an dessen Ufer die mythologischen Sagen die Wohnungen der Amazonen legten. Diese Flüsse und der Kizil Ermak (Halys) durchschneiden die Bergkette und bewässern, indem sie sich nach dem Meere zu bewegen, eine weite Ebene, die von einer großen Menge von Bächen durchschnitten wird, welche von den Bergen kommen und mit Pappeln, Ulmen, Buchen, Ahorn und andern hochstämmigen Bäumen bewachsen sind. „Wilde Weinstöcke vom schönsten Wuchse," setzt Jaubert hinzu, „schlingen sich bis zu dem Gipfel dieser verschiedenen Bäume hinauf und krönen sie. Der größte Theil dieser Ebene besteht in Wiesen, deren Aussehen entzückend ist und auf denen man Vieh weidet, das da meist wild wird. Eber sind hier sehr häufig und man findet auch viel anderes Wild. In den Baumwipfeln halten sich sehr viele Vögel auf. Die Ufer des Kizil Ermak und die des Meeres werden von einer Menge von Wasser- oder Stelzenvögeln besucht, das Wasser aber ist nicht sehr fischreich.

„Das Clima dieses Küstenstriches scheint gesund zu seyn; der Menschenschlag ist im Allgemeinen da sehr schön und der Charakter der Muselmänner mild. Trotz den Vortheilen ihrer geographischen Lage treiben sie nur sehr wenig Handel; ihre Hauptindustrie besteht in dem Spinnen der Wolle und des Ziegenhaares und in der Verfertigung von Zeugen aus diesen beiden Stoffen, in dem Sägen von Bretern, in der Verfertigung von Stricken und in dem Bau von Barken und Schiffen mit sehr hohem Hintertheile, die so dauerhaft sind, daß sie den auf diesem Meere so häufigen Stürmen trotzen können.

„Man nennt Dschanik das ganze Land zwischen dem Kizil Ermak und Keresun; es ist bergig, von vielen Flüssen durchschnitten und sehr feucht; eine Ursache, der man die üppige Vegetation zuschreiben muß; in drei Monaten erreicht der Mais seine ganze Höhe. Die Bewohner beschäftigen sich wenig mit dem Ackerbaue; sie leben von Kastanien und Milch. Der Kirsch- und der Nußbaum, die da einheimisch sind, geben ihnen ebenfalls einen Theil ihrer Nahrung.

„Die alte Geschichte schildert die Bewohner dieses Landes als sehr scheu; so sind sie heute noch. Obgleich Nachbarn civilisirter Nationen

haben doch die Bewohner des Dschanik wenig Verkehr mit denselben und wenig Bedürfnisse. Derjenige unter ihnen, welcher etwa 38 Thaler besitzt, gilt für reich. Dem Raube sind sie nicht ergeben, weil ihr Land nicht von Caravanen durchzogen wird.

„Da man hier in völliger Sicherheit lebt, so stehen die Häuser einzeln hier und da auf dem Kamme der Berge, nach dem Meere zu, und an allen Orten, die irgend einen natürlichen Vortheil gewähren; sie sind von Holz erbaut und stehen auf Pfälen. In dem untern Stockwerke wohnt man nicht wegen der Feuchtigkeit des Bodens und das obere Stockwerk ist von einer offenen Galerie umgeben.

„Heute noch wie zu den Zeiten Strabos findet man wenige wichtige Städte in Dschanik. Bafra, die vorzüglichste, liegt an dem Ufer und fast an der Mündung des Kizil Ermak in einer an Reis und Flachs fruchtbaren Ebene. Eine schöne Brücke, öffentliche Brunnen und gut versehene Bazare zeigen an, daß sich diese Stadt seit langer Zeit in blühendem Zustande befindet.

„Samsun, Tarmeh, Lundeh, Fatsa und Wona, Städte an diesem Theile der Küste des Schwarzen Meeres, der zu dem Dschanik gehört, waren meist griechische Colonien. Ihr Handel ist nicht ansehnlich mehr, seit die Krimm nicht mehr zu dem ottomanischen Reiche gehört. Die Häfen gewähren übrigens auch nur unsichern Schutz gegen die Westwinde, welche neun Monate des Jahres hindurch an dieser Küste herrschen."

Sinope dagegen hat einen geschützten Hafen, und diese Stadt erkennt man von weitem an der Form eines Vorgebirges, welches sie vor allen Winden, die Ostwinde ausgenommen, schützt, die nie sehr heftig sind. „Der Hafen ist geräumig," sagt Fontanier, „und der Ankerplatz vortrefflich; er könnte bedeutende Flotten aufnehmen; auch baut man da Schiffe von hohem Bord. Sinepe zählt nur 15,000 Einw., darunter ein Viertheil Griechen. Die Befestigungen kamen mir in besserm Zustande vor als gewöhnlich. Die Straßen sind auch breiter und besser gepflastert. Ob ich gleich dieses Verdienst den gegenwärtigen Bewohnern nicht zuschreibe, so suchte ich doch vergebens einige Reste von Alterthümern.

„Das Clima des Schwarzen Meeres ist in O. und W. von Sinope völlig verschieden. Zwischen dieser Stadt und Constantinopel wachsen der Oelbaum und die Orangen nicht unter freiem Himmel; die Kälte ist im Winter sehr empfindlich; es finden sich häufig Nebel ein; der Wind weht mit großer Heftigkeit. Nicht so ist es in Sinope bis an die Küste des Schwarzen Meeres; hier findet man überall jene Bäume; die Nebel sind selten; im Sommer steigt der Thermometer nicht so hoch als in Paris, im Winter fällt er selten unter Null. Wenn in der ersten Region die Nordwinde häufige Schiffbrüche veranlassen, so kennt die zweite nur die Ost- und Westwinde. Bei Ostwind ist der Himmel ungemein rein und dieser Wind ist überdies so schwach, daß er kaum das Meer in kleine Wellen aufregt. Die Wogen bei dem Westwinde sind oft sehr bedeutend; die Wolken und der Regen begleiten ihn immer. Der Schnee fällt nur bei Südwind, der ihn von den Bergen herunterbringt."

Ungefähr 20 Stunden über seiner Einmündung in das Schwarze Meer nimmt der Kizil Ermak zur Linken den Kara-su oder Castamun auf, der aus Westen kommt; er bespült eine gleichnamige Stadt, die in einem fruchtbaren und gut bevölkerten Thale liegt. Man geht über Berge und gelangt nach Scherki, einer großen Stadt in einer Ebene, umgeben von einer Mauer und hübschen Baumgruppen.

Weiter hin in W. ist Gerede eine große Stadt, an deren Eingange man eine bedeutende Gerberei sieht. Dann reist man durch eine herrliche Gegend, eine ununterbrochene Reihe von Weinpflanzungen und Getreidefeldern mit Nußbäumen und Eichen. Oft trifft man Ueberreste des Alterthums. Nähert man sich Boli, so steigert sich die Schönheit der Aussicht noch mehr. Kommt man nach dieser Stadt von O. her, so sieht man sie erst, wenn man hineingelangt, weil sie an einem Berge lehnt; ihre Straßen und Bazare sehen sehr lebhaft aus. Verläßt man diese herrliche Ebene wieder, so steigt man auf Berge mit einem großen Walde, dem man ihren Namen giebt und der unaufhörlich Bauholz für die Arsenale der Hauptstadt des ottomanischen Reiches liefert.

Kandak und Sabandscha sind zwei durch die Wildheit ihrer Bewohner berüchtigte Flecken. Der See von Sabandscha ist von außerordentlich malerischen Ufern umgeben. Bald erreicht man die Straße, die nach Isnik-mid (Nicomedia) führt, einer Stadt, die am gleichnamigen Golfe liegt. Sie zeigt nur traurige Ueberreste ihres alten Glanzes und hat Töpfereien, sowie Fabriken in Seide. Da die aus O. kommenden großen Caravanen hier am Ende ihrer Reise anhalten, so erhält der Ort bisweilen viel Leben. Die Umgegend ist sehr angenehm wegen der Menge der Gärten und Weinpflanzungen; auch giebt es eine sehr besuchte Mineralquelle da.

Man gelangt nach Gebizeh, einer kleinen Stadt mit einer schönen Moschee und hübschen weißen Minarets; die Umgegend ist nur wenig bewaldet. Endlich verkündigen zahlreiche Landhäuser und eine außergewöhnliche Menschenmenge die Nähe einer großen Stadt; man ist in Scutari, einer amphitheatralisch am Hange mehrerer Hügel längs der Mündung des Bosporus, Constantinopel gegenüber, erbauten Stadt.

Der thrazische Bosporus (Straße von Constantinopel) trennt Asien von Europa und vereinigt das Schwarze Meer mit dem Marmara-Meere. Nach dem Ausspruche Lechevaliers giebt es in der Welt keine Meerenge, die mit ihr verglichen werden könnte; sie übertrifft alle durch die Schönheit ihrer Ufer, durch die Sicherheit ihres Ankergrundes und durch die unendliche Verschiedenheit malerischer Gegenstände, welche sie dem Auge des Schiffers gewährt. Sie schlängelt sich wie ein schöner Fluß zwischen zwei Bergketten hin, deren Gipfel mit Baumgruppen geschmückt, deren Hang mit Gärten verschönert und deren Fuß mit angenehmen Ortschaften bedeckt ist, die einander fast ohne Unterbrechung von dem Schwarzen Meere an bis nach Constantinopel folgen.

Scutari ist wirklich eine Vorstadt dieser Hauptstadt; ihre Moscheen und andern öffentlichen Gebäude zeichnen sich aus; sie ist der Sammelplatz aller Caravanen. Der Sultan hat hier einen schönen Palast inmitten reizender Gärten; der hübsche Brunnen, den man auf einem der öffentlichen Plätze sieht, giebt eine Idee von denen, welche man in diesem Lande häufig trifft. (Taf. 43. Abbild.) Im O. und S. dehnen sich große Begräbnißplätze aus, wo die Großen des Reiches sich vorzüglich gern begraben lassen, weil sie Asien für ihre Heimath ansehen.

Segelt man von Scutari nach S., so gelangt man in das Marmara-Meer (Propontis), und bei einer Fahrt an der Küste Asiens hin sieht man nach einander das Vorgebirge, wo Chalcedon war, die Prinzeninseln, die Meerbusen von Isnik-mid und Mudania, an dessen Eingange die Insel Kalolimne liegt, die Halbinsel Cysik von wunderbarer Fruchtbarkeit mit ihren beiden Meerbusen in O. und W. und die bergige und dürre Marmara-Insel. Westlich von der Halbinsel bis nach Carabao ist das Ufer ein flacher sumpfiger Strand. Drei Flüsse haben hier ihre Mündung; der Utswolasu, der westlichste, verliert sich in einem Sumpfe, es ist der Granicus, an dessen Ufern Alexander zum erstenmale die Perser schlug.

In Carabao verengert sich das Meer. Hier beginnt die Straße der Dardanellen (Hellespont); sie ist hier 4 Stunden breit; an beiden Seiten erheben sich Berge; man kommt vor Lampsaki vorbei, das von fruchtbaren Hügeln umgeben ist. Abydos ist der engste Theil der Straße, das Schloß der Dardanellen in Asien (Sultanie Calessi). Die kleine Stadt dabei ist sehr lebhaft. Am Ende der Straße ist das neue Dardanellenschloß am linken Ufer der Mündung des Mender-su erbaut. Dieser kleine Fluß ist der Simois, vergrößert durch den Scamander oder Xanthus, welcher die Ebene von Troja bewässert. Mühlen auf einer Höhe weiter nach SO. am ägäischen Meere bezeichnen das Vorgebirge Sigeum. Geht man den Xanthus hinauf bis zu seinen warmen Quellen, so gelangt man nach Bunarbaschi, einem Dorfe ganz in der Nähe des Hügels, wo Troja lag. Jenseits steht der Berg Ida. Dieser kleine Bezirk, den die Ilias

unsterblich gemacht hat, wurde von einer Menge Reisenden aus allen Nationen Europas besucht und alle erkannten mit Bewunderung die Genauigkeit der Beschreibungen Homers an.

Weiter hin sieht man an der Küste Eski Stambul an der Stelle des Alexandria Troas, das ursprünglich Antigonia hieß. Ein dichter Wald von Zwergeichen, welche der Levante eigenthümlich sind, bedeckt zum großen Theile die noch immer bemerkenswerthen Ruinen dieser Stadt, welche die Römer mit prachtvollen Gebäuden schmückten.

Gegenüber, drei Stunden vom Festlande, sieht man die Insel Tenedos, die „mächtig zur Zeit, als Priam herrschte", jetzt arm und unfruchtbar ist. Ihr rother Wein ist vortrefflich und sehr stark. Das Castell, das einer alten gothischen Feste gleicht, beherrscht die Stadt, welche um eine Bucht her liegt, in welcher die Handelsfahrzeuge bei schlechtem Wetter Zuflucht suchen. (Taf. 43. Abbild.)

Folgt man nach S. der Küste Asiens, die bald mit grünenden Hügeln geschmückt ist, bald von Basalt- oder Granitmassen starrt, und fortwährend die malerischsten Aussichten gewährt, so kommt man um das Vorgebirge Baba herum, welches die SW-Spitze der Bergkette bildet, welche sich unmerklich bis zu den Schneegipfeln des Gargarus erhebt und nach N. zu den Golf von Adramitti schließt. Man läßt zur Linken die kleine Gruppe der Muconisi (Hecatones) und gelangt in die Straße, welche Metelin (Lesbos) von dem Festlande trennt. Diese Insel, auf welcher Sapho, Alcäus, Theophrast und andere im Alterthume berühmte Personen geboren wurden, wird von hohen Bergen durchzogen, unter denen man mehrere warme Quellen findet; sie ist gut bewässert, fruchtbar, volkreich und hat in S. und O. zwei gute Häfen.

Jenseits der Gruppe der Arginusen, in SO. von Metelin, öffnet sich am Festlande der Meerbusen von Sandarlik, welcher den Mandragoraï (Caicus) aufnimmt, einen Fluß, an dessen Ufer man die Ruinen von Pergamus sieht. Dann bemerkt man rechts Scio (Chios) und das Vorgebirge Caraburun (Meläna), und links bei der Mündung des Sarabat (Hermus) Phokia Nova (Phocäa), von wo im 7. Jahrh. vor der christlichen Zeitrechnung die Gründer von Marseille kamen.

Dann gelangt man in den großen Golf, dem Smyrna den Namen giebt. „Die Lage dieser Stadt," sagt Th. Renouard de Bussière, „macht sie in der neuern Zeit zu dem Mittelpunkte eines blühenden Handels; sie wird allmälig der reichste und prächtigste Stapelplatz in der Levante; zahlreiche Caravanen bringen die Erzeugnisse Asiens daher und Schiffe aus allen Theilen der Welt tauschen dieselben gegen andere Waaren ein. Der Handelsgeist mildert hier den Verkehr zwischen Menschen von verschiedenen Sitten und verschiedenem Glauben; dieses große Comptoir zeigt ein Gemisch von asiatischen und europäischen Gewohnheiten; die religiöse Intoleranz verliert hier ihre Schärfe. Die Handelsnationen Europas und ihre Consuln wohnen hier in einem Stadttheile, der wie ein europäischer aussieht, und der versöhnliche Geist der andern Bewohner von Smyrna macht ihnen den Aufenthalt angenehm.

„Ich begab mich am Tage nach meiner Ankunft in das Castell; wir gingen durch das Frankenviertel; die Straßen sind hier breiter als in Constantinopel; die Häuser kamen mir besser gebaut vor; hinter vielen befinden sich kleine Gärten mit offenen Galerien, die, wie in Italien, mit Kletterpflanzen überkleidet und mit Blumenstöcken geschmückt sind... Der türkische Stadttheil gleicht dem der Franken nicht; die Straßen sind hier eng und schlecht gepflastert, die Häuser von Holz, mit vielen Fenstern und mit Vorbauen überladen; Wasserträger, Reihen von Kameelen und Eseln verstopfen unaufhörlich die Passage. Die Bazare sind reich verziert und mit vorspringenden Dächern und Weinlauben geschmückt; die kleinen Kaffeehäuser, die sich da finden, dienen als Versammlungsörter für die Türken in der Nähe.

„Nach einer Stunde kamen wir in dem alten Castelle von Smyrna an; es liegt auf dem Gipfel eines ziemlich hohen Berges.. Die Aussicht, die man von da hat, ist sehr weit; die, wenn auch dürren, Gebirge bilden schöne Linien; die Thäler, welche sich hinter Smyrna nach O. hinziehen und wo die meisten Kaufleute ihre Landhäuser haben, sind sorgfältig angebaut und mit Wiesen geschmückt.. Das mit Handelsfahrzeugen bedeckte Meer bildet eine unabsehbare Fläche zu den Füßen des Beschauers; die Gottesäcker mit ihren langen Cypressenalleen nehmen den Vordergrund ein. Von einer der Platformen des Castells bemerkt man nach S. zu ein anderes enges und fruchtbares Thal, das der Meles bewässert, an dessen Ufern Homer geboren worden seyn soll. Dieser Fluß geht unter einer alten Wasserleitung hin, die noch gut erhalten und zierlich gebaut ist. Ueberall bedecken ihn große Bäume mit ihrem Schatten; nach mehrern Krümmungen fließt er unter die Caravanenbrücke, auf der man fortwährend die Kaufleute ankommen sieht, welche nach Smyrna die reichen Vließe von Angora, die Teppiche und die Seide von Persien bringen."

Vergebens sucht man in Smyrna die Ueberreste der Gebäude, welche die Stadt sonst zierten. Der Vergleich zwischen der alten und neuen Stadt ist nicht zum Vortheile der letztern. „Es ist übrigens mit allen denen so, welche man in der Levante anstellen kann, denn es ist ein Land, dessen Vergangenheit den größten Reiz besitzt."

Man schätzt die Einwohnerzahl Smyrnas auf 130,000. Die Stadt, die im Kriege mehrmals geplündert und zerstört wurde, wird auch häufig von Erdbeben heimgesucht, von der Pest und von Feuersbrünsten.

Acht Stunden in W. von Smyrna kommt man vor dem kleinen Archipele und der Bai von Burla vorbei, welche sonst der Hafen von Clazomene war; Schiffe nehmen hier ihren Wasservorrath ein. Ist man aus dem Golfe hinaus und um das Cap Kara Burun herum, so gelangt man in den großen Canal, der Scio von dem Festlande trennt; an der Küste ist die Stadt Cyssus durch Tschesme ersetzt worden, die am Hange eines Hügels, an einer Bai, liegt, in welcher das russische Geschwader 1770 das der Türken zerstörte.

Scio wird von mehrern Bergketten durchschnitten, welche herrliche Thäler bilden. Die Hügel sind mit Weinpflanzungen, mit Orangen, Maulbeerbäumen und Eichen bedeckt; der Mastix, der aus dem Mastixbaume quillt, den man sehr sorgsam anbaut, wird sehr theuer verkauft; die Frauen im Oriente kauen ihn unaufhörlich, damit sie einen wohlriechenden Athem behalten.

Die Frauen von Scio haben ihren Ruf von Schönheit behalten, aber ihre Tracht ist so bizarr, daß man sie für verkleidet halten könnte.

Das reiche und blühende Scio hatte im Anfange des griechischen Aufstandes eine strenge Neutralität beobachtet; auch wurde es von den türkischen Flotten nicht beunruhigt. Leider kam jedoch 1822 ein Häuptling von Samos an der Insel mit einigen Schiffen und Landungstruppen an; er rückte gegen das Hauptfort, das von einer muselmännischen Garnison bewacht wurde. Da schlossen sich die Scioten, ohne an ihre frühern Entschlüsse zu denken, den Samiern an; die Citadelle wurde genommen und die Garnison mußte über die Klinge springen. Bald darauf erschien ein ottomanisches Geschwader vor dem Hafen und die Samier suchten feig ihre Schiffe zu erreichen. Vergebens baten die ersten Kaufleute und die Magistratspersonen von Scio um die Gnade des Capudan Pascha, indem sie ihre Unschuld an der Insurrection betheuerten. Die Ottomanen waren unerbittlich; die Metzelei begann und dauerte zwei ganze Tage. Seit dieser entsetzlichen Zeit ist Scio fast verödet und die Wohnung des Elends, ein Haufen von Trümmern. Die schwachen Ueberreste der Einwohner haben sich zwar von neuem vereinigt, aber es werden lange Jahre dazu gehören, ehe die Insel ihr früheres Glück wieder erreicht.

Im S. von Scio liegen mehrere Inselchen zerstreut umher; links an dem Festlande dehnt sich die Bucht von Scala Nova aus, an deren Hintergrunde die Trümmer von Ephesus bei dem Dorfe Ayassaluk liegen. Dem Cap Samson gegenüber, das sie schließt, breitet sich Samos aus, eine mit Bergen bedeckte Insel, die theils steil und kahl, theils bewaldet und grün sind; man findet da sehr gut angebaute Thäler. Wathi, die

Hauptstadt, hat einen grossen und bequemen Hafen. In W. von Samos sieht man Icaria, eine kleine bergige und bewaldete Insel, und in SW. Pathmos, eine andere kleine felsige Insel, die mehrere gute Häfen hat. Auf dem Gipfel des hohen Berges steht das Kloster des heiligen Johannes des Evangelisten; nach der Sage ist es an der Stelle erbaut, die jener Apostel in der Verbannung bewohnte.

An der Küste des Festlandes trifft man die Mündung des Meinder Bujuk (Meander), dessen Lauf ungemein geschlängelt ist und im S. von dem sonst Milet blühte, eine im Alterthume durch ihren Handel, ihren Reichthum und die zahlreichen Colonien, die sie gründete, berühmte Stadt; man glaubt ihre Ruinen bei dem Dorfe Palat entdeckt zu haben. (Taf. 43. Abbild.)

Im S. von der Mündung des Meander befindet sich ein tiefer im S. von einer langen Halbinsel begrenzter Golf, welcher Halbinsel gegenüber die Insel Stanchio (Cos) liegt, die bergig und fruchtbar und als Geburtsort des Hippocrates berühmt ist. Sie giebt ihren Namen einem Busen des Festlandes, an dessen südlicher Küste man Budrun (Halicarnassus) auf einem sanften Abhange bemerkt. Man kann an mehrern Stellen die Ueberreste der alten Stadt und in der Umgegend eine große Menge Ruinen erkennen. Beaufort, Schiffscapitain in der englischen königlichen Marine, vermuthet, das berühmte Mausoleum habe da gestanden, wo jetzt das Castell steht, welches die Stadt beherrscht.

In SO. von Stanchio zeigt die Insel Rhodus ihre amphitheatralisch gebildeten und in einem hohen Berge endigenden Hügel. „Diese Insel," sagt Didot, „ist gegenwärtig durch die Tapferkeit der Ritter berühmter, welche ihre Mauern vertheidigten, als durch ihr ehemaliges Wunder, den Coloß." Sie hat zwei Häfen. Der kleine, welchen die Türken nie reinigen konnten, ist wenig bedeutend; der andere größere kann Fregatten von 40 Kanonen aufnehmen; aber er ist den Nord- und NO-Winden zu sehr ausgesetzt, während der kleine Hafen vor allen Winden geschützt ist.

Nach den Erzählungen Savarys, Didots und anderer Reisender nimmt die neue Stadt, die auf den Ruinen der alten erbaut wurde, nicht das Viertheil des Raumes ein; sie besitzt kein bemerkenswerthes Gebäude, man findet nicht einmal Spuren von den alten; alles ist zerstört worden und verschwunden. Nachdem man durch mehrere krumme Straßen gegangen ist, deren gebrechliche meist hölzerne Häuser von Türken bewohnt werden, gelangt man zu einer großen und geraden Straße, welche noch heute Ritterstraße heißt; sie ist an beiden Seiten von Marmorlehnen eingefaßt und führt von dem Hafen bis zu dem Palaste des Großmeisters hinauf, der die Mauer beherrscht. Ihr Anblick macht einen tiefen Eindruck, denn ein glücklicher Zufall hat in der ganzen Länge dieser Straße die Häuser erhalten, welche jene tapfern Ritter bewohnten; ihre in Marmor gemeißelten Wappenschilde sieht man noch über jeder Spitzbogenthüre, und neben diesen Wappen erblickt man auch noch außen an manchen Häusern einige sorgfältig in kleine gothische Kapellen gemeißelte Nischen. Geht man unter der Rothen Pforte hin, so bemerkt man die schweren Rüstungen der Ritter und ihre langen Schwerter, die für unsere Arme viel zu schwer seyn würden, an der Decke aufgehangen und in Trophäen zusammengestellt. Die Türken prahlen damit, ohne zu wissen, daß sie so den Muth der Besiegten noch mehr als den der Sieger ehren.

Obgleich Rhodus von seinem ehemaligen Glanze nichts behalten hat, so erhält es doch durch seine vortheilhafte Lage an der Spitze eines Vorgebirges, durch seine amphitheatralisch gebauten Häuser, seine Forts auf Klippen ein Ansehen von Stärke und Macht, das von weitem den Augen der Seefahrer imponirt. Die schönen Bäume, die sonst dichte Wälder an den Bergseiten der Insel bildeten, stehen jetzt nur noch dünn, weil sie von den Türken zum Baue ihrer Kriegsschiffe benutzt werden und weil man nie wieder nachpflanzt. Die Insel ist ungemein fruchtbar und würde viel einbringen, entvölkerte eine schlechte Verwaltung sie nicht von Tage zu Tage mehr. Ihre Weine sind sehr gesucht, das Obst ist in Menge vorhanden und vortrefflich; aber ein Theil des besten Bodens bleibt unbebaut.

Rhodus gegenüber enthält die Bai von Makri am Festlande einen herrlichen Hafen; die Küsten zeigen Trümmer von alten Städten. Im S. erhebt sich der Yedi Burun, ein Vorgebirge von hohen und rauhen Felsenmassen. Der Capitain Beaufort begann hier 1811 seine Aufnahme der Küsten Caramaniens. Etwas weiter hin, in O., sieht man nahe am Ufer die Ruinen von Patara, einem sonst durch ein Orakel des Apollo berühmten Orte; noch erkennt man die Stelle des Hafens, aber er ist jetzt ein durch Sand ausgefüllter und von Gebüsch bewachsener Sumpf; die Communication mit dem Meere ist durch eine gerade Küste ohne Oeffnung und durch lange Dünenreihen unterbrochen, welche sich nach allen Seiten ausdehnen.

Jenseits mehrerer öder Inseln, am Fuße einer steilen Küste zeigt die Stadt Castel Rosso ihren kleinen aber tiefen Hafen; die Insel bleibt kahl und fast ganz unfruchtbar; die Stadt wird ganz von Griechen bewohnt, die unter einem türkischen Aga stehen. Man findet hier gemeinlich Lotsen nach den andern Orten dieser Küste und selbst nach Syrien und Aegypten. Die Berge von Caramanien sind gut bewaldet und liefern viele Materialien zu Schiffbauten.

Castel Rosso bildet die westliche Seite eines von Inselchen und Klippen erfüllten Hafens, der die Häfen Sevedo und Wathy umschließt, welche geräumig sind. Man sieht in dem hohen Ufer zahlreiche in den Felsen gegrabene Grabmäler, die anfangs durch steinerne Thüren verschlossen wurden. Am Abhange des Berges liegen viele Sarkophage umher, aber ein bemerkenswerther Ueberrest zeigt sich nicht; dagegen erblickt man auf dem hohen Isthmus, welcher Sevedo von dem Festlande trennt, Ruinen von bedeutenden Gebäuden, unter andern von einem Theater.

Weiter hin, in O. von den unzähligen Inseln und Buchten von Cacava, findet man die Mündung des Andraki, eines kleinen salzigen Flusses, welcher die Ruinen von Myra bespült; am linken Ufer sieht man die einer großen römischen Getreideniederlage mit einer lateinischen Inschrift, welche den Bau unter der Regierung Trajans anzeigt. Folgt man der Küste, so trifft man überall auf Reste von Alterthümern.

Beaufort lag Taktalu, einem 7800 Fuß hohen Berge, gegenüber vor Anker. In der vorhergehenden Nacht, sagt er, hatten wir von der Fregatte aus ein nicht ansehnliches, aber ausdauerndes Licht mitten im Gebirge gesehen; als wir gegen die Einwohner davon sprachen, sagten sie uns, es sey dies ein yanar oder vulkanisches Feuer, erboten sich auch, uns Pferde zu geben und dahin zu führen. Nachdem wir 2 Meil. in einer fruchtbaren und zum Theil bebauten Ebene zurückgelegt hatten und dann einem Pfade gefolgt waren, der sich in einem felsigen und gut bewaldeten Thale hinschlängelte, sahen wir in dem innern Winkel eines verfallenen Gebäudes die Mauer unten ausgegraben, als hätte man eine Oeffnung darin von 3 Fuß im Durchmesser und von der Form eines Ofenloches offen lassen wollen; da heraus schlägt die Flamme, die eine große Hitze verbreitet, aber an der Mauer keine Spur von Rauch zurückläßt. Bäume, Büsche und alle Arten Pflanzen wachsen um und dicht an diesem kleinen Krater, neben dem ein Bach vorüberfließt, der von der Höhe herabkommt; einige Schritte davon merkt man nichts von der Wärme dieses Feuers. Der Berg besteht aus zerreiblichem Serpentin und Kalksteinblöcken. Wir bemerkten in der Nähe kein vulkanisches Product.

„In geringer Entfernung, wenn man von dem Berge hinabsteigt, sieht man ein anderes Loch, das eine Zeit lang eine ähnliche Flamme herausgelassen zu haben scheint; doch versicherte unser Führer, daß seit Menschengedenken kein Feuer mehr da erschienen sey; auch setzte er hinzu, die Größe und das Aussehen der Höhle, aus der es herauskomme, habe keine Veränderung erlitten, man habe nie ein Geräusch gehört, die Erde habe nie gezittert und es sey aus dieser Höhle weder ein Stein, noch Rauch, noch schädlicher Dampf herausgekommen, und man habe sich vergeblich bemüht, durch Hineingießen einer großen Menge Wassers die glänzende Flamme zu verlöschen; die Schäfer kochten häufig ihre Speisen da,

und endlich behauptete der Führer ganz ernsthaft, die Flamme brate kein gestohlenes Fleisch.

„Diese Erscheinung hat ohne Zweifel seit Jahrhunderten bestanden, denn höchst wahrscheinlich spricht der Naturforscher Plinius von diesem Orte, wenn er sagt: „der Berg Chimära bei Phaselis speit unaufhörlich eine Flamme aus, die Tag und Nacht brennt."

„Als wir diesen merkwürdigen Ort verließen, gelangten wir auf einem andern Wege zurück und machten bei einigen Türkenhütten oder vielmehr bei einigen Steinhaufen Halt, welche kaum die Gestalt von Mauern haben und in Form eines Daches eine Decke von Aesten, Blättern und Gras tragen; diese Hütten hatten weder Rauchfänge noch Fenster; man kann sich nichts jämmerlicheres vorstellen; indeß gilt dies blos von dem Aeußern, da ich über das Innere nicht urtheilen konnte; denn sobald die Frauen uns kommen sahen, eilten sie hinein und es war den Augen der Ungläubigen nicht erlaubt, in diese geheimen und heiligen Zufluchtsörter zu dringen. Während des schönen Wetters, das unter diesem Clima drei Viertheile des Jahres stattfindet, wohnen die Männer im Schatten der Bäume; ihre Hängematten und kleinen Geräthe hängen an den Aesten; sie breiten ihre Teppiche am Boden aus und verbringen da einen großen Theil des Tages mit Tabakrauchen. Ein Fluß, an dem sie immer diese schattige Wohnung nehmen, giebt ihnen das Wasser zum Trinken und zu ihren Abwaschungen, und die Weintrauben, die überall hängen, locken zum Pflücken."

Im Monat August sah man nur noch einige Streifen Schnee auf dem Taktalu, während die fernen Berge des Innern in einem Viertel ihrer Höhe von dem Gipfel an noch ganz weiß waren; daraus läßt sich schließen, daß die Höhe dieses Theiles des Taurus wenigstens 10,000 Fuß beträgt und folglich jener des Aetna wenig nachsteht.

Tecrova, am Fuße des Taktalu, hat Phaselis ersetzt. Als Beaufort und seine Begleiter die Ruinen und Inschriften in Bezug auf diese alte Stadt untersucht hatten, brachten sie die letztern sorgfältig wieder an den Ort, wo sie dieselben gefunden hatten.

Von dem Cap Avova, in der Nähe von Tecrova, wendete sich Beaufort nach N., nach der Bai von Satalie oder Adalia (Olbia). Die Stadt dieses Namens ist groß und treibt bedeutenden Handel; man sieht dort auch noch einen stolzen Triumphbogen, der zu Ehren Andrians errichtet worden ist. Dann, nach O. fahrend, besuchte er nacheinander allmälig Laara (Attalia), mit einem schönen, jetzt aber ausgefüllten Hafen; Eski-Adalia, wie die Türken die prachtvollen Ueberreste des alten Side nennen, das im Alterthume durch seine Seeleute so berühmt war; es hat das größte und am besten erhaltene Theater an dieser ganzen Küste; Alaya (Coracesium), umgeben von Dörfern, verfallenen Castells und Kirchen, obgleich nicht sehr alt; Selinti (Selinus), das bei dem Tode Trajans den Namen Traganopolis annahm und dessen Ruinen Aufmerksamkeit verdienen; Anemur, ein elendes Castell in der Nähe der Ruinen von Anemurium, die sich jedoch durch ihre zahlreichen Gräber auszeichnen; Selefkeh (Seleucia), eine kleine Stadt mit einem Hafen; man bemerkt da ungeheuere Cisternen, Catacomben, ein Theater und andere Gebäude; Mezetlu, in der Nähe der Ueberreste von Solei oder Pompejopolis, welche noch in Erstaunen setzen, denn die prachtvolle Säulenreihe am Eingange des künstlichen Hafens zeigt noch 44 stehende Säulen.

Funfzehn Stunden in SSO. von dem Cap Anemur, dem südlichsten Caramaniens, findet man die Insel Cypern, deren Länge von O. nach W. 52 Stunden, und die mittlere Breite, von N. nach S., 20 Stunden beträgt. Mariti, Macdonald Kinneir, Didot, Callier und viele andere Reisende haben sie besucht. Hier das Resume ihrer Beobachtungen:

Cypern wird von O. nach W. von einer Kette hoher und steiler Berge durchzogen, deren Culminationspunkt, der heilige Kreuzberg (Olympus), ungefähr in der Mitte der Insel, nach verschiedenen Seiten secundäre Zweige aussendet, welche längs der Küste sehr weit vorspringende Vorgebirge bilden. Cypern hat Mangel an Wasser; die Flüsse trocknen im Sommer aus und die Brunnen liefern meist ein salziges Wasser.

Larnaca, an einer Bai der SO-Küste bei den Ruinen von Citium, ist die Residenz der meisten europäischen Consuln. Die meisten Kaufleute bewohnen den untern Theil. Während Didot sich dort befand, brach ein Unwetter aus. „Zwei Tage nachher," erzählt er, „wunderte ich mich sehr, als ich von den Fenstern des Consulats aus, das am höchsten Theile von Larnaca steht, bemerkte, diese Stadt sey gewissermaßen unter einem grünen Teppiche verschwunden; nach dem Regen war das Gras auf allen Terrassendächern aufgekeimt, die, wie die Häusermauern, von Erde und Stroh gemacht sind. Wir befanden uns im Januar und die Temperatur war so angenehm, wie in den schönsten Frühlingstagen.

„Die Frauen sind häßlich in Larnaca, ob sie gleich im Innern der Insel meist schön sind; in Leucosia oder Nicosia, der Hauptstadt, sah ich einige, deren Züge wirklich durch große Schönheit sich auszeichneten.

„Geht man nach dieser Stadt, so kommt man vor einem Kloster an dem Gebirge vorbei, auf welchem die Kirche vom heiligen Kreuz vom Olymp steht, dann vor dem kleinen Dorfe Dalia, dessen Name die Erinnerung an das alte Idalia bewahrt. Man findet keine Alterthümer daselbst; die Sage und der Name, welchen das Dorf trägt, wie Ieros Kepos (heiliger Garten) bei Paphos (Baffo), sind alles, was von Idalia, Paphos, Amathunt und den Gärten der Venus übrig blieb, die sonst auf der Insel Cypern so berühmt waren.

„Die Stadt Leucosia, in einer Ebene liegend, gewährt einen schönen Anblick; sie sticht durch die weiße Farbe ihrer Mauern von den hohen Bergen der Insel ab. Einige Häuser sind sehr hübsch; fast alle haben Gärten; die Festigkeit der Mauern mehrerer von ihnen zeigt an, daß sie von den Venetianern gebaut wurden.

„Der Umfang Leucosias ist sehr bedeutend, aber das Innere der Stadt zum großen Theile öde. Nach den genauesten Berichten, die ich mir verschaffen konnte, beträgt die Einwohnerzahl der Insel höchstens 80,000 Seelen. Die strengen Maßregeln, welche die Regierung ergriffen hat, um die Auswanderung zu hindern, können dieselbe nicht aufhalten. Schon bleibt der Boden bei Famagusta trotz der Fruchtbarkeit und der Nähe des Meeres unbebaut. Und doch könnte diese Insel nach ihrer Lage, nach der Fruchtbarkeit ihres Bodens und der Mannichfaltigkeit ihrer Erzeugnisse, welche dem Handel große Vortheile gewähren würden, leicht mehr als eine Million Bewohner erhalten. Einige Schiffe kommen noch, um nach Europa oder der Türkei Baumwolle, gelbe und weiße Seide, Weine, Getreide, Salz und Alizari zu holen.

„Zwei Stunden von Leucosia fanden wir auf dem Wege Steinhaufen, welche Verfluchungsaltäre sind, welche die Einwohner gegen den und den Vornehmen aufrichten, der sie bedrückt. Das Wasser, das an vielen Stellen steht und das den Ackerbau bedeutend erhöhen könnte, wenn es abgeleitet würde, ist die Hauptursache, der man die Fieber zuschreiben muß, welche jedes Jahr große Verheerungen unter den Einwohnern anrichten. Die Europäer, die sich in Larnaca niederlassen, scheinen den ungesundesten Ort auf der Insel gewählt zu haben, weil er von Sümpfen umgeben ist."

An der Ostküste ist Famagusta, 5 Meil. in S. von Salamis, später Constantia, und berühmt durch die schöne Vertheidigung der Venetianer gegen die Türken, welche auf die niederträchtigste und gräßlichste Weise den 1591 unterzeichneten Vertrag verletzten, jetzt mit Trümmern bedeckt und von etwa hundert Ottomanen bewohnt.

Cerino (Cerynia) an der Nordküste, wo sich die für das Festland bestimmten Courriere einschiffen, hat nichts Merkwürdiges mehr; ebenso ist es mit Limasol (Amathunt) an der Südküste, mit Baffo und den andern Städten an der westlichen Küste.

Kehrt man auf das Festland zurück, an der Mündung des Tarsus Kaye (Cydnus), so sieht man rechts Ezelu, den Hafen von Tarsus. Hat man 12 Meil. an dem rechten Ufer des Flusses zurückgelegt, so kommt man zu dieser Hauptstadt, die noch ziemlich groß ist und bedeu-

tenden Handel treibt und im Alterthume unter dem Namen Tarsus durch ihre Macht, ihren Reichthum und ihre Schulen sehr berühmt war. Kinneir sagt: „wenn man sie in einiger Entfernung, von einer leichten Anhöhe herab betrachtet, so gleicht sie eher einem großen Walde als einer Stadt, und zwar wegen der zahllosen und großen Gärten, von denen sie umgeben ist. Sie wurde seit dem Falle der römischen Reiches so oft eingenommen und geplündert, daß sie kaum noch einige Spuren von ihrem frühern Glanze besitzt und nicht mehr den vierten Theil des alten Raumes einnimmt. Eine unendliche Zahl kleiner Canäle, die von dem Cydnus abgeleitet sind, bewässern sie; aber dieser Fluß, der sonst durch die Stadt floß, ist jetzt über eine halbe Meile von ihr in O.; die Umgegend ist zur Zeit, wann der Schnee schmilzt, Ueberschwemmungen ausgesetzt, und man bemerkt noch die Ueberreste eines Canales, den Justinian graben ließ, um das überflüssige Wasser abzuleiten.

„Wendet man sich von Tarsus nach O., so kommt man über eine wunderbar fruchtbare Ebene, die mit Baumwolle besäet ist und mehrere griechische Dörfer enthält, welche durch Gärten und Weinpflanzungen von einander getrennt sind; die hohen Berge bleiben 16 bis 17 Meilen links von dem Wege, der nach Adana führt, einer sehr alten Stadt, an dem rechten Ufer des Seyhun, die fast eben so beträchtlich, aber besser gebaut ist als Tarsus. Ein majestätischer Porticus erhebt sich mitten in dem Bazar; eine schöne Brücke von Steinen und eine gut unterhaltene Wasserleitung bemerkt man da.

„Als ich die Stadt verlassen hatte und über den Seyhun gegangen war, wanderte ich nach SO. in einer Ebene hin, welche von einer nach SO. streichenden Bergkette durchschnitten wird; dann kam ich über eine andere von Natur zwar fruchtbare, aber unbebaute und öde Ebene. Messis (Mopsueste), ein großes Dorf von Erdhütten auf einem Haufen von Sand und Trümmern, liegt an dem rechten Ufer des Seyhun; man geht über denselben auf einer schönen steinernen Brücke und verläßt dann die Ebene. Man gelangt in eine Bergkette, geht 6 Meilen in einem schmalen Defilé und steigt in eine dürre von kahlen braunen Bergen umgebene Ebene hinab. Ob es gleich in einer Jahreszeit war, in welcher die Erde von der Sonnengluth ausgedörrt wird, bedeckte doch dichtes und grünes Gras den fetten Boden dieser Gegend. Man ersteigt von neuem Höhen und gelangt nach Kartanlec (Castabala), einer verfallenen und nur von vier bis fünf turkomanischen Familien bewohnten Stadt. Diese waren die einzigen menschlichen Wesen, welche wir seit unserer Abreise von Messis gesehen. Dann legt man 3 Meilen auf einem Plateau zurück und dringt in einen von dichtem Gebüsch bedeckten Paß; darauf rücken die Felsen näher an einander und man geht unter einem alten Porticus von schwarzem Granit hin, der Kara capi (das schwarze Thor) heißt; jenseits steigt man in eine schmale Ebene hinab, wo man zur Rechten den Meerbusen von Scanderun, am Fuße der Berge die Ruinen von Ayas, einer neuern Stadt, im N. und W. leichte Anhöhen, im S. die Bucht von Issus und im O. einen großen Morast sieht. Geht man weiter nach O. und S. an der Bai hin, so findet man Payas an dem sanften Abhange eines Hügels eine Viertelmeile von der hohen Kette des Amanus, die Cicilien von Syrien trennt. Payas steht an der Stelle von Issus, das durch den Sieg Alexanders über die Perser berühmt ist. Das ganze Land, das wir durchreist hatten, von Adana aus, zeigt das traurige Bild der Wirkungen einer tyrannischen und willkührlichen Regierung."

Im N. von den Bergen, welche den Amanus mit dem Taurus verbinden, liegt Marasch, an einem Beiflusse des Seyhun, an einer der Straßen, welche von O. nach W. führen. Reist man in dieser Richtung weiter, so geht man über den Seyhun, dann über den Aksu und über die Verzweigungen des Taurus. Das Land, das sich zwischen der naheliegenden Stadt Kelendry und Caramba erstreckt, wird von den Türken Itschil genannt. „Es ist," sagt Kinneir, „ein ungeheuerer Wald von Eichen, Buchen, Tannen und Wacholderbüschen und wird von einigen Turkomanenhorden bewohnt, die Kameele, Pferde und Rinder ziehen; wir sahen keine Schafe da; dafür waren aber die Ziegenheerden zahlreich und von großen Hunden vertheidigt, die sich durch ihr langes Haar, ihre Klugheit, ihre Stärke und ihre Bösartigkeit auszeichnen. Die Wege sind schlecht und sehr beschwerlich.

„Caraman, zum Theil von dem Material aus den Ruinen von Larenda erbaut, liegt in einem geräumigen Thale, das sich an die weite Ebene von Koniah anschließt, in deren Mitte sich mit einemmale der Karadschabagh erhebt, und die sich unabsehbar ausdehnt wie ein Meer, denn sie zeigt in ihrer unermeßlichen Größe weder einen Baum noch einen Strauch; einige Theile sind fruchtbar, andere mit Salpeter geschwängert; ein kleiner Theil davon ist bebaut und bewohnt; die Caravanen werden häufig da ausgeplündert.

„Caraman, am südlichen Ende dieser Ebene und am Fuße des Bedlerindagh, eines Zweiges des Taurus, nimmt mit seinen Ebenen und Gärten einen großen Raum ein; das Clima ist da gesund und das Wasser in hinreichender Menge vorhanden. Man verfertigt grobe Baumwollenzeuge, die zur Bekleidung der untern Classen dienen."

Am Fuße des Karadschabagh bemerkt man noch die Ruinen von Maden und sieht andere an verschiedenen Stellen am Wege, der besser wird, je weiter man sich von den Bergen entfernt und sich Koniah (Iconium) nähert. Die Zahl der Moscheen, ihre malerische Lage, die Medresses, geben dieser Stadt ein imposantes Aussehen; aber mehrere dieser öffentlichen Gebäude befinden sich in einem Zustande gänzlichen Verfalles. Die Moschee des Sultans Selim, die nach der Sophienkirche in Constantinopel gebaut ist, und die des Scheik Ibrahim sind groß und prächtig. Die Mauern der Stadt sind aus den Trümmern alter Gebäude aufgeführt; die Thore und die Thürme mit arabischen Inschriften geziert. Kinneir bemerkte griechische Schriftzeichen an Theilen von Säulenunterlagen; sie befanden sich aber in so großer Höhe, daß er sie nicht entziffern konnte. Unter dem Fronton des Thores von Ladik bemerkte er ein herrliches Basrelief und eine colossale Statue des Hercules von vorzüglicher Arbeit; mehrere Figuren sind sehr verstümmelt; die Türken haben versucht sie zu restauriren, indem sie ihnen Arme und Beine ansetzten, aber die plumpe Ausführung dieser angesetzten Theile bildet einen auffallenden Contrast mit der Feinheit des alten Werkes.

Die Einwohner von Koniah haben das Wasser eines kleinen Flusses zur Bewässerung der Gärten und Felder benutzt; das übrige verliert sich in einem kleinen See 5 bis 6 Meil. in N. An jeder Seite erheben sich mit Schnee bedeckte Berge; nach O. zu aber zieht sich die große Ebene hin.

Nachdem Kinneir 14 Stunden nach NO. in einem dünn bewohnten und bergigen Lande hingezogen war, gelangte er nach Ladik (Laodicea combusta). Man findet keine andern Spuren von der alten Stadt als Stücke von Säulen und einige Piedestale und Capitäler, aus denen die Türken Sarcophage gemacht haben.

Von Ladik aus wendete er sich nach NW. und ließ rechts, in der Ebene, zwei kleine Seen, welche den Eilgun su aufnehmen, einen mäßigen nach O. fließenden Fluß; er ging über denselben und gelangte nach Eilgun, einer blühenden Stadt, deren Markt reichlich versehen ist. Weiterhin sah er Akscheher, das am Fuße der Berge liegt. Dann kam er durch Ketschluk, das von Gärten umgeben ist; der Weg schlängelt sich am Fuße einer großen Bergkette hin. Vier Meilen nach O. erstreckt sich ein See von Akscheher nach Ketschluk; er ist im N. von Hügeln mit Rohr begrenzt, das die Einwohner abschneiden und zur Bedachung ihrer Häuser verwenden. Balubyn, am Akar-Su, liegt am Fuße einer Bergkette in S. von einer großen Ebene. Man muß zum zweitenmale über den Akar-Su gehen, um Afium Kara Hissar (Apamea Cibotus) zu erreichen, das für eine türkische Stadt recht gut gebaut durch für seine Manufakturen in schwarzem Filz, sowie die große Quantität Opium berühmt ist, das man hier aus dem in Menge angebauten Mohn bereitet.

Ungefähr 7 Meilen in W. von Kara-Hissar sieht man ein seltsames Kloster, das in Höhlen in einem Felsen besteht und von Mönchen bewohnt wird.

Jenseits Kara Hissar reiste Kinneir, der sich immer weiter nach NNW. richtete, in einer öden, unangebauten und bergigen Gegend; dann gelangte er in die Gebirge und stieg in die Ebene von Kutaieh (Cotyaeum) herab, einer großen zum Theil am Fuße des Pursak-Dagh, zum Theil am Hange dieser Berge erbauten Stadt. Eine alte Moschee zeichnet sich durch ihre seltsame Bauart aus; die Mauern dieser Stadt enthalten noch mehrere griechische Inschriften.

Kinneir reiste nun nach N. und erstieg Berge, deren Seiten von Fichten, Tannen und Buchen beschattet sind. Die Temperatur wurde kälter, je mehr man sich dem Olymp näherte, dessen Schneespitze in die Luft rage und in einem dichten Nebel zu verbergen schien, weshalb er von den Türken Doman Dagh (Rauchberg) genannt wird. Es war der 4. März und es schneite den ganzen Morgen stark. Turba ist einer der fünf Weiler, die in einem lachenden Thale an dem Ufer eines kleinen Flusses am Fuße des Passes des Berges Olymp liegen. Die Bewohner dieser Dörfer sind frei von jedem Tribut unter der Bedingung, daß sie die Reisenden schützen und ihnen als Führer dienen. Nie ist ein Reisender in diesem Schnee umgekommen. Wie die Mönche auf dem St. Bernhard haben diese Leute eine Art großer Hunde, welche durch den Geruch die Verirrten auffinden. Nachdem man über zwei kleine nach N. fließende Flüsse gegangen ist, steigt man in das Thal von Joni Gul hinab, das fett, gut bewaldet und von dem Joni Su bewässert ist. Man gelangt endlich in das Thal von Brussa (Prusa). Diese Stadt ist von O. nach W. auf Hügeln am Fuße des Olymp in einer herrlichen Lage in geringer Entfernung von dem Nilufer erbaut, hat zahlreiche warme Quellen, um deretwillen prachtvolle Gebäude aufgeführt wurden, und wird von einem verfallenen Castelle beherrscht, der ehemaligen Residenz der Sultane, oben auf ungeheuern Felsen; halb verwischte Basreliefs zeigen noch den römischen Flügel. (Taf. 43. Abbild.) Man schätzt die Einwohner von Brussa auf 100,000; die Stadt treibt Handel und hat Fabriken in Seide. Die Umgegend ist mit Maulbeerbaumpflanzungen bedeckt.

Jetzt wenden wir uns nach Koniah zurück, um nach W. auf einer südlichern und weniger besuchten Straße zu reisen.

Geht man nach SW. zu und über die Berge, so trifft man Serski Seraï, ein sehr volkreiches Dorf, in dessen Nähe sich sehr reichhaltige warme Quellen finden. Weiter hin hat der See Gul Begschari über 60 Stunden im Umfange; man holt aus ihm sehr große Fische; seinen Abfluß kennt man nicht. Ein anderer nicht minder fischreicher, aber nicht so großer See bespült die Mauern des Castelles von Igerde, einer recht hübschen Stadt. Ein Fluß, der aus diesem See kommt, fließt nach S. und ergießt sich bei Atalia in das Meer.

Burdur, eine große Stadt in W. von Igerde, wird von Gerbern, Färbern und Webern bewohnt; klare Wasserbäche bewässern fast alle Straßen. Der umliegende Bezirk ist mit Felsen bedeckt, die auf die seltsamste Weise umhergestreut sind. In geringer Entfernung beginnt der Agi-Gul, der sich von N. nach NW. erstreckt; sein Wasser ist salzig und seine Ufer sind höchst malerisch.

Zwölf Stunden in SO. von Burdur sieht man bei dem Dorfe Agla Su sehr schöne Ruinen, die man für jene von Segalassus hält. „Das schöne Theater," sagt Arundel, „scheint erst den Tag vorher noch benutzt worden zu seyn." Auch die Ueberreste eines großen Porticus, eines Gymnasiums und andere Alterthümer verdienen Aufmerksamkeit.

Der ganze westliche Theil der Gegend, die uns beschäftigt, ist ebenfalls an verschiedenen Punkten mit Trümmern von alten Städten bedeckt; man kennt aber noch nicht alle mit Gewißheit, denn ganze Bezirke wurden noch nicht untersucht. Guzel Hissar, das durch seine Baumwollenfabriken und seinen Handel blüht, ersetzt vielleicht Magnesia an dem Mäander; weiter hin steht Eski Hissar auf den Trümmern von Tralles. Chandler besuchte Ala Schahi bei dem Tmolus, einem mit Cisten bedeckten Berge. Hier blühte sonst Philadelphia, das ebenso durch die Erdbeben als durch die Menschen zerstört wurde. Wenn man über den Tmolus geht und den Ufern des Sarabat (Hermus) folgt, gelangt man nach Sart; dies war sonst Sardes, die Residenz der Könige von Lydien, deren Macht Cyrus stürzte. Leake bemerkte in der Umgegend das Denkmal des Alyates, des Vaters des Crösus. Im W. von dem Hügel, auf dem es steht, fließt der Pactolus, der auf einem nahen Berge entspringt und sich mit dem Hermus verbindet. Sonst strömte er mitten über den Marktplatz von Sardes und enthielt so viele Goldflittern, daß die Vorfahren des Crösus den größten Theil ihrer Einkünfte davon bezogen. Diese Quelle des Reichthums ist erschöpft. Herodot sagt, mit Ausnahme dieses Flusses und des Denkmales des Alyates enthalte Lydien nichts Außerordentliches. Zwischen dem Tmolus und der Citadelle stehen noch die Ruinen eines großen Tempels.

Der Sarabat fließt, ehe er sich in das Meer ergießt, an Magnisa (Magnesia ad Sipylum) vorbei. Der Berg Sipylus galt bei den Alten mit Recht für den beständigen Aufenthalt der Winde. Magnisa ist sehr volkreich und treibt bedeutenden Handel. Weiter nach N. hat Ak Hissar (Thyatira) an dem Kados fast gar keine Ueberreste mehr von seinem ehemaligen Glanze. In NW. trifft man Kirkagatsch, das in der ganzen Levante durch die Vortrefflichkeit seiner Baumwolle und durch die Güte seines Honigs bekannt ist. Der Weg, dem man auf der Reise nach N. folgt, geht durch eine mit Baumwolle bepflanzte Gegend. Man steigt dann eine Bergregion hinan, die nach der Schilderung Chateaubriands mit einem bewundernswürdigen Walde von Eichen, Fichten, Phyllitis, Andrachnen &c. bedeckt seyn würde, wenn die Türken etwas wachsen ließen; aber sie brennen die jungen Büsche ab und verstümmeln die Bäume. Die Dörfer in diesen Bergen sind arm, die Heerden aber ziemlich häufig und mannichfaltig; man sieht in einem und demselben Hofe Rinder, Büffel, Schafe, Ziegen, Pferde, Esel, Maulthiere, nebst Hühnern, Putern, Enten und Gänsen. Einige wilde Vögel, wie Störche und Lerchen, leben vertraulich mit diesen Hausthieren, und immitten dieser friedlichen Gäste herrscht das Kameel, das friedlichste von allen."

Am Hange dieser Berge fließt der Susu Girli (Granicus); ist man über denselben gegangen, so kann man rechts den Weg nach Brussa oder links den einschlagen, welcher nach Mikalitza führt, einer großen türkischen Stadt an einem Flusse, den sie den Namen giebt; der Hafen von Mikalitza befindet sich an diesem Flusse, 16 Stunden von dem Meere von Marmora.

Von Brussa aus nach NNW. ging Kinneir zuerst über die letzten Vorberge des Olymps, dann über den Horni und stieg von den Höhen an das Ufer des Meerbusens von Modania herab. In dieser Stadt schifft man sich nach Constantinopel ein. Der Meerbusen nimmt an seinem östlichen Ende den Hyla auf, den Fluß, der ihm das Wasser des Sees Isnik zuführt.

An dem östlichen Ufer dieses sehr fischreichen Sees sieht man unter den Ruinen alter Bauwerke die Stadt Isnik (Nicaea), die im Alterthume durch ihre Pracht berühmt war, so wie in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung durch die da abgehaltenen Concilien, und im Mittelalter durch die Thaten der Kreuzfahrer. Ihre dicken Mauern und ihre Thürme und Thore sind noch ziemlich gut erhalten. Gegenwärtig ist die Stadt wohl armselig, der Handel aber noch immer recht lebhaft.

Wendet man sich von Nicäa nach SO., so gelangt man in ein schmales unbebautes Thal, sodann in das Gebirge. Luka liegt an dem Ufer des Gallus, der weiterhin Fruchtbarkeit in einem an Gärten reichen Thale verbreitet. Sogat am Sangar war im Mittelalter die Residenz Othmans, des Gründers des ottomanischen Reiches.

Nach neunstündigem Marsche über felsige Höhen steigt man an sanftem Abhange in die weite Ebene von Eski Scheher (Dorylea) herab, wo das Kreuzfahrerheer unter Gottfried von Bouillon die Türken schlug. Diese Ebene ist wie die meisten in Kleinasien wegen Mangel an Menschen wenig bebaut. Sehr reichliche warme Quellen kommen im untern Theile der Stadt hervor, welche von dem Bursuk bespült wird, der nicht weit

davon sich mit dem Sangar vereinigt. Der Weg von Constantinopel nach Eski Scheher befindet sich in ziemlich gutem Zustande.

Die weite Ebene oder vielmehr das Plateau, über das man jenseits Eski Scheher nach SO. kommt, ist dürr, steinigt und öde, indessen gewährt es in mehrern Thälern ziemlich gute Weideplätze für Pferde. Seyd Guz ist eine ärmliche halb zerstörte Stadt mit einem alten Castelle; Kinneir bemerkte da mehrere Säulenschäfte von Marmor und andere Ueberreste. Weiter hin sah er Ruinen einer andern Stadt, und bemerkte zwei sehr schöne Säulen und andere Marmorüberreste auf einem Gottesacker. „An solchen Orten findet man in diesem Lande immer Ueberreste von Denkmälern." Die Mitte der benachbarten Ebene ist durch Gruppen hübscher Bäume verziert. Die Umgegend von Kaymak, eines einsamen Dorfes, ist an den Ufern zweier kleiner Bäche mit Säulentrümmern überstreut.

Sever Hissar liegt an dem Hange einer steilen Felsenkette, die sich in S. nach der Ebene zu öffnet. Unter andern Merkwürdigkeiten sah Kinneir da drei Löwenfiguren von weißem Marmor in mehr als Lebensgröße, aber von nur mittelmäßiger Arbeit; an der Seite des einen sieht man eine griechische Inschrift; auch ein Sarcophag von weißem Marmor enthält eine. Säulenstücke und Stücke von Friesen von Marmor, welche auf den Straßen und in der Umgegend liegen, scheinen die Stelle Sever Hissars als die einer alten Stadt zu bezeichnen; vielleicht stand Abrostola da. Da aber sonst dieser ganze Theil von Phrygien mit Städten und Dörfern bedeckt war, so ist es jetzt unmöglich, eine besondere Lage zu bestimmen, wenn man keine besondern Merkmale hat.

Sechs Stunden in SO. liegt das Dorf Hamam Aida in einer reizenden Lage in einem Thale; Haine umgeben es; es ist berühmt durch seine Mineralquellen, was Kinneir auf die Vermuthung bringt, es möge der wegen der warmen Bäder zur Römerzeit Therma genannte Ort seyn. Eine Stunde weiter hin bemerkt man zu Gidschak Ruinen alter durch Dauerhaftigkeit ausgezeichneter Gebäude. Die Gegend erhält ein lachenderes Aussehen und sie wird durch viele kleine Flüsse bewässert. Man überschreitet die Ruinen und Gärten von Yerma (Germa), einer römischen Colonie und durch ihre Heiligkeit berühmten Stadt; die Landleute waren mit der Ernte beschäftigt, welche in Weizen und Gerste bestand.

Ist man über das Dorf Mirgon hinaus, so gelangt man in eine an Weideplätzen reiche, von Thälern und Hügeln mit Turkomanenzelten durchschnittene Gegend, und 4 Stunden von da findet man plötzlich den Sangar wieder, der nur 30 Fuß breit, aber reißend und tief ist und hohe Ufer hat; man überschreitet ihn auf einer hölzernen Brücke. Dann wendete sich Kinneir nach N., darauf nach OSO.; das Land hob sich, aber alles war wild und öde.

Man bemerkt keine Spur von Anbau und Wohnung; mit einemmale aber sieht man Angora (Ancyra), das 12 Meilen in ONO. liegt. Viele Reisende haben diese Stadt beschrieben. Sie liegt auf dem West- und Südhange des bedeutendsten und südlichsten mehrerer Hügel in O. von einer Ebene. Ihre Mauern reichen bis an die Ufer des Tabahanah, eines kleinen Flusses, der den Insuk aufnimmt und sich dann mit dem Schibuk su verbindet; doch ist das Wasser selten in Angora, wie das Holz; das letztere ersetzt man durch getrockneten Mist.

Sonst war die Stadt durch eine große Menge herrlicher Gebäude geschmückt; jetzt ist davon fast gar nichts mehr übrig, und aus ihren Trümmern sind fast alle jetzt stehende aufgeführt worden sowie die Thore und die Mauern. Alle Reisende haben von dem Denkmale Ancyras gesprochen, dem größten, das in der neuern Zeit in Asien existirte. Es war ganz von großen weißen Marmorstücken aufgeführt und hatte zu einem Tempel des Augusts gehört; eine lange fast ganz erhaltene lateinische Inschrift erinnerte an die vorzüglichsten Ereignisse in dem Leben dieses Kaisers Seit einigen Jahren ist die Zerstörung dieses imposanten Ueberrestes mit neuer Kraft begonnen worden, und bald wird man es vergeblich suchen.

Angora ist berühmt durch seine zahlreichen Fabriken in Camelot, das man aus dem Haar der dieser Gegend eigenthümlichen Ziegen macht, welches an Feinheit der Seide gleichkommt; es lockt sich von Natur in Büschel von sieben ais acht Zoll Länge und blendet durch seine Weiße. Der Bezirk, in welchem diese Ziegen leben, beträgt nur 9 Stunden um Angora und Beibasar; an allen andern Orten artet die Qualität des Haares aus; die Ziegen sind kleiner als die unserigen. Auch das Haar mehrerer anderer Thiere in dieser Gegend zeigt dieselbe Eigenthümlichkeit wie das der Ziegen.

„Angora," sagt Tournefort, „erfreute uns mehr als jede andere Stadt in der Levante. Wir meinten, das Blut jener tapfern Gallier, die sonst in der Gegend von Toulouse und in dem Lande zwischen den Cevennen und den Pyrenäen wohnten, fließe noch in den Adern der Bewohner dieses Ortes." Der Theil Kleinasiens, welcher von den Galliern erobert wurde, erhielt den Namen Galatien.

Auf einem Wege, der von Erzerum nach Angora führt, sind mehrere Reisende hingezogen. Sechs Stunden von Baibut verläßt man die Straße von Trebisonde und reist nach W. nach der Ebene von Sunnur zu, die ein Bach durchströmt, welcher sich mit dem Ekil Ermak verbindet. „Sie zieht sich bis nach Batsch Tschiflik, wo sie sich verengert," sagt Fontanier, „und dem Flusse nur einen schmalen Raum läßt. Nach W. ist sie sehr gut bebaut; in O. trifft man nur Weideplätze und Nomadenzelte...

„Ehe man nach Kara Hissar gelangt, durchwandert man ein reizendes mit Dörfern bedecktes Thal; rechts und links stechen ungeheuere steile Felsen von dem leicht wellenförmigen Lande ab, das mit der reichsten Vegetation bedeckt ist. Wir befanden uns zu Ende des Augusts und in der Erntezeit; alle Dorfbewohner waren mit dem Getreideschneiden beschäftigt. Die Frauen arbeiten wie die Männer; alle trugen seidene Kleider, die in dieser Gegend sehr häufig sind, an jedem andern Orte aber für Luxus gegolten haben würden."

Man muß über zwei Bergketten gehen, ehe man Kara Hissar erreicht. „Ich habe keine Gegend gesehen, wo die Nachkommen Mahomeds zahlreicher waren; überall begegnet man Personen mit grünen Turbanen. Die Stadt selbst," sagt man mir, enthält keinen Ueberrest von Alterthümern; ich glaube es aber nicht, weil ich einige Schritte von dem Thore eine Mauer bemerkte, die gewiß nicht von den Türken gebaut ist. In der Nähe, an der Straße von Trebisonde, findet man Alaungruben, aus denen man alles bezieht, was man davon in den Fabriken braucht; auch Bleiminen giebt es, die man aber nicht bearbeitet."

Kara Hissar ist von schönen Gärten umgeben. Dann reist man über fichtenbewachsene Felsen; der Boden ist wenig bebaut und die Bevölkerung dünn. Man durchwatet den Kizil Ermak. „Man hatte die Ernte schon gehalten, noch lagen aber die Garben auf dem Felde, ohne daß man sie bewachte. Die kleinen Diebstähle werden in der Türkei so streng bestraft, daß sie nur selten vorkommen." Die Bauern scheinen mit ihrem Schicksale zufrieden zu seyn. Es waren Armenier.

Jenseits einer Bergkette gelangt man in die Ebene von Sivas (Sebaste). Diese Stadt liegt in einer so flachen Ebene, daß, wenn man an ihre Mauern kommt, man nichts als die ersten Häuser sieht und man sie durchwandern muß, um über ihre Größe urtheilen zu können. Man bemerkt hier die Ueberreste einer Citadelle, die von den Griechen erbaut worden seyn soll, und in einer der Straßen eine verlassene Moschee, gegenüber einem großen Caravanserai. Diese beiden Gebäude sind von Marmor und erinnern an die schönen Tage des Islam.

Zwanzig Stunden in NW. von Sivas erhebt sich Tocat an dem Tocatlan Su, einem kleinen Flusse, der von den Bergen in S. kommt; in dem Wasser desselben weicht man die Ziegenfelle ein, um sie zu gerben und ihnen verschiedene Farben zu geben; sie sind in Europa unter dem Namen Marokin bekannt. Tocat ist auch durch seine Fabriken in Kupfergeschirr, seidenen und baumwollenen Zeugen, gedruckter Leinwand und Teppichen berühmt. Die Einwohnerzahl wird auf 100,000 Seelen geschätzt. Die sehr malerisch gelegene Stadt ist von Landhäusern, von Gär-

ten und gut bebauten Feldern umgeben. Das benachbarte Thal ist reich an Früchten aller Art; der Wein ist sehr gepflegt und man erhält auch Seide. „Tocat hat ein ganz europäisches Aussehen und gewährt von weitem nicht den monotonen Anblick der muselmännischen Städte. Man könnte auch bemerken, daß hier der Einfluß des Reichthums beginnt und daß die Religionsverschiedenheit die Menschen weniger trennt. Die Sitten werden weniger roh, und wenn man aus dem Oriente kommt, glaubt man das Land der Barbarei zu verlassen und in das der Civilisation zu treten.

„Von Tocat aus suchte ich mich nicht einer zahlreichen Caravane anzuschließen, denn es war nun keine Gefahr mehr zu fürchten; wir hatten fruchtbare Gegenden zu durchreisen, die von ackerbautreibenden Leuten, Freunden der Ruhe und Ordnung, bewohnt werden.

„Erst 4 Stunden vor der Ankunft in Amasia findet man die Gärten, welche zu dieser Stadt gehören. Die ununterbrochene Reihe von Landhäusern, Maulbeerbäumen, Obstbäumen bis an die Thore gewährt einen reizenden Anblick. Am Abhange der Berge stehen große Wälder, in denen die besten Früchte ohne Anbau wachsen, während man auf dem Plateau Getreide erntet.

Amasieh liegt 20 Stunden in NW. von Tocat, am Ende einer schmalen Schlucht und am Fuße eines Hügels, an derselben Stelle, die vor 1839 Jahren der große Geograph Strabo beschrieb, der hier geboren wurde. Sie zählt gegen 100,000 Einwohner. Morier besuchte Höhlen in dem Berge unter der Citadelle; andere sieht man weiter unter; sie enthalten Ueberreste von Malereien. „Es ist traurig," sagt Fontanier, „in Amasia keine Nachsuchungen und Nachgrabungen anstellen zu können; wenige Städte enthalten so gut erhaltene alte Ruinen.

„Das schönste neuere Gebäude, das sie hat, ist ohne Zweifel die von dem Sultane Bayazid in der Ebene am Eingange in die Stadt erbaute Moschee; die Minarets erheben sich mitten unter Cypressen und Maulbeerbäumen. Die Seide ist der Hauptreichthum von Amasieh; auch hat es Ueberfluß an Obst; man erzeugt da viel Wein und bereitet daraus Branntwein; die türkische Jugend zieht diesen Trank vor, weil er leicht berauscht, und nur der Rausch gefällt jedem Muselmanne, der Wein trinkt."

Die Manufacturen von Amasieh sind nicht sehr wichtig und stehen in keinem großen Rufe; sie beschränken sich auf Baumwollenzeuge, die dann farbig bedruckt werden.

Nach Morier „zeichnen sich die Einwohner von Amasieh durch ihre Höflichkeit und ihre Rücksicht auf die Fremden aus. Die Frauen gelten für die schönsten und liebenswürdigsten in Kleinasien. Der Zufall bot mir nur eine einzige Gelegenheit, mich davon zu überzeugen. Als ich in den Straßen hinritt, sah ich eine Frau ohne Schleier, die vor der Thüre mit einer kleinen Negerin spielte; sie war schöner als alle, die ich seit einiger Zeit gesehen hatte; bei meinem Anblicke suchte sie nicht zu fliehen, um nicht gesehen zu werden, und wahrscheinlich fühlten wir beide in gleichem Maaße Neugierde. Ich wohnte bei einem sehr reichen Türken. Er hatte drei Brüder, die in den Häusern neben dem seinigen wohnten; sie kamen alle, um uns ihren Besuch zu machen. Nie hatte ich Asiaten getroffen, welche eine weißere Farbe hatten; ihr Benehmen war merkwürdig sanft und liebenswürdig."

Darauf kommt man über eine sehr ebene Fläche und gelangt nach Marcivan, das sich durch seine schönen Nußbäume und die Getreidefelder in der Nähe auszeichnet. Vier Stunden in W. ist das große Dorf Hadschi Keui der Sammelplatz der Caravanen von Smyrna, Angora, Erzerum und andern Städten. Zwei Stunden in W. von diesem Dorfe findet man reiche Kupferminen, die sehr fleißig bearbeitet werden; man findet hier das Metall, das allein gute Becken giebt.

Man geht über die Berge, um Osmandschick zu erreichen, dessen Umgegend gut bebaut ist; es liegt an dem Kizil Ermak, der ein ansehnlicher Fluß ist. Man geht zweimal über denselben; er wendet sich nach N., und man reist immer weiter nach W. nach der Ebene von Tozia, wo man Reis baut, der davon den Namen hat; er gleicht dem persischen und man schätzt ihn mehr als den ägyptischen; er ist eben so theuer, weshalb man ihn nicht nach Constantinopel ausführt. Auf einer andern Seite sieht man einige Gruppen jener Gesträuche (rhamnus infectorius), welche die bekannte Drogue liefern. Jenseits zeigen hohe mit Wald bewachsene Berge an ihren Seiten eine Menge Dörfer; überall ist das Land gut bebaut bis nach Tozia. Diese Stadt ist die erste, wo man jene in der Levante wegen ihrer Feinheit und Weichheit so sehr gesuchten Zeuge verfertigt, die unter dem Namen Chaly von Angora bekannt sind und aus der Wolle der Ziegen gemacht werden, von denen weiter oben die Rede war.

Man steigt über kleine mit gut unterhaltenen Gärten bedeckte Hügel und auf der andern Seite in die schöne Ebene von Kule Hissar hinab. Diese Stadt liegt in einer reizenden Lage. Fontanier traf in dieser Gegend mehrere Angoraziegenheerden; Wolken von Heuschrecken in den Ebenen bei dieser Stadt hatten sie genöthigt, hierher zu ziehen; sie weideten an den von Rasen bekleideten Bergen und man badete sie in dem Tozia Kara Su. Die Fabrikanten beklagten sich schon über die Veränderung, die das Haar durch die Verschiedenheit des Climas und der Weide erfahren hatte.

Scherkes ist eine hübsche kleine Stadt, bei der man, was in der Türkei selten ist, eine Allee gerade gepflanzter Bäume findet, ohne daß man hier die Todten begräbt. Im Jahre 1740 reiste Pococke von Angora nach Scherkes und ging über hohe Berge, welche er mit denen Savoyens verglich, kam durch ein enges Thal und sah an zwei verschiedenen Stellen warme Quellen.

Kinneir wendete sich von Angora aus nach SO. nach Yuzgat durch eine Gegend, die mehr und mehr unfruchtbar und öde wurde, und an dem Flusse hin, der allmälig abnahm; dann stieg er über hohe Berge, um in das Flußgebiet des Kizil Ermak zu gelangen. Das Land war kahl, mit Weideplätzen bedeckt, von Wald entblößt und dürr; Turkomanenhorden weideten da ihre Heerden. Yuzgat ist eine ziemlich ansehnliche Stadt in einem tiefen Thale, das von allen Seiten von steilen Bergen eingeschlossen ist. Die Ebenen und die Berge folgten ohne Unterbrechung auf einander. Lange vorher, ehe man nach Kaisarieh gelangte, sah man den Berg Argäus, an dessen Fuße diese Stadt liegt, weshalb sie bei den Alten Cäsarea am Berge Argäus hieß; vorher führte sie den Namen Mazaca. Gegenwärtig ist ihre Größe nicht bedeutend; sie ist der Sammelplatz der Kaufleute aus Kleinasien und Syrien, welche hier Baumwolle kaufen, die in großer Menge in der Umgegend erbaut wird; aber dieser Handel hat sehr nachgelassen. Man weiß nicht, ob die Gebäude prachtvoll und zahlreich waren, denn es sind kaum Spuren davon übrig; man bemerkt nur in W. hohe Mauern mit Fenstern, welche zu einem Palaste gehört haben können. Die neuen Gebäude, welche in Moscheen bestehen, verdienen die Aufmerksamkeit, weil sie sich vor der Einnahme Constantinopels herschreiben und folglich nach der alten arabischen Architectur gebaut sind.

„Der Berg Argäus," sagt Texier, „beherrscht die Stadt und schließt sich an die Ketten des Taurus nur durch fast unmerkliche Vorberge an. Seine materielle Form beweist, daß er seine Entstehung nur unterirdischen Feuern verdanken kann. Sein Gipfel ist immer mit Schnee bedeckt und er trägt dazu bei, die Hitze im Sommer zu mäßigen; er ist höher als die Berge in Kleinasien; seit den ältesten Zeiten war er für die Bewohner dieses Landes der Gegenstand eines fortwährenden Studiums und einer steten Bewunderung. Seine Lage inmitten einer flachen Ebene läßt seine Masse noch beträchtlicher erscheinen; deshalb hielten sie ihn für den höchsten Berg und behaupteten selbst, von seinem Gipfel aus sehe man das Schwarze und das Mittelmeer." Die neuen Beobachter haben das Ungegründete dieser Meinung dargethan.

Das ganze Gebiet von Kaisarieh, selbst der Boden eines großen Theils von Kleinasien, ist vulkanischer Natur. Texier besuchte das Thal Urgab, 6 Stunden in W. von Kaisarieh; es ist breit und auf seiner Oberfläche erheben sich unzählige Kegel von Bimsstein. Die Alten hatten

hier Gräber gegraben und diese Grotten sind jetzt bewohnte Dörfer geworden. Paul Lucas, ein französischer sehr unwissender Reisender, hat dieses Thal 1715 beschrieben, aber man zog seine Wahrhaftigkeit in Zweifel.

Sie wurde bei dieser Gelegenheit von Texier und Callier anerkannt, die in unsern Tagen durch ihre Arbeiten ein neues Licht über Kleinasien verbreitet haben. Der letztere besonders hat auf sehr bemerkenswerthe Weise alles aufgeklärt, was die Geographie dieses Landes betrifft, so wie die des ottomanischen Kurdistan, Syriens, Palestinas, des steinigen Arabiens und des nördlichen Aegypten; er durchreiste mit einem andern Franzosen, Stamaty, die hohen Thäler, wo die Beiflüsse des Euphrat strömen, dann erreichten sie den Ort, wo sich die beiden Arme vereinigen, welche diesen Fluß bilden; endlich wendeten sie sich dem Tigris zu und erreichten die ehemalige Stadt Amida, die jetzt Diarbekir heißt.

Diese Stadt, welche der östlichste Punkt ihrer Reise war, wurde beinahe auch das Ende. Ihre Ankunft und die einiger Begleiter wurde für die Bevölkerung ein Gegenstand von Schmähungen. Mit einemmale verbreitete sich das Gerücht, sie wären an die Regierung abgeschickt, um die in Constantinopel begonnenen Reformpläne ins Werk zu setzen und besonders um die Soldaten zu exerziren. Dieses Gerücht erregte den Pöbel gegen sie; ihr Leben war bedroht; sie mußten Diarbekir eilig verlassen, um die Berge in W. wieder zu erreichen und in die Pässe des Taurus zu dringen, die der Euphrat durchströmt.

Diarbekir wurde von mehrern andern Reisenden besucht. Diese Stadt, am rechten Ufer des Tigris gelegen, ist groß und auf Lavafelsen erbaut; auch umgeben ist sie davon und die Häuser bestehen daraus; sie werfen die Sonnenstrahlen zurück, was die Hitze unerträglich macht. Die Einwohner, 60,000 an der Zahl, sind Türken, Christen von verschiedenen Sekten und Juden. Diarbekir ist der Durchgang aller Caravanen; man verfertigt da Baumwollenzeuge, gedruckte Leinwand, gestreifte seidene und baumwollene Zeuge; der rothe Maroquin, den man hier macht, gilt für den besten in der ganzen Levante; man reinigt hier auch das Kupfer aus den Gruben von Argana. Unter den Früchten zeichnet man die Wassermelonen aus, die so außerordentlich groß sind, daß ein Pferd an zwei Stück zu tragen hat. Das Clima ist nicht sehr gesund.

Man folgt den Ufern des Tigris und durchwatet ihn, wie einen andern Arm des Flusses; man entfernt sich von ihm, wendet sich nach S., geht durch ein sehr unebenes und bisweilen ödes Land; die Hügel werden an beiden Seiten mit Weinpflanzungen geschmückt.

Mardin in NW. und auf dem Rücken der Berge, welche die Kette des Taurus mit den Bergen von Kurdistan vereinigen, ist eben so bewohnt wie Diarbekir. Das Clima ist hier gesund; man trinkt nur Cisternenwasser; in der trockenen Jahreszeit wird es sehr selten. Die Baumwolle, die sich durch ihre Weiße auszeichnet und aus der man schöne Zeuge zu Hemden macht; andere gewöhnlichere Zeuge, kleine Zeuge von Seide oder von Seide und Baumwolle; Oel, Pistazien und Maleb, eine Frucht, deren Kern der angenehmste und wohlschmeckendste Theil ist, sind die Gegenstände eines lebhaften Handels.

Man reist nach S. in einer ungleichen Ebene, die nur bei den Dörfern bebaut und den Verwüstungen der Kurden ausgesetzt ist; Ruinen sind an verschiedenen Stellen zu bemerken. Von der großen und volkreichen Stadt Nisibin, die sich in der Ebene fast bis an den Fuß des Berges Kara Dere (Masius) an dem Dschadschak erstreckte, einem kleinen Flusse, der in den Kabur, Beifluß des Euphrat, fällt, ist nur ein kleines ärmliches Dorf übrig. Der Dschadschak, dessen Wasser nicht sehr gut ist, fließt vor der Stadt unter einer kleinen Brücke hin. Sonst war hier ein anderer Fluß, Kuez, und man sagt, das Wasser desselben sey tödtlich gewesen. Die Luft des Ortes ist pestilentialisch und die Einwohner sehen deshalb blaß und bleifarbig aus.

Man trifft in diesen halb öden Gegenden viele Kurden, die oft die Reisenden beunruhigen, welche keine hinreichende Bedeckung bei sich haben. Ihr weiter nach O. gelegenes Land ist zwischen Persien und der Türkei getheilt, aber sie leben unabhängig, haben eigene Gesetze und werden nur durch ihre eigenen Fürsten regiert. Die in der Türkei sind noch seßhafter als jene in Persien; man hält sie für die Nachkommen der alten Parther. Sie sind groß, weiß von Farbe und haben eine Adlernase. Sie selbst nennen sich Kurd oder Kurmandschi. Ihre Sprache, die sich der persischen in Hinsicht der Wurzelwörter und der Grammatik sehr nähert, ist mit einer großen Anzahl syrischer und chaldäischer Wörter vermischt. Sie sind Muselmänner. Rich, der ihr Land bereiste, gab die Zeichnung von den Kriegern, welche den Palast eines ihrer Fürsten bewachen. „Sie sahen wild aus und ihre Kleidung bestand in einem persischen Gewande von weißer Wolle. Ihre wirklich merkwürdige Mütze war von schwarzem Filz, oben spitz und endigte unten in langen Zipfeln. Sie stützten sich auf lange Carabiner.

„Die Kurden sind meist mit einem langen Gewande bekleidet und tragen einen Turban. Die Frauen haben wie die Türkinnen Beinkleider und ein sehr weites Hemd, das sie mit einem Gürtel zusammenhalten, der mit großen Agraffen von Gold oder Silber verziert ist. Darüber tragen sie ein bis an den Hals zugeknöpftes Gewand, das unten offen steht und umherflattert; es ist von mehr oder minder feinem Baumwollenzeuge, von gestreifter Seide oder von Goldbrocat je nach der Jahreszeit oder nach dem Vermögen. Dann kommt der Benisch oder Mantel, der meist von Atlas ist, geschnitten wie ein Kleid, aber enge Aermel hat, die nur bis an den Ellnbogen reichen. Im Winter wird er durch die libada ersetzt, die von wattirter Baumwolle ist. Im Winter tragen die kurdischen Frauen auch den tschakakhia von Seide oder carrirter Wolle, eine Art Pelerine, die hinten bis auf die Wade reicht; dieses Kleidungsstück, das ihnen eigenthümlich ist, wird bei Gelegenheit durch den Mantel ersetzt. Der Kopfputz besteht aus seidenen Tüchern oder vielmehr Shawls von allen Farben des Regenbogens, die vorn künstlich mit Nadeln zusammengesteckt werden, so daß sie eine Art zwei Fuß hoher Mütze bilden; die Enden der Shawls hängen hinten bis auf die Fersen hinab. Die Frauen, welche die Mittel dazu haben, schmücken diese Mütze vorn mit breiten Streifen von Goldspitzen. An beiden Seiten hängt eine Korallenschnur und oben darüber bildet ein großer Muslinschawl, der vorn gefältelt ist, eine Schleife auf der Brust und hängt auf dem Rücken hinab; er wird jedoch nur von verheiratheten Frauen getragen; von allem Haar zeigt sich nur eine Locke an jeder Seite. (Taf. 44. Abbild.)

„Dieser Kopfputz ist sehr schwer und man muß ihn erst tragen lernen. Gewöhnlich reißt er einen Theil Haar oben von dem Kopfe aus. Was kaum glaublich scheint, die Frauen schlafen in diesem Aufputze; sie haben besondere kleine Kissen, um ihn zu stützen. Sonst haben sie wenig Schmuck; er besteht in Gold und in Korallen; die Frauen aus dem gemeinen Volke schmücken sich mit kleinen Silbermünzen, mit kleinen Metallstücken und Glasperlen.

„Die kurdischen Frauen werden nicht so streng gehalten wie die der Türken oder Araber. Sie verbergen sich weder im Innern, noch vor männlichen Dienern, nicht einmal vor Fremden; wenn sie ausgehen, hüllen sie sich in einen Schleier, aber mit Ausnahme der sehr vornehmen und nur in dem Falle, wann sie Einem begegnen, von dem sie nicht erkannt werden wollen, schlagen sie ihn über das Gesicht herab. Bisweilen zeigen sie sich öffentlich sogar ohne Schleier. Trotz dieser Freiheit ist ihr Wandel sehr regelmäßig und sie sind viel keuscher als die Türkinnen."

Reist man in der Wüste nach O. weiter, so gelangt man in die Berge und dann kommt man durch ein steinigtes und unebenes Land; man bemerkt Heerden und erblickt die Tigris.

Jenseits dieses Flusses bieten sich den Blicken ausgedehnte Ruinen dar. Die Bewohner meinen, es wären die von Ninive, aber die Lage dieser Hauptstadt der ersten assyrischen Monarchie scheint vielmehr Esky Mossul zu seyn. Es halten sich da Araber und Kurden auf, die am Ufer des Tigris lagern.

Mossul, am rechten Ufer dieses Flusses, gilt für die vorzüglichste

Stadt Mesopotamiens. Dieser letztere Name bezeichnet den größten Theil des Landes zwischen dem Euphrat und dem Tigris; er wurde ihm im Alterthume gegeben; die Türken nennen es Dschezireh; es ist sehr fruchtbar an den Ufern der Flüsse, aber unfruchtbar in den andern Bezirken, die mit Wald und Steinen bedeckt sind.

Man geht über den Tigris zu Mossul auf einer steinernen Brücke von sechszehn Bogen, die nur bis in die Mitte des Flusses reicht; dann schließt sich an sie eine hölzerne Brücke, die man bei der Anschwellung wegnehmen muß. Man fand das Wasser zu tief, als daß man die steinerne Brücke hätte vollenden können; die Europäer freilich würden dieses Hinderniß leicht überwunden haben.

Der Handel Mossuls hat viel verloren; die Musline, denen diese Stadt den Namen gegeben hat, werden nicht mehr da verfertigt; man läßt sie nur da färben oder drucken; sie kommen über Basra aus Indien. Man macht Baumwollenzeuge. Die Waaren und selbst die Reisenden gehen häufig auf dem Tigris bis nach Bagdad auf Böten, die kelek heißen; es sind Flöße, die auf Schläuchen ruhen. Der Frühling ist die günstigste Jahreszeit für diese Fahrt, weil der Fluß dann breit ist und schneller fließt und die Keleks dann weniger der Gefahr ausgesetzt sind, von den Arabern überfallen zu werden, die im Gebüsch lauern mit Haken, durch die sie die Fahrzeuge an sich ziehen. Ein andermal schwimmen diese Räuber an die Fahrzeuge, blos um den Reisenden ihren Besuch zu machen, und tragen dabei ihre Kleidungsstücke und Waffen auf dem Kopfe. Um sie loszuwerden, giebt man ihnen Tabak. Die Keleks fahren nur am Tage; in der Nacht halten sie bei einem Dorfe an, aber sie müssen immer auf ihrer Hut seyn. Kommen sie an dem Orte ihrer Bestimmung an, so binden die Schiffer, sobald das Kelek abgeladen ist, die Schläuche los und verkaufen sie mit dem Holze oder nehmen sie auch, wenn die Reise nicht lang ist, mit nach Hause, um sich ihrer bei einer andern Gelegenheit zu bedienen. Man sieht diese Böte bis Diarbekir; sie sind die allein gebräuchlichen bis Bagdad. Der tiefer gewordene Tigris trägt dann große Böte.

Zwei Wege führen zu Lande von Mossul nach Bagdad, der eine am linken Ufer des Tigris, der andere durch die Wüste und Tekrit. Diese kleine Stadt, sechs Tagereise am Flusse hinab und am rechten Ufer gelegen, ist durch ihre Lage so stark, daß Tamerlan, als er schon Herr von ganz Mesopotamien war, sich des Castelles derselben nicht bemächtigen konnte. Jetzt ist es zum Theil verfallen. Zwischen Mossul und Tekrit bildet der Fluß mehrere Inseln und sein Bett ist ziemlich geschlängelt.

Dupre, der den andern Weg von Mossul nach Bagdad einschlug, sah bald den Tigris nicht mehr; er reiste in einem unebenen Lande. Bei einer kleinen Schlucht kam er über die Stelle Maghlubeh, das ganz von Erdbeben zerstört ist; zwei Dörfchen, rechts und links vom Wege, stehen an der Stelle. Weiter hin ist Enkevat nach einigen Reisenden das Schlachtfeld von Gangamele, wo Alexander den Darius schlug. In geringer Entfernung davon kam Dupre durch Erbil, eine kleine Stadt, das alte Arbela, dessen Alexander sich bemächtigte, nachdem er die Perser in der Nähe entscheidend besiegt hatte. Erbil wird durch ein Fort beherrscht, das auf einem künstlichen Berge liegt, der von einem Graben immitten einer Ebene umgeben ist, wodurch eine große runde Citadelle entsteht.

Das Land ist gut bebaut und durch mehrere Flüsse bewässert, welche nach dem Tigris zu strömen. Das Gebiet von Kalkuk erzeugt viel Gerste; die Felsen an dieser kleinen Stadt, die wie Erbil auf einem künstlichen Hügel liegt, geben Naphtha. Die ersten Dattelbäume sieht man in Sin, aber sie tragen keine Früchte; erst jenseits Tschauk Tschai erntet man sie. Der Boden wird ungleich; man nähert sich und entfernt sich vom Tigris; dieser Fluß wird breiter und nimmt ein majestätisches Ansehen an; die Dörfer der Ebene sind ganz von Dattelpalmen umgeben. Man gelangt nach Bagdad.

Kinneir machte die Reise auf einem Kelek den Fluß hinunter; man bemerkte an den Ufern des Flusses die zeitweiligen Wohnungen oder schwarzen Zelte der Bauern, welche das Land 200 Schritte weit von den Ufern bebauen; darüber hinaus ist alles Sand und wüst. Ein alter Damm soll von den assyrischen Königen erbaut worden seyn, um das Wasser von dem Tigris abzuleiten. Man erkennt hier und da Dörfer, Hügel und selbst Berge; das Flußbett ist bisweilen von Inseln und Klippen verengt. Man kommt vor Flußmündungen rechts und links und vor Naphthaquellen vorbei, die man schon von fern riecht. Am rechten Ufer erhebt sich aber Hamam Ali (Alis Bäder) ein runder Berg, aus dem Schwefelquellen kommen; diese Bäder sind sehr stark besucht.

Der schnelle Lauf des Tigris ist immer derselbe; bei Tekrit ist er sehr breit; die beiden Ufer sind mit Vorrichtungen zur Bewässerung der Felder bedeckt, auf denen man die Melonen baut, die vortrefflich sind. Die ersten Palmen zeigen sich etwas über Esky Bagdad. Samanar, am linken Ufer, war der Lieblingsaufenthalt mehrerer Kalifen; man bemerkt mitten unter den Ruinen ein prachtvolles Grab und einen sehr hohen Thurm von kegelförmiger Gestalt, auf dessen Spitze man mittelst einer sehr bequemen Treppe hinaufgehen kann. Weiter hin sieht man die Trümmer des Palastes der Kalifen; er scheint sehr groß und von gebranntem Stein erbaut gewesen zu seyn, aber man bemerkt daran nichts, das noch Aufmerksamkeit verdiente; er steht immitten einer Wüste, wo die Hitze unerträglich seyn muß. Andere Ruinen bezeichnen übrigens die Lage alter Städte.

Wenn man Bagdad durchwandert, kann man kaum glauben, daß man in dieser von den Kalifen gegründeten Stadt ist, die deren Aufenthalt so berühmt machte und die wir uns in Folge der Zaubergeschichten der Tausend und einen Nacht so schön denken. Nach dem einstimmigen Zeugnisse der neuern Reisenden hat Bagdad im Innern nichts Anziehendes; die Straßen sind eng, im Sommer mit Staub, im Winter mit Koth bedeckt. Die Häuser, von Backsteinen erbaut, stehen einzeln und haben so niedrige Thüren, daß man sich bücken muß, wenn man hineintreten will. Die der Reichen sind groß und haben einen Hof und Garten; alle haben Terrassendächer, auf denen man in der Nacht während der Sommerwärme schläft. Die Bazare sind reinlich, groß, gut versehen und bilden eine Art eigene Stadt; die Caravanserais sind zahlreich; die Moscheen, mit Ausnahme derer, welche Gräber von Imans enthalten, von sehr gewöhnlicher Bauart; das Minaret einer derselben ist ziemlich merklich geneigt. Bagdad scheint nicht über 100,000 Einw. zu haben; die Manufakturen sind nicht sehr ansehnlich da; man färbt die Musline und verfertigt einige seidene Tücher, die Stadt ist aber ihrer Lage wegen der Stapelplatz der Waaren aus Europa, der Türkei, Arabien, Persien und Indien, ihr Handel daher unermeßlich. Es giebt da sehr reiche Kaufleute von jedem Glauben, und täglich kommt irgend eine Caravane an.

Außer den Bazars erwähnt man unter den bemerkenswerthen Gebäuden Bagdads den Palast des Paschas. Was den Garten betrifft, so sagt Keppel, der englische Reisende, der ihn 1824 besuchte: „er begreift einen Raum von 8 bis 10 Ackern, die von einer Erdmauer umgeben sind, und enthält eine ungeordnete Menge von Gesträuchen und Obstbäumen. Ein Sommerpavillon am Ufer des Tigris, in allem des Gartens würdig, war ein kleines ärmliches Gebäude, wo der Schmuz, die Feuchtigkeit und die Nachlässigkeit fast alle Spuren von den al fresco schlecht gemalten Blumen verwischt haben. Um uns einigermaßen für den Verlust unserer Illusion zu entschädigen, erfreuten wir uns von den Fenstern dieses Pavillons aus einer schönen Ansicht von Bagdad und der Umgegend.“ Bagdad ist fast ganz am linken Ufer des Tigris erbaut; eine Schiffbrücke verbindet es mit der am entgegengesetzten Ufer liegenden Vorstadt.

Um diesen Fluß hinabzukommen, unterhalb Bagdad, bedient man sich großer Böte, die einen Mast und ein viereckiges Segel haben. Ist der Wind günstig, so segelt man, aber die Krümmungen des Flusses nöthigen oft, das Boot mit einer Leine am Ufer zu ziehen; sechs Ruder an jeder Seite dienen ebenfalls zum Fortbewegen. Sestini, ein italienischer Reisender, sagt uns, „die Ufer sind meist flach, niedrig, an einigen Stellen

bebaut. Man kommt vor den Mündungen mehrerer Flüsse vorbei, so wie vor den Ruinen verschiedener Städte; bisweilen bemerkt man Löwen, die an dem Strande hinschreiten. Amara, das in der Mitte zwischen Bagdad und Basra liegen soll, befindet sich einem großen Canale gegenüber, der von Menschenhand gegraben wurde und von dem Tigris zum Euphrat geht. Hier ändert sich der sumpfige oft überschwemmte Boden nicht bis Korna, einem Flecken mit einem kleinen Fort am Zusammenflusse der beiden Flüsse. Die Spitze Mesopotamiens scheint denen, welche so viele Wüsten durchwandert haben, ein köstlicher Ort zu seyn. Die Ufer der beiden Flüsse sind mit Palmen bedeckt, deren Form und Grün das Auge erfreut. Wenn das irdische Paradies hier war, wie man behauptet, so muß sich Adam ziemlich wohl befunden haben. Doch eignet sich diese Erdzunge mehr zum vorübergehenden Aufenthalte als zur Bewohnung."

Unterhalb Korna nehmen die vereinigten Flüsse den Namen Schat el Arab an, und dieser Fluß ist für Schiffe von 500 Tonnen befahrbar; 25 Stunden von Korna steht Basra an dem rechten Ufer. Diese Stadt ist sehr häßlich und der Aufenthalt dort für den Fremden nicht eben angenehm; im Juni, Juli und August ist die Hitze unerträglich; der Nordwind kühlt die Luft zwar zu Ende Augusts ab, aber der September ist noch immer sehr warm; dann raffen hitzige Fieber sehr viele Leute hinweg. Der Winter ist sehr regnerisch; selten schneit es, aber die Kälte ist empfindlich, wenn auch nicht so, daß man immer heizen müßte.

Obgleich Basra 38 Stunden von der Mündung des Schat el Arab in den persischen Meerbusen liegt, so können doch die Schiffe ohne alle Gefahr in geringer Entfernung von den Mauern dieser Stadt ankern; es kommen Fahrzeuge aus Indien, von Mascate, von den Küsten Arabiens und von Persien, auch ist der Handel da sehr lebhaft. Die Franzosen und Engländer haben hier Comptoire; die Bazare sind gut versorgt mit europäischen und asiatischen Waaren; die Einwohnerzahl schätzt man auf 6000 Seelen. Gärten und Pflanzungen, die von Bewässerungscanälen durchschnitten werden, nehmen einen großen Theil des Innern von Basra ein.

Niebuhr, Sestini, Keppel und mehrere andere Reisende sind von Basra an dem Schat el Arab heraufgefahren. Längs der Ufer bis Korna sieht man runde Einzäunungen von Rohr und Palmenzweigen; sie sind dazu bestimmt, die Fische einzuschließen, welche bei der Ebbe da zurückbleiben. Das Land zu beiden Seiten ist von Arabern bewohnt. Das Dorf Der zur Rechten, gegenwärtig verfallen, hat eine Moschee, die nach der Sage der Muselmänner von den Engeln daher gebracht wurde.

Die Ufer des Euphrats, unterhalb Korna, sind niedriger als die des Schat el Arab; bei dem Dörfchen Mansurieh bemerkt man den Verbindungscanal, dessen unteres Ende sich zu Amara am Tigris befindet. Bei Jrli trifft man einen andern. Die Ufer des Flusses sind mit Sorgofeldern bedeckt, die aber vor den Verwüstungen durch die Vögel und wilden Thiere kaum zu schützen sind.

Der Euphrat wird geschlängelt und bildet mehrere Inseln; die Ufer heben und senken sich abwechselnd. Argie ist trotz den Unfällen des Krieges noch eine ansehnliche Stadt und von Gärten umgeben; man baut da Böte. Dörfer, bisweilen sehr große, zeigen sich am rechten und linken Ufer. Lemlum, am linken, einer gleichnamigen Insel gegenüber, beginnt ein ödes Land. Hier ging Niebuhr über den Fluß, stieg am rechten Ufer aus und setzte zu Pferde mit einer Schaar Araber seinen Weg nach W. nach Rumanieh fort. „Ich sah auf dem Wege keine Moschee, bemerkte aber in den Dörfern mitten unter den Feldern viele kublets oder kleine Gebäude auf dem Grabe von Heiligen; diese bezeichnen wahrscheinlich ehemalige Dörfer. Der Boden ist überall sehr fruchtbar, doch sind einige Bewässerungscanäle jetzt ausgetrocknet und die Wohnungen selten. Zahlreiche Stier-, Schaf- und Pferdeheerden weiden hier und da. Bei Rumanieh empfängt ein ansehnlicher Canal seine Wasser von dem 4 Stunden entfernten Euphrat und wendet sich bei Semaue weiter unten dahin zurück; im December war er trocken.

„Von Rumaieh nach Mesched Ali hatte ich 7 Stunden zu reisen, und auch da fand ich mehrere ausgetrocknete Canäle und kleine Kubbets, wo die Einwohner, weil es ihnen an einer Moschee fehlt, ihr Gebet verrichten. Die kleine Stadt Mesched Ali hat ihren Namen von einer prächtigen Moschee zu Ehren Ali's, des vierten Kalifen. Viele Muselmänner glauben, dieser Schwager und Vetter Mahomeds sey auch da begraben. Sein Grab wird von zahlreichen Pilgern besucht, namentlich von den Schiiten, und die frömmsten davon wollen bei diesem Heiligthume begraben seyn; sie werden nach dem Tode nicht blos aus der Umgegend, sondern auch aus Persien und Indien daher gebracht. Dieses Heiligthum besaß sonst einen großen Schatz, der in eine Moschee von Bagdad gebracht wurde, um ihm dem Raube der Wechabiten zu entziehen. Nadir Schah ließ die Kuppel und die Spitze der Minarets mit Kupfer bekleiden, das dann vergoldet wurde, was einen prachtvollen Anblick erzeugt, wenn die Sonne darauf scheint. Die Kuppel endigt oben in einer ausgestreckten Hand, welche die Ali's vorstellen soll. Dieser Tempel ist von einem Platze umgeben, wo alle Tage Markt gehalten wird, und alles ist von Gebäuden eingeschlossen, wo die vornehmsten Diener der Moschee wohnen. Um das Heiligthum herum wurde eine Stadt angelegt; die Sunniten und die Schiiten, die sonst einander nicht leiden können, leben hier friedlich neben einander. Jeden Augenblick hört man den Namen Alis nennen.

„Ungefähr 2 Stunden in ONO. von Mesched Ali befand sich sonst die Stadt Kufa; der Dschai Zaad, ein großer mit dem Euphrat parallel laufender Canal, ging da durch; sein Bett ist jetzt trocken, der Bezirk ganz wüst und die Stadt verlassen. Das Merkwürdigste darin ist die Moschee, in welcher Ali tödtlich verwundet wurde; es sind davon aber nur noch die vier Mauern übrig, Trümmer und verschiedene kleine Gebäude.

„Am 25. Decbr. begab ich mich nach Kefil; dies ist der arabische Name des Propheten Ezechiel; Tausende von Juden kommen jährlich in dieses Dorf, um sein Grab zu besuchen, das ohne allen Schmuck ist und sich in einer Kapelle mit einem kleinen Thurme befindet. Von Kefil aus ging ich über mehrere Bäche, die in dieser Jahreszeit fast alle ausgetrocknet waren. Man trifft übrigens nur einzelne Hütten und Kubbets.

„Am 26. blieb ich in Hillah und den nächsten Tag brach ich nach Mesched Hussein auf, einer Stadt in dem Bezirke von Kerbela, der in der Geschichte des Islams durch die Schlacht berühmt ist, in welcher Hussein, der Sohn Ali's, das Leben verlor. Diese Gegend war damals nicht bewohnt; bald aber machte man sie fruchtbar, indem man das Wasser aus dem Euphrat dahin leitete, und gegenwärtig sieht man einen großen Wald von Dattelbäumen daselbst. Die Stadt ist größer und volkreicher, aber minder gut gebaut als Mesched Ali. Die große Moschee, die sehr schön ist, enthält eine Kapelle, die, nach den Schiiten, genau an der Stelle gebaut wurde, wo der Leichnam des Enkels Mahomeds von den Hufen der Pferde zertreten und dann begraben wurde. Kuppeln und vier Minarets schmücken die Moschee, deren äußere Mauer ein ungeheures Glasfenster einnimmt, was in einer Gegend sehr überrascht, wo man so wenig Glas sieht. Es ist vielleicht ein Geschenk eines Persers, der es von Schiraz schickte, wo man Glas verfertigt.

„Die Schiiten zeigen auch die Gräber mehrerer Verwandten oder Freunde Husseins, die ebenfalls in der Schlacht von Kerbela umkamen, und eine Moschee ist zu Ehren eines derselben erbaut worden. Mehrere andere Orte, theils in der Stadt, theils in der Umgegend, werden von den Schiiten verehrt; die Moschee Husseins wird auch von den Sunniten mit nicht geringerer Andacht, wenn auch mit weniger Begeisterung besucht.

„Am 30. December kam ich nach Hillah in Gesellschaft von 200 Pilgern zurück. Diese Stadt, welche am rechten Ufer des Euphrat liegt, ist ziemlich groß, weil sie viele Gärten mit Dattelpalmen, Citronen-, Granatbäumen rc. enthält."

Hillah, das noch blühte, als Niebuhr es 1766 besuchte, hatte viel gelitten, als Mignan 1825 dahin kam. Der Deutsche Rauwolf (1574), der Italiener Pietro della Valle, Beauchamp, Olivier und Bruguière, Rich, Raymond, Keppel, Mignan und mehrere andere Reisende haben diese Stadt gesehen, die am Ufer des Euphrat dem Orte gegenüber liegt, wo in dem fernsten Alterthume Babylon stand, das so berühmt war durch seinen großen Umfang, die Höhe seiner Mauern, seine erzernen Thore, seine zahlreichen Paläste, den Tempel des Belus, die schwebenden Gärten, und das von Herodot für die erste Stadt in der Welt gehalten wurde.

Man hat vermuthet, Hillah liege mit auf der ehemaligen Stätte Babylons; sie steht durch eine Schiffbrücke mit dem Orte der alten Stadt in Verbindung. Beim ersten Anblicke zeigt der Boden, auf dem sie lag, keine Spur von einer Stadt; man muß ihn ganz durchwandern, um einige Erhöhungen zu finden. Unter diesen Trümmerhügeln scheint der, welchen die Araber al Casr (das Schloß) nennen, dem königlichen Palaste zu entsprechen; daneben befinden sich Mauerstücke, welche als Unterlage der hängenden Gärten gedient zu haben scheinen; ein alter Baum mit hohlem Stamme steht noch da; lange Corridors und Gemächer dienen heute als Zufluchtsörter für wilde Thiere. Der Hügel scheint vierseitig zu seyn; sein Umfang beträgt ungefähr 1100 gewöhnliche Schritte; seine Masse wird aber von Tage zu Tage geringer, weil man fortwährend Steine davon wegnimmt.

Mignan, der an dem Flusse hinausging, fand nach einer aufmerksamen Durchsuchung von länger als zwei Stunden unter den Stein- und Mauertrümmern am Rande des Flusses zwei große Erzhaken. „Ich will nicht bestimmen," sagt er, „wozu sie gedient haben mögen, indeß ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß sie zu der Brücke gehörten, welche hier über den Euphrat ging, und die Lage dieses Ortes in der Nähe dessen, wo sich der gewöhnlichen Meinung nach der Palast und die berühmten hängenden Gärten befanden, paßt zu dem, welchen man ihr meist giebt. Rauwolf, der zu Wasser zu diesen Ruinen kam, spricht von Ueberresten einer alten Brücke von gebrannten Steinen, die man zu seiner Zeit noch sah. Durch die Skizze, die ich mittheile, wird man sich eine genaue Vorstellung von dem Ufer des Flusses und dem Hügel Amram jenseits machen können. (Taf. 44. Abbild.)"

Am rechten Ufer des Euphrat, 2 Stunden südlich von Hillah, hat ein Hügel, den die Araber Birs Nimrod nennen, 2000 Fuß im Umfange und 200 Fuß Höhe; darauf steht ein 35 Fuß hoher Thurm. Man erkennt noch drei von den acht Mauern, welche sich sonst auf dem Gipfel befanden. Die Beobachter haben gemeint, es sey dies der Thurm von Babel, der unter dem Namen Tempel des Belus noch zur Zeit Alexanders einen ungeheuern Raum annahm.

„Wenn man die Stätte Babylons genau untersucht, sagt Olivier, so sieht man, daß die Erde fast überall umgegraben worden ist. Die Araber haben seit 12 Jahrhunderten die Erde durchwühlt, um die gebrannten Steine herauszuholen, mit denen sie zum großen Theile fast alle Städte gebaut haben, die in dieser Gegend liegen. Was aber eben so viel als diese Nachgrabungen dazu beitrug, die Ruinen von Babylon fast ganz verschwinden zu lassen, liegt darin, daß, da der Ort auf einer ebenen, erdigen Fläche ohne alle Steine und in einer Gegend lag, wo das Holz selten ist, die Einwohner ihre Zuflucht zu der Erde nehmen mußten, welche die Flüsse absetzten; sie machten daraus Steine, die sie an der Sonne hart werden ließen und die sie mit dem Rohre verbanden, das sie in der Nähe hatten. Aus demselben Grunde verwendeten sie meist bei der Aufführung der Gebäude von gedörrten Steinen statt des Kalkes Erdpech. Man sieht ein, daß solche Gebäude, wenn sie zerstört wurden, nur geringe Spuren von ihrer Existenz zurücklassen mußten; die Trümmer vermischten sich bald mit der umliegenden Erde.

„Indessen man hat trotz der Zeit, trotz den Arabern und der geringen Festigkeit der verwendeten Baumaterialien noch einige große Gebäude entdeckt. Man sieht sehr dicke Mauern, welche die Araber abtragen bis auf den Grund; sie sind von Backsteinen und diese durch das erwähnte Erdpech mit einander verbunden. Zwischen jeder Lage von Backsteinen befindet sich eine dünne Schicht von Rohr und Erdpech. Zwischen dem Hügel Casr und dem Flusse giebt es viele Trümmer und viele Grundlagen von alten Mauern. Hier findet man gewöhnlich große Backsteine mit Inschriften in keilförmigen Schriftzügen."

Gräbt man in der Erde nach, so findet man jenen kleinen Cylinder meist von hartem Stein, auf deren Fläche verschiedene Figuren eingegraben sind.

Babylon liegt 20 Stunden südlich von Bagdad. Geht man von dieser Stadt aus am linken Ufer des Tigris hin, so geht man nach 3 Stunden über die Diala und nach weitern 2 Stunden befindet man sich auf den Ruinen von Ctesiphon, wo man ein großes Bauwerk mit Namen Tak Kesre bemerkt, das von Yves, Beauchamp und Keppel beschrieben worden ist. Es besteht aus Backsteinen, ist eine Viertelstunde von dem Flusse entfernt und wird für einen Palast der Partherkönige gehalten. Die Stätte, wo Ctesiphon stand, beträgt fast 2 Meilen in der Länge. Man folgt an mehrern Stellen den Mauern, die die Stadt umgaben; sie waren sehr dick, ziemlich hoch und von großen Backsteinen erbaut. Man sieht hier und da Trümmerhaufen und Ueberreste von Mauern von gebrannten Steinen. An dem Flusse giebt es auch einige Ueberreste von starken Mauern von Backsteinen, bei denen man sich des Erdpeches statt des Mörtels bedient hat. Die Vegetation auf dem Boden dieser Stadt ist üppiger als in der Umgegend; die Pflanzen sind kräftiger und die Gebüsche laubreicher und stärker.

Am rechten Ufer des Tigris, Ctesiphon gegenüber, stand sonst eine andere Stadt, deren Vorstadt jene anfänglich war, nämlich Seleucia, die unter den Griechen sich so hob, daß selbst Babylon davon litt. Sie wurde zum Theil auf Kosten der letztern erbaut. Es giebt hier wie in Ctesiphon viele Ruinen, viele Trümmer; die Mauern lassen sich noch ziemlich deutlich erkennen; sie sind von Backsteinen erbaut. Die Araber nennen die beiden Orte El Medaïn (die beiden Städte).

Ueber Hillah fließt der Euphrat nicht ganz so schnell als unter dieser Stadt. Die Oerter, welche man an seinen Ufern noch trifft, sind Hit, in dessen Nähe es sehr reiche Steinölquellen giebt; Annah mit sehr fruchtbarem Gebiete, das Baumwolle, Datteln und alle Arten Früchte in Menge trägt; Kirkesia am Einflusse des Kabur, der aus O. kommt; Racca Beida, am Einflusse des Brlike, umgeben von Ruinen. Der berühmte Arun al Raschid hatte hier ein Schloß bauen lassen.

Ein Weg, der gerade nach N. führt, durch Mesopotamien, geht von den Ufern des Euphrat nach Harran an dem rechten Ufer des Dschallab, einer verfallenen und nur von Arabern bewohnte Stadt. Die Niederlage des Crassus durch die Parther hat sie berühmt gemacht. Zehn Stunden in NW. findet man Orfa, eine gut gebaute Stadt am Hange zweier Hügel, die der Ibrahim Kalh bespült. „Zwischen den beiden Hügeln," sagt Olivier, „befindet sich eine sehr reiche Quelle, welche den Einwohnern Wasser liefert und dann eine große Anzahl von Gärten bewässert. Ein wenig unterhalb der Quelle hat man ein vierseitiges Becken von hundert Schritt in der Länge gebaut, in welchem man eine unglaubliche Menge Fische sieht. Ihre Zahl hat sich jedoch nur deshalb so sehr vermehrt, weil man glaubt, sie wären dem Abraham geweiht und würden dem den Tod geben, welcher wagte, einen davon zu essen oder nur einem etwas zu Leide zu thun. An dem Rande dieses Beckens halten sich Kuchenhändler auf zur Bequemlichkeit der Frommen und Müssigen, welche die Fische füttern und sich das Vergnügen verschaffen wollen zu sehen, wie sie von allen Seiten herbeikommen, sich drängen und sich stoßen, um die hineingeworfenen Stücke zu erlangen. Diese für einen so kleinen Raum wunderbar große Zahl von Fischen gewähren zu jeder Zeit einen höchst angenehmen Anblick und machen den Ort zu dem besuchtesten der Stadt. Das Becken bespült an der einen Seite die Mauern einer Moschee und wird auf der andern von sehr schönen Platanen beschattet."

Orfa ist von Arabern, Kurden, Türken, Armeniern und Juden bewohnt. Sie ist gewerbfleißig und treibt einen ansehnlichen Handel. Man verfertigt da Baumwollenzeuge, Goldwaaren, Bijouterie und sehr schönen Maroquin. Das Castell auf dem Gipfel eines Kalkfelsens zeigt Haufen von Ruinen aus verschiedenen Jahrhunderten. Im W. von der Stadt ist der Hügel mit vielen Oeffnungen versehen, die zu Catacomben führen, von denen einige Verzierungen in gutem Style zeigen; in mehreren halten sich kurdische Familien auf.

Orfa hieß im Alterthume Callirhoe und Edessa; unter dem letztern Namen spielte sie eine bemerkenswerthe Rolle in den Zeiten der Kreuzzüge.

Es gehen viele Caravanen durch diese Stadt; die, welche nach W. ziehen, reisen fast immer in einer Ebene, wo man in N., in Entfernung von 12 Stunden, eine Bergkette sieht, die im Anfange des März noch mit Schnee bedeckt ist. Nachdem man Kreidehügel überstiegen hat, gelangt man an die Ufer des Euphrat bei Bir hinab, einer kleinen Stadt, wo man über diesen Fluß geht, um nach Syrien zu gelangen.

Nach dem Zeugnisse Raymonds ist das rechte Ufer des Euphrat nicht sehr hoch in Bir, das linke ist es weit mehr. An dieser Stelle ist der Fluß breit und reißend, wenn aber der Wasserstand niedrig ist, waten die Caravanen elf Stunden weiter unten durch. Bei der Mündung des Kabur ist der Euphrat sehr breit; bei Annah und Hit ist er schmaler. Ist der Wasserstand am höchsten, so wird er sehr reißend und er führt dann weit mehr Wasser als der Tigris. Von Bir nach Feludscheh giebt es keine Bewässerungscanäle. Man bemerkt in Mesopotamien nur einige durch das Austreten gebildete Sümpfe, da der Boden an den beiden Ufern meist zu hoch ist. Um das Land zu bewässern, das sie bebauen, bedienen sich die Araber hydraulischer Maschinen. Man sieht jedoch einige Inseln, deren vorzüglichste sich zwischen Annah und Hit befindet, die bewohnt und gut bebaut ist, und mehrere Moräste, deren bedeutendster Kara Osman (Schwarzwald) heißt, etwas unterhalb Feludscheh. Aus diesem Walde bezieht diese kleine Stadt das Holz zu den Kohlen, die sie nach Bagdad schickt.

„Etwas unterhalb Feludscheh zeigt sich ein Damm, der vor undenklicher Zeit gebaut wurde, um den Euphrat in seinem Bette zu halten, und den der Pascha von Bagdad jedes Jahr ausbessern läßt. Von diesem Punkte an werden viele Canäle von dem Flusse abgeleitet, auch übersteigt er, wenn er anschwillt, mehrere Tage lang seine Ufer und das Wasser reicht dann bis Hillah, ja bisweilen bis Bagdad.

„Wie reißend auch der Euphrat von Bir nach Hillah seyn möge, so fließt er doch erst mit besonderer Heftigkeit von dieser letztern Stadt bis Lemlum, ob er gleich bei diesem Orte mehrere Canäle speißt, welche die Industrie an seinen beiden Ufern gegraben hat, um das Land zu befruchten. Die am rechten Ufer gehen in den Fluß zurück, die am linken aber verlieren sich in der Ebene oder bilden große Sümpfe. In Lemlum hat der Fluß viel von seiner Größe verloren; bisweilen theilt er sich da selbst in zwei Arme, indem die Araber zur Linken einen Canal öffnen, der ihm ein gutes Drittheil des Wassers entzieht."

In unsern Tagen sind Versuche gemacht worden, von Bir bis in den persischen Meerbusen den Euphrat mit Dampfböten zu befahren; verschiedene Ursachen verhinderten aber den günstigen Erfolg.

Mesopotamien, unter welchem Namen man den ganzen asiatischen Theil des ottomanischen Reiches begreift, der von dem mittlern Laufe des Euphrat und des Tigris bespült wird, grenzt in W. an Kleinasien oder Anadoli. Dieses letztere Land, das in S. durch den Berg Amanus und das Mittelmeer, in W. durch den Archipel, die Dardanellenstraße, das Meer von Marmora und die Straße von Constantinopel, im N. von dem Schwarzen Meere begrenzt ist, bildet ein großes Plateau, das in NO. mit Armenien zusammenhängt, nach W. terrassenartig sich senkt und im S. durch die sehr hohe und sehr steile Kette des Taurus gestützt wird, die nach dem Archipel mehrere Arme ausschickt, zu denen die benachbarten Inseln zu gehören scheinen.

Die Küsten sind im Allgemeinen sehr ausgezackt und gewähren eine große Menge Buchten, Baien und Häfen, wo der Ankergrund sicher ist. Sie sind steil und hoch in S.

Die Oberfläche dieses Landes ist häufig platt und dürr; man findet da salzige Wüsten, Seen ohne Abzug und vulkanische Bezirke, die sich ziemlich weit nach Mesopotamien hineinziehen. Die Erdbeben sind da nicht selten.

Das auf den hohen Bergen sehr rauhe Clima ist an den andern Orten gemäßigt, mild und rein, an der Südküste glühend heiß, an der Nordküste häufig nebelig und sehr feucht. Die Pest richtet in Anadoli oft große Verheerungen an.

Die Natur hat es zu einem der reichsten Länder der Erde gemacht; aber seit es den Türken gehört, hat es das Glück nicht genossen, dessen es sich im Alterthume erfreute. Es wird von schönen Flüssen bewässert. Die Erzeugnisse der Erde sind überall üppig, wo sie angebaut wird. Die Kupfer-, Blei- und Eisengruben sind ergiebig, ob sie gleich ungeschickt bearbeitet werden; die Industrie und der Handel blühen da mehr als in der europäischen Türkei.

Kleinasien und Mesopotamien sind wie die übrigen Provinzen des ottomanischen Reiches in Eyalets oder Paschaliks getheilt, und diese begreifen wiederum eine gewisse Anzahl von Sandschaks. Geographen haben schon bemerkt, daß es schwer, wenn nicht geradezu unmöglich sey, die administrativen Eintheilungen dieses Reiches genau anzugeben, namentlich in Asien, weil das Land seit langer Zeit eine Beute der Anarchie ist.

Der Flächenraum Kleinasiens beträgt ungefähr 24,000 Q.Stunden. Die Bevölkerung, die zu vier Fünfteln aus Türken und zu einem Fünftel aus Griechen und Armeniern besteht, steht zu dieser Größe nicht im Verhältnisse.

Kapitel LXVII.

Ottomanisches Reich. — Syrien.

Wenn man bei Bir über den Euphrat gegangen ist, so reist man in einem ungleichen Lande, wo die Ebenen fruchtbar und gut bebaut sind. Bab ist ein großes Dorf. Sechs Stunden weiter hin nach O. findet man Aleppo, eine große Stadt, die nach Sestini für die schönste des ottomanischen Reiches gelten kann. Sie ist gut und von Steinen erbaut; ihre Straßen sind gepflastert und werden sehr reinlich gehalten. Zwei Erdbeben im Jahre 1822 warfen mehr als die Hälfte dieser Stadt um und beschädigten einen großen Theil der öffentlichen Gebäude.

Aleppo ist durch seine Lage der Stapelplatz eines sehr wichtigen Handels zwischen Europa und einem Theile der Levante geworden; man schätzt die Einwohnerzahl auf 200,000, Araber, Türken, Armenier und Maroniten.

„Die Umgegend von Aleppo, sagt Olivier, ist ein wenig bergig. Die Stadt liegt in einem tiefen Thale, in welchem der Koik fließt, ein kleiner Fluß, der eine ziemliche Menge von Gärten bewässert, in denen man Baumwolle, Tabak und verschiedene Gemüße baut. Dieser Fluß wendet sich von der Stadt aus nach SSO. und bildet einen Salzsee, obgleich der von Aleppo, der ihn allein unterhält, süß und trinkbar ist. Man nimmt jährlich, nach Ende des Sommers, d. h. wenn die Verdünstung einen großen Theil des Wassers dieses Sees entfernt hat, ein Seesalz von ihm, dessen sich die Einwohner von Aleppo und der Umgegend bedienen. Der Koik entspringt in der Gegend von Antab, einer blühender Stadt in NNO. von Aleppo.

„Diese ist von einer dicken, sehr hohen und fest von Steinen gebauten Mauer mit Thürmen umgeben, an deren Fuße sonst sich ein Graben befand, der verschwand oder zum Theil ausgefüllt wurde. Die Stadt hat fast 6 Meilen im Umfange; die Häuser sind gemauert, meist von behauenen Steinen und haben oben sehr schöne Terrassen; einige gleichen

wegen ihrer Größe und innern Einrichtung unsern alten Mönchsklöstern.

„Ungefähr in der Mitte der Stadt findet man eine künstliche Erhöhung in der Gestalt eines abgestumpften Kegels, umgeben von einem sehr geräumigen Castelle, wo sich sonst der Gouverneur mit seiner ganzen Leibwache aufhielt. Dieses Castell verfällt jetzt.

„Obgleich Aleppo unter dem 36° 11′ der Breite liegt, ist die Temperatur doch sehr mild. Die Luft wird im Sommer durch einen WNW-Wind abgekühlt, der jeden Tag von dem Mittelmeere kommt und dem Meerbusen von Alexandrette folgt. Im Winter fühlt man die Kälte gar nicht, wenn der Nordwind nicht weht; wenn aber dieser Wind einige Tage anhält, fällt der Thermometer in der Nacht auf 4 bis 5 Grad unter Null, während er 8 bis 9 Grad über diesem Punkte am Tage und 2 bis 3 Grad in der Nacht steht, wenn jener Wind nicht weht. Im Sommer steht der Thermometer meist auf 25 bis 26 Grad. Im December und Januar fällt bisweilen Schnee, er bleibt aber selten länger als einen Tag liegen.

„Bisweilen regnet es im Winter, im Herbst sehr wenig, häufig aber im Anfange des Frühlings. Der Sommer ist immer sehr trocken und man sieht sehr wenig Wolken. Im Frühlinge und im Herbste kommen Südwindstöße vor. So lange sie dauern, was höchstens zwei bis drei Tage ist, steigt der Thermometer auf 28, auf 31 und selbst auf 33 Grad. Diese Winde sind erstickend und ungesund, zum Glück aber sehr selten.

„Die Luft ist im Allgemeinen sehr gesund wegen der hohen Lage, wegen der Nähe der Wüsten und der Reinheit des Himmels. Indessen sind die Einwohner einer Art Beulen ausgesetzt, welche die Kinder im ersten Lebensjahre und selbst die Fremden befallen, wenn sie sich auch nur kurze Zeit in der Stadt aufhalten. Sie zeigen sich meist auf einer der beiden Wangen bei den Kindern und in weiter vorgeschrittenem Alter am ganzen Körper. Es bleiben Narben darnach zurück."

Eine Straße, welche über die Bergkette geht, die das Gebiet des Koik von dem des Orontes trennt, führt von Aleppo nach Antakieh, einer Stadt, die im Alterthume unter dem Namen Antiochien so beberühmt war. Die Seleuciden-Könige von Syrien hatten hier meist ihre Residenz; mehrere römische Kaiser nahmen hier ihren Aufenthalt. Der ganze Glanz ist verschwunden. Die Belagerungen, welche die Stadt ausgehalten hat, gegen die Sarazenen, die Perser, die Kreuzheere haben die prachtvollen Gebäude zerstört und die Erdbeben vollendeten die Verwüstung. Man erkennt ihre wahre Lage heute noch genau, weil man den Mauerumfang noch sieht; die Stadt zählt kaum 10,000 Einw. Ihre Wasserleitungen sind die einzigen bemerkenswerthen Ueberreste von ihrer frühern Größe. (Taf. 45. Abbild.)

Der Orontes, der, ehe er die Mauern von Antiochien bespült, das Wasser eines Sees in N. aufnimmt, wendet sich nach W. und verfolgt seinen Lauf nach dem Mittelmeere zu, in das er sich in S. von dem Meerbusen von Alexandrette oder Scanderun ergießt. Die Stadt dieses Namens, 10 Stunden in NW. von Antakieh gelegen, war lange der Mittelpunkt eines sehr lebhaften Handels; aber die außerordentliche Ungesundheit des Climas, die durch die Ausdünstungen eines Morastes in SO. veranlaßt wird, das Erdbeben im Jahre 1822 und andere Ursachen haben das Verlassen derselben herbeigeführt, obgleich die Rhede sicher ist.

Suaïdieh, ein abscheulicher Flecken an der Mündung des Orontes, ist der Hafen von Antakieh. Man sieht 2 Stunden weiter in N. Kepri, das Seleucia ersetzt hat, die feste Stadt, welche Seleucus Nicator auf einem Vorgebirge anlegte.

Folgt man der Küste in S. von Suaïdieh, so kommt man vor Latakieh (Laodicea ad mare). Der Boden, auf dem dies stand, ist uneben und gegenwärtig mit Gärten bedeckt, in welchen man mehrere Ueberreste von Alterthümern findet. Der noch existirende Hafen ist so verschlämmt, daß kaum kleine Schiffe hineinfahren können. Er wird in S. durch die Ueberreste einer alten Mauer und die Trümmer eines verfallenen Hafendammes geschlossen. Ein Fort in N. beherrscht den Eingang und steht mit dem festen Lande durch eine Brücke von mehrern Bogen in Verbindung; im S. sieht man die Ueberreste eines in den Felsen gehauenen Beckens, in welchem wahrscheinlich Schiffe gebaut wurden.

Eine Viertelstunde vom Hafen, immer nach N. zu, findet man die Catacomben, welche den ersten Bewohnern als Aufenthaltsort dienten. Die Aushöhlungen befinden sich über einander.

„Die neue Stadt liegt ¼ Stunde in SW. von dem Hafen," sagt Corancez. „Am Südende steht ein von Marmorsäulen getragener Triumphbogen. Dieses Denkmal, das, wie man glaubt, zu Ehren des Septimus Severus errichtet wurde, ist gegenwärtig durch Häuser verbaut. In der Nähe findet man einen andern Porticus von corinthischer Ordnung. Man gelangt dahin durch eine doppelte Reihe von grauen Granitsäulen, die wahrscheinlich aus Aegypten daher gebracht wurden. Sie gehörten ohne Zweifel zu einem Porticus an jenem Gebäude. Gegenwärtig sind sie in eine Reihe von Laden eingeschlossen, welche den Hauptbazar von Latakieh bilden.

„Diese Stadt treibt, ob sie gleich keine große Bevölkerung hat, einen bedeutenden Handel besonders mit Aegypten und der Insel Cypern. Hinter der Stadt werden Ebenen, die von ungleichen Hügeln durchschnitten sind, durch die zahlreichen Windungen des Nahr-el-Kebir bewässert, der bei hohem Wasserstande Fruchtbarkeit da verbreitet. In den Niederungen wachsen der Weizen, die Gerste, die Baumwolle; weiter aber baut man den Tabak und den Wein. Der Tabak von Latakieh ist in Aegypten am meisten gesucht."

Setzt man die Reise an der Küste nach S. fort, so kommt man vor den Ruinen mehrerer Städte vorbei.

Die Berge, welche zwischen dem Flußgebiete des Orontes und dem Meere hinziehen, sind der Berg Casius der Alten; sie schließen sich in N. an die Gebirge Natoliens an und sind alle Kalkfelsen. Obgleich nicht sehr hoch, sind sie doch schwer zu ersteigen. In S. verbinden sich mit ihnen die letzten Ausläufer des Libanons.

Zwischen dieser letzten Kette und jener, welche einen parallelen Lauf nimmt unter dem Namen des Antilibanon', öffnet sich das tiefe Thal Becaa, das von mehrern Reisenden besucht worden ist, unter andern von Maundrell, La Roque, Volney, Burckhardt, und wo man Baalbeck (Heliopolis) sieht, deren Namen „Sonnenstadt" bedeutet und die am Fuße des Antilibanon liegt. „Kommt man von S.," sagt Volney, „so sieht man die Stadt erst in einer Entfernung van anderthalber Stunde hinter einem Vorhange von Bäumen, deren Grün sie durch eine weißliche Reihe von Kuppeln und Minarets krönt. Nach einem einstündigen Marsche gelangt man an diese Bäume, die sehr schöne Nußbäume sind, und dann kommt man auf geschlängelten Wegen an die Stadt. Hier zeigt sich eine verfallene Mauer mit vierseitigen Thürmen, die rechts an der Höhe hinaufgeht und den Umfang der alten Stadt bezeichnet. Diese Mauer, die nur 10 bis 12 Fuß hoch ist, läßt hinter sich leeren Raum und Trümmer sehen, die überall in türkischen Städten sich finden; was aber besonders die Aufmerksamkeit nach der linken Seite zieht, ist ein großes Gebäude, das sich durch seine hohe Mauer und seine reichen Säulen als einen jener Tempel ankündigt, die das Alterthum uns zur Bewunderung hinterlassen hat. Dieses Bauwerk, eines der schönsten und am besten erhaltenen in Asien, verdient eine besondere Beschreibung." (Taf. 45. Abbild.) Alle Europäer, die Baalbeck gesehen haben, sprechen mit denselben Lobsprüchen von den stolzen Alterthümern.

Das Thal Becaa ist das alte Cöle-Syrien. „Seine Anordnung," setzt Volney hinzu, „wornach es die Gebirgswasser aufnimmt, hat es zu allen Zeiten zu einem der fruchtbarsten Bezirke in Syrien gemacht; auch entsteht da durch die Concentration der Sonnenstrahlen im Sommer eine Hitze, die selbst der in Aegypten nicht nachsteht. Die Luft ist demungeachtet hier nicht ungesund, ohne Zweifel weil sie fortwährend durch den Nordwind erneuert wird und weil das Wasser da nicht stagnirt. Man schläft da ungestraft auf den Terrassen. Vor dem Erdbeben von 1759 war das ganze Land mit Dörfern und Feldern in den Händen

der Motualis bedeckt, aber die Verheerungen, welche jene Erscheinung anrichtete, und die, welche in den Kriegen der Türken folgten, haben fast alles vernichtet."

Seit 1785, als Volney diese Gegend verließ, ist das Elend daselbst durch die Erdbeben und die Kriege noch höher gesteigert worden.

Engpässe führen aus dem Thale Becaa in das des Orontes oder Aasi. Folgt man dem Laufe dieses Flusses nach N., so findet man am rechten Ufer Homs (Emessus), das ziemlich wichtig ist wegen seiner Manufakturen an den beiden Ufern; Hama, eine große Stadt, berühmt durch ihren blühenden Handel, ihre Industrie und Wasserräder, welche die größten sind, welche man kennt; sie haben bis 32 Fuß im Durchmesser und schöpfen das Wasser in ein Bassin, aus welchem es sich durch Canäle in die öffentlichen und Privatbäder ergießt. Die Umgegend ist wunderbar fruchtbar; Famieh (Apamea), wo die Seleuciden-Könige die Pflanzschule ihrer Reiterei hatten; die reiche Weide nährt noch zahlreiche Heerden; die Fischerei in dem See El Taka, der mit dem Orontes in Verbindung steht, ist sehr erträglich.

„Zu Ende des letzten Jahrhunderts, schrieb Volney 1785, entschlossen sich englische Kaufleute von Aleppo, die es überdrüssig waren von den Beduinen immer von den unermeßlichen Ruinen sprechen zu hören, die sich in der Wüste befänden, über diese wunderbaren Erzählungen ins Reine zu kommen. Ein erster Versuch 1678 war nicht glücklich; die Araber plünderten sie aus und sie mußten umkehren, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Im J. 1691 faßten sie wieder Muth und endlich gelang es ihnen, die angezeigten Bauwerke zu sehen. Ihre Schilderung, die sich in den Philosophical Transactions findet, fand viele Ungläubige; man konnte nicht begreifen, wie in einer von der bewohnten Erde so entfernten Gegend eine so prachtvolle Stadt habe bestehen können. Seitdem aber der Engländer, Ritter Dawkins, 1753 die detaillirten Plane, die er 1751 an Ort und Stelle aufgenommen, bekannt gemacht hat, ist kein Grund zum Zweifel mehr vorhanden, und man mußte zugeben, daß das Alterthum weder in Griechenland, noch in Italien etwas zurückgelassen hat, das sich mit der Pracht der Ruinen von Palmira vergleichen ließ."

Wood, der Begleiter und Redacteur der Reisebeschreibung des Ritters Dawkins, gab die Schilderung dieser staunenswerthen Ruinen heraus; Volney besuchte sie ebenfalls; andere Reisende haben seitdem ihre Schritte dahin gerichtet und alle die Gefühle getheilt, welche jene prachtvollen Trümmer in der Seele der ersten Beschauer erweckten. Man bemerkt besonders den prächtigen Tempel der Sonne, der von colossalen Säulenreihen und einem großen vierseitigen Raume umgeben ist; die vier ungeheuern Granitsäulen in der Mitte des Zuganges, die Trümmer der letztern, die eine Säulenhalle von einer (engl.) Meile zeigen; die Ueberreste eines Triumphbogens und die der Gräber, viereckiger mehrere Stockwerke hoher Thürme von Marmor ohne Verzierungen außen, aber mit Säulen und Sculpturen im Innern bereichert. (Taf. 44. Abbild.)

„Palmyra, das drei Tagereisen vom Euphrat liegt, verdankte sein Glück dem Vortheile, an einer der Straßen des großen Handels zu liegen, der zu jeder Zeit zwischen Europa und Indien bestand. Die beiden Süßwasserquellen, welche der Boden besitzt, waren besonders ein mächtiger Anreiz zur Niederlassung in dieser sonst überall so dürren und trockenen Wüste. Diese beiden Beweggründe zogen ohne Zweifel die Blicke Salomos an und veranlaßten diesen handelnden Fürsten, seine Waffen bis an diese von Judäa so ferne Grenze zu tragen. Er baute da gute Mauern, sagt der Geschichtschreiber Josephus, um sich den Besitz zu sichern, und nannte den Ort Tadmur, was Palmenland bedeutet. Unter diesem Namen bezeichnen ihn noch heute die Araber, die jetzigen Bewohner.

„Der Fall aller großen Metropolen in der Nähe wurde für Palmyra unter der Herrschaft der Perser und unter den Nachfolgern Alexanders die Ursache zur Vergrößerung, die sie zur Zeit der Parther und Römer mit einemmale erlangt zu haben scheint; die Stadt hatte damals eine Zeit von mehrern Jahrhunderten Frieden und Thätigkeit, welche den Einwohnern erlaubten, jene prachtvollen Bauten auszuführen, deren Ueberreste wir noch bewundern."

Unter der Regierung Odenats und Zenobias erreichte sie den Gipfelpunkt ihres Glückes; da sie aber gewagt hatte, gegen die Macht Roms zu kämpfen, wurde sie von Aurelian eingenommen und geplündert, dann von Justinian wiederhergestellt und befestigt, später in den ewigen Kriegen dieser Länder von neuem zerstört; die Canäle des geschwächten Handels wurden durch Aleppo und Damask abgeleitet und Palmyra ist nun ein elendes Dorf, in dem einige hundert Beduinenfamilien leben und wohin man nicht ohne Gefahr gelangen kann.

Man muß die Wüste in der Richtung von NNO. nach SSW. durchreisen, um von Palmyra nach Damask zu kommen, das bei den Arabern El Scham heißt. Diese Stadt, eine der ältesten, welche die Geschichte erwähnt, liegt in einer in S. und O. nach der Wüste zu offenen, in W. und N. aber durch Berge eingeschlossenen Ebene. Die Berge beschränken zwar die Aussicht, es kommen von ihnen aber auch eine große Menge Quellen herab, welche Damask zu dem am besten bewässerten und köstlichsten Orte in ganz Syrien machen. Die Araber sprechen nur mit Begeisterung davon und rühmen fortwährend das Grün und die Frische der Gärten, die Fülle und Mannichfaltigkeit der Früchte, die Menge der Bäche und die Klarheit der Quellen. „Es ist auch, sagt Volney, der einzige Ort, wo es einzeln stehende Lusthäuser in der Ebene giebt. Die Eingeborenen müssen auf diese Vortheile um so mehr Werth legen, als sie in den umliegenden Gegenden seltener sind. Uebrigens ist der magere, kiesige und röthliche Boden zum Getreidebau nicht sehr geeignet. Keine Stadt zählt so viele Canäle und Brunnen. Jedes Haus hat den seinigen. Alles dieses Wasser wird durch drei Bäche geliefert oder vielmehr durch drei Arme eines Flusses, des Bahradby, der, nachdem er die Gärten drei Stunden weit befruchtet hat, sich nach SO. in eine Tiefe der Wüste wendet, wo er einen Sumpf bildet, der Behairat el Madsch (Fichtensee) heißt."

Alle Reisende stimmen darin überein, daß Damask eine der schönsten Städte des ottomannischen Reiches sey; trotz ihrem hohen Alterthume zeigt sie kein altes Gebäude von Wichtigkeit; dafür hat sie im Ganzen einen imposanten Anblick wegen ihrer Moscheen, ihrer Bazare, ihrer Paläste und Caravanserais. (Taf. 45. Abbild.) Sie ist der Sammelplatz zahlreicher Pilger, die sich da aus allen muselmännischen Ländern Europas und Asiens versammeln, um als Caravane nach Mecca zu ziehen. Dieser Zusammenfluß von Fremden hat Damask zu dem Mittelpunkte eines sehr lebhaften Handels gemacht. Burckhardt hält sie für die Stadt des Orients, wo man den größten Handel mit Manuscripten treibe. Die Einwohnerzahl, die der Vorstädte mitgerechnet, beläuft sich auf 140,000 Seelen. Die Meisten sind Araber und Türken. Volney sagt, die Ottomanen sprächen nie von dem Volke Damasks, ohne hinzuzusetzen, es sey das schlechteste im Reiche; die Muselmänner sind da fanatischer und intoleranter als irgendwo.

Viele Reisende haben die Länder des Libanon und Antilibanon durchwandert. Der höchste Gipfel der erstern dieser Ketten beträgt 1491 Toisen. Den größten Theil des Jahres hindurch liegt der Schnee darauf. Man sieht ihn vom Meere aus in einer Entfernung von 30 Stunden.

Fast die ganze Küste zwischen Latakieh und Tripoli ist eine ebene Fläche. „Die zahlreichen Bäche, die hier fließen," sagt Volney, „geben ihr große Fruchtbarkeit; aber trotz diesem Vortheile ist die Ebene weit weniger bebaut als die Berge, selbst den Libanon nicht ausgenommen, ob er gleich von Felsen und Fichten starrt. (Taf. 45. Abbild.) Die Haupterzeugnisse sind Weizen, Gerste und Baumwolle."

Geht man nach S., so findet man Dschebele (Gabala), wo es römische Ruinen giebt; Merkab, einen steilen Ort zwischen alten Festungswerken; Tortosa, deren Mauern auf Felsen ruhen und die von Höhlen umgeben ist, welche als Begräbnißplätze dienten. Gegenüber liegt das Inselchen Ruad, sonst Stadt und mächtige Republik unter dem

Namen Aradus, Handel, Manufakturen und Künste blühten dort. Gegenwärtig ist die Insel öde und wüst, und die Sage hat nicht einmal die Erinnerung an eine Süßwasserquelle bewahrt, welche die Araber auf dem Meeresgrunde entdeckt hatten.

Tripoli (Tarabolos der Orientalen) liegt eine kleine Viertelstunde von der Mündung des Nahr el Kadeh und wird von Irby und Mangles für eine der am besten gebauten Städte in Syrien gehalten. Sie ist von mäßigem Umfange, von Gärten und gut bebauten Feldern umgeben; ihr Handel ist ziemlich lebhaft, obgleich der Ankergrund ihrer Rhede wegen der Felsen gefährlich ist.

Im S. von Tripoli ist der Kesrauan, der sich von dem Nahr el Kelb über den Libanon bis nach Tripoli selbst erstreckt. Dschebail (Byblos), die bedeutendste Stadt in diesem Bezirke, hat nicht mehr als 6000 Einw.; kaum ist eine Spur von dem alten Hafen übrig geblieben. Der Nahr el Ibrahim (Adonis) hat die einzige Brücke, welche man von Antiochien an findet, die von Tripoli ausgenommen. Sie hat einen einzigen Bogen von 50 Schritt Breite, ist leicht gebaut und über 30 Fuß über dem Ufer erhoben; sie scheint ein Werk der Araber zu seyn.

Im Innern der Berge sind die von den Europäern am meisten besuchten Oerter die Dörfer Eden und Bischarrai. Während des Winters wenden sich mehrere Bewohner an die Küste hinab und lassen ihre Häuser unter dem Schnee mit einigen Personen zur Bewohnung. Von Bischarrai begiebt man sich zu den Cedern, die 7 Stunden entfernt sind. Diese berühmten Bäume befinden sich auf unebenem Boden und bilden einen kleinen Wald. „Ich zählte die ältesten, die noch in gutem Zustande waren, sagt Burckhardt; es waren zwölf; etwa funfzig andere waren von mittlerer Stärke und über 300 klein und jung. Die ältesten haben mehrere Stämme, die aus einer Wurzel kommen, und man liest an ihnen die Namen vieler Reisenden von 1640 an."

An der Grenze des Kesrauan, eine Stunde in N. von dem Nahr el Kelb, liegt das kleine Dorf Antura, wo die katholischen Missionaire ein hübsches Haus in sehr angenehmer Lage haben.

Beirut (Berytus), südlich von der Mündung des Nahr el Sahib, liegt in einer Ebene an dem Meere. Bis in die letztere Zeit führten über diesen Hafen die Drusen und Maroniten die Baumwolle und Seide aus, die sie geerntet hatten, und erhielten die Waaren, gegen welche sie dieselben vertauschten.

Das Land der Drusen erstreckt sich östlich von Beirut in die Thäler des Libanon von Balbeck bis Arnun. Der bemerkenswertheste Ort ist Dair el Camar (Haus des Mondes), wo die Emire wohnen. Dieser schlecht gebaute Flecken liegt an dem Abhange eines Berges, an dessen Fuße ein Beifluß des Nahr el Damur (Tamyrus) fließt. Die Bevölkerung besteht aus Drusen, Maroniten, Griechen und einigen Türken.

Der Palast, den Volney gesehn hatte, war nur ein großes schlechtes Haus, das einzustürzen drohte. Der, welchen Lamartine beschrieb, ist prachtvoll; der Fußboden des Pavillons in SW. besteht aus getäfeltem Marmor und hat einen Springbrunnen in der Mitte; die Wände sind mit Elfenbein ausgelegt, vergoldet und mit arabischen Inschriften in großen goldenen Buchstaben geschmückt, so wie die Wände des Audienzsaales des Emirs, dessen eine Seite mit Draperien von den reichsten Caschemirgeweben bedeckt ist.

Die Drusen sind ein kleines Volk, das seine Entstehung einer Spaltung zwischen den Muselmännern im Anfange des 11. Jahrh. unserer Zeitrechnung verdankt. Die neuen verfolgten Sectenanhänger flüchteten sich in den Libanon und hielten sich so. Nachdem sie lange ihre Unabhängigkeit vertheidigt hatten, mußten sie endlich die Oberherrschaft des Sultans anerkennen; sie bezahlen ihm einen Tribut und werden übrigens durch ihren Emir regiert.

In Hinsicht der Religion zerfallen sie in occals (Eingeweihete) und dschahats (Unwissende). Sie verehren einen einzigen Gott, der in dem Kalifen Hakem (Biamr Allah) Fleisch wurde. Zu diesem Aberglauben kommen noch viele andere. Uebrigens beobachten sie keinen der religiösen Gebräuche, die bei den benachbarten Völkern üblich sind, und halten die Ceremonien ihres Cultus sehr geheim, weshalb man sie beschuldigt, sie begingen dabei Abscheulichkeiten, eine Beschuldigung, der wenige Religionen entgangen sind. Ihre heiligen Bücher sind endlich zum Theil bekannt geworden, und man hat viele Träumereien darin gefunden.

Die Drusen sprechen das Arabische sehr rein, sind schöne Leute, kriegerisch und unternehmend, gastfrei und arbeitsam; ihre Frauen haben einen schönen Teint und ihr vortheilhafter Wuchs wird durch den seltsamen Kopfputz noch hervorgehoben, nämlich ein silbernes gerades einen Fuß langes Horn mit ciselirten Figuren, woran ihr Schleier hängt, der anmuthig an jeder Seite des Gesichtes herabfällt.

Man schätzt die Einwohnerzahl des Landes der Drusen auf 120,000 Seelen. Die Aufnahme, welche die Griechen und Armenier bei ihnen fanden, bestimmten diese Christen mehrere Klöster zu gründen. Das hauptsächlichste ist das von Marhanna, das auf einem steilen Hange liegt, an dessen Fuße im Winter ein Bach fließt, der Nahr el Kelb. Dieses Kloster ist besonders wegen einer arabischen Buchdruckerei wichtig.

Die Maroniten haben den Theil von Kesrauan in N. von dem der Drusen inne; ihr Scheik hängt von dem Emir der letztern ab; sie zahlen den Ottomanen Tribut und erkennen die Supermatie des Pabstes an. Ihr Patriarch residirt im Kloster von Kanobin in den Bergen, 10 Stunden in OSO. von Tripoli an dem Nahr Kadis. Man zählt über 200 Frauen- und Männerklöster in ihrem Gebiete.

Die Bevölkerung dieses Bezirkes beträgt etwa 150,000 Seelen; die Maulbeerbäume und die Weinstöcke sind der Hauptgegenstand des Anbaues. „Man kann," sagt Volney, „die ganze Nation in zwei Classen zerfallen ansehen, in das Volk und die Scheiks. Unter diesem Worte versteht man die angesehensten Einwohner, die durch das Alter ihrer Familien und ihren Wohlstand sich vor der Menge auszeichnen. Alle leben in den Bergen verstreut in Dörfern, Weilern und einzelnen Häusern, was in der Ebene nicht stattfindet. Die ganze Nation treibt Ackerbau. Selbst die Scheiks leben so und sie zeichnen sich vor dem Volke nur durch einen schlechten Pelz, ein Pferd und einige unbedeutende Vorzüge in der Nahrung und Wohnung aus; alle leben frugal, aber ohne Entbehrungen, weil sie wenige Luxusgegenstände kennen. Im Allgemeinen ist das Volk arm, aber Niemanden gebricht es an dem Unentbehrlichen, und wenn man Bettler da sieht, so kommen sie mehr aus den Städten an der Küste als aus dem Lande selbst. Das Eigenthum ist so heilig wie in Europa. Man reist in der Nacht und am Tage so sicher wie in keinem andern Theile des Reiches. Der Fremde findet gastliche Aufnahme wie bei den Arabern, doch bemerkt man, daß die Maroniten weniger freigebig und etwas geizig sind. Nach den Grundsätzen des Christenthumes haben sie nur eine Frau, die sie oft heirathen, ohne sie vorher gesehen zu haben. Gegen die Grundsätze derselben Religion haben sie die arabische Sitte des Wiedervergeltungsrechtes beibehalten, und der nächste Verwandte eines Getödteten muß denselben rächen. In Folge des Mißtrauens und des politischen Zustandes des Landes gehen alle Männer, die Scheiks wie die Bauern, fortwährend mit Flinte und Dolch bewaffnet. Da das Land keine regelmäßigen Truppen unterhält, so muß jeder marschiren, wenn es Krieg giebt, und würde diese Miliz gut angeführt, so wäre sie gewiß besser als manche europäischen Truppen. Nach den neuesten Zählungen können sie 35,000 Waffenfähige stellen."

Im N. von dem Lande der Maroniten erstreckt sich das der Ansarieh oder Nassaris, eines ackerbauenden und ungebildeten Volkes, das die Gebirgskette zwischen Antakieh und dem Nahr el Kebir bewohnt. Es zerfällt in mehrere Völkerschaften oder Sekten, die sich dem Islamismus mehr oder weniger nähern, aber die Dogmen dieser Religion sind mit andern Glaubensarten vermischt, woraus ein unförmliches Ganze entstanden ist.

Die Ansarieh zahlen einen Tribut an den Pascha von Tripoli. Ihre Berge sind meist minder steil als die des Libanon und folglich zum Anbaue geeigneter, aber auch den Türken mehr blosgestellt; deshalb sind sie

ohne Zweifel bei größerer Fruchtbarkeit doch weniger bevölkert als die der Drusen und Maroniten.

Eine gewisse Zeit lang spielten die Motualis, welche das Thal Becaa bewohnen, eine Rolle und machten sich ihren Nachbarn furchtbar; sie waren Schiiten-Muselmänner; nach verschiedenen Wechselfällen aber sind sie fast ganz vernichtet worden; die übriggebliebenen flüchteten sich in den Antilibanon und Libanon der Maroniten, und wahrscheinlich erlöscht ihr Name ganz.

Steigt man vom Libanon nach der Küste hinab, so kommt man vor dem Kloster Mar Elias Alzo vorüber, wo seit mehrern Jahren Lady Esther Stanhope wohnte (die im Jahre 1839 starb. — D.). Diese Engländerin, die Nichte des berühmten Ministers Pitt, hatte die Sitten des Orients völlig angenommen und stand bei den Beduinen-Arabern in großem Ansehen. Ihre Empfehlung war, wenigstens in frühern Zeiten, ein sicherer Schutz, um ohne viel Unannehmlichkeiten in der Wüste reisen zu können.

Drei Stunden vom Kloster findet man Saide, das im fernsten Alterthume unter dem Namen Sidon durch seinen unermeßlichen Handel und seine Reichthümer so sehr berühmt war. Es war die Mutter aller phönizischen Städte. Gegenwärtig ist es von Ruinen bedeckt; seine Gebäude sind verschwunden; der alte prächtige Hafen, der durch große Dämme gebildet wurde, ist verschüttet, und der jetzige kleine von Sand ebenfalls fast ausgefüllt. Doch wird hier noch immer ein ziemlich ansehnlicher Handel getrieben, weil die Stadt der Hauptstapelplatz von Damask und dem Innern ist. Man bemerkt in der Umgegend Gräber in dem Felsen; Hasselquist, der schwedische Reisende, hält sie für die der Könige dieses Landes; jetzt sind sie offen und dienen den Hirten als Zufluchtsort.

Sieben Meilen in S. von Saide liegt Sarfeid (Sarepta), ein großes Dorf, auf einem Hügel, von wo man eine herrliche Aussicht hat, umgeben von Oliven- und Obstbaumgärten.

Weiter hin kommt man über den Casmieh (Letane), der aus dem Thale Becaa kommt, geht an Ruinen hin und bemerkt im S. einer Bai eine Stadt am Nordende einer Halbinsel. Man nennt sie Sour; sie ersetzt Tyrus, die im Alterthume die Königin der Meere war, einen Theil der Küsten des Mittelländischen Meeres und Atlantischen Oceans mit ihren Colonien bedeckte und durch ihren Handel einen ungeheuern Reichthum erlangte. Tyrus lag anfangs auf dem Festlande, die Bewohner versetzten aber später, um sich den Angriffen eines Königs von Assyrien zu entziehen, ihre Wohnungen auf eine benachbarte Insel; Alexander verband, um sie zu erreichen, die Insel mit dem Festlande durch einen Damm, der durch Ansetzung von Schlamm ꝛc. in eine Landzunge verwandelt worden ist und an welchem man noch jetzt die Bogen einer Wasserleitung bemerkt, welche Quellwasser zu der Stadt führte. Der von Menschenhänden ausgegrabene Hafen von Sour im N. der ehemaligen Insel ist so von Sand erfüllt, daß kleine Kinder hindurchgehen können. Die Oeffnung wird durch zwei correspondirende Thürme vertheidigt, wo man sonst eine Kette von 50 bis 60 Fuß befestigte, um den Hafen ganz zu verschließen. Eine Mauer, deren Spur man noch verfolgen kann, schloß die ganze Insel ein, die zum großen Theile mit Trümmern bedeckt ist. Zwischen dem Ufer und den Felsen in der Höhe des Wassers, in einer Entfernung von 300 Schritten öffnet sich eine Art Rhede, wo Schiffe in ziemlicher Sicherheit ankern. In der letztern Zeit hat sich Sour wieder etwas gehoben und ist eine recht hübsche Stadt geworden. Kehrt man an das Festland zurück, so findet man große Ruinen: ein Schloß und große Cisternen, deren Bau die Sage dem Könige Salomo zuschreibt. Sie empfangen ihr Wasser aus Quellen und theilen es dann der alten Wasserleitung mit. Dann übersteigt man auf einem steilen Wege, der in den Kalkfelsen gehauen ist, einen Berg, dessen Verlängerung nach dem Meere zu das Weiße Vorgebirge bildet. Ist man auf der andern Seite hinabgestiegen, so kommt man vor einem großen Trümmerhaufen vorüber, unter welchem, nach dem Meere zu, eine sehr schöne Quelle hervorkommt.

Zwei Stunden weiter hin geht man über einen sehr rauhen Berg und gelangt dann in die Ebene von Acre. Der Weg dahin ist sehr steinigt, nach dem Zeugnisse Maundrells entschädigt aber die Schönheit der Ebene vollkommen für die Mühe.

Wenn man etwa eine Stunde in dieser Ebene gereist ist, gelangt man nach Zib, einer alten Stadt, die auf einer Erhöhung an der Küste liegt, und nach weitern drei Stunden findet man Acre (Acco-Ptolemals). Diese Stadt, bekannt unter dem Namen St. Jean d'Acre, war im Mittelalter die letzte, welche die Muselmänner den christlichen Königen von Jerusalem entrissen; in unsern Tagen widerstand sie den wiederholten Angriffen Napoleon Bonapartes. Sie ist von mäßigem Umfange, am Nordende einer Bai gelegen und auf einem Vorgebirge erbaut. Der Hafen in S. von der Stadt ist klein, doch wird ein ansehnlicher Handel da getrieben. Da die Rhede im Winter nicht sicher ist, so ankern die Schiffe zu Caiffa (Sycaminus), das gegenüber liegt am Fuße des Berges Carmel. Dieses berühmte Vorgebirge, das 2000 Fuß hoch ist, bildet die südliche Spitze der Bai von Acre und steigt mit einemmale empor. „Seine Seiten und sein Gipfel," sagt Munro Vere, ein englischer Reisender, der es 1833 erstieg, „sind mit wilden Blumen und Gesträuchen bekleidet. Das neuerdings gebaute Kloster ist groß und nimmt etwa die Stelle jenes ein, das da stand als die Christen das heilige Land verloren hatten; es ist den Propheten Elias geweiht. Von diesem Punkte aus hat man eine herrliche Aussicht. Die dreifarbige Fahne wehete auf der Kapelle des Klosters; Frankreich war die Beschützerin des heiligen Landes.

„Der Carmel ist seiner ganzen Ausdehnung nach von Höhlen durchwühlt, die sonst von Fischern oder Eremiten bewohnt wurden. Noch bezeichnet die Sage einige als Wohnungen des Elias und anderer Propheten. Die Kette des Carmel senkt sich allmälig nach S. zu; unser Weg zog sich zwischen ihm und dem Meere hin; die Ebene, die anderthalbe Meile breit ist, wird gegen die Wogen durch eine Felsenwand vertheidigt, aus welcher man Steine zum Baue gebrochen hat."

Diese Küste ist von Ruinen alter Städte bestreut; in Amah (Dorum) befindet man sich an der südlichen Grenze Phöniziens, in welchem man von Tripoli an reist.

Kapitel LXVIII.

Ottomanisches Reich. — Palästina (Canaan oder das Heilige Land).

Vier Stunden südlich von dem Berge Carmel bezeichnet der Lauf des Coradsche (Chorpus) die nördliche Grenze Palästinas; dann gelangt man an das Ufer des Nahr Zerca, über welchem eine Wasserleitung, Wälle und verschiedene gut erhaltene Gebäude ein unbeschreibliches Erstaunen erregen. Es sind dies die Ueberreste von Cäsarea, der prachtvollen Stadt, die von Herodes zu Ehren Augusts erbaut wurde. Man findet hier Straßen und öffentliche Plätze, und nach dem Grafen von Forbin würde es leicht seyn, wenn man die Thore wiederherstellte, den Ort zu bewohnen und zu vertheidigen. Zwei Stunden weiter hin entfernt sich die Straße von der Küste und führt über die fetten Weiden des grünen Thales von Saron, das sich unabsehbar ausdehnt. Es wird jedoch nicht von den arabischen Hirten besucht, weil es in der Mitte kein Wasser hat. Der Weg nähert sich dann wieder dem Meere. Man sieht das Dorf Arsuf, welches an der Stelle von Apollonia liegt, und gelangt nach Jaffa (Joppe).

Diese kleine Stadt hat einen Hafen, der zwar schlecht ist, in dem aber doch die meisten christlichen Pilger landen, weil er am nächsten bei

Jerusalem liegt. Er wurde deshalb auch von einer Menge von Reisenden beschrieben. Er war der Haupthafen der Hebräer.

Chateaubriand landete da, nachdem er an der Küste dahin gefahren war. „In der Ferne erhebt sich das Amphitheater der Berge Judäas. Vom Fuße dieser Berge reicht eine weite Ebene bis an das Meer. Man sah da kaum einige Spuren von Anbau und statt aller Wohnungen ein gothisches verfallenes Schloß, über das hinweg ein verlassenes Minaret ragt. Am Meeresufer endigt sich das Land in gelben, schwarz gefleckten Felsen . .

„Jaffa zeigt nur einen abscheulichen rund zusammengedrängten Haufen von Häusern, die amphitheatralisch am Hange einer hohen Küste erbaut sind. Das Unglück, das diese Stadt so oft heimgesucht, hat die Ruinen vervielfältigt; eine Mauer, die mit ihren beiden Endpunkten an das Meer stößt, schließt sie von der Landseite ein und schützt sie vor einem Handstreiche."

„Im O. und NO. von Jaffa erstreckt sich eine fast ganz flache Ebene ohne Fluß und Bach im Sommer," sagt Volney, „die im Winter aber von einigen Wildbächen bewässert wird. Trotz dieser Dürre ist der Boden zum Anbaue nicht ungeeignet; man kann ihn selbst fruchtbar nennen; denn wenn der Winterregen nicht mangelt, gedeiht alles vorzüglich; die schwarze fette Erde bewahrt so viel Feuchtigkeit, daß sie Getreide rc. im Sommer zur Reife bringen kann. Man säet da Durra, Sesam, Wassermelonen und Bohnen, sowie Baumwolle, Gerste und Weizen; aber obgleich die letztere am geschätztesten ist, baut man ihn doch am wenigsten, weil er die Habsucht der türkischen Befehlshaber und die Raubsucht der Araber reizt."

Geht man über die Berge in O., so gelangt man in das ehemalige **Samaria**, jetzt das Land **Naplus** genannt. Die Stadt dieses Namens, in der Nähe von **Sichem** gelegen, nimmt die Ostseite des Berges Garizim, gegenüber dem Berge Ebal ein in einem schmalen sehr fruchtbaren Thale von entzückendem Aussehen. Naplus ist gleichsam die Hauptstadt der Juden von der Secte der Samariter und bedeutend durch den Handel und die Industrie. Auf dem Berge Garizim hatten die Könige von Samaria einen Tempel erbaut, welcher mit jenem von Jerusalem wetteifern sollte. Eine Sage verlegt nach Naplus die Grabgrotte mehrerer der bei den Hebräern sonst berühmten Personen, und es wird deshalb von den Juden noch mit Ehrerbietung besucht. Unter den Brunnen in der Nähe gilt einer für den des Jacob, bei welchem Jesus mit der Samariterin sprach.

Zwei Stunden im N. steht Sebasta, ein ärmliches Dorf, an der Stelle von **Samaria**, der Hauptstadt des Königreichs Israel, die durch einen König Assyriens zerstört wurde. Herodes baute sie wieder auf, schmückte sie mit prächtigen Gebäuden und nannte sie zu Ehren Augusts Sebaste; man sieht nur noch einige Säulen stehen und mehrere andere, die unter zahlreichen Trümmern umher liegen.

Bald öffnet sich das Thal Esdrelon, das fruchtbarste im Lande Canaan. An dem Südostende desselben erhebt sich der Berg **Thabor**, der durch die Himmelfahrt Christi berühmt ist. Dieser Berg ist ein stumpfer Kegel, etwa 500 Klaftern hoch, und man hat von ihm aus eine der reichsten Aussichten in Syrien; der Gipfel hat zwei Stunden im Umfange. Sonst trug er eine Citadelle, von der aber kaum noch einige Steine übrig sind. Von da bemerkt man in S. eine Reihe von Thälern und Bergen, die sich bis nach Jerusalem ziehen. Am 17. April 1799 gewann die französische Armee eine Schlacht bei dem Thabor.

Zwei Stunden weiter nach N. findet man die kleine Stadt **Nazareth**, wo Jesus die ersten Jahre seines Lebens verbrachte. Das lateinische Kloster ist ein umfängliches Gebäude und die Kirche eine der schönsten in Palästina. In der unterirdischen Kirche sind mehrere in Kapellen verwandelte Grotten nach einem frommen Glauben Theile der Wohnung der heiligen Jungfrau. Weiter hin zeigt man verschiedene andere Oerter, die ebenfalls durch den Aufenthalt des Erlösers geweiht wurden. **Cana**, ein kleines Dorf in der Nähe, ist durch das erste Wunder Christi merkwürdig. Man befindet sich hier in Galiläa, dessen Ebenen fruchtbar sind.

„Wendet man sich nach O., so geht man über den Jordan und gelangt in die Ebenen des Hauran, die sehr groß sind. Die muselmännischen Pilger, die fünf bis sechs Tage hindurchziehen auf ihrer Wanderung nach Mecca, bezeugen, daß sie hier bei jedem Schritte Spuren von ehemaligen Wohnungen finden. Doch sind sie minder merkwürdig in den Ebenen, weil es da an dauernden Materialien fehlt; der Boden ist da eine harte Erde ohne Steine und fast ohne Kiesel. Was man von der jetzigen Fruchtbarkeit erzählt, entspricht vollkommen der Vorstellung, welche die Bücher der Hebräer davon geben. Ueberall, wo man den Weizen säet, trägt er vielfältig, wenn es nicht an Regen fehlt. Die Pilger versichern selbst, die Bewohner wären größer und kräftiger als die übrigen Syrier; sie müssen auch in anderer Hinsicht sich von diesen unterscheiden, weil ihr ungemein heißes und trockenes Clima mehr dem Aegyptens als jenem Syriens gleicht. Wie in der Wüste fehlt es an Quellen und Holz; man brennt deshalb Mist und baut Hütten von geschlagener Erde und Stroh. Die Eingeborenen sind sehr braun und bezahlen Tribut an den Pascha von Damask. Die meisten ihrer Dörfer stellen sich aber unter den Schutz irgend eines arabischen Stammes, und wenn die Scheiks klug sind, gedeiht das Land und ist sicher. Diese Sicherheit findet sich auch mehr in den Bergen, welche die Ebenen begrenzen in W. und N., und dieser Umstand hat viele Drusen- und Maronitenfamilien dahin gezogen."

Dieses Zeugniß Volneys wird durch die Erzählungen Burckhardts, Seetzens, der Capitaine Irby und Mangles und anderer Reisenden bestätigt, die das Hauran durchwandert haben. Die beiden letztern gingen auf dem Wege nach Palästina über den Schebel el Scheik und sahen zu ihren Füßen den kleinen See Phiala, den die Alten für die wahre Quelle des Jordans hielten, wahrscheinlich durch einen unterirdischen Lauf, denn er hat keinen sichtbaren Abzug. Weiter hin gelangten sie nach **Panias** (Caesarea Philippi); diese Stadt spielte eine große Rolle in den Kriegen der Fürsten von Aleppo und Damask mit den Kreuzheeren, welche sie Paneas nannten. Sie wird von der einen Seite von einem Arme des Jordans, der von NW. kommt, von der andern von einem kleinen Bache und hinten von den Bergen eingeschlossen. Man trifft in der Umgegend mehrere Ruinen, die von Seetzen und Burckhardt untersucht worden sind. Der kleine Fluß Panias kommt aus einer Höhle in einem kleinen Felsen, dessen Seiten mehrere Nischen mit Sculpturen und griechischen Inschriften zeigen. Anderthalbe Meile weiter unten trägt dieser Fluß sein Wasser dem westlichen Arme des Jordans zu, der von einer Verlängerung des Antilibanon kommt, welcher unter dem Namen Dschebel el Scheik bekannt ist. Der Jordan, den die Bewohner des Landes **El Arden** oder **Scharia** nennen, fließt durch den See Tule und gelangt an den See Tiberias. Dieser, der den Krater eines Vulkans zu füllen scheint, ist in der Bibel auch unter dem Namen des Sees von Galiläa und von Genezareth bekannt. (Taf. 46. Abbild.)

Die kleine Stadt **Tiberias** oder **Tabarie** am westlichen Ufer zeichnet sich durch die Schönheit ihrer Lage aus. Die beiden Capitaine Irby und Mangles behaupten, es fänden sich in dem See sehr viele, sehr verschiedene und wohlschmeckende Fische, und an den Ufern desselben trieben einige der Apostel das Fischergewerbe, ehe sie dem Erlöser folgten. Den beiden englischen Reisenden fiel es auf, nicht ein einziges Boot auf diesem schönen See zu sehen.

Bei Tabarie sieht man die warmen Quellen von **Emmaus**, die noch in unsern Tagen häufig von den Kranken benutzt werden. Von Capernaum, Bethsalda, Corozaim und andern Städten in der Nähe dieses Sees sind nur noch Ruinen vorhanden.

Die Reisenden, welche wir eben erwähnten, haben wie Seetzen und Burckhardt das Land nach O. durchwandert. Nur mit Mühe konnten sie die Araber bewegen, sie zu führen. Sie sahen da Bosra (Bostra), dessen Alterthümer noch an die Wichtigkeit und den Glanz zu der Zeit

Trajans und Alexander Severus erinnern, die sie befestigten und verschönerten. Sie war damals der Hauptort einer römischen Provinz.

Dscherasch (Gerasa), weiter nach S., muß eine prachtvolle Stadt gewesen seyn. Sie ist an den beiden Seiten eines Thales erbaut, das von einem Flusse durchströmt wird, und scheint zwei Straßen gehabt zu haben, die sich in der Mitte rechtwinkelig durchschnitten und die eine Doppelreihe von Säulen zierte. Nirgends trifft man so viele prächtige Gebäude neben einander auf so kleinem Raume.

Rabbath Ammon (Philadelphia) ist eine andere seit mehrern Jahrhunderten verlassene Stadt. Die Ruinen eines bedeutenden Palastes, ein prächtiges Amphitheater und Tempel verrathen den ehemaligen Glanz.

Die Berge, welche diese Gegend in O. begrenzen, hießen sonst Galand; die östlichsten sind eine Uebereinanderthürmung von Felsmassen von düsterm Aussehen, die, wie Volney sich ausdrückt, „in der Ferne den Anfang der Wüste und das Ende des bewohnten Bodens anzeigen."

Sie schließen sich in N. dem Hermon an, dem südlichem Arme des Antilibanon; der Berg Basan, in dem nördlichen Theile, ist durch seine treffliche Weide und seine Eichenwälder berühmt. Der Berg Abarim endigt in S. in dem Nebo, auf welchem Moses starb und von dessen Gipfel aus er das gelobte Land erblicken konnte, das er ni t betreten sollte.

Die Ebene zwischen den Bergen und dem Jordan ist meist dürr, uneben und von fruchtbaren Thälern durchschnitten. Irby und Mangles kamen in dem Dorfe Szalt auf einem Wege durch Weinberge an, die von Mauern eingeschlossen waren. Die Umgegend ist auch mit Olivenbäumen bedeckt; mehr als zwei Drittel der Bevölkerung besteht aus Christen. Hier und da bemerkt man Ruinen von Gebäuden und in den Felsen gehauene Gräber. Die Reisenden halten Szalt für Mascheron, wo der heilige Johannes enthauptet wurde.

Die Reisenden gingen dann durch den Jordan, der damals angeschwollen und sehr reißend war, so daß die Pferde hindurch schwimmen mußten. Die Ebene, in die sie gelangten, ist fruchtbar und verlängert sich in N. bis Naplus. Maundrell durchreiste sie. Als er bei dem Kan Leban herauskam, fand er einen noch steinigtern Weg und ein noch gebirgigeres und sehr rauhes Land, wo er mehrere verfallene Dörfer bemerkte. Offenbar hatte sonst der Ackerbau da geblüht.

Bir liegt angenehm auf einem Hügel nach S. zu. Nachdem der Reisende 2 St. 20 Min. in dieser Richtung weiter gegangen war, bemerkte er von der Spitze eines Hügels aus Jerusalem.

Wie wir vorher gesagt haben, ist die von Pilgern am meisten besuchte Straße die von Jaffa. Man geht zuerst in Gärten hin, die nach dem Zeugnisse Chateaubriands „sonst reizend gewesen seyn müssen; dann kommt man in der Ebene von Saron hin, deren Schönheit die Bibel preist; sie ist nicht von gleichem Niveau und bildet vier Plateaus, die durch einen Cordon von kahlen Steinen von einander getrennt sind. Der Boden ist sandig, aber doch ungemein fruchtbar, zeigt aber in Folge des muselmännischen Despotismus überall nur Disteln, dürres verwelktes Gras und nur einige ärmliche Pflanzungen von Baumwolle, Durra, Gerste und Weizen."

Auf dem halben Wege von Jaffa nach Rama oder Ramle findet man einen von allen Reisenden erwähnten Brunnen. Bald bemerkt man dann Ramle in reizender Lage am Ende eines der Plateaus der Ebene. Von da begiebt man sich durch einen Wald von Nopals nach dem Minaret einer verlassenen Moschee, die sonst der Thurm eines Klosters war, von dem noch schöne Ruinen übrig sind; sie bestehen in einer Art Porticus.

Die Häuser von Ramle sind Hütten mit einer kleinen Kuppel; sie scheinen in einem Walde von Oliven-, Feigen- und Granatbäumen zu stehen und sind von großen Nopals umgeben. In der Mitte dieser Gruppe von Bäumen und Häusern ragen die schönsten Palmen empor. Das Kloster, wo die Reisenden abzusteigen pflegen, gleicht allen andern im heiligen Lande, einer plumpen Feste.

Ramle ist das alte Arimathia. Man spinnt hier Baumwolle und verfertigt Seife. Lod (Lydda und Diospolis), eine halbe Stunde im N., ist eben so verfallen wie Ramle, doch wird zweimal wöchentlich hier Markt gehalten.

Jenseits Ramle reist man nach O. und ge angt zu der ersten Ondulation der Berge Judäas; man kommt in ein Labyrinth von Thälern. An jedem Bergeshange wachsen Zwergeichen und Lorbeeren, sowie in den Thälern Olivenbäume.

In der Nähe eines Dorfes in dem Thale St. Jeremias hörte Chateaubriand plötzlich vernehmlich die französischen Worte: „En avant! marche!" — „Ich drehte mich um," sagt er, „und bemerkte eine Gruppe kleiner nackter Araber, welche mit Palmenstöcken exercirten."

Aus diesem Thale steigt man in das Terebintenthal hinab, das tiefer und schmäler ist als das erste. Man sieht hier Weinstöcke und etwas Durra und kommt über einen Fluß auf einer steinernen Brücke, der einzigen in dieser Einöde; links, unter dem Dorfe Caloni, bemerkt man römische Ruinen. Ist man über den Fluß gegangen, so erblickt man das Dorf Keriet Lefta am Ufer eines andern ausgetrockneten Wildbaches, der einer staubigen Straße gleicht. El Bire zeigt sich in der Ferne an der Straße nach Naplus. Man gelangt immer weiter in eine Wüste hinein, wo einzelne wilde Feigenbäume dem Südwinde ihre geschwärzten Blätter darbieten. Die Erde, die bis dahin einiges Grün behalten hat, wird kahl; die Seiten der Berge erweitern sich und erhalten ein unfruchtbareres Aussehen; bald hört jede Vegetation auf und selbst das Moos verschwindet. Die Berge nehmen eine rothe Farbe an. Man steigt eine Stunde lang in dieser traurigen Gegend empor, um einen hohen Paß zu erreichen, den man vor sich sieht. Ist man dahin gelangt, so wandert man wieder eine Stunde auf einer kahlen mit Steinen überstreuten Hochebene. Plötzlich erblickt man am Ende dieses Plateaus eine Reihe gothischer Mauern mit viereckigen Thürmen, hinter denen sich einige Gebäudespitzen erheben; es ist Jerusalem. (Taf. 46. Abbild.)

Diese Stadt, die von den Arabern El Kods (die Heilige) genannt wird, ist wie so viele andere ein Beispiel von dem Wechsel alles Irdischen, aber bei allen Trümmern und Ruinen noch immer ein Gegenstand der Verehrung für die Christen, die Muselmänner und die Juden. „Alle, ohne Sectenunterschied," bemerkt Volney, „rechnen es sich zur Ehre, die edle oder heilige Stadt zu sehen oder gesehen zu haben."

Deshalb ist die Zahl der Reisenden, welche sie beschrieben haben, endlos; die europäischen Christen wohnen meist in dem Kloster der Väter vom heil. Lande, das unweit der Kirche des heiligen Grabes steht. Das Aeußere dieses Tempels hat nichts Imposantes. (Taf. 46. Abbild.) Das Innere, das Chateaubriand 1806 so gesehen hat wie es seit Jahrhunderten existirte, wurde am 12. Octbr. 1807 durch eine Feuersbrunst zerstört; doch erreichten die Flammen das heilige Grab selbst nicht, das sich in einer Kapelle unter der Kuppel der Kirche befindet, „der ehrwürdigsten auf Erden, man mag sie als Philosoph oder als Christ betrachten."

Mit sehr wenigen Ausnahmen bestätigen alle Reiseschilderungen diesen Gedanken Cheteaubriands und drücken die Gefühle der tiefsten Ehrfurcht, echter Frömmigkeit und religiöser Rührung aus. Sehr klein ist die Zahl derer, welche bei dem Anblicke des Grabes Jesus gleichgiltig geblieben sind.

Am Eingange sieht man den Stein, auf welchen sein Leichnam zum Einbalsamiren gelegt wurde. Ueber dem Grabe ist ein Zelt von weißem mit Gold gesticktem Atlas aufgespannt; die Vorhalle mit carmoisin Seide mit goldenen Blumen ausgeschlagen. Ueber der Kapelle wölbt sich eine Kuppel, unter welcher fortwährend drei Reihen Lampen brennen. Der Stein, auf welchem der Engel saß, ist auf einen Dreifuß gehoben. Das in den Felsen gehauene Grab ist mit Marmor bekleidet und mit einem leichten blauen Stoffe mit weißen Blumen überzogen.

Als Chateaubriand diese ehrwürdige Kirche zum zweitenmale besuchte, ging er auf die Galerie hinauf, wo er den coptischen Mönch und den abyssinischen Bischof traf. „Sie sind sehr arm und ihre Einfachheit erinnert an die schönen Zeiten des Evangeliums. Diese halbwilden Priester

mit sonnverbranntem Gesicht, einem Gewande von blauem Zeuge und ohne ein anderes Asyl als das heilige Grab, machten tiefern Eindruck auf mich, als die griechischen Popen und der armenische Patriarch; ich fordere die mindest religiöse Phantasie heraus, bei dem Anblicke so vieler Personen am Grabe des Erlösers, bei diesen Gebeten in hundert verschiedenen Sprachen an dem Orte selbst, wo die Apostel von dem heiligen Geiste die Gabe empfingen, in allen Sprachen der Erde zu reden, ungerührt zu bleiben."

Die durch das Feuer zerstörte Kirche ist auf demselben Grunde und auf dem alten Platze wieder aufgebaut, da aber die Armuth der Mönche der lateinischen Gemeinde sehr groß ist und sie keine verhältnißmäßige Unterstützung erhalten haben, so mußten sie die Ehre den Griechen und Armeniern lassen, die sehr reich sind. Die neue Kirche ist höchst prachtvoll. Man hat die Vergoldung verschwendet, aber nach dem Zeugnisse mehrerer Reisender hat der gute Geschmack die Aufsicht nicht geführt. Die Unmöglichkeit der Lateiner, den Haupttheil bei der Erbauung zu tragen, hat ihnen das Vorrecht entzogen, das sie sonst hatten, die einzigen Besitzer der heiligen Oerter zu seyn.

Es kommen alle Jahre christliche Pilger in Jerusalem an, besonders in der heiligen Woche. Die zahlreichsten sind die der orientalischen Kirchen. Sie ziehen in zahlreichen Caravanen, achten die Strapazen einer Reise von mehrern hundert Stunden nicht, trotzen der Witterung und leben zu Ende ihrer Wanderung nur von dem, was sie finden. Nicht blos erwachsene Männer übrigens übernehmen so viele Unbequemlichkeiten und Entbehrungen, sondern auch schwache Greise, die nicht sterben wollen bevor sie Jerusalem gesehen haben, Frauen und Mädchen und Kinder, die kaum die Wiege verlassen haben.

In unsern Tagen hat ein junges Bauermädchen aus dem Canton Unterwalden in der Schweiz die Pilgerwanderung nach Jerusalem unternommen. Sie brach 1828 auf und kam 1831 in ihre Heimath zurück.

Die Türken, die Herren von Jerusalem, lassen die Christen nicht anders an die heiligen Oerter, als wenn sie eine Abgabe zahlen; sie verbieten ihnen den Eintritt in die Moscheen und möchten ihnen, wenn es möglich wäre, sogar den Anblick derselben untersagen. Es ist bei Todesstrafe verboten, die Moschee Omars zu betreten, welche an der Stelle des Tempels Salomos erbaut worden ist. „Eine herrliche Platform, die ohne Zweifel von der Natur herrührt," sagt Herr von Lamartine, „die aber offenbar von Menschenhand vollendet wurde, war der erhabene Piedestal, auf welchem sich der Tempel Salomos erhob; jetzt trägt sie in ihrer Mitte den Tempel oder die Moschee Omars, genannt el Sakhara, ein bewunderswürdiges Gebäude in arabischem Style. Es ist eine Masse von Stein in ungeheuern Verhältnissen und achtseitig; jede Seite ist mit sieben Arkaden verziert, die in einer mit Kupfer gedeckten und sonst vergoldeten Kuppel endigt. Die Mauern der Moschee sind mit blauer Email bekleidet; rechts und links ziehen sich große Wände hin, die in leichten maurischen Säulenreihen endigen und den acht Thüren der Moschee entsprechen. Hohe Cypressen, die wie zufällig dastehen, einige Olivenbäume und grüne anmuthige Gebüsche heben die zierliche Bauart der Moschee und die glänzende Farbe der Mauern noch mehr heraus." (Taf. 46. Abbild.)

Der Spanier Badia, der unter dem Namen Ali Bey einen Theil von Afrika und Asien durchwanderte, sowie einige verkleidete Europäer sind in die Moschee eingedrungen. Badia gab eine detaillirte Beschreibung davon; es ist weniger eine Moschee als eine Gruppe von Moscheen, die vorzüglichste, El Aksa genannt, zerfällt in sieben Schiffe, die von Pfeilern und Säulen von schönem braunen Mormor getragen werden; das Mittelschiff, auf dem eine Kuppel sich wölbt, ist 162 Fuß lang und 32 Fuß breit. Vor dem Haupteingange befindet sich eine 284 Fuß lange Straße, in deren Mitte man ein schönes Bassin von Marmor mit einer Fontaine in der Form einer Muschel sieht, die sonst Wasser gab. Am Ende dieser Straße führt eine prachtvolle Treppe zu der Sakhara, die eine andere Moschee ist und den Namen von einem sehr hohen Felsen hat, der sich in der Mitte des Gebäudes erhebt. Es ist von achteckiger Gestalt und jede Seite 60 Fuß lang. Das in trefflichem Geschmacke und sehr reich verzierte Innere wird fortwährend von mehrern tausend Lampen erleuchtet. Unter der Kuppel umschließt ein hohes Gitter von vergoldetem Eisen den Sakhara Allah (den heiligen Stein), den die Muselmänner für jenen halten, auf welchem Jacob das Haupt legte; auch glauben sie, hier sey, nach dem Tempel in Mekka, das Gebet Gott am angenehmsten. Nach einer Sage trägt dieser Stein noch den Eindruck von dem Fuße Mahomeds, der darauf einen Augenblick ruhte, um sein Gebet in der Nacht zu verrichten, als ihn die Stute El Borak in den Himmel trug.

Der arabische Name der Moschee Omars ist El Haram, den auch die von Mekka führt; er bedeutet positiv einen Tempel, einen durch die besondere Anwesenheit Gottes geweihten und den Profanen und Ungläubigen verbotenen Ort. Trotz diesem ausdrücklichen Verbote läßt man Maurer und andere christliche Arbeiter an den Ausbesserungen arbeiten, die im Innern des Tempels nöthig werden.

Mit Ausnahme Lamartines schildern alle Reisenden das Innere Jerusalems als ungemein traurig. Hören wir darüber D. Geramb, einen sechzigjährigen Pilger, der 1832 muthig von dem Kloster Urban in der Schweiz aufbrach. „Ist man einmal im Innern, so verschwindet das Aussehen von Großartigkeit, das in der Ferne auffällt, jene Illusion, welche einen Augenblick durch den imposanten Anblick der Kuppeln, der Moscheen, der Minarets hervorgebracht wird. Jerusalem zeigt sich wie es wirklich ist, als eine Stadt von Schutt und Trümmern. Die viereitigen meist kleinen, niedrigen Häuser mit glattem Dache, über welchem sich bisweilen eine kleine Rotunde erhebt, gleichen einer Masse von Steinen, die zusammengesetzt sind um später ein Haus davon zu bauen, nicht aber einer Wohnung." Chateaubriand und Michaud stimmen darin ganz mit Geramb überein.

Die einstimmige Meinung ist die, man müsse, um diese Stadt im Ganzen zu überschauen, seine Stellung auf dem Oelberge nehmen. Er erhebt sich im O. der Stadt und ist von ihr durch das Thal Josaphat getrennt, in welchem der Bach Kidron fließt. Die Pilger verfehlen nicht, diesen Berg zu besuchen, sowie die Gräber der Könige im N. in geringer Entfernung von der Grotte des Jeremias. Dann gehen sie um die Stadt herum und betrachten die Gräber des Absalon, Josaphat und Zacharias in dem Thale Josaphat.

Die Bevölkerung von Jerusalem beträgt ungefähr 30,000 Seelen und besteht aus Muselmännern, Christen und Juden. „Die Industrie und der Handel," sagt Michaud, „geben wenig Hilfsmittel; die Stadt, die Felsen und die Berge umher haben nie Ernten gekannt. Jeder lebt von seinem Glauben. Der Orient hat keine Secten, die nicht Almosen nach Jerusalem schickten; die armenischen und griechischen Pilger bringen ansehnliche Summen dahin; die Gaben und Geschenke der Frommen erhalten so die christliche und jüdische Bevölkerung; die Muselmänner haben ihren Vortheil von allen diesen durch die Frömmigkeit daher geschickten Schätzen, und wenn jede Secte von dem Glauben lebt, den sie bekennt, so kann man sagen, daß die Muselmänner von dem Glauben Aller leben."

Die Juden wohnen in dem schmuzigsten Stadttheile; alle in Palästina sind so arm, daß sie jedes Jahr unter ihren Brüdern in Aegypten und der Berberei Almosen einsammeln lassen.

Die Hauptindustrie der Bewohner Jerusalems besteht in der Verfertigung von Rosenkränzen, Nachbildungen des heiligen Grabes und andern ähnlichen Gegenständen, die mit Perlenmutter ausgelegt werden.

Haben die Pilger in Jerusalem ihre religiösen Pflichten erfüllt, so machen sie die Wanderung nach dem Jordan. Sie gehen über den Oelberg, an dessen Fuße man die Stelle des Gartens von Gethsemane zeigt, wohin sich Jesus bisweilen zurückzog, wo er am Tage vor seinem Leiden betete und wo er von Judas Ischarioth verrathen wurde. Etwas weiter hin nach O. liegt das kleine Dorf Bethanien, wo man nach der Sage noch das Haus Marthas, Marias und deren Bruders Lazarus, das

Grab des letztern und andere Gegenstände zeigt, die in der Bibel erwähnt werden.

Dann gelangt man in ein düsteres tiefes Thal, eine wahre Räuberhöhle, die Stelle, wo der Reisende geplündert wurde, dem ein Samariter beistand. Darauf erweitert sich der Weg über die Berge und ist hier und da gepflastert; es ist vielleicht eine römische Straße.

Am Ende eines Thales entspricht das Dorf Rikha dem alten Jericho. Vor ihm, an den beiden Ufern des Jordans bezeichnet ein Hain die Stelle, wo die Israeliten über den Fluß gingen. Die Pilger eilen zu Pfingsten daher, um sich in dem Wasser zu baden. Sie tauchen ihre Kleider ein, nehmen Baumzweige mit und füllen Flaschen mit dem Wasser des berühmten Flusses, um es als Erinnerungszeichen mit sich zu nehmen.

Steigt man in S. hinunter, so gelangt man an die Einmündung des Jordans in das Todte Meer; etwas weiter oben fließt er in einer tiefen Schlucht durch ein Wäldchen von Tamarindensträuchen, die Chateaubriand zu seinem großen Erstaunen auf diesem unfruchtbaren Boden fand. Der Araber versteckt sich am Ufer, um den Reisenden anzufallen und den Pilger zu plündern. Rae Wilson, der den Jordan im Februar sah, sagt, er sey damals sehr angeschwollen und reißend gewesen; er kostete das Wasser und fand es nicht unangenehm.

Jeder Reisende hat den Anblick des Todten Meeres als höchst traurig beschrieben; es wird in N. von Sanddünen begrenzt, zwischen welchen man Riffen folgen kann, die sich in dem von den Sonnenstrahlen gedörrten Schlamme bilden. Es herrscht auf diesem See eine schauerliche Stille; als Rae Wilson an den mit glühenden Steinen bestreuten Ufern hinging, war das Rauschen der dicken Wogen, die von dem Winde getrieben wurden, noch schrecklicher als die Oede der Ufer, die eine Salzkruste bedeckt, so daß sie wie ein Schneefeld aussehen, auf dem sich einige verkrüppelte Gesträuche erheben.

In dieser Einsamkeit gewährte dem erwähnten Reisenden der Anblick eines Sperbers, der über den See flog, wahrhaftes Vergnügen; auch schien dies die Behauptung derjenigen Lügen zu strafen, welche versichern, die giftigen Ausdünstungen hinderten die Vögel, in der Luft über dem See zu schweben. Chateaubriand hörte einiges Geräusch auf dem See, und die Araber sagten ihm, es rühre von den Legionen kleiner Fische her, welche an das Ufer sprängen, was der Meinung widersprach, daß das Meer kein lebendes Wesen erzeuge. Man hat Muscheln am Strande gefunden; bisweilen sind eisenharte Stücke Erdpech ausgeworfen worden, aus dem man Kreuze macht, die in Jerusalem verkauft werden.

Alle Reisende, welche es versuchten, sich in diesem See zu baden, versichern, das Wasser desselben sey salziger als das des Meeres, und besitze dabei einen unerträglich bittern Geschmack. Diejenigen, welche schwimmen können, schwimmen wie Kork an der Oberfläche; taucht man den Kopf hinein, so empfinden die Augen einen brennenden Schmerz, und wenn man wieder herauskommt, so verdunstet das Wasser nicht am Körper, sondern bleibt auf der Haut und fühlt sich fettig an. Geht man mit Stiefeln in den See hinein, so bedecken sie sich mit Salz wenn sie kaum trocken sind; die Kleidungsstücke aller Art und die Hände sind in weniger als drei Stunden mit diesem Mineral geschwängert.

Das Todte Meer, auch der Asphaltsee genannt, im Arabischen Bahr Lud (Loth's Meer) ist 23 Stunden lang von N. nach S. und 6 Stunden breit. Außer dem Jordan nimmt es noch verschiedene Bäche auf; es biegt sich bogenförmig und liegt zwischen zwei Bergketten, die nicht gleichen Boden haben und sich in den Wüsten in S. verlieren. Die in O haben warme Quellen.

An dem südlichen Ende und an den beiden Ufern standen die schuldigen, zur Zeit Abrahams durch eine entsetzliche Katastrophe zerstörten Städte. Es verengt sich an dieser Stelle, dann erweitert es sich von neuem; die Breite beträgt da etwa eine Meile. Irby und Mangles, die ihre Untersuchungen dahin ausdehnten, fanden den Strand mit Muscheln, Schneckenhäusern und todten Heuschrecken bestreut, die ganz von Salz incrustirt und farblos geworden waren. Sie bemerkten auch ein Paar ägyptische Gänse und sodann einen Flug Tauben, die über den See zogen.

Geht man wieder nach NW., so gelangt man nach Hebron, einer Stadt, die von den Arabern el Kalil (die Vielgeliebte) genannt wird. Man zeigt hier die Grabgrotte Abrahams und Saras, sowie die Gräber anderer Patriarchen. Hebron liegt, wie Volney sagt, am Fuße einer Anhöhe, auf welcher schlechte Mauerwerke, die unförmlichen Ueberreste eines alten Castelles, stehen. Die Umgegend ist ein längliches Bassin von 5 bis 6 Stunden Ausdehnung, angenehm mit steinigten Hügeln, mit Fichtenhainen, Zwergeichen und einigen Oliven- und Weinpflanzungen bedeckt. Von den Trauben macht man keinen Wein, weil die Bewohner sämmtlich eifrige Muselmänner sind, die nicht einmal einen Christen bei sich dulden, sondern Rosinen. Die Landleute bauen auch Baumwolle, die von den Frauen gesponnen und in Jerusalem und Gaza verkauft wird. Dazu kommen einige Fabriken von Seife, zu der die Beduinen die Soda liefern, und eine sehr alte Glashütte, die einzige in Syrien. Sie liefert eine sehr große Menge gefärbter Ringe, Arm- und Knöchelbänder und verschiedene andere Kleinigkeiten, die man bis Constantinopel versendet. In Folge dieser Industriezweige ist Hebron der mächtigste Ort in dieser Gegend.

Die Herren Irby und Mangles sagen auch, die Umgegend sey gut bebaut und in jeder Weinpflanzung stehe ein Thurm zur Bewachung; einige dieser Gebäude schienen sehr alt zu seyn. Geht man nach N., so trifft man Tekoa und Hariatun, wo man Ruinen bemerkt, und gelangt endlich nach Bethlehem, das als Geburtsort Jesus so berühmt ist.

Diese kleine Stadt liegt auf einem Hügel in einer Gegend von Hügeln und Thälern, die man sehr angenehm nennen könnte. „Es ist, nach Volney, der beste Boden in diesem Bezirke; Obst, Wein, Oliven, Sesam gedeihen vortrefflich, aber es fehlt an Anbau wie überall. Die Bewohner, von denen ein Theil Christen ist, bereiten einen weißen Wein, der den Ruf rechtfertigt, welchen sonst die Weine Judäas hatten, aber den Nachtheil besitzt, daß er sehr berauscht."

Das Kloster von Bethlehem ist eine wirkliche Feste mit sehr dicken Mauern; es steht mit der Kirche durch einen von hohen Mauern geschlossenen Hof in Verbindung. Diese Kirche ist gewiß sehr alt, und obgleich oft zerstört und wieder aufgebaut, trägt sie doch Spuren ihrer griechischen Entstehung an sich. Zwei Wendeltreppen, jede von funfzehn Stufen, öffnen sich zu beiden Seiten des Chores und gehen in die unterirdische Kirche hinab. Diese nimmt den Raum des Stalles und der Krippe ein; sie ist in den Felsen gehauen; die Wände dieses Felsens sind mit Marmor bekleidet und das Pflaster der Grotte besteht ebenfalls aus kostbarem Marmor. Sie wird nur durch das Licht von 32 Lampen erleuchtet, die von verschiedenen christlichen Fürsten geschickt wurden. Ganz im Hintergrunde der Grotte, nach Morgen zu, zeigt ein weißer, mit Jaspis ausgelegter und von einem silbernen Reifen in Sonnengestalt umgebener Marmor durch eine über den Strahlen eingegrabene lateinische Inschrift an, daß hier Jesus Christus von der Jungfrau Maria geboren wurde.

Ein Marmoraltar erhebt sich über der Stelle, wo der Messias zur Welt kam; er wird durch drei fortwährend brennende Lampen beleuchtet. Einige Stufen weiter unten findet man die Krippe, und gegenüber nimmt ein Altar die Stelle ein, wo Maria saß, als die drei Weisen kamen, um ihren Sohn anzubeten.

Diese unterirdische Kirche ist durch schöne Gemälde aus der italienischen und spanischen Schule bereichert. Die Pilger besuchen auch das Grab der Unschuldigen Kinder, die Grotte, das Grab des heiligen Hieronymus, und die Gräber anderer heiligen Personen.

Hat man Bethlehem auf einem schmalen und holperigen Wege verlassen, der nach N. führt, so gelangt man nach Rama, einem Dorfe im Gebirge; die Sage verlegt auf ein nahes Feld das Grab der Rahel. Weiter hin findet man die tiefe Schlucht des Baches Kidron, die sich

nach dem Todten Meere hin verlängert. Dieses Bachbett, das austrocknet und nur im Frühjahre ein röthliches schmuziges Wasser führt, kann 350 Fuß Tiefe haben; in dieser Schlucht liegt das Kloster der heiligen Saba. Die Kirche steht auf einer kleinen Anhöhe in dem Flußbette; von da erheben sich die Klostergebäude auf perpendiculären Treppen und in die Felsen gehauenen Gängen und reichen so bis auf den Bergrücken, wo sie sich in zwei vierseitigen Thürmen endigen. Von diesen Thürmen erblickt man die unfruchtbaren Gipfel der Berge Judäas und unter sich schaut das Auge in der ausgetrockneten Schlucht des Baches Kidron hin, wo man Grotten sieht, die sonst von den ersten Einsiedlern bewohnt wurden. „Eine Palme wächst in einer Mauer auf einer der Terrassen des Klosters; ich bin überzeugt, setzt Chateaubriand hinzu, daß alle Reisende sie bemerkten wie ich; man muß von einer so grauenhaften Einöde umgeben seyn, um den Werth eines Büschels Grün würdigen zu können."

Südlich von Bethlehem besuchen die Reisenden die Cisternen, deren Bau man Salomo zuschreibt; es sind drei, die sich übereinander befinden; ihre Tiefe soll beträchtlich seyn; sie sind in ziemlich gutem Zustande und bisweilen voll Wasser. Die höchste wird durch eine reichliche Quelle gespeist, die aus dem Felsen hervorquillt am Fuße der Mauer eines Castelles, dessen Ursprung man ebenfalls dem Salomo zuschreibt. In der trockenen Jahreszeit kommt das Wasser, mit dem Jerusalem außer dem in jenen Cisternen versorgt wird, aus diesen drei Behältern, und wird durch eine Wasserleitung dahin gebracht. Das Thal, wo sie sich befinden, ist tief und malerisch. Es liegt da ein Dorf, wo sich, wie man behauptet, die Gärten befanden, in denen der weise König der Hebräer von seinen Arbeiten auszuruhen pflegte.

Reist man von Hebron aus nach Westen, so gelangt man nach fünf Stunden auf die Höhen, welche von dieser Seite der letzte Zweig der Berge Judäas sind. „Hier, sagt Volney, blickt der Reisende mit Wohlgefallen auf die weite Ebene, die er vor sich hat, und die unter dem Namen Falestin oder Palästina von dieser Seite die Provinz Syrien endigt."

Der Name Falestin kommt von dem der Philister, welche dieses Land ange vor der Zeit bewohnten, als die Hebräer hineinzogen und so lange mit jenen Krieg führten. Man hat vorher gesehen, daß diese Benennung sich weit über das kleine Land hinaus erstreckt hat, die es zuerst bezeichnete.

Jaffa gehört dazu. Weiter hin, nach S., findet man Dörfer, von Arabern bewohnt, welche das Land bebauen. Auf einem Hügel in der Nähe von Masmieh findet man Ueberreste von Wohnungen und unterirdische Gemächer, wie sie die Festen aus dem Mittelalter zeigen.

Yabne (Jamnia) hat nichts Bemerkenswerthes als einen künstlichen Hügel, wie es deren mehrere in dieser Gegend giebt, und einen Bach, den einzigen in diesem Bezirke, der im Sommer nicht austrocknet. Unter den Ruinen, die man dann trifft, ist die beträchtlichste Esdud (Azot), das sonst so mächtig war. Der jetzige Flecken ist nur durch seine Scorpionen berüchtigt.

El Madschebal liegt in einer herrlichen Ebene und ist von einem Wall von Palmen und großen Agaven umgeben. Alle Hecken bestehen hier aus untereinander geschlungenen Nopals, die undurchdringlicher sind als die dickste Mauer. Hier errangen die Kreuzfahrer einen Sieg über den Sultan von Aegypten, und hier lagerte auch in unserer Zeit die französische Armee. Man spinnt in El Madschebal die schönste Baumwolle in Palästina, die jedoch sehr grob ist.

Rechts liegt Ascalon. „Diese Stadt, die keinen einzigen Einwohner mehr hat, sagt der Graf von Forbin, liegt auf einem sehr großen Hügel, der einen Halbkreis bildet; der Abhang nach der Landseite zu ist fast unmerklich, sehr steil dagegen über dem Meere, das die Senne dieses Bogens bildet. Die Mauern, ihre Thore, die Tempel, die Häuser stehen noch. Es fehlt nichts als die Bewohner; die Schakale, die sich in großen Schaaren auf dem öffentlichen Platze sammeln, sind gegenwärtig die alleinigen Herren von Ascalon.

„Diese ganze Küste versandet täglich mehr, so daß die Oerter, die im Alterthume Häfen waren, jetzt 4 bis 500 Schritte weit im Lande liegen. Gaza, setzt Volney hinzu, ist ein Beispiel, das man anführen könnte. Gaza, das die Araber Raze nennen, besteht aus drei Dörfern, von denen eines, unter dem Namen Castell, in der Mitte der beiden andern auf einem mäßig hohen Hügel liegt. Das Serail des Aga, das dazu gehört, ist verfallen wie jenes von Ramle, hat aber den Vortheil einer großen Aussicht; von seinen Mauern umfaßt das Auge das Meer, das durch einen Sandstrand von einer Viertelstunde davon getrennt ist, und die Landschaft, deren Datteln und kahles Aussehen an die Landschaften Aegyptens erinnern.

„Die Lage Gazas hat es zu dem Mittelpunkte der Communication zwischen diesem Lande und Syrien und zugleich zu einer ziemlich bedeutenden Stadt gemacht. Die Ruinen von weißem Marmor, welche man noch bisweilen findet, beweisen, daß sie sonst ein Ort des Luxus und des Reichthums war; sie verdiente wohl diese Wahl. Der schwärzliche Boden der Erde ist sehr fruchtbar und die von fließendem Wasser befruchteten Gärten bringen ohne Beihilfe der Kunst vortreffliche Früchte und Blumen hervor."

Diese kleine Stadt ist noch wegen ihres Handels und ihrer Industrie blühend. Der Durchzug der Caravanen ist ebenfalls für sie eine Quelle des Glückes. Herr von Forbin rühmt auch die Schönheit der Umgegend, „wo Palmen voll saftiger Früchte zeigen, wie die Natur ihre Anstrengung an der Grenze der Wüste verdoppelt."

„Die Franzosen bemächtigten sich Gazas zur Zeit des ägyptischen Feldzugs erst nach einem lebhaften Widerstande. Die Araber dieser Gegend bewahren noch die Erinnerung an jene Fremden. Sie zeigten uns die verschiedenen Stellungen, welche die Truppen inne gehabt hatten, die Oerter, wo die lebhaftesten Kämpfe vorgefallen waren, und streuten Hände voll Sand in die Luft, um die große Zahl der Todten anzuzeigen."

„Jenseits Gaza giebt es nichts als Wüste. Doch, setzt Volney hinzu, muß man nach dem Namen nicht glauben, daß die Erde mit einemmale unbewohnt werde; man findet noch eine Tagereise lang längs dem Meere einigen Anbau und einige Dörfer."

Kapitel LXIX.

Arabien.

Die Wüste, die sich in S. von Gaza ausdehnt, wird von den Arabern Baral el Scham (die Wüste von Syrien) genannt. Zur Zeit Volney's war das Land noch von keinem Reisenden besucht worden; dieser Schriftsteller, der es sehr gut beschreibt, setzt hinzu, es verdiene besucht zu werden, und es ist in spätern Zeiten vielfach bereist worden, z. B. von Seetzen, Burckhardt, den Capitainen Irby und Mangles, Leon de la Borde und Linant.

Das ganze Land südlich von Rabbath Ammon zeigt häufig Ruinen von alten Städten mit Tempeln und Säulen. Kerek, eine kleine Stadt in O. vom Todten Meere, liegt auf dem Gipfel eines steilen Hügels, der von allen Seiten von einem tiefen und schmalen Thale umgeben ist. Reichliche Quellen bilden da Flüsse, an deren Ufern die Bewohner Gemüse und Oliven bauen. Die Christen leben da mit den Muselmännern.

Nachdem man an verschiedenen Orten Ruinen betroffen hat, gelangt man in das Uady Musa, ein Thal, dessen Hauptort Eldschy in malerischer Lage, umgeben von einer Steinmauer, ist. Folgt man nach W. dem Laufe des Baches von Eldschy, so verengt sich das Thal von neuem und es beginnt nun die lange Reihe der prächtigen Gebäude von Petra. Zuerst trifft man die große Todtenstadt; die Seite des Gebirges, das da ein rauheres Aussehen gewinnt, zeigt überall ausgehöhlte Gräber. Die

bemerkenswerthesten, die sich längs des Weges finden, sind mit Säulen, Pfeilern, Simsen, Portiken, Löwenfiguren und Pyramiden verziert; einige dieser Verzierungen sind in gutem Style, andere haben etwas Phantastisches, und noch andere sind von mittelmäßiger Arbeit. Man bemerkt nur eine sehr kleine Zahl von Inschriften, die in alten syrischen Schriftzeichen abgefaßt sind. Tamarinden, wilde Feigen, Oleander und Kapersträuche wachsen üppig am Wege; hier und da ist er nur für zwei Reiter breit genug, und links und rechts erheben sich Felsen 400 bis 700 Fuß hoch.

Hat man so beinahe 2 Meilen durchwandert, so gelangt man in einen ziemlich freien Raum und hat vor sich die Façade eines großen Tempels, der wegen des Reichthums und der ungemeinen Sauberkeit der Verzierungen merkwürdig ist, ob sie gleich nicht alle in reinem Geschmacke sind. Alle diese Werke sind in den Felsen gehauen und die Verzierungen, selbst die kleinsten, überall, wo sie nicht durch Menschenhand zerstört wurden, von staunenswerther Vollendung.

Von dem Platze aus, auf dem dieser Tempel steht, gelangt man durch ein von Gräbern begrenztes und in einem Theater endigendes Defilé an die Stelle, wo die Stadt stand, die von allen Seiten von sehr hohen steilen Felsen umgeben ist, die von Schluchten zerschnitten sind, welche nach allen Richtungen hin laufen. Die Seiten dieser Berge gewähren eine unendliche Verschiedenheit von Gräbern und Wohnungen, die in den Felsen gegraben sind. Der ziemlich ebene Boden ist mit ungeheuern Trümmern bestreut, unter denen sich Säulen und Arkaden erheben; diese müssen zu einem Palaste gehört haben. Man bemerkt auch noch Ueberreste von Wasserleitungen.

In NW. der Stadt trägt der Gipfel des Berges Hor ein Grab, das nach dem Volksglauben das des Aaron, des Bruders Moses, ist.

Nach dem Namen Petra nannten die Alten dieses Land Arabia petraea. Gegenwärtig gehört es zu dem Hedschaz. Petra war die Hauptstadt des Landes der Nabbathäer, welche durch den Handel großen Reichthum erworben hatten.

Nedsched, ein anderer Theil Arabiens, das von Wüsten umgeben, hoch und bergig ist, liegt in O. von dem Hedschaz. Einige seiner Bezirke zeichnen sich durch schöne Weideplätze aus, wo man eine treffliche Art Kameele zieht. Nedsched wird von dem Aftan durchströmt, einem großen Wildbache, der dem persischen Meerbusen zuströmt. In dieser Provinz entstand in dem achtzehnten Jahrhunderte die Secte der Wechabiten. Sie hatte große Fortschritte gemacht und bedrohte Aegypten. Im Jahre 1818 wurde ihre Macht durch Ibrahim Pascha, den Sohn Mehemed Alis, vernichtet. Er bemächtigte sich der Person ihres Führers und Derayehs, ihrer Hauptstadt. Diese Stadt liegt in einem sehr engen Thale; ihre Häuser sind von Stein; Brunnen liefern den Bewohnern das nöthige Wasser. Nedsched und Hedschaz entsprechen dem wüsten Arabien.

Im O. von Derayeh wird das Land Zelder genannt bis an die Grenze der Provinz El Hassa. Diese zieht sich an der Südküste des persischen Meerbusens hin. Das Gebiet von Hassa, der Hauptstadt, das von dem Aftan bewässert wird und wegen der zahlreichen Brunnen berühmt ist, hat soviel Wasser, daß die Araber da Klee bauen können, mit dem sie ihre Pferde füttern. Hassa ist gut bevölkert und von Mauern mit Thürmen umgeben.

Nach O. zu kommt man nach El Katyf, einer festen Stadt an einer Bai; sie treibt den stärksten Handel am Meerbusen, weil ihre Nähe bei den Inseln Bahrain, wo eine der schönsten Perlenfischereien in der Welt stattfindet, eine Menge Kaufleute dahin zieht; aber die Luft ist sehr ungesund.

Unter den andern Städten dieser Küste, die von Europäern sehr wenig besucht wird, kann man Ras el Keima in dem Bezirke der Dschosmi-Araber anführen; sie hat den besten Hafen an der Küste. Ihre Bewohner waren entschlossene Seeräuber, welche den Meerbusen unsicher machten. Mit etwa 60 großen Fahrzeugen und mehr als 800 gut bemannten Böten bemächtigten sie sich der Handelsschiffe und griffen selbst Kriegsschiffe an. Eine Expedition, die 1825 von Bombay aufbrach, machte diesen Seeräubereien ein Ende und zerstörte ihre Seemacht wie ihre Bauwerfte.

Belad-fer an der Mündung eines Wildbaches mit einem ziemlich guten Hafen war auch ein Schlupfwinkel der Seeräuber. Die verschiedenen Bezirke von El Hassa werden von unabhängigen Scheiks regiert.

Das Cap Mosendon, am Eingange des persischen Meerbusens, befindet sich an der nördlichen Grenze Omans, eines Landes des östlichen Arabiens an dem Meere, dem es seinen Namen giebt. Die Hauptstadt ist Mascate, die von vielen Reisenden beschrieben wurde. Der Hafen ist groß und sehr sicher und der Eingang in denselben wird durch Forts geschützt. Jenseits der Mauern zieht sich eine große Sandebene hin, die auf allen Seiten von felsigen Höhen begrenzt ist.

Mascate treibt einen sehr wichtigen Handel mit Indien, den Städten am persischen Meerbusen, Arabien und der Küste von Afrika; der Bazar ist deshalb auch mit allen Arten Waaren reich versorgt.

Oman, mit einer Bevölkerung von 1,600,000 Seelen, wird von dem Iman von Mascate beherrscht, der, ein Verbündeter Englands, unter der Oberherrschaft des Königs von Persien einen Küstenstrich von Kerman, sowie die Inseln Kischm und Ormus besitzt; ferner gehört ihm an der Küste von Afrika die Insel Zanzibar; Socotra hat er den Engländern abgetreten. Er hält sich meist in Rostak auf einem kleinen Hügel im Innern, in einiger Entfernung von Mascate auf. Sohar oder Oman, in N. von dieser Stadt, hat einen guten Hafen und mehrere Werfte.

Das Land Oman endigt sich in S. in dem Golf von Caria Muria; hier beginnt dann Hadramaut, dessen Küste mehrere Häfen besitzt, unter andern Dafar und Keschin. Das Innere ist zum Theil bergig und von fruchtbaren Thälern durchzogen; übrigens stoßen außerordentlich dürre Bezirke an die Wüste, welche das Land im N. begrenzt. Hadramaut gehorcht mehrern unabhängigen Scheiks; es ist fast ganz unbebaut und bildet mit Yemen und einem Theile von Oman das glückliche Arabien der Alten.

Yemen, in W. von dem Hadramaut, umfaßt den ganzen Südwesttheil Arabiens. Die südliche Küste wird von dem Meere von Oman bespült, die nördliche von dem arabischen Meerbusen oder dem Rothen Meere. Niebuhr, der Yemen 1763 besuchte, sagt: die Natur scheint es in zwei Theile geschieden zu haben. Der, welcher an den Golf stößt und sich von Bab-el-Mandeb nach N., bis Hah, erstreckt, ist niedrig und heißt Tehama; der andere hoch über dem Meeresspiegel gelegene und von den Arabern Dschebail (Bergland) genannte Theil liegt mehr in O. Tehama ist eben, sandig, dürr, außerordentlich heiß; kein Fluß behält hier das ganze Jahr hindurch sein Wasser. Dschebaïl wird von mehrern Bergketten durchschnitten, die oft steil sind und fruchtbare Thäler einschließen. Viele Flüsse, die sich in der Regenzeit da bilden, trocknen in der trockenen Zeit aus; diejenigen, welche sich so anschwellen, daß sie aus dieser Berggegend herauskommen, verlieren sich in Tehama; eine sehr kleine Anzahl bringt das Wasser bis zum Meere.

Yemen ist unter mehrere Häuptlinge getheilt; der mächtigste ist der Iman von Sanaa.

Aden, an dem Meere von Oman, ist der Haupthafen an der Südküste. Sonst war der Ort sehr blühend und trieb einen unermeßlichen Handel mit Indien. Gegenwärtig bezieht man von da nur etwas Gummi und Kaffee, doch wird der Hafen noch häufig besucht. Zahlreiche Ruinen zeugen von dem sonstigen Glanze.

Siebenzig Stunden im W. öffnet sich die Straße von Bab-el-Mandeb, durch welche der indische Ocean mit dem arabischen Meerbusen in Verbindung steht; sie liegt unter 12° 48′ n. Br. und hat etwa 12 Stunden in der größten Breite. Mehrere Inseln, unter andern Perim, machen die Schifffahrt gefährlich. Ihr Name, welcher bedeutet: Thor desjenigen, der sich dem Tode aussetzt, spricht den Eindruck aus, den man bei dem Anblicke der beiden dürren Küsten em-

pfindet. Hat man einige Stunden nach N. zu in dem Golf zurückgelegt, so bemerkt man die Stadt Mokka. „Sie gewährt mit allen ihren geweißten Häusern und ihren drei Moscheen, deren Minarets sich in bedeutende Höhe erheben, von dem Meere aus einen ziemlich schönen Anblick. Kommt man am Hafendamme an, der zur Bequemlichkeit des Handels angelegt worden ist, setzt Lord Valentia hinzu, so verschönert sich das Bild durch den malerischen Effect, den die gezackten Mauern und ein hoher Thurm hervorbringen, der vorspringt und zur Vertheidigung des Hafens dient." (Taf. 47. Abbild.) Sobald man aber das Thor hinter sich hat, verschwindet die Illusion und man sieht nichts als schmuzige, enge, krumme Straßen und viele verfallene Häuser.

Diese Stadt, welche den stärksten Handel in Arabien treibt, ist der Hauptstapelplatz des Kaffees, den dieses Land hervorbringt. Mehrere fremde Nationen haben Comptoire hier, und unter diesen Kaufleuten zählt man mehrere reiche Banianen. Das Trinkwasser ist selten; die Reichen lassen es von Musa kommen, einem 8 Stunden weit in O. am Eingange eines Gebirgslandes gelegenen Flecken. Sonst wurde sie, wie man vermuthet, von dem Meere bespült, von dem sie durch Sandanhäufungen getrennt wurde. (Taf. 47. Abbild.)

Folgt man der großen Straße, so findet man Taas, eine ansehnliche Stadt am Fuße der Sabber-Berge und in einer an Weizen und Obst fruchtbaren Gegend. Das Land, welches diese Stadt von dem 34 Stunden in N. gelegenen Sanaa trennt, ist gebirgig, ziemlich volkreich und gut bebaut. Es wurde von Niebuhr durchwandert, den der Iman gut aufnahm. Dieser Fürst gab ihm eine Audienz in einem großen vierseitigen gewölbten und oben offenen Saale, in dessen Mitte ein Springbrunnen 14 Fuß emporsprang.

Sanaa liegt auf einer dürren Höhe immitten einer fruchtbaren Ebene am Fuße eines Gebirges. Sie hat mehrere Moscheen und schöne Paläste; Gärten nehmen einen Theil ihres von Mauern umschlossenen Raumes ein. Wasserleitungen bringen das Wasser von den benachbarten Höhen.

Niebuhr und seine Gefährten verließen Sanaa am 26. Juli und gelangten am 2. August nach Beit el Fakhi, einer kleinen Stadt, welche der Markt ist, wohin die Landleute aus der Umgegend ihre Kaffeeernte bringen. Die Reisenden zeichneten die Kaffeepflanzungen bei dem Dorfe Bulgok (Taf. 47. Abbild.) ab. Die Neugierde, Europäer zu sehen, führte in ihre Wohnungen Frauen und Mädchen, die nicht verschleiert waren.

Ein Weg, der nach NNW. geht, führt nach Hodeïda, einem ziemlich guten Hafen; man treibt da Handel mit Kaffee, wie in Lohheïa, einem andern Hafen, 13 Stunden weiter in W., dem nördlichsten der Staaten des Iman. Dieser Fürst zahlt seit einiger Zeit eine Abgabe an den Sultan. Man schätzt die Bevölkerung seiner Staaten auf 2,500,000 Seelen und die Einkünfte auf 16 Mill. Frcs.

Dschidda ist ein Hafen in Hedschaz, das sich nach Norden bis zur großen Wüste von Syrien zieht. Dschidda ist der Hafen, wo die muselmännischen Pilger in Menge ankommen, die von da noch 22 Stunden zu Lande nach O. zu reisen haben, um das Ziel ihrer Reise zu erreichen.

Es endigt in Mekka, einer großen Stadt in einem unfruchtbaren Thale mitten unter Bergen. Keiner, der nicht Muselmann ist, darf die Umgegend betreten. Besondere Umstände haben jedoch zu verschiedenen Malen einigen Europäern die Möglichkeit verschafft, in die heiligste Stadt des Islams hineinzugelangen. Seetzen, Burckhardt und Badia konnten sie verkleidet besuchen und beschreiben.

Die große Moschee, Bethullah (Gotteshaus) oder el Haram genannt, ist ein Gebäude, das nur wegen der Ka'aba merkwürdig ist, die es umschließt, denn in andern Städten des Orientes giebt es Moscheen, die eben so groß und noch schöner sind. Die Ka'aba, so genannt von ihrer vierseitigen Gestalt, wurde, nach dem Glauben der Muselmänner, von Abraham und dessen Sohne Ismael gebaut; sie ist 34 Fuß hoch und 27 Fuß breit. Der einzige Eingang, der des Jahres nur zwei- oder dreimal geöffnet wird, befindet sich an der Nordseite und ungefähr 7 F. über dem Boden; man gelangt auf einer beweglichen hölzernen Treppe dahin. Die Thüre ist ganz mit Silber bekleidet und hat mehrere Goldverzierungen. Alle Abende stellt man auf die Schwelle kleine brennende Kerzen und Gefäßchen mit Moschus, Aloeholz und andern wohlriechenden Gegenständen.

An der NO-Ecke der Ka'aba, bei der Thüre, ist der berühmte schwarze Stein eingefaßt, dessen Oberfläche durch die Berührungen und Küsse der vielen Tausend Pilger ganz abgeglättet ist. Er ist von einer großen silbernen Platte umgeben. An der Westseite der Ka'aba, 2 Fuß unter dem Gipfel, sieht man den Mizab oder die Traufe, durch welche das Regenwasser abläuft, das auf das Dach des heiligen Gebäudes fällt; sie soll von massivem Golde seyn. Das Pflaster, das die Ka'aba umgiebt unter dem Mizab, besteht aus bunten Steinen und bildet eine recht hübsche Mosaik. Im Mittelpunkte bezeichnen zwei große schön grüne Platten das Grab Ismaels und Hagars, seiner Mutter. Es gilt verdienstlich für die Pilger, hier ein Gebet herzusagen und sich zweimal niederzuwerfen.

Die vier Seiten der Ka'aba sind von dem Kesua umhüllt, einem großen Vorhang von schwarzer Seide, der alle Jahre erneuert wird zur Zeit der Pilgerfahrt und aus Cairo kommt, wo er auf Kosten des Sultans verfertigt wird. Man läßt darin eine Oeffnung für den schwarzen Stein und eine andere in SO. für einen gewöhnlichen Stein, den die Muselmänner nur berühren. In den Stoff des Kesua sind verschiedene Gebete, aber in gleicher Farbe, eingewebt, weshalb sie schwer zu lesen sind. In zwei Drittel der Höhe auf einem breiten Streifen sind in Gold andere fromme Sprüche und das Glaubensbekenntniß des Islam gestickt: es giebt keinen Gott als Gott und Mahomed ist der Gesandte Gottes. Der Theil des Kesua, welcher die Thüre bedeckt, ist reich mit Silber gestickt.

Um die Ka'aba herum ist ein schönes Marmorpflaster von zweiunddreißig Pfeilern von vergoldeter Bronze umgeben, die unter einander durch Eisenstangen verbunden sind, an deren jeder 7 Lampen hängen, welche alle Abende bei Sonnenuntergang angezündet werden. Jenseits dieser Pfeiler sieht man das Gebäude, welches den Brunnen von Zemzem enthält. Nach der muselmännischen Sage wurde er von der Hagar in der Wüste gefunden, als eben ihr Sohn verdursten wollte. Wahrscheinlich verdankt Mekka dieser Quelle seine Entstehung, denn mehrere Meilen in der Runde giebt es kein süßes Wasser. Die Pilger trinken mit Andacht von diesem Wasser und nehmen etwas in Flaschen mit sich. Um die Ka'aba sind Gebäude von verschiedenen Formen für die Imans bestimmt, welche das Gebet leiten, oder sie enthalten verehrte Gegenstände. Der mambar oder die Kanzel des Predigers, sowie die bewegliche Treppe befinden sich ebenfalls in geringer Entfernung.

Alle diese Gegenstände sind in einem 250 Schritt langen, 200 breiten und von einer Säulenreihe mit kleinen Kuppeln umgebenen Raume. Einige der Lampen, die in den Arcaden hängen, werden alle Abende angezündet; alle brennen dagegen in dem Monat Ramadan, welcher die Zeit der Pilgerfahrt ist. (Taf. 48. Abbild.) Hören wir Burckhardt über das, was er in diesem Tempel beobachtet hat:

„Nach Sonnenuntergang vereinigen sich die Gläubigen in großer Anzahl zum Abendgebete; sie bilden mehrere große Kreise, bisweilen 20, um die Ka'aba her, welche der gemeinsame Mittelpunkt ist, nach dem hin jeder sich niederwirft, weil nach der Beobachtung der muselmännischen Theologen Mekka der einzige Ort in der Welt ist, wo der wahre Gläubige sich nach allen Punkten des Horizontes wenden und sein Gebet verrichten kann. Ein Iman stellt sich an den Eingang der Ka'aba und seine Kniebeugungen werden von der ganzen versammelten Menge nachgeahmt. Selbst der gleichgiltigste Zuschauer muß eine gewisse Andacht empfinden, wenn er 6 bis 8000 Personen auf einmal niederknien oder sich niederwerfen sieht.

Nachdem die Pilger in Mekka verschiedene Handlungen der Frömmigkeit verrichtet haben, opfern sie auf dem Berge Arafat, der nicht weit entfernt ist, sowie dann in dem Thale Mina. Badia und Burckhardt machten alle diese Ceremonien mit, die sie sorgfältig beschrieben haben. Der erstere, der als großer Herr reiste, hatte die seltene Ehre, nach dem Scherif von Mekka die Ka'aba auszufegen und zu parfümiren.

Die Hauptstraßen Mekkas sind ziemlich regelmäßig und man könnte sie wegen der hübschen Façaden der Häuser selbst schön nennen. (Taf. 48. Abbild.)

Die Wanderung nach dem Grabe Mahomeds in Medina ist nicht durchaus nöthig, sondern nur eine verdienstliche Handlung. Burckhardt machte sie mit einer kleinen Caravane frommer Muselmänner. Man trifft in einem dürren gebirgigen Lande, das von Thälern durchschnitten ist, wo es Brunnen und Felder giebt.

Medina, am Rande der großen Wüste gelegen, ganz nahe an der Bergkette, welche Arabien von N. nach S. durchzieht, ist in dem niedrigsten Theile einer Ebene gebaut und von Gärten und Dattelpalmenhainen, sowie von Feldern umgeben.

Burckhardt sagt, es sey nach Damask die am besten gebaute Stadt, die er im Oriente gesehen; aber sie sieht sehr verfallen aus. Besonders ausgezeichnet ist sie durch ihre große Moschee, die wie jene in Mekka el Haram heißt, aber nicht so groß ist. Das Grab des Propheten in dem Winkel nach S. ist von einem eisernen grün angestrichenen Gitter von sehr schöner Arbeit umgeben, in welches Inschriften in Kupfer eingeflochten sind, das von Unkundigen für Gold gehalten wird. Ein ähnlicher Vorhang wie der der Ka'aba befindet sich zwischen dem Grabe und dem Gitter. Abubekr und Omar, die beiden ersten Nachfolger Mahomeds, sind in seiner Nähe begraben. Sonst wurde ein reicher Schatz in dieser Moschee aufbewahrt, den sich jedoch die Wechabiten zueigneten.

Yambo el Bahr, 45 Stunden in SW. von Medina, ist der Hafen dieser Stadt und ziemlich gut; es können Fregatten da ankern. Aber Felsen machen die Einfahrt schwierig. Der Ort treibt einen bedeutenden Handel mit Aegypten. Fast alle wohlhabenden Familien in Yambo haben ein Landhaus in einem fruchtbaren Thale, 7 Stunden in NO., aber die Umgegend der Stadt ist völlig unfruchtbar. Jenseits des an das Meer stoßenden Salzbodens zieht sich die Sandebene bis zu den Bergen.

Die Küste gewährt ihrer ganzen Länge nach einen ähnlichen Anblick; sie starrt überall von Klippen. Etwas nördlich von 16° Br. öffnet sich der Hafen von Wuschk oder Wadschi, den Rüppel für den wichtigsten in diesen Gewässern hält. Vier Stunden in O. im Innern ist Kalaat el Wuschk ein befestigtes Castell, wo die Pilgercaravanen sich zwei Tage aufhalten. Eine andere Pilgerstation ist Kalaat el Mohila.

Einige Stunden in NW. gelangt man nach Bahr el Akaba, so genannt nach einer Stadt am Nordende. Der kleine Hafen ist der Sammelplatz eines Theiles der Pilger aus Aegypten, der Berberei und Syrien. Es ist das Esiongaber, von wo Salomo seine Flotten nach dem Lande Ophir sandte.

Die Küste wendet sich von Akaba bis zum Ras (Cap) Mohamed nach S. Dieses Cap, am Südende der Halbinsel zwischen Bahr el Akaba und Bahr el Suez, ist niedrig und sandig; im Innern aber erreichen die Berge eine ansehnliche Höhe und der Hafen von El Uisch in der Nähe gewährt den arabischen Schiffen in der Nacht und bei schlechtem Wetter einen Zufluchtsort. (Taf. 47. Abbild.)

Im O. und W. von dem Ras Mohamed liegen viele felsige Inseln, die von den Arabern mit ihren Heerden besucht werden.

Bahr el Akaba und Bahr el Suez sind zwei Arme, welche der arabische Meerbusen bildet, den ersten in O., den zweiten in W. Dieser wird von den Europäern am häufigsten besucht. Man findet an der Ostküste Tor, das jetzt ein verfallenes Dorf ist.

Suez, sehr nahe am Nordende des arabischen Meerbusens gelegen, ist der besuchteste Hafen in diesen Gewässern. Die Stadt ist klein, schlecht gebaut und mit einer schlechten Mauer umgeben.

Nach dem Zeugnisse Rüppels erheben drei Gebirge ihre Gipfel über die Kette des Dschebel Euadesche; der in der Mitte ist der Dschebel Musa oder Berg Sinai; der in W. der Horeb oder St. Katharinenberg. Viele Reisende haben das gleichnamige Kloster besucht. Es wurde zur Zeit Justinians erbaut und gleicht einer kleinen Citadelle. (Taf. 48. Abbildung.) Das Thor öffnet sich nur für den Erzbischof von Cairo; andere Personen kommen nicht anders hinein, als indem sie sich auf einen Stock an einem Seile setzen, das man heraufzieht.

Der Sinai liegt südlich von dem Kloster; man steigt auf Stufen hinauf, die in den Felsen gehauen sind. In gewissen Zwischenräumen ruht man in kleinen Kapellen aus. Auf dem Gipfel sieht man eine verfallene Kirche und etwas weiter unten eine Moschee. Ganz in der Nähe der Kirche zeigt man in dem Felsen eine Höhle, in welcher Moses sich aufgehalten haben soll, als der Ewige ihm in seinem ganzen Glanze erschien. Eine Kapelle in der Nähe der Klosterkirche soll an der Stelle erbaut seyn, wo der Herr dem Moses in dem brennenden Busche erschien.

Sonst wurde der Sinai von sehr vielen Pilgern besucht; die Zahl derselben hat aber bedeutend abgenommen.

Arabien, zwischen 12° 40′ und 34° 7′ n. Br. und zwischen 30° 15′ und 57° 30′ östl. L. gelegen, ist 600 Stunden lang und 500 breit. Die Oberfläche schätzt man auf 80,000 Q.Stunden und die Einwohnerzahl auf 12 Mill., allerdings sehr wenig für diesen großen Raum; aber zwei Drittheile sind Wüsten.

Die Beschaffenheit des Landes hat die Eintheilung der Bewohner in zwei Classen herbeigeführt: die Araber mit festen Wohnungen und die Nomaden, die unter Zelten wohnen und mit ihren Heerden herumziehen. Die letztern heißen Beduinen. Diese haben die Aufmerksamkeit der Reisenden vorzugsweise beschäftigt, und keiner beschrieb sie besser als Burckhardt, der lange unter ihnen lebte. Man findet Beduinen von dem rechten oder westlichen Ufer des Euphrat an bis über den Nil in Afrika und selbst bis an die Küste des atlantischen Meeres.

Der Araber ist gut gebaut, von mittlerer Größe, hager und wie ausgedörrt durch die Hitze, aber gewandt; er hat eine braune, schwärzliche Farbe, rabenschwarze Augen und Haare und starken Bart. Er ist lebhaft, feuerig, leidenschaftlich, heftig, besänftigt sich aber so leicht als er sich erzürnt; er ist offen, zuvorkommend, gastfrei, aber rachsüchtig, eifersüchtig, schlau, eitel und abergläubisch. Er besitzt viel Scharfsinn und liebt glühend die Freiheit. Die Frauen sind hübsch und gut gewachsen. Die Araber sind dabei äußerst mäßig; das Wasser ist ihr gewöhnliches Getränk und nach der Mahlzeit Kaffee. Doch trinken sie ins Geheim, wenn sie sich dergleichen verschaffen können, Wein und Branntwein. Alle rauchen Tabak, der bei den Armen oft durch Hanfblätter ersetzt wird.

Die seßhaften Araber gehorchen den Fürsten ihres Gebietes, die Beduinen dagegen leben unabhängig und erkennen nur die Häuptlinge an, die sie aus ihrer Mitte wählen. Sie sind heute noch wie sie zur Zeit der Patriarchen der Hebräer waren.

Der Beduine hat meist nur eine Frau, und Beispiele von ehelicher Untreue sind selten. Er ist eifersüchtig, hindert aber seine Frau nicht, mit den Fremden zu plaudern und zu lachen. Selten schlägt er sie, kommt es zu diesem Aeußersten, so ruft sie mit großem Geschrei ihren Nafi oder Beschützer zu Hilfe und dieser besänftigt den Mann. Uebrigens sind die Frauen, wie bei allen rohen Völkern, nur Mägde; sie verrichten alle Arbeit in dem Zelte und müssen selbst das Wasser holen, bisweilen aus weiter Ferne, und es auf dem Rücken in einem Schlauche herbeitragen. Die Mädchen hüten die Heerden. Uebrigens sind die Frauen geachtet, und wenn ein Lager geplündert wird, am Tage oder in der Nacht, so bleibt ihre Ehre unverletzt, wenn sie auch allen Schmuck hergeben müssen.

Bei einigen Stämmen ist die Scheidung häufig, oft wegen geringfügiger Ursachen. Auch die Frauen haben das Recht, darauf anzutragen. Doch zeigen die Beduinen große Achtung gegen ihre Eltern, mehr Liebe jedoch für die Mutter als für den Vater.

Die Person eines Gastes gilt für heilig. Ein Fremder, der nur einen Beschützer in einem Stamme hat, wird der Freund aller, die mit diesem in Verbindung stehen, aber auch der Feind aller Feinde des Stammes. Er kann in aller Sicherheit sein Leben und seine Habe dem Manne anvertrauen, die ihn aufnahm. Man kann einem Beduinen keine schwerere Beleidigung anthun, als wenn man sagt, er vernachlässige seinen Fremden oder behandele ihn nicht gut.

In seinem Zelte ist der Beduine sehr faul und träge. Er füttert blos sein Pferd und melkt Abends die Kameele, oder geht einmal mit seinen Falken auf die Jagd. Die übrige Zeit sitzt er in seinem Zelte und raucht; bemerkt er, daß ein Fremder im Lager angekommen ist, so begiebt er sich zu diesem Zelte, begrüßt den Fremden und wartet auf eine Einladung, mit ihm zu essen und Kaffee zu trinken.

In den Gegenden, wo Sicherheit herrscht, bleiben die Beduinen oft das ganze Jahr hindurch in einem Lager. Da, wo das Wasser selten ist, lagern sie im Sommer bei den Brunnen, wo sie ganze Monate bleiben, während ihre Heerden herum weiden und alle zwei oder drei Tage an den Brunnen geführt werden. Bei solchen Gelegenheiten greift ein Stamm den andern an, weil er ihn leicht zu überrumpeln wähnt. Die Stämme, welche solchen Anfällen am meisten ausgesetzt sind, halten vor ihren Zelten immer gesattelte Kameele bereit, um den Hirten schnell zu Hilfe kommen zu können.

Trotz der allgemeinen Faulheit sind einige Beduinen arbeitsam, die z. B., welche Waaren transportiren und die fast immer in Bewegung sind. Andere gerben Leder, machen Schläuche, weben Zelte, Säcke und Mäntel. Im Hedschaz machen die Frauen recht hübsche Zäume für die Kameele. Häufig sieht man das Spinnrad in der Hand der Männer.

Die einzigen Beduinen, die man für reich halten kann, sind die, deren Stämme ihre Heerden in den vom Winterregen befruchteten Ebenen weiden lassen. Die armen Stämme halten sich in gebirgigen Gegenden auf. Ein Beduine vom dem Sinaigebirge verdient mühselig seinen Unterhalt damit, daß er seine mit Kohlen beladenen Kameele nach Cairo führt; von dem geringen Gewinne kauft er Getreide für seine Familie, etwas Tabak für sich, ein Paar Schuhe oder ein Tuch für seine Frau.

Unter den Heerdenbesitzern gelten nur die für reich, welche wenigstens hundert Kameele haben. Besitzt der Beduine auch gar nichts, so ist er doch zu stolz, als daß er unzufrieden seyn oder gar klagen sollte. Nie bittet er Jemanden um Beistand, sondern bietet alles auf, um als Kameeltreiber, als Hirt oder Dieb sein Leben durchzubringen. Die Kraft, mit welcher ein Beduine Leiden aller Art erträgt, ist wahrhaft exemplarisch. Sein Hauptwunsch, wenn er arm ist, geht nur dahin, so reich zu seyn, um ein Lamm schlachten zu können, wenn ein Fremder zu ihm kommt. Ist dieser Wunsch erfüllt, so wünscht er sich ein schönes Pferd oder ein Dromedar, und gute Kleidung für seine Frau.

Der Beduine ist nicht blos eifersüchtig auf die Ehre seines Stammes, sondern er glaubt auch, daß die Vortheile aller andern mit dem seinigen mehr oder weniger zusammenfallen. Die Erfolge Mehemed Alis gegen die Wechabiten wurden, ob sie gleich für sie sehr wichtig waren, doch in der Wüste allgemein beklagt, weil man sie für nachtheilig für die Ehre der Nation und für gefährlich für ihre Unabhängigkeit hielt. Aus demselben Grunde beklagen die Beduinen die Verluste einiger ihrer Stämme, wenn sie auch selbst mit denselben sich im Kriege befinden.

Man findet Araber in mehrern andern Ländern außer dem, welches ihren Namen führt; wir haben gesehen, daß sie in Kleinasien, in Mesopotamien, Syrien und Palästina verbreitet sind; man trifft auch einige ihrer Völkerschaften in Persien und an den Küsten Indiens, und endlich in Afrika, längs der Küste des Mittelmeeres und eines Theiles des Atlantischen Oceans, sowie an den Küsten, die das Indische Meer und der Arabische Meerbusen bespült, ein großer Theil der Bevölkerung aus Arabern besteht.

Die Sprache dieser Völkerschaften ist überall dieselbe, nur mit einigen Dialectverschiedenheiten. Diese Sprache, eine der ältesten, die jetzt auf der Erde gesprochen wird, wurde sehr frühzeitig ausgebildet und ihre Literatur ist sehr reich. Die Zeit Mahomeds gilt für die, wo sie die höchste Blüte erreicht hatte; man sieht die Araber nicht blos Schriften verfassen, die noch bewundert werden, sondern auch Werke aus fremden Sprachen übersetzen. Ihre Sprache hat sich rein die lange Reihe von Jahrhunderten hindurch erhalten, und noch heute versteht man die Bücher aus der Zeit des Gesetzgebers des Islams ohne Mühe.

Als gelehrte und religiöse Sprache findet sich das Arabische überall, wo der Islam herrscht, von den Molukkischen Inseln bis nach Constantinopel, und von den Küsten des Atlantischen Oceans und des indischen Meeres bis nach Sibirien und dem russischen Reiche. Sie hat in Spanien auffallende Spuren von dem Aufenthalte der Völker zurückgelassen, welche sie sprechen. Die Charaktere, mit denen man sie schreibt, laufen von der Rechten zur Linken; sie sind von den Persern und Türken angenommen, nur mit dem Zusatze einiger Zeichen, welche die Töne andeuten, die ihr fremd sind, und fanden natürlich bei den Völkern Eingang, die, wie die Malaien und Neger, den Gebrauch der Buchstaben gar nicht kannten.

Alphabetisches Verzeichniß

der Namen der Länder, Ortschaften, Personen und bemerkenswerthen Gegenstände, die in der „Malerischen Reise in Asien" erwähnt worden sind.

☞ Die Namen der Oerter, Völker, Berge, Flüsse ꝛc. sind gesperrt; die Namen der Würden, Secten, Denkmäler und Gegenstände mit gewöhnlicher, und die Namen der Reisenden, Geschichtschreiber, wilden Häuptlinge ꝛc. mit Schwabacher Schrift gedruckt.

A.

E.

F.

G.

H.

I.

J.

K.

L.

M.

Q.

R.

S.

T.

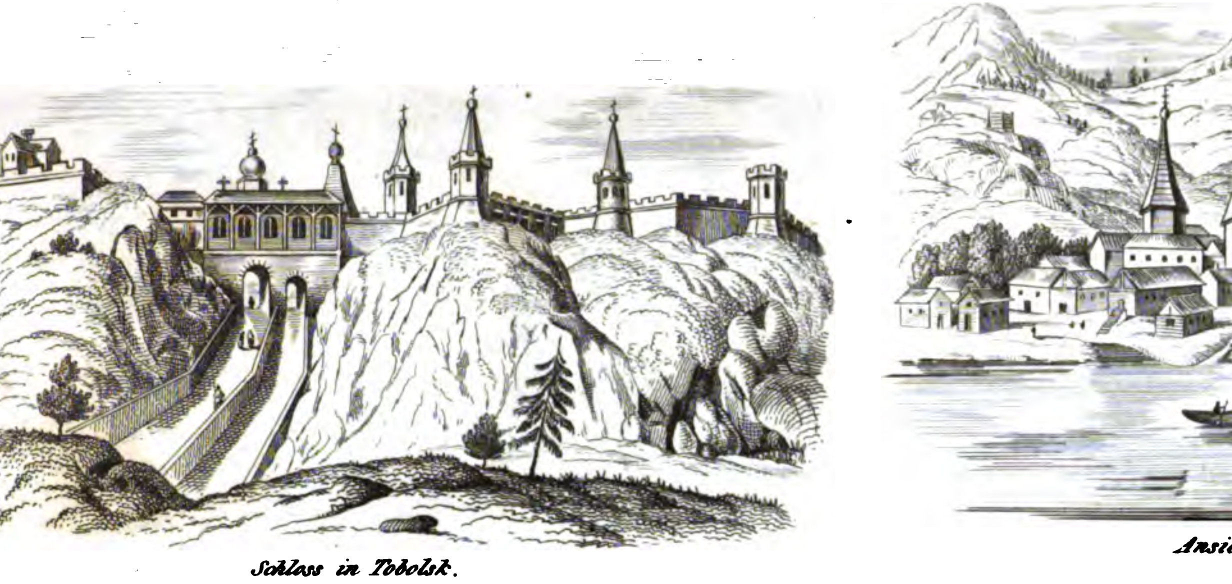
U.

Verzeichniß der Abbildungen

zur

Malerischen Reise in Asien.

Druck von Friedrich Rückmann.



Schloss in Tobolsk.

Ansicht von Samarowo.





Ostiaken.



Ansicht von Beresow.



Samojeden.

See von Kolyvan.

Kirche von Abalak.

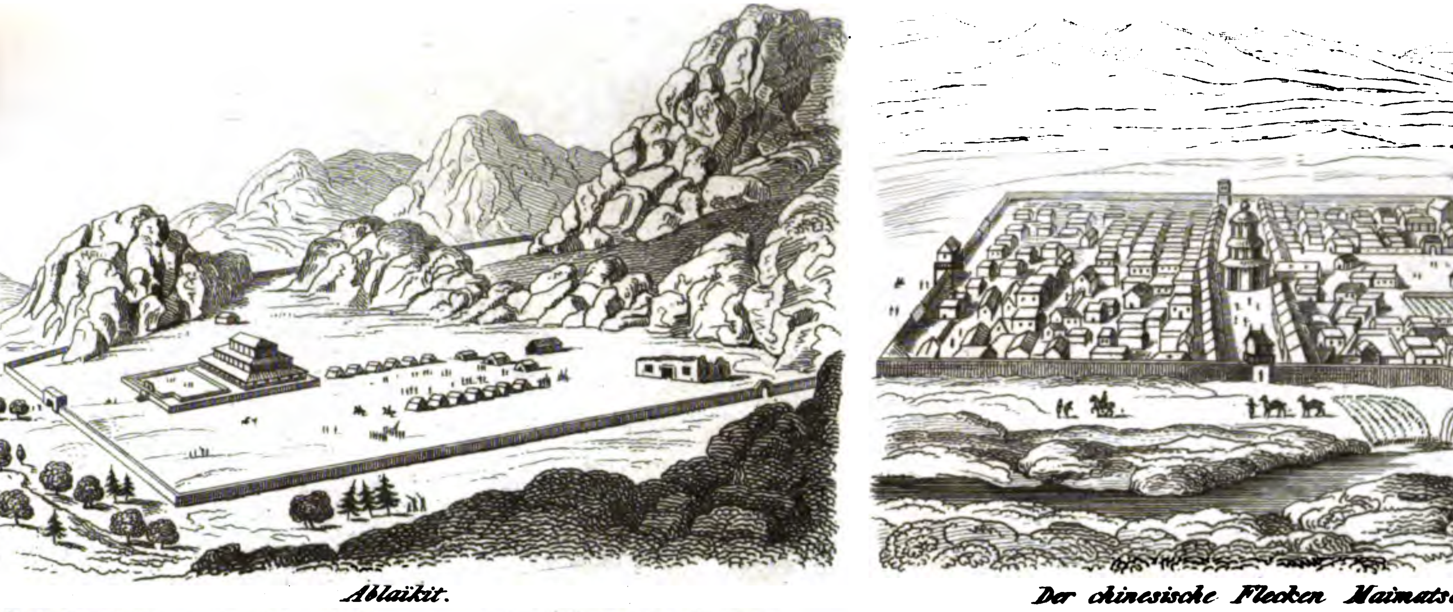
Ansicht von Irkoutsk.

Kirgisen.

Kalmücken.

Tele_uten.

Ansicht der Stadt Kiachta.



Ablaïkit.

Mahlzeit in Kiachta.



Der chinesische Flecken Maimatschin.

Bazar in Nertschinsk.



Hunde schlitten.

Zelte der Tungusen.

Tschuktschen.

Hafen von Ochotsk.



Peter Paulowsk.

Awatscha.



Kamtschadalen.

Kamtschadalen.

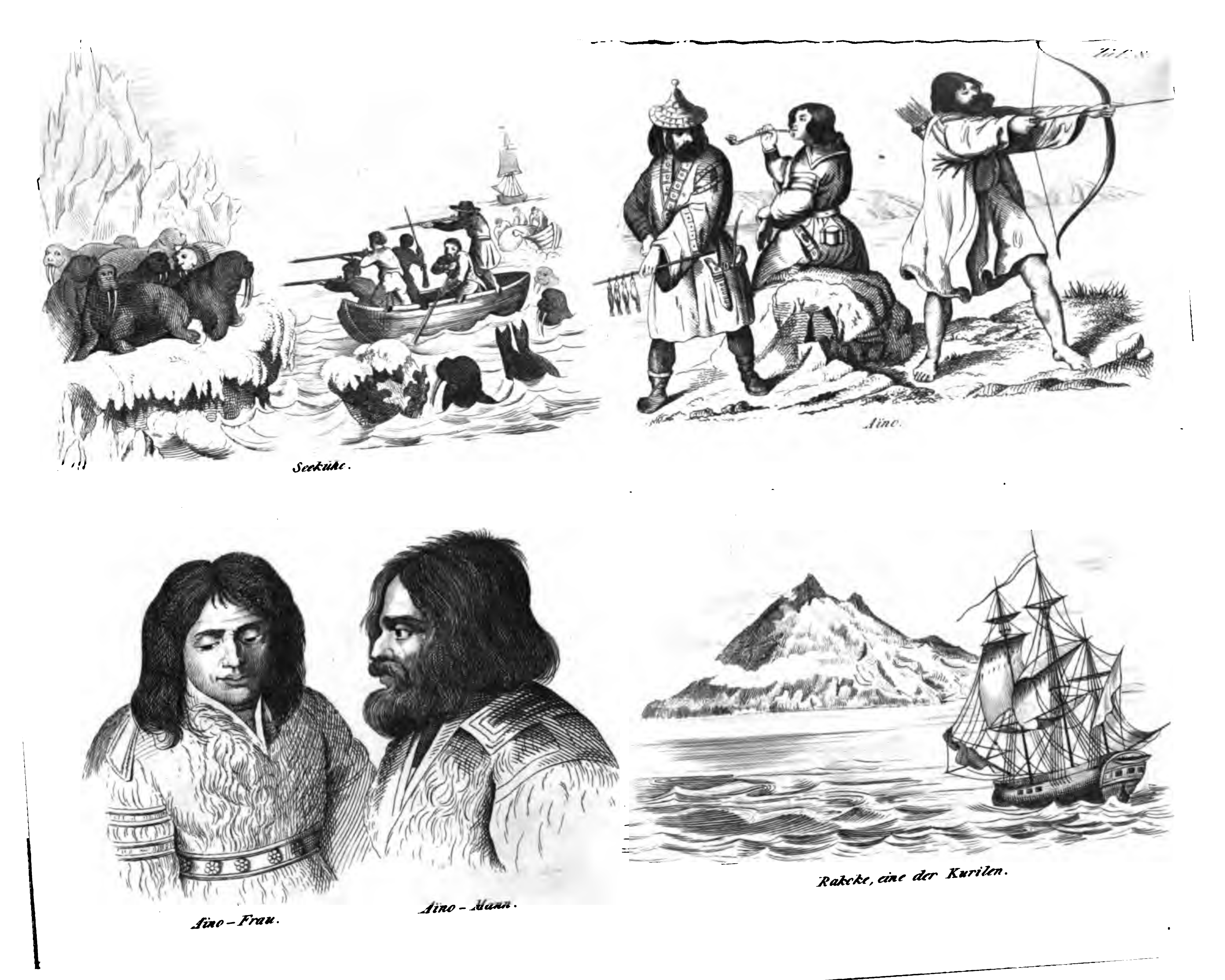


Sommer- und Winterwohnungen in Kamtschatka.

Koriaken.

Das Innere einer Winterwohnung.

Jakuten.



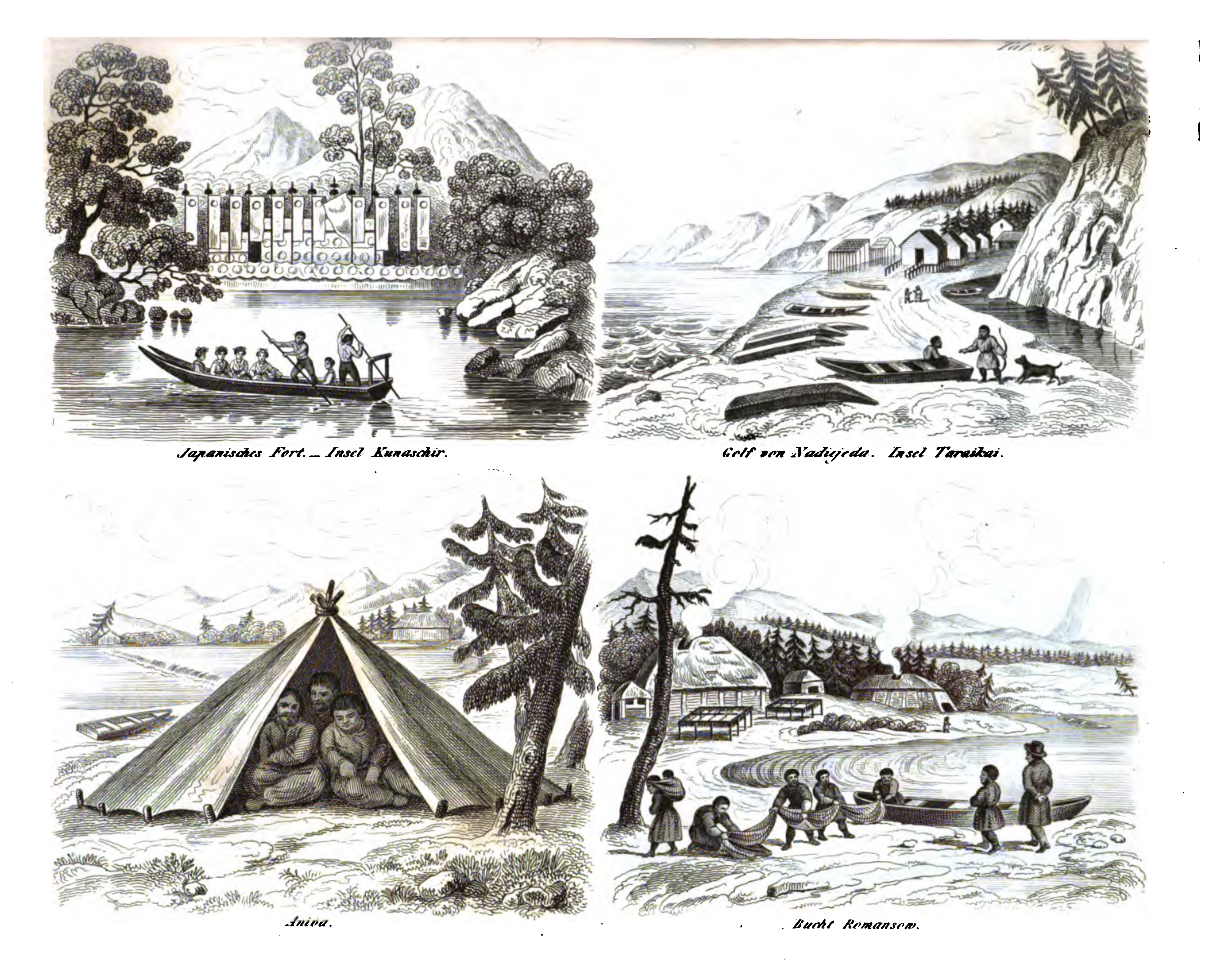
Seekühe.

Aino.

Aino-Frau.

Aino-Mann.

Rakoke, eine der Kurilen.

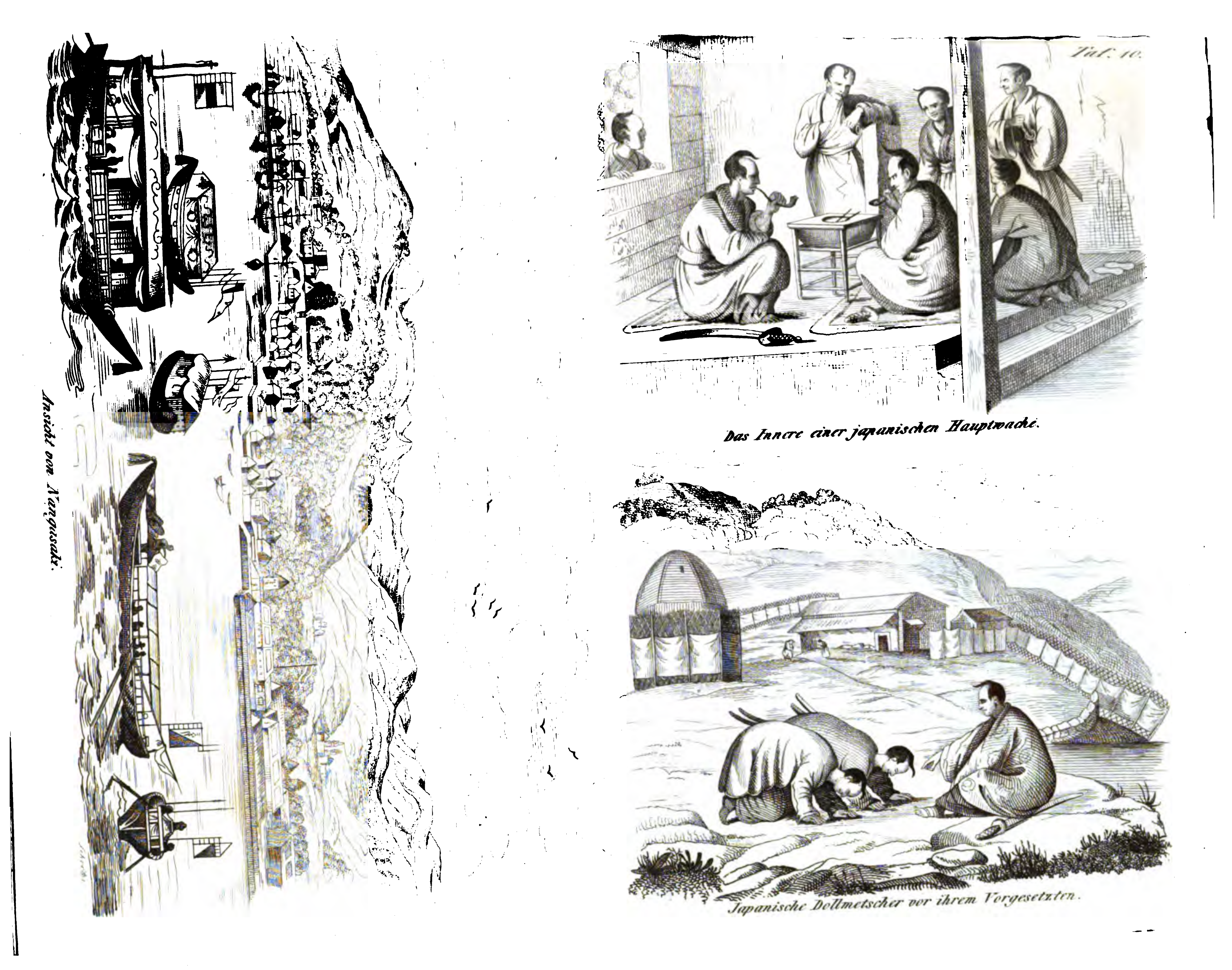


Japanisches Fort. — Insel Kunaschir.

Golf von Nadiejeda. Insel Taraikai.

Aniva.

Bucht Romansow.



Das Innere einer japanischen Hauptwache.

Japanische Dollmetscher vor ihrem Vorgesetzten.

Ansicht von Nangasaki.



Orotschis.

Aïno von der Vulcansbai.

Gräber an der Bai de Castries.

Japanische Damen.



Bewohner der Insel an der Küste von Korea.

Koreaner (Mann aus dem Volke und Mandarin)





Mandarinen von Korea.



Bewohner der Ufer des untern Amur.

Mandschu_Soldat, der die Wache bezieht.

Mandschu und seine Frau.



Mandschu_Bauern.

Bewohner der Küsten des Mandschu_Landes.



Uebergang über den Iro.

Eleuthen.

Ein Mongole.

Chinesische Muselmänner.

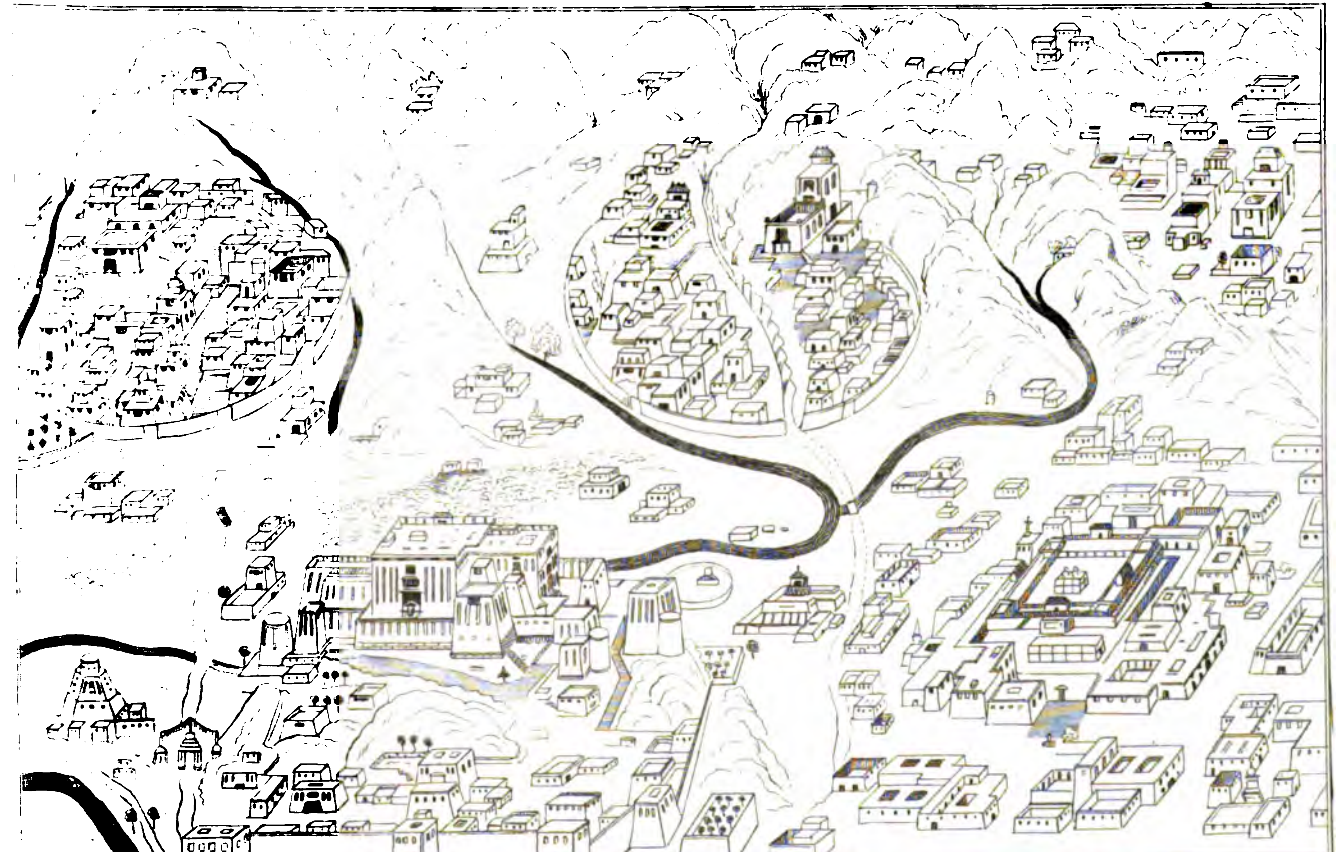
Taf. 15.



Tibetaner und Buddha – Capelle.



Yak.



Ansicht von Lassa, Hauptstadt von Tibet.

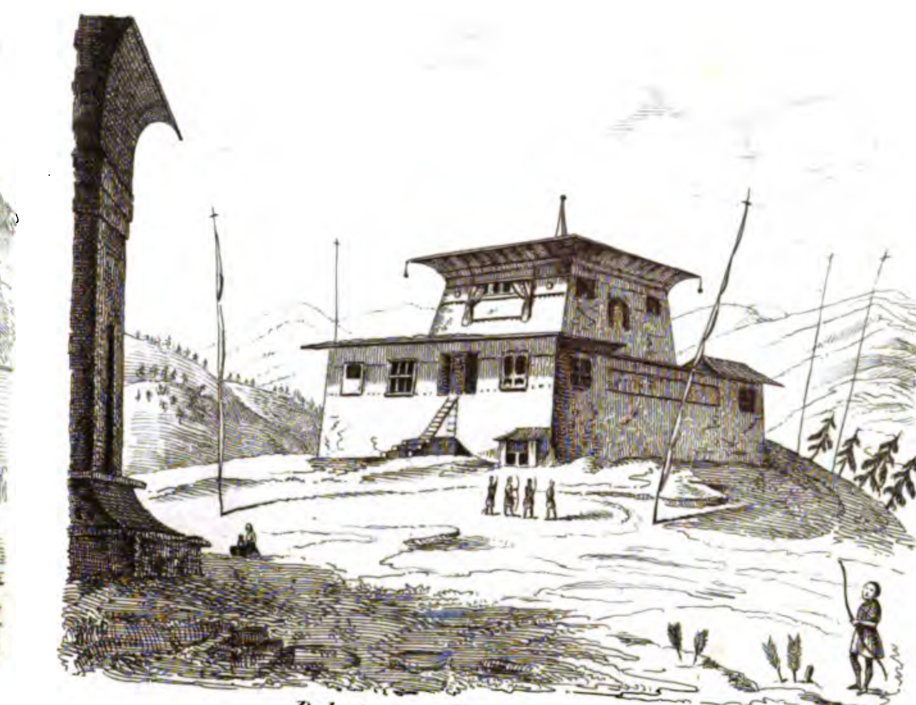


Der Dalai-Lama.

Tassisudon.



Palast eines Lama in Djachi Lumbo.



Palast eines Lama bei Tassisudon.



Mausoleum des Bantschin_rimbotschi.

Chinesen aus alter Zeit.

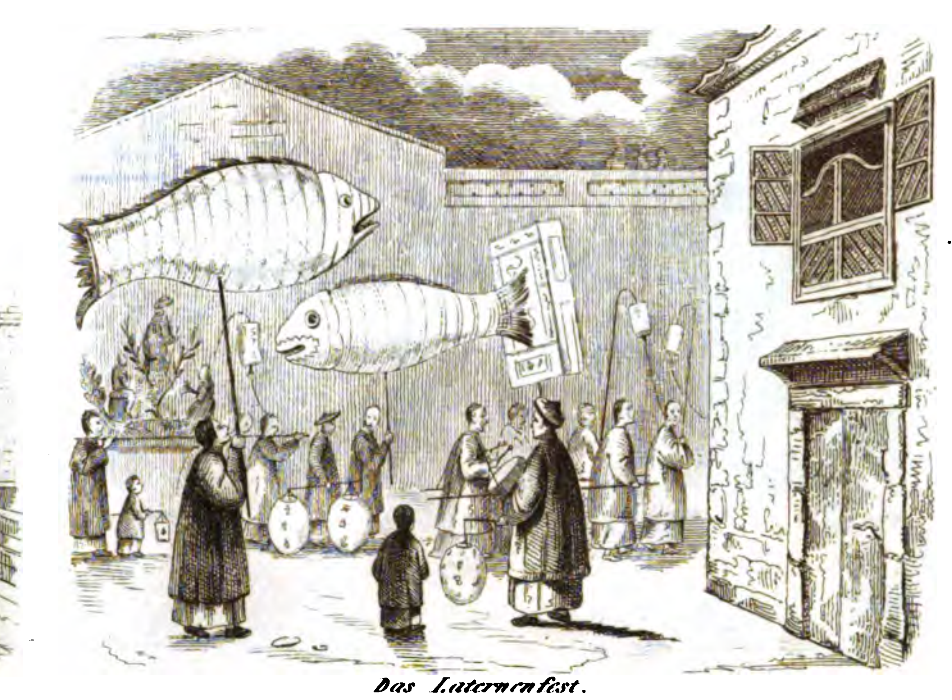




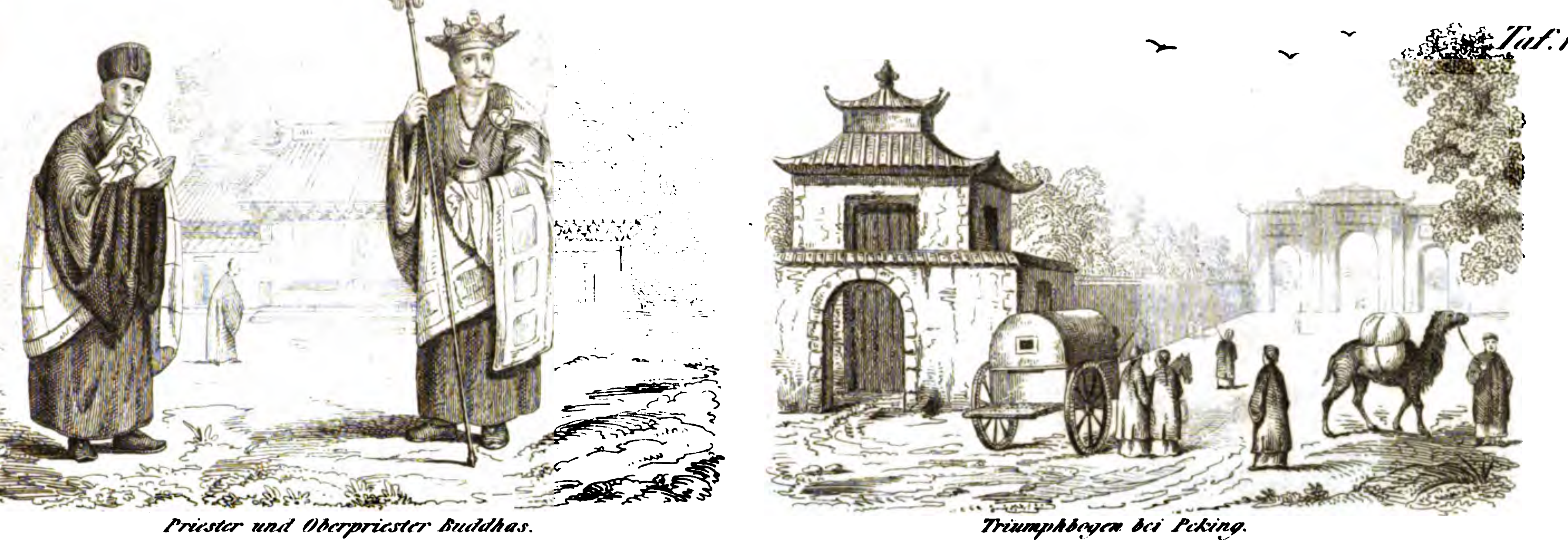
Brücke von Schuka.

Bonzen, Bettler und Büssende.

Taf. 18.

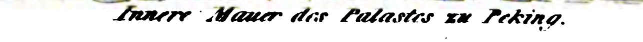


Triumphbogen bei Peking.



Priester und Oberpriester Buddhas.

Innere Mauer des Palastes zu Peking.



Das Laternenfest.

Taf. 19.

Chinesisches Theater.

Art zu Reisen.

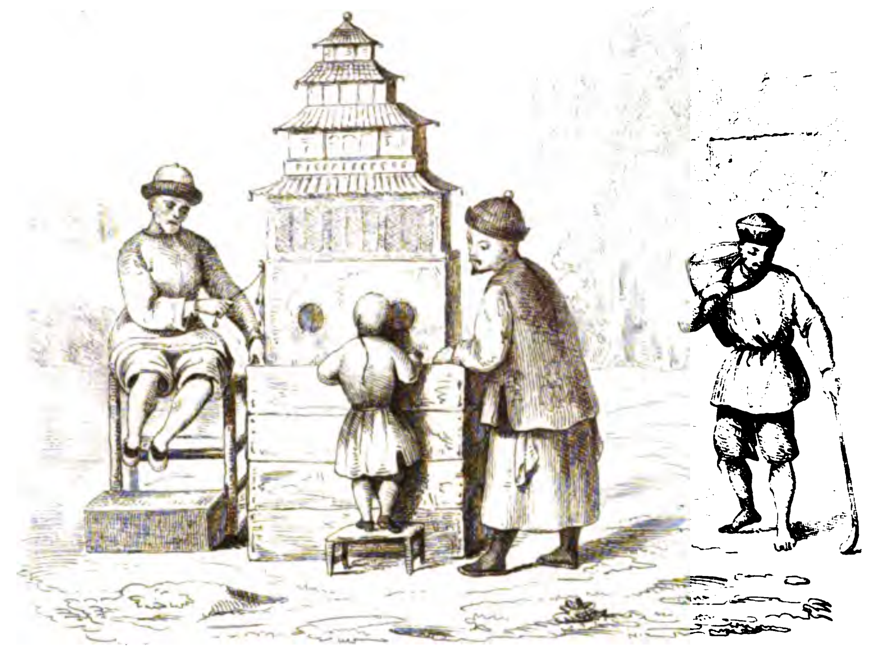


Brücke von Su-tscheu Fu.



Das Innere eines Grabmales.

Marionetten.



Bärentanz.

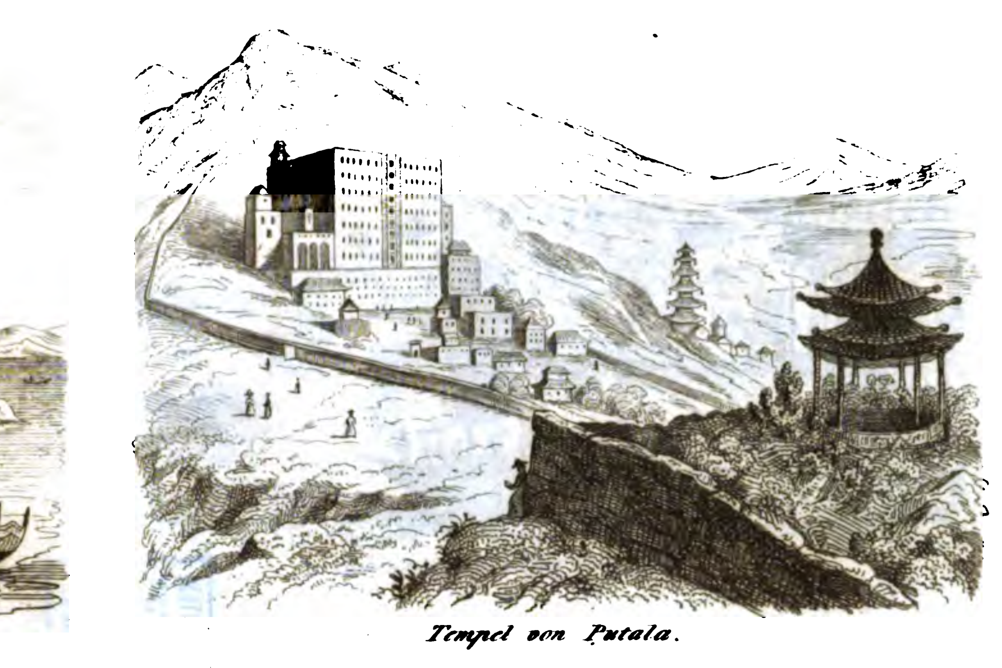
Seiltänzer — Kinderspielsachenverkäufer.

Guckkasten.

Taf. 21.



Feste Tien Sin.



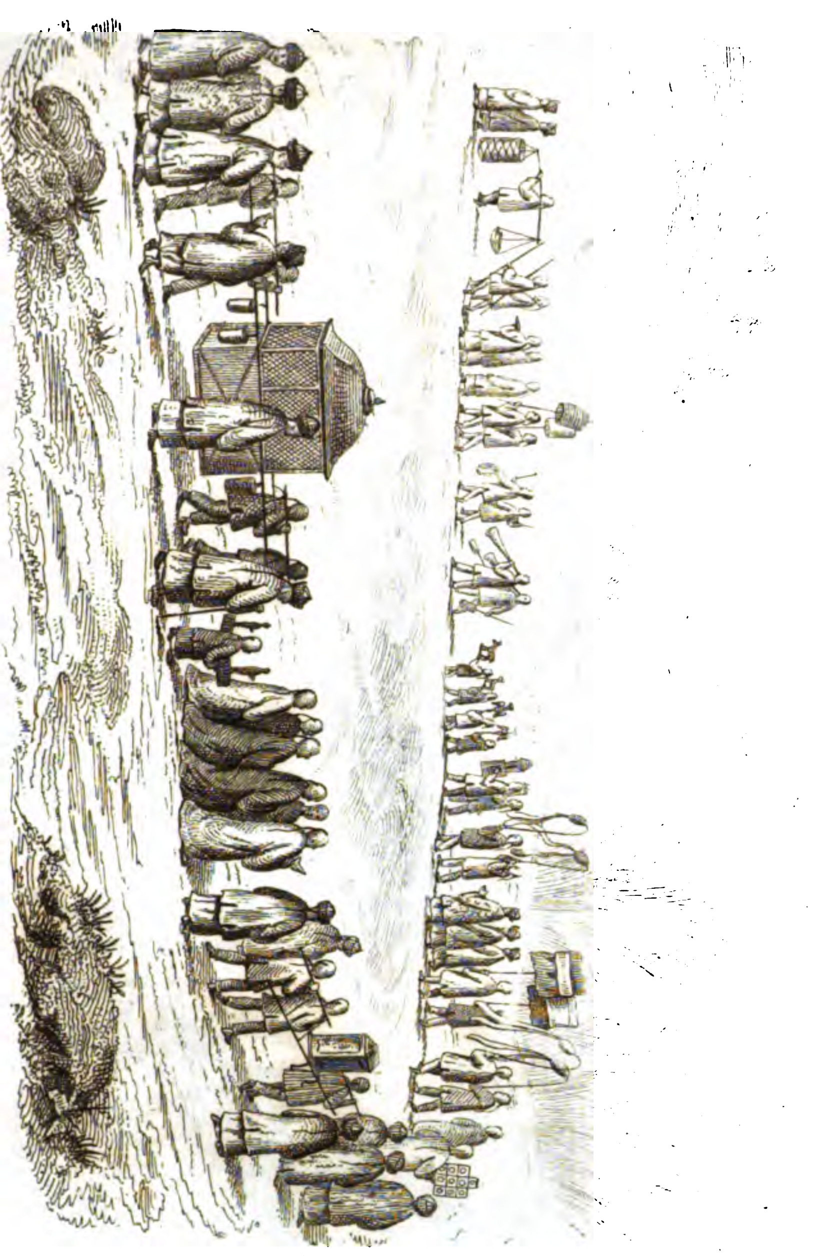
Tempel von Putala.



Mandarinen – Barke.



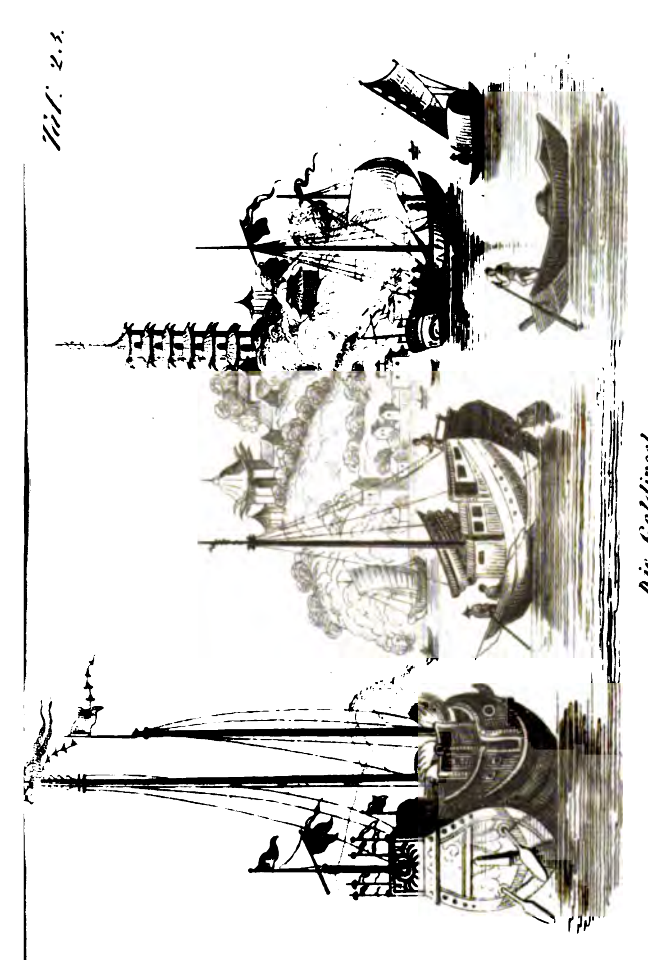
Grosse Mauer.


Ein chinesischer Aufzug.

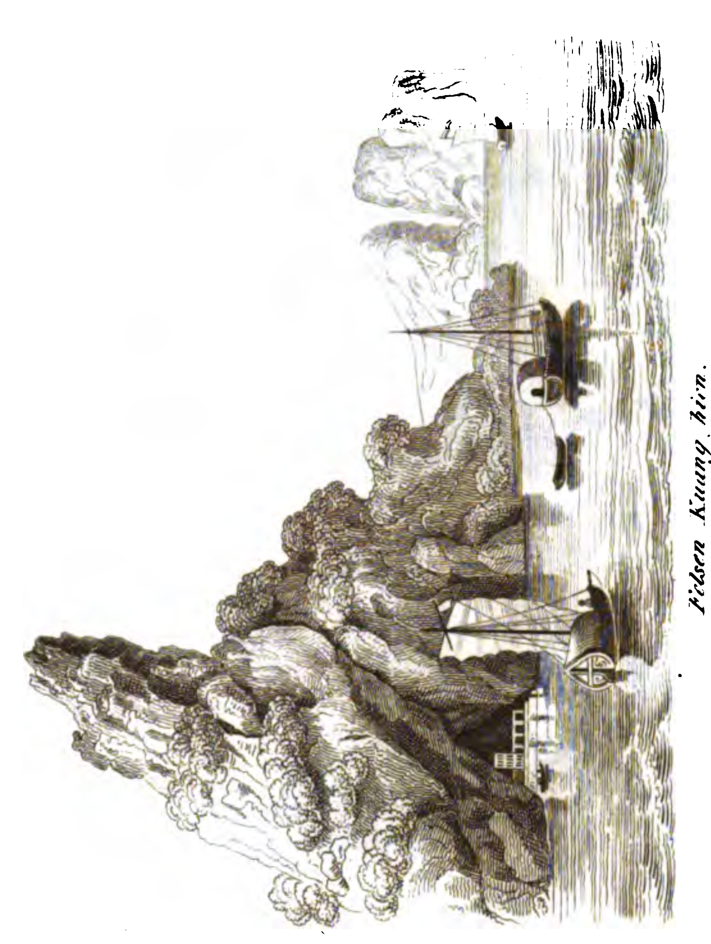

Kaiserlicher Palast in Peking.


Das Gräberthal am Siu_See.

Taf. 23.



Die Goldinsel.



Felsen Kuang hin.



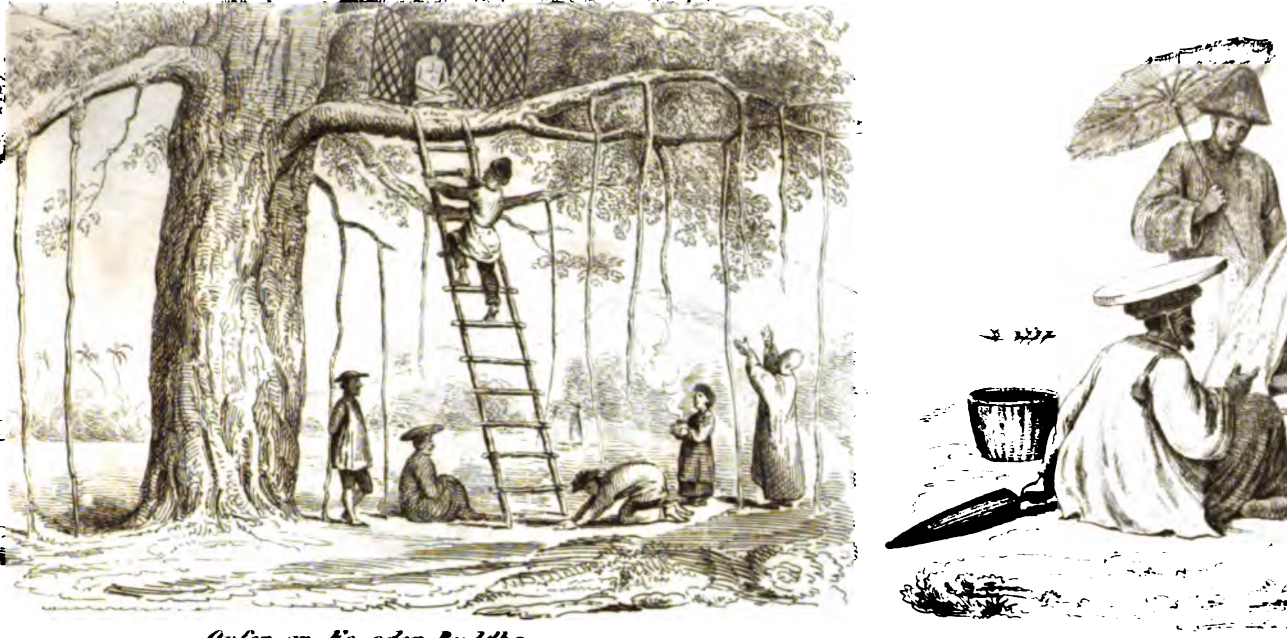
Gefolge des Kaisers von China.



Opfer an Fo oder Buddha.



Cochinchinesen.



Bucht Faï Fo.

Cochinchinesische Soldaten.



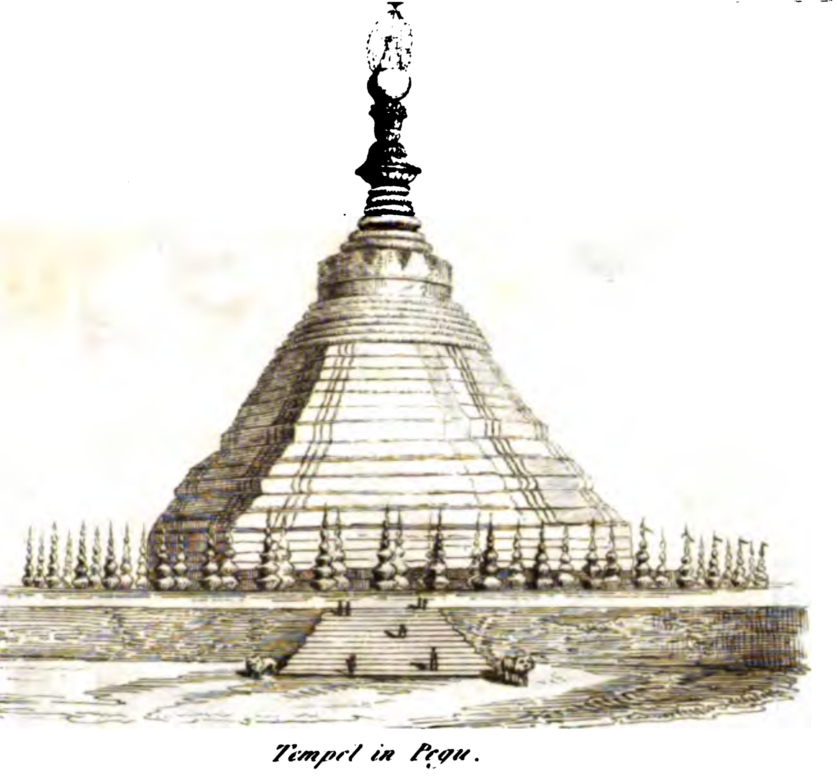


Birmanischer Schreiber und Soldat.



Birmanen.

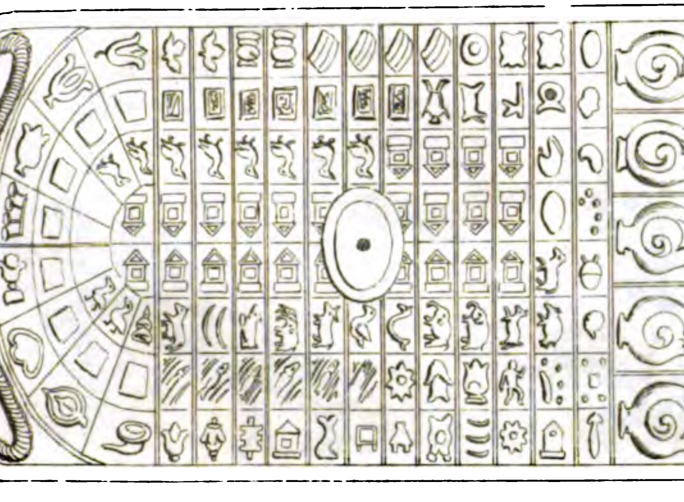
Cochinchinesisches Schauspiel.



Tempel in Pegu.



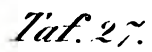
Birmanen von hohem Range.

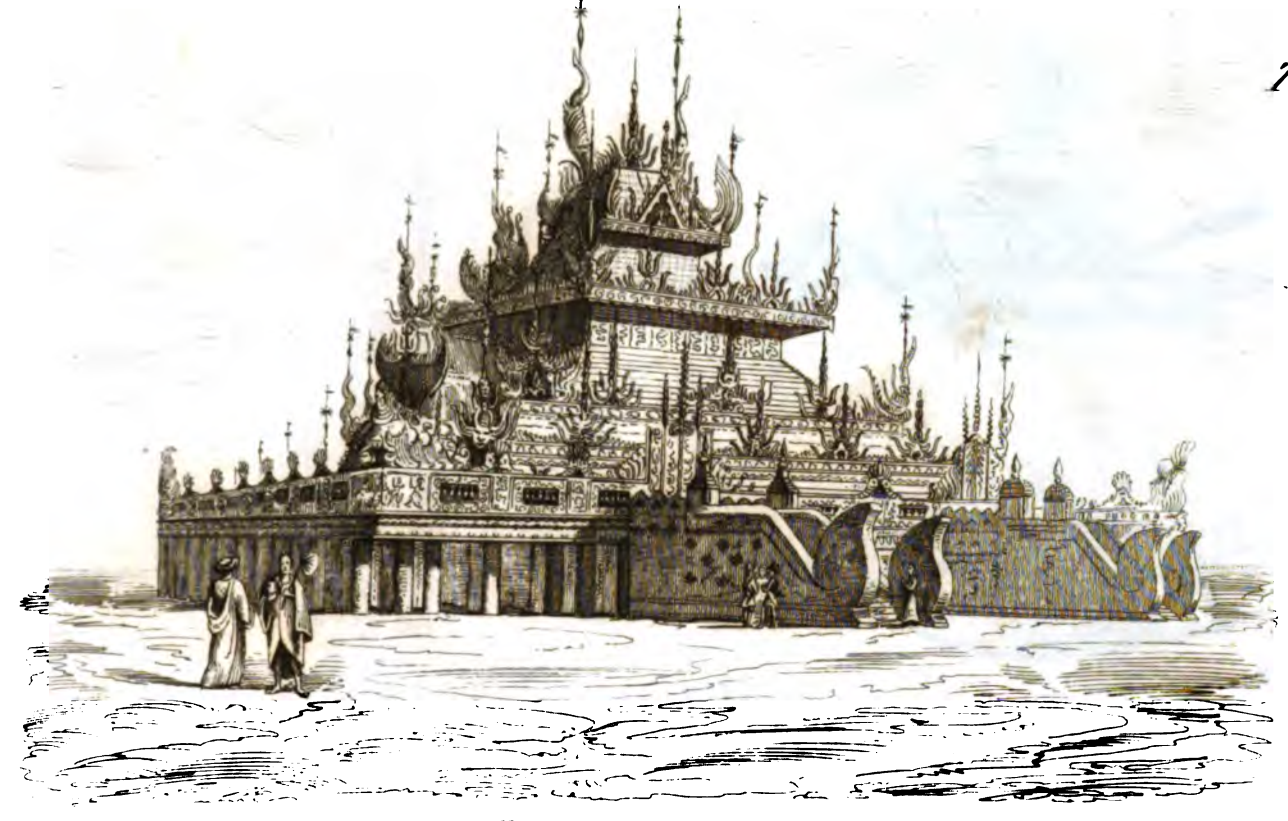


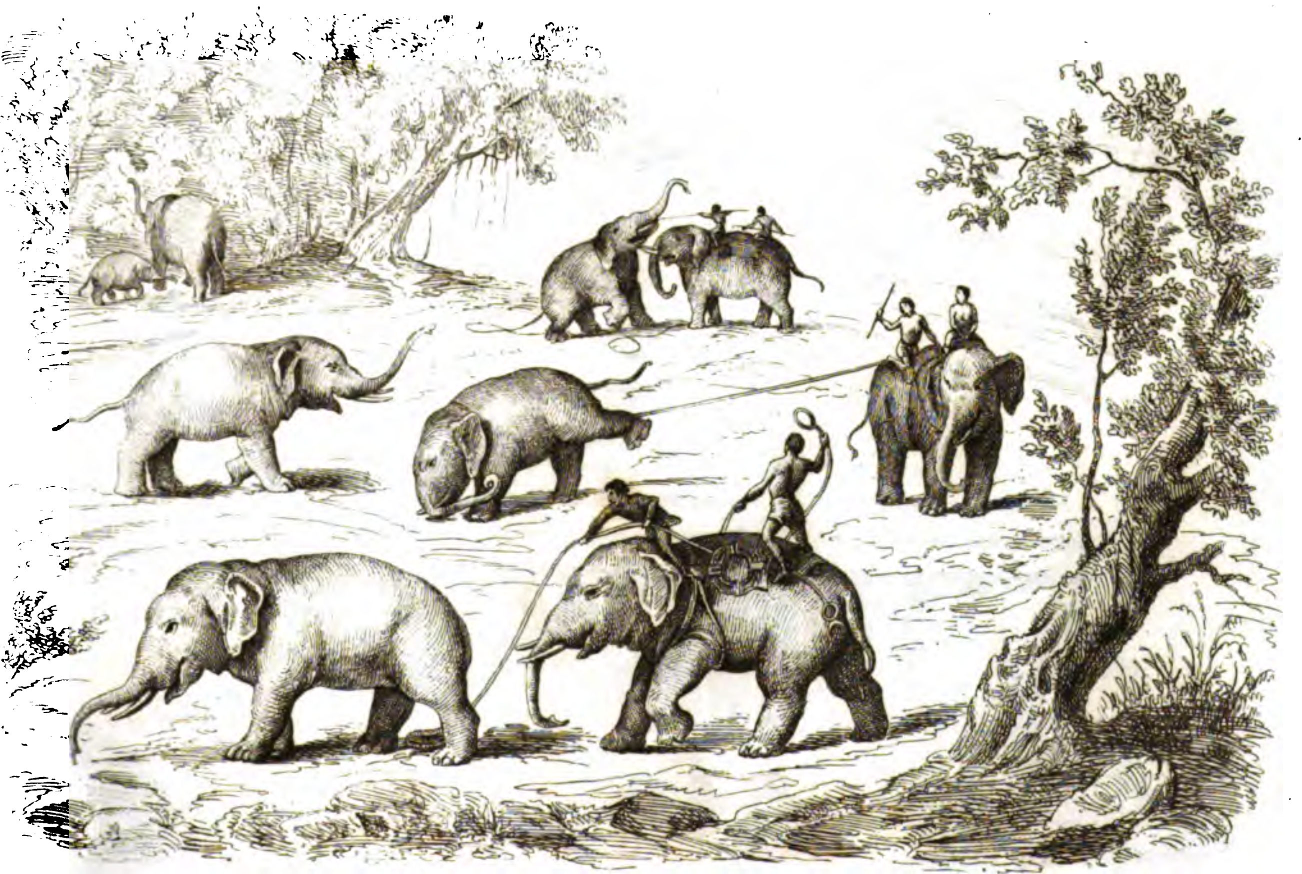
Abdruck des Fusses Gudamas.



Birmanischer Reiter und Priester.


Taf. 27.


Kloster Amerapura.


Elephantenjagd.



Königliche Schaluppe der Birmanen.



Carianische Bergbewohner.



Nicobarische Inseln.



Bewohner von Nepaul.



Ansicht von Katmandu.



Sambunath in Nepal.

Brücke zu Tiri in Gerwal.



Dschendaïr, Dorf in Gerwal.



Herduar (Hurdwar.)

Ruinen einer Moschee bei Delhi.



Der Kottal-minar in Delhi.



Ruinen des alten Delhi.



Moschee in Delhi.



Acbar's Grabmal zu Secandra.



Der Tadsch – Mahal zu Agra.



Die Moschee Dschemnes zu Agra.



Ruinen bei dem Tadsch – Mahal.

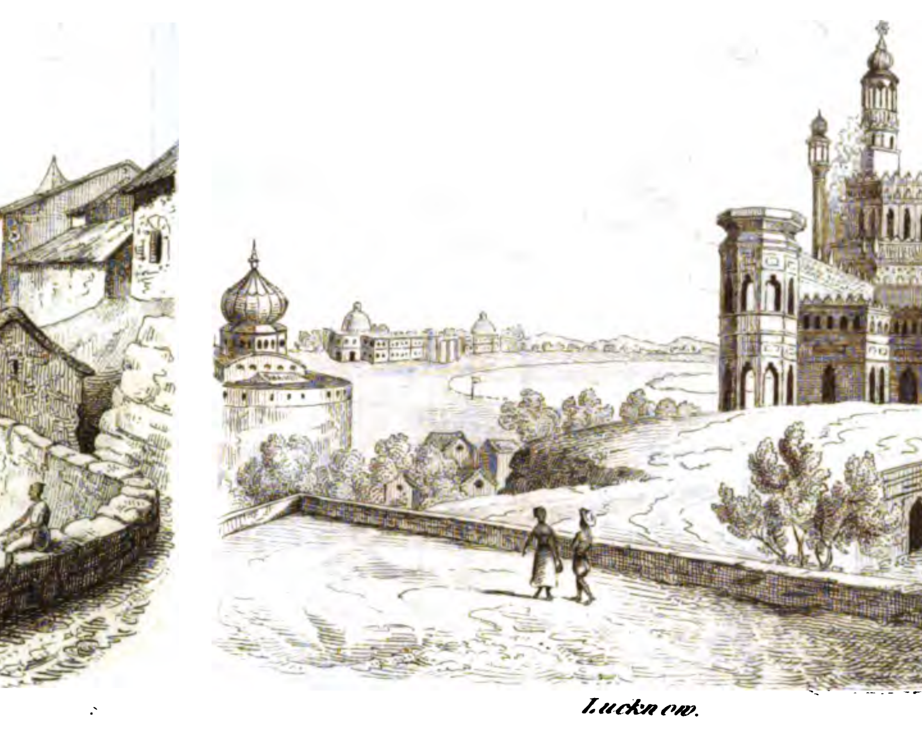


Cawnpur am Ganges.



Benares.

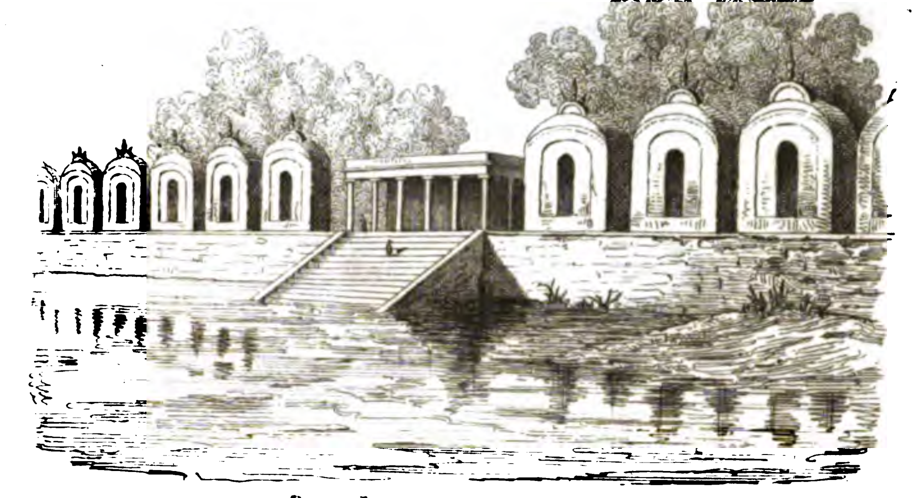
Benares.



Lucknow.



Spinnende Frauen.



Pagoden an dem Hugly.



Bauern von Bahar.



Das Aufhängen eines Frommen.



Dowletabad.

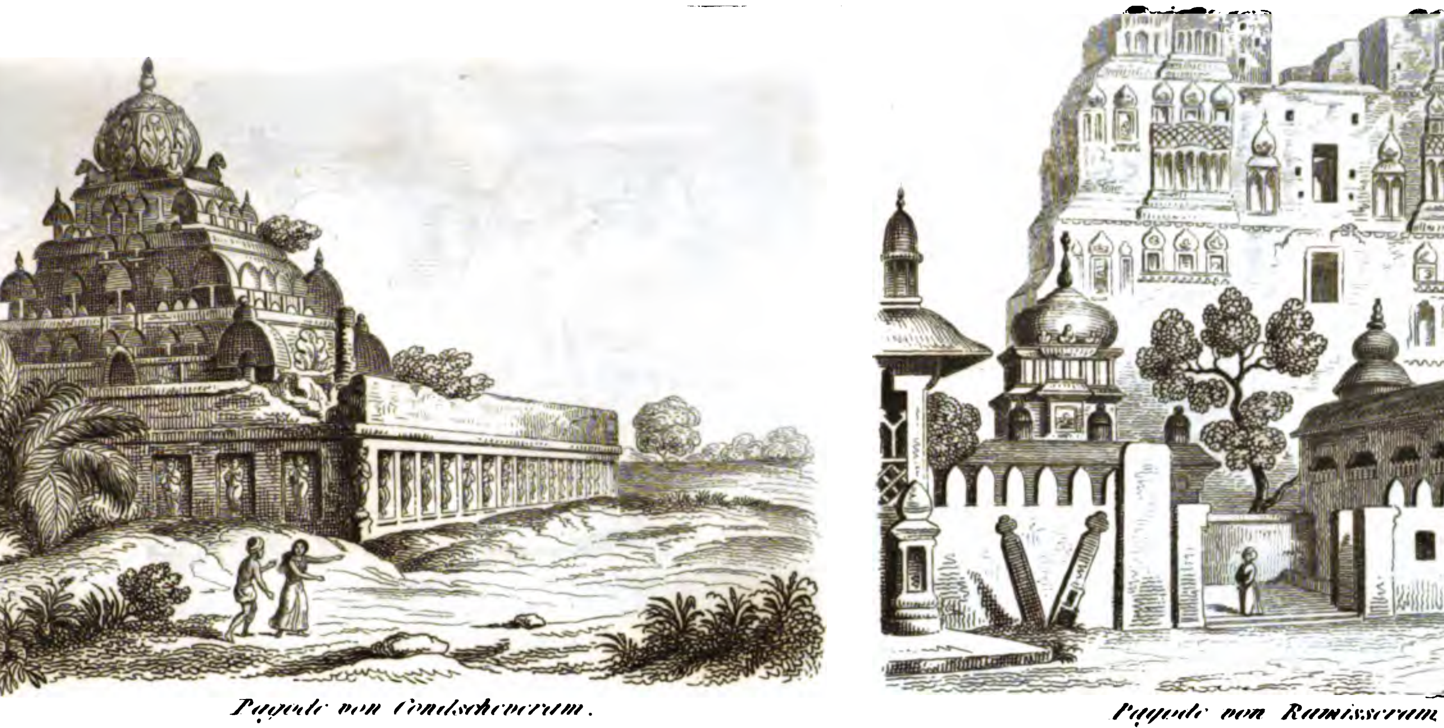
Elora.



Eingang zu dem Bisca Karbe zu Elora.



Unterirdischer Tempel zu Carli.



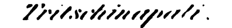
Pagode von Condscheveram.

Pagode von Ramisseram.

Tritschinapali.



Ansicht von Ceylon. Point de Galle.

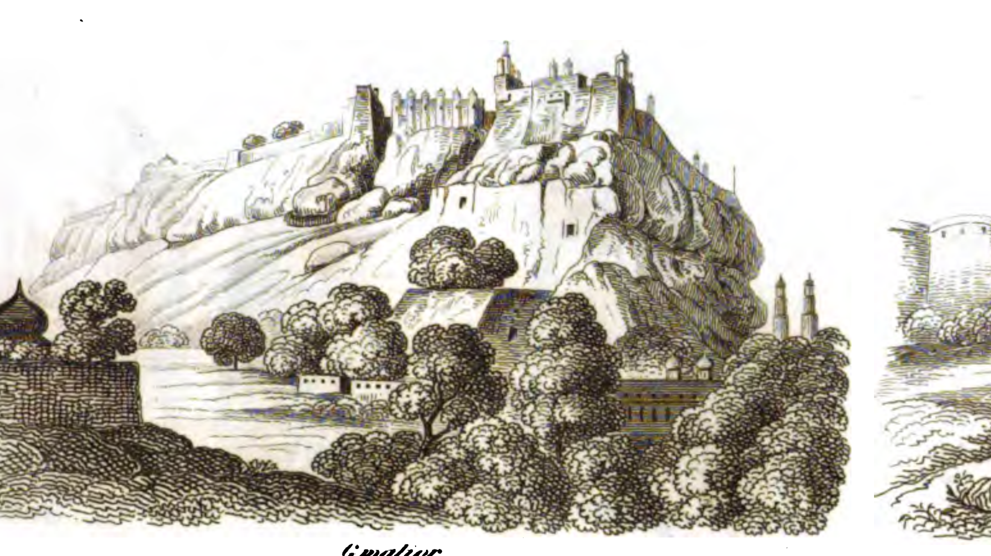




Unterirdischer Tempel zu Elephanta.



Seik auf der Reise.



Gwalior.



Scindier.



Hyderabad.

Tope.



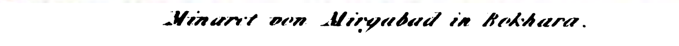
Durani. Afghane. Tauschik.

Götzenbilder zu Bamian.



Palast des Khan in Bokhara.

Perser.



Minaret von Mirgabad in Bokhara.



Perserinnen.



Palast des Khan in Bokhara.

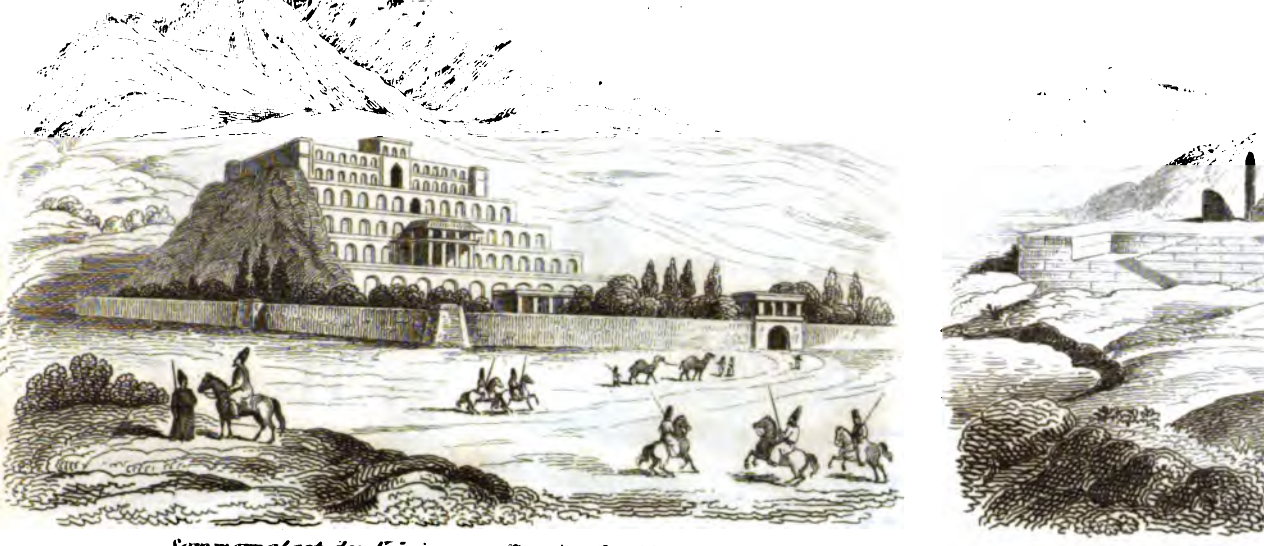


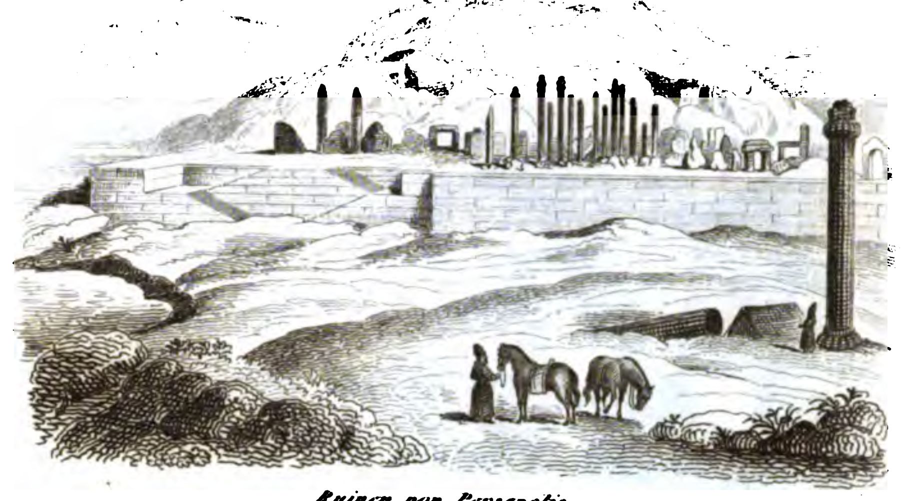
Perser.



Minaret von Mirgabad in Bokhara.

Perserinnen.


Sommerpalast des Königs von Persien bei Teheran.


Ruinen von Persepolis.


Ispahan.


Schiraz.



Sultanieh.



Tartare von Schirwan. Immiretischer Fürst.



Tiflis.

Georgierinnen.




Circassier.

Mingrelier.

Armenischer Kaufmann.

Abase.



Brunnen zu Scutari.



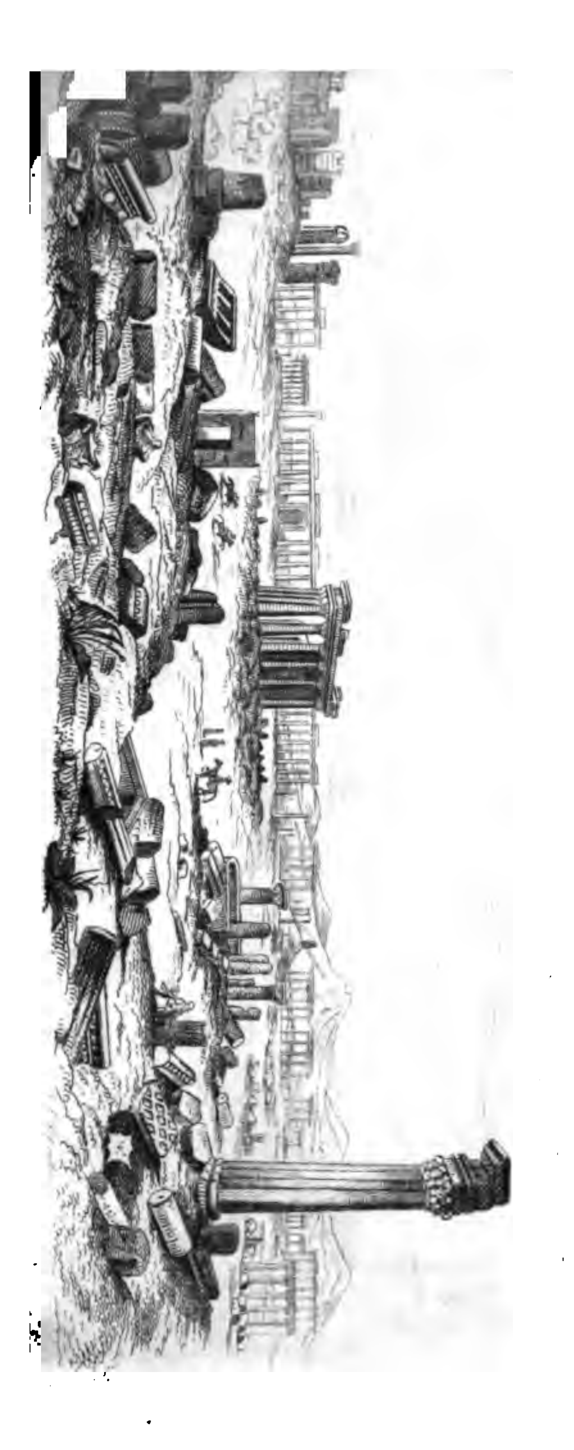
Tenedos.



Castell zu Brussa.



Milet.





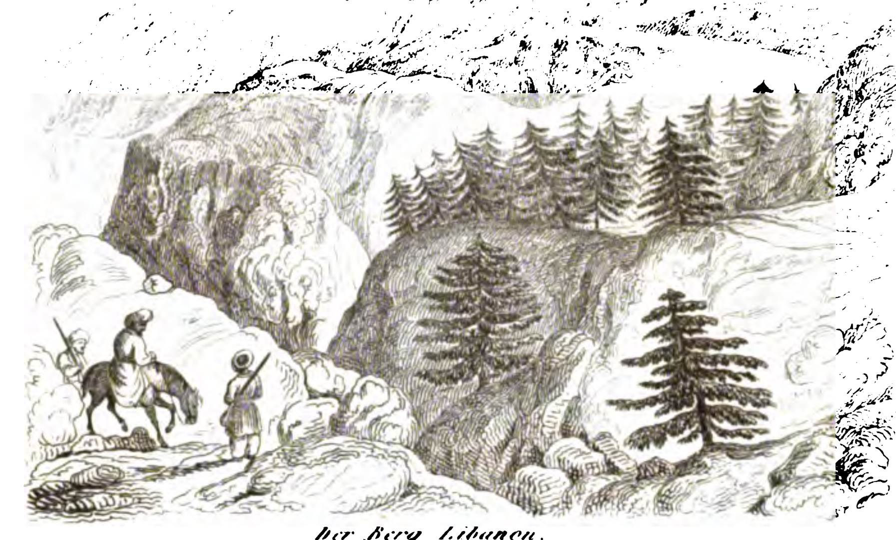
Kurden.



Babylon.



Damask.





Der Berg Libanon.

Baalbeck.



Antiochien.



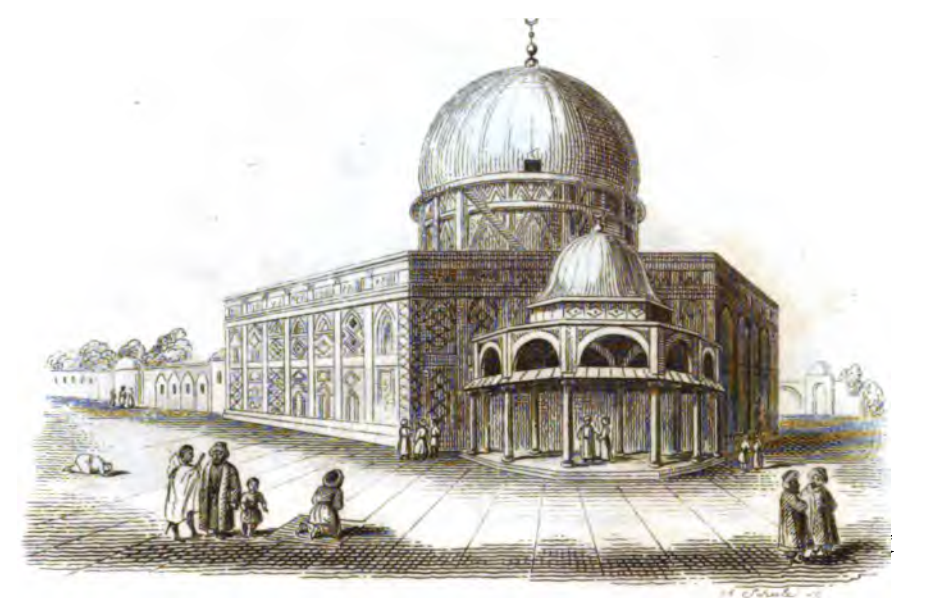
See von Tiberias.



Die Kirche des heiligen Grabes.



Mauern von Jerusalem.



Die Moschee Omars.

Taf. 37.



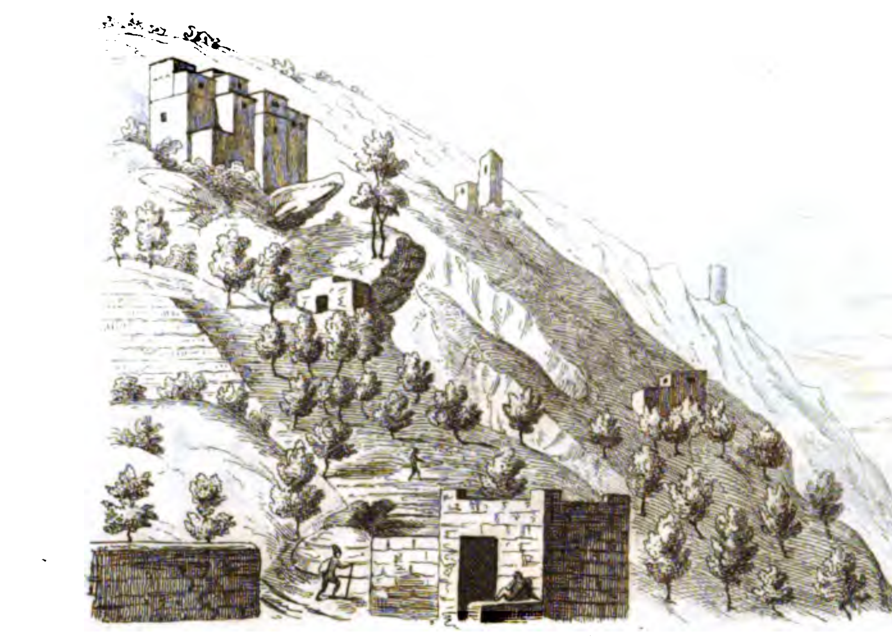
El Uisch.



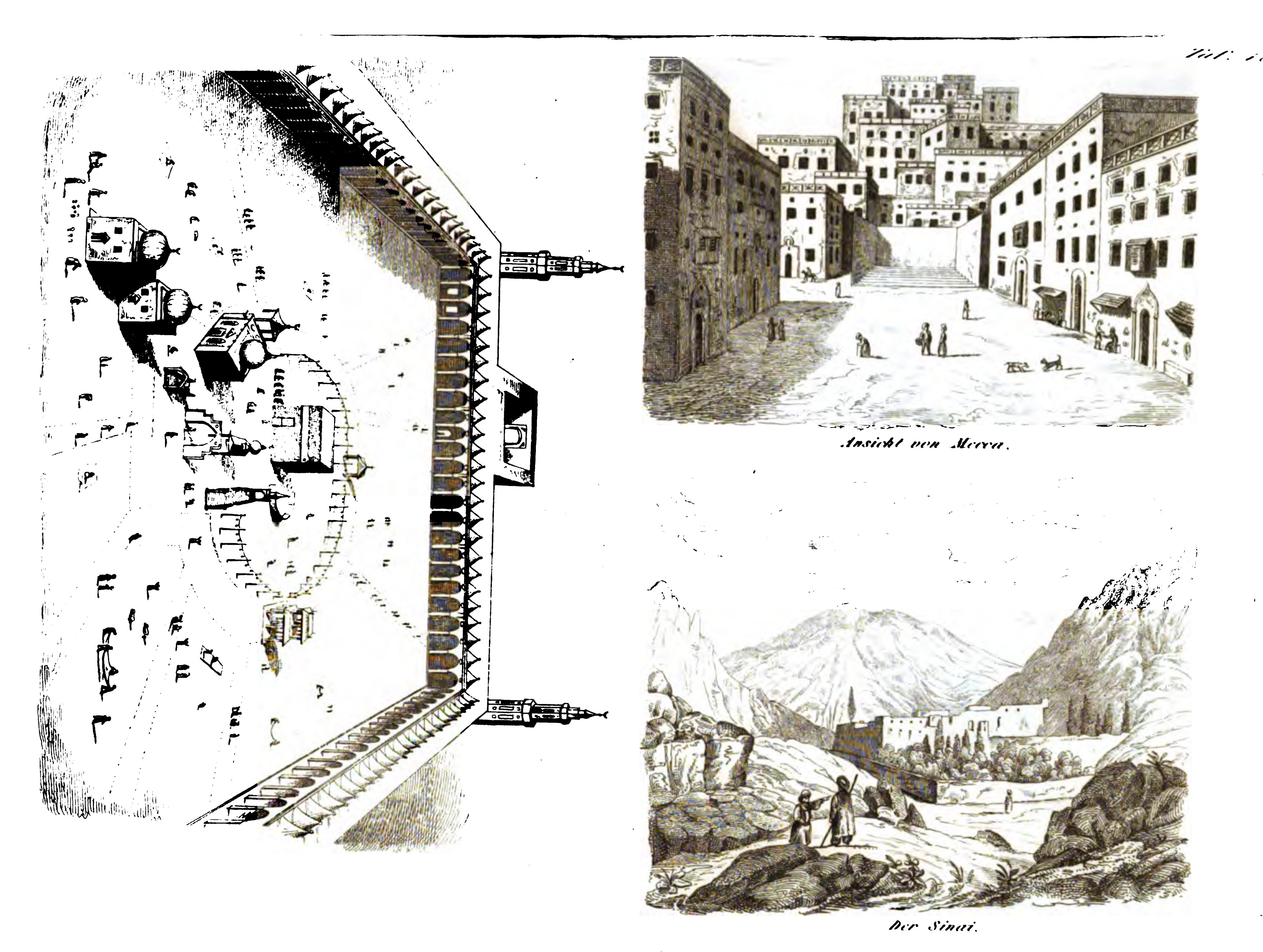
Moera.



Musa.

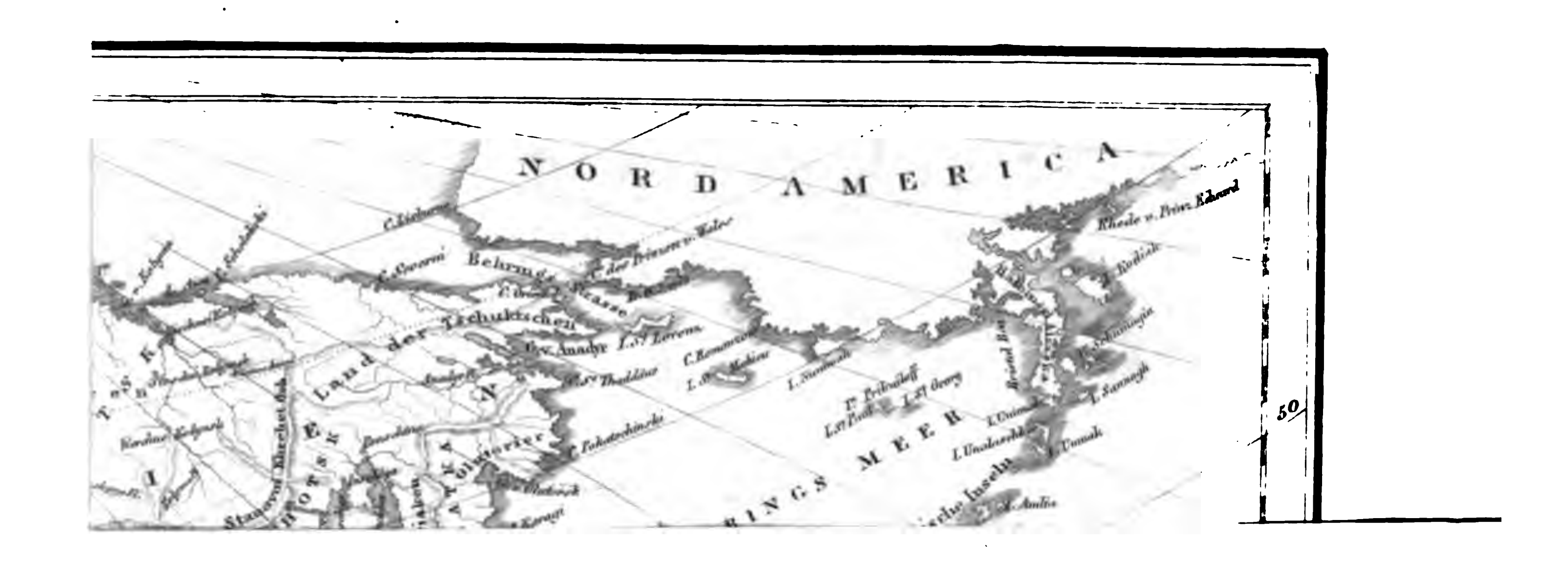


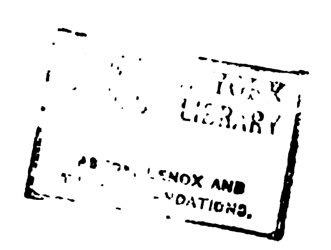
Gebirge von Beit el Faki.



Ansicht von Mecca.

Der Sinai.


N O R D A M E R I C A
Land der Tschuktschen
M E E R
Bristol Bay
I. Unalaschka
I. Umnak
I. Sannagh
L. St. Lorenz
Rhede v. Prinz Edward
Kodiak
50



Malerische Reise in Afrika.

Kapitel I.

Aegypten.

Der Reisende, der Asien über den Isthmus von Suez verläßt, kommt nur durch Wüsten nach Afrika.

Das Fort El Arisch, bei der Mündung eines Wildbaches in das Mittelmeer, wird zu Aegypten gerechnet; es liegt an der Stelle von Rhinocorurum. Die Franzosen hatten es inne fast bis zu dem Augenblicke, da sie dieses Land räumten; Brunnen, einige Hütten, Palmen und Gärten umgeben dasselbe. Jenseits dieser Oase findet man nichts als Sand. Diese Wüste gehört zu der von El Tih, welche in Syrien beginnt, von Callier auf einer neuen Richtung durchwandert worden ist und sich bis nach Aegypten hineinzieht.

Geht man an der Küste des Mittelmeeres nach W. zu weiter, so sieht man eine von dichter weißer Salzkruste, die unter dem Tritte der Thiere nicht bricht, bedeckte Ebene; dann hat man zur Linken Dünen von beweglichem Sande und zur Rechten einen Golf, welcher den alten See Sirbonis ersetzt, darauf Sümpfe, Teiche und Bäche von salzigem Wasser. Sie sind ziemlich tief, so daß das Wasser den Pferden, die hindurchgehen, bisweilen bis an den Bauch reicht.

Allmälig zeigen sich Palmen und werden zahlreich; man erreicht Tineh bei den Ruinen von Pelusium. Diese Stadt lag am Ostende des Sees Tanis, jetzt See von Menzaleh genannt, der von dem Mittelmeere nur durch eine schmale Landzunge getrennt ist, welche in ihrer nur 86,000 Metres betragenden Länge von drei Mündungen des Nils unterbrochen wird, welche der pelusischen, tanitischen und mendesischen entsprechen; zwei falsche Mündungen sind durch die Seegewächse ausgefüllt. Das Wasser des Sees ist während der Ueberschwemmung des Nils süß, wird aber in dem Maße salzig, wie der Fluß in sein Bett zurückkehrt. Der See umschließt mehrere Inseln, auf denen man alte Ruinen sieht; sehr wenige sind bewohnt. Er ist sehr fischreich und die Fischerei ist von dem Pascha verpachtet. Es halten sich auf ihm sehr verschiedene Wasservögel auf und seine Ufer sind mit Dörfern besetzt, so daß er fortwährend ein sehr lebensvolles Bild gewährt. Er steht durch mehrere Canäle mit dem östlichen Arme des Flusses in Verbindung; das neue Damiette zeigt sich im Halbkreise an dem rechten Ufer dieses Armes, dritthalb Stunden von der Mündung. „Hohe zierlich gebaute Häuser," sagen die Herren Cadalvene und Breuvery, „mit Terrassen und Belvederen darauf, die den kühlen Nordwinden offen stehen; zahlreiche Barken auf dem Nile; eine industriöse Bevölkerung, die sich auf den Kaien drängt; immer grüne Reisfelder; Gärten mit herrlicher Vegetation, wo untereinander Orangen, Datteln und Sycomoren wachsen; ein Himmel, dessen Reinheit von keiner Wolke getrübt wird und unter dem doch die Wärme fast nie höher steigt, als in dem südlichen Frankreich, das ist der zauberische Anblick, den Damiette mit seiner Umgegend dem Reisenden gewährt, der auf dem Meere ankommt.

„Der Zauber schwindet aber, sobald man in die Stadt selbst hineinkommt, die engen, krummen Straßen mit den unreinlichen Schaaren herumirrender Hunde durchwandert, sich unter den Häusern von Erde und Stroh befindet, die einzustürzen drohen, kurz sobald man eine türkische Stadt mit ihrem häßlichen Ganzen von Elend und Entwürdigung wiedersieht.

„Der Reishandel, welcher fast ausschließlich in Damiette stattfindet, hat dieser Stadt eine gewisse Wichtigkeit erhalten. Ihre häufigen Verbindungen mit Syrien, das ihr dafür seinen Tabak sendet, halten sie in einem an Wohlstand grenzenden Zustande. Die Einwohnerzahl beläuft sich nicht über 20,000 Seelen. Die Luft, welche man in Damiette athmet, ist weit gesunder, als man hoffen kann, wenn man die sie mehrere Stunden weit umgebenden Reisfelder sieht, und diese Stadt ist in ganz Aegypten der Ort, wo man die mildeste Temperatur hat."

Eine Stunde weiter unten liegt das Dorf Lesbe an der Stelle des alten sarazenischen Damiette, das mit Recht durch die Erbitterung berühmt ist, mit welcher die Kreuzheere es den Muselmännern streitig machten.

Allmälig erweitert sich der Fluß; der Schiffer sieht nicht mehr zu gleicher Zeit die beiden mit Palmen und Dörfern bedeckten Ufer. Der Sand, den der Nil in großer Menge mit sich führt, wird an seiner Mündung durch die Bewegung der Wogen des Meeres zurückgehalten und bildet da eine gefährliche Barre, auf welcher jährlich in der schlechten Jahreszeit viele Schiffe zu Grunde gehen. Eine einzige schmale Einfahrt, welche durch die Strömung in der Mitte des Sandes gebildet wird, erlaubt den Barken und leichten Schiffen den Fluß hinaufzufahren, aber nur bei schönem Wetter und mit viel Vorsicht wagt man sich in diese gefährliche Einfahrt, die der Boghaz heißt.

Die Küste ist überall äußerst niedrig, was sie sehr gefährlich macht. Folgt man ihr nach W. zu, so trifft man das Cap Burlos, das nördlichste Aegyptens, in gleicher Entfernung von den beiden Hauptmündungen des Nils; etwas in SW. trifft man den Ausgang des Sees von Burlos, einer großen Wasserfläche, deren südwestlicher Theil ungeheure

Sümpfe einnimmt und die nur in dem nördlichen Theile schiffbar ist. Er empfängt zahlreiche Canäle vom Nil. Die Fahrt, durch welche er mit dem Meere in Verbindung steht, ist die alte sebennytische Mündung. An diesem Punkte steht ein Fort.

Die Küste wendet sich nach WSW. nach der bolbitinischen Mündung zu, die sich wie jene von Damitte durch einen Boghaz endigt, und zwei Stunden vom Meere findet man am linken Ufer des östlichen Armes des Nils Räschid oder Rosette, eine Stadt, die viel von ihrer Wichtigkeit verloren hat. Nach dem Zeugnisse der vorher erwähnten Reisenden „zählt man jetzt dort wenige Europäer; selbst die Zahl der Eingeborenen hat bedeutend abgenommen und beläuft sich jetzt kaum auf 12,000 Seelen. Mit den Handelsvortheilen sind auch die Heiterkeit und der Reichthum verschwunden, die Rosette ein belebteres Aussehen gaben, als das der ägyptischen Städte meist ist. Ihre Umgegend jedoch hat nichts von dem lachenden Aussehen verloren, welches das Eigenthum des Delta zu seyn scheint; die Gärten besonders sind bemerkenswerth, wenn Kiosks mit Lauben, beschattet von einigen Gruppen Bananen und Akazien, große von Bächen bewässerte Räume, wo untereinander und fast ohne Pflege die Obstbäume Europas und die Afrikas wachsen, Gärten zu nennen sind.

„In geringer Entfernung von Rosette befindet sich das Tekie von Abu Mandur in der malerischsten Lage auf einer kleinen Anhöhe, von wo der Blick bis an das Meer schweift. Dieses Kloster wird von einigen Derwischen bewohnt, welche eine herrliche Quelle zu unterhalten haben — die milde Stiftung eines Muselmannes. Sie verdient ihrem edelherzigen Urheber um so mehr Dankbarkeit, als das Wasser in Rosette sehr schlecht ist.“

Folgt man weiter der Küste nach SW., so gelangt man zu der canopischen Mündung, die gegenwärtig nur ein kleiner Canal ist, welcher das Meer mit dem See von Madieh in Verbindung bringt, der in O. durch einen Sumpf an den See von Edku stößt, welcher mit jenem von Deraït in Verbindung steht. Der See von Madieh wird durch eine schmale Landzunge von der Rhede von Abukir getrennt, welche durch den Sieg der englischen Flotte 1798 so berühmt geworden ist. Im folgenden Jahre schlug da das französische Landheer die zahlreichen Schaaren der Muselmänner. Der Flecken Abukir, der durch ein Castell vertheidigt wird, liegt in der Nähe des alten Canope.

Nachdem man über eine Sandebene gegangen ist, gelangt man zu den Vorstädten von Alexandrien. Aber hören wir die, welche vom Meere aus in diese berühmte Stadt kommen. Die Frau Baronin von Minutoli spricht sich folgendermaßen aus:

„Alexandrien mit seinen Trümmern und seinen grauen Häusern mit platten Dächern gleicht von fern einer von dem Feinde verwüsteten Stadt. Alles erinnert hier an das Verschwinden von Jahrhunderten und die Natur gewährt, gleichsam um ihrerseits den ernsten Eindruck zu unterstützen, den man bei der Erinnerung an so viel vergangene Größe empfindet, dem Auge des Reisenden nichts als Wüstensand. Links von der Stadt breitet sich die Wüste aus, welche nach Rosette führt, und rechts die große Wüste von Barca. Mit Ausnahme einiger einzelnen Palmen, die traurig ihren Wipfel erheben und von fern einzelnen Säulen gleichen, bemerkt man an dieser Küste keine Spur von Vegetation. Dies ist der gegenwärtige Zustand dieses Landes, das so viele Revolutionen erlitten hat, dieser Wiege des Lichtes, die durch ihren Cultus, ihre Künste, ihre Philosophen, durch die Reisenden, welche hier an's Land steigen, und durch die Eroberer berühmt ist, welche sich ihrer bemächtigten ...

„Der Eindruck, den ich empfand, als ich das erstemal die Straßen Alexandriens durchwanderte, dürfte schwer zu beschreiben seyn. Welche Bewegung, welcher Tumult in diesen engen Straßen, die fortwährend durch eine zahllose Menge von Kameelen und Maulthieren fast verstopft werden! Das Geschrei ihrer Führer, welche unaufhörlich den Vorübergehen zurufen, ihre bloßen Füße in Acht zu nehmen; die Ausrufungen und die Grimassen der Taschenspieler; die glänzende Tracht der türkischen Beamten; die malerische Draperie der Beduinen, ihr langer Bart und das ernste regelmäßige Gesicht der Araber; die Nacktheit einiger Heiligen, um welche die Menge sich drängt; die vielen Negersclaven; das Geheul der weinenden Frauen, welche einen Leichenzug begleiten, sich das Haar ausraufen und sich auf die Brust schlagen, neben einem lärmenden Hochzeitszuge; die Gesänge der Muezzims, welche von den Minarets herab zum Gebete rufen, endlich der herzzerreißende Anblick von Unglücklichen, die vor Hunger und Elend sterben und die Schaaren wilder Hunde, die den Fremden verfolgen, alles dies hält jeden Augenblick die Schritte auf und fesselt die Aufmerksamkeit des erstaunten Reisenden.“

Okels nennt man in Alexandrien die Gebäude, welche in der Türkei unter dem Namen Khans und anderwärts als Caravanserais bekannt sind, meist Gebäude von vier Seiten um einen vierseitigen Hof her, an welchem in jeder Etage eine Galerie herumführt.

„Okels von neuerer Erbauung, sagen die beiden schon erwähnten Reisenden; einige nicht eben bemerkenswerthe Moscheen, das Arsenal und der Palast des Paschas sind die einzigen Gebäude, welche in dem neuen Alexandrien gesehen zu werden verdienen; ein plumpes Castell, das zur Vertheidigung der Stadt wenig nützt, ersetzt den bewunderswerthen Leuchtthurm, den man dem Genie des Sostrates verdankte, und nichts in der jetzigen Stadt verräth auch nur die Spur von einem alten Gebäude. (Taf. 1. Abbild.)

„Uebrigens darf man in dem Alexandrien Mehemed Alis nicht die geringste Spur, nicht einmal die Stelle jenes der Ptolemäer suchen, das auf dem Isthmus gebaut war, welcher die Insel Pharos mit dem Festlande verbindet und die beiden Häfen trennt. Die Seehauptstadt Aegyptens, deren Einwohnerzahl sich jetzt kaum auf 30,000 beläuft, steht auf einem neuen Boden.

„Ein großer von neugebauten Mauern umschlossener und von einem breiten Graben geschützter Raum, der durch einige ohne Zusammenhang und Urtheil angelegte Forts vertheidigt wird, bezeichnet außerhalb der jetzigen Stadt die Stelle, welche die der Khalifen einnahm. Diese letztere stand selbst auf einem Theile der Ruinen der Stadt Alexanders, deren Trümmer weit darüber hinausreichen.

„Zwei Denkmäler, welche der Zeit getrotzt haben, erheben sich allein mitten unter den Ruinen des alten Alexandriens; auf der einen Seite die Säule des Pompejus und auf der andern einer der Obelisken von rosenrothem Granit, die unter dem Namen der Nadeln der Cleopatra bekannt sind, und neben dem der zweite umgestürzt im Staube liegt.

„In geringer Entfernung von der alten Stadt dehnt sich der See Mariut aus (Mareotis), der jetzt fast ganz ausgetrocknet ist und nicht mehr mit dem Meere in Verbindung steht. In den Felsen, welche als Basis der schmalen Landzunge zwischen dem See und dem Meere dienen, sind die berühmten Katacomben ausgegraben. Einige unterirdische Gräber, die zum Theil von armen Fellahs bewohnt werden und in die man nur mit Mühe auf dem Bauche hineinkriechen kann, das ist alles, was von dieser Necropole übrig blieb, dem frommen und letzten Asyle, das Aegypten den sterblichen Ueberresten seiner Kinder weihte. In der Nähe erinnern einige Ausgrabungen in einem von dem Meere fast zerstörten Felsen, welche den stolzen Namen Bäder der Cleopatra führen, an jene berühmte Königin, in welcher das Geschlecht der Ptolemäer erlosch.

„Neuere einzelne Gebäude, Gärten und arabische Gräber nehmen einen Theil des Raumes der sarazenischen Stadt ein.. Man bemerkt hier und da eine Granitsäule, ein reiches Capital, Spuren aller Art, umgestürzt oder verschüttet, und da und dort die Oeffnung großer Cisternen, die einzigen noch nützlichen Ueberreste einer frühern Pracht.

„Einige hundert niedrige und dunkle Erdhütten, unter einem Trümmerhaufen erbaut oder vielmehr versteckt, enthalten eine Bevölkerung, deren Elend uns die Grenzen des Möglichen zu überschreiten schien, da wir noch nicht an den Anblick der neuen ägyptischen Civilisation gewöhnt waren ...

„Nubien, Neger, meist Sclaven, einige Juden, einige Armenier bilden mit den Arabern, den Türken, Copten, Franken und Griechen die Einwohner von Alexandrien und vervollständigen das Bild dieser an Religion, Sitten, Kleidung und Sprache verschiedenen Völker, welche, durch das Band des Handels vereint oder durch Gewalt da gehalten, dieselbe Stadt bewohnen.

„Obgleich Cairo der Mittelpunkt der Regierung und die wirkliche Hauptstadt Aegyptens ist, so ist Alexandrien doch wenigstens acht Monate des Jahres die Residenz des Vicekönigs. Die Marine und der Handel, diese beiden großen Hebel seiner Macht, die in Alexandrien zusammentreffen, erfordern von seiner Seite die thätigste und unausgesetzte Aufsicht. Die Verwaltungsangelegenheiten, deren Sitz Cairo ist, können mit weniger Schaden eine Verzögerung erleiden; übrigens kann auch der Pascha mehrmals des Tages mittelst der zwischen den beiden Städten errichteten Telegraphenlinie sich aussprechen."

Im Jahre 1830 bestand die Marine des Vicekönigs aus 7 Linienschiffen, 6 Fregatten, 4 Corvetten, 7 Briggs, 2 Dampfböten, 28 Transportschiffen. Auf den Werften lagen damals drei Linienschiffe, eine Corvette und ein Cutter.

Die Zahl der Matrosen auf dieser Flotte kann man auf 12,000 schätzen; mehrere Schiffe lavirten fortwährend vor dem Hafen, um die Mannschaften zu üben. Sobald die für die Marine bestimmten Männer in Alexandrien angekommen sind, drückt man ihnen ein Ankerzeichen auf den Rücken der Hand, um sie im Falle einer Desertion wieder zu kennen; dann schifft man sie ein, um sie an die verschiedenen Handgriffe 2c. zu gewöhnen, die sie in kurzer Zeit geschickt und bestimmt nachmachen.

Die Landarmee des Paschas betrug 1830: 101,000 Mann in Regimenter eingetheilt; außer diesen disciplinirten Soldaten von allen Waffen hat Mehemed Ali in seinem Dienste unregelmäßige Truppen, Infanterie und Cavalerie, die aus Albanesen und Candiern bestehen; er hat ferner mehrern Beduinenstämmen Ländereien am Nil überlassen, für die sie keine Abgaben entrichten, weil jeder Scheik, auf die erste Aufforderung, eine bestimmte Anzahl berittener und equipirter Leute liefern muß, welche von diesem Augenblicke an Sold erhalten.

„Da Alexandrien der einzige Seeplatz Aegyptens ist, so bringt man natürlich dahin fast alle Waaren, welche der Vicekönig dem Handel überliefert. Eine obere Verwaltung leitet die Ausführung der mit den europäischen Kaufleuten abgeschlossenen Geschäfte. Die Direction dieser Verwaltung in einem Lande, wo der Souverain sich das Handelsmonopol vorbehalten hat, ist dem Minister des Handels und der auswärtigen Angelegenheiten anvertraut. Man kann in dem gemeinen Jahre die Einfuhr Aegyptens auf 52 Millionen und die Ausfuhr auf 50 Mill. anschlagen.

Der alte Hafen befindet sich westlich, der neue östlich von dem Isthmus, auf welchem das neue Alexandrien liegt. Der letztere ist allen Winden ausgesetzt und hat schlechten Ankergrund; sonst war der erstere ausschließlich für muselmännische Schiffe bestimmt; Mehemed Ali öffnete ihn aber 1813 den Fahrzeugen aller Nationen. Sonst vereinigte der Canal der Cleopatra den alten Hafen Alexandriens mit dem Nil, in Folge der Nachlässigkeit der Türken nützte er nichts mehr. Mehemed Ali hat ihn von neuem ausgraben lassen und Mahmudie genannt, nach dem Großsultan. Er ist 15 Stunden lang; 150,000 Fellahs beiderlei Geschlechts arbeiteten daran achtzehn Monate. Ueber 20,000 wurden dabei durch Hunger, Erschöpfung oder Krankheiten hingerafft; das Ufer bedeckt ihre Gebeine. Leider giebt der Mahmudie die Vortheile nicht, die man von ihm erwartete; er ist nur bei hohem Wasserstande und für leichte Barken schiffbar; er stößt an Fuah, über Rosette, aber der Schlamm, den der Nil mit sich führt, verstopft alle Jahre die Mündung. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, hat man neuerdings diesen Ausgang mit einer Mauer verschlossen und in derselben einige Oeffnungen angebracht, durch welche man das Wasser läßt, wenn man es für vortheilhaft hält; man hält es dabei in dem Canale hoch genug, damit die Schifffahrt nicht unterbrochen wird. Große Wasserräder, die in der Nähe der Barre angebracht sind, heben zu diesem Zwecke das nöthige Wasser herein, wenn der niedrige Stand des Flusses dies nöthig macht.

Der Vortheil der Lage Fuahs an dem rechten Ufer des Nils hat den Vicekönig bestimmt, da eine Baumwollenspinnerei und eine Feßfabrik anzulegen.

Geht man den westlichen Arm des Nils hinauf, so sieht man in der Nähe des linken Ufers Ramanieh am Ufer des Mahmudieh, eine kleine durch ihre Lage wichtige Stadt; weiter hin in W. bei einem Canale Damanhûr (Hermopolis parva), das durch die Baumwollenpflanzungen in der Umgegend merkwürdig ist; am rechten Flußufer Kurat (Naucratis), das unter den Pharaonen durch seinen Hafen blühte, den einzigen, der den Fremden offen stand; Sa el Hadschar, ein Dorf bei den Ruinen von Sais, der sonstigen Hauptstadt des Delta, die durch die Pflege der Wissenschaften, durch das berühmte Lampenfest und die prachtvollen Gebäude bekannt war. Die imposanten Ueberreste der riesenhaften Mauern ihrer drei Necropolen, welche Champolliere besuchte, sind alles, was von dieser großen Stadt übrig blieb. Mehallet El Kebir (Khois) an dem Canale Melig, eine ziemlich große Stadt, ist wichtig durch ihre Industrie. Tantah, fast in der Mitte des Delta, hat eine schöne Moschee; das Grab Seyd Achmed el Badauys zieht dreimal jährlich viele Pilger dahin, was drei bedeutende Messen, namentlich im April, veranlaßt; Menuf, an einem gleichnamigen Canale, liegt in einer außerordentlich fruchtbaren Gegend.

Wenden wir uns nun nach dem westlichen Arme des Nils, so finden wir links Samannud (Sebennytes), „gekrönt von hohen Minarets. Ich habe, setzt Savary hinzu, keine angenehmere Lage gesehen, als diese; der Himmel, die Erde, das Wasser, der Schatten, das Grün, die Blumen, das Aussehen der Dörfer und Städte, alles ist hier zur Freude der Augen beisammen." Samannud ist von mäßiger Größe, volkreich und treibt Handel; es ist der Hafen von Tantah. Im N. bei dem See Burlos bezeichnet Kum Zalat, ein schlechter Flecken, die Stelle von Butis, das merkwürdig war durch das ungeheuere Monolith-Heiligthum seines Tempels Butos und durch sein Orakel. Bhabeit, ebenfalls im N., aber in geringer Entfernung, besitzt die imposanten Ruinen der Stadt Isis; die Figuren, welche die Bauwerke bedecken, sind bewundernswerth gemeißelt. Abusir entspricht dem Busiris, das durch den großen Tempel und das Fest der Isis berühmt war.

Am rechten Ufer liegt Mansurah in einem Bezirke, der für den fruchtbarsten und einen der am besten angebauten in Aegypten gilt; Michaux sah hier noch das Gebäude, wo Ludwig der Heilige nach der Schlacht festgehalten wurde, die er gegen die Sarazenen verlor. Man sieht in Mansurah große Oefen, wo man Hühnereier ausbrütet. Zur Zeit Niebuhrs galten die Bewohner von Athrib für entschlossene Diebe. Der Name dieses Dorfes erinnert an Athribis, dessen Ruinen von Hütten bedeckt sind. Ein wenig unterhalb Athrib befindet sich ein großer Canal, der nach dem Osttheile des Sees von Menzaleh geht. Eine andere Ableitung vom Nil, die über der Deltaspitze begann, vereinigte sich hier mit ihm und beide zusammen bildeten den pelusischen Arm. An dem letzten Canale findet man Matarieh, ein kleines Dorf, wo man noch die Ruinen des berühmten Sonnentempels, Ueberreste der Sphinx und einen prächtigen Obelisken sieht. Diese Bauwerke gehörten zu On oder Heliopolis, einer der bedeutendsten Städte des alten Aegypten. Weiter unten zeichnete sich Onion durch einen prachtvollen Tempel der Juden aus, welcher nach dem Muster jenes in Jerusalem gebaut war. Belbeis, an der Verbindungsstelle mehrerer Canäle, wurde 1798 durch die Franzosen befestigt. Pietro della Valle sah hier Ueberreste von Alterthümern. Tell Bastah, ein ärmliches Dorf, ersetzt Bubaste, eine Stadt, deren Ruinen zahlreich sind. Man verehrte hier die Bubastis (Diana), die unter der Gestalt einer Katze dargestellt war. Herodot hat malerisch den Cultus beschrieben, und diese Ceremonien werden in dem neuen Aegypten bei den Festen und Versammlungen der Einwohner wiederholt.

An demselben Canale ist Hehibeh eine kleine moderne Stadt, die durch ihre Industrie blüht. Phacusa (Facus) liegt an einem Punkte, wo der Canal sich theilt. Salegeh entspricht dem alten Tacasyris.

Unterhalb Mansurah läuft ein Canal nach NO., nach Akhmun (Mendes) zu; er ist breit und tief und endigt an dem See Menzaleh bei der Stadt dieses Namens, die nicht eben wichtig ist. Tanis (San), das seinen Namen einem Arme des Nils gab, war die Residenz zweier Dynastien von ägyptischen Königen; man findet Ueberreste von Obelisken und Tempeln. Tmay el Emid (Thmuis), südlich von Akhmun, zeigt noch ein schönes Monolith-Heiligthum von Granit auf einer Basis von gleichem Stoffe, das mit Hieroglyphen geschmückt ist.

Theilen wir nun im Auszuge die Beobachtungen Volney's über das Delta und das allgemeine Aussehen Aegyptens mit.

„Alexandrien gehört durch seine Lage außerhalb des Delta und durch die Beschaffenheit seines Bodens der afrikanischen Wüste an; seine Umgegend ist ein flaches unfruchtbares baumloses Sandfeld, wo man nichts als die Pflanze findet, welche die Soda giebt, und eine Reihe Palmen, welche der Spur des Nilwassers folgt.

„Erst bei Rosette gelangt man eigentlich nach Aegypten; hier verläßt man den weißlichen Sand, welcher das Attribut des Strandes ist, und gelangt auf einen schwarzen, fetten, leichten Boden, welcher das charakteristische Kennzeichen Aegyptens ist; dann sieht man auch zum erstenmale das Wasser des so berühmten Nils, der zwischen steilen Ufern hinfließt.

„Die Palmenwälder, die ihn begrenzen, die Gärten, die von ihm bewässert werden, die Orangen-, Bananen-, Pfirsich- und andere Bäume geben durch ihr ewiges Grün Rosette einen besondern Reiz.

„Auf der Reise über Cairo hinaus, die auf dem Flusse hinaufgeht, bildet man sich zuerst eine allgemeine Idee von dem Boden, dem Clima und den Producten dieses berühmten Landes. Man sieht noch einige dünne Haine von Palmen und Sycomoren und einige Dörfer auf künstlichen Erhöhungen. Das ganze Gebiet ist so niedrig und so flach, daß, wenn man zu Meere ankommt, nicht drei Stunden von der Küste ist, sobald man den Horizont von Palmen und den Sand erblickt, der sie trägt; von da, den Fluß hinauf, geht es so allmälig empor, daß das Wasser in einer Stunde nur eine Stunde fließt. Das Bild des Landes variirt wenig; immer sind es einzelne Palmen oder Palmengruppen, die um so seltener werden, je weiter man kommt; Dörfer mit Häusern von Erde von verfallenem Aussehen; eine grenzenlose Ebene, die je nach den Jahreszeiten ein Meer von süßem Wasser, ein kothiger Morast, ein grüner Teppich oder eine Staubfläche ist; von allen Seiten ein ferner nebeliger Horizont; endlich, in der Gegend etwa, wo die beiden Flußarme sich vereinigen, erblickt man allmälig nach O. zu die Berge von Cairo und in S., nach W. sich ziehend, drei isolirte Massen, welche man an ihrer Form für Pyramiden erkennt. (Taf. 2. Abbild.) Von diesem Augenblicke an gelangt man in ein Thal, das nach S. zu zwischen zwei Bergketten von paralleler Höhe hinzieht. Die östliche, welche sich bis an das Rothe Meer erstreckt, verdient den Namen Gebirge durch die Höhe und den einer Wüste durch das kahle Aussehen; die westliche dagegen ist nur ein Kamm von Sand bedeckten Felsen, die man treffend bezeichnet, wenn man sie einen natürlichen Damm nennt. Um sich Aegypten mit wenigen Worten zu schildern, stelle man sich auf der einen Seite ein schmales Meer und Felsen, auf der andern ungeheuere Sandebenen und in der Mitte einen Fluß vor, der in einem 150 Stunden langen und 307 Stunden breiten Thale fließt und sich 30 Stunden vom Meere in zwei Arme theilt, deren kleinere Arme sich über ein von allen Hindernissen freies und fast gar nicht abschüssiges Terrain verbreiten.

„Ueberall, wo man in Aegypten nachgräbt, findet man salziges Wasser, das Natron, Seesalz und etwas Salpeter enthält. Selbst wenn man die Gärten zur Bewässerung überschwemmt, sieht man nach der Verdünstung und Einsaugung des Wassers den Boden mit Salzkrystallen bedeckt.

„Inmitten dieser Minerale von verschiedener Beschaffenheit (Muschelkalk, rother Granit, Serpentin), inmitten des feinen röthlichen Afrika eigenthümlichen Sandes zeigt sich der Boden des Nilthales mit Eigenschaften, die ihm eine bestimmte Classe anweisen. Seine schwärzliche Farbe, seine thonige und klebende Beschaffenheit, alles verräth seinen fremden Ursprung, und wirklich bringt ihn der Fluß aus Abyssinien mit, man könnte sagen, es habe der Natur gefallen, künstlich eine bewohnbare Insel in einem Lande zu schaffen, dem sie alles verweigert hatte. Ohne diesen fetten leichten Schlamm würde Aegypten nie etwas erzeugt haben; er allein scheint die Keime der Vegetation und der Fruchtbarkeit zu enthalten.

Die Herren Cadalvene und Breuvery, die von Damiette nach Cairo gingen, hatten ein daadie bestiegen, eine große Barke mit Verdeck, welche zwei lateinische Segel trägt. Hören wir ihre Erzählung: „Unsere Barke, die langsam dahinschwamm, erlaubte uns, die schönen Ebenen des Delta zu bewundern, wo die Natur eine so gewaltige, so mannichfaltige Vegetation zeigt. Roggen, Gerste, Durra, Hirse, Mais, Hanf, Flachs, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr und eine Menge Küchengewächse stehen überall üppig. Die Trauerweide wächst am Rande des Wassers; die Dattelpalme, die Orange, die Banane, die Akazie, hundert verschiedene Bäume, erheben sich auf dem Lande, wo große Sycomoren ihren herrlichen Schatten verbreiten. Die Zucht der Seidenwürmer ist nicht vernachlässigt; man kann die Zahl der in Aegypten gepflanzten Maulbeerbäume auf 3 Millionen anschlagen. Je weiter wir kamen, um so zahlreicher wurden die Datteln und um so sorgfältiger der Anbau. Unser Reïs (Capitain) hielt in Keliub, seiner Heimath, an und wir durchwanderten diese Stadt, wo sich Fabriken und Spinnereien befinden und wohin ein Viehmarkt allwöchentlich eine ziemlich große Volkszahl zieht. Wir gingen lange in den engen Straßen umher, die, wie in allen Städten Aegyptens, von Schmuz und Schutthaufen halb verschüttet sind. Dann schifften wir uns wieder ein; der Wind erhob sich gegen Abend und wir kamen in wenigen Stunden an die Spitze des Delta, das von den Arabern Bathn el Baghar (Kuhbauch) genannt wird. Der Fluß ist an dieser Stelle erstaunlich breit, sein Aussehen herrlich und zahlreiche Barken, die auf ihm umherfahren, erhöhen noch die Schönheit des Anblickes."

Die schönsten Dinge langweilen endlich, wenn sie zu oft wiederholt werden. „Die Ufer des Nils," sagt die Frau von Minutoli, „gewähren wenig Abwechselung; die Dörfer, die Moscheen, die Gräber der Heiligen sind alle fast auf gleiche Weise gebaut, und dieses Paradies Aegyptens kam mir ermüdend gleichförmig vor. Wenn etwas mich überraschte, so war es die Kraft und Gewandtheit unserer Schiffer; ich sah zwanzig dieser Unglücklichen, da es gegen die Strömung ging, welche an vielen Stellen sehr reißend ist, und oft sogar bei contrairem Winde, in den Fluß springen, um die Barken zu ziehen, dann wieder an das Ufer gehen, so halbe Tage lang diese schreckliche Arbeit unter der glühenden Sonne fortsetzen, bald laufen, bald schwimmen. Ihre Kräfte schienen übermenschlich zu seyn, und ich glaube, man sieht nur in Aegypten solche unermüdliche Matrosen. Sie sind auch eine der bessern Volksclassen.

In Bulac, dem Hafen für alle Barken, die aus dem Delta kommen, steigt man aus. Es giebt hier eine Buchdruckerei, welche auf Befehl des Paschas mehrere arabische, türkische und persische Bücher geliefert hat, welche für ziemlich correct gelten.

Von Bulac wendet man sich nach der Hauptstadt, welche die Araber El Masr nennen und die von dem Ufer des Nils nur etwa eine Viertelstunde entfernt ist. In geringer Entfernung von Bulac bemerkt man die Scheuern, die gewöhnlich die Scheuern Josephs genannt werden. Man geht, wenn man in die Stadt gelangt, über den Platz des Ezbekieh, den bemerkenswerthesten Cairos, der ziemlich so groß seyn wird wie das Marsfeld in Paris; er wird gänzlich überschwemmt, wenn der Nil seinen höchsten Punkt erreicht, und in den Jahren der großen Ueberschwemmungen fahren leichte Barken über dieses große Bassin, wo

einige Monate später die Spaziergänger die Kühle unter alten Sycomoren aufsuchen.

Gegenwärtig erhebt sich die Bevölkerung von Cairo noch auf 330,000 Seelen. Die Zahl der Kopten kann man auf 10,000 schätzen. An ihren Gesichtszügen und an der gelblichen Farbe ihrer Haut muß man den Gesichtscharakter der alten Aegypter erkennen, den man auf den Denkmälern abgebildet findet.

Cairo, die neue Stadt, empfing von Saladin eine wunderbare Vergrößerung und Verschönerungen aller Art. In Folge der religiösen Duldung, die gegenwärtig in Aegypten größer ist als in irgend einem Lande des Orients, können die Europäer alle Moscheen besuchen; die bemerkenswerthesten sind die des Sultan Hassan (Taf. 1. Abbild.) und die von El Ahsar (der Blumen). Die Kühnheit der Kuppeln, die Zierlichkeit der Minarets, die mit einer Doppelreihe von Galerien geschmückt sind, von denen die Muezzims die Gläubigen zum Gebete rufen, sind zwei der anmuthigsten Muster der arabischen Bauart.

Der alte Umkreis der Stadt ist durch Mauern geschlossen, die mehr oder minder hoch und fest sind und einige runde und viereckige Thürme haben. (Taf. 1. Abbild.)

Die Citadelle, welche durch die Ermordung der Mameluken so berühmt geworden ist, steht auf einem von dem Mokattam durch ein Thal getrennten Felsen; sie beherrscht die Stadt, wird aber selbst wieder von dem Berge überragt. Der Palast des Pascha nimmt gegenwärtig den bedeutensten Theil ein. In der Nähe soll sich eine Moschee mit den herrlichen Sälen von rothem Granit, welche den Divan Saladins zierten, auf den Trümmern dieses berühmten Saales erheben, und der Brunnen Josephs wird nun allein in der Citadelle von Cairo an den Namen ihres Gründers erinnern. Joseph war der Beiname Saladins. Eine Kanonengießerei, eine Waffen- und Maschinenfabrik, eine Buchdruckerei und die Münze befinden sich in der Citadelle.

Die Straßen Cairos sind ungemein eng und krumm; man könnte glauben, sich in einem wahren Labyrinthe zu befinden; sie sind dabei voll von Unrath, vor den Sonnenstrahlen durch Stücke von Decken geschützt, die zwischen den Häusern hängen, und durch eine doppelte Reihe von Palästen, Moscheen und Häusern geschlossen, die bisweilen gut aussehen, aber unregelmäßig und bei jedem Schritte mit schlechtem Mauerwerk untermischt sind. Unter einem so heißen Clima wie das Aegyptens ist, sagte die Frau von Minutoli, haben diese Straßen das Angenehme, einen Theil des Tages über Schatten und Kühle zu bewahren.

Champollion, der der Wissenschaft so frühzeitig entrissen wurde, theilte diese Meinung. „Man hat viel Schlimmes über Cairo gesagt; ich befinde mich sehr wohl da, und die 8 bis 10 Fuß breiten, so verschrienen Straßen scheinen ganz zweckmäßig, um die zu große Hitze zu vermeiden. Ohne gepflastert zu seyn, sind sie doch sehr reinlich."

Der Pascha hat in dem Dorfe Schubra ein Lustschloß bauen lassen und in Abu Zabel eine medizinisch-chirurgische Schule, sowie ein Hospital angelegt.

Ungeheuere Schutthaufen füllten seit langer Zeit die Straßen von Cairo nach Masr-Fostat, Babylon, von den Europäern Alt-Cairo genannt. Jetzt sind sie weggeräumt worden und schöne Pflanzungen bedecken den Boden. Dieser Stadt gegenüber breitet sich die Insel Raudah aus, an deren südlichem Ende man die Ueberreste des Forts Nebschim Eddin sieht, das den mekias oder Nilmesser enthält, jetzt verlassen und in dem vollständigsten Zustande des Verfalles ist. Die Kuppel darüber ist eingestürzt und es ist nichts mehr übrig als die einzelne Säule in der Mitte eines vierseitigen Bassins, in welches das Wasser des Nils durch unterirdische Canäle geleitet wird; „wir versuchten vergebens," setzen die Herren Cadalvene und Breuvery hinzu, „einige regelmäßige Abtheilungen unter den tausend verworrenen Maaßen zu erkennen, mit denen diese Säule bedeckt ist, und nur die Gewohnheit kann die Mittel geben, sich dabei zurecht zu finden, was die Ausrufer müssen, die jeden Tag das Steigen des Flusses zu melden haben. Ueberdies macht die Unredlichkeit, mit welcher die Regierung bei diesen Bekanntmachungen zu Werke geht, den Gebrauch des Makias fast nutzlos, dessen Angaben man nur in den Jahren genau bekannt macht, in denen das Wasser den günstigsten Standpunkt erreicht. Das Jahr ist gut, wenn der Fluß in Cairo 24 Fuß über das Niveau des niedrigsten Wasserstandes steigt; es ist schlecht, wenn er unter 21 Fuß bleibt oder sich über 27 erhebt."

Am linken Ufer des Nils, der Insel Raudah gegenüber, steht Gizeh, eine kleine Stadt, wo die Reisenden aussteigen, welche die Pyramiden besuchen wollen. Nach einem zweistündigen Gange nach SSW. überschreitet man mit Mühe einen sumpfigen Boden; nach einer weitern halben Stunde erreicht man die Grenze der bebauten Felder und den Fuß der Kette der Kalkfelsen, auf welcher die Pyramiden stehen. Mehrere Grabhöhlen befinden sich an der Seite dieser Felsen und bilden Säle, in denen man die Nacht zubringen kann.

Sonst mußte man sich von einer starken Bedeckung begleiten lassen, um den Raubanfällen der Beduinen nicht ausgesetzt zu seyn, wenn man nach den Pyramiden reiste, während man unter der Regierung Mehemed Alis dieses Vergnügen in völliger Sicherheit genießen kann.

„Diese Wunder," sagt Champollion, „müssen in der Nähe studirt werden, wenn man sie recht würdigen will; sie scheinen an Höhe abzunehmen, je näher man ihnen kommt, und erst wenn man die Steinblöcke berührt, aus denen sie bestehen, kann man sich eine richtige Vorstellung von ihrer Masse und Größe machen."

Mad. Minutoli theilt diese Ansicht: „als wir diese Bauwerke von weitem erblickten, kamen sie uns nicht eben colossal groß vor, und erst als wir ihnen ganz nahe gekommen waren, konnten wir die ungeheuere Größe ihrer Dimensionen durch Vergleich mit andern Gegenständen erkennen. Ein sprachloses Erstaunen, das an Entsetzen grenzt, ergreift die Seele bei dem Anblicke dieses riesenhaften Steinhaufens, der durch Zauberei mitten in die Wüste gebracht worden zu seyn scheint. Wenn man bedenkt, wie viele Tausend Arme bei der Errichtung dieser Gebäude thätig seyn, und wie viele Kenntnisse die Alten in der Anwendung mechanischer Mittel besitzen mußten, nicht blos um diese ungeheuern Steinblöcke zu transportiren, sondern auch sie in diese Höhe zu heben, so staunt man und macht peinliche Reflexionen über den Nutzen der meisten Arbeiten der Menschen.

„Ich trat in die größte der Pyramiden, die des Cheops, hinein. Der gewölbte und geschlängelte Weg, der in das Innere dieses Denkmals führt, ist sehr beschwerlich; an mehrern Stellen muß man durch eine sehr enge Oeffnung hindurch kriechen, an andern sind die Stufen wieder so hoch, daß ich sie ohne Hilfe der beiden Araber, die mich hielten und trugen, nicht würde haben ersteigen können. Trotz meiner Verkleidung hatten diese guten Leute ohne Zweifel mein Geschlecht errathen, denn sie bezeigten mir viel Aufmerksamkeit, beruhigten mich und zeigten mir immer die gefährlichen Stellen an; andere Araber gingen mit Fakkeln voraus; das Dunkel in diesem Gewölbe, die merkwürdigen Lichteffecte auf dem braunen und ausdrucksvollen Gesichte meiner Führer, das Geschrei der Nachtvögel und Fledermäuse, die sich an diesem dunkeln und öden Orte aufhalten, und die erstickende Luft, die wir athmeten, brachten mich eine Zeit lang zu der Meinung, ich sey ein Spielball eines Traumes, in welchem ich die Scenen aus Aladdins Zauberlampe vor mir sähe. Wir gelangten indeß in das große Gemach im Innern der Pyramide, wo ich nur eine Art Sarcophag fand, der das Grab eines der Pharaonen seyn soll.. Ich gestehe, daß ich, als ich wieder herauskam, ein lebhaftes Gefühl von Freude empfand, als ich das blaue Himmelsgewölbe über mir und das Licht des Tages wieder sah. Da ich zu ermüdet war, konnte ich den Gipfel der Pyramide nicht ersteigen."

Die Herren Cadalvene und Breuvery, die Abends am Fuße dieses Riesenbaues ankamen, verbrachten die Nacht in den Grotten in der Nähe. „am andern Tage vor Tagesanbruch standen wir am Fuße der großen Pyramide und stiegen ohne große Mühe die 203 ungleichen Stufen hinauf, die man bis zur Spitze hinauf zählt, die sonst noch um einige Fuß

höher war. Da wir vor der Morgenröthe auf der durch die Wegnahme der obern Absätze gebildeten Platform ankamen, so konnten wir mit Gemächlichkeit an dem großartigen Schauspiele uns erfreuen, das beim Sonnenaufgange das ungeheuere Panorama gewährt, welches das Auge nach allen Seiten hin überschaut. Zu unsern Füßen um die ungeheuern Massen der Pyramiden umher lagen untereinander die Trümmer der Tempel und Grabmäler des alten Aegyptens, begrenzt in S. durch die ungeheuern Katakomben und durch die fernen Pyramiden von Sakkara.

„Von der Spitze des riesenhaftesten der Gebäude, die von Menschenhand errichtet worden sind, überblickten wir die weiten Einöden der Wüste und das fruchtbare Thal Aegyptens, das mit Recht der Sammelplatz jedes Ruhmes der Welt genannt wird.

„Wir überschauten die Metropole der Araber und die Trümmer jener der Pharaonen, die durch Cäsar und Bonaparte berühmt gemachten Schlachtfelder und den Fluß, in welchem nach einander die Krieger des Sesostris, Alexanders, Cambyses und Saladins ihren Durst löschten.

„Die große Pyramide, die ihre Bekleidung fast ganz verloren hat, ist von allen Seiten zugängig, und die Stufen, welche die Absätze bilden, gewähren eine Art Treppe, die, wenn auch nicht bequem ist, doch das gefahrlose Hinaufsteigen bewirkt. Das Herabgehen ist zwar nicht sehr gefährlich, erfordert jedoch Vorsichtsmaßregeln, deren Nothwendigkeit durch einige neuere Unfälle nachgewiesen worden ist. Im J. 1832 wurde ein englischer Reisender zerquetscht, indem er von der Pyramide herabstürzte.

„Hügel von Schutt und Sand, die sich seit Jahrhunderten aufgehäuft haben, stehen am Fuße jeder Seite der Pyramide.

„Unter den zahlreichen Pyramiden auf dem Plateau, das die Ebene von Gizeh beherrscht, verdienen nur die drei hauptsächlichsten, welche durch einen Raum von 500 Schritten getrennt sind, die Aufmerksamkeit wegen ihrer colossalen Dimensionen. Die zweite, Chephren genannt, und fast eben so groß als die erste, zeigt äußerlich keine Verschiedenheit von derselben, und obwohl die innere Einrichtung nicht ganz dieselbe ist, so erkennt man doch, daß man denselben Zweck verfolgte, nämlich die Säle des Denkmales den Nachsuchungen auf immer zu entziehen. Wie in der großen Pyramide führen enge Gänge, steile Leisten und horizontale Galerien, die meist aus großen Blöcken von geschliffenem Granit bestehen, in einen großen Saal, **Königskammer** genannt, wo sich ein Sarkophag von Granit ohne Verzierung befindet, dessen Deckel zerbrochen ist.

„Der Eingang in die zweite Pyramide war unbekannt geblieben, als es 1818 Belzoni gelang, denselben nach scharfsinnigen Nachgrabungen aufzufinden. Als man aber zum erstenmale in das Innere hineinkam, fand man eine Inschrift, welche sagte, daß dieses Asyl des Todes schon einmal zur Zeit der Kalifen verletzt worden sey, was auch die Zerstörungen in diesen düsteren Räumen und der Zustand des Sarkophags bewies, in welchem man nur Stierknochen fand. Die Bekleidung des Gebäudes ist auch noch jetzt am obern Theile fast unberührt und bildet ein unzugängliches Glacis; ein Soldat hatte jedoch den Muth, vor den Augen des Generals Bonaparte mit Hilfe seines Bajonets hinaufzusteigen und kam auch glücklich wieder herunter.

„Die dritte Pyramide, Mycerinus genannt, ist der Form nach den vorigen gleich, steht ihnen in Hinsicht der Größe bedeutend nach, ist aber mit rosenrothem Granit belegt. Ein Mamelukenbey, der hineinzudringen versuchte, ließ einen breiten Weg in der nördlichen Seite hineinführen, seine Bemühungen blieben aber vergeblich."

Nicht weit von da erhebt sich mitten im Sande eine Riesensphinx, die aus dem Gestein des Felsens selbst gehauen ist. Trotz dem Zustande der Verstümmelung und den colossalen Verhältnissen zeigt sie noch einen anmuthigen sanften Ausdruck. Bedeutende Ausgrabungen, die man vor einigen Jahren an der Basis dieser Sphinx vornahm, brachten den vordern Theil des Colosses und die vordern Tatzen an den Tag. Daneben befinden sich ein kleiner Tempel des Osiris und mehre Altäre. Die Totalhöhe, von der Basis bis zur Spitze des Kopfes, beträgt 65 Fuß.

Um die großen Pyramiden umher sieht man etwa hundert andere von geringerer Größe, die allmälig verfallen. Der Bau derselben scheint in verschiedenen Zeiten erfolgt zu seyn. Zwei oder drei enthalten Säle, die mit schönen Hieroglyphen geschmückt sind.

Die Trümmer eines großen Tempels in O. und am Fuße der zweiten Pyramide, mehre Straßen und endlich eine Anzahl Grotten und Brunnen, die in den Felsen gegraben sind und aus denen man zu verschiedenen Zeiten kostbare Ueberreste des Alterthums hervorgezogen hat, vervollständigen die Gruppe der Bauwerke von Gizeh.

Am 22. Juli 1798, zwanzig Tage nach der Landung in Aegypten, gewann die französische Armee in der Ebene zwischen den Pyramiden und dem Nile einen bedeutenden Sieg über das Heer der Mameluken.

Im S. von Gizeh beginnt der Raum, auf welchem Memphis stand, die Hauptstadt Aegyptens zur Zeit, als die Perser in dasselbe einfielen. Herodot konnte noch mehre Gebäude dieser Stadt bewundern und beschrieb dieselben. Gegenwärtig sieht man davon nur noch einzelne Ruinen zwischen den Dörfern Bedreschein, Mit-Rahineh und Memf. Ein großer Dattelwald bedeckt den Platz. „Ist man über das Dorf Bedreschein hinaus," sagt Champollion, „so bemerkt man, daß man auf dem Boden einer sonstigen großen Stadt wandelt an den Granitblöcken, die auf der Ebene umher liegen und aus dem Sande noch hervorragen, der sie bald ganz verdecken wird. Zwischen diesem Dorfe und Mit-Rahineh stehen zwei lange parallele Hügel, welche ich für Trümmerhaufen halte."

Champollion sah zwischen diesem Haufen einen neuerdings ausgegrabenen Koloß, der, obwohl ein Theil der Beine verschwunden war, doch noch immer 43½ Fuß maß; an der Physiognomie erkannte man denselben als eine Statue des Sesostris.

In Sakkarah besuchte Champollion die Ruinenebene, die Nekropole von Memphis, die mit erbrochenen Pyramiden und Gräbern bedeckt ist, welche wieder gefüllt wurden, nachdem man sie beraubt hatte. „Diese Einöde ist grauenhaft," setzt der gelehrte Reisende hinzu: „sie wird von einer Reihe kleiner Sandhügel gebildet, dem Erzeugnisse von Nachgrabungen und Einstürzen, und ist mit Menschenknochen bestreut, den Ueberresten alter Geschlechter. Nur zwei Gräber zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich und entschädigten mich für das traurige Aussehen dieses öden Feldes. Ich fand in dem einen eine Reihe von Vögeln sculptirt an den Wänden und begleitet von ihren Namen in Hieroglyphen; fünf Arten Gazellen mit ihren Namen, und endlich einige häusliche Scenen, wie z. B. das Melken, zwei Köche bei ihrem Geschäfte."

Die Pyramiden von Sakkarah sind von gebrannten Steinen oder von Steinen und die höchsten nach denen von Gizeh; man hat ungeheure Galerien unter der größten und Gemächer mit Hieroglyphen en relief oder blos in schwarzer Farbe gefunden. Man sieht auch Pyramiden bei dem Dorfe Dahhur und bei Abusir, und in der Nähe des letztern große Katakomben, die ganz voll von Vögelmumien sind.

Man hat bemerkt, daß alle Gebäude von Memphis von Steinen aus den Brüchen von schönem weißen Kalkstein in dem Gebirge von Thorah am rechten Ufer des Nils, dieser alten Hauptstadt gegenüber aufgeführt worden. Champollion besuchte alle diese Höhlen nach einander, von denen dieses Gebirge durchbrochen ist, und bestätigte durch die Entzifferung mehrer Inschriften in hieroglyphischen Charakteren, daß diese Brüche zu allen Zeiten benutzt worden seyen. Es endigt hier **Bahrie** oder Unterägypten.

Jetzt fahren wir weiter auf dem Nil hinauf und jedes Ufer wird uns bemerkenswerthe Oerter zeigen. **Athey** (Aphroditopolis) am rechten ist eine kleine Stadt, der gegenüber am entgegengesetzten Ufer man Pyramiden sieht. Etwas weiter unten findet man die Mündung des Canales, der zur Zeit der Ueberschwemmung dem Flusse die Gewässer des Birket el Kerun, des sonstigen Sees **Möris**, zuführt, welcher durch einen der Pharaonen ausgegraben worden seyn soll, damit er das Wasser bei zu starker Ueberschwemmung aufnehme. Dieser See befindet sich an dem südlichen Theile von Fayum, einem fruchtbaren Plateau, dessen Hauptort

Medinet el Fayum (Crocodilopolis oder Arsinoë) ist. Pyramiden, Grabgrotten, ein Obelisk, ein Tempel schmücken noch jetzt diesen Bezirk, wo sich das Labyrinth, jenes prachtvolle Gebäude befand, von dem keine Spur übrig geblieben ist.

Beny Suevf, an demselben Ufer, treibt Handel, ist industriös und sehr bevölkert. Behneseh (Oxyrinchus) ist nur noch ein elendes Dorf; sonst war diese Stadt durch die Verehrung des gleichnamigen Fisches und später durch die außerordentliche Frömmigkeit ihrer Bewohner berühmt; die Zahl der Mönche und Nonnen überstieg die der Laien, und alle alten Tempel daselbst waren in Kirchen und Klöster umgewandelt worden. Minyeh hat Baumwollenmanufacturen, wo europäische Maschinen in Gebrauch sind, und man verfertigt hier bardacs oder Vasen, in denen sich das Wasser sehr frisch erhält.

Das Dorf Beni Hassan am rechten Ufer liegt in der Nähe der Grotten, welche verschiedene Reisende, besonders Champollion, besucht haben; der letztere fand darin eine erstaunliche Reihe von Malereien, die sich alle auf das bürgerliche Leben, die Künste, die Gewerbe und die Kriegerkaste des alten Aegyptens bezogen. Einige sind sehr fein und schön gezeichnet und man kann sie mit guten Gouasche-Malereien vergleichen. Der Eingang in diese Grotten enthält Säulen gleich denen der ältesten griechischen Tempel.

Zur Zeit des Feldzugs der Franzosen sah man in Scheik Abade noch die schönen Ruinen von Antinoë; durch Einsturz des Ufers des Nils ist ein Theil derselben verschwunden, die übrigen sind zerstört worden.

In Akhmunein gegenüber in W. zog sonst der herrliche Porticus von Hermopolis magna die Bewunderung durch die Doppelreihe von Säulen in colossalen Verhältnissen auf sich; er ist abgebrochen worden, um einer Salpeterbereitungsanstalt Platz zu machen.

Champollion entdeckte in einem öden Gebirge Beni Hassan el Kamar gegenüber einen kleinen in den Felsen gegrabenen Tempel mit schönen bunten Basreliefs; er entspricht der Stelle, welche die Griechen Speos Artemidos (Dianengrotte) nannten, und ist von verschiedenen Hypogeen heiliger Katzen umgeben; vor dem Tempel, unter dem Sande, befindet sich ein großes Lager von Katzenmumien.

Manfalut in W. verliert jedes Jahr von seiner Wichtigkeit, weil der Nil, indem er sein Bett änderte, den hohen und bröcklichen Boden unterminirte, auf welchem die Erdhäuser standen, von denen die Ueberschwemmung von 1829 mehr als ein Drittheil wegnahm. Manfalut ist die südlichste Stadt von Westanieh (Heptanomis oder Mittelägypten). Weiter hin gelangt man in das Saïd (Thebaïs oder Oberägypten). Etwas weiter oben und an der andern Seite des Flusses wurde die Samun-Grotte, die den Umwohnern selbst wenig bekannt ist, von Pariset und von den Herren Caldavene und Breuvery besucht. Sie ist ungeheuer groß und alles läßt vermuthen, daß sie der Herd eines großen Brandes war. Man geht auf Haufen von verkohlten Knochen; die Wände sind mit einer dicken Schicht Glanzruß bedeckt und es riecht nach Rauch nebst dem Geruche, den die Myriaden Fledermäuse verbreiten. In Folge dieses Brandes kann man jetzt in diese großen Katakomben hineingehen und es gehörte ein neuer dazu, um noch weiter zu gelangen; denn nach einem Gange von einer Viertelstunde folgen auf die verbrannten Knochen Ueberreste von halb erhaltenen Mumien, die immer vollständiger werden, je weiter man geht. Die Mumien von Menschen und Krokodilen sind fast die einzigen, welche man in Samun findet.

Syut (Lycopolis) in W. ist die Hauptstadt von Saïd und die wichtigste Stadt in Aegypten nach Cairo und Alexandrien. Sie gewährt von weitem einen angenehmen Anblick; es befinden sich in der Umgegend viele Gärten und der Boden ist äußerst fruchtbar. „Breitere und reinlichere Straßen als in den Städten Aegyptens, öffentliche Plätze, Bazars, eine Baumwollenfabrik, der Palast des Gouverneurs und besonders zwei herrliche Moscheen zieren das Innere Syuts; ein öffentliches Bad von besonderer Schönheit steht mitten in der Stadt. Der Handel hat viel verloren, seit das von dem Vicekönige ausgeübte Monopol die Vortheile aufgehoben, welche die Caravanen von Darfur darin fanden, nach Aegypten zu kommen, die mehrmals des Jahres kamen und sich jetzt meist nach den Barbareskenstaaten wenden; indeß hat die Stadt noch immer einige Verbindungen mit den Ländern in S. behalten, besonders mit Kordofan und Sennaar, Provinzen, die dem Vicekönige unterworfen sind; auch der Sclavenmarkt ist noch von Bedeutung. Die christlichen und muselmännischen Bewohner von Syut beschäftigen sich fast alle mit Gewerben; die Einwohnerzahl läßt sich auf 20,000 Seelen angeben. Die alte Nekropole, setzen die Herren Cadalvene und Breuvery hinzu, nimmt einen großen Raum ein, und unter den Hypogeen war das, welches sich durch die Regelmäßigkeit der Arbeit und die wunderbare Menge von Hieroglyphen auszeichnet, bei unserer Anwesenheit voll Arbeiter, die ohne Achtung für die herrlichen Malereien an den Wänden die letztern als Steinbrüche benutzten.

„Von gutem Nordwinde begünstigt, kamen wir schnell vor Abutig (Abotis), Kaut el Kabir (Antaeopolis) und Scheik el Aridi (Passalon) vorüber. Alte Grundmauern, verfallene Hypogeen, einige Säulen oder Granitstücke auf dem Sande, das ist alles, was heute von jenen alten Städten noch zeugt, denn auch hier hat die Zerstörung schnelle Fortschritte gemacht und man schifft jetzt über die Stelle des Tempels von Antaeopolis, die vor wenigen Jahren in Folge einer Veränderung des Flußbettes verschlungen wurde."

El Akhmin (Panopolis) rechts und Menschyeh (Ptolemaïs) links zeigen jetzt nur noch Trümmerhaufen. Die Berge in der Nähe sind wie an andern Orten von Grabgrotten ausgehöhlt und diese mit Malereien geschmückt.

Ein wenig oberhalb Ptolemaïs bemerkte Champollion die ersten Krokodile; sie lagen auf einem Sandinselchen und viele Vögel flogen um sie her. Man sieht bald Dschirgeh. Obgleich sehr verfallen, besitzt diese Stadt doch noch einen großen Bazar, einige ziemlich zierliche Häuser und acht schöne Moscheen. Sie liegt, von Gärten umgeben, am linken Ufer des Nils ziemlich hoch; der Fluß aber, der da unaufhörlich nach W. drängt, hat schon wie in Manfalut den Boden weggespült, auf welchem die letzten Häuser standen, und jede Ueberschwemmung droht einen neuen Theil der Stadt mit fortzunehmen.

Vier Stunden weiter im S., aber nur 2 St. vom Nil an einem Canale erhebt sich Madfunieh oder die begrabene Stadt (Abydos) am Fuße der libyschen Kette; sie war schon zur Zeit Strabos zerstört. Ein prachtvoller Palast und ein Tempel sind im Sande versunken; die Größe der bei dem Baue des Palastes verwendeten Steinblöcke ist wahrhaft außerordentlich. Die Nachsuchungen in den Katakomben haben eine Menge Gegenstände jeder Art aus dem öffentlichen, bürgerlichen, religiösen und Privatleben Aegyptens zum Vorschein gebracht und die Sammlungen Europas bereichert. Was die Gebäude und ihre Ueberreste betrifft, so speisen sie, da sie von Kalkstein erbaut sind, den in der Nähe angelegten Kalkofen.

Die Herren Caldavene und Breuvery hielten in Samhud an, um das Schlachtfeld zu besichtigen, wo Desaix den wichtigen Sieg gewann, der ihn zum Herrn von Oberägypten machte. Weiter in S. kamen sie vor Farschut vorbei, das durch seine Melonen, die besten in Aegypten, berühmt ist. Ein vom Nil abgeleiteter Seitencanal beginnt hier, folgt immer dem Fuße der libyschen Kette und steht hier und da durch Quercanäle mit dem Flusse in Verbindung, mit dem er sich erst über Terraneh, bei dem Ausgange jenes von Fayum, wiedervereinigt. Dieser noch gegenwärtig nützliche Canal würde für den Ackerbau Aegyptens von der größten Wichtigkeit seyn, wenn er nicht an manchen Stellen so versandet wäre, daß man ihn kaum noch erkennt.

Kasr Essayad (Chenoboscion) hat einige Ueberreste eines alten Kais. Große mit Trümmern und Resten von Töpfergeschirr bedeckte Räume zeigen, daß Hu sonst eine gewisse Wichtigkeit hatte. In geringer Entfernung bezeichnen andere Trümmerhaufen die Stelle von Diospolis parva. Vor einigen Jahren entdeckte man da einen kleinen im Sande ganz ver-

grabenen Tempel, bei dem sich ein Eingang zu großen Katakomben öffnete.

Je mehr man sich von Dschirgeh entfernt, in um so größerer Zahl trifft man die Dum-Palmen, deren gabelförmiger Stamm angenehm mit den schlanken Dattelpalmen contrastirt; einige Akazien mit gelben wohlriechenden Blüten mischen sich unter diese Gruppen und verändern ein wenig das Aussehen der Landschaft.

„Die weißen Mauern einer Baumwollenfabrik," setzen die Herren Cadalvene und Breuvery hinzu, „und die Spitzen der Minarets, die sich über den großen Bäumen zeigen, verkünden von weitem Keneh (Coenopolis oder Neapolis). Diese Stadt, die wichtigste im Said, nach Syut, ist mit einiger Zierlichkeit gebaut und besitzt große Bazare. In der Zeit des niedern Wasserstandes liegt sie in ziemlicher Entfernung von dem Flusse, an dem sie eigentlich gebaut wurde. Aber der Nil drängt alle Jahre weiter nach W. von Keneh.

Keneh, das wegen seiner Lage am Eingange eines der Thäler, die von dem Nile aus sich nach dem Rothen Meere erstrecken, der Stapelplatz des Handels zwischen Cairo und Dschidda wurde, ist auch der Vereinigungspunkt der Pilger und Kaufleute aus der Berberei, die über Cosseir nach Mekka gehen. Keneh ist in ganz Aegypten durch seine Fabrik von bardacs berühmt, die aus schönen porösem Thone gemacht und nur in der Sonne gedörrt werden. Sie haben, wenn man sie einem Luftzuge aussetzt, die Eigenschaft, schnell das Wasser abzukühlen, das sie enthalten und von dem sie einen Theil durchsickern lassen. Auch Krüge macht man hier, die ebenfalls in großen Quantitäten nach Cairo geschickt werden. Man bindet sie, die Oeffnung nach unten, in großer Anzahl auf einigen Stäben zusammen und macht so große Fähren daraus.

„Etwas oberhalb Kenehs, am entgegengesetzten Ufer des Nils und immitten einer sehr großen, jetzt aber fast ganz unbebauten Ebene erheben sich Trümmerhaufen, welche die Stelle anzeigen, wo Denderah (Tentyris) stand, dessen Ruinen den Reisenden noch einen der bemerkenswerthesten und am besten erhaltenen Tempel in Aegypten zeigen." (Taf. 2. Abbild.) Champollion sagt, er sey ein Meisterwerk der Baukunst und mit Sculpturen in schlechtem Style bedeckt. Von der Decke eines der obern Säle hat man das Planisphärium genommen, das 1821 nach Paris kam und lange Streitigkeiten unter den Gelehrten erregte. Der kleine Flecken Denderah ist berühmt durch seine Fabrikation von Rosenkränzen aus den roth gemalten Dumkörnern, mit denen man einen ansehnlichen Handel mit Kordofan und dem Innern Afrikas treibt. Gegenwärtig sucht man vergebens in der Umgegend die Ueberreste der zahlreichen Klöster, die der heilige Pacom da anlegte.

Keft (Coptos), 6 Stunden in S. von Keneh, ist wie diese Stadt am Eingange eines Thales erbaut, das sich in O. in die Wüste hineinstreckt. Unter der Regierung der Ptolemäer war sie der Stapelplatz des Handels, den man mit Indien über den Hafen von Berenice trieb, der jetzt ganz verfallen und öde ist und wo man noch halb im Sande vergrabene Trümmer sieht. Gegenwärtig gehen die Caravanen von Keneh und Keft nach Cosseir, einem viel nördlicher gelegenen Hafen.

Die Ruinen von Kus (Apollinopolis parva) gewährten Champollion mehr Interesse als die von Keft, obgleich von den alten Gebäuden nichts mehr übrig ist, als ein halb verschüttetes Propylon. Verläßt man Kus, so kommt man zwischen den beiden Streifen von Grün hin, welche die Ufer des Flusses bedecken, und sodann bemerkt man über den Palmen die ungeheuern Massen der Bauwerke von Theben.

Die Griechen nannten diese Stadt Diospolis magna; sie erstreckte sich an den beiden Ufern des Nils hin. Die ärmlichen Dörfer Luxor, Karnak, Med Amud am rechten, Medinet Abu, Kurnah und andere am linken Ufer sind auf dem Boden der riesenhaften Ruinen jener alten Metropole erbaut, die schon zur Zeit Homers durch ihre hundert Paläste berühmt war.

Man würde einen dicken Band füllen müssen, wollte man beschreiben, was in unsern Tagen noch von den Bauwerken jener Stadt übrig ist, deren Anblick trotz den Verwüstungen, die sie seit Cambyses erlitten haben, einen so gewaltigen Eindruck auf diejenigen machen, die sie zum erstenmale sehen. Wir wollen Denon sprechen lassen, der das französische Heer begleitete. „Dieses verlassene, durch die Barbarei geschiedene und der Wüste, der es abgerungen war, wiedergegebene Heiligthum; diese auf ewig von dem Schleier des Geheimnisses umhüllte Stadt, die darin nur um so größer erscheint, war für unsere Phantasie noch immer ein so riesenhaftes Phantom, daß die Armee bei dem Anblicke dieser verstreuten Ruinen von selbst anhielt und in die Hände klatschte, als wenn die Besetzung der Ueberreste dieser Hauptstadt das Ziel ihrer ruhmreichen Arbeiten gewesen und die Eroberung Aegyptens dadurch vervollständigt worden wäre. Ich zeichnete diesen ersten Anblick, als hätte ich fürchten können, Theben entgehe mir, und ich fand in der Begeisterung der Soldaten Kniee, die mir als Tisch dienten, und Körper zum Schattengeben, denn die Sonne beleuchtete mit zu glühenden Strahlen ein Schauspiel, das ich meinen Lesern schildern möchte, damit ich ihnen das Gefühl mittheilen könnte, das ich vor so großartigen Gegenständen und der elektrischen Erschütterung einer Armee empfand, die aus Soldaten bestand, deren Empfänglichkeit mich glücklich machte.

„Die Lage dieser Stadt ist so schön als man sich nur denken kann; die Ausdehnung ihrer Ruinen läßt nicht daran zweifeln, daß sie so groß war, als das Gerücht sie gemacht hat."

Nun hören wir Champollion: „Am Morgen des 20. Novbr. erlaubte mir endlich der Wind, bei Theben an's Land zu gehen. Dieser Name war in meinen Gedanken schon sehr groß; er wurde colossal seit ich die Ruinen der alten Hauptstadt, der ältesten aller Städte der Welt, durchwandert habe; vier ganze Tage lang ging ich von Wunder zu Wunder. Am ersten Tage besuchte ich den Palast von Kurnah, die Colosse des Memnonium (Taf. 2. Abbild.) und das angebliche Grab des Osymandias, das keine andern Legenden trägt, als die Rhamses des Großen (Sesostris) und seiner zwei Nachkommen; der Name dieses Palastes steht auf allen Mauern.

„Den zweiten Tag verbrachte ich ganz in Medinet abu, wo man staunenerregende Gebäude beisammen findet. Den dritten Tag besuchte ich die alten Könige von Theben in ihren Gräbern oder vielmehr in ihren Palästen, die mit dem Meisel in dem Gebirge von Biban el Moluk ausgegraben sind; von früh bis an den Abend ging ich da bei Fackelscheine durch Reihen von Zimmer, die mit Sculpturen und Malereien, meist auffallend frischen, bedeckt sind. Ich spreche hier nicht von einer Menge kleiner Tempel und einzelner Gebäude umher. Den vierten Tag verließ ich das linke Ufer des Nils, um den östlichen Theil von Theben zu besichtigen. Ich sah zuerst Luxor, den ungeheuern Palast, vor dem zwei Obelisken von fast 80 Fuß Höhe stehen, die aus einem einzigen Blocke von rosa Granit gehauen sind, nebst vier andern Colossen von ähnlichem Stoffe und etwa 30 Fuß Höhe, denn sie sind bis an die Brust in Sand vergraben. (Taf. 2. Abbild.)

„Endlich ging ich in den Palast oder vielmehr die Stadt der Denkmäler, nach Karnac. Hier zeigte sich mir die ganze Macht der Pharaonen, das größte, was die Menschen je gedacht und ausgeführt haben. Alles, was ich in Theben gesehen, alles, was ich mit Enthusiasmus an dem linken Ufer bewundert hatte, kam mir ärmlich vor in Vergleich mit den riesenhaften Bauten, von denen ich mich umgeben sah. Ich werde mich wohl hüten, etwas beschreiben zu wollen, denn meine Ausdrücke würden entweder nur den tausendsten Theil von dem werth seyn, was man von solchen Sachen sagen muß, oder man würde mich, wenn ich auch eine schwache, farblose Skizze davon entwürfe, für einen Enthusiasten, vielleicht gar für einen Narren halten. Es wird genügen, wenn ich hinzusetze, daß kein Volk in der alten oder neuen Zeit die Baukunst auf so großartige Weise verstanden hat, wie die alten Aegypter; sie entwarfen ihre Pläne wie Menschen von 100 Fuß Höhe, und die Phantasie, die in Europa sich hoch über unsere Portiken hinwegschwingt, sinkt ohnmächtig am Fuße der 140 Säulen des Saales von Karnac nieder.

„In diesem wunderbaren Palaste betrachtete ich die Portraits der meisten jener alten durch ihre großen Thaten bekannten Pharaonen, und es sind wirkliche Portraits; obgleich hundertmal in den Basreliefs der innern und äußern Mauern wiederholt, behält doch jedes eine eigenthümliche Physiognomie, die mit jener der Vorfahren oder Nachfolger nichts gemein hat. Hier sieht man in colossalen Darstellungen in wahrhaft großer und ganz heroischer Sculptur, die überdies vollkommener ist als man in Europa glauben kann, Maduel die Aegypten feindlichen Völker bekämpfen und als Sieger in sein Vaterland zurückkehren; weiter hin die Feldzüge des Rhamses Sesostris; dann Sesonchis, der vor die thebaische Dreieinigkeit (Ammun, Muth und Kus) die Fürsten von mehr als dreißig besiegten Nationen schleppt, unter denen ich, wie dies nicht anders seyn konnte, in allen Buchstaben das Königreich der Juden oder Juda erkannte."

Hören wir noch einen dritten Zeugen, die Frau Baronin von Minutoli: „Wir kamen in Theben am 17. Jan. an, in dem Theben, dessen Alter bis in die fabelhafte Zeit der Geschichte hinaufreicht und dessen imposante, riesenhafte Ruinen noch heute von der sonstigen Größe zeugen. Der Porticus des Tempels von Luxor fällt zuerst den Blicken des Reisenden auf, aber andere vor mir haben diese herrlichen Ueberreste beschrieben und ich werde mich deshalb begnügen, hier den Eindruck zu schildern, den der Anblick der Ruinen von Karnac auf mich machte. Um die Zeit des Sonnenunterganges näherten wir uns diesem Tempel, der von Luxor eine halbe Stunde entfernt ist. Die dahin führenden, jetzt halb verschütteten und verstümmelten Sphinxzugänge scheinen das Gemüth zur Sammlung einzuladen und die Seele auf alle Mysterien des alten und heiligen Cultus vorbereiten zu wollen, der in diesem Raume gefeiert wurde. Erblickt man diesen Wald von Säulen, diese imposanten Portiken, diese noch stehenden Obelisken, welche weder die Zeit noch die fanatische Wuth der Eroberer Aegyptens zu zerstören vermochten, so bleibt man in stummen Erstaunen stehen und die Phantasie umgiebt sich mit allen Illusionen der Vergangenheit. Steigt man dann einige beschädigte Stufen hinauf, so gelangt man auf eine Art Platform, von der aus ich den ganzen Raum überblicken konnte, den der Tempel mit den angebauten Gebäuden einnimmt. Aber wie soll ich das wahrhaft imposante und ohne Zweifel einzige Schauspiel beschreiben, das sich vor meinen Augen entfaltete, die überdies durch die magischen Tinten des Sonnenuntergangs entzückt wurden, dessen letzte Strahlen den Obelisken von schönstem rosenrothen Granit die Purpurfarben lieh, die von dem Blau des Himmels, dem Hintergrunde des Gemäldes, abstachen. Lange Schatten fielen durch eine unzählige Menge von Säulen, die, so weit das Auge reichte, sich ausdehnten; hier verrieth eine Reihe von Zimmern die prachtvolle Wohnung jener mächtigen Könige, auf deren Gebot alle diese Wunder entstanden waren; hier ruhten meine Augen auf einem Haufen von Schutt, verstümmelten und zerbrochenen Säulen, nach denen man sich keine Idee mehr von dem Ganzen dieses schönen Gebäudes machen kann, die aber, selbst in diesem Zustande, noch Spuren von einer imposanten Großartigkeit an sich haben, die allen ägyptischen Bauwerken eigen ist und deren außerordentliche Dimensionen mehr durch den allmächtigen Willen eines höhern Geistes als durch den Willen eines Menschen hervorgebracht worden zu seyn scheinen."

Die Ruinen eines alten Dammes bezeugen, daß Luxor sonst, wie es noch jetzt ist, der Hafen von Theben war. Um die Ruinen des Palastes her sind Erdhäuser mit ziemlich hohen Taubenschlägen gebaut worden, welche, 200 etwa an der Zahl, das Dorf Luxor bilden; einmal in der Woche kommen die Bewohner der benachbarten Dörfer da zusammen, um ihre Waaren gegen einander auszutauschen. Vor dem Palaste standen neben zwei halb verschütteten Colossen zwei prachtvolle Obelisken, von denen bekanntlich 1836 einer nach Paris gebracht worden ist.

Erment (Hermontis), links am Nil, hat einen Tempel, dessen Bau sich aus der Regierungszeit der Cleopatra herschreibt; ein Theil der Säulen ist unvollendet geblieben. **Esne** (Snes oder Latopolis) besitzt einen Tempel, der wegen seiner neuen Bestimmung als Baumwollenmagazin noch eine Zeit lang der Zerstörung entgehen wird. „Die Architectur ist ziemlich schön," sagt Champollion, „aber die Figuren sind abscheulich. Alles, was in Esne sichtbar ist, stammt aus neuern Zeiten; es ist eines der am spätesten vollendeten Bauwerke."

Dieser Reisende war zuerst am rechten Ufer ausgestiegen, um den Tempel von Contra-lato zu sehen. „Aber," sagt er, „ich kam zu spät, man hatte ihn vor einigen Tagen abgetragen, um den Kai von Esne zu befestigen, den der Nil wegzureißen droht und wegreißen wird.

„Am 29. Abends waren wir in El Kab (Elethya) in O. Ich durchwanderte den Raum und die Ruine mit der Laterne in der Hand, fand aber nichts mehr; die Ueberreste der beiden Tempel waren verschwunden, man hatte sie ebenfalls vor kurzem zerstört, um den Kai von Esne oder irgend einen andern neuern Bau auszubessern."

Esne ist der Sammelplatz der Caravanen von Darfur und Sennaar; es wird da ein großer Kameelmarkt gehalten und man verfertigt Shawls, milaysch genannt, und Töpfergeschirr.

Edfu (Apollinopolis magna) in W. hat einen großen noch unbeschädigten Tempel mit sehr schlechter Sculptur; dieses Gebäude und ein anderes sind halb von Sand verschüttet. (Taf. 2. Abbild.) Der große Tempel überschaut die ganze Gegend und deshalb nennt man ihn Kala (die Citadelle). Der Peristil ist einer der größten in Aegypten, aber die Seitenfaçaden und die Eingänge sind verbaut und die Dächer von den Hütten der Fellahs bedeckt. (Taf. 3. Abbild.) Das Heiligthum ist noch von einer sehr hohen Mauer umgeben, ohne Zweifel um es den Blicken der Profanen zu entziehen. Das Aeußere wie das Innere ist mit Hieroglyphen bedeckt. Schöne Treppen führen auf Platformen. Man verfertigt in Edfu bardacs von sehr schönen Formen. Die Umgegend ist von Ababdes bewohnt.

Bei El Kalb öffnet sich in O. ein Thal, das vom Nil nach dem Rothen Meere geht und nach Berenice führt. Cailliaud bereiste es 1816; er fand da die Smaragdgruben, von denen die Alten gesprochen haben; auch traf er auf Straßen, die sich mit der kreuzten, welcher er folgte und von bewundernswürdiger Arbeit zeugten. Er sah Tempel, die denen im Nilthale ähnlich und ebenfalls mit Bildhauerarbeiten und Malereien geziert waren. Später sah Belzoni dasselbe und noch manches Neue. Ohne Zweifel werden die spätern Reisenden auch Entdeckungen machen. Die Ruinen der Häuser von Berenice und eines Tempels bezeichnen wahrscheinlich die Lage jenes Handelsplatzes.

„In geringer Entfernung südlich von Edfu verengt sich das Nilthal und beim Dschebel Selsele (Berg der Kette, Silsilis) begrenzen ziemlich hohe Sandsteinfelsen an jeder Seite den Fluß. Alle diese Felsen sind von großen Brüchen unterwühlt, deren größte sich an dem rechten Ufer befinden. Man erkennt noch die alten Straßen, welche hindurchführten und auf denen man noch Räderspuren sieht. Einige dieser Aushöhlungen sind bis 600 Fuß breit und 80 F. hoch. „Von hier," sagen die Herren Cadalvene und Breuvery, hat man ohne Zweifel die Materialien zu den Bauten in Edfu, Esne und vielleicht auch in Theben bezogen. Die meisten dieser Steinbrüche wurden später mit hieroglyphischen Inschriften versehen. Die Sculpturen darin sind nur halb vollendet, alles aber ist so frisch, daß man glauben könnte, der Künstler habe seine Arbeit erst gestern eingestellt und werde sie morgen fortsetzen, und doch ist dieses Gestern 2000 Jahre her und jenes Morgen wird nie erscheinen."

Mehre Basreliefs waren sonst mit Malereien bedeckt; eine Sphinx ist nicht vollendet; manche Blöcke sind noch nicht ganz abgelöst. **Kum Ombu** (Ombos), ein ärmliches Dorf in O., hat einen sehr schönen effectvollen Tempel, dessen Ruinen einen imposanten Anblick gewähren und der sich aus den Zeiten der Ptolemäer herschreibt. Champollion fand, daß man einen kleinern Tempel aus Materialien von einem ältern Gebäude aufgeführt hatte.

„Wenn man sich **Assuan** (Syene) nähert, in O., so erhält das Land ein ganz anderes Aussehen; dem Kalkgebirge Aegyptens folgen Gra-

nitmassen, deren düstere Farbe der Landschaft eine ganz neue Physiognomie giebt. Unter welcher Form sich aber auch diese Granitblöcke zeigen mögen, man findet darauf stets den Stempel der ägyptischen Macht, indem entweder Steine daraus gebrochen oder die Felsen selbst in Denkmäler verwandelt wurden und mit hieroglyphischen Inschriften bedeckt sind.

„Assuan," setzen Cabalvene und Breuvery hinzu, „ist ein Flecken von Erdhütten, der jetzt den Namen einer Stadt kaum verdient und in welchem eine Bevölkerung von etwa 4000 Menschen, ein Gemisch von Fellahs, Ababdes, Barabras, Albanesen und allen Racen, elendiglich vegetirt, welche der Krieg nacheinander daher gebracht hat.

„Das jetzige Assuan liegt auf dem etwas steilen Hange eines mit Dattelpalmen bepflanzten Hügels. Die mit grünen Baumgruppen untermischten Häuser haben von weitem ein wohlhäbiges Aussehen, wenn man auf dem Flusse ankommt; nähert man sich aber mehr, so schwindet dieser trügerische Schein und man erkennt jämmerliche Bauten, die unter den ungeheuern Schutthaufen einzustürzen drohen. Das Assuan der Sarazenen bedeckt die Seiten eines Hügels mit den Trümmern seiner verfallenen Häuser, unter denen man noch einige Spuren von römischen Mauern und Thürmen bemerkt.

„Die Katastrophen, deren Schauplatz Syene zu verschiedenen Zeiten war, haben von den Gebäuden, welche die Stadt zierten, fast nichts übrig gelassen. Die Ueberreste eines mehrmals restaurirten Hafendammes und die eines kleinen verschütteten Tempels, der den Göttern der Katarakte geweiht war, sind mit den hieroglyphischen Aufschriften auf den Felsen die einzigen Spuren des Alterthums, die man jetzt noch findet.

„Ein kleiner schmaler Canal, den man durchwaten kann, wenn das Wasser niedrig ist, trennt Assuan von der Insel Elephantine. Die Bauwerke, die man noch zur Zeit der französischen Expedition bewunderte, sind verschwunden, zu Kalk verwandelt worden und haben sich zum Weißen der Casernen und Magazine verwenden lassen müssen, die man aus ihren Trümmern baute. Man sieht in S. Trümmer von sehr alten Mauern; eine Treppe führt von diesem Kai zu dem von dem P. Girard entdeckten und jetzt unter andern Trümmern begrabenen Nilmesser." Die verschiedenen Namen, welche die Araber Elephantine geben, bedeuten Blumeninsel, eine Benennung, welche sie wegen ihrer Gruppen von Palmen und andern Bäumen, wegen ihrer Gärten und Felder verdient; sie gewährt den Reisenden, die aus Nubien kommen, den Anblick eines Gartens.

Oberhalb Elephantine stürmt der zwischen Granitfelsenwände gezwängte Nil tosend über eine durch Klippen und Inseln gebildete Barre; es sind dies die berühmten, von den Alten viel zu sehr gepriesenen und im Lande schellal genannten Katarakten. Die Breite des Flusses beträgt hier fast eine Viertelstunde und sein Fall 7 bis 8 Fuß auf einer Länge von 1800 F., die in drei Fälle, von 30 F. jeder, und in mehre durch Felsen geschiedene Arme getheilt ist. Die Wirbel, die sich zur Zeit des niedrigen Wasserstandes da bilden, machen die Fahrt sehr beschwerlich, wenn nicht unmöglich; bei hohem Wasser dagegen verschwinden die Fälle gänzlich und der Nil erlangt eine solche Ausbreitung, daß die nubischen Böte, wenn auch nicht ohne Gefahr, darüber hinweggleiten.

Die außerordentliche Verengerung des Thales macht den Anbau an beiden Seiten unmöglich; selbst die Inseln sind nur von armen Fischern bewohnt. Eine große Anzahl Inschriften und Hieroglyphen in den Granitblöcken aber erinnern hier an die Zeiten des höchsten Alterthums, wo diese Einödden ohne Zweifel von frommen Pilgern besucht wurden, wie noch heute die Quellen des Ganges besucht werden.

Eine geradlinige Straße führt zu Lande durch die Felsenkette, von der wir eben sprachen und wo sich sonst von Aegypten benutzte Granitbrüche befinden; die neuern Reisenden haben hier überall Spuren von alten Arbeiten gefunden.

Eine zweite längere Straße folgt in einiger Entfernung dem Laufe des Nils. Nach anderthalbstündigem Marsche gelangt man in das Dorf El Schellal; bald bemerkt man die Insel Philä, die kleinste von denen, welche man hier sieht. Sie erhebt sich frisch, grün, mit Palmen und Tempeln bedeckt, aus dem Wasser. „Nichts," sagen die Herren Cabalvene und Breuvery, „kann den Effect dieser majestätischen Pylonen, dieser blendend weißen Säulenreihen wiedergeben, die sich unter den Baumgruppen zeigen, sowie der so anmuthigen Landschaft, welcher der Gegensatz der öden Natur umher einen neuen Reiz verleiht." (Taf. 3. Abbild.)

Südlich von Philä gewährt die Insel Dschezirah el Helseh eine ziemlich große Fläche, aber sie ist wenig bekannt. Hier ist die Grenze Aegyptens. Die Länge dieses Landes von N. nach S. beträgt 210 Stunden, seine Breite 120 und sein Flächenraum 24,000 Q.St.; aber der größte Theil davon wird von Wüsten eingenommen, in denen sich einige Oasen finden, und der bebaubare Boden reducirt sich auf etwa 1700 Q.St. Ohne die Ueberschwemmung durch den Nil würde man fast den gesammten Boden nicht bebauen können. Man hat mit Recht gesagt, dieser Fluß sey für Aegypten das Maas des Ueberflusses, des Glückes und des Lebens. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 4 Millionen.

Aegypten wird zu dem ottomanischen Reiche gerechnet, der Pascha hat sich aber der That nach unabhängig gemacht, Syrien überdies sich zugeeignet und den Großherrn bekriegt. Er verwaltet die Länder, deren Herr er ist, auf eine Art, welche die Einwohner sehr elend gemacht hat. Alle Reisende, die Aegypten in der neuesten Zeit besucht haben, stimmen darin überein. Alle Erzeugnisse des Bodens und der Industrie sind einem Monopole unterworfen, dessen Ertrag er sich vorbehalten hat und das die gewöhnlichen Folgen hat. Uebrigens hat er in dem Lande einige nützliche Einrichtungen eingeführt und Ruhe erzwungen. Die Reisenden können jetzt Aegypten in völliger Sicherheit durchwandern, sowie mehre Frauen diese Reise unternommen haben, die sonst nicht ohne Gefahr war.

„Man könnte," sagte Badia, „eine ganze Bibliothek von Reisen in Aegypten und Beschreibungen dieses Landes bilden." Das Werk Badias erschien schon 1814, und seit dieser Zeit ist die Zahl jener Reisewerke noch bedeutend gewachsen. Das große französische Werk der ägyptischen Commission enthält die größte Masse nützlicher Nachweisungen über alle Punkte.

Kapitel II.

Nubien.

Die Barabras oder Kenus, welche man zuerst auf Elephantine trifft, bewohnen den größten Theil des Landes, das sich an den beiden Ufern des Nils, zwischen der ersten und zweiten Katarakte, hinzieht, sowie Dar el Kurkur (Turteltaubenland), ein ziemlich großes Stück der westlichen Wüste. Sie zeichnen sich durch ihre Sitten, ihre Züge und ihre Sprache vor den Arabern der Wüste und den Fellahs aus, mit denen sie in Assuan in Berührung kommen und vor den Nubas, mit denen sie sich von Ibrim bis Wady Halfa vermischen. Ob sie gleich fast schwarz sind, so stehen sie doch wegen ihrer dünnen Lippen, ihrer Nase, ihres langen und leicht gelockten, aber nicht wolligen Haares, mit einem Worte wegen ihrer Körperbildung den arabischen Racen näher als den Negern. Die Kinder beider Geschlechter bleiben bis zum Alter der Pubertät völlig nackt; meist läßt man das Haar der jungen Mädchen wachsen; das der Knaben wird dagegen bis auf einen zwei Finger breiten Streifen auf der Stirn und einen Büschel oben auf dem Wirbel abgeschoren. Die Erwachsenen tragen wie die Fellahs ein blaues Hemd; die Frauen hüllen sich überdies in ein weites Zeugstück (melayah), das gewöhnlich blau ist, verdecken, gegen die muselmännische Sitte, das Gesicht nicht und lassen ihr Haar sehen.

Die Herren Cabalvene und Breuvery, denen wir diese Einzelnheiten entlehnen, schätzen die Gesammtzahl der Barabras auf höchstens 40,000 Seelen. Sehr viele von ihnen verlassen jung ihr Vaterland, um nach Aegypten in den Dienst der Türken und besonders der Franken zu gehen, die sie den Arabern wegen ihres alten Rufs von Treue vorziehen und meist als Reitknechte ꝛc. gebrauchen. Sobald sie sich eine kleine Summe erspart haben, eilen sie zu ihrer Familie zurück, um dort die Frucht ihrer Arbeit zu genießen; dann gehen sie von neuem fort, um etwas Geld zu verdienen, und so erneuern sie ihre Wanderungen, bis sie durch Alter und Krankheit in der Heimath zurückgehalten werden.

Die Existenzmittel derer, welche ihre Heimath nicht verlassen, sind ziemlich beschränkt und bestehen zum großen Theile in der Bebauung des fruchtbaren Bodens längs dem Flusse; sie beziehen überdies aus dem Lande Kurkur Salz, Butter, Henneh und eine bedeutende Quantität Akazienkohle, die sie nach Cairo schicken und gegen Getreide vertauschen. Der Rand der Wüste liefert ihnen auch zwei Varietäten in dieser Gegend sehr häufiger Senesblätter, aber die Ausfuhr der letztern hat seit einigen Jahren bedeutend abgenommen.

„Die Barabras sind weder so wild noch so hartnäckig, als einige Reisende behauptet haben, und ihre Fehler scheinen weniger die Wirkung ihres Charakters als des Zustandes von Krieg und Anarchie zu seyn, in dem sich ihr Land so lange befand ... Die Furcht ist das einzige Gefühl, dem man es verdankt, daß man jetzt sicher das Land durchreisen kann."

Die Erzählungen Nordens, Burckhardts und anderer Reisender, die es durchwanderten, sprechen von den Plackereien aller Art, die sie erfuhren, seit 1816 konnten es Cailliaud, Rüppel, Hopkins, Drovetti, Linant, Belzoni, Waddington und Hanbury, Champollion, Cabalvene und Breuvery, Lord Prudhoe und andere gemächlich bereisen.

In geringer Entfernung von dem Dorfe Debud (Tebot) am linken Nilufer zeigt ein alter Tempel Baue aus verschiedenen Zeiten. Der Zustand des Verfalles einiger Theile des Innern macht es möglich, gegenwärtig den Anfang der geheimen Gänge zu bemerken, die in den dicken Mauern hinführen und die ohne Zweifel bestimmt waren, den Augen der Profanen die frommen Betrügereien der Priester zu verbergen, welche die Orakel zu geben hatten. Der allgemeine Eindruck des Gebäudes ist ziemlich freundlich, aber die Verzierungen des neuern Theils sind nie ganz vollendet worden.

In einer Entfernung von ungefähr 5 Stunden in S. von Debud erhebt sich ein kleiner, freilich zum Theil verfallener Tempel von der schönsten Bauart in Gartaß auf einem Sandsteinhügel in geringer Entfernung vom Nil. Von diesem Punkte aus tragen alle Sandsteine der Hügel am Flusse hin die Spuren großer Brüche. Etwas weiter hin mitten unter Arbeiten aller Art und von Menschenhand behauenen Felsen bemerkt man an einer entlegenen Stelle ein Thor mit Bildhauerarbeit an der Seite des Felsens; es führt in eine mit schönem gelben Stuck bekleidete Nische. Der ganze Felsen daran ist mit griechischen und lateinischen Inschriften in einer Einfassung bedeckt. In geringer Entfernung trifft man auf einen großen von dicken Mauern aus Steinblöcken umgebenen Raum.

Dann gelangt man nach Teffah (Taphys), einem Dorfe in W., umgeben von Ruinen, unter denen höchst malerisch Palmen wachsen. Vor Teffah findet man einen großen Schutthaufen, welcher die Stelle von Contra-Taphys bedeckt.

Etwas oberhalb dieser Ruinen wird der Sandstein von neuem durch den Granit ersetzt und die Berge rücken von beiden Seiten so nahe an den Fluß, daß sie keinen Raum an den Ufern freilassen; Felsenstücke in dem Bette selbst in einer Strecke von einer Stunde machen die Schifffahrt schwierig und bilden die Schnellen von El Kalabscheh. Das Gebirge erhält den Namen Dschebel Bahiti. Ein Erdfort an demselben Ufer und die Ruinen eines andern mit einigen Wohnungen auf einer kleinen Insel bezeugen, daß das Land sonst nicht ohne eine gewisse Wichtigkeit war, wenigstens in militairischer Hinsicht.

Die Ebene öffnet sich jenseits des Dorfes El Kalabscheh (Talmis) am linken Ufer, das aus etwa sechszig Erdhütten um einen sehr großen Tempel her besteht. Die Einwohner, deren Zahl sich auf etwa 400 beläuft, gelten für die schlechtesten in Unter-Nubien. Ein anderer Bau, in den Felsen gegraben, ist nicht minder wichtig wegen seiner Größe als wegen der Reinheit seines Styles und besonders wegen der Schönheit der Basreliefs, welche die Seiten des glattbehauenen Felsens zieren. Das Gebirge, welches über den großen Tempel hinwegragt, ist mit den Ruinen einer großen Feste und einer Menge von Gräbern aus neuerer Zeit bedeckt. Uebrigens scheint man nach alten Gräbern die Erde durchwühlt zu haben. Ueberall bemerkt man eine ungeheuere Menge von Töpfergeschirrstücken, das sichere Zeichen des Daseyns einer großen Stadt; die meisten dieser Geschirre sind von griechischer Arbeit.

Nach El Kalabscheh wird der Streifen des bebaubaren Bodens an den Ufern des Nils immer mehr verengt bis zu der Katarakte Abu Hor, die nicht ansehnlicher ist als die erste. Der ungemein zusammengedrängte und mit Klippen bestreute Fluß läßt in der Zeit des niedrigen Wasserstandes nur ein schmales Fahrwasser, wo die Böte an dem rechten Ufer ohne Gefahr fahren können. Diese Stelle wurde sonst durch ein Fort von arabischem Bau beherrscht, welches jetzt verfallen ist.

Das Land gewährt den traurigsten und ödesten Anblick. Ungeheuere Felsenblöcke unterbrechen häufig den schmalen bebaubaren Landstreifen, und hier und da bemerkt man die Ueberreste alter Dämme von großen Steinen, welche die kleinen Felder der Bewohner gegen die Ueberschwemmung schützen sollten.

Jenseits Abu Hor erweitert sich das Thal, und die Bauern, die fleißiger sind als ihre Nachbarn, wissen eine ziemliche Strecke des Bodens durch Wasserhebemaschinen (sakiés) fruchtbar zu machen. Die einzeln stehenden Erdhütten unter Dattelpalmen sind sorgfältiger gebaut als die, welche man vorher in Nubien fand.

Zwei Stunden südlich von den Ruinen von Abu Hor zeigt sich der Tempel von Dandur in W. auf einer geneigten Fläche, 200 Schritte vom Flusse; er lehnt sich an die Felsen des Berges und ist in einem sehr schönen Style erbaut. Das Dorf Dandur liegt am entgegengesetzten Ufer.

Der Tempel von Kirscheh, 3 Stunden weiter in S., steht, obgleich nicht weit vom Nil, mehre Klaftern über dem Niveau des höchsten Wasserstandes. „Die Zerstörungen durch die Perser, welche Kirscheh ruinirten wie die meisten Bauwerke, welche damals zwischen der ersten und zweiten Katarakte standen, und der Rauch, der jenen Tempel beschmuzt hat, machen einen Theil der Hieroglyphen unentzifferbar, welche die Wände bedecken; doch, setzen Cabalvene und Breuvery hinzu, verdient dieser Tempel noch immer einen vorzüglichen Rang unter den so majestätischen Erzeugnissen der ägyptischen Kunst, und vielleicht könnte man sagen er übertreffe alle andern.

„Nicht weit von dem Tempel befinden sich einige Gräber von Heiligen mit Kuppeln darüber. Mehre Orte, wo die sterblichen Ueberreste verehrter Heiligen ruhen, stehen in Nubien in großem Rufe, und die Caravanen ziehen selten vorüber, ohne irgend eine Opfergabe da niederzulegen, welche ein Faki, der für die Unterhaltung der Kapellen zu sorgen hat, in Empfang nimmt.

„Auf dem Sattel des Gebirges, das den Tempel von Kirscheh beherrscht, befinden sich die Ruinen einer Feste von Erde und gegenüber an dem arabischen Ufer an einem Orte, der Semagora heißt, die eines andern größern steinernen Forts. Um diese Ruinen her sieht man die nicht eben bemerkenswerthen Ueberreste von Contra Tutzis, wenn man, wie einige vermuthen, in Kirscheh das alte Tutzis sehen darf, welches andere in Dandur suchen.

„Diese Eintheilung der alten Städte in zwei durch den Fluß geschiedene Theile findet sich in Nieder-Nubien allgemein, wo der geringe

Betrag der Bodenerzeugnisse ohne Zweifel die Bewohner nöthigte, sich zu theilen, um leben zu können, und selten kommt es vor, daß man einem alten Bauwerke gegenüber nicht andere Ruinen am entgegengesetzten Ufer fände."

Reist man weiter, so bemerkt man die Ueberreste einer nubischen Stadt aus dem Mittelalter, dann einige fruchtbare Ebenen und an einem dürren Strande den Tempel von Dekkeh (Pselcis), der sich durch seinen Zustand der vollkommensten Erhaltung auszeichnet. Gegenüber grenzt das Dorf Kobban an die Ruinen von Contra-Pselcis, die noch von einer Mauer von Backsteinen umgeben sind. Eine Stunde weiter hin liegt das Dorf Allaki, so genannt wegen seiner Lage am Ende der Bergkette gleichen Namens, die nach O. durch die Wüste bis zum arabischen Meerbusen sich zieht.

„In dieser Kette," sagen die beiden schon erwähnten Reisenden, „wurden die Hauptgoldminen bearbeitet, welche bis in das 12. Jahrh. der Wüste zwischen dem Nil und dem Rothen Meere, von Assuan bis zur großen Nilkrümmung zu Abu Hammed, unter dem 19° der Br., eine so große Wichtigkeit gaben. In der alten Zeit bestimmte das Bedürfniß, diese Minen zu bearbeiten, häufig die Pharaonen, mit den Bedschahs (Blemmyes), Bewohnern dieser Wüste, zu unterhandeln."

Diese Bergwerke wurden nach derselben Weise unter den verschiedenen Regierungen bearbeitet, die in Aegypten auf einander folgten. Streitigkeiten unter den Völkerschaften störten die Arbeiten oft; gegen das 10. Jahrh. wurden sie ganz aufgegeben. Mehemed Ali, der Herr von Nubien geworden ist, machte 1831 einige Versuche, um sie wieder zu entdecken. Entmuthigt durch den geringen Erfolg, gab er Befehl, die Nachforschungen einzustellen.

Mehre Inseln theilen den Lauf des Nils oberhalb Allaki; Dezar ist die wegen der Größe und des trefflichen Anbaues bemerkenswertheste. Gegenüber, am östlichen Ufer, trifft man bei dem Dorfe Kundun die Ruinen eines kleinen sehr verfallenen Tempels und weiter hin in Wady Meharrakah die eines ähnlichen Gebäudes, das sehr bedeutend gewesen seyn muß. Maharrakah war sonst Hiera Sycaminos, die letzte Stadt in dieser Gegend, welche in römischen Reiseberichten erwähnt wird. Weiter hin findet man am westlichen Ufer die Ruinen eines arabischen Fleckens und weiter hinaus auf Felsen Ueberreste eines sorgfältigen Baues, unter denen man die mehrer christlichen Kirchen erkennt.

Das Thal verengt sich dann, der Nil bespült zu beiden Seiten den Fuß der Berge; dürrer Sand und Felsen von röthlichem Sandstein sind fast die einzigen Gegenstände, welche das Auge des Reisenden erblickt; nirgends eine Spur von Grün oder von einem lebendigen Wesen; nur hier und da erheben sich unermeßliche Schaaren von Kranichen und Störchen bei der Annäherung des Menschen von den Sandinseln und schweben lange in der Luft.

Das Wady Sebua (Löwenthal) wird ohne Zweifel so genannt wegen der Sphinxfiguren, die man vor einem alten Tempel erblickt und welche die Einwohner für Löwen gehalten haben werden. Das sich an den Berg lehnende Gebäude ist von ziemlich großen Steinen aufgeführt, die jedoch grob behauen sind. Die Hieroglyphen auf der unebenen Mauerfläche sind von mittelmäßiger Arbeit; hier und da findet man einige Ueberreste von grobem Stucco, aber nirgends eine Spur von Malerei. (Taf. 3. Abbild.).

Die Menge der Bruchstücke von Backsteinen und Töpfergeschirr, die man besonders an den Nilufern findet, bezeugt, daß eine Stadt von einiger Bedeutung sonst hier stand. Man zählt gegenwärtig wenig neue Wohnungen unter diesen Trümmern, aber am entgegengesetzten Ufer ist das Dorf Sebua noch ansehnlich, der gewöhnliche Sammelplatz der Caravanen, die von Berber kommen oder dahin gehen und zwar über die Wüste der Schaykiehs. Die Bewohner des Bezirks von Sebua und die von Wady el Arab in der Nähe sind El Legat-Araber und stammen aus dem Hedschaz. Diese beiden Thäler bilden in S. die Grenze des Landes Barabras; jenseits wohnt ein Gemisch von Barabras und Nubas.

Korosko ist ein Flecken, wo die Caravanen anhalten, die direct aus dem Sennaar kommen; sie brauchen, um die Wüste zwischen diesem Flecken und Abu Hammed zu durchziehen, neun Tagereisen, die wegen der Beschaffenheit des Bodens und des Mangels an Wasser sehr beschwerlich sind.

Von Korosko an macht der Nil eine bedeutende Krümmung; er wendet sich erst nach NW., dann nach W. in einem Raume von 10 bis 15 Meilen, dann fließt er wieder nach SW. bis Wadi Halfa. Diese Flußkrümmung ist ein Unglück für die Bewohner dieses Theiles seiner Ufer; da die Barken die N. und NW.-Winde nicht benutzen können, welche hier fast ausschließlich wehen, so müssen die Anwohner bei der Annäherung ihre Arbeiten verlassen und sie unentgeldlich ziehen. So ziehen sie bis Derr, wo man wieder die Segel benutzen kann.

In der Umgegend des Fleckens Amada werden die Baumgruppen und Dörfer zahlreicher; der lybische Sand bedeckt ein fruchtbares angeschwemmtes Land, dessen Oberfläche gegenwärtig über dem Niveau des höchsten Wasserstandes liegt. In einiger Entfernung von Amada und 300 Schritte ungefähr vom Nil ist ein alter Tempel zur Hälfte von dem Sande des westlichen Ufers verschüttet; die Hieroglyphen der Wände und der Decke sind sehr schön; einige Bilder des christlichen Cultus haben einen Theil dieser Sculpturen ersetzt. Der Tempel ist sehr gut erhalten.

In der Zeit des niedern Wasserstandes ist Derr einige Minuten von dem Ufer des Nils entfernt. Dieser Flecken, aus dicken Hütten bestehend, ist die Hauptstadt von Nieder-Nubien; seine Moschee die erste, welche man von Assuan trifft. Der alte Tempel, der wichtigste am rechten Ufer des Nils in dieser Gegend, ist eine der schlechten Arbeiten aus der Zeit des Sesostris. Hat der Flecken Phoenicon ersetzt, eine der Hauptniederlassungen der Blemmyes? Die Gelehrten haben dies noch nicht entscheiden können.

„Die gegenwärtigen Bewohner von Derr kommen zum großen Theile von den Bosniaken, die nach der Eroberung Aegyptens durch den Sultan Selim nach Nubien geschickt wurden und Herren des Landes blieben. Der Durra," setzen Cadelvene und Breuvery hinzu, „der Dokn (Art Hirse), die Gerste, das Henneh, der Tabak, die Baumwolle, die Senesblätter, das Ricinus und mehre Arten Erbsen und Bohnen sind nebst den Datteln die Haupterzeugnisse des Bezirks Derr wie des ganzen Landes zwischen den beiden ersten Katarakten. Die Eingeborenen haben einige Kameele und viel Rinder, Schafe, Ziegen und Geflügel. Der Durra, der Dokn, die saure Milch und die Bohnen bilden ihre Nahrung. Sie essen im Allgemeinen wenig Fleisch, außer etwa einmal Kameelfleisch; die gebratenen Heuschrecken sagen ihnen ebenfalls zu, wenn sie sich dergleichen verschaffen können. Die Sitte des Tabakrauchens ist nicht allgemein bei ihnen; sie kauen ihn lieber, schlagen ihn dabei in Leinwand und setzen meist ein Stück Natron zu. Der Hauptausfuhrartikel Derr's sind Datteln, die wie jene von Ibrim in Aegypten in einigem Ansehen stehen."

Südlich von Derr sieht man bald die Ebenen von Wadi Ibrim sich ausbreiten, einen volkreichen Bezirk, wo man eine große Menge Baumwolle baut. Bei dem Dorfe Ghetteh haben die Mauern einiger kleiner in den Felsen gehauenen Hypogeen eine bewunderswerthe Frische behalten. Bald bemerkt man auch in weiter Ferne das Castell Ibrim, das auf einem hohen Sandsteinfelsen 200 Fuß über dem Nile liegt. Es ist gegenwärtig verlassen und Ibrim, das Premnis ersetzt, zeigt jetzt nur noch Trümmerhaufen, deren düstere Stille nur durch das Geheul der Schakale unterbrochen wird. Im N. und S von der Stadt bemerkt man noch Spuren von zwei alten Gebäuden.

Geht man weiter nach S., so erhebt sich die Insel Hogos mitten in dem Flusse und auf ihr die Ruine eines alten Thurmes. Der Mangel an Vegetation am westlichen Ufer und die Nähe der Berge, deren Fuß häufig von dem Wasser bespült wird, scheinen die Hoffnung zu vernichten, an diesem Ufer eine Spur von Menschenwohnung zu finden, bis man

plötzlich mitten unter den Felsen, die sich über den Nil erheben, die beiden Tempel von Ibsambul erblickt. Sie sind ganz in den Felsen gehauen und mit Bildhauerarbeiten bedeckt.

Nach Champollion ist „der große Tempel allein die Reise nach Nubien werth; er ist ein Wunder, das selbst in Theben große Beachtung verdienen würde. Die Arbeit, welche diese Ausgrabung gekostet haben muß, setzt die Phantasie in Erstaunen. Aber es ist eine schwere Aufgabe, das Innere zu besuchen. Bei unserer Ankunft hatten der Sand und die Nubier, die jenen hineinschütten, den Eingang verstopft. Wir ließen ihn wegschaffen, so viel als möglich den kleinen Gang säubern und brauchten alle Vorsicht gegen diesen Sand, der in Aegypten wie in Nubien alles zu begraben droht." Man mußte sich völlig auskleiden und die Reisenden krochen auf dem Bauche durch die kleine Oeffnung einer Thüre, die, wenn sie völlig freigemacht würde, wenigstens 25 Fuß hoch wäre. Sie glaubten sich an der Oeffnung eines Backofens zu befinden und mußten eine Hitze von 51° ertragen. Dann durchzogen sie diese staunenswerthe Aushöhlung mit einem ihrer Araber und mit Fackeln. Der erste Saal ist von acht Pfeilern getragen und an jedem derselben lehnt ein 30 Fuß hoher Coloß, welcher Rhamses den Großen vorstellt. (Taf. 4. Abbild.) An den Wänden dieses großen Saales zieht sich eine Reihe großer historischen Basreliefs hin, die sich auf die Eroberung des Pharao in Afrika beziehen. Die andern Säle, und man zählt deren sechzehn, sind reich an religiösen Basreliefs mit höchst merkwürdigen Eigenthümlichkeiten. Das Ganze endigt in einem Allerheiligsten, in dessen Hintergrunde vier schöne sitzende Figuren von mehr als natürlicher Größe und vortrefflicher Arbeit sich befinden.

Burckhardt ist der erste neuere Reisende, der das Daseyn dieses Bauwerkes bezeugte, ohne daß er in dasselbe hineingelangen konnte. Glücklicher war Belzoni, der sich durch das Mißlingen eines ersten Versuches nicht abschrecken ließ und am 1. August 1817 hineinkam.

Im S. von Ibsambul sieht man das Castell von Dschebel Abdeh, das noch mehr verfallen ist als jenes von Ibrim; in dem Felsen befinden sich einige schön erhaltene Mumienlager. Die Wände eines andern kleinen unterirdischen Tempels sind mit Mörtel von Christen überzogen, welche diese neue Wandfläche mit Heiligenbildern, namentlich dem heiligen George zu Pferde schmückten. Champollion fand aber, als er diesen Mörtel abmachen ließ, daß sich darunter die alten ägyptischen Malereien unverletzt erhalten hatten.

Ein anderes kleines ägyptisches Heiligthum, ebenfalls in den Felsen gehauen, sieht man zu Maschakit. In Faras bemerkt man einige Granitsäulen, welche eine verfallene Moschee tragen, und mehre in den Felsen gehauene Gräber der gleichnamigen Insel gegenüber. Die Ebene erweitert sich mehr und mehr namentlich am rechten Ufer. Mitten unter Datteln, Dums und Akazien steht ein Dorf, dessen Hütten von Durra- und Baumwollenfeldern umgeben sind. (Taf. 3. Abbild.) Die Sakies, die in geringen Entfernungen auf einander folgen, zeigen an, daß man in ein fruchtbares Gebiet gelangt ist. Weiter hin fangen einige Felsen, die Vorläufer jener der zweiten Katarakte, an, sich hier und da in dem Flußbette zu zeigen.

Wadi Halfah (das Schilfthal) verdankt seinen Namen der großen Menge dieser Gewächse, die in den benachbarten Ebenen wachsen. Vor dem ägyptischen Einfalle verfertigten die Einwohner daraus sehr geschätzte Decken, was diesem Bezirke eine gewisse Lebendigkeit gab. Mehemed Ali hat aber auch aus dieser ärmlichen Industrie, wie in Assuan und anderswo, ein Monopol gemacht.

Die Felsen der zweiten Nilkatarakte bilden eine bedeutende Menge meist sehr hoher Inselchen; die Oberfläche einiger derselben ist schön begrünt und zum Theil mit Gesträuchen bewachsen, was die Schönheit der Landschaft in Folge des Contrastes der schwarzen Farbe der Felsen mit der weißen des tosenden Wassers und der rothen des Sandes erhöht. Die Fälle des Nils nehmen eine Länge von ungefähr 10 Meilen ein; die höchsten messen nur 8 bis 10 Klaftern. Sonst war es unmöglich, mit Fahrzeugen darüber hinwegzukommen, die Arbeiten aber, die auf Befehl Mehemed Alis gemacht wurden, haben bewirkt, daß, wenn auch mit größter Gefahr, die Barken in einigen Monaten des Jahres darüber hin gezogen werden können.

Die Fälle von Wadi Halfah sind die bedeutendsten von denen, welche man gemeinschaftlich die zweite Katarakte nennt; die andern erstrecken sich nach S. ungefähr 30 Stunden weit bis zu dem Dorfe Dal. Sie sind von einander durch einen mehr oder minder bedeutenden Zwischenraum getrennt, wo der Nil seinen gewöhnlichen Lauf hat.

Wadi Halfah gegenüber sieht man die Ruinen von Boheni; drei fast ganz zerstörte Tempel sind die alleinigen Gebäude, von denen man noch bestimmte Spuren findet; sie rühren aus dem fernsten Alterthume her. Champollion fand in diesen Trümmern kostbare Andeutungen für die Geschichte dieser Länder von 2000 Jahren vor unserer Zeitrechnung.

Südlich von Wadi Halfah verengt sich die Katarakte nach Mirkis zu, wo sie von den Felsen noch mehr gleichsam verstopft wird. Auf einer der am höchsten vorspringenden finden sich Spuren von dicken Erdmauern. Weiter hin erscheint der Nil schiffbar; dann wird er von neuem durch Inseln mit Ruinen und bisweilen mit Wohnungen versperrt. „Man erstaunt," sagt Cailliaud, „so viele Gebäude zu finden, welche den Christen gehört haben; sie sind über die meisten Inseln dieser Katarakte verbreitet, immer auf hohen Felsen gelegen und fast unzugänglich."

Mit dem Namen Dar oder Batn el Hadschar (Steinland) bezeichnet man das Land zwischen Wadi Halfah und Dal oder an der ganzen Länge der zweiten Katarakte. Wie schon der Name andeutet, ist der Boden voll von Steinen, Felsen und Sandhaufen; kaum trifft man hier und da einige Felder oder einzelne Dattelpalmen. Burckhardt, der diese Gegend 1813 besuchte, schätzt die Zahl der Bewohner auf nur 200; vergrößert hat sie sich gewiß nicht. „Diese Nubier, die arm, furchtsam und unaufhörlich allen Arten Vexationen ausgesetzt sind, leben in einzelnen Familien theils an dem Ufer, theils auf den steilen Inseln in dem Bette des Flusses. Sie bauen auf dem Schlamme, den der Nil auf den Felsen absetzt, etwas Durra und Bohnen, die nebst dem Ertrage ihrer Fischerei und der Milch einiger Ziegen allein ihre Subsistenzmittel sind. Diese Insulaner verlassen ihre Zufluchtsörter kaum zwei- oder dreimal im Leben; alle sind fast wild und wissen durchaus nichts von der übrigen Welt. Der Mangel aller Gleichartigkeit in ihren Zügen verräth eine Vermischung verschiedener Racen; der vorherrschende Typus ist der der arabischen Fellahs."

Im S. von den Dar el Hadschar liegt das Dar Sokkot (Land Sokkot), das durch das Gebirge Desche von dem Dar Mahaß getrennt ist, welches sich bis zur dritten Katarakte erstreckt. Diese beiden Länder können in gewisser Hinsicht mit Unter-Nubien verglichen werden, und zeigen wie dieses an den Ufern des Nils einen schmalen Streifen Land, der sich allmälig erweitert. Die Reisenden durchwandern diese Gegend zu Lande.

Bis zu Wadi Halfah ist das Schauspiel, das sich ihren Blicken zeigt, so ziemlich dasselbe wie in Aegypten; weiter hin verändert es sich ganz und gar; sie sehen den ganz ungebildeten Menschen. Unter die Dattelpalmen, den zierlichen aber einförmigen Schmuck der Nilufer in Aegypten, mischen sich neue Bäume; der Gummibaum (acacia gummifera), der Aschar (asclepias procera), die Tamarinde, die Weide und eine Menge bis dahin seltener oder unbekannter Gewächse geben der Landschaft ein anderes Aussehen. So lange man den Ufern des Flusses folgt, sieht man immer ein grünes von Palmen beschattetes, mit reichen Ernten bedecktes Land; entfernt man sich aber nur einige Stunden von seinen Ufern, so ändert sich alles. Nirgends eine Spur von Anbau oder einer Wohnung; kein gebahnter Weg; einige verkrüppelte Gesträuche, einige Brunnen, die in langen Zwischeräumen folgen, sind die einzigen Erkennungszeichen auf der Wanderung. Man bemerkt auf allen Seiten nichts als das Bild einer ewigen Unfruchtbarkeit, aber nicht die unermeßlichen Sandebenen, die für unsere europäische Phantasie das einzige Bild der Wüste

sind. Bald findet man ungeheuere Steinhaufen, bald steile Berge, hier und da einzelne Felsblöcke, die den Sandbänen als Stützpunkt dienen, welche der Wind hinter ihnen aufthürmt. In dieser trostlosen Natur schlägt man nach einem Marsche von acht bis zehn Stunden, wenn die Sonne ihre Strahlen gerade herunter zu schießen beginnt, das Zelt auf und wartet schlafend, daß die Abendkühle die Fortsetzung der Reise erlaube.

In Semneh (Tasitia) steht man die Ruinen eines Tempels auf der Spitze eines sehr hohen Felsens und gegenüber zeigt das östliche Ufer einen andern, den Cailliaud beschrieben hat. Man findet in der Umgegend von Semneh überhaupt viele Ueberreste von Gebäuden von Erde, die sonst von Christen bewohnt wurden; man sieht eine lange Zeit Ruinen bald auf dem Festlande, bald auf den zahlreichen Inseln des Flusses, besonders auf der Insel Argo. Endlich erhalten die bebauten Felder eine weitere Ausdehnung und kündigen die Nähe der Ebenen von Dongola an. Die Flußpferde fangen an sich in dieser Gegend zu zeigen und thun auf den Feldern großen Schaden.

Markah oder Urdy, die neue Hauptstadt von Dongolah, liegt etwa 600 Schritt von dem Flusse; sie vergrößert sich alle Tage und ist von Festungswerken umgeben, die hinreichen, sie vor dèn Angriffen der Eingeborenen zu schützen. Einige Schritte südlich von der Feste liegt eine andere Häusergruppe, die nicht von Mauern eingeschlossen ist, und hier finden sich nebst dem Bazar die meisten Wohnungen der Dongolaui, deren Zahl man auf 1500 schätzen kann. Eine wenigstens gleiche Zahl ist in den auf den Feldern herumstehenden Strohhütten in geringer Entfernung von der Stadt vertheilt.

Die eigentlichen Dongolaui stammen von den alten Aethiopiern; ob sie sich gleich im Verlaufe der Jahrhunderte mit den Barabras und andern Stämmen vermischt haben, so zeigt doch eine aufmerksame Untersuchung an ihnen Züge, die man an den Figuren auf den Gebäuden des alten Aegyptens findet. Das ovale Gesicht, die gut geformte unten etwas abgerundete Nase, die etwas dicken Lippen, ein wenig dichter Bart, lebhafte Augen, krauses, aber nicht wolliges Haar, mittlere Größe und eine bronzefarbige Haut sind ihre charakteristischen Kennzeichen.

Unter ihnen wohnen Araber, welche die Physiognomie ihrer Vorfahren behalten haben; sie leben getrennt von den Dongolaui wie von den Barabras, die sie verachten und deren Sprache sie nicht sprechen wollen, während diese Arabisch reden.

Ein kurzes Zeughemd mit weiten Aermeln und kurze Hosen oder auch nur ein Stück Baumwollenzeug, um die Lenden geschlungen, bilden die Kleidung der Dongolaui; meist tragen sie am rechten Arme, über dem Einbogen an Schnuren von geflochtenem Leder Amulette in kleinen Ledercylindern, Zangen zum Haarausziehen und wohl auch ein kleines Horn mit Krokodilmoschus oder andern starkriechenden Dingen. Am linken Arme hängt auf dieselbe Weise ein zweischneidiger Dolch von der Länge unserer Messer, deren Stelle er auch vertritt; bisweilen tragen sie einen zweiten Dolch auf dieselbe Weise über dem Knie. Sonst gingen sie nicht aus ohne einen Schild von Flußpferd- oder Krokodilhaut und ohne Lanzen, deren Spitze bis drei Fuß lang war; Mehemed Ali hat aber in Dongola wie in Aegypten Waffen zu tragen verboten und der Befehl wird ziemlich allgemein befolgt.

„Die Schönheit der Frauen ist bemerkenswerth," sagen die schon mehrmals erwähnten Reisenden; überall trifft man große schlanke junge Mädchen mit schwarzen Augen, anmuthiger und einfacher Haltung und geflochtenem Haar wie an dem Hofe der Pharaonen. In dieser so natürlichen, so lächelnden Physiognomie, in diesem so gefügigen und zierlichen Körper, in diesem Busen von so reiner Form, daß selbst das Alter ihn erst spät zu ändern vermag, kann man das Muster nicht verkennen, welches die Künstler des alten Aegyptens nachzuahmen suchten und dem sie oft sehr nahe kamen.

„Das dichte Haar der Frauen von Dongola wird mit viel Kunst geflochten und mit Bernsteinstücken, Korallen und Karneol geschmückt; einige hängen einen silbernen Ring daran, der ihnen auf die Stirn fällt; die beiden Geschlechter tragen im Haar eine lange Nadel von Holz oder Metall, mit welcher sie die Flechten halten, die sie jedes Jahr höchstens einmal neu machen (Taf. 5. Abbild.), denn die Anordnung eines solchen Kopfputzes verlangt eine Arbeit von mehren Tagen, indem er aus einer großen Menge kleiner künstlicher Flechten von ungleicher Länge besteht."

Alle bestreichen das Haar und den Körper mit Fett, besonders die Frauen, wie Cailliaud bezeugt. „Sie haben als Kleidung nur ein Zeugstück, von dem ein Ende als Schurz am Gürtel getragen wird, während sie das Uebrige um die Schultern und den Leib schlagen; bisweilen, besonders bei den Arbeiten im Hause, legen sie den letztern Theil weg. Die wohlhabendern haben Armbänder von Silber, oder Elfenbein, oder auch von Leder mit einigen Stiftchen von Silber oder Zinn; auch tragen sie dergleichen Bänder bisweilen über dem Knöchel. Ihr Hals und ihr Haar sind ebenfalls mit Gegenständen von Glas und kleinen Silberplättchen geziert. Die armen Frauen begnügen sich mit Armbändern von Holz oder Glas. Unter den erstern gehört es zum guten Tone, lange rothgefärbte Nägel zu haben. Sandalen von Leder sind die Fußbekleidung beider Geschlechter. Die jungen Mädchen tragen um die Hüften einen Schurz (rahad) von Gazellenfell, der immer mit kleinen weißen Muscheln geziert ist; sobald sie heirathen, legen sie ihn ab."

Die Nahrung gleicht jener der andern Bewohner dieser Gegenden; man macht hier wie in den untern Provinzen nevito oder Dattelwein, und obgleich dieser Trank süßlich ist, wird er doch stark durch die Gährung und ist nicht unangenehm. Sie machen ferner aus gegohrenem Durra bilbit und meryse, welche dickem Biere gleichen und die sie sehr lieben.

Der Dialect unterscheidet sich von dem in Unter-Nubien, aber nicht so, daß die Eingeborenen der beiden Länder einander nicht verständen.

In Dongola regnet es nur selten und nur vom September zum November. Mai, Juni und Juli sind die heißesten Monate. Von Mittag bis drei Uhr steigt der Thermometer im März meist auf 28°, im Mai und Juni bis 38°. Das Anschwellen des Nils, das um diese Zeit beginnt, bringt aus Abyssinien eine heilsame Frische mit und das Land ist vollkommen gesund.

Im Allgemeinen hält man in Dongola jährlich zwei Ernten. Zuerst säet man im September, wenn der Nil wieder gefallen ist, und die Ernte wird im Januar gehalten; unmittelbar darauf säet man wieder und die Ernte ist bereits im Mai wieder reif. Seit der Eroberung der Aegypter haben die Baumwolle, der Safran, das Opium und der Indigo die Zahl der Bodenerzeugnisse vermehrt, aber die drückenden Auflagen wie in Aegypten einen allgemeinen Nothstand herbeigeführt. Trotzdem haben die Dongolaui große Heiterkeit bewahrt, und sie vergessen leicht ihre Uebel, wenn sie nur Dattelwein und Bilbil haben. Man schildert sie als leichtsinnig, treulos und faul, dabei sind sie aber auch nicht fanatisch, nicht rachsüchtig und nicht zum Diebstahle geneigt.

Jenseits der Insel Gertot macht der Nil eine Krümmung nach O. und die Dörfer werden eine große Strecke weit ziemlich selten. In dieser Einöde ist die Hitze am Tage drückend, während man sich Abends kaum vor der Kühle schützen kann. Von Mittag bis drei Uhr zeigt das Thermometer 36° bis 38° im Schatten; um acht Uhr Abends sinkt er auf 16° und in der Nacht noch tiefer herab.

Die Umgegend von Basleyn, wo man über die Fälle geht, ist ziemlich bebaut; gegenüber liegt eine gleichnamige Insel. Die Berge von Abd Abah, die man dann bemerkt, verschwinden wieder, um der Wüste El Keleh Platz zu machen. Bei dem ziemlich ansehnlichen Flecken Kodokol und Olok trifft man wieder Anbau.

Endlich erreicht man Dongola el Aguz (Das Alte), das auf einem etwa 500 Schritt langen Felsen liegt, der sich steil am Flusse erhebt. Diese halb von Wüstensande verschüttete Stadt war die Hauptstadt eines im Mittelalter mächtigen christlichen Reichs; jetzt ist sie fast nichts als ein Trümmerhaufen. Im 15. Jahrh. wurde das Land in mehre Fürsten-

thümer zertheilt, deren Oberhäupter oder meleks unter den Fungis von Sennaar standen. Im 18. Jahrh. wurden die Schaykiehs-Araber die Herren des Landes und brandschatzten dasselbe.

Die aus Aegypten vertriebenen Mameluken befreiten Dongola von der Tyrannei der Schaykiehs und regierten es mit Milde; 1820 aber mußten sie nach Darfur auswandern bei der Annäherung der ägyptischen Armee, und Dongola gehört gegenwärtig zu den Besitzungen Mehemed Ali's. Die Hauptstadt sah ihre Einwohner fortziehen, kaum sind 200 geblieben. Doch ist der Anbau am entgegengesetzten Ufer und auf den Nilinselchen sehr sorgfältig.

Debbeh, ein großer Flecken mit 2000 Einw., verdankt seine Wichtigkeit seiner Lage an der Ecke einer großen Krümmung, welche der Nil nach O. macht, wodurch der Ort zum Sammelplatze der Caravanen aus Kordofan geworden ist. Ist man über Debbeh hinaus, so macht die Richtung des Flusses, der nach NO. geht, der Schifffahrt die Nordwinde entgegen, die fast ausschließlich das Jahr hindurch wehen. Das Ziehen der Böte ist deshalb auch sehr regelmäßig in diesem Theile des Landes organisirt.

Allmälig verengt sich die angebaute Strecke am Flusse; Sandsteinhügel zeigen sich an beiden Ufern; man bemerkt indeß in der Wüste einige schöne Baumgruppen und längs dem Nile Ruinen von Castellen, die sich vor den Spuren des Christenthumes auszeichnen. Ambuku ist ein befestigter Posten mit einigen Wohnungen umher. Die Herren Cadalvene und Breuvery gingen in der Umgegend auf die Giraffen- und Straußenjagd.

Dalga liegt ziemlich an der Grenze, welche Dar Dongola von Dar Schaykieh trennt; in diesem giebt es kein Stück Land, das nicht von der Thätigkeit und dem Fleiße der Einwohner zeugte. Der Name des Dorfes Meraui fällt natürlich dem Reisenden auf, der ihn zum erstenmale hört; aber nicht hier findet man die Ruinen eines im Alterthume berühmten Ortes. Barkal, ein elendes Dorf am linken Ufer, liegt in der Nähe der Trümmer von Napata. Ueberreste von Tempeln &c. sind in NW. von dem Tempel Barkal aufgehäuft. Weiter hin, nach W., erstrekken sich Pyramiden, jenseits welcher man noch vor wenigen Jahren Grabhöhlen fand, die in den Felsen gehauen waren, jetzt aber fast ganz von dem Sande angefüllt sind.

Noari, am rechten Ufer, liegt in der Nähe der Pyramiden von El Bellal, die sich in einer unbebauten Ebene erheben, wo man aber Ueberreste eines Canals findet, der fast um diese Denkmäler herumging, und an den Nil führte. Die Zahl dieser Pyramiden muß sich sonst auf mehr als 40 belaufen haben, jetzt zählt man kaum 15, die noch so weit erhalten sind, daß man ihre Gestalt beurtheilen kann; sie sind an Größe verschieden und unterscheiden sich von denen Aegyptens nur dadurch, daß sie schmäler sind.

Etwas oberhalb Noari hindert eine vierte Katarakte den Lauf des Nils, der in Abu Hammed seinen Lauf nach S. wieder beginnt. Man findet eine fünfte Katarakte in El Solimanieh. Gegenüber El Mossalab, am linken Ufer, empfängt der Fluß zum erstenmale von der Mündung an einen Beifluß, den Atbarah (Astaboras), der etwas weiter oben von den Mogren verstärkt worden ist. An der Verbindungsstelle des Nils und des Atbarah befindet sich die nördliche Grenze des tropischen Regens.

Der Atbarah bezeichnet in S. die Grenze von Dar Berber. Der größte Theil dieses Landes besteht in Ebenen, von denen zwei Drittel mit Durra bebaut sind; man erntet dieses Getreide nur einmal im Jahre. Auch Baumwolle baut man, ein wenig Weizen, Gerste, Erbsen oder ammoss verschiedener Arten, von denen eine ausgezeichnet ist. Man macht hier kein Oel, die Butter ersetzt dasselbe überall und man brennt sie auch in den Lampen. Dem Dar Berber fehlt es an Holz; der gemeinste Baum ist die ägyptische Akazie, deren Zweige sich oft unter der Last der Vögelnester beugen. In N. wachsen einige Dums und wenige Datteln, die nur einen geringen Ertrag geben. Diese Palme zeigt sich nicht mehr, sobald man über den Bezirk Abu Egli hinaus ist und die Sycomore wird selten, sobald man Barabrah verlassen hat. Die periodischen Regen sind hier nicht anhaltend, glücklicherweise, denn sie würden die nur aus Erde gebauten Häuser in Koth verwandeln. Die Einwohner gleichen ihrer Kleidung und ihrer Lebensweise nach den Nubiern, die man weiter in N. gesehen hat.

So ziemlich der Insel Kurgos gegenüber liegt das Dorf Assur, in geringer Entfernung von dem rechten Nilufer, in NW. von den Pyramiden, welche die sonstige Lage von Meroë andeuten, der alten Hauptstadt von Aethiopien. Der berühmte Geograph d'Anville hatte mit seinem gewöhnlichen Scharfblicke die Lage dieser Stadt erkannt, die durch ihren Handel, durch ihre Bauwerke und durch ihr Orakel berühmt war. Rüppell und Hopkins haben ebenfalls die Ruinen von Meroë besucht und wie auch Cailliaud ihr Aussehen abgezeichnet. (Taf. 4. Abbild.)

Auch in Naya sieht man Ueberreste von sieben Tempeln und in El Mezaurat die von acht andern Heiligthümern, welche Cailliaud zu einer Schule rechnet, in welcher die jungen Leute in der Religion unterrichtet wurden. Rüppell fand auf der Insel Kurgos drei Gruppen alter Mausoleen.

Vor dem Einfalle der französischen Armee war Schendy, nahe am rechten Nilufer, die Hauptstadt eines kleinen v Sennaar abhängigen Königreichs und der größte Markt in Nubien. Im Jahr 1821 verlor Nimr, der Melek desselben, nachdem er von Ismael Pascha, dem Sohne Mehemed Ali's, besiegt worden, seine Herrschaft. Im folgenden Jahre begab er sich mit einem andern Fürsten zu Ismael, um ihm seine Huldigung darzubringen, und dieser verlangte von ihm einen ansehnlichen Beitrag an Geld, Vieh und Sclaven. Nimr betheuerte in sehr höflichen Ausdrücken die Unmöglichkeit, das Verlangte zu liefern, und der Pascha schlug ihn im Zorn darüber mit seiner Pfeife. Nimr wollte seinen Säbel ziehen, um sich zu rächen, sein Begleiter aber hielt ihn davon zurück. Abends ließen die beiden Fürsten eine große Menge Holz um das Haus Ismaels herumlegen und steckten dies in Brand. Ismael kam mit allen seinen Leuten im Feuer um. Dies geschah in einem Dorfe in der Nähe von Schendi. Es brach ein allgemeiner Aufstand gegen die Aegypter aus, aber im Jahre 1824 eroberte ein neues Heer das Land wiederum. Rüppell, der es in demselben Jahre besuchte, hat die Metzeleien und blutigen Bestrafungen berichtet, welche die Rückkehr der Aegypter bezeichneten. Schendy wurde zerstört. Als Hopkins diese Stadt 1833 sah, zählte sie höchstens 300 auf einem weiten Raume zerstreute Hütten. Viele ihrer Bewohner haben sich nach Metammah begeben, das am entgegengesetzten Ufer liegt und jetzt die Hauptstadt des Landes ist, aber eben so traurig aussieht als Schendy.

In geringer Entfernung in S. sahen Cailliaud und Hopkins in Wadi Watib oder Mezaurat, mitten in der Wüste, bedeutende Ruinen eines alten Baues von Tempeln, Höfen und Corridoren. Die Lage kam ihnen seltsam vor, denn die Ruinen befinden sich in gerader Linie sechs Stunden von dem Nile. Etwas weiter hin trifft man andere Ruinen in Abu Naga. Hopkins reiste nicht weiter, weil die Eingeborenen sich vor den Löwen zu sehr fürchteten, als daß sie sich hätten entschließen können, ihm als Führer zu dienen. Im Jahre 1821 kam dagegen Cailliaud weiter, der mit der Armee des Ismael Pascha reiste. Bei Gerri, einem Dorfe mit einer Reihe einzeln stehender Hütten, die von Hassanyeh-Arabern bewohnt werden, welche Steinsalz sammeln, machen Granitfelsen, welche über den Lauf des Nils hinwegragen, und kleine grüne Inseln diesen Theil des Nils bemerkenswerth und bilden daselbst eine Katarakte, welche man die sechste nennen kann; sie ist die kleinste.

Halfay, eine Viertelstunde vom Nil gelegen, in einer weiten nur am Flusse bebauten Ebene, steht auf einem Platze, der anderthalbe Stunde im Umfange hat, weil die zerstreuten Häusergruppen von großen Gärten &c. umgeben sind.

Fünf Stunden im Süden nimmt der Nil an der rechten Seite den Bahr el Azrek (blauen Fluß) auf, der aus Abyssinien kommt. Sein rech-

tes Ufer bildet die westliche Grenze von Dar Sennaar. Die Landspitze die am Ostende dieser Halbinsel liegt, heißt Ras el Gartum oder El Kartum. Es hat sich da eine Stadt gebildet. Lord Prudhoe fand 1829 etwa dreißig Erdhütten; es ist die Residenz des Sandschar oder Statthalters.

Cailliaud und Lord Prudhoe sahen in Sobah in NO. und in geringer Entfernung von dem rechten Ufer des Bahr el Azrek die Trümmer einer alten Stadt, welche einen Raum von beinahe einer Stunde im Umfange einnahmen und in deren Mitte sie eine am Boden liegende Sphinx sahen.

Weiter hin schließen sich der Rahad, dann der Dender auf der rechten Seite dem Bahr el Azrek an; Cailliaud sah in einem Walde bei Kurd Leikeh viele Affen, die frischen Spuren von Elephanten, Perlhühner und verschiedene Vögel mit schönem Gefieder, die aber nur gellende Töne von sich gaben. „Seit den Pharaonen," setzt er hinzu, „hatte vielleicht keine Barke ihre Segel auf dem Flusse ausgespannt, auf dem ich schiffte.. Nur die rohe und wilde Natur zeigt sich in dieser unaufhörlich neu entstehenden Vegetation... Am 17. Juni hatten wir ein sehr starkes Gewitter; der Donner rollte auf eine wahrhaft entsetzliche Weise. Ich sehnte mich nach dem schönen Himmel Aegyptens." In Muna, einem großen Dorfe am linken Ufer, bemerkte Cailliaud die Spuren eines alten Canals, der dazu bestimmt gewesen zu seyn scheint, das Wasser in das Innere zu leiten.

Sennaar, die Hauptstadt des Landes, liegt am linken Ufer des Bahr el Azrek; sonst war sie groß und gut gebaut. Im Jahr 1829, als Lord Prudhoe dahin kam, waren nur noch die aus schönen gebrannten Steinen erbauten Moscheen übrig, deren hübsche Bronzefenster von indischer Arbeit sind. Als Ismael Pascha das Land 1821 eroberte, entflohen fast sämmtliche Einwohner nach dem Aleihe, einem zehn Tagereisen entfernten Bezirke in S. an der Grenze Abyssiniens. Die wenigen, welche geblieben sind, wohnen in Strohhütten, ausgenommen einige Sclavenhändler, deren Häuser von Erde sind. Der Markt ist ärmlich und schlecht versorgt. Der entsetzte Melek wohnte in Dakkina, in der Nähe; er wurde mit einer gewissen Schonung behandelt; der Sieger hatte ihm eine Pension versprochen, die er ihm aber nicht bezahlte; trotzdem verlangte man von ihm seine Grundsteuer.

Die Haupthandelsplätze waren 1829 Misselemieh in einer großen Ebene vier Stunden von dem Flusse, und Welled Medina. Beide liegen nördlich von Sennaar.

Die Vermischung des Blutes der Neger, der aus Sudan gekommenen Fremden, der herumziehenden Araber und der Aethiopier mit dem der eigentlichen Eingeborenen hat mit der Zeit sechs Classen hervorgebracht, die so verschieden von einander sind, daß Jeder weiß, zu welcher er gehört.

Wie in den Nordprovinzen schlafen die Bewohner von Sennaar in engarebs, auf denen ein schmieriges Schaffell oder eine Matte liegt, und decken sich mit ihren Kleidungsstücken zu; ein halbkreisförmiges Holzstück dient ihnen als Kopfkissen. Zum Sitzen haben sie kleine Sessel, deren jedes Haus einige besitzt. Alle diese Geräthe haben die Form behalten, welche sie im Alterthume hatten.

Die Frauen pflegen mehr zu rauchen als die Männer; die Pfeife ist irden und hat ein etwa drei Fuß langes Rohr; Männer und Frauen haben seit kurzem das Onga angenommen, nämlich stark mit Tabak gesättigtes Wasser, das sie lange im Munde behalten.

Trotz der großen Anzahl Negersclaven, die Sennaar bewohnen, spricht man hier nur das Arabische und zwar reiner als in Aegypten.

Cailliaud machte Ausflüge nach dem Dschebel Moyl, einem gut bewaldeten Granitgebirge in SW. von Sennaar, dann begleitete dieser Reisende die ägyptische Armee auf ihrem Zuge nach S. Man mußte oft durch Wälder mit dornigen Bäumen dringen, wo nur wilde Thiere einen Pfad gebahnt hatten; übrigens war die durch das Wasser erweichte Erde voll von Löchern von den Tritten der Elephanten, in denen die Kameele stolperten.

Am 16. Decbr. hatte man sich von dem Flusse entfernt, um sich nach SW. zu wenden. Das Dorf El Kerebyn auf einem Berge unter 12° 6' Br. gehört noch zu Sennaar. Bald gelangte man nach Fazoql. Es gefiel Ibrahim Pascha, dem General der ägyptischen Armee, seine Mamluken auf die Elephantenjagd zu schicken. Geführt von den Eingebornen, trafen sie bald auf zwei dieser friedlichen Thiere; ehe sie schossen, näherten sie sich denselben sehr, damit die Kugel durch die Haut durchgehe, und feuerten dann alle auf einmal. Die leicht verwundeten Elephanten wurden wüthend und verwundeten fünf Mamluken, zwei darunter tödtlich; die andern ergriffen sie mit dem Rüssel und schleuderten sie über die Bäume. Aus Wuth zerbrachen sie sodann die Bäume in ihrer Nähe.

Die Bewohner von Fazoql sind Neger mit krausem Haar, dicken Lippen und vorstehenden Backenknochen; wenige von ihnen haben eine stumpfe Nase, mehre dagegen eine schöne Physiognomie.

Die auf dem Gipfel oder dem Hange der Berge erbauten Dörfer bestehen aus runden Hütten von Lehm und sind mit Stroh gedeckt; eine Gruppe von vier bis fünf, die mit einander durch kleine Mauern verbunden waren, umgab ein nicht eben geräumiger Hof; einige Hütten, kleiner als die andern, dienen als Hühnerstall oder zur Aufbewahrung des Durra. Es scheint ein gewisser Geist der Ordnung in diesen Wohnungen zu herrschen. Diese Bergbewohner sammeln das Regenwasser in Cisternen und andern minder bedeutenden Behältnissen. Sie kommen in die Ebene nur herab, um ihre Durrafelder zu bestellen.

Am 29. Decbr. schlug die Armee den Weg nach O. durch ein gebirgiges Land ein. Die Bergbäche waren ausgetrocknet; ein Soldat, welcher die glückliche Idee gehabt hatte, ein Loch in den Sand zu graben, hatte das unbeschreibliche Vergnügen, ein wenig Wasser hineinsickern zu sehen; alsbald folgte man seinem Beispiele und man konnte den Durst löschen. Alle diese Bergbäche kommen aus SW.

Am Ufer des Bahr el Azrek, dem Dschebel Gargadah am Ostufer gegenüber, wendete sich die Armee nach S. Sie mußte sich einen Weg durch Wald bahnen und über Bergbäche setzen.

Am 1. Januar 1822 gelangte sie an die Mündung des Tumat, den der Bahr el Azrek am linken Ufer aufnimmt. Die Ufer sind von großen Dums, Akazien, Nebbas, Papierbäumen und andern beschattet. Der Tumat kommt aus SW. und seine Quelle befindet sich, wie Cailliaud erfuhr, 20 Tagereisen in S. von dem Dorfe Fazoql am Fuße eines Berges. Unser Reisender erhielt von dem Melek und von Gelehrten Notizen über das Land, aber Niemand kannte auch nur dem Namen nach Tombuctu und den Bahr el Abiad (weißen Fluß); Niemand unter ihren Landsleuten hatte jemals daran gedacht, dahin zu gehen.

Der Baba, den die Armee weiterhin traf, ist ein großer Bergbach, den der Tumat an der rechten Seite aufnimmt. Er soll wie mehre andere aus Dar el Mokada (Abyssinien) kommen.

Das Dar el Key (Pferdeland) umgiebt das Gebirge Akara, dessen höchste Spitzen sich 8 bis 900 Fuß über die Ebene erheben. Die Einwohner sind theils Götzendiener, theils Muselmänner.

Nachdem die Armee mehrmals über den Tumat gegangen war, zog sie an dem rechten Ufer zwischen sehr nahestehenden und durch schöne Vegetation ausgezeichneten Bergen hin. Hier betrug seine Breite nur 60 Schritte und er floß sehr schnell. Bald gelangte man in das Land Quamamyl. Man wendete sich nach S. „In einer gewissen Höhe," sagt Cailliaud, „entdeckten wir in W. die lange Kette der Berge von Obeh. Von halber zu halber Stunde wurde das Land von Bergbächen durchschnitten, die sich alle dem Tumat zuwendeten."

Das Kamamyl, das zwei Tagereisen groß ist, gilt für den goldreichsten Bezirk im Lande. Cailliaud bemerkte in dem Bette und an den Ufern des Abkulgi, eines aus SO. kommenden Flusses, der nach dem Tumat fließt, nicht eben tiefe Gruben. Er stieg in eine derselben hinein

indem er die Füße auf die Holzpflöcke stützte, die rechts und links eingeschlagen waren; man konnte jedoch nur mit Mühe hinein, so eng war die Oeffnung. In der Tiefe von 20 Fuß begann ein kleiner Seitengang; hier hob er etwas eisenhaltigen Sand auf und wusch ihn. Er fand darin wirklich ein wenig Gold. Dies trug er zum Pascha, der aber ganz gleichgültig blieb.

Am folgenden Tage nahm man neue Untersuchungen vor und erhielt ebenfalls ein wenig Gold, obgleich die Türken sehr ungeschickt verfuhren. Ein alter Scheik, den man gefangen genommen hatte, zeigte die Orte an, welche die günstigsten wären, und die Art und Weise, wie man bei dem Waschen zu Werke gehen müsse. Dennoch blieb das Resultat ein ungenügendes.

Alle Flüsse dieser Gegenden führen mehr oder weniger Goldtheilchen mit sich, und nach den heftigen Regen suchen die Eingeborenen um die Wette und mit unerhörter Geduld und Aufmerksamkeit in allen Bächen, welche an den Hügeln herabkommen. Wenn man ihnen glauben darf, so finden sie bisweilen ziemlich große Stücke; besonders die Frauen suchen nach diesen. Sie bringen diese Goldkörner in Geierfedern, die, so gefüllt, in dem Handel zwischen den Negern als Münze dienen; da sie das Metall nicht zu schmelzen wissen, so übergeben sie es den muselmännischen Arabern von Singeh für Rinder, Schafe und Zeuge. Diese Araber bringen es nach Fadassy, einem Dorfe in S., wo das Land der Gallas an Abyssinien grenzt; hier schmelzen und ziehen sie es und machen kleine Ringe daraus; in dieser Form circulirt es dann im Handel.

Das Kamamyl gehört zu dem Dar Bertat, einem großen von götzendienerischen Negern bewohnten Lande. „Sie sind," sagt Cailliaud, „meist gut gewachsen, stark und kräftig; ob sie gleich krauses wolliges Haar, eine platte Nase und dicke Lippen haben, so stehen ihnen doch die Backenknochen nicht so weit vor wie bei den Negern des westlichen Afrikas. Diese Götzendiener sind ungefügig und kriegerisch, doch darf man daraus nicht schließen, daß sie von Natur grausam und wild sind, wie man nach einigen Handlungen der Rache glauben sollte, die sie gegen die Türken übten. Auch konnte man sich wegen des eben so grausamen als ungerechten Krieges, den diese mit ihnen führten, keine bestimmte Vorstellung von den gewöhnlichen Sitten dieser zur Verzweiflung getriebenen Menschen machen. Ich halte sie vielmehr für gastfrei und friedfertig, und zwar wegen der Einigkeit, in der sie mit den muselmännischen Arabern und selbst, wie man sagt, mit einigen Abyssiniern leben, die in Folge früherer Einfälle in dem Lande geblieben sind. Ich habe in ihren Hütten caras oder Gefäße von Flaschenkürbiß gefunden, auf denen christliche Kreuze eingeschnitten waren. Die Neger am Bar el Abiad dagegen gelten für grausam und treulos."

Am 6. Febr. war Cailliaud in dem Dorfe Singeh unter dem 10° 29' n. Br. unter 32° 20' östl. L., das aus 5 bis 600 auf den Hügeln zerstreut umherliegenden Wohnungen besteht. Die Araber von Singeh gerben viele Häute, die sie bis nach Sennaar ausführen. Mehre kleine Flüsse verschaffen ihnen das nöthige Wasser. Ihr Gebiet gehört zu dem Dar Foc (Oberlande) und ist wirklich der südlichste Bezirk von Bertat; es zieht sich im S. zwei Tagereisen bis Fadassy, an den Ufern des Yabuß, eines ziemlich starken Flusses, der, wie man sagt, aus dem Dar el Galla kommt und sich mit dem Bahr el Azrek zwei Tagereisen oberhalb Fazoql vereinigt; er hat das ganze Jahr lang viel Wasser und man kommt über ihn nur schwimmend oder auf Flößen; die Flußpferde und Krokodile sind hier häufig.

Fadassy ist ein Markt, wo die Abyssinier Pferde, Rinder, Lanzenspitzen, eiserne Keulen, Beile, Getreide, Kaffee, Honig, Gewürze, gedruckte indische Zeuge und gegerbte Häute gegen Goldstaub, Salz und venetianische Glaswaaren eintauschen.

Am 11. Febr. verließ Ismael Pascha aus Ueberdruß, zu kämpfen ohne große Vortheile gegen kriegerische Stämme zu erhalten, diese Gegenden und ließ die Armee nach N. umkehren. Cailliaud hatte keineswegs Strapazen von der Reise oder Unannehmlichkeiten von der Verschiedenheit des Climas erlitten; aber Le Torzek, Marineofficier, sein Reisegesellschafter, war dem Fieber unterlegen. Diese beiden Franzosen waren die einzigen ihrer europäischen Zeitgenossen, welche so weit nach S. ihre Nachforschungen in diesem Theile Afrikas, zu Lande von Aegypten aus, ausgedehnt hatten.

Am 14. erreichte die Armee Adassy an dem Ufer des Bahr el Azrek; am 18. schifften sich die beiden Franzosen auf diesem Flusse ein; ihre Barke war Gefahren ausgesetzt und erlitt Beschädigungen an der Katarakte zu El Kerr; am 26. hielt sie vor der Stadt Sennaar an.

Herr Cailliaud fand hier die türkischen Truppen, die einen Ausflug nach W. bis nach Dinka gemacht hatten, einem Dorfe, das etwa unter dem 11° n. Br. und dem 29° 5' östl. L. liegt. Folgende Notizen lieferte ihm Asfar, ein koptischer Arzt, welcher die Expedition begleitet hatte: Dinka giebt seinen Namen einem Lande, das bei Sennar anfängt und sich nach SW. längs dem Bahr el Abiad hinzieht. Die Producte und die Einwohner dieses Landes scheinen dieselben zu seyn wie in Bertat. Die Männer gehen fast nackt; die Frauen legen ein Fell als kurzen Rock um; die Mädchen tragen nur ein kleines Fell, das ihnen die Hüften bedeckt und vorn zusammengebunden wird. Die erstern und letztern schmükken sich mit Halsbändern und Gürteln von venetianischen Glasperlen, mit Elfenbeinknöpfen, Elfenbeinarmbändern oder Armbändern von Eisen, oder auch mit eisernen Ringen. Wenn die Kinder das Alter der Pubertät erreichen, reißt man ihnen die vier untern Schneidezähne aus, welche diese Völker für nutzlos und für eine Verunstaltung des Gesichts halten. Ein Mann kann so viele Frauen nehmen, als er Stiere oder Rinder geben kann. Die Frauen sind wunderbar fruchtbar; gewöhnlich gebären sie Zwillinge.

Im Winter und in der Regenzeit, wenn die Nächte sehr kalt sind, schlafen die Dinkaùis auf warmer Asche. Sie rauchen den Tabak, den sie selbst bauen. Ihre Waffen sind sehr schwere eiserne Lanzen, Stöcke mit geraden und spitzigen Hörnern und bisweilen eiserne Wurfspieße, so wie endlich dicke kurze Keulen, die sie mit großer Gewandtheit schleudern; sie bedienen sich zur Vertheidigung der Schilde von Elephantenhaut.

Die Dinkaùis machen sich durch ihren Muth und ihre Zahl ihren Nachbarn in Bertat in O., und in Burum in W. gefährlich. Diese Feindseligkeiten ziehen ihnen bisweilen üble Repressalien von Seiten der erstern zu, die sich zur Rache vereinigen. Das Resultat dieser Kriege ist die Erwerbung von Sclaven, die man verkauft, und der Raub des Viehes und der Ernten. Im W. von dem Bahr el Abiad wohnen die Schilluks, die ebenfalls Neger sind.

Die beiden Franzosen brachen am 1. März von Sennaar auf; am 14. waren sie in Schendy, wo sie Linant trafen, der seit kurzem Sennaar verlassen und die Ruinen im S. von Schendy besucht hatte.

Im Jahre 1813 brach Burckhardt, der Aegypten durchwandert hatte, am 24. Februar von Assuan auf, wo er sein Gepäck ließ, und folgte mit einem treuen Führer dem rechten Ufer des Nils. Der Zustand Nubiens zur damaligen Zeit war für einen Reisenden sehr gefährlich wegen der Anwesenheit der Mameluken. Doch gelangte Burckhardt ohne Unfall nach Wadi Halfah, dann nach Tinareh in dem Dar Mahaß. Hier befand er sich mitten unter den wildesten Menschen, die er bis dahin getroffen. Der Häuptling sagte ihm gerade zu: „die bist ein Agent Mehemed Alis, aber wir in Mahaß spucken auf den Bart Mehemed Alis und schlagen jedem den Kopf ab, der ein Feind der Mameluken ist." Diese Drohungen hatten keine nachtheilige Folge für die Person Burckhardts, da er aber die Schwierigkeiten sah, die er wahrscheinlich nicht überwinden würde, so setzte er seinen Weg nach Dongola nicht fort, von dessen Grenze er nur drittehalbe Tagereise entfernt war. Er kehrte nach N. um bis Kolbe, wo er über den Nil schwamm, indem er sich mit der Hand an den Schweif seines Pferdes hielt, das er mit der andern vor sich her trieb. Dann ging er am linken Ufer des Flusses hinunter bis Ibsambul, dessen alten Tempel er bewunderte, darauf nach Derr, wo

er sich von seinem Führer trennte; am 31. März kam er wieder nach Assuan.

Im folgenden Jahre schloß er sich einer Caravane von 50 Dschellabs oder Sclavenhändlern an, die nach Nubien gingen. Man brach am 2. März von Daraù, einer Stadt in Aegypten, in NO. von Assuan, auf und reiste unter der Bedeckung von dreißig Ababdeh-Arabern. Gekleidet wie ein armer Kaufmann und nur mit einem Esel, der ihn wie seine Lebensmittel trug, hatte er viel von seinen Reisegefährten zu leiden, die ihn indeß wirklich für einen Muselmann hielten. Man durchzog dieselbe Wüste, in welcher Bruce, als er von Abyssinien kam, durch Wassermangel 1772 so viel litt. Nachdem man alle erdenkbaren Leiden auf der Wanderung durch diese unwirthliche Gegend erduldet hatte, kam man am 23. in eine Ebene, die sich nach dem Nil zu senkte, und Abends erreichte man Ankekreh, ein Dorf, den Hauptort des Bezirkes Berber. Es war nur von Banditen bewohnt, deren Hauptvergnügen darin zu bestehen schien, die Reisenden zu betrügen und auszuplündern.

Die um ein Drittel verminderte Caravane brach am 7. April wieder auf. Sie ging durch Damer, wo die Regierungsgewalt in den Händen der Fakis oder muselmännischen Religiosen liegt. Burckhardt hatte sich über sie nicht zu beklagen. Am 17. April kam er nach Schendi. Er hätte leicht bis Sennaar und von da nach Abyssinien gelangen können, würde dann aber dem schon von Poncet und Bruce betretenen Wege haben folgen müssen; lieber besuchte er unbekannte Länder. Eine Caravane wollte nach dem arabischen Meerbusen aufbrechen; er verkaufte seine Waaren und nahm für den Ertrag einen Negersclaven und ein Kameel. „Nachdem alle meine Rechnungen berichtigt waren," sagt er, „fand ich, daß mir noch vier schwere Piaster blieben; indeß ich machte mir deshalb keine Sorge, da ich wußte, daß ich an der Küste mein Kameel für einen Preis loswerden könnte, der mir die Mittel geben würde, die Kosten meiner Fahrt nach Dschidda zu bezahlen, und übrigens hatte ich auf diese Stadt einen Creditbrief auf eine beträchtliche Summe."

Die Caravane wendete sich nach den Atbarah, dessen Ufer durch eine herrliche Vegetation geschmückt sind; dann zog sie durch das Land Taka, das sehr fruchtbar, aber von Arabern bewohnt ist, die keineswegs gastfrei sind und bei denen Burckhardt, der die Rolle eines armen Derwisch spielte, nicht hätte bleiben können; er gab also die Idee auf, über die Gebirge nach Massaùah zu gehen, und folgte der Caravane bis Saùakim, wo sie am 26. Juni ankam.

Diese Stadt, die am Hintergrunde einer engen Bai liegt, ist zum Theil auf einem Inselchen, zum Theil auf dem Festlande erbaut; sie treibt einen bedeutenden Handel, namentlich mit Sclaven. Burckhardt schätzt die Einwohnerzahl auf 8000; es sind meist El Haderah Araber, ein Stamm der Bicharier; diese nehmen den größten Theil der Wüste Nubiens ein, die zwischen dem Nil und dem arabischen Meerbusen liegt; sie haben einen Hafen in Olba, einem elenden Dorfe an der Küste. Die Habanda bewohnen den Beled el Toka und die Thäler der Berge von Langay, die die nördliche Verlängerung jener von Abyssinien sind; einige bebauen das Land. Ihr Hauptort ist Got Redschah an dem Atbarah. Die Hammodah leben an diesem Flusse, der seinen Namen ihrem größten Flecken giebt. Die Hallenkahs sind Erzräuber, die alle ihre Nachbarn plündern. Im Westen von Saùakim erhebt sich die Kette des Dschebel Dayab (Goldberg), wo man sonst Gold fand und wo sich die Quellen des Mogren befinden.

Nubien, zwischen dem 9° und 24° n. Br und zwischen 26° und 37° östl. L. gelegen, ist 330 Stunden lang von N. nach S. und 220 Stunden breit von O. nach W. Der Flächeninhalt beträgt ungefähr 60,000 Q.Stunden und man schätzt die Einwohnerzahl auf 2 Millionen Seelen.

Kapitel III.

Abyssinien.

Fast alle Europäer, welche in Abyssinien reisten, landeten in dem Hafen Massaùah an der Küste dieses Landes. Die Stadt liegt auf einer Insel, die eine Viertelstunde lang ist. Der Hafen, welcher etwa funfzig Schiffe fassen kann, ist sicher, tief und leicht zugänglich, obgleich die Einfahrt eng ist. Massaùah hat Mangel an Trinkwasser; man sammelt das Regenwasser in großen Cisternen, da man aber dies fast ganz für die Schiffe des Gouverneurs aufspart, so versorgen sich die Einwohner mit Wasser in Arkiko, einem elenden Flecken, der 3 Stunden in S. auf dem Festlande liegt und der seinen Namen einer großen Bai giebt.

Massaùah trieb sonst einen sehr ausgedehnten Handel, der aber sehr gesunken ist, seit der Ort in die Hände der Muselmänner kam; nichts destoweniger wird der Hafen immer wegen des Handels mit Abyssinien besucht werden.

Im O. von der Bai Arkiko streckt sich die Insel Dahalak aus, die sehr groß, aber dürr und sehr dünn bevölkert ist. Bruce kam 1769 dahin und sah da die hohen Berge Abyssiniens; „sie bilden," sagt er, „eine glatte Kette wie eine Mauer und ziehen sich parallel mit der Küste bis nach Saùakim." Dann nähern sie sich mehr dem Meere; sie sind nicht leicht zu übersteigen. Verläßt man Arkiko, so reist man erst zwischen Gärten. Der Weg, der sich nach SW. wendet, ist ansteigend, uneben und beschwerlich; Bruce, Salt, Gobat, Rüppell und andere Europäer haben ihn betreten. Man reist auf Maulthieren; Kameele tragen das Gepäck. Je weiter man kommt, um so besser wird der Weg, ob er sich gleich zwischen Bergen hinschlängelt; er ist durch Wildbäche zerrissen, die im Sommer austrocknen. Das Land ist von Akazien bedeckt, die 40 Fuß hoch und von Kletterpflanzen umschlungen sind. Schaaren von Hazortas oder Hirten lagern in den Ebenen mit ihren Schaf- und Ziegenheerden; sie kommen daher in der warmen Jahreszeit, um die von Bächen und Flüssen bewässerten Oerter aufzusuchen. Ihr fast kreisförmiger Lagerplatz ist von Dornen und Gebüsch umgeben.

Man steigt fortwährend aufwärts, das Thal verengt sich und bald ist es nur noch eine 300 Fuß breite, an jeder Seite von hohen steilen Felsen eingefaßte Schlucht; etwas weiter hin scheinen sie sich ganz zu vereinigen. Salt nennt sie Hamhamuberge nach einem kleinen Hügel, wo er in der Nacht bei einem Bache anhielt; sie sind sehr hoch und laufen von N. nach S.; sie werden von Hazortas und von Weillas bewohnt.

Der Boden, der sich von Arkiko aus merklich gehoben hat, hebt sich nach dem fünften Marschtage noch mehr und noch rascher. „Man sah von allen Seiten," sagt Salt, „Elephantenkoth; die meisten Feigenbäume waren bis zu dem Gipfel abgeästet, um dem Vieh das Abfressen der Blätter und Knospen zu erleichtern, da alles Gras durch die übergroße Hitze verdorrt war. Man sah Hütten und Menschen auf den Hängen der Berge."

Dann muß man den Taranta emporsteigen, um zu dem gleichnamigen Paß zu gelangen. Der Weg ist anfangs eben und leicht, dann aber wird er steiler und wegen der Steine und Felsenstücke beschwerlicher. Jeder Berg ist mit kolquals bedeckt, einer Art baumartiger und ästiger Euphorbie, die 40 Fuß hoch wird; mit arzes (Oxycedrus virginiana), einem Baume, dessen Holz sehr hart ist; mit kantuffas (Pterolobium lacereus), einem Baume mit zusammengesetzten und mit stacheligen Dornen versehenen Blättern, und endlich mit daras. Die kalte Region der Arzes-Wälder beginnt mit dem uara, dessen Blatt dem der Weide gleicht. Ist der Reisende oben am Passe angekommen, so überblickt er nach S. zu die ungeheuern steilen Bergketten des Tigre und die Gipfel jener von Adueh; sie sind von grünen Teppichen bekleidet und von zahlreichen Thälern durchschnitten. Hinunter geht es nur eine Stunde lang, aber sehr abschüssig. Die Veränderung des Climas wird sehr merklich. Im Monat

März fand Salt die Sonnenglut verzehrend, im Vergleiche mit der Wärme auf der andern Seite des Taranta, in den hohen Thälern; die Pflanzen waren verbrannt, die Bäche ausgetrocknet und man hatte alles Vieh auf die Berge zur Weide geschickt. Dieser Reisende bemerkt, die plötzliche Temperaturveränderung sey auch in der Erzählung des Nonnosus erwähnt, des Gesandten Justinians bei dem Könige der Axumiten.

Ist man unten an dem schlechtesten Theile des Weges angekommen, so folgt man durch ein rauhes und von Felsen starrendes Land einem geschlängelten Wege, der nach Dixan führt. Diese Stadt ist um einen Hügel herum gebaut, von dem aus man die Berge von Tigre und der benachbarten Gegenden überblickt, die alle mit Dörfern bedeckt sind. Die Häuser haben keine Fenster. Statt der Schornsteine setzt man auf eine Oeffnung im Dache, das platt ist, zwei irdene Töpfe über einander; aber dieser Ausgang ist so eng, daß nur ein kleiner Theil des Rauches hindurch kann. Das einzige öffentliche Gebäude von Dixan ist die Kapelle oder Kirche. Sie hat kein besonderes Aussehen; die Mauern sind von Erde und das Strohdach hat eine conische Gestalt. Die Hyänen schweifen die ganze Nacht in der Umgegend umher und kommen selbst in die Stadt hinein; übrigens ist es in ganz Abyssinien so.

Salt sah dies Land 1804 und zum zweitenmale 1810; er reiste nur in dem Tigre, wohin wir ihm folgen wollen. Am 5. März 1810 brach er von Dixan auf und wendete sich nach W., dann nach S. über die Ebene von Zarai, die alles Grün verloren hatte; man sah etwas davon nur in dem Bette der Wildbäche und der Flüsse, wo es noch einige Wasserpfützen gab. Man folgte den Ebenen und kam durch die Thäler an der westlichen Seite der Taranta-Berge. Der Derra-Damo, einer der höchsten Berge dieser Kette, ist merkwürdig, weil er einmal als Verbannungsort der Prinzen der jüngern Zweige des regierenden Hauses diente.

Der Berg Derra-Damo scheint von allen Seiten steil zu seyn, und wie man sagt, kann man nur auf einem einzigen Wege auf den Gipfel gelangen. Dieser Gipfel ist platt. Nach einigen Meilen gelangt man an ein Defilé, genannt Kella, weil die benachbarten Felsen Festungswerken gleichen. Kella bedeutet im Abyssinischen wie im Arabischen ein Castell.

Salt meinte, er sey auf die höchste Höhe dieser Berge gekommen, weil er, obwohl er nach S. zu reiste, jeden Tag das Clima gemäßigter und die Vegetation mehr zurück fand. Sein Barometer war leider durch einen Unfall unbrauchbar geworden.

In einem sehr wohl bebauten und von einem Bache bewässerten Thale war die Heuernte noch nicht gehalten, obgleich die zweite Getreideernte bereits fast reif war und sehr reichlich auszufallen schien. Diese Fruchtbarkeit des Bodens hängt sehr von der Beständigkeit und Geschicklichkeit ab, mit welcher die Eingeborenen die Bewässerung leiten; sie graben mehre kleine Canäle von dem höchsten Punkte des Flusses an und leiten es so in die Ebene.

Auf ein rauhes Gebirgsland folgte eine weite offene Fläche. Magga, wo der Reisende und seine Gefährten mit Mühe ein ärmliches Unterkommen unter Schoppen fanden, ist von Leuten bewohnt, die in sehr schlechtem Rufe stehen. Deshalb vermeiden es auch die Caravanen, den Ort zu berühren. Dieser Bezirk ist einer der schönsten in Abyssinien. Im O. von dem Tacazze sieht man in einem Thale in der Nähe des Fleckens viele Baumgruppen, was in diesem Lande nicht häufig ist. Gibba, am Ende einer rauhen und wilden Schlucht, liegt in einem kleinen Thale, das mit bewaldeten Hügeln geschmückt und fast ganz von einem an Fischen und Wasservögeln reichen Flusse umgeben ist. Hier bemerkte Salt zum erstenmale den sanga oder Galla-Stier, der sich durch seine ungeheuer großen Hörner auszeichnet, eine Eigenthümlichkeit, die Bruce mit Unrecht einer Krankheit zuschreibt.

Jenseits Gibba ist das Land sehr gebirgig. Man folgt lange dem Rande eines Abgrundes, von wo man in die reiche und fruchtbare Ebene von Gambela hinabsteigt; dann erreicht man den Gipfel eines Berges, welcher das Thal Tschelicot beherrscht.

Der Ras oder Fürst von Tigre residirte damals dort. Salt übergab ihm die Geschenke des Königs von England. Eine Idee von der Bewunderung zu geben, welche dieser Fürst und seine ersten Beamten darüber äußerten, ist unmöglich. Es befand sich darunter unter andern eine bunte Glasscheibe, ein Bild der Jungfrau Maria vorstellend, und ein Marmortisch. Alle diese Gegenstände wurden in die Kirche gesandt. Der erste Geistliche verrichtete ein Gebet, in welchem der englische Name sehr häufig vorkam, und der Ras befahl, daß alle Wochen ein Gebet für das Wohl des Königs von Großbritanien gehalten werden solle.

In dem letzten Theile des Monats März war die Temperatur sehr mild; mehre Tage fiel sehr starker Regen, was für die Jahreszeit außerordentlich, aber für die Gewächse der Erde sehr günstig war. Der Thermometer hielt sich fast immer auf 17° 32′.

Da die Fastenzeit den Aufenthalt der Engländer in Tschelicot wenig angenehm machte, so ersuchte Salt den Ras um die Erlaubniß, die von dem Tacazze bewässerten Gegenden besuchen zu dürfen. Er erhielt sie und reiste am 5. April mit Pearce und Coffin, seinen Landsleuten und zwei abyssinischen Häuptlingen ab.

Nachdem man das Thal von Tschelicot, eines der lieblichsten in Abyssinien, durchzogen hatte, wendete man sich nach W. und ging über zwei Flüsse, den Mac Afgaol und den Mac Galoa, die nach O. fließen, dann ging es unmerklich empor bis Antalo, der Hauptstadt von Enderta, die an der Seite eines Berges gebaut ist. Das Auge überschaut von da eine weite Fläche. Darauf kam man durch ein sehr unebenes Land, dessen Aussehen den Reisenden an die innern Bezirke der Colonie vom Vorgebirge der Guten Hoffnung erinnerte. Man erlegte viele Perlhühner und Rebhühner, die in zahlreichen Schaaren zu sehen waren und bisweilen auf den Bäumen saßen.

Ein besser bebautes Land folgt auf diese Einöden, wo es Wild in Menge giebt. Es wird von den Agaus bewohnt. Agora ist ein Flecken, wo eine Abgabe von dem Salze erhoben wird, das man in das Innere bringt. Bald bemerkte man in W. die Kette der riesenhaften Berge des Samen. Der Arala, über den man am 8. April ging, hat, wie man sagt, seine Quelle in dem Dorfe Assa, das 10 Meilen in SSW. von Antalo liegt; es war der breiteste und bedeutendste Fluß, den man von der Meeresküste an getroffen hatte. Er fließt nach NW. nach dem Tacazze zu und nimmt wahrscheinlich alle jene auf, welche die fruchtbare Provinz Enderta bewässern. Da das Wetter sehr schön am Morgen war, so konnte Salt zum erstenmale Schnee auf den Gipfeln des Beyeda und des Amba Hai, der höchsten der Samen-Berge, erkennen. Die Abyssinier nennen ihn berrit. Wezketarwe, eine kleine Stadt auf einem Berge, ist ganz von Agaus bewohnt, die sich von den Abyssiniern nur dadurch unterscheiden, daß sie meist kräftiger und minder lebhaft sind als diese; aber sie reden eine Sprache, die jener von Tigre ganz unähnlich ist. Die Temperatur war wärmer als in Tschelicot; am ganzen Tage sank der Thermometer nicht unter 21° 31 und Mittags stand er auf 24° im Schatten.

„Auf die üppigen Weiden, wo zahlreiche Viehheerden weideten und die man seit drei Tagen durchzog, folgte eine dürre und sandige Strecke, in welcher man nur einige Dorngebüsche und Akazien bemerkte. Mittags zeigte der Thermometer 25° im Schatten. In diesem Augenblicke schoß die Sonne ihre Strahlen fast gerade auf uns herab, die Hitze war erstickend und doch blieben die Berge vor uns mit Schnee bedeckt.“

Man reiste sodann im Gebirge, das von Gebüsch, besonders Büschen mit sehr langen Dornen, so bewachsen war, daß man viele Mühe hatte, ohne zu großen Schaden hindurchzukommen; dann stieg man in eine tiefe und sandige Schlucht hinunter, welche in der Regenzeit das Bett eines Wildbaches seyn muß. Diese Schlucht glich jener, welche von Hamhammo nach Taranta führt, und wo man ebenfalls Kaper- und Wachholdergebüsche, Tamarinden und Entata, eine Art Baobab, sieht. Die

eben reifen Tamarinden geben den Reisenden eine sehr angenehme Erfrischung. Nach einem andern, sehr sanften Hinabsteigen erblickte man eine weite Fläche Landes, und man kam nun bald an das Ufer des Tacazze. Dieser Fluß ist der, welcher nach seinem Austritte aus Abyssinien den Namen Atbara annimmt und den Bahr el Abiad verstärkt.

Der Ruf gomari! gomari! (wie das Flußpferd im Abyssinischen heißt) ließ sich hören, weil eines dieser Thiere sich an der Oberfläche des Wassers gezeigt hatte; aber es verschwand bald wieder. Man zog längs der Felsen hin, welche das Bett des Flusses einengen; er wird oft von Fällen unterbrochen, die ihn fast in allen Jahreszeiten durchwatbar machen; zwischen diesen Furten aber finden sich Löcher von fast unermeßlicher Tiefe. „Von der Höhe aus, in der wir uns befanden," sagt Salt, „glichen diese Löcher kleinen Seen, und hier halten sich die Flußpferde vorzugsweise auf. Wir kamen bald an eine solche Stelle. Es hatten sich mehre dieser Thiere zusammengefunden. Wir legten einen Theil unserer Kleidungsstücke ab und gingen in den Fluß mit den Flinten hinein, um uns da passend aufzustellen. Der Tacazze hatte hier 150 Fuß Breite und 3 Fuß Tiefe und floß sehr langsam. Auf einem jähen und vorspringenden Felsen bemerkten wir bald in einer Entfernung von 60 F. ein Flußpferd, das ohne Argwohn seinen ungeheuern Kopf über dem Wasser zeigte und heftig schnarchte. Drei von uns schossen (Taf. 4. Abbild.); man glaubte, das Thier an die Stirn getroffen zu haben; es sah sich zornig brüllend um und tauchte sogleich unter. Man erwartete seinen Körper auf der Oberfläche des Wassers schwimmen zu sehen, aber bald erschien es an derselben Stelle doch mit mehr Vorsicht wieder. Wir feuerten von neuem ohne bessern Erfolg. Unsere Bleikugeln waren zu weich, als daß sie in den harten Schädel dieses Ungeheuers eindringen konnten; sie prallten immer ab.

„Meiner Beobachtung nach kann das Flußpferd nicht länger als fünf bis sechs Minuten hinter einander unter dem Wasser bleiben; dann muß es an die Oberfläche kommen, um zu athmen; es taucht mit überraschender Leichtigkeit, denn in dem hellen Wasser konnte man es in einer Tiefe von 20 Fuß erkennen. Die, welche wir sahen, mochten nicht über 16 Fuß lang seyn; die Farbe ihrer Haut war ein schmuziges Braun wie die des Elephanten. In einiger Entfernung von uns zeigten sich Krokodile an der Oberfläche des Wassers; sie schienen sehr groß und grünlich von Farbe zu seyn. Die Abyssinier nennen sie egus und fürchten sie ungemein. Der Thermometer zeigte am Ufer im Schatten 28°."

Am andern Tage setzte man den Weg nach Tschelicot durch ein felsiges und sandiges Land fort, dessen wichtigstes Erzeugniß die Baumwolle ist, welche man an dem Tacazze baut. Am 16. April kam man nach Tschelicot zurück.

Am 20. April kam eine lange erwartete Caravane an, die aus mehren hundert Maulthieren und beladenen Eseln bestand. Sie wurden mit großem Freudegeschrei begrüßt, weil die Gegend von einer grausamen Horde von Gallas unsicher gemacht wird. Eine Bedeckung von 200 M. unter der Anführung eines Verwandten des Raz hatte die Arbeiter begleitet. Die Soldaten hatten ihren Muth im Kampfe mit den Gallas gezeigt; sie defilirten vor dem Raz tanzend unter großem Geschrei; ihre Lanzen hatten sie mit kleinen Stückchen rothen Tuches geschmückt.

Eines Tages wurde Salt aufgefordert, Pathenstelle bei einem Beduinen zu vertreten, der in dem Dienste Pearce's war. Die Ceremonie geschah auf einer Tenne in der Nähe einer Kirche, weil in diese Niemand eintreten darf, der nicht Christ ist. Alles geschah beinahe so wie in den andern christlichen Gemeinden. Der junge Beduine war vorher in einem großen Wasserbassin von den Priestern sorgfältig gewaschen worden. Er kam ganz naß heraus und wurde nackt vor den Priester geführt. Als der Täufling allen von der Kirche vorgeschriebenen Vorschriften genügt hatte, nahm ihn der Geistliche an der Hand, tauchte die andere in das Wasser und machte ihm das Zeichen des Kreuzes auf die Stirn, indem er die von den Christen angenommene Formel sprach. Dann beteten alle Anwesenden kniend das Vater-Unser.

Salt sagt, er habe sich etwas weitläufiger über die Ceremonie dieser Taufe ausgelassen, um zu beweisen, daß die Jesuiten mit Unrecht behaupteten, ein Fehler in der Form der Anwendung dieses Sacramentes mache es ungiltig. Sie verlangten, daß die Abyssinier, die in den Schooß der römischen Kirche aufgenommen seyn wollten, sich noch einmal taufen ließen, was große Unruhen veranlaßte, die Ursache der Vertreibung aller dieser Geistlichen war und einen heftigen Zorn gegen alle Katholiken erzeugte.

Als die Reisenden von Tschelicot aufbrachen, wurden sie einige Meilen weit von verschiedenen Personen begleitet, auch dem ersten Maler des Raz. In Rücksicht auf die wenigen Mittel zur Vervollkommnung, welche das Land bietet, verwunderte sich Salt, ein geschickter Zeichner, über die Fortschritte, die jener Mann in seiner Kunst gemacht hatte; er verglich sich mit einem Menschen, dem man die Augen verbunden hat. „Ich arbeite ohne zu sehen, ich kann also nichts machen, das recht gut wäre." Alle Abyssinier," fuhr Salt fort, „lieben die Gemälde leidenschaftlich; die Wände ihrer Kirchen sind davon bedeckt und jeder Häuptling hat gewiß wenigstens eines an der Wand seines Hauptsaales."

Salt stieg den steilen Paß des Atbara hinunter, den er vorher hinaufgegangen war. Ungefähr in der Mitte des Weges springt eine Mineralquelle heraus, die allmälig in mehre Bassins fällt, die sie durch den Sturz von einem Felsen auf den andern ausgehöhlt hat. Diese Quelle wird sehr häufig besucht und vornehme Personen kommen aus den entlegensten Provinzen dahin. Man ging über mehre Flüsse und am 8. April sah Salt von einem hohen Orte aus den Schnee, der die hohen Gipfel der Samen-Berge bedeckte.

Abueh, wohin man gelangte, nachdem man ein gebirgiges Land durchwandert hatte, liegt zum Theil am Fuße eines Berges; die Häuser bilden regelmäßige Straßen und sind mit Bäumen und kleinen Gärten untermischt, deren einige recht sorgfältig unterhalten waren. Die Stadt wird durch drei Bäche bewässert. Ihre Einwohnerzahl kann sich auf 8000 Seelen belaufen. Abueh ist der Haupthandelsplatz der Provinzen östlich von dem Tacazze; fast alle Kaufleute sind aber Muselmänner. Man verfertigt da gewöhnliche und feine Baumwollenzeuge; die erstern gelten für die besten in Abyssinien. Die Baumwolle, welche man in den vom Tacazze bewässerten Ebenen erntet, wird jener vorgezogen, die man von Massauah bringt; indeß wird diese mit Gewinn verkauft. Die andern Waaren, welche von auswärts kommen, sind: etwas Blei, Zinn, Kupfer, Goldblätter, kleine persische Teppiche von lebhafter Farbe, rohe Seide aus China, Sammet, Tuch aus Frankreich, gefärbte Leder aus Aegypten, Glasperlen ꝛc. aus Venedig und verschiedene kleine Gegenstände, die über Dschidda kommen. Die Ausfuhr dagegen besteht in Gold, in Elfenbein, in Sclaven, jener Waare, welche ganz Afrika in Menge liefert.

Die Provinzen südlich von Abueh tauschen ihr Vieh, ihr Getreide und ihr Salz von der Grenze gegen die Gegenstände aus, die sie brauchen. Man verfertigt in Samen kleine Teppiche, welche der Geschicklichkeit der Arbeiter alle Ehre machen. Die Bewohner von Axum und der Umgegend sind wegen ihrer Zubereitung des Pergaments berühmt. Das Kupfer und Eisen wird in ganz Abyssinien verarbeitet; die feinsten eisernen Ketten kommen aus Süden und sollen von den Gallas gearbeitet werden.

Alle Eisenarbeiter heißen bada. Nach einem seltsamen Aberglauben schreibt man ihnen die Macht zu, sich in der Nacht in Hyänen zu verwandeln und dann Menschen zu fressen; man glaubt, wenn sie während dieser Verwandlung verwundet würden, fände sich die Wunde, nachdem sie ihre gewöhnliche Menschengestalt wieder angenommen, an dem entsprechenden Theile ihres Körpers.

Axum liegt nur 12 Meil. westlich von Abueh; um dahin zu gelangen, geht man über schöne Thäler, die durch hohe Hügelketten von einander getrennt sind; dann gelangt man in eine große sehr gut bebaute Ebene, die mit Agath und Krystallstücken bestreut ist. Nähert man

sich dieser durch die benachbarten Hügel geschützten Stadt, so fällt zuerst ein kleiner Obelisk auf; gegenüber befindet sich ein großer viereckiger Stein mit einer griechischen Inschrift. Ist man da vorüber, so zeigt sich allmälig die Stadt und die Kirche, und wendet man sich ein wenig nach W., so bemerkt man links von einem ungeheuern Daro einen 60 Fuß hohen Obelisk, der oben in einer rundlichen Schale endigt. (Taf. 5. Abbild.)

Die Fläche dieses herrlichen Denkmals aus einem einzigen Granitstücke zeigt Verzierungen in Relief von sehr kecker Ausführung, was mit einer Art Rinne in der Mitte herunter ihm eine Leichtigkeit und Zierlichkeit giebt, welche vielleicht nie wieder erreicht worden ist. Mehre andere Obelisken, ein sehr großer namentlich, liegen in der Nähe am Boden. Salt meint, sie alle wären das Werk von Künstlern, die zur Zeit der Ptolemäer aus Aegypten gekommen.

Das Aeußere der Kirche von Axum gleicht dem der Herrenhäuser in England im Mittelalter. Die Höhe beträgt 40 Fuß und man gelangt auf einer Treppe dahin, die durch eine Platform in zwei Theile geschieden ist. (Taf. 5. Abbild.) Am Eingange befindet sich ein Perystil, getragen von vier vierseitigen Pfeilern.

Salt schenkte der Kirche ein Stück rothen Atlas. Man zeigte ihm alle reichen Verzierungen und die Bücher, welche dieser Tempel besitzt; man beräucherte ihn und führte ihn auf das platte Dach hinauf. Der Oberpriester, der von der Kenntniß der heiligen Schrift bei dem Reisenden entzückt war, küßte ihm die Hand.

Die Tracht der Geistlichen unterscheidet sich ein wenig von jener der Laien. Außer dem sehr weiten Mantel und den engen kurzen Hosen, welche die gewöhnliche Kleidung ausmachen, tragen sie auf der Haut eine Art Tunica von weißem Zeuge, die bis auf die Knie reicht. Ihre Kopfbedeckung besteht in einem dünnen Baumwollenshawl, welcher den Wirbel frei läßt. Sie haben wirklich ein ehrwürdiges Aussehen, und Salt setzt hinzu, ihre Sitten wären nach dem, was er habe erfahren können, sehr rein. Er gab das Portrait von Dofter Esther, eines sehr unterrichteten und allgemein geachteten Mannes, der einen lebhaften Wunsch äußerte, Nachrichten über England zu erhalten und dafür mit großem Vergnügen auf alle Fragen zu antworten schien. (Taf. 4. Abbild.)

Nach der Rückkehr nach Adueh erhielt Salt eine Botschaft von einer Ozoro oder Prinzessin, die ihn ersuchte, zu ihr zu kommen. „Ich wurde in ihr Gemach geführt,“ sagt er, „mit zwei andern Engländern und einem Dolmetscher; sie saß am obern Ende des Zimmers auf einem schönen Lager in einem Alcoven, vor welchem der Vorhang zum Theil zurückgezogen war. Der Untertheil ihres Gesichts war bedeckt und ihre Gesichtsfarbe sehr dunkel; mehre sehr geputzte Frauenzimmer befanden sich in ihrer Nähe; Wohlgerüche brannten auf einem hohen Dreifuß. Die Unterhaltung war sehr lebhaft; die Ozoro richtete mehre Fragen mit ungemeiner Artigkeit an mich; sie zeichnete sich durch ihr Benehmen vor den andern Abyssiniern aus, die ich gesehen hatte. Man schenkte uns maize ein, inländisches Bier, und der Abend endigte mit einem Souper. Als ich Abschied von der Ozoro nahm, schenkte sie mir ein Stück von dem schönsten Zeuge, das im Lande verfertigt wird.“ (Taf. 6. Abbild.)

Salt war in Antalu, wo sich der Raz befand, Zeuge einer Musterung. „Die Cavalerie passirte zuerst, ritt im Galopp um den Circus herum und jeder Mann schwang seine Lanze mit vieler Gewandtheit. Fast alle trugen schärpenartig auf der Achsel, und mit einer goldenen Agrafe auf der Brust festgehalten, einen Mantel von Atlas, oder von mit goldenen Blumen gestickten Damast oder von schwarzem Sammet mit Silberverzierungen, und am Kopfe einen Streifen von gelbem, grünem oder rothem Atlas, der hinten zusammengebunden war und dessen sehr lange Enden frei im Winde flatterten. Einige hatten diesen Schmuck durch einen Fellstreifen ersetzt, dessen starre Haare ihnen ein seltsam wildes Aussehen gaben. Einige wenige trugen ein goldenes Horn, das sich perpendiculair über der Stirn erhob oder nach vorn vorstand; mehre hatten eine silberne Scheibe an dem obern Theile des linken Armes, andere am rechten Arme silberne Armbänder und zwar so viele, als sie Feinde erlegt hatten. Die Pferde waren reich gezäumt. Die Soldaten von niederm Range waren mit Fellen, besonders mit Schaffellen bekleidet, und einige derselben blau und roth besetzt. Es fanden Scheingefechte zwischen den Reitern und Infanteristen statt und unter diesen zwischen den Lanzenreitern und den Schützen. (Taf. 6. Abbild.) Die Abyssinier schienen so gute Reiter zu seyn als es ohne Disciplin möglich ist, von der sie nicht die geringste Idee hatten.

„Nach diesem Schauspiele trat man in einen großen Saal, wo alles zu einer prachtvollen Mahlzeit vorbereitet war. Die Tafel war sehr lang. Der Raz nahm Platz auf einer Erhöhung an einem Ende und wieß uns unsere Plätze auf einer andern etwas niedrigern neben ihm an. Es gab keine Bänke da und die Häuptlinge kauerten sich auf dem Fußboden nieder. Kuchen von Teff, die dritthalb Fuß im Durchmesser hatten, lagen in Schichten von einem Fuß Höhe an den beiden Rändern der Tafel, auf welcher sich eine Reihe Schüsseln mit carris von warmem Geflügel, von Schaf, von ghi (zerlassener Butter) und geronnener Milch befanden. Mehre schöne runde Weizenbrode waren für den Raz bereit. Er zerbrach sie, gab uns die ersten Stücke davon und vertheilte die übrigen unter die Häuptlinge um ihn her. Auf dieses Zeichen wuschen sich an verschiedenen Theilen der Tafel aufgestellte Sclavinnen vor den Augen des Raz die Hände, tauchten sodann die Teffbrode in die Carris und andern Schüssel und boten sie den Gästen.

„Während dieser Zeit schlachtete man vor der Thüre des Speisesaales die für das Festmahl bestimmten Ochsen; zuerst wirft man das Thier über den Haufen, dann trennt man ihm mit einem dschambi (Messer) den Kopf fast ganz vom Rumpfe, während man die Worte spricht: Bis m'illah guebra menfos kedos, einen Anruf, der den Muselmännern entlehnt zu seyn scheint; darauf zieht man mit aller möglichen Sorgfalt die Haut von einer Seite des Thieres ab. Man nimmt die Lungen, die Leber und die Eingeweide heraus, welche von der Dienerschaft verzehrt werden, bisweilen ohne daß man sich erst die Mühe nimmt, sie zu reinigen. Das Fleisch des Thieres, dessen Herz und Kreuz für die wohlschmeckendsten Theile gelten, wird in große Stücke zerschnitten, an denen die Fasern noch zucken, wenn man sie den Gästen zu Ende der Mahlzeit bringt. Das brinde, wie man dieses rohe Fleisch nennt, war in ungleichen Stücken, hing aber meist an einem Knochen, an welchem die Diener es darreichten. Die Häuptlinge schnitten sich nach der Reihe mit ihren gebogenen Messern ein großes Stück ab und dieses dann in Streifen von etwa einem Zolle Stärke, die sie darauf in den Mund führten. Gefiel ein Stück dem nicht, der es abgeschnitten hatte, so übergab er es einem seiner Untergebenen, nnd es wanderte bisweilen bis zur siebenten Hand, ehe einer es mochte.

„Während man das rohe Fleisch verzehrte, von dem eine unglaubliche Menge verbraucht wurde, füllte man Becher mit Malze, da die Hörner nur zu dem buza, einer Art Bier, gebraucht werden. Nachdem die ersten Gäste gesättigt waren, rückten andere von niederm Range an ihre Stelle ein und verzehrten die Ueberreste des rohen Fleisches; ein dritter, ein vierter und endlich ein fünfter Rang folgten; die letzten mußten sich mit einem groben Teff-Brode und einem Horne Buza begnügen; sie wurden selbst von dem Ceremonienmeister entlassen, ehe sie sich hatten satt essen können.“

Die Etikette verlangt, daß man sich am Hofe und überall vor dem Könige oder Raz nur mit bis an den Gürtel entblößtem Körper zeige (Taf. 6. Abbild.); doch begnügen sich einige Abyssinier damit, nur ihre Brust zu entblößen, worauf sie ihre Kleidung wieder anlegen.

Auf dem Rückwege nach der Küste wohnte Salt unter einem Schoppen, in dem sich auch Hazortas befanden, die hierher gekommen waren, um bei der Ernte behilflich zu seyn. Ihr Abendessen bestand in grobem Kuchen aus dem Getreide, das an demselben Tage geerntet worden war. „Eine alte Frau begann damit, daß sie einen Theil der Hülsen abmachte und dann mit Hilfe eines jungen Mädchens zerquetschte; aus dem so

erhaltenen Mehle machte sie sodann einen dicken Teich, den sie mit der Hand auf einen halb zerbrochenen Teller über rasches Feuer brachte. Die beiden Frauen verwendeten kein Auge davon. Ein alter Mann, welcher das Haupt der Familie zu seyn schien, saß sehr ruhig da und rauchte seine Huka; ein junger Mensch von etwa 16 Jahren lehnte in einem Winkel auf einer Art Erhöhung; zwei Kinder, eine Kuh und einige Ziegen bildeten den Rest des Gemäldes; es kam mir so charakteristisch vor, daß ich es abzeichnete. Die Familie hatte kaum Geduld genug, um zu warten, bis der erste Kuchen gebacken war; kaum war er von dem Feuer weggenommen, so wurde er gierig verzehrt, und damit ja nichts davon verloren gehe, suchte die alte Frau in der Asche noch Brokken, die vielleicht hineingefallen seyn könnten. Alle schienen mit ihrem frugalen Mahle sehr zufrieden zu seyn, das sie mit starken Zügen frischen Wassers beschlossen. (Taf. 6. Abbild.)

Salt kam auf seinen zwei Reisen über Massauah zurück. Im Jahre 1805 war der Naib ein muselmännischer Abyssinier, den er sehr rühmt. (Taf. 5. Abbild.)

Nathaniel Pearce, ein englischer Matrose, der Salt in Abyssinien begleitet hatte, bat ihn um die Erlaubniß, in diesem Lande bleiben zu dürfen. Sie wurde ihm gewährt. Er zeichnete recht hübsch, besaß einige Kenntnisse in der Medizin und zeichnete sich besonders durch eine große Leichtigkeit in der Erlernung der Sprachen aus. Der Raz versprach, für ihn zu sorgen. Als Salt seine zweite Reise machte, kam ihm Pearce bis Massauah entgegen. Er erzählte ihm, daß er sich zweimal mit dem Raz veruneinigt, ob er demselben gleich in dem Kriege ausgezeichnete Dienste geleistet; endlich söhnten sie sich jedoch wieder aus. Er hatte einen großen Theil des Landes durchwandert, dessen Sprache er geläufig redete, und gab Salt viele wichtige Nachweisungen. Er blieb in Abyssinien, als Salt dasselbe zum zweitenmale verließ, und 1814 schickte er ihm ein Tagebuch über das, was seit der Abreise Salts geschehen war.

Coffin, ein anderer Engländer, Supercargo eines Handelsschiffes, war von Salt nach Abyssinien gesandt worden, als dieser die Küste untersuchte, ehe er in das Land selbst zurückkehrte. Er landete am 10. April 1810 in dem Hafen von Amphilah und reiste in Begleitung eines jungen abyssinischen Häuptlings nach W. Diesen Tag machten sie fast 12 Stunden über rauhe und unfruchtbare Berge, zwischen welchen man bisweilen ein Dorf oder kleines Lager traf. Am 13. gelangten die Reisenden, 150 Meilen von der Küste, in eine weite Ebene, wo der Boden beginnt, welcher das Salz liefert. Den nächsten Tag zogen sie über Berge, die von den Hartus bewohnt wurden, einem Stamme der Danakil, die von den Abyssiniern unterworfen worden sind, und kamen später in die Ebenen hinab, um dann den Sanafe zu ersteigen, der für höher gilt als der Taranta. Das Land jenseits ist fruchtbar; am 18. gelangten sie nach Tschelicot. Coffin blieb wie Pearce in Abyssinien. Sein Gefährte sah später das Vaterland wieder, wo er seine Beobachtungen herausgegeben hat.

Der Ausflug Coffins von Amphilah in das Innere Abyssiniens ist um so merkwürdiger, als seit den Portugiesen kein Europäer dahin gekommen war. Der erste dieser Nation, der dahin gelangte, war Pedro von Covilham, im Jahre 1490, der da sehr gut aufgenommen wurde; nach einem damals geltenden Gesetze aber konnte er die Erlaubniß zur Rückkehr nicht erlangen; indeß wußte er über Aegypten Nachricht von sich nach seinem Vaterlande zu bringen. Auf der andern Seite hörte er nicht auf, die Macht seines Souverains gegen den König von Abyssinien zu rühmen. Dieser schickte, beunruhigt von den Fortschritten der Türken an den Küsten des arabischen Meerbusens, einen Gesandten an den König von Portugal, um denselben um Hülfe zu bitten, und es erschien am 6. April 1520 eine portugiesische Flotte vor Massauah. Die Portugiesen wurden von dem Volke sehr übel empfangen, das einen tiefen Haß gegen die römischen Katholiken hegte. Dieser erste Versuch scheiterte, doch bestimmten die Fortschritte der Muselmänner den abyssinischen Monarchen, die Unterstützung des Königs von Portugal neuerdings zu erbitten. Eine Schaar Soldaten desselben besiegte 1541 die Muselmänner und rettete das Land.

Die Intriguen der Missionaire hatten schon große Verlegenheiten veranlaßt; sie steigerten sich mit ihren Prätentionen, und es gelang den Jesuiten 1620 den König zu vermögen, die Gewalt des Pabstes öffentlich anzuerkennen. Daraus folgten indeß nun sehr blutige Bürgerkriege, die erst 1632 endigten, als ein Edict alle Römisch-Katholischen aus dem Lande verwieß und die geistliche Oberherrschaft dem abuna zurückgab, einem Abgeordneten des coptischen Patriarchen in Alexandrien.

Die Portugiesen besuchten während ihres langen Aufenthaltes in Abyssinien alle Provinzen dieses Landes, und die Werke, welche sie herausgeben, enthalten Beschreibungen davon, die man noch jetzt mit Nutzen zu Rathe zieht.

Im Jahre 1613 durchreiste der Pater Antonio Fernandez die südlichen Provinzen, dann die Königreiche Narea, Zendero oder Gingiro, Cambate und Alaba, um an das Indische Meer zu gelangen, sah sich aber nach einer Reise von 18 Monaten genöthigt umzukehren. Sein Bericht ist wegen der Details über das Land interessant, wohin seit Fernandez kein Europäer gekommen ist.

Der Pater Paez entdeckte 1618 die Quellen des Bahr el Azrek und beschrieb den Bezirk, in dem sie sich befinden. Der Pater Lobo besuchte ihn 1625; da aber um diese Zeit der König gestorben war, welcher den Katholicismus begünstigte, so konnte Lobo Abyssinien nur auf Umwegen verlassen.

Seit der Vertreibung der Portugiesen war Abyssinien Europa wieder fremd geworden, als 1698 der König, den eine allen Heilmitteln widerstehende Hautkrankheit überfallen hatte, nach Cairo schickte, um dort einen Arzt holen zu lassen. Maillet, der französische Consul, bezeichnete ihm Poncet, der seit mehren Jahren in dieser Stadt lebte. Dieser brach am 10. Juni mit dem Pater Brevedent auf, der für seinen Diener galt, und mit dem Boten des Königs. In Manfalut wendeten sich die Reisenden mit einer Caravane nach der großen Oase, kamen bei Moschot wieder an das Ufer des Nils und folgten dem linken bis zur Vorstadt von Dongolah. Poncet wurde in dieser Hauptstadt wegen seiner glücklichen Curen sehr fetirt. Ueberall, wohin er sich begab, empfing er unzweideutige Beweise der Achtung und des Wohlwollens, weil man wußte, daß er sich zu dem Könige von Abyssinien begebe. Am 12. Mai 1699 reiste er von Sennaar ab nach O. und betrat bei Serk Abyssinien. Der Pater Brevedent starb zu Barko und Poncet wurde 12 Tage von einer Krankheit in einer kleinen Stadt zurückgehalten, die nur eine halbe Tagereise von Gondar entfernt ist, das er am 21. Juli erreichte. Es gelang ihm, den König und dessen Sohn in sehr kurzer Zeit herzustellen. „So," sagt Bruce, „erfüllte er diesen Theil seiner Sendung so vollkommen als es der geschickteste Arzt nur immer thun konnte. Was den zweiten Gegenstand betraf, mit dem er beauftragt war, den Monarchen nämlich zu vermögen, eine Gesandtschaft nach Frankreich zu senden, so würde ein anderer sich desselben schwerlich anders haben erledigen können als er es that. Der Plan einer abyssinischen Gesandtschaft, welche die Jesuiten verlangten und für die Maillet sich so dringend verwendete, war eine unausführbare Chimäre, die natürlich keine Folgen hatte." Poncet nahm wenigstens einen Armenier mit sich, Names Murat, den Neffen eines gleichnamigen Christen, der seit langer Zeit das Vertrauen des Königs von Abyssinien besaß. Dieser Fürst erkannte öffentlich Murat für seinen Abgeordneten bei dem Könige von Frankreich an und ließ ihm Geschenke für Ludwig XIV. übergeben. Poncet verließ Gondar am 2. Mai 1700, ging über Adueh, besuchte die Ruinen von Axum, reiste über die Berge des Taranta und kam nach Massauah herunter, wo er sich einschiffte.

Als er in Cairo mit Murat ankam, entzweite sich Maillet mit diesem, und seine übele Laune erstreckte sich bis auf den Arzt, den er entließ und schmähte. Poncet wurde zwar in Paris dem Könige vorgestellt, aber weiter nicht beachtet, und verließ aus Verdruß Frankreich, um sich von neuem in die Levante zu begeben. Er starb 1706 in Persien.

Die Sammlung der Lettres édifiantes enthält den Bericht über seine Reise und die Uebersetzung der „Schilderung Abyssiniens“ von Lobo bietet einen Brief an Maillet, in welchem er ihn von feindseligen Absichten der Abyssinier gegen die Fremden unterrichtete. Diese Meldung, welche den Planen des letztern so entgegen war, reizte ohne Zweifel seinen Zorn gegen Poncet; der Unwille wurde von mehren Gelehrten in Frankreich getheilt und der arme Arzt sah sich als Betrüger behandelt. Bruce, der gewiß nicht nachsichtig gegen die Fehler seines Nächsten ist, vertheidigt Poncet; er bezeugt, daß alles wahr ist, was er von Abyssinien gesagt; er erkennt zwar an, daß ihm Ungenauigkeiten entschlüpft sind und daß man in seiner Erzählung Unwahrscheinlichkeiten findet, aber er schreibt sie den Schriftstellern zu, welche den Bericht herausgaben und ihn ausschmücken wollten. „Man hat ihn so hart und ungerecht beurtheilt,“ setzt er hinzu, „daß man ihn wirklich in Vergessenheit gebracht hat. Ich werde versuchen, ihn aus derselben wieder hervorzuziehen. Ich will die Thatsachen, die Oertlichkeiten, die Entfernungen untersuchen, von denen er spricht, die Irrthümer berichtigen, wenn ich dergleichen bemerke, und ihm den Platz wieder anweisen, den er in der Geschichte der Entdeckungen und der Geographie verdient. Man findet in diesem Berichte die erste Wanderung durch diese Wüsten, und gewiß vergeht eine lange Zeit, ehe wir eine andere erhalten.“ Auch Salt läßt Poncet Gerechtigkeit widerfahren.

Der Plan, katholische Missionaire nach Abyssinien zu schicken, war in Frankreich noch nicht aufgegeben; man hoffte es durch eine Gesandtschaft zu erlangen. Sie wurde Maillet angetragen, der sich aber als kluger Mann entschuldigte und dazu Lenoir du Roule empfahl, den Viceconsul Frankreichs in Damiette, der sich durch seinen Eifer für die Interessen seiner Nation und durch die glänzenden Eigenschaften seines Geistes auszeichnete. Er brach 1704 von Cairo auf. Es waren die bestimmtesten Befehle zur Sicherung seiner Reise gegeben, und der König von Abyssinien, der von seiner Ankunft unterrichtet worden, hatte ihn den Fürsten von Nubien, seinen Verbündeten, empfohlen. Dennoch wurde Du Roule in Sennaar mit seinem ganzen Gefolge vor dem Hause des Melek ermordet. Das Verbrechen, welches durch Mönche angestiftet worden seyn soll, die in Eifersucht fürchteten, es könne den Jesuiten gelingen, die Abyssinier in den Schooß der christlichen Kirche zurückzuführen, — blieb ungestraft. Die Denkwürdigkeiten Du Roule's sind verloren gegangen; die, welche d'Anville erwähnt, sind in Cairo vor der Reise nach Nubien geschrieben.

Bei der Abreise Poncets war Abyssinien ruhig, bald aber brachen Unruhen daselbst aus und der Bürgerkrieg verwüstete das Land, als Bruce 1769 bei Massauah landete. Er sah dieselben Orte, die Salt seitdem beschrieben hat, und am 10. Januar 1770 machte er von Adueh aus einen Ausflug nach dem Kloster Fremona, der Hauptniederlassung der Jesuiten. Dieses verfallene Gebäude nahm einen Platz von einer (engl.) Meile im Umfange auf einem Berge ein, der in O. und N. schreckliche Abgründe zeigt, nach S. zu aber sich sanft neigt. Es ist von gezackten und mit Thürmen versehenen Mauern umgeben und gleicht mehr einer Citadelle als einem Kloster. Bis dahin hatte Bruce in dem Lande keinen Ort gesehen, der leichter zu vertheidigen gewesen wäre.

Am 22. war er in Sireh, einer Stadt bei einem engen und tiefen Thale, in welchem ein Bach fließt, an dessen Ufern Dattelpalmen stehen, die aber keine Früchte geben. Nachdem er über große Ebenen gegangen war, die durch Hügel getrennt sind, gelangte er an das Ufer des Tacazze, der Tigreh in O. von Amhara in W. trennt. Wie alle Flüsse des Landes überschwemmt er in der Regenzeit seine Ufer und richtet dann große Verwüstungen an. Bruce entwirft eine reizende Schilderung von den Ufern des Tacazze; sie sind von majestätischen Bäumen beschattet und mit Gebüschen und Gewächsen bedeckt, deren duftige Blüten mit jenen der schönsten Gärten wetteifern können; sein Wasser ist klar und von trefflichem Geschmacke, und endlich fängt man verschiedene Arten Fische darin, wie es an seinen Ufern von Wild wimmelt.

Bruce konnte ihn an einer Stelle durchwaten, wo die Breite wenigstens 200 Schritte betrug; er strömte sehr schnell; es war die trockenste Zeit im Jahre. Dann gelangte der Reisende in die Gebirge von Lamalmon, die in NW. einer der höchsten Zweige jener von Samen sind; die Wälder wurden von Hyänen durchstreift. Er folgte dem Wege, den alle Caravanen nehmen müssen, die nach Gondar gehen. „Die Falaschas,“ sagt er, „sind die Ureinwohner dieser Gebirge; sie haben die Religion, die Sprache und die Sitten ihrer Vorfahren beibehalten und vermischen sich nicht mit andern Völkern. Ihre Zahl hat sich bedeutend verringert; ihr Muth und ihre Macht haben in gleichem Verhältnisse abgenommen. Sie sind Landbauer, Holzfäller, Wasserträger, Töpfer und Maurer. Da sie sich im Ackerbau auszeichnen und älter werden als die übrigen Abyssinier, so schreiben diese ihre Ueberlegenheit der Zauberei zu. Die Dörfer der Falaschas liegen fast alle fern von den Wegen, die von Armeen auf dem Marsche eingeschlagen werden, sonst würden sie fortwährend Verwüstungen ausgesetzt seyn, theils in Folge der Abneigung, die man allgemein gegen dieses Volk hegt, theils in der Hoffnung, ihm Geld abzupressen.“

Woggora ist ein Land von hohen Ebenen; im Februar waren die Nächte daselbst sehr kalt, obgleich kein Thau fiel und die Erde von der Sonnenglut am Tage verbrannt wurde. Am 14. Febr. bemerkte Bruce Gondar, dessen Häuser durch die Menge der dichten Bäume versteckt waren, welche in dieser Stadt wachsen. Am 14. März wurde er von Tecla Mariam, dem Secretair des Monarchen, diesem vorgestellt. „Ich bringe Euch,“ sagte Tecla Mariam zu dem Könige, „einen Euerer Diener, der aus einem so fernen Lande kommt, daß, wenn Ihr ihn jemals wieder dahin zurückkehren laßt, wir ihm weder folgen können, noch wissen werden, wo wir ihn suchen sollen.“ — „Der König antwortete nichts darauf, soviel ich wenigstens beurtheilen kann, denn sein Mund war bedeckt; er veränderte sein Gesicht nicht. Fünf junge Männer standen neben dem Throne, zwei rechts und drei links. Einer dieser jungen Männer, welcher der Sohn Tecla Mariams war, trat von der linken Seite vor, wo er stand, nahm mich bei der Hand und stellte mich über sich. Als er dann bemerkte, daß ich keinen Dolch im Gürtel hatte, zog er den seinigen hervor und gab ihn mir. Darauf küßte ich die Erde von neuem.“

Es wurden Bruce Fragen vorgelegt, und als weniger Leute in dem Audienzsaale waren, nahm der König die Hülle von seinem Gesichte und sprach mit ihm über seine Reise nach Jerusalem, über Feuergewehre, über Pferde, über Indien und die Art, wie man sich des Fernrohres bediene.

„Gondar ist auf einem sehr hohen Berge erbaut, dessen Gipfel ziemlich eben ist; der in W. von der Stadt gelegene Palast des Königs ist ein großes vierseitiges vierstöckiges Gebäude mit vier vierseitigen Thürmen. Da er mehrmals in den Bürgerkriegen abbrannte, so zeigt er fast nichts mehr als einen Trümmerhaufen, und man bewohnt nur noch das Erdgeschoß und das erste Stockwerk. Das Gebäude wurde zur Zeit der Portugiesen von Arbeitern aufgeführt, die man aus Indien kommen ließ, und von Abyssiniern, welche von den Jesuiten Anweisung erhalten hatten.

„Der Berg, auf welchem Gondar steht, ist von einem tiefen Thale umgeben, in welchem der Kahha fließt, welcher in S. der Stadt vorübergeht, und der Angrab, der aus Woggora kommt und sie in NW. berührt. Beide vereinigen sich sodann eine Viertelmeile weiter in S.

„Auf der andern Seite des Kahha steht eine Stadt, die von thätigen und arbeitsamen Muselmännern bewohnt ist, welche meist die Equipagen des Königs und der Großen besorgen. Sie bilden in dem Heere ein von Officieren befehligtes Corps; aber nie kämpfen sie für irgend eine Partei.“

Der Hauptgegenstand der Reise Bruce's in Abyssinien war der gewesen, die Quellen des Nils zu entdecken, mit welchem Namen er den Bahr el Azrek bezeichnet und den wir anwenden werden. Am 4. April

1770 reiste Bruce deshalb nach S. Nach drei Stunden ging er über den Mogetsch auf einer sehr festen steinernen Brücke, was in Abyssinien etwas sehr seltenes, hier aber auch sehr nothwendiges ist, denn der Mogetsch, der von den Bergen Woggoras herunterkommt, trocknet nie aus und schwillt bisweilen so sehr an, daß es den Leuten unmöglich seyn würde, Lebensmittel nach Gondar hinüber zu bringen. Der Mogetsch fließt nach dem See Tzana oder Dembea zu; sein Wasser ist nicht gut, ohne Zweifel wegen der Mineraltheilchen, die es mit sich führt. Bruce sah bald den See zur Rechten; er reiste in einer von Bergen und Flüssen coupirten Gegend. Das große Dorf Tanguri ist von muselmännischen Handelsleuten bevölkert, die in Caravanen nach W. über den Nil und sehr weit nach S. ziehen, um mit den Gallas zu handeln. Emfras, eine Stadt auf einem hohen Berge, ist von Gärten umgeben; von da aus überblickt man den See und selbst das Land, das darüber hinaus liegt. Er ist die größte Wassermasse im Lande. Seine größte Breite von O. nach W. beträgt 35 Meilen, an den beiden Enden aber verengert er sich sehr. Seine größte Länge ist 49 Meilen von N. nach S. In seinem südlichen Theile wird er von dem Nil durchströmt, der von W. nach O. fließt. In der trockenen Jahreszeit, d. h. vom October bis März, fällt er bedeutend; in der Regenzeit aber tritt er über und überschwemmt einen Theil der Ebene.

Wenn man den Abyssiniern glaubt, die große Lügner sind, enthält der See 45 bewohnte Inseln; ich glaube, diese Zahl kann auf 11 herabgesetzt werden. Die vorzüglichste ist Dek, die im mittlern Theile nach dem westlichen Ufer zu liegt. Sonst wurden die Großen, welche in Ungnade fielen, auf diese Inseln verwiesen oder sie wählten dieselben als Zufluchtsort, wenn sie mit dem Hofe unzufrieden waren oder wenn sie bei Unruhen ihre Kostbarkeiten in Sicherheit bringen wollten. Man sieht viele Flußpferde, Crocodile aber giebt es in dem See Tzana nicht.

Dara, ein von Muselmännern bewohntes Dorf, grenzt an eine gebirgige Gegend, welche der Nil nach seinem Austritte aus dem See bespült und wo er sich zu Alata von einer Höhe von 40 Fuß in einer eine halbe Meile breiten Cascade herabstürzt; sie ist genau von Lobo beschrieben worden. In geringer Entfernung von NO. von Alata springen in Lebec warme Quellen hervor.

Bruce kam nach Dara zurück und reiste am 22. Mai wieder ab nach dem Nile zu, der sehr hoch war; er schwamm hindurch; Mittags war er, seine Leute und sein Gepäck an dem entgegengesetzten Ufer; drei Stunden darauf erreichte er Tsumua, ein 12 Meil. entferntes Dorf in S. von dem See. Die weite und fruchtbare Ebene von Maitscha verlängert sich nach SW., rechts und links von dem Carcagna. Verschiedene Umstände nöthigten Bruce, nach Gondar zurückzukehren.

Am 18. Octbr. reiste er von neuem ab und zwar nach WSW. und mußte fortwährend über Flüsse setzen, die nach dem See zu flossen; am 30. kam er an dessen Ufern an und folgte ihm bis Bamba, einem Dorfe in einem Thale, das zum Theil mit Gebüsch bewachsen und zum Theil bebaut war. Dingleber, ein anderes weiter nach S. gelegenes Dorf, befindet sich am Eingange des Gebirgslandes, das nach Sakala führt, wo die Gallas wohnen. Man kam über mehre Beiflüsse des Nils und am 2. Novbr. war Bruce an dem Ufer desselben. Der Uebergang war schwierig wegen der Ungleichheit des Grundes. Die Tiefe dieses Flusses betrug in der Mitte des Bettes 4 Fuß und an den Ufern blos 2. Das linke Ufer war von großen weidenartigen Bäumen beschattet, welche von den Abyssiniern Ha genannt werden und als Kohlen dienen bei der Bereitung des Schießpulvers. Das rechte Ufer starrt von spitzen Felsen, zwischen welchen Bäume mit dunkeln Blättern wachsen, die endlich einen Wald bilden.

Die Bewohner dieses Hochlandes sind Agos. „Sie kamen in Menge zu uns," sagt Bruce, „sobald wir über den Fluß gehen wollten, und waren uns behilflich, widersetzten sich aber, als ein Mann aus meiner Schaar auf einem Pferde in das Wasser hineinreiten wollte; sie bestanden darauf, daß Jeder seine Schuhe ausziehe, und drohten Jeden zu steinigen, der Miene mache, seine Kleidungsstücke in dem Nile zu waschen; es folgte ein lebhafter Wortwechsel, der mir außerordentliches Vergnügen machte, weil ich da die Spuren des Cultus wiederfand, den man im höchsten Alterthume diesem berühmten Flusse geweiht hatte; endlich erlaubte man uns, sowie unsern Thieren, von dem Wasser zu trinken."

Das Dorf Gutto ist ein wenig von einer Katarakte entfernt, welche die erste heißt; die Ufer sind hier weder so gut bewaldet, noch so grün wie die der zweiten, die sich weiter in N. befindet. Die Höhe beträgt nur 16 Fuß und die Breite, da sie an mehren Stellen von Felsen unterbrochen wird, nur 180 Fuß. Der Nil bildet noch andere Fälle in dieser Gegend; einige sind sehr bedeutend.

Bruce, der in einem sehr gebirgigen Lande weiter reiste, das von zahlreichen Schluchten und Flüssen coupirt und mit fetten Weiden bedeckt war, hatte am 5. Novbr. die Freude, die Quelle des Nils in der Nähe des Dorfes Gisch zu sehen; sie besteht in zwei kleinen Wasserquellen, die aus einem Grashügel mitten in einem feuchten Boden hervorkommen. Bruce drückt in emphatischer Sprache die Gefühle aus, die er empfand, beginnt dann eine lange Discussion, um zu beweisen, daß er der erste Europäer sey, der diese heiligen Quellen gesehen, theilt eine Abschrift der Beschreibung mit, die Paez davon gegeben hat, und bemüht sich die Irthümlichkeit derselben nachzuweisen. Es ist wegen seines Namens Schade, daß die ganze Mühe, die er sich giebt, eine ganz andere Wirkung hat als die, welche er eigentlich hervorbringen wollte; denn die Beschreibung des Jesuiten und die seinige unterscheiden sich nur durch Kleinigkeiten; seine Landsleute selbst haben ihn deshalb streng getadelt. Er glaubte in den Mondgebirgen zu seyn, wohin man seit langer Zeit die Quellen des Nils verlegt. Er war aber weit davon entfernt, und diese Bergkette, deren Lage man nur zufällig angiebt, erwartet noch den Besuch irgend eines unerschrockenen glücklichen Reisenden.

Trunken vor Freude, die Wiege des Nils gesehen zu haben und an einer Stelle, wo dieser Fluß so schmal ist, daß man von einem Ufer zum andern springen kann, machte sich Bruce dieses Vergnügen wirklich vielleicht sechszigmal, trank in dem frischen Wasser die Gesundheit des Königs Georgs III. und seiner zahlreichen Nachkommenschaft, die der Kaiserin Katharina II., und endlich auf seine glückliche Rückkehr, und ließ an diesem Gelage einen ihn begleitenden Griechen Theil nehmen.

Am 10. Novbr. verließ er das gebirgige Land, und als er in einer minder unebenen Gegend war, nahm er eine mehr östliche Richtung im Vergleich zu der, welcher er auf dem Herwege gefolgt war. Als er nach Gondar zurückkam, erhielt er von dem Könige die Erlaubniß, Abyssinien verlassen zu dürfen. Doch konnte er dieselbe nicht so schnell benutzen, als er es wohl gewünscht hatte, wegen des Bürgerkrieges; am 21. November 1771 endlich verließ er Gondar und reiste nach N. Am 2. Januar 1772 war er in Tscherkin, wo ein großer Markt gehalten wird. Bald trat er seine Weiterreise durch die Wälder an; die Dörfer in dieser Gegend werden häufig von den Schangallas verwüstet, einem Negervolke, das einen Theil des Raumes zwischen dem rechten Ufer des Tacazze und dem Bahr el Abiad bewohnt. Ihr Land ist meist bergig, gut bewässert und mit Wäldern bedeckt. Sie sind Wilde und immer in Feindseligkeiten mit den Abyssiniern begriffen.

Bruce reiste dann nach W. nach dem Ras el Fil zu, und er hält diese Gegend für eine der heißesten auf der Erde, doch machte die Glut des Climas keinen nachtheiligen Eindruck auf seine Person. Nicht ohne Mühe entging er den Nachstellungen eines Häuptlings von Atbara. Am 23. Mai ging er über den Rahad; am 24. über den Dender. Etwas weiter hin hörten die Wälder auf; er reiste nun in ganz freien und gut bebauten Gegenden. Die Nubas, bei denen er war, haben wolliges Haar, eine eingedrückte Nase und sprechen eine sanfte wohlklingende Sprache, die völlig von denen verschieden ist, welche Bruce bis dahin gehört hatte. Sie sind Heiden. Die unermeßliche Ebene, die sie bewohnen, hat kein anderes Wasser als das der Brunnen; Bruce maß einen derselben und fand, daß er eine Tiefe von 80 Klaftern hatte. Er ging über

den Bahr el Azrek bei Basbok, das am rechten Ufer dieses Flusses liegt. Am 29. Mai gelangte er nach Sennaar, wo er sehr freundschaftlich von dem Könige aufgenommen wurde. Vier Monate nachher war er in dem Dorfe Wed Hodschila, in N. von Scheik Amman. „Hier," sagt er, „vereinigt sich der Abiad, der grösser ist als der Nil, mit diesem Flusse; doch behält der Nil auch nach seiner Vereinigung den Namen Bahr el Azrek.. Der Abiad ist sehr tief; er hat fast gar keinen Fall und fliesst langsam; doch nimmt sein Wasser niemals ab, weil er in einer Gegend entspringt, wo es das ganze Jahr regnet, während der Nil sechs Monate Trockenheit aushalten muss, in denen er abnimmt." Man sieht, dass Bruce in seiner Einbildung, die Quelle des wahren Nils entdeckt zu haben, die Augen vor den Thatsachen schliesst, die ihm zeigen mussten, dass nur der Bahr el Abiad diese Benennung verdiente.

Man hat den Grund gelesen, welcher Bruce nach Abyssinien führte; Salt wurde dahin durch den Wunsch gebracht, Handelsverbindungen zwischen diesem Lande und seinem Vaterlande anzuknüpfen. Im Jahre 1830 gelangten zwei protestantische Missionaire dahin, um das Christenthum seiner Bewohner zu säubern, das mit vielen abergläubischen Ceremonien vermischt ist. Abraham, ein gelehrter Abyssinier, der Bruce begleitet hatte, war 1806 nach Cairo gekommen, und der französische Consul fasste die Idee, von ihm das neue Testament in die amharische Sprache übersetzen zu lassen. Nachdem Abraham diese Aufgabe vollkommen gelöst hatte, machte er eine Reise nach Jerusalem, wo ihn die Pest hinraffte. Sein Manuscript kam in die Hände der Bibelgesellschaft Grossbritaniens, die es drucken liess und die Missionsgesellschaft der anglikanischen Kirche ersuchte, einige Missionaire nach Abyssinien zu schicken; die Wahl fiel auf Samuel Gobat aus Bern und auf Christian Kugler aus Würtemberg. Sie kamen 1826 nach Cairo und konnten in einer Zeit von zehn Monaten kein Mittel finden, in das Land zu gelangen, wohin ihr Eifer sie rief. Sie durchwanderten Syrien und Palästina und setzten das Studium der amharischen und tigreischen Sprache fort. Nachdem sie im August 1827 nach Aegypten zurückgekehrt waren, mussten sie bis zum October 1829 daselbst bleiben, während sie mit Ungeduld darauf warteten, dass der Krieg, der damals Abyssinien verheerte, zu Ende gehe und ihnen die Hoffnung gebe, dahin zu gelangen. Am 12. Octbr. konnten sie endlich Aegypten verlassen, und sie wurden von G. Aichinger, einem Zimmermanne, begleitet, der ihnen behilflich seyn sollte. Am 18. November landeten sie in Massauah; am 15. Januar 1830 verliessen sie die Küste, dann gingen sie über den Taranta und nach einer Reise von vier Wochen gelangten sie nach Adigrat in Tigreh. Sabagadis, der Fürst dieses Theiles des Landes, nahm sie freundschaftlich auf. Bald gedachten die beiden Missionaire sich zu trennen; Kugler und Aichinger blieben in Tigreh, dessen Sprache ihnen ziemlich geläufig war; Gobat, der die amharische besser verstand, reiste am 25. Febr. nach Gondar ab.

Als er in diese alte Hauptstadt des Reiches kam, befand sich das ganze Land umher in Anarchie. Die kleine Caravane, mit welcher der Missionair reiste, hatte sich nur mit grosser Mühe die nöthigen Lebensmittel verschaffen können. Sie durchzog weite Strecken, ohne ein einziges Dorf zu treffen, und doch ist die ganze Gegend von Natur fruchtbar.

Auf einem benachbarten Berge lagerte Ubieh, ein junger Häuptling, der Samen beherrschte. Ob er gleich unter dem Gouverneur von Amhara stand, hatten ihm doch seine militairischen Talente einen Einfluss verschafft, der ihn dem Raz gleichstellte. Gobat, der erfahren hatte, dass er bald mit seinem Heere aufbrechen werde, eilte zu ihm. In demselben Augenblicke zogen Priester in Prozession zu ihm. Gobat blieb ein wenig zurück, um zu warten, bis dieselben empfangen seyn würden, sobald aber Ubieh unsern Missionair bemerkte, stieg er von seinem Maulthiere ab und ging auf ihn zu. Die Priester wünschten ihm Glück, und als er sie etwa drei Minuten angehört hatte, liess er sie warten und Gobat neben ihm Platz nehmen. Der Missionair schenkte ihm ein schönes Pistol, das dem jungen Krieger sehr gefiel. Während er es besichtigte, bot ihm Gobat in Gegenwart aller Officiere ein Exemplar der vier Evangelien an. Kaum hatte Ubieh dieses Buch gesehen, so blätterte er darin und sagte zu Gobat, er nehme es mit dem grössten Vergnügen an. „Aber," setzte er hinzu, „warum bist du in dieses schlechte Land gekommen, in welchem der Krieg mit allen Unruhen wüthet?" — „Ich kannte den jetzigen Zustand von Gondar," antwortete Gobat, „ich fürchte Gott und weiss, dass mitten in der Unordnung und im Kriege der Ewige diejenigen zu schützen weiss, welche ihn anrufen." Darauf wendete sich Ubieh plötzlich an seine Officiere und rief: „das ist ein echter Weisser, ja, die Perle der Weissen; dergleichen haben wir noch nicht gesehen." Er rief sodann die Priester herbei, empfahl ihnen den Fremden und machte sie wegen seiner Sicherheit verantwortlich.

Der Etschegueh (der Vorsteher aller abyssinischen Mönche), zu welchem Gobat geführt wurde, war so ziemlich die einzige Person, dessen Ansehen in Gondar geachtet wurde; der Theil, den er bewohnt, ist immer sicher, selbst bei den heftigsten Unruhen, da kein Krieger mit Gewalt dahin zu dringen wagt.

Der Monarch, der damals regierte, sollte 86 Jahre alt seyn. Dieser Schatten von Fürst wohnte in einem kleinen runden Hause, das auf dem zertrümmerten Palaste erbaut und das beste Gebäude war, das der Missionair bis dahin in Abyssinien gesehen hatte. Drei Säle und einige kleine Zimmer waren noch in gutem Zustande; aber die Unordnung in dem Meublement zeigte an, dass sie seit lange nicht bewohnt wurden. Der König bewohnte nur ein Zimmer, das durch einen weissen Vorhang getheilt war. Trotz dem ärmlichen Aussehen aller Dinge um ihn her fehlte es dem Könige von Gondar doch keineswegs an einer ziemlichen Dosis von Stolz und Prahlerei. „Hast du jemals," fragte er eines Tages Gobat, „einen so prachtvollen Palast gesehen als den meinigen?" Die bejahende Antwort des Missionairs versetzte ihn in ausserordentliches Erstaunen und er fuhr fort: „wie! es giebt noch Menschen, die dergleichen bauen können?"

Ehe Gobat sich einschiffte, um nach Europa zurückzukehren, war der König vom Throne gestossen worden und hatte zwei Nachfolger erhalten. Im Anfange des Jahres 1831 kam der Missionair nach Tigreh zurück, wo er zwei Jahre blieb; er war Zeuge blutiger Kämpfe, welche die verschiedenen Häuptlinge unter einander führten, um die Macht an sich zu reissen. Bei diesen Revolutionen, die ungemein schnell auf einander folgten, war Gobat allerdings keiner grossen persönlichen Gefahr ausgesetzt, aber er musste drei ziemlich unangenehme Monate in einem Dorfe des Landes der Gohas zubringen, die fast wild sind. Sobald sie den Tod des abyssinischen Hauptlings erfahren hatten, der sie unterjocht und dem sie einen Tribut zahlten, weigerten sie sich, denselben weiter zu entrichten. In allen Dörfern brachen Streitigkeiten aus. An den Markttagen kam es stets dazu; Schaaren von drei- bis vierhundert Menschen wurden handgemein; aber so wild auch diese Gohas sind, so gehen sie doch sehr vorsichtig zu Werke, damit in diesen Handgemengen Niemand das Leben einbüsse, weil, wenn ein Mord begangen wird, die Verwandten des Getödteten den Mörder oder einen Verwandten desselben mehre Generationen hindurch verfolgen.

Vor diesem Abenteuer hatte Gobat das Unglück gehabt, Kugler, seinen Gefährten, zu verlieren, mit dem er in der Stadt Adueh wieder zusammengetroffen war. In diesem Augenblicke war der Zimmermann Aichinger krank. Das Geschrei und Geheul, das die Abyssinier, Männer und Frauen, mit denen das Haus angefüllt war, nach ihrer Gewohnheit erhoben, als sie erfuhren, Kugler sey gestorben, peinigte Aichinger; Gobat sprach ihm Geduld zu, damit man ihren Ideen nicht entgegentrete. Nach einer Viertelstunde endlich stellte er ihnen vor, diese lärmenden Wehklagen belästigten den Kranken, ohne dass sie dem Todten etwas nützten, und die, welche den Verstorbenen wirklich liebten, möchten sich in den Willen Gottes ergeben. Die meisten der Anwesenden gestanden, dass er Recht habe, und die Nacht verging in tiefer Stille. Aichinger genas wieder.

Obgleich Gobat jederzeit ernstlich mit den Abyssiniern sprach, wenn

es sich um Religion handelte, was sehr häufig geschah, so blieb er doch fortwährend willkommen, was wohl die Annahme rechtfertigt, er habe sanft und ohne alle Schärfe gesprochen, und auf der andern Seite, die Theologen des Landes seyen sehr tolerant, weil man ihn durchaus zum Abuna ernennen wollte. Als die Zeit seiner Abreise herankam, trennte sich ein eingeborener Doctor, mit dem er oft discutirt hatte, mit Thränen von ihm. So hatte also die Offenheit Gobats nicht mißfallen, ob er gleich die Priester und alle diejenigen hart tadelte, deren irrige Ansichten er bekämpfte.

Die Verdorbenheit der Sitten in Abyssinien schreibt er dem herumstreifenden Leben der Einwohner zu, doch meint er, sie besäßen trotz ihrer Zügellosigkeit vor den Leuten mehr Scham, als er nach den von Bruce gegebenen Details glauben sollte. Er gesteht, viele ärgerliche Reden gehört, aber weniger unzüchtige Handlungen gesehen zu haben in der Hauptstadt Abyssiniens als in jenen von England, Frankreich und Aegypten.

Gobat vertheidigt auch die Abyssinier gegen manche Beschuldigungen, die ihnen von andern europäischen Reisenden gemacht worden sind, und rühmt vorzüglich ihre Gastlichkeit.

Gobat hält das Land der Gallas für ein weites Feld, das den Boten des Evangeliums weniger Schwierigkeiten bieten würde als jenes der Völker, deren Geist durch Aberglauben irre geleitet ist, welcher dem wahren Christenthume gerade entgegensteht. Ein junger Galla, der mehrmals zu dem Missionaire kam, die glücklichsten Anlagen besaß, ohne Hilfe und fast ohne Lehrer die äthiopische Sprache erlernt hatte, die er auch so ziemlich schrieb, erzählte, er sey Christ und habe seine Eltern besucht, um sie aufzufordern, nach Amhara zu kommen, um da die christliche Religion anzunehmen; gegen den letzten Punkt hätten sie nichts eingewendet, wohl aber sich geweigert, ihre Heimath zu verlassen.

Im Jahre 1832 verließ Gobat Abyssinien mit Aichinger, sein Eifer führte ihn aber von neuem in dieses Land zurück; zu Ende 1834 war er mit seinem Begleiter Isenberg in Massauah.

Rüppell war in Abyssinien, als Gobat dasselbe verließ. Beide hatten einander gesehen. Rüppell kam 1835 nach Europa zurück, und der Bericht über seine Reise ist noch nicht erschienen. Zwei junge Franzosen Combes und Tamisier, besuchten neuerdings Abyssinien, nachdem sie vorher Arabien durchwandert hatten und an dem Nile bis Kartum hinaufgegangen waren. Im Januar 1835 vereinigten sie sich in Dschidda wieder und dehnten ihre Wanderungen bis Beit-el-Fakih aus. Dann kehrten sie nach Mokah zurück und schifften sich nach der Insel Dahalak ein, wo sie am 1. April 1835 landeten. Vier Tage nachher waren sie in Massauah und bald darauf betraten sie Abyssinien. Ein Handelsmann verschaffte ihnen als Dolmetscher einen jungen Muselmann mit Namen Beschir, der die Sprache von Amhara und Tigreh, sowie verschiedene Dialecte der Küste sprach. Sie hatten sich mit Waaren versehen, um damit ihre Bedürfnisse zu decken und den Großen Geschenke zu machen. Sie gingen über den Taranta, stiegen nach Tigreh hinab und hatten das Vergnügen, Herrn und Madame Gobat in dem Dorfe Emni Harmas zu treffen. Isenberg war mit seiner Frau in Adueh.

„Obgleich es noch andere Weiße in dem Lande gab, wurden wir doch, sobald wir in Emni Harmas ankamen, der Gegenstand allgemeiner Neugierde; seit einiger Zeit hatten wir bemerkt, daß, sobald wir unsere tarbusch (Mützen) abnahmen, die Abyssinier eine Verwunderung äußerten, deren Ursache wir nicht hatten errathen können. Diese Verwunderung war unter den Neugierigen von Emni Harmas, als wir unsere Köpfe entblößten, so groß, daß wir unsern Dolmetscher nach der Ursache fragten; er sagte uns, unser schwarzes Haar errege die Aufmerksamkeit seiner Landsleute, denn sie hätten sich eingebildet, da sie nur Deutsche und Engländer gesehen, alle Weiße müßten blond seyn, und sie würden nicht müde, unsere Köpfe zu bewundern."

Am 2. Mai gelangten Combes und Tamisier nach Adueh. Es war Markttag. Lange Reihen von Menschen bedeckten die Wege, die nach dieser Stadt führen, wo mehre Weiße aus Armenien, Georgien und Griechenland wohnen. In der Umgegend lagerte ein Heer; die Befehlshaber dieser undisciplinirten Schaar nahmen die beiden Franzosen sehr gut auf, die mit ihr bald aufbrachen. „Die Schüchternheit der Frauen auf dem Lande, die noch nicht gewagt hatten, uns nahe zu kommen, verschwand allmälig, und auf dem Marsche umringten sie uns in großer Anzahl und richteten an unsern Dolmetscher die seltsamsten Fragen. Sie fragten ob wir eben so beschaffen wären als andere Männer. Beschir übersetzte uns sogleich diese Fragen, die unser Lachen erregten, und die Frauen wurden durch unsere Heiterkeit immer freier. Die Sittenlosigkeit, die in den Städten außerordentlich ist, kennt auf dem Lande gar keine Grenzen. Diese Abyssinierinnen zerstreuten uns fortwährend durch ihren so originellen Charakter; ohne Umstände folgten sie den Soldaten singend, und trotz den Strapazen und den harten Arbeiten, die sie verrichten müssen, führten sie ein freudevolles Leben, ohne sich im mindesten um die möglichen Folgen des Krieges zu kümmern."

Nach großen Strapazen lagerte man in N. von dem Devra Damo, einem hohen schon von Salt beschriebenen Gebirge; aber dieser Reisende war nicht gut unterrichtet, denn man muß sich durch ein Seil hinaufziehen lassen, um auf das Plateau hinaufzugelangen. Hier befand sich noch der Engländer Coffin, der sich hierher geflüchtet hatte nach dem Tode des abyssinischen Häuptlings, dem er gedient hatte.

Als sie Ubi, dem Herrn von Tigreh, vorgestellt wurden, theilten sie ihm den Plan mit, in das Königreich Schoa einzudringen; sie befanden sich damals an der Grenze des Landes Lasta. Sie baten Ubi um einen Führer, der Fürst redete ihnen aber ab, indem er sie auf die unvermeidlichen Gefahren aufmerksam machte, denen sie ausgesetzt seyn würden. Die beiden Franzosen gaben demnach ihren Plan auf und folgten der Armee. Nach vielen Zügen gelangten sie nach Arum.

Am 30. Juni verließen sie diese Stadt und wendeten sich nach S. über ein gebirgiges Land. Schon hatte der häufige Regen die Flüsse angeschwellt; das Bett des Tacazze war 90 Fuß breit; er strömte heftig und viele Soldaten begannen den Uebergang zu versuchen. Das Wasser ging ihnen bis an den Hals und sie hielten sich mittelst einer langen Stange oder ihrer Lanze aufrecht; ihre Habseligkeiten trugen sie in der linken Hand. Die Frauen und Kinder gelangten mit vieler Beschwerde auf Maulthieren hinüber, welche die Männer am Zügel hielten. „Wir bemerkten mit Vergnügen," sagen die Reisenden, „die Hilfe, welche die Starken den Schwachen mit jenem Edelmuthe angedeihen ließen, den man besonders auf dem Lande findet; vier Neger von athletischen Formen schienen ganz unermüdlich zu seyn. Wir saßen am Ufer des Flusses, und die Abyssinier, welche glaubten, wir fürchteten uns vor dem Durchgange durch den Fluß, boten uns ihren Beistand an; als sie aber bei uns waren, stürzten wir uns in das Wasser und verschwanden vor ihren Augen. Die ganze Armee war an dem Ufer versammelt; der Schrecken der Frauen und Soldaten hatte den höchsten Grad erreicht, und als wir wieder erschienen, äußerte sich ihr Erstaunen durch allgemeines Freudengeschrei. Man hatte geglaubt, wir wären ertrunken oder von Krokodilen oder bösen Geistern ergriffen worden, die sich ihrer Meinung nach in diesem Flusse aufhalten; dann behaupteten sie, wir wären Teufel und kannten das Wasser. Als wir das andere Ufer erreicht hatten, umringten uns uns alle und wünschten uns Glück. Dieser an sich so einfache Umstand steigerte unser Ansehen in den Augen der Armee, die uns für außerordentliche Wesen hielt, weil wir schwimmen konnten. Die Neger, welche wir erwähnt haben, setzten unsere beiden jungen Diener auf die Maulthiere und brachten sie zu uns."

Bald gelangten Combes und Tamisier nach Samen. Devra Tabor war die Residenz des Ras Ali, der für sie eine lebhafte Freundschaft faßte und sie durchaus bei sich behalten wollte, deshalb ihnen auch die lockendsten Anerbietungen machte. Nur indem sie sich stellten, ihren Plan zur Abreise aufgegeben zu haben, konnten sie ihm entgehen und sie mußten Beschir, ihren treuen Dolmetscher, zurücklassen.

Der Baschilo, über den sie gingen, bildet in N. die Grenze des Gebietes, welches die Gallas inne haben, die man ihnen stets unter so schrecklichen Farben geschildert hatte; so glücklich sie sich also auch priesen, den Nachstellungen Alis entgangen zu seyn, so wurden sie doch aus Besorgniß wegen des Charakters der Völkerschaften nicht recht froh, die sie besuchen wollten. Ihre Besorgniß ging bald in Erfüllung und sie waren den größten Gefahren ausgesetzt bei Hassan Dullo, einem der kleinen Könige der Gallas, unter welche das Land getheilt ist. Da man bei ihnen als Weißen ungeheuere Reichthümer voraussetzte, so nahm man ihnen alles ab, was sie besaßen, selbst ihre Manuscripte, ihren kostbarsten Schatz. Als man sie bei diesen muselmännischen Völkern der Götzendienerei beschuldigte, sagten sie ihr Glaubensbekenntniß her; dann schloß man sie in einer Hütte ein, um sie zu dem Geständnisse zu bringen, wo sie ihre Schätze versteckt hätten; sie wurden selbst zum Tode verurtheilt und die Henker kamen zu ihnen. Aber die Königin nahm Antheil an ihrem Schicksale; sie ließ ihnen durch einen Boten sagen, der ihnen Brod und Pfeffer brachte, Gott sey groß und sie sollten nicht alle Hoffnung aufgeben. Nach einigen Tagen gab man ihnen die Freiheit wieder und die Königin verschaffte ihnen selbst die Manuscripte und andere Gegenstände wieder.

Ueber dem Wahet fanden sie ein von Christen bewohntes Land. Alle Bewohner freuten sich, Männer von Jerusalem zu sehen, denn so nannte man die Fremden. Die edle Gastfreundschaft Sammu Nugus, des Statthalters von Dher, tröstete sie über die erlittenen Verfolgungen. Er erwartete die beiden Reisenden mit Ungeduld und sie wurden gleich nach ihrer Ankunft zu ihm geführt, ob sie gleich nur mit ärmlichen Lumpen bedeckt waren. Sahla Sellassi, der König von Schoa, residirte damals in einem Palaste zu Angolala. Dieser Monarch ist leidenschaftlich für die Industrie eingenommen; alle Handarbeiten müssen unter seinen Augen gemacht werden und sein Palast ist angefüllt von Webern, Tischlern und andern Arbeitern, welche Pulver verfertigen, Gewehre ausbessern, oder das Gold, Silber und Elfenbein bearbeiten. Aus diesen Werkstätten gehen vortreffliche Zeuge, Armbänder, Säbel und Schilde hervor. Die Hauptpersonen seines Gefolges sind Arbeiter.

Da er, wie die meisten Orientalen, den Glauben hegte, die Europäer besäßen allgemeine Kenntnisse, konnte er nicht glauben, daß die beiden Reisenden nicht auch Arbeiter wären. Er hatte Lust, sie bei sich zu behalten, und fragte sie über die Künste und Gewerbe, aber sie hüteten sich wohl, sich der geringsten Kenntniß zu rühmen. Der König führte sie in seine Werkstätten, denn er war so schlau wie Ulysses und meinte, bei dem Anblicke der Werkzeuge würden sie nicht an sich halten können, aber sie waren klüger als Achilles und begnügten sich, die Sachen anzusehen ohne ein Wort zu sagen oder etwas anzurühren. Ein anderes Mal fiel es dem Könige ein, die beiden Fremden könnten wohl Aerzte seyn, und sie wunderten sich nicht wenig, als man ihnen eine Menge europäischer Medicamente vorlegte, die man aus Indien erhalten hatte. Dieser Versuch gelang jedoch nicht besser als der erste; trotzdem zeigte aber Sahle Sellassi fortwährend ein wahrhaft väterliches Wohlwollen gegen sie. Endlich als er alle Mittel der Verführung aufgeboten hatte, ließ er sie, wenn auch mit Widerstreben, weiter ziehen.

Ankober, die Hauptstadt des Landes Sahle Sellassis, liegt am Abhange eines Hügels, den der Palast des Königs beherrscht, welcher sich durch seine Größe auszeichnet; mehre Kirchen in köstlichem Schatten zeigten sich auf den Höhen. Die Quellen des Schaffa und des Denn kommen aus dem Hügel, von dem aus man eine herrliche Aussicht hat.

Als der König erfuhr, daß die beiden Franzosen sich entfernen wollten, ließ er ihnen sein Bedauern darüber ausdrücken. „Sahle Sellassi," sagte sein Intendant, „hat mir aufgetragen, Euch sein Lebewohl zu überbringen; er ist so verdrüßlich über Eure Abreise, daß er Euch nicht noch einmal sehen kann; verlangt alles, was Ihr wollt, zu Eurer Reise und seyd überzeugt, daß es mein Gebieter Euch bewilligen wird." Wir wollten, setzen die Reisenden hinzu, keinen Mißbrauch von seinem Edelmuthe machen und baten blos um 20 talaris und zwei Maulthiere, die man uns auch sofort gab. Unser Diener erhielt den Befehl, uns bis an die Grenze zu begleiten und uns von den Häuptlingen der Dörfer unterwegs bewirthen zu lassen. Wir brachen mit freudigem Herzen auf und ein zahlreiches Gefolge begleitete uns aus der Stadt hinaus."

Die vorzüglichsten Häuptlinge von Schoa sind edelsinnig und freigebig. Wenn die Einwohner des Landes sich gegen die Herren Combes und Tamisier nicht gastlich zeigten, so wurden sie dafür von den Statthaltern mit dem größten Wohlwollen aufgenommen. Die Gewalt Sahle Sellassis erstreckt sich über einen Theil des von den Galla-Borena, die Götzendiener sind, bewohnten Landes. Sie verrathen den lebhaften Wunsch, sich zu belehren; nach ihrem Gespräche mit einem Schum sind die beiden Reisenden überzeugt, geschickte Missionaire, die sich unter diese wilden, aber gastlichen und gutmüthigen Völker wagten, würden sie leicht unter einem Gesetze vereinigen, und alle diese Gallas, welche jetzt ohne Glauben und ohne gemeinschaftliches Band leben, würden dann eine große und interessante Nation bilden.

Die beiden Franzosen reisten nach W. und wendeten sich dann nach N. Am 3. Jan. 1836 kamen sie an dem Ufer des Walaka an, eines in tiefem Bette strömenden Flusses, der sich etwas weiter unten mit dem Nile verbindet. Am andern Tage schwammen sie über den letztern Fluß. Die Männer und die Frauen, welche mit ihnen zogen, legten ihre Kleider ab, steckten sie in Schläuche, die sie sich um den Leib banden, und gelangten so an das entgegengesetzte Ufer mit Hilfe einiger Gallas, die, was außerordentlich war, schwimmen konnten. Ehe man sich in den Nil hineinwagte, pflegte man Steine hineinzuwerfen und laut zu schreien, um die Krokodile und Flußpferde zu erschrecken, die man bisweilen an die Oberfläche kommen sah.

Die Bewohner von Gojam zeigten sich sehr gastfreundlich gegen die beiden Reisenden; in Bischana setzten sich diese, nachdem sie über den Marktplatz gegangen waren, am Ende des Ortes unter einem großen Baume nieder. „Man eilte uns in Schaaren nach; die Handelsleute dachten nicht mehr an ihre Geschäfte; die Geistlichen, die vornehmsten Personen des Ortes, und die Frauen fanden sich ebenfalls ein; der Markt wurde gänzlich verlassen. Man umringte uns so dicht, daß wir hätten ersticken mögen; alle wollten uns zugleich sehen und von allen Seiten rief man: „der König ist gekommen (Negus matta)." Anfangs verstanden wir den eigentlichen Sinn dieser Worte nicht, endlich fiel uns aber eine abyssinische Sage ein, nach welcher einst ein Weißer das Land beherrschen soll. Dieser Glaube ist mehr verbreitet in Gojam als unter den Höflingen Sahle Sellassis; in Schoa dagegen findet diese Sage nur Glauben bei den Großen, die sich darüber ängstigen; jenseits des Nils ist sie mit dem Volke verwachsen ...

„An diesem Tage schienen die hübschesten Frauen von Gojam nach Bischana gekommen zu seyn, denn wir hatten in Abyssinien nie so schöne Frauen gesehen und wir konnten uns so selbst überzeugen, daß Gojam den hohen Ruf verdient, in welchem es von Schoa bis an die äußersten Grenzen von Tigreh steht."

Während des Aufenthalts der beiden Franzosen in Gojam hörte man nicht auf, ihnen die lebhafteste Theilnahme zu schenken; am 16. Jan. erreichten sie das Ende des Plateaus von Gojam und sahen vor sich das tiefe Nilthal. Sie gingen an dem Falle des Alata vorüber, den Bruce besucht und beschrieben hat. Nachdem sie über den Fluß gegangen, befanden sie sich in Begember, wo Raz Ali regierte, den sie nicht rühmen konnten. „Man war bis Gojam von den Auftritten unterrichtet, die in Devra Tabur während unserer Anwesenheit in dieser Hauptstadt stattgefunden hatten; man wußte, daß der Fürst seine Gewalt gemißbraucht und uns gegen unsern Willen hatte zurückhalten wollen, und da das Gerücht alles vergrößert, so erzählten Einige, wir hätten Wunder gethan, um uns seinem tyrannischen Wohlwollen zu entziehen. In Muta besonders erzählten mehre Soldaten, die uns kannten, unsere Heldenthaten; sie sagten, zwei Weiße, die man habe zurückhalten wollen,

hätten Devra Tabur in Aufruhr gebracht, der Macht des Raz und seinen Truppen Trotz geboten und sich im Triumph aus dieser Hauptstadt entfernt. Der Fürst habe sie lange verfolgen lassen, weil er die Absicht gehabt, sie auf einen hohen Felsen zu verweisen, um sie dafür zu strafen, daß sie seinem Willen ungehorsam gewesen, aber er habe seinem ungerechten Plane entsagt, weil man ihm vorhergesagt, „wenn er sich die geringste Gewaltthat gegen die Fremden erlaube, werde er die göttliche Rache über sich und sein Land ziehen." Bei ihrer Ankunft in Madhera Mariam, einer heiligen Stadt Begembers, fragten Combes und Tamisier nach Beschir, ihrem Dolmetscher. Sie erfuhren mit Leidwesen, daß der brave Mann einem abyssinischen Häuptlinge in seine Besitzungen gefolgt sey, weil er geglaubt habe, den beiden Fremden dadurch wieder näher zu kommen. „Wir mußten," setzen sie hinzu, „es aufgeben, ihn jemals wiederzusehen, was uns ernstlich Leid that."

Obgleich Raz Ali von der Ankunft der beiden Franzosen benachrichtigt war, so ignorirte er dieselbe doch. Als er jedoch durch einen seiner Pagen erfuhr, sie hätten das Königreich Schoa besucht, schickte er mehre Boten an sie, um zu erfahren, ob der Ruf Sahle Selassis, dessen Macht man so sehr rühmte, gegründet sey; weit entfernt, die Bedeutung dieses Monarchen herabzusetzen, wie Raz Ali vielleicht erwartet hatte, rühmten Combes und Tamisier vielmehr seine Freigebigkeit und den Glanz seines Hofes außerordentlich. Sie setzten hinzu, er sey der Schrecken der Galla-Völker, die ihm schweren Tribut zahlen müßten.

Abbeuto (so hieß der Page), ein junger vollendeter Bösewicht, bot alles auf, um den Reisenden ihr Geld zu stehlen, und nach seinem Eifer, sie zu verfolgen, schlossen sie, der Raz, der nicht wage, sie offen anzugreifen, und doch die geheime Absicht habe, ihnen zu schaden, habe seinen Pagen beauftragt, sie zu plündern oder plündern zu lassen. Gleich am ersten Tage stahl man ihnen etwas; am andern Tage nahm ihnen ein Knabe, der ihnen diente, einen Gürtel, welcher neun Talaris enthielt, fast die Hälfte ihres Vermögens; der Dieb, welcher über die ungeheuere Größe der Summe erschrak, brachte sie aber zurück. Als Abbeuto die Dummheit des Knaben erfuhr, war er in hohem Grade aufgebracht. Die Reisenden verdoppelten von diesem Augenblicke an ihre Vorsichtsmaßregeln und vereitelten dadurch die Versuche mehrer von Abbeuto abgeschickter Diener. Um diesem Gegner zu entgehen, entschlossen sie sich, unversehens die Stadt zu verlassen. Ein neuer Diener schlug ihnen vor, ihnen nach Tigreh zu folgen, aber vor ihrer Abreise hatte er mit Abbeuto eine geheime Unterredung, die nicht dazu beitragen konnte, ihre gerechten Besorgnisse zu beruhigen. Sie hatten einen Talari auf dem Markte zu Devra Tabur gewechselt und es blieben ihnen noch einige sels in einem kleinen Beutel übrig, den sie dem Bedienten gegeben hatten. Sie ließen diesen vor ihnen hergehen, um ihn beobachten zu können. Er drehte sich jeden Augenblick um und sah aufmerksam nach allen Seiten hin, als erwarte er Mitschuldige, um einen Handstreich zu versuchen. „Wir reisten seit etwa einer Stunde, als nicht weit von den Ufern eines kühlen Baches, der zu unserer Linken strömte und sich an einem Dickichte hinwand, der Diener uns um die Erlaubniß ersuchte, dort einmal zu trinken. Wir hielten an, um ihn zu erwarten, statt aber seinen Durst zu löschen, sprang er in das Dickicht hinein und verschwand. Wir waren barfuß, unsere Maulthiere weigerten sich, in das Gebüsch hineinzugehen, und wir konnten deshalb den Dieb nicht verfolgen.

„Ob wir gleich noch einmal betrogen worden waren, freuten wir uns doch, auf solche Weise losgekommen zu seyn, und wir setzten unsere Reise mit mehrer Sicherheit fort."

Nachdem sie über das Plateau von Devra Tabur gegangen, stiegen die Herren Combes und Tamisier von neuem in die schöne Ebene hinunter, die sie schon einmal einige Monate vorher durchzogen hatten. Sie wendeten sich nach Gondar, und am 25. Januar gelangten sie in diese Hauptstadt, die ihnen, wie den andern neuen Reisenden, nur die Ueberreste ihrer alten Größe zeigte. Lic Jatsko, einer der Richter, und nach Rüppell der einzige ehrliche Mann in Abyssinien, empfing sie mit großer Freude. Er gab ihnen mit Kidana Mariam, einem ebenfalls sehr gelehrten Manne und dem reichsten Handelsmanne in der Stadt, das Verzeichniß der Bücher, aus denen sonst die Bibliothek der Könige von Abyssinien bestanden habe, welche jetzt aber in den verschiedenen Klöstern des Landes und bei den reichen Privatmännern zerstreut wären.

„Wir hatten in Gondar bedeutende Ausgaben gemacht und waren nun ohne Geld zur Fortsetzung unserer Reise. Kidana Mariam lieh uns 10 Talaris nach dem gewöhnlichen Zinsfuße im Lande, der 10 Procent beträgt. Sein Diener begleitete uns bis Adueh, wo wir unsere Schuld nach der Uebereinkunft tilgten. Ehe wir nach Schoa abreisten, hatten wir eine Summe in Tigreh zurückgelassen."

Nachdem die Reisenden sich von ihren Strapazen erholt hatten, brachen sie am 9. Febr. von Gondar auf, gingen von neuem über Waggara, sahen Dauarik wieder, stiegen die Berge von Lamalmon hinab und gingen über den Tacazze. Eine große Anzahl Männer und Frauen lagerte mit ihnen am Ufer dieses Flusses. Bei Sonnenuntergange zündete man Feuer an, welche das ganze Thal erleuchteten. Ein Abyssinier hatte einen kranken Ochsen, und da er fürchtete, das Thier werde nicht die Kraft haben, über das Gebirge zu steigen, an dessen Fuße man ausruhte, ließ er es schlachten; die Glieder des zerstückelten Ochsen wurden an den Baumästen aufgehangen. Alle schliefen seit länger als einer Stunde; man hörte weder das Geheul der Hyänen mehr, noch die Stimme des Flußpferdes; mit einemmale aber erschreckte ein wildes Gebrüll die ganze Schaar; die Männer sprangen auf und griffen zu ihren Waffen. Ein Löwe, der ohne Zweifel durch den Geruch des Blutes herbeigelockt worden war, stürzte sich wüthend auf die unglücklichen Frauen, welche ihre Kinder an den Busen drückten. Ehe man Zeit gehabt hatte aufzustehen und an die Vertheidigung zu denken, hatte der Löwe ein schreckliches Blutbad angerichtet; die beiden Franzosen und die muthigsten der Abyssinier, die ein Carré bildeten, zeigten die Spitze ihrer Waffen dem Löwen, der sich vergebens bemühte, sie zu überrumpeln. Dieser Widerstand ermüdete ihn wahrscheinlich und er stürzte sich von neuem auf die Opfer, die er schon getödtet hatte, zerriß sie mit seinen Tatzen, faßte ein Kind mit seinen Zähnen, das noch jammerte, und entfernte sich brummend. Von Zeit zu Zeit drehte er sich um, als bedaure er, das Schlachtfeld verlassen zu müssen; endlich verschwand er im Dunkel.

„Als man von einer so schrecklichen Gefahr befreit war, eilte man zu den Leichnamen, die im Blute am Boden lagen. Eine Frau athmete noch; man besichtigte ihre Wunde und fand, daß sie kaum gekratzt und ihr Leben nicht gefährdet war; aber ihr Kind hatte der Löwe geraubt. In ihrem Schmerze darüber sank sie erschöpft und wie vernichtet nieder. Als sie wieder zu sich kam, war sie ruhiger; sie weinte viel, erwartete aber den Tag mit einiger Fassung.

„Am andern Morgen grub man ein großes Grab, in das man die fünf entstellten Leichname legte. Als wir diese traurige Pflicht erfüllt hatten, zeigte sich die Morgenröthe und wir entfernten uns traurig."

Es war am 18. Febr. Nach einem langwierigen und beschwerlichen Aufwärtssteigen erreichte man die weiten Hochebenen von Sireh. Die Stadt dieses Namens existirt nicht mehr. Am 21. sahen die beiden Reisenden Axum wieder, und in der Nähe von Adueh kamen ihnen Isenberg und Johannes entgegen. Alle begaben sich sodann in das Haus Gobats, der krank war; seine Frau hatte ihm vor kurzem einen Sohn geboren.

Combes und Tamisier erfuhren, daß der Engländer Coffin den unzugänglichen Gipfel der Devra Damo verlassen hätte und zum Schum eines Dorfes ernannt worden wäre. Man versicherte, er sey entschlossen, sein übriges Leben in Abyssinien zuzubringen. Die Franzosen, welche diese Absicht nicht hatten, verließen Adueh mit einer nach Massauah ziehenden Caravane. Bei ihrer Ankunft in dieser Stadt hielt sie der Zollschreiber für Sclavenhändler, und sie begaben sich alsbald zu dem Gouverneur, dem sie den Firman von Mehemed Ali vorlegten. Als man ihre Identität erkannt hatte, machte man ihnen viele Dienstanerbietungen, und sie begaben sich nach ihrer ehemaligen Wohnung, wo einer der Söhne

des Besitzers ihnen alle ihre Habseligkeiten übergab, die unberührt geblieben waren. Am 17. April schifften sie sich, ob sie gleich krank waren, nach Dschidda ein.

In ihrem Reiseberichte haben sie verschiedene Behauptungen von Reisenden berichtigt, die vor ihnen das Land besucht hatten; so rühmt z. B. Salt die Sittenreinheit der abyssinischen Priester, während diese nach Combes und Tamisier dieses Lob keineswegs verdienen. Die Phrase, welche die Abyssinier bei dem Schlachten eines Thieres aussprechen, muß geschrieben werden: „B'ism abb'ua guebra ua mensis Godeus", d. h. im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Nach den Beobachtungen aller Reisenden, die bei den Abyssiniern gelebt haben, ist dieses Volk lang und schlank, von schönen Formen, mit großen Augen; die Farbe wechselt von dunkelbraun und hellbraun, olivenbraun und selbst der Farbe blasser Dinte; einige Frauen sind selbst ziemlich weiß. Ihre Züge und ihre Haare sind die der weißen Race; die letztern oft kraus, aber niemals wollig. Die abyssinischen Sclavinnen sind in Aegypten und Arabien gesucht. Salt hat eine abgebildet, deren Aussehen die Lobeserhebungen rechtfertigt, welche Combes und Tamisier über die Abyssinierinnen ausgesprochen haben. (Taf. 4. Abbild.)

Die Gallas haben das Haar der Neger, aber die Züge ihres Gesichtes nähern sich denen der Abyssinier. (Taf. 6. Abbild.) Mehre von ihren Stämmen sind jetzt weit weniger roh als in den ersten Zeiten als die europäischen Reisenden von ihnen zu sprechen anfingen, und man hat gesehen, nach den Beobachtungen der beiden Franzosen und denen der Missionaire, daß die Civilisation unter ihnen Fortschritte machen könnte.

Abyssinien ist ein sehr gebirgiges Land und verdankt diesem Umstande die milde Temperatur, die es besitzt, ob es gleich sehr nahe am Aequator liegt. Die Hauptketten sind die von Samen und Lasta; ihre Höhe kommt indeß jener der Alpen nicht gleich, nicht einmal der der Pyrenäen, was auch manche Missionaire sagen mögen. Man kann Abyssinien in die obere und niedere Region theilen. Diese, zwischen den Gebirgen von Tigreh und dem arabischen Meerbusen gelegen, heißt Dankali und die Stämme, welche sie bewohnen, werden Danakil genannt; der nördliche Theil davon führt den Namen Samhar, die Bewohner heißen Soho oder wahrscheinlich Sohas. Periodische Regen bewässern die niedrige Region vom September bis zum März; sie beginnen genau zu der Zeit, wann die in der obern Region gänzlich aufhören. Die Bewohner sind allgemein Hirten; sie bebauen zwar einige Felder, aber der Ertrag derselben reicht zu ihrem Verbrauche nicht hin; sie nähren sich von Milch, von dem Fleische ihrer Heerden und von Fischen. Alle diese Nomadenstämme befinden sich, nicht zufrieden, ihre Räubereien gegen die Fremden auszuüben, in fortwährender Feindseligkeit unter einander. Ihren Häuptlingen gehorchen sie nur, wenn es ihr eigenes Interesse verlangt.

Lord Valentia, Salt und einige Seefahrer haben die Küste von Dankali beschrieben. Im S. und W. von der Bai von Azab, welche sich nach der erstern Richtung hin endigt, dehnt sich ein wenig fruchtbares Land aus, das der Handel blühend gemacht hatte und vor welchem Abyssinien oft zitterte. Das Königreich Adel hatte zur Hauptstadt Haussa, die in der Wüste liegt an der Stelle, wo der Hauasch sich im Sande verliert. Im O. wohnten die Samaulis; im S. und W. fand man andere Stämme, die mehr oder minder mächtigen Häuptlingen gehorchten. Seit langer Zeit sind einige den Gallas unterworfen. Die Samaulis, die sich an der Küste hinziehen von der Halbinsel Zeylah an bis über Berbera hinaus, welche durch ihren Markt berühmt ist, haben ihre Unabhängigkeit bewahrt. Zeylah, ihr Haupthafen, liegt in S. von der Straße von Bab-el-Mandeb; die Küste läuft von Zeylah nach O., wo sie sich in dem Cap Gardafui endigt. Die Samaulis sind Muselmänner. Die Züge ihrer Physiognomie verrathen ihre arabische Abstammung. (Taf. 5. Abbild) Durch ihre Caravanen betreiben sie einen wichtigen Handel mit dem Innern von Afrika. Ihr Land und die daran grenzenden sind noch von keinem Reisenden besucht worden.

Oestlich von dem Cap Gardafui findet man die Insel Soccotora, die bedeutend, aber dürr, steinigt und zum großen Theile ohne Wasser und Vegetation ist. Man sammelt da die beste Aloe, die man kennt, und viele Datteln. Sie gehört dem Iman von Maskate. Im Alterthume war sie ein sehr besuchter Stapelplatz, seit dem 16. Jahrh. unserer Zeitrechnung haben aber die Europäer sie gänzlich vernachlässigt.

Kapitel IV.

Die Küsten von Aschan und Zanguebar.

Die Ostküste von Afrika, südlich von dem Cap Gardafui, zeigt dem Auge des Seefahrers eine fast ununterbrochene Reihe von Felsen und Sand. Sie wird von Arabern bewohnt und enthält keine bemerkenswerthe Stadt in N. von Magadocho, der Hauptstadt des nördlichsten Landes von Zanguebar. Magadocho, das man von weitem an drei großen Moscheen erkennt, liegt in geringer Entfernung vom Meere. Die Gewaltthätigkeiten, welche die Portugiesen ausübten, die Sclaven da raubten, sind Ursache, daß man die Europäer nur mit vielem Mißtrauen empfängt.

Fünfundzwanzig Stunden in S. von Magadocho gewährt die Stadt Brava, vom Meere aus gesehen, einen sehr schönen Anblick; sie treibt einen ansehnlichen Handel mit Indien. Im 16. Jahrh. wurde sie von den Portugiesen erobert, die sie seitdem wieder verloren haben. Die nach S. laufende Küste bleibt niedrig, oft sumpfig, doch kann man ohne Gefahr an sie hinankommen, weil sie frei von Klippen ist. Dichte Wälder erstrecken sich nach dem Innern hin. Der Aequator durchschneidet das Land 26. Stunden südlich von Brava.

Melinda, in einer schönen Ebene an einer Bai mit einem Hafen, ist eine große und gut gebauet Stadt an der Mündung des Quillimanci. Felsen und Sandbänke machen den Zugang zu dem Hafen beschwerlich Diese Klippen und Inseln von verschiedener Größe fassen die Küste in einer sehr bedeutenden Ausdehnung ein. Melinda ist die Hauptstadt eines kleinen Reiches, das von einem Häuptlinge von arabischer Abstammung regiert wird, aber der größte Theil der Einwohner besteht aus eingebornen Negern.

Mombaza, auf einer gleichnamigen Insel, enthält noch einige Ruinen von einer Citadelle, die von den Portugiesen gebaut wurde.

Die Insel Pemba ist niedrig und hat 14 Stunden in der Länge. Salt nennt sie sehr fruchtbar und sehr bewaldet. Die Insel Zanzibar hat ungefähr 15 Stunden in der Länge bei einer Breite von 5 Stunden; ein an ihrer Westküste gelegener Hafen ist trefflich und vollkommen geschützt. Die Bewohner, Muselmänner und von arabischer Abkunft, werden von einem Scheik regiert, den man Iman von Maskat nennt, dem Souveraine der Insel. Sie treibt einen bedeutenden Handel mit dem arabischen Meerbusen, Madagascar und den benachbarten Inseln. Die Ausdehnung des Laufes des Loffih, eines großen Flusses, dessen Mündung man weiter unten trifft, kennt man nicht.

Die Insel Monfia ist reich an wilden Stieren, die von den Bewohnern von Quiloa gejagt werden. Diese Stadt, auf einer Insel gelegen, die ihr den Namen giebt, befindet sich einer Halbinsel gegenüber, die durch die Mündung zweier Flüsse gebildet wird, den Koavo und den Mongallo. Der König ist Neger und Vasall jenes von Zanzibar. Ein Fort und Spuren von alten Mauern zeugen von der frühern Größe der Stadt. Der häufige Verkehr der Bewohner von Quiloa mit der Insel Mauritius hat ihnen die französische Sprache sehr geläufig gemacht. Zur Zeit Vasco de Gamas war Quiloa die Hauptstadt eines durch seinen Reichthum und Handel mächtigen Reiches. Die Portugiesen setzten sich daselbst nach wiederholten Angriffen 1529 fest; da sie aber Mozambique zum Mittelpunkte ihrer Niederlassungen machten, so verlor Quiloa bald an Wichtigkeit, und endlich mußten sie es ganz aufgeben.

Das Vorgebirge Delgado macht die südliche Grenze der Küste von Zanguebar. Das Innere des Landes ist uns nur durch die Berichte der arabischen Geographen bekannt und das wichtigste davon das nachstehende: ein großer an Crocodilen reicher Fluß, Sandwüsten, ein glühend heißes Clima, sehr große Leoparden, zahllose Schaaren von Elephanten, Giraffen und Zebras; Eisenwerke, aus denen die Einwohner ihren Lieblingsschmuck beziehen; statt aller nährenden Gewächse der Durra und die Banane; statt aller Lastthiere Stiere, deren man sich selbst im Kriege bedient.

Herumziehende Horden von Kaffern, Negern, Arabern von sehr olivenbrauner Farbe leben in dieser unermeßlichen Region, wohin die Geographen die Königreiche Monoemugi, Bororos, Botua, Monomotapa, der Makuas, der Monschus rc. verlegt haben. Sie sprechen auch von einem See Maravi, dessen Ausdehnung von N. nach S. unermeßlich ist und übertrieben zu seyn scheint. Was die Lupata-Berge betrifft, so darf man glauben, daß die Ausdrücke des Juan dos Santos, der davon spricht, übel gewählt sind, denn er sagt, es gebe da einen Wald, der bemerkenswerth sey sowohl wegen seiner Breite, die mehr als 6 Stunden betrage, als wegen der Felsen, die ihn umgeben, Felsen von so entsetzlicher Höhe, daß sie nebst den darauf wachsenden Bäumen in die Wolken zu ragen schienen. Die Anwesenheit von Bäumen auf diesen Bergen beweist aber, daß ihre Höhe nicht so bedeutend seyn kann. Uebrigens hat sich der Zambeze einen Weg durch diese Felsen gebahnt.

Die Portugiesen besuchten und beschrieben diese Küsten im 16. Jahrhunderte, aber es verging mehr als ein Jahrhundert, ehe andere Europäer detaillirtere Berichte davon gaben. Alexander Hamilton, ein englischer Seefahrer, der sie in den ersten Jahren des 18. Jahrh. durchwanderte, und in unsern Tagen Lord Valentia, Salt und einige andere Reisende haben davon gesprochen. Endlich hat der Capitain Owen neuerdings diese Küsten mit berücksichtigt bei seiner Aufnahme des Küstenstriches von Afrika.

Kapitel V.

Mozambique.

Das Cap Delgado ist von einer Inselgruppe umgeben, die Querimba heißt und sonst sehr bevölkert war, durch die fortwährenden Einfälle der Piraten von Madagaskar aber verwüstet worden ist. Auch längs der Küste bis Mozambique findet man Spuren ihrer Verheerungen. Die Stadt Mozambique liegt auf einer Insel der Oeffnung einer tiefen Bai gegenüber. Nach dem Berichte Salts zeigen ihre Bewohner ein seltsames Gemisch von indischen, arabischen und europäischen Trachten, die unter einander grell abstechen. Die Ungesundheit des Climas hat die Einwohner veranlaßt, am Hintergrunde der Bai den Flecken Mezuril zu bauen, wo man mehre hübsche Landhäuser sieht. Das des Gouverneurs, das auf einem Hügel in geringer Entfernung vom Ufer steht, hat ein sehr malerisches Aussehen. (Taf. 7. Abbild.) Das benachbarte Gebiet versorgt die täglichen Bedürfnisse Mozambiques. Ein großer Theil des Bodens ist nicht bebaut; zahlreiche Heerden von Vieh und Schweinen finden da reichliche Nahrung.

Bei den Ausflügen, welche die Engländer machten, sahen sie nur sehr wenig Frauen. „Im Allgemeinen sind sie hager, blaß, durch die Hitze geschwächt und besitzen die Trägheit, welche meist die Folge eines langen Aufenthaltes unter den Tropen ist. Ueberdies," setzt Salt hinzu, vernachlässigen sie ihre Toilette sehr, ausgenommen an den Schmucktagen. Wie viele weiße Frauen in den europäischen Colonien gehen sie ohne Strümpfe. Sehr gern rauchen sie. Sie sind lebhaft und ihre Unterhaltung ist sehr lebendig."

Salt sah in Mezuril Monschu-Kaufleute; sie waren mit einer Sclavencaravane gekommen, die meist aus Frauenzimmern bestand; auch brachten sie Gold und Elephantenzähne mit. Diese Monschus erzählten, sie wären beinahe drei Monate unterwegs gewesen und hätten im Verkehr gestanden mit andern Handelsleuten, die Eviss und Maravi hießen und weit in das Innere hineingedrungen wären, um große Gewässer, weiße Menschen (in Vergleich ohne Zweifel) und Pferde zu sehen. Die Monschus sind die häßlichsten Neger, welche Salt je gesehen; ihre Waffen sind Bogen und Pfeile und sehr kurze Lanzen mit einer eisernen Spitze; ihre Pfeile sind lang, vergiftet und haben einen Widerhaken. Ein Theil der Besatzung von Mezuril besteht aus Makuas. Dieses Negervolk hat ein großes Land in W. von Mozambique inne; die Leute sind von athletischen Formen und sie machten sich den Portugiesen durch häufige Einfälle furchtbar.

Als die Portugiesen die östliche Küste von Afrika entdeckten, war sie ganz im Besitz der Araber. Der Ruf der Goldminen dieses Landes und die Bequemlichkeit der Häfen für die Schiffe, welche der Handel mit Indien betrieben, veranlaßten sie bald, die Araber zu vertreiben. Im Jahre 1508 gründeten sie die Stadt Mozambique; später suchten sie in das Innere weiter vorzudringen, um sich der Gold- und Silberminen zu bemächtigen; aber alle ihre Versuche scheiterten und wie die Araber beschränken sie sich darauf, den Handel auf die friedlichste Weise zu betreiben, ihren Einfluß zu behaupten, indem sie die Häuptlinge der eingeborenen Stämme einander entgegenstellen, und sich mit dem Besitze der Küste zu begnügen von dem Cap Delgado in N. bis zur Bai Lorenzo Marques in S. Mozambique ist der Mittelpunkt des Handels der Portugiesen in diesen Gegenden. Die Ausfuhr nach Goa, Daman und Diu besteht in Goldstaub, in gemünztem Silber und Barren, Elfenbein, Rhinozeroshörnern, Ambra und Harz. Sonst war der Sclavenhandel sehr wichtig und sie wurden meist nach Brasilien geschickt. (Taf. 7. Abbild.)

Ein Schiff kann in drei bis vier Tagen von Mozambique nach dem Hafen von Quilimone fahren, einer kleinern Stadt an der Hauptmündung des Zambeze. Dieser Fluß ist nur für kleine Fahrzeuge schiffbar; sie fahren hinauf bis Sena, einem großen Flecken am rechten Ufer, der durch ein Fort vertheidigt wird. Der Hauptmarkt für das Gold ist Manita, ungefähr 20 Tagereisen in SW. von Sena gelegen, wo jährlich ein großer Markt gehalten wird. Der erste Theil der Reise geht durch ein dem Einflusse der Portugiesen unterworfenes Land; dann gelangt man in Bezirke, die von Eingeborenen bewohnt sind, deren Handelsleute sie sich durch große Geschenke gewinnen müssen. Auch muß ein Tribut an einen Häuptling bezahlt werden, den man Quinteve nennt und der in Zimboa wohnt. Geht man weiter den Fluß hinauf, so kommt man durch das sehr enge Defile, durch welches er in den Lupata-Felsen fließt, und gelangt nach Tete, wo es ein kleines portugiesisches Fort giebt. Hier hören die etwas bestimmten Nachrichten auf, die man über diese Gegenden hat, welche von Thomann, einen deutschen Missionair, beschrieben worden sind. Man sagt, der Hauptmarkt im Innern sey Zambo, wo die Portugiesen ein kleines Comptoir haben dürfen und wohin man nach einer Reise von etwa einem Monate, theils zu Lande, theils zu Wasser, gelangt. Die Handelsleute schicken nach verschiedenen Seiten ihre Agenten mit Waaren, und diese bringen ihnen nach Zambo Gold, Elfenbein und andere kostbare Gegenstände zurück.

Weiterhin, in S., haben die Portugiesen an der Küste das Dorf Sofola an der Bai und Mündung eines Flusses von gleichem Namen. Der Hafen kann nur kleine Fahrzeuge aufnehmen. Salt, der diese Bai besuchte, deren Küste einem fast unbewohnten Lande anzugehören scheint, sagt, die Wallfische wären in diesen Gewässern sehr häufig; das Innere des Bezirks von Sofola ist reich an Eisen- und Kupferminen. Er grenzt in S. an jenen von Inhambane, der einen guten Hafen und ein Gebiet hat, das sich weit in das Innere hinein erstreckt. Das Elfenbein, das man daher bezieht, ist das beste an dieser Küste.

Das Cap Corrientes oder der Strömungen befindet sich südlich von der Mündung des Inhambane. Man giebt ihm den Namen wegen der

Strömung, die hier sehr stark ist. Im Jahre 1806 bemächtigten sich die Franzosen eines kleinen Forts auf einer Landspitze, aber die Angriffe der Eingeborenen unter den Portugiesen zwangen sie, dasselbe wieder aufzugeben.

Die Bai von Lorenzo Marques oder Lagoa, die 15 Stunden von N. nach S. lang und 10 Stunden von O. nach W. breit ist, nimmt mehre Flüsse auf, nämlich den Mafumo oder Tembi, den Lorenzo Marques, den Manica oder Espiritu-Santo und den Maputa. Die Menge der Wallfische, die sich darin zeigen, zieht alle Jahre viele Schiffe dahin. Die Vortheile, welche eine Niederlassung an diesem Orte bieten muß, bewog mehre schifffahrende Nationen Europas, sich da festzusetzen, aber die Portugiesen sind die Herren des nördlichen Theiles geblieben. Auf der Westküste befindet sich ein englischer Posten. Als der Capitain Owen an der Ostküste Afrikas hinfuhr, ankerte er auch mit seinen beiden Schiffen in der Bai Lagoa. Einer seiner Officiere, der in den Tembi eingedrungen war, fühlte plötzlich einen heftigen Anstoß seines Bootes, das fast ganz aus dem Wasser herausgehoben wurde, so daß ein Midshipman, der das Steuer führte, in den Fluß fiel; doch gelang es, denselben wieder herauszuziehen. Diese Erschütterung war durch ein ungeheueres Flußpferd bewirkt worden, das sich wüthend auf das Fahrzeug gestürzt hatte und mit den Zähnen einige Planken davon abriß; dann verschwand es auf einige Secunden, kam aber von neuem empor, und wurde erst durch einen Flintenschuß veranlaßt, seinen Plan aufzugeben. Man ließ das Boot an das Land ziehen, um es auszubessern. Man schlug Zelte auf, und während die Arbeiter sich mit der Ausbesserung beschäftigten, durchstrich ein anderer Theil der Mannschaft die Umgegend, die keine Spur von Bewohnern zeigte.

Der Botaniker und ein anderer Engländer hatten sich in einen Wald hineingewagt und trafen plötzlich auf ein ungeheueres Flußpferd, das da im Schlamme lag. Da sie keine Gewehre bei sich hatten, konnten sie die günstige Gelegenheit nicht benutzen und riefen Leute herbei. Der Lagerplatz war nicht weit entfernt; es brach sogleich eine Schaar Jäger auf, aber es war schon zu spät, denn das Thier hatte sich bereits entfernt. Das einzige Resultat, das sie erlangten, war, daß sie die zahlreichen Familien großer Affen in Schrecken setzten, die auf den Bäumen spielten und von Ast zu Ast sprangen. Am andern Tage fuhr man weiter auf dem Flusse hinauf und sah sich, als man einer Sandbank nahe kam, unerwartet mitten unter einer Schaar von Flußpferden, die sich so dicht an einander gedrängt hatten, daß, wären sie nicht endlich untergetaucht, die Engländer sich einen Weg durch sie mit Gewalt hätten bahnen müssen; doch blieben drei zurück und eines, das einen drei Fuß weiten Rachen aufriß, sah drohend um sich; die beiden andern entfernten sich, das erste aber blieb lange in derselben Stellung, um einen Kugelregel in Empfang zu nehmen, von denen aber nur eine das Thier verwundete; da stieß es einen entsetzlichen Schrei aus und stürzte sich in die Tiefe. Die Schnelligkeit der Bewegungen dieses riesenhaften Thieres ist wahrhaft außerordentlich.

Die Engländer trafen an dem Ufer des Tembi eine Schaar Hollontonten, die ein Stamm der Kaffern sind. Ihre Hautfarbe ist sehr schwarz; sie sind groß gewachsen, stark und kriegerisch, sehen einnehmend aus, ohne kriechend zu seyn, und man überzeugte sich bald, daß sie den Weißen nicht trauten. Man hatte an einem Orte das Lager aufgeschlagen, wo es viele Rehe gab; eines erlegte man und ließ es zum Abendessen zurichten; am Abende vorher hatten die Hollontonten versprochen, bald wiederzukommen und einen Büffel für Waaren mitzubringen.

Da in der Nacht das Benehmen dieser Wilden verdächtig erschien, so nöthigte man die, welche sich zu sehr genähert hatten, sich zu entfernen, und hielt sorgfältig Wache. Kurz vor Mitternacht wurde die Aufmerksamkeit eines Vorpostens durch einen weißen Gegenstand erregt, der vorsichtig durch das Gebüsch näher kam; er machte deshalb sogleich Lärm, erhielt aber in demselben Augenblicke zwei Zagaien in den Schenkel, und als er sich umdrehte, einen dritten in den Rücken; der letztere hatte einen Widerhaken und blieb deshalb in der Wunde. Ein Officier, der bis dahin wach geblieben war, um die Sterne zu beobachten, eilte schnell nach dem Lager und rief zu den Waffen. In einem Augenblicke waren alle Engländer auf und empfingen die Hollontonten mit Flintenschüssen und dem Bajonett. Die Wilden zogen sich schnell zurück, nahmen aber ihre Verwundeten mit, unter denen sich, wie man vermuthete, ihr Anführer befand. Es wäre unklug gewesen sie zu verfolgen, weil man ihre Anzahl nicht kannte, man unterhielt aber die ganze Nacht hindurch große Feuer. Diese Vorsicht war nicht unnütz, denn man entdeckte, daß die Hollontonten sich nicht eben weit entfernt hatten und in dem nahen Gebüsche kauerten; man hörte sie selbst leise sprechen. Man schoß darauf zwei Raketen nach ihnen hin, welche sie zu Schreckengeschrei brachten, und bald herrschte die tiefste Stille überall. Am andern Tage, als man die Umgegend durchsuchte, fand man einige Schilde, ziemlich viel Lanzen, aber sehr wenig Zagaien. Blutspuren bemerkte man nicht, doch erfuhr man später von andern Bewohnern der Ufer des Tembi, daß mehre Hollontonten gefallen wären.

Die Angriffe der Wilden konnten für die Leute des Capitain Owen nicht so mörderisch seyn, als es die Fieber waren, welche an den Küsten dieser Länder so häufig sind; viele mußten ihnen unterliegen. Das traurigste Beispiel ihrer Verheerungen war das, welches eine Expedition zeigte, die auf dem Zambeze bis nach Sena hinaufging. Am 23. Juli brach sie von Quillimane auf; sie bestand aus fünf Mann, nämlich zwei Officieren, einem Chirurgen und zwei Negern; am 3. August befand sich ein Officier so unwohl, daß er seinen Gefährten nicht auf die Jagd folgen konnte. Man wohnte bei einem portugiesischen Mulatten, der Milizoberster war; zu gleicher Zeit trieb er aber auch Handel, hauptsächlich mit Elfenbein und Goldstaub. Am Abend des 4. August bekam der Kranke, der sich zu erholen schien, einen schweren Rückfall, und man ließ ihm zur Ader. Der Portugiese tadelte diese Behandlung und beschrieb die, welche in solchen Fällen im Lande üblich sey. Der Chirurg stellte ihm vor, die Constitution eines Europäers verlange eine andere Behandlung als die eines Menschen, der an das Clima gewöhnt sey. Die Reise wurde fortgesetzt; am 16. starb der Kranke; am 4. Septbr. unterlag auch der zweite Officier; am 28. Octbr. mußte der Chirurg, der bis Tete gegangen war und nach der Mündung des Flusses zurückkehrte, bei einer Portugiesin bleiben, die ihn, wie ihr Landsmann, zu überreden suchte, die im Lande gebräuchliche Behandlung anzuwenden; statt sich aber in diesen klugen Rath zu fügen und ob er gleich vorher sehr mäßig gewesen war, suchte er Trost und Linderung in Ausschweifungen, die seinem Leben ein Ende machten. Die beiden Neger pflegten ihn bis zu dem letzten Augenblicke und kehrten nach seinem Tode nach Quillimane zurück.

Kapitel VI.

Die Inseln Comoro und Seychellen.

Hundertundzehn Stunden in NO. von Mozambique findet man Angazaye oder die große Comoro, eine Insel, welche ihren Namen einer Gruppe von drei andern giebt. Diese sind von W. nach O. Mohila, Anschuan und Mayota. Anschuan wird am meisten von europäischen Schiffen besucht, die durch den Canal von Mozambique fahren, an dessen nördlichem Eingange diese Gruppe liegt, weil sie mehre bequeme Rheden und leicht zugängliche Plätze zum Wassereinnehmen besitzt.

Trotz der großen Anzahl von Reisenden, welche von den Comoren gesprochen haben, hat doch kein einziger eine Beschreibung davon gegeben, welche für vollständig gelten könnte. Capmartin und Epidariste Colin, beide Bewohner von Ile de France, sind die, welchen wir die vollständigsten Details verdanken; sie veröffentlichten dieselben 1811:

„Das Aussehen von Anschuan," sagen sie, „ist sehr malerisch; die Berge von imposanter Form, beschattet von grünem Walde und von

großen Thälern durchschnitten, erheben sich majestätisch über einander bis zu einer Höhe von beinahe 600 Toisen und endigen in einem von ewiger Vegetation bedeckten Pic. Die ganze Insel scheint der Wirkung eines bedeutenden Vulkans unterlegen zu haben; überall sind die Steine vulkanisch und überall trifft man Spuren von heftigem Feuer."

Die Bai erleichtert das Wassereinnehmen sehr; mehre Bäche laufen durch die Cocuspalmenwälder in den Thälern hin, welche die Berge trennen; einer bewässert die Nordküste; zwei andere haben ihre Mündung an dem Strande, wo man ankert, der westlichste gewährt einen bequemen Wasserplatz und das Wasser daselbst ist sehr gut.

Die Bai von Maschadon, wo gewöhnlich die europäischen Schiffe anlegen, befindet sich an der Nordküste der Insel. Ungefähr in der Mitte der Bai läßt man den Anker fallen vor einem mit Cocuspalmen bepflanzten Strande neben hohen tief gezackten Bergen, die in der Nähe noch viel höher erscheinen. Ehe man noch auf den Ankerplatz gelangt, kommen sehr viele Piroguen mit Insulanern und Früchten heran, und man bedient sich bisweilen dieser Fahrzeuge, um das Schiff weiter hin ziehen zu lassen. Sobald ein Schiff da ankert, schickt der König seinen Kanzler und einige Personen seines Haushaltes, um sich nach dem Zwecke der Ankunft zu erkundigen; es ist dann gebräuchlich, diesem Minister ein Geschenk zu machen, um ihn günstig zu stimmen. Geht man von dem Wasserplatze nach der Stadt, so kommt man an dem Fuße eines völlig konischen Berges vorüber, und man kann nach seiner Form und dem Einstürzen der vulkanischen Theile, die ihn bedecken, wohl schließen, er habe sonst einen Krater getragen. Die Küste ist mit solchen Steinen bedeckt wie die aller vulkanischen Inseln und der Sand, den man an einigen Stellen findet, enthält viele Eisentheile. Die Stadt liegt eine halbe Stunde von dem Ankerplatze; sie ist von 15 Fuß hohen Mauern umgeben und von viereckigen Thürmen vertheidigt; kommt man hinein, so glaubt man in lange Corridors zu treten; die geringe Breite der Straßen, die schlecht berappten Mauern, die Häuser oder vielmehr die Hütten, welche die Stadt bilden, tragen dazu bei, ihr ein ärmliches Aussehen zu geben. Das Innere der Häuser ist in allen gleich und so ärmlich als das Aeußere. Das erste Gemach ist offen; an der einen Seite befinden sich Bänke oder Erhöhungen und an der andern in einer dunkeln Vertiefung ein Bett, das 7 bis 8 Fuß über den Fußboden sich erhebt. Jenseits eines kleinen Binnenhofes befindet sich die Frauenwohnung.

„Decken, Nischen in der Mauer, welche einige Gefäße enthalten, sowie Stücke von Spiegeln, schmuzige Zeuge, die als Vorhänge dienen, sind die einzigen Verzierungen, welche wir bemerkt haben, selbst bei den Bewohnern, die am wohlhabendsten zu seyn schienen. Der einzige Schein von Luxus, den wir bemerkten, ist der unmäßige Gebrauch von Moschus; die Häuser sind von diesem Geruche so geschwängert, daß wir nicht lange dorin bleiben konnten, ohne davon belästigt zu werden; doch ziehen die Anschuaner troz dieser Vorliebe für diesen Stoff ihm das Lavendelwasser vor, für das sie eine Art Leidenschaft hegen, und der Wunsch, dergleichen zu besitzen, ist um so größer, als sie selten Gelegenheit haben, ihn zu befriedigen. Ein anderer Gebrauch, auf den sie viel halten und den sie wahrscheinlich von den Arabern angenommen haben, ist der, ihre Nägel orange zu färben mit dem Safte des Henneh (lawsonia inermis).

„Ein kleines und ärmliches Gebäude mit einem Minaret wird als Moschee benuzt; es ist mit einem Fort, welches die Stadt beherrscht, das einzige öffentliche Gebäude in Maschadon. Man steigt zu diesem Fort auf einer Treppe von fast 400 Stufen zwischen zwei Mauern hinauf. Die Wohnung des Sultans, die ein Reisender einen Palast zu nennen beliebte, ist höchstens eine bequeme; sie unterscheidet sich von den gewöhnlichen Häusern nur durch eine größere Vorhalle und einen langen Corridor, der als Audienzsaal dient. Am Ende befindet sich ein kleiner durch eine Planke geschlossener Raum mit drei großen Fenstern, die mit Läden mit vielen Löchern verschlossen und durch eine Balustrade von dem übrigen Saale abgetrennt worden; die Frauen sehen von da, was geschieht, ohne gesehen zu werden. Innerhalb der Balustrade befindet sich ein Sessel, auf welchem der Sultan Platz nimmt. An beiden Seiten des Corridors sind Bänke angebracht, auf welchen sich die Adeligen setzen. Dieser Saal dient auch als Arsenal, denn eine große Menge Flinten hängen an der Wand und an der Decke Hörner mit Pulver.

„Sonst stand, 7 Stunden in O. von Maschadon, an einer sehr schönen Bai, eine Stadt Johanna. Die Bemerkungen, welche einige Reisende hinterlassen haben, schildern uns die Umgebungen als ganz besonders malerisch und durch Haine von Orangen- und Citronenbäume, Cocuspalmen und Bananen verschönert. Johanna wurde 1790 durch die Madagassen zerstört."

In der Gegend von Maschadon ist das Land etwas dürr, bald aber wird es lachender und gewährt den Anblick, welcher auffällt, sobald man sich der Insel nähert. Der Fuß der hohen Berge ist von Baumgruppen der erwähnten Arten und durch Mangobäume beschattet. Man sieht Pataten- und Yamsfelder; der Goyavebaum, der Tamarindenstrauch und andere ähnliche wachsen an den Seiten der Hügel. Der wilde Indigo ist sehr gemein; das Zuckerrohr gedeiht vortrefflich, aber man weiß es nicht zu benutzen. Die Hausthiere sind die Ziege und der Zebu oder Buckelochse; der braune Maki scheint der einzige Bewohner der Wälder zu seyn; auf den Feldern wimmelt es von kleinen Mäusen, welche den Ernten großen Schaden thun müssen. Die Turteltauben und Wachteln sind sehr häufig, minder die Perlhühner. Die Küsten der Comoren sind nicht fischreich, was man wohl der Menge der Haifische zuschreiben muß, die sich dort aufhalten. Die lästigen Insecten, welche in den benachbarten Ländern eine so große Plage sind, kennt man auf diesem kleinen Archipele nicht. Das Clima ist zwar sehr heiß, gilt aber für gesund.

Wahrscheinlich wurden die Comoren ursprünglich von Negern bewohnt und die Araber setzten sich erst um das 12. Jahrh. da fest. Ihre Vermischung mit den Ureinwohnern hat eine gemischte Race hervorgebracht, aber der Sultan und die vornehmsten Adeligen haben die Physiognomie ihrer Vorfahren erhalten. Die Religion der Comoren ist der Islam. Das Volk ist sehr freundlich, gastlich, muthlos, faul, sinnlich, geistreich und höflich. Durch den häufigen Verkehr mit den Engländern und Franzosen haben die Leute dort einige Worte von den beiden Sprachen behalten; doch sprechen sie das Französische geläufiger als das Englische. Diese Insulaner sind gute Seeleute; mit ihren großen Barken fahren sie bis Bombay und Surate; wir haben gesehen, daß sie zu den Inseln Mauritius und Bourbon gekommen sind. Sie haben immer die Europäer gut aufgenommen, die durch Schiffbruch an ihre Küsten getrieben wurden. Im Jahre 1774 scheiterte da ein Schiff der ostindischen Compagnie, und die Gesellschaft, welche dankbar für die gute Behandlung der Mannschaft jenes Schiffes seyn wollte, schickte dem Sultan von Anschuan ein silbernes Becken von acht Mark, auf welches sie eine passende Inschrift hatte stechen lassen.

Der Sultan von Anschuan herrscht auch über die drei andern Inseln, er scheint jedoch in gewissen Fällen den Rath der Adeligen anhören zu müssen. Die meisten derselben sind die, welche die europäischen Schiffe verproviantiren; sobald ein solches ankommt, begeben sie sich an Bord und legen ein kleines Verzeichniß vor, in welches jeder Capitain den Namen seines Schiffes und seinen eigenen einzuschreiben pflegt. Vor der Abfahrt bitten sie um eine Bescheinigung, welche ihnen das Vertrauen zukünftiger Reisenden erwerben könne, und man muß ihnen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie bei den Geschäften sich so ehrlich und rechtlich zeigen, wie man es nicht immer bei den Völkern findet, die stolz auf ihre Civilisation sind.

Angazaye hat keine Rhede, und die ungemeine Beschwerlichkeit, dort anzulegen, macht sie für die Europäer nicht interessant. Von weitem gleicht sie einem großen Gebirge, dessen Höhe sich auf 1300 Toisen zu belaufen scheint. Auf dem Meere sieht man sie 35 Stunden weit; sie hat mehre Dörfer, und das vorzüglichste liegt in SW.

Mayote hat keine geschützte Rhede, man kann aber mit einiger Vorsicht an einigen Theilen der Nordküste ankern, wo sich ein ziemlich ansehnliches Dorf befindet. Die Bewohner fürchten sich so sehr vor den Madagassen, statt sie stets mit Flinte und Zagaie bewaffnet ausgehen.

Mohila ist von einer Riffkette umgeben, in welcher man jedoch einige Einfahrten findet; sie hat zwei Flecken, einen in N., den andern in O. Der Häuptling dieser Insel hatte sich sonst der Herrschaft des Sultans von Anschuan entzogen, was einen Krieg veranlaßte, der mit der fast gänzlichen Entvölkerung von Mohila endigte, und die Madagassen haben nicht wenig dazu beigetragen, die Bevölkerung noch mehr zu verringern. Die Gesammtzahl der Einwohner auf diesem kleinen Archipele wird nur zu 25,000 Seelen angegeben.

Der 5. Grad südl. Br. durchschneidet beinahe die Mitte des Archipels der Seychellen; dieser besteht aus zwei Gruppen; jener der Amiranten in SW. begreift zwölf Inseln oder Inselchen; der von Mahe oder den Seychellen in NO. enthält dagegen dreißig. Sie sind auf zwei unermeßlichen Karallen- und Sandbänken verstreut, meist hoch und felsig. Mahe, die bedeutendste, die volkreichste und am besten bebaute, hat zwei vollkommen sichere Häfen; auch die Insel Pralin hat einen vortrefflichen. Die Atmosphäre ist fortwährend feucht. Quellen giebt es in großer Anzahl; die Temperatur ist fast immer erstickend heiß. Die Erzeugnisse dieses kleinen Archipels sind die der zwischentropischen Länder; das merkwürdigste ist die Cocusnuß, dem er den Namen giebt. Die Seltenheit dieser Frucht, ihre seltsame Form, ihre unbekannte Entstehung, alles trug dazu bei, ihr mächtige Eigenschaften beizulegen und Fabeln über ihre Existenz zu verbreiten. Der Naturforscher Sonnerat, dem wir diese Details entlehnen, setzt hinzu: „der Baum, der die Seecocusnuß trägt, wächst an vielen Stellen auf der Insel Pralin am Meeresrande; die meisten Früchte desselben fallen also in das Meer, an dessen Oberfläche sie schwimmen; der Wind treibt sie weiter und die Strömungen, die hier nach ONO. gehen, reißen sie mit bis an die Ufer der Malediven, das einzige Land, wo man diese Frucht vor der Entdeckung der Insel Pralin 1744 gefunden hatte. Die Europäer hatten ihr deshalb den Namen maledivische Cocusnuß gegeben und die Malediver nannten sie Tracaverne (Schatz); später wurde sie Salomonsnuß genannt, um ihr einen Namen zu geben, der dem angeblichen Wunder ihrer Entstehung entspreche. Da man den Baum nicht kannte, der sie trug, und ihn auch nicht entdecken konnte, so hatte man sich eingebildet, sie sey die Frucht einer Pflanze, die auf dem Boden des Meeres wachse, sie trenne sich los, wenn sie reif sey, und schwimme ihrer Leichtigkeit wegen auf der Flut. Es fehlte nur noch, um die Fabel zu vervollständigen, daß man dieser außerordentlichen Frucht die größten und seltensten Eigenschaften zuschrieb, und dies geschah allerdings bald genug. Man erzählte und glaubte es nicht blos in Indien, sondern in ganz Asien, der Kern der Meerescocusnuß habe alle die Eigenschaften, welche wir dem Theriak zuschreiben und die wir vielleicht übertreiben, und die Schale sey ein sicheres Gegenmittel gegen alle Arten von Giften. Die großen Herren von Hindostan kauften lange diese Frucht zu hohen Preisen. Sie ließen aus der Schale Tassen machen und dieselben mit Gold und Diamanten besetzen; sie tranken und trinken wohl noch nur aus diesen Tassen, weil sie überzeugt sind, daß das Gift, welches sie so sehr fürchten, weil sie sich selbst desselben nur zu oft bedienen, ihnen nicht schaden könne, wie mächtig es auch seyn möge, wenn sie ihre Getränke aus diesen heilsamen Bechern zu sich nähmen. Die Fürsten der maledivischen Inseln benutzten den allgemeinen Irrwahn und maßten sich das ausschließliche Eigenthum einer Frucht an, die, von den Wogen hergeführt, eigentlich dem angehören sollte, der sie fände.

Erst im Jahre 1768 bemerkte der französische Botaniker Commerson, der auf die Insel Pralin kam, diese Palme und nannte sie lodoïcea Sechellarum. Der Baum hat ein an der Oberfläche sehr hartes Holz, während das Innere mit weichen Fasern angefüllt ist; aus dem Stamme, wenn er gespalten und von dem faserigen Theile befreit ist, macht man Wassergefäße und Palissaden für Wohnungen und Gärten. Die Blätter braucht man zum Bedecken und Umgeben der Hütten; mit hundert Blättern kann man ein bequemes Haus machen, dasselbe bedecken, umgeben, die Thüren, Fenster und Scheidewände machen. Der Flaum an diesen Blättern dient als Wolle zur Ausstopfung von Matratzen und Kissen. Man macht Besen und Körbe aus den Blattrippen und aus den jungen getrockneten, in Streifen geschnittenen und geflochtenen macht man Hüte für Männer und Frauen.

Dieser von den Portugiesen entdeckte Archipel erhielt von ihnen den allgemeinen Namen „Amiranten-Inseln"; die Seychellen wurden Sette Irmaos genannt. Eine große Anzahl von Inseln, die sich weiter nach S. erstrecken, bestehen meist nur aus Felsen, die von Sand und Klippen umgeben und für die Seefahrer sehr gefährlich sind; sie sind von einigen Bäumen bedeckt und von Schildkröten besucht. Die bemerkenswertheste für die Geschichte der Schifffahrt ist Juan de Nova, die 1501 von einem Galizier im Dienste Portugals entdeckt wurde.

Die Seychellen gehören seit 1814 Großbritannien.

Kapitel VII.

Madagaskar.

Die arabischen Geographen sprechen von mehren Inseln im indischen Meere, und es ist gewiß, daß Madagaskar seit dem 12. Jahrhunderte von Schiffern aus dem arabischen Meerbusen und von der östlichen Küste Afrikas besucht wurde. Schon zu dieser Zeit entstanden arabische Colonien an den Küsten dieser großen Insel. Im Jahre 1500, als Petro Alvarez Cabral nach Quiloa kam, zählte der Sultan, der in dieser Stadt herrschte, unter seine Besitzungen die Comoro-Inseln und mehre Häfen von Madagaskar. Nach dem damals verbreiteten Gerüchte, daß Madagaskar oder, wie man damals sagte, die St. Lorenz-Insel, feine Gewürze erzeuge, begab sich Tristan da Cunha dahin, um sie sorgfältiger zu erforschen, als man es bis dahin gethan hatte; er fand aber nur Ingber, wilde Neger nnd einige Araber längs den Küsten, wo sie Comptoire hatten, deren Wichtigkeit und Sicherheit von ihren Colonien in Afrika abhing. Die Portugiesen versuchten es zu verschiedenen Malen sich da festzusetzen, aber immer ohne Erfolg. Die andern europäischen Nationen sind nicht glücklicher gewesen. Die Franzosen machten die häufigsten Versuche deshalb und bewirkten dadurch wenigstens, daß Werke über Madagaskar entstanden, die nicht ohne Verdienst sind; das von François Cauche, der von 1638 bis 1641 an der Ostküste bei dem Fort Dauphin sich aufhielt, gehört zu den merkwürdigsten. Die Einfachheit seiner Erzählung flößt Vertrauen ein und trotz seiner geringen Bildung erzählt er Dinge, die an das Wunderbare grenzen. Flacourt, der von 1648 bis 1655 einer französischen Niederlassung vorstand, veröffentlichte 1658 seine Histoire de la grande île de Madagascar. Er ist der erste Reisende, der davon eine allgemeine Beschreibung gegeben hat.

Ein anderer Franzose, der nur unter dem Namen Herr von B... bekannt ist, Provinzialcommissair der Artillerie in Frankreich, hat ebenfalls Madagaskar beschrieben. Er war 1664 nach dem Fort Dauphin gekommen, machte mehre Ausflüge in das Innere der Insel mit eingeborenen Häuptlingen gegen andere Häuptlinge, ihre Feinde, besuchte die Insel St. Marie und die Bai von Antongil in Gesellschaft Champmartins, der Gouverneur der Colonie war, nahm Theil an den Kriegen der madagassischen Häuptlinge unter einander, und konnte also die Sitten der Insulaner recht wohl kennen lernen. Souchu de Rennefort, der 1664 von der indischen Compagnie abgeschickt wurde, veröffentlichte 1668 nach seiner Rückkehr nach Frankreich den Bericht seiner Reise nach Madagaskar, und 1688 gab er über diese Insel ein noch wichtigeres Werk heraus. Dubois, der 1669 in dem Fort Dauphin ankam, fand da Mondevergue als Gouverneur; Champmartin war nur sein Stellvertreter. Im Jahre

1671 verließ Dubois, an allen Gliedern gelähmt, die Insel, wo er in dem Bezirke Anosse, 150 Stunden in N. von dem französischen Hauptposten, commandirt hatte. Sein Bericht erschien 1674. Während seines Aufenthaltes ersetzte La Haye, der Chef des Geschwaders, Mondevergue, und aus Eifersucht über das Ansehen Champmartins und La Cases, eines andern französischen Militairs, unter den Madagassen befahl er ihnen, einen kleinen König des Landes anzugreifen, der ihm seine Huldigungen nicht dargebracht hatte. Diese ungerechte Unternehmung hatte keinen Erfolg. D la Haye aber war so unwillig darüber, daß er das Fort Dauphin verließ und seine Leute nach Surate brachte. Auf seine Abreise folgte der Tod La Cases und Champmartin überlebte denselben auch nicht lange. Bald war es den Franzosen ganz unmöglich, sich länger in dem Fort Dauphin zu halten; die, welche der Metzelei entgingen, flüchteten sich nach Bourbon und Ile de France.

Robert Drury, ein Engländer, litt auf einem Schiffe, das von Indien kam, 1702 an der südlichen Küste von Madagaskar Schiffbruch und konnte sich mit seinen Unglücksgefährten retten. Sie wurden vor den König des Landes gebracht, der ihnen erklärte, sie müßten ihm bei der Bekämpfung seiner Feinde beistehen; statt aller Antwort bemächtigten sie sich seiner und seines Sohnes, um sie als Geißeln zu behalten während sie nach dem Fort Dauphin marschirten; nach einigen Tagen aber, als sie unkluger Weise diese Pfänder ihrer Sicherheit freigelassen hatten, wurden sie fast alle von den Madagassen ermordet. Einige hatten sich gerettet; Drury und drei junge Leute wurden geschont und als Sclaven in das Innere gebracht. Drury blieb da 15 Jahre, bald mit Bearbeitung des Landes, bald mit dem Hüten des Viehes beschäftigt. Bisweilen verwendete man ihn auch mit bei Kriegsunternehmungen und bei einer solchen Gelegenheit ergr ff er ein junges Mädchen, da er heirathete. Trotz der Liebe zu dieser seiner Frau fühlte er Widerwillen gegen das Sclavenleben und suchte eine Gelegenheit zum Entfliehen. Da seine Frau und ein Madagasse, denen er seinen Plan mitgetheilt hatte, sich aus abergläubischer Furcht weigerten, sein Schicksal zu theilen, so brach er allein auf und gelangte nach einer beschwerlichen Wanderung an das Ufer des Meeres. Nach vielen Abenteuern traf er einen von seinen Landsleuten, der zufällig auf der Insel zurückgelassen worden war und, da er kein Sclav war, leicht die Erlaubniß erhielt sich einzuschiffen. Drury verbrachte den Rest seines Aufenthaltes auf Madagaskar in minder harter Sclaverei und wurde endlich durch einen englischen Schiffscapitain losgekauft, der ihm einen Brief von seinem Vater überbrachte, dem er gemeldet hatte, daß er noch lebe. Als er zu seinen Landsleuten zurückkam, hatte er die englische Sprache fast vergessen und war überdieß durch die Sonnengluth so geschwärzt, daß man in ihm kaum einen Europäer erkannte. Bei seiner Rückkehr nach England 1717 erfuhr er den Tod seines Vaters, der ihm ein kleines Vermögen hinterlassen hatte. Sein Reisebericht wurde 1729 in London gedruckt.

Le Gentil und Rochon, französische Astronomen, kamen, der erstere 1761, der letztere 1770, nach Madagaskar und veröffentlichten die Beschreibung ihrer Reise. Du Petit-Thouars, ein berühmter Botaniker, der 1831 starb, hatte Madagaskar in den letzten Jahren des 18. Jahrh. besucht; er beschränkte sich auf die Beschreibung der Pflanzen dieser großen Insel; Commerson und Michaux, die minder glücklich waren als er, unterlagen dem Clima.

Chapelier, ein Reisender der französischen Regierung, hatte sich auf Madagaskar aufgehalten; ein Theil seiner Beobachtungen wurde von Epidariste Colin herausgegeben, der ihn auf Madagaskar gesehen hatte und seine Bemerkungen mit denen des erstern verband. In unsern Tagen sind Goudon, der Reisende des botanischen Gartens in Paris, und Ackermann, Chirurg, an verschiedenen Punkten der großen Insel gelandet und ihre Bemerkungen sagen das folgende:

Madagaskar, unter 12 bis 25° 45′ s. Br. und 40° 20′ und 48° 45′ östl. L. gelegen, ist 350 Stunden lang, 110 Stunden in der bedeutendsten Ausdehnung breit und hat einen Flächeninhalt von 25,000 Q.St., was jener von Frankreich ziemlich nahe kommt. Die wenig gezackte östliche Küste hat in N. die Bai von Antongil; die ungleichere Westküste besitzt keine so große. Die Insel St. Marie, unterhalb der Bai Antongil, ist die einzige von einiger Bedeutung, da die andern nur Felsen oder Klippen sind. Eine Bergkette, die im N. Ambohistenìene oder Aquiripi, in der Mitte Befur heißt, befindet sich in S. Ambastimenes oder Botismenes durchzieht Madagaskar der ganzen Länge nach; einige Gipfel davon haben eine Höhe von 1800 bis 1900 Toisen. Von seinen entgegengesetzten Seiten kommen schöne Flüsse herab, die theils in das indische Meer, theils in den Canal von Mozambique sich ergießen; fast alle haben herrliche Wasserfälle und fast alle bilden in dem gebirgigen Theile Seen. Unter andern bemerkt man den Manangareh und in der Nähe des Meeres den Nosse Bey, welcher schöne Inselchen enthält. Die Küsten sind meist von dichtem Wald bedeckt, der sich in die Ebenen wie auf die Höhen zieht. Ein Theil der Küsten ist sumpfig, was sie sehr ungesund macht, namentlich für die Europäer.

Das Innere ist wenig bekannt, doch weiß man, daß die Berge mehre Metalle enthalten, und man hat dort außerordentlich große Stücke von Bergkrystall gefunden, sowie Edelsteine von mäßiger Qualität. Sehr schöne Bäume zieren die Wälder; das Holz mehrer Arten ist zum Bau und für feine Tischlerarbeiten gut; alle Gewächse der Aequinoctialgegenden gedeihen in Fülle.

Unter den Thieren gleicht der Antomba dem Panther und der Farossa dem Schakal. Die Zebus, die Schafe mit dicken Schwänzen, die Ziegen, die Eber, die wilden Esel, alle Arten Geflügel und Wasservögel finden sich in Menge; die See- und Süßwasserfische sind sehr häufig. In den Flüssen giebt es viele Krokodile; von Insecten wimmelt es.

Die Einwohnerzahl von Madagaskar ist auf 4 Millionen geschätzt worden; sie bestehen in einer Urrace, die den Kaffern sehr ähnlich ist und mit denen sich Araber von der afrikanischen Küste vermischt haben. Ein Theil von ihnen ist sehr schwarz und hat das krause Haar der Kaffern, ein anderer besitzt eine Bronzefarbe und sehr langes schlichtes Haar. Die Menschen sind vortheilhaft gewachsen, oft heiter, aber apatisch und den sinnlichen Vergnügungen ergeben; die an der Ostküste gelten für gastlicher und minder grausam als die von der Westküste. Sie sind ziemlich allgemein tapfer, bedienen sich der Lanzen und bisweilen der Schießgewehre, und es mangelt ihnen nicht an Industrie; sie wissen baumwollene und seidene Zeuge, eiserne Geräthe, silberne Schmucksachen und Schurze von der innern Rinde eines Baumes zu verfertigen. Sie fangen die Wallfische, die an ihren Küsten ziemlich häufig sind, und fahren auf Piroguen, die sie Abends jedesmal an das Land ziehen.

Auf Madagaskar wird eine einzige Sprache mit einigen Dialectverschiedenheiten gesprochen, und man findet in derselben eine ziemlich große Anzahl arabischer und malaiischer Worte. Ihre Religion besteht in abergläubischen Gebräuchen und sie haben die Beschneidung.

Die Madagassen zerfallen in mehre Nationen, die theils unter erblichen kleinen Königen stehen, welche fortwährend im Kriege mit einander begriffen sind, um einander ihr Vieh und ihre Sclaven zu rauben, theils von Häuptlingen auf Zeit regiert werden und in einer Art unruhiger Freiheit leben.

Seit einigen Jahren haben die Ovas die Nationen umher unterjocht. Ihr Land begreift das Innere der Insel zwischen dem 16° und 19°. Ihr König Radama wollte dann seine Staaten civilisiren. Unterstützt von den Engländern disciplinirte er seine Truppen, baute feste Plätze und gründete Schulen zum Unterrichte der Jugend; er schickte selbst nach der Insel Mauritius und nach Europa einige seiner Unterthanen, damit sich dieselben in unsern Künsten und Wissenschaften unterrichteten. Man legte ihm den Plan bei, die ganze Insel zu unterjochen, als er 1828 starb. Seine Wittwe Ranawala Manjoka setzte seine Reformpläne fort und zeigte selbst Einsicht für die Handelsinteressen ihres Volkes.

Tananarive oder Emirne, die Hauptstadt der Ovas, liegt in der

Mitte eines großen Plateaus, wo sie einen bedeutenden Raum einnimmt, da die Hütten, aus denen sie besteht, unter den Bäumen verstreut sind und mehre kleine Flecken bilden. Ein Tempel, Paläste, das Mausoleum Radamas sind von Stein nach den Regeln der europäischen Architectur gebaut; ein französischer Baumeister von Mauritius errichtete dieselben. Englische Missionaire haben eine Buchdruckerei da angelegt, aus welcher bereits eine Uebersetzung der Bibel in madagassischer Sprache hervorgegangen ist.

Der nördliche Theil des Landes der Antawaren, das sich längs der Ostküste hin erstreckt, gehört zu dem Königreiche der Ovas; diese Antawaren machten sonst häufige Ausflüge nach den Comoro-Inseln. Man findet hier die Bai Wohemar, wo die Franzosen und andere Nationen Reis- und Rinderhandel treiben. Der südliche Theil enthält die Bai Antongil mit dem Hafen Choiseul, wo die Franzosen eine Niederlassung hatten. Tinting ist die Residenz eines kleinen madagassischen Königs, der in Frankreich erzogen wurde; gegenüber liegt die Insel St. Marie, die oft von den Franzosen besetzt wurde. Weiter nach S. ist Foulpointe der für den Handel wichtigste Ort der Betimsaras. Das Gebiet der Betanimenen ist das bevölkertste und fruchtbarste an der ganzen Küste. Tamatave, die Hauptstadt, die sonst nur ein kleines Fischerdorf war, ist der Hauptmarkt an der Ostküste geworden. Die Luft ist da gesünder als zu Foulpointe; es giebt weniger Wald und Sumpf. Der Hafen wird auch von den Handelsleuten von Mauritius und Bourbon mehr besucht. Es findet sich da eine geräumige Rhede und ein sicherer Ankerplatz. Man sieht in Tamatave kein bemerkenswerthes Gebäude, außer etwa der königlichen Wohnung, deren Holzbau sich von dem in den Colonien nicht unterscheidet; die andern sind Hütten mit Blättern. Einige Handelsetablissements, die von Weißen errichtet wurden, sind blos große auf gleiche Art gebaute und mit Palissaden umgebene Magazine. Die Cocuspalmen sind die einzigen Bäume, welche man auf diesem dürren vom Flugsande bedeckten Plateau findet. Ivondru, das mehr als Tamatave in S. liegende Gebiet, gehört demselben Häuptlinge. Mananzari und Malatane sind zwei Häfen, die besonders Reishandel treiben, in dem Lande der Antacimen.

Das Land Anossy, das südlichste von Madagaskar, ist unter mehre kleine unabhängige Häuptlinge getheilt, die meist für Frankreich günstig gestimmt sind. In diesem Lande finden sich die Insel St. Lucas und die Ruinen des Forts Dauphin.

An der Westküste ist die Bai von St. Augustin von mehren fast wilden Völkerstämmen umgeben. Weiter nach N. hat das Land der Seclaven den Hafen Bombetoc, der von den Völkern der Küsten von Mozambique und Zanguebar besucht wird. Diese besuchen auch Muzangaye, die Stadt, welche den stärksten Handel an dieser ganzen Küste treibt; die Araber bilden einen ansehnlichen Theil der Einwohner.

Herr Leguevel de Lacombe, franz. Reisender, dem wir einige Bemerkungen entlehnt haben, drückt sich so aus: „das sonstige Glück unserer beiden Niederlassungen an den Küsten von Madagaskar kann nicht in Zweifel gezogen werden, ob es gleich nur kurze Zeit anhielt. Ein unternehmender, muthiger und fähiger Mann, Flacourt, der die Direction hatte, vernachlässigte nichts, um die Herrschaft Frankreichs über Völker zu begründen, die die Natur begünstigt hat, indem sie ihnen mit einem fruchtbaren Boden das Fieber gab, das sie von den habsüchtigen Fremden befreit, welche sich bei ihnen festsetzen möchten.

„Flacourt schickte fortwährend Entdeckungsexpeditionen in den Theil der Insel an dem Fort, das er befehligte, und bewahrte in seinem Tagebuche sorgfältig die Berichte derjenigen auf, welche so glücklich waren, von solchen Unternehmungen zurückzukehren. Er selbst verwendete den größten Theil seiner Zeit darauf, die Sitten und Gebräuche der ihn umgebenden zu studiren. Und welches war das Resultat seiner Arbeiten? Fast nichts, denn wenn man die Antatschimen, die Antambulen, die Amgalen und die Bewohner von Mandrerei ausnimmt, unter denen er lebte und deren Geschichte er uns hinterlassen hat, so ist das Uebrige unbedeutend oder fabelhaft.

„Welche Länder haben seine Abgesandten während eines Aufenthaltes von mehren Jahren durchwandert? Höchstens eine Strecke von 40 bis 50 Stunden an der Küste eines Landes, das 800 im Umfange hat. Er selbst sagt, seine Agenten wären nicht weiter gekommen als Matatano, dem Lande der Anta-Ymuren, deren Aberglauben und seltsame Gebräuche er nicht einmal beschrieben hat. Man findet in seinem Buche kein Wort, nach dem man glauben dürfte, daß er die Existenz der Ova-Nationen und jene der Seclaven, die noch merkwürdiger ist, gekannt habe. Er spricht von Tigern, von Leoparden und andern Thieren und beschreibt sie, obgleich sicherlich Madagaskar niemals dergleichen hervorgebracht hat; denn wären sie auch ausgerottet worden, so würden sie doch gewiß in den Sagen erwähnt seyn, die von den Eingeborenen so sorgfältig aufbewahrt werden.

„Einige der Nachfolger Flacourts waren minder geschickt oder unglücklicher als er; andere, die nach Madagaskar nur gingen, um da ihr Glück zu machen, bereicherten sich in kurzer Zeit auf Kosten der Compagnie, die sie vertraten, und beeilten sich sodann nach Europa zurückzukehren, um das Erworbene zu genießen. Die meisten dieser ungetreuen Agenten verwendeten einen Theil ihrer Zeit darauf, die Madagassen zu bekehren, welche mit Abscheu das Christenthum von sich wiesen, das ihren Sitten ganz entgegen war und sie von den Gegenständen trennen mußte, die sie am meisten liebten; sie wichen nur der Gewalt, die fast immer von ihren Unterdrückern angewendet werden mußte. Die Zeit, welche ihnen dieser Bekehrungseifer ließ, benutzten sie zum Intriguiren, um die einträglichen Stellen zu erhalten, welche durch das Absterben der Inhaber häufig frei wurden.

„Die durch Erpressungen erschöpften und über die Unduldsamkeit unwillig gewordenen Madagassen faßten eines Tages einen verzweifelten Entschluß, und ermordeten alle die, welche von den Krankheiten verschont worden waren. Man sieht an der Südküste noch die Trümmer des Forts Dauphin und die Ruinen mehrer kirchlicher Gebäude.

„Seit dieser verderblichen Zeit sind die Küsten von Madagaskar, man müßte denn die unglücklichen Expeditionen von 1820 und 1829 für etwas rechnen wollen, nur von Schiffscapitainen von Mauritius und Bourbon besucht worden, welche nur so lange dort bleiben, als sie zur Einnahme ihrer Ladung brauchen, und weder Lust noch Zeit haben, das Land zu bereisen und sich über die Hilfsquellen desselben zu unterrichten. Zwar findet man einige handelnde Creolen und ehemalige europäische Matrosen in Tamatave und Foulpointe, aber die meisten derselben besitzen weder die Fähigkeit noch die Bildung zu einer solchen Reise. Sie ziehen überdies das sorglose Leben, das sie in ihren Hütten führen, den beschwerlichen Wanderungen durch die Wälder und Sümpfe vor; auch kennen sie kaum den Bach Maanarese, ob er gleich nur eine Viertelstunde von Tamatave entfernt ist."

Derselbe Reisende giebt merkwürdige Einzelnheiten über eine Classe der Bewohner von Madagaskar: „die Ampanyren, die eine eigenthümliche Caste bilden, sind ärmer als die andern Madagassen, die sie verachten, weil sie sich nicht die Mühe geben wollen, geräumige und dauerhafte Hütten zu erbauen, Heerden zu ziehen und Reis zu bauen. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von ihrer Faulheit zu machen, wenn man sie nicht selbst gesehen hat. Sie lassen sich in der Nähe des Meeres nieder, wo sie sich kleine Hütten von Blättern bauen, die so gebrechlich sind, daß sie zur Erbauung kaum die Arbeit eines Tages erfordern; sie haben immer am Feuer einige villangues oder irdene Töpfe mit Seewasser, und sie tauschen das Salz, das sie so erhalten, gegen die durchaus nothwendigen Lebensmittel aus; von dieser Industrie leben sie. Tritt man in ihre verräucherte Wohnung hinein, so sieht man Menschen, die sich von den übrigen Madagassen sehr unterscheiden, welche meist sehr reinlich sind. Sie sind von Schmuz und Ruß bedeckt, und Männer und Frauen tragen ein ceidic von Baumrinde. Dieser ceidic ist ein Zeugstück, das die Ma-

dagassen über dem Leibe zusammenschlagen. Jener der Sclaven ist so kurz, daß er kaum ihre Blöße bedeckt. Der ceidic der Frauen bildet eine Art Rock, ist viel weiter als jener der Männer und reicht bis unter das Knie."

Die Madagassen, welche das Wunderbare lieben und gern übertreiben, behaupten, die hohen Berge ihrer Insel würden von den Kimus bewohnt, Zwergen, die sich in Höhlen aufhielten und ein Hirtenleben führten. Einige Reisende haben diese Fabeln wiederholt, und Leguevel de Lacombe fragte deshalb die verständigsten Madagassen darüber; sie hielten alle die Kimus für fabelhafte Geschöpfe.

Kapitel VIII.

Die Insel Bourbon.

Mehre Franzosen faßten wegen der Ungesundheit Madagaskars den Entschluß, diese große Insel zu verlassen und Bourbon zu bewohnen, da sie wußten, daß die Luft dort sehr gesund sey. Sie brauchten die Vorsicht, Kühe, einen jungen Stier und Schafe mitzunehmen. Diese 1545 von Mascarenhas, einem portugiesischen Seefahrer, entdeckte Insel, war damals unbebaut, ob sie gleich 1649 von Flacourt im Namen des Königs von Frankreich in Besitz genommen worden war; sie erhielt damals den Namen Bourbon. Schon 1646 hatten sich von Madagaskar verbannte Franzosen dahin geflüchtet. Ludwig XIV. trat die Insel 1664 der indischen Compagnie ab, welche im folgenden Jahre einen Commandanten und 20 Arbeiter dahin schickte. Allmälig machte der Zuckerrohr- und Getreidebau Fortschritte. Im Jahre 1718 brachte man von Mokka Kaffeepflanzen dahin, die nach Wunsch gediehen.

Im Verlaufe des 18. Jahrh. wurde Poivre, der Intendant der franz. Inseln im indischen Meere, der Wohlthäter Bourbons durch seine weise Verwaltung und die Einführung mehrer neuer Landesproducte. Er wurde in seinen Bemühungen von mehren Ansiedlern, namentlich Joseph Huber, unterstützt, dem es gelang, den Muskatenbaum zu pfropfen.

Bourbon, das 100 Stunden östlich von Madagaskar liegt, hat eine runde Gestalt; nach der Bemerkung des Herrn Bory de Saint Vincent scheint die Insel aus zwei vulkanischen Bergen zu bestehen, dem Gros Morne in N., der seit langer Zeit erloschen ist, und dem Piton de Fournaise in S., der noch arbeitet. Der Piton de Neige, der 1800 Toisen über den Meeresspiegel sich hebt, ist der höchste Gipfel der Insel; der Vulkan und die beiden Gipfel des Brulé de Saint Paul, der große und der kleine Bernard genannt, haben eine fast gleiche Höhe. Wenn der Himmel vollkommen rein ist, sieht man den Piton de Neige von der Insel Mauritius aus.

Man schätzt die Länge der Insel Bourbon von NW. nach SO. auf 17 Stunden, ihre größte Breite von NO. nach SW. auf 12 Stunden und den Flächeninhalt auf 200 Q.Stunden. Von dem Meeresufer an hebt sich der Boden nach der Mitte zu. Im S. ist ein eine halbe St. breiter Streifen, der mit der Küste parallel läuft und durch das pays brûlé unterbrochen wird, alles, was man an dem Berghange urbar gemacht hat. Im Norden ist der Anbau ausgedehnter. Becken oder kleine Thäler, reißende Flüsse, die von perpendiculairen Wänden eingeschlossen sind, kleine Berge in diesen Thälern und Flüssen, deren Lauf sie hemmen, Basaltprismen, die oft in regelmäßigen Säulenreihen stehen, Lager der verschiedensten Lava, tiefe Risse, Spuren einer allgemeinen Umstürzung, alles deutet, wie Bory de Saint Hilaire bemerkt, auf frühere und schreckliche physische Erschütterungen.

Die Flüsse verwandeln sich in der Regenzeit in Wildbäche; einige gewähren ein bemerkenswerthes Aussehen, namentlich der Felsenfluß (rivière des Roches), der eine sehr schöne Cascade bildet. (Taf. 7. Abb.) Ein Weg, der um die Insel herumführt, ist nur an manchen Stellen gehbar.

Die Bewohner von Bourbon theilen ihre Insel in den Wind- oder Ostheil, der der lachendste ist, und in den Theil unter dem Winde, der für den reichsten gilt, ob er gleich am wenigsten bewässert ist. Der erstere, wo die Temperatur durch fortwährende Winde abgekühlt wird, erinnert oft an die südlichen Provinzen Frankreichs; er ist besser bebaut und das Clima ist milder als in dem zweiten.

Längs der Küste ist die Hitze von dem Ende des Novembers bis zum Anfange des Aprils außerordentlich groß; zum Glück findet man eine Zuflucht gegen diese glühende Temperatur, wenn man nach den Wohnungen hinaufgeht. Selten zeigt der Thermometer am Fuße der Berge weniger als 14 und mehr als 30°. Die häufigsten Winde sind die Südostwinde. Die Orkane richten oft große Verheerungen an, und da die Insel an ihrem ganzen Umfange weder eine Rhede noch einen sichern Hafen enthält, so müssen die Schiffe sich eilig entfernen, sobald sie Zeichen eines Sturmes bemerken. Uebrigens ist das Clima außerordentlich gesund. Der vulkanische Boden ist höchst fruchtbar und trägt die Erzeugnisse der gemäßigten Regionen und der Aequator-Länder.

Kapitel IX.

Die Insel Mauritius.

Mascarenhas, der die Insel Bourbon entdeckt hatte, sah zuerst auch Mauritius, die er Cerne nannte; sie war unbewohnt; die Portugiesen bildeten dort auch keine Niederlassung. Die Holländer nahmen sie später in Besitz und nannten sie, nach dem Gründer ihrer Unabhängigkeit, Moritz-Insel. Sie gaben sie 1712 wieder auf. Darauf kamen 1721 die Franzosen, die sie behielten bis 1814, zu welcher Zeit sie dieselbe an Großbritanien abtraten. Sie liegt 35 Stunden in ONO. von Bourbon, bildet ein unregelmäßiges Oval, ist von NO. nach SW. 14 Stunden lang und von O. nach W. 7 St. breit; der Flächengehalt beträgt 100 Q.St. und man giebt ihr 45 St. im Umfange. Ihre Küsten sind durch viele Buchten und Vorgebirge ausgezackt und bilden zwei gute Hafen, den in NW. oder Port Louis, und den großen Hafen oder Port Bourbon, in SSO. der Insel.

Nach Bernardin de Saint Pierre ist der NO.Theil der Insel merklich eben, der SO.Theil dagegen ganz von Bergketten von 300 bis 350 Toisen Höhe bedeckt; die höchste von allen, an der Mündung des Schwarzen Flusses, mißt 424 Toisen. Die Insel wird von mehr als 60 Bächen bewässert, deren einige in der trockenen Jahreszeit kein Wasser haben, besonders seit man viel Wald niedergeschlagen hat. Das Innere der Insel ist voll von Teichen, und es regnet fast das ganze Jahr hindurch, weil die Wolken an den Berggipfeln und Wäldern auf denselben hängen bleiben. Bory de Saint Vincent sagt: „die mehr oder minder von dem Ufer entfernten Klippen machen die Annäherung für alle Fahrzeuge, die etwas in Wasser gehen, außerordentlich gefährlich. Der Boden hebt sich von der Küste an nach der Mitte zu, wo sich ein bewaldetes Plateau von 200 bis 250 Toisen Höhe findet. In der Mitte dieses Plateaus sieht man einen conischen und sehr spitzigen Berg genau von der Form eines Zuckerhuts, der seiner Lage wegen die Spitze der Mitte genannt worden ist; seine Höhe beträgt 302 Toisen. Die andern Berge der Insel, die von einander getrennt sind, scheinen kleine isolirte Systeme zu bilden, die alle sanft nach dem Meere zu abfallen und mehr oder minder steil nach dem Spitzberge in der Mitte aufsteigen. Der Piter Boot in SSO. von diesem Spitzberge ist der höchste Gipfel der Pouce-Kette. Nach Lacaille beträgt die Höhe 420 Toisen; auf dem Gipfel befindet sich ein ungeheurer und unzugänglicher Felsen, den man in großer Entfernung vom Meere aus sieht und der einem Kopfe gleicht. (Taf. 7. Abbild.) Von diesem Punkte ziemlich in der Mitte gehen verschiedene Ausläufer aus, die durch mehr oder minder breite Risse unterbrochen sind. Von dem Gipfel des Pouce überblickt das Auge die ganze Insel."

Ihr Aussehen zeigt an, daß sie durch vulkanisches Feuer umgewälzt wurde. Der Boden ist in dem nördlichen Theile kalkig; übrigens verräth alles die Wirkung der Vulkane, aber es ist sehr schwer, heute den Punkt zu finden, wo der Hauptkrater lag; „Erschütterungen," sagt Bory, „Einsenkungen, die Zeit, der Regen, die Vegetation, die Winde, der Anbau, alles trug dazu bei, die Oberfläche der Insel umzugestalten; man konnte blos annehmen, nach der Disposition der Küstensysteme der Berge, daß der Mittelpunkt sonst die Höhlung eines ungeheuern Vulkanes war, dessen Wölbung eingestürzt ist, und daß nach diesem großen Ereignisse der Spitzberg in der Mitte der letzte Ausweg einer ersterbenden Kraft war, die sich über den Trümmern des alten Gebirges erhob.

„Piter Boot und Le Pouce, die beiden bedeutendsten Gipfel, die sich in großer Entfernung befinden, sind von Wolken umgeben, die entweder dahin gezogen werden, oder sich da bilden; besonders früh bemerkt man Nebel da, und wenn die Kühle der Nacht, die fast plötzlich aufhört, durch die Wärme des anbrechenden Tages ersetzt wird, sieht man diese Dünste, dem Drucke des neuen Fluidums nachgebend, das sich in der Atmosphäre verbreitet, mit mehr oder minder großer Schnelligkeit nach dem Meere zu fliehen.

„Die Feuchtigkeit, welche diese Wolken verbreiten, erhöht die Stärke der Vegetation, welche die fast nackten Felsen dieser Oerter schmückt; die Gewächse dieser Berge sind so kräftig auf ihren Gipfeln, wie meist an den verbrannten Seiten mager und schwach. Besonders zeichnen sich die Farrnkräuter durch ihre Zierlichkeit aus."

Die Creolen haben einen sehr großen Teich in dem höchsten Theile der Ebene dieser Insel das große Bassin genannt. Sie sehen es für ein Wunder an, weil es immer voll Wasser ist; aber nach der sehr richtigen Bemerkung Milberts erklärt sich diese Eigenthümlichkeit leicht, weil man ziemlich weit hinabsteigen muß, um an die Ufer zu gelangen, weil es zwischen gut bewaldeten Bergen eingekeilt liegt, weil fast unmerkliche Wasserzuflüsse durch die poröse Lava derselben hervorbringen, die unterirdischen Zuflüsse zu verschweigen, welche das Auge nicht zu entdecken vermag. Er ist von großen Bäumen begrenzt, deren dichtbelaubte Zweige sich über seine Oberfläche breiten und viel dazu beitragen, die Feuchtigkeit aus den Wolken anzuziehen. Mit Unrecht hat man behauptet, sein Wasser stehe immer gleich hoch, selbst in der Regenzeit; Milbert hat erkannt, daß das Niveau ansehnlich wechselt.

Die vier heißesten Monate des Jahres sind October, November, December und Januar; in dem letztern und dem Februar brechen die Gewitter und Stürme los; der December ist die Zeit der Orkane, die bisweilen so großen Schaden an den Schiffen auf den Rheden oder an den Küsten und selbst an den Häusern anrichten; Donner hört man selten; noch seltener ist der Hagel. In einigen Ebenen beträgt die größte Hitze 22° und die geringste 14°; selten steigt der Thermometer im Schatten auf 25°. Die Nächte sind meist frisch, so daß man Reif an den Pflanzen und Sträucher sieht. Längs der Küsten beträgt die Hitze bisweilen 30 Grad. Die SO- und SSO-Winde bringen eine heilsame Frische, während die Winde aus Nord und West, besonders die aus NW. Regen und Gewitter herbeiführen.

Die Fruchtbarkeit des Bodens ist in den Theilen bemerkenswerth, wo man die natürlichen Bewässerungen zu benutzen verstand. Ungefähr ein Fünftel der Insel ist angebaut. Mahe de La Bourdonnaie führte das Zuckerrohr, die Baumwolle und den Indigo ein; Poivre ließ den Muskatnuß-, den Nelkenbaum und andere edele Gewürzpflanzen kommen; der bemerkenswertheste Baum, der auf der Insel einheimisch ist, ist der Ebenholzbaum. Die Mais- und Weizenernten gnügen zum Verbrauche nicht.

Unter den Thieren sind die Affen in hohem Grade lästig wegen ihrer Verheerungen auf den Feldern; die Ameisen sind der Schrecken der Ansiedler, die viele Mühe haben, die Früchte und andere eßbare Gegenstände vor den Angriffen derselben zu schützen. Die Termite und der Kakerlat sind nicht minder gefährlich für die Wälder, die Meubles und das Papier.

Port Louis, die Hauptstadt von Mauritius, ist gut gebaut; unter den einzelnen Bezirken der Insel enthält Pamplemousses den schönen von Poivre angelegten Staatsgärten, dessen Leitung Cere lange über sich hatte. Im O. von diesem Bezirke wird das Anse des Prêtres genannte Thal von dem Latanenflusse bewässert, und in dieses einsame Thal hat Bernardin de Saint Pierre die Wohnung Pauls und Virginiens verlegt. Der Reisende sucht vergebens die Bambusallee, welche nach der Kirche von Pamplemousses führt. Ob sie gleich nur in der Phantasie des Dichters existirt hat, wurde sie doch von Isabey so schön abgebildet, daß man gern an ihre Wirklichkeit glaubt und die Reisenden mit Bedauern sie nicht finden. Das Unglückliche Cap in S. der Insel und die Grabesbai (baie du Tombeau) an der Ostküste erinnern an die Catastrophe, welche so rührend von Bernardin de Saint Pierre erzählt worden ist. Man schätzt die Einwohnerzahl der Insel auf 90,000; 11,000 davon sind Weiße, 14,000 freie Neger und Farbige und 65,000 Sclaven. Unter den Farbigen giebt es Madagassen und Malabaren.

Die Insel Rodrigo oder Diego Ruys gehört zu Mauritius, von welcher sie 125 Stunden in NO. liegt. Sie hat nur eine Länge von 7 Stunden und eine Breite von 1½ Stunde. Es ist ein Felsen, auf dem ein kleiner Theil bebaubaren Bodens nur einen im Verhältniß zu dem dürren und unfruchtbaren Sande sehr geringen Raum zeigt; einige Bäche liefern den nicht zahlreichen Bewohnern das Trinkwasser. Die Schildkröten und Krabben sind da sehr zahlreich und das Meer enthält sehr viele Fische.

Auf dieser Insel hielt sich François Leguat nebst einigen andern Franzosen, die in Folge des Widerrufes des Edictes von Nantes ihr Vaterland verlassen mußten, von 1691 bis 1693 auf. Sie waren die ersten Europäer, welche dieses Eiland bewohnten. Leguat hat eine Beschreibung davon gegeben.

Andere Inseln ziehen sich nach N. bis zu den Seychellen und man sieht eine Reihe derselben, die in verschiedenen Entfernungen fast bis zu den Malediven reichen.

Kapitel X.

Das Kaffernland.

Kehren wir zu dem afrikanischen Festlande zurück, das wir bei der Bai Lorenzo Marques verlassen haben, so finden wir das Land, welches Kaffernland genannt wird. Man bestimmt die Grenzen desselben in S. bei dem Groote Vis Rivier (großen Fischflusse). Es liegt zwischen 23° 30′ und 33° 20′ südl. Br. und 24° 20′ und 31° 30 östl. L., seine Länge von N. nach S. beträgt beinahe 270 und seine Breite 100 St.

Der Name des Landes kommt her von Kaffer oder Kafir, was im Arabischen ein Ungläubiger bedeutet. Er bezeichnet eine große Anzahl von einander verschiedener Nationen; die arabischen Geographen hatten ihn auf das ganze Innere von Afrika angewendet, wohin ihre Religion nicht gedrungen war; allmälig aber verringerte sich die Ausdehnung auf den Karten und man beschränkte ihn auf die Gegend, deren Größe wir bereits angegeben haben. Sie ist noch ziemlich unvollkommen bekannt. Die Kaffer-Völkerschaften haben nach dem Zeugnisse der Reisenden mit den Negern nichts gemein als etwa die Farbe der Haut und des Haares; ihr Kopf ist nicht länglich und die Linie von der Stirn bis zum Kinne läuft convex; ihr Haar ist schwarz, wollig, rauch anzufühlen und der Bart dünn. Alberti, ein niederländischer Reisender, dem man eine gute Beschreibung des Landes dieser Völker verdankt, nennt sie groß und gut gewachsen. Die Frauen unterscheiden sich sehr von den Männern durch die Größe; aber ihre Umrisse sind schön abgerundet und sehr anmuthig; beide Geschlechter haben eine glatte und weiche Haut. Die Kaffern bestreichen sich den Körper mit gepulvertem und mit Wasser angerührtem rothen Ocker, dem man bisweilen den Saft einer wohlriechenden Pflanze

hinzusetzt. Damit dieser Anstrich halte, bedeckt man ihn mit einem Fettanstriche. Sie erfreuen sich im Allgemeinen einer guten Gesundheit und verdanken dieselbe der Einfachheit ihrer Nahrungsmittel, die in dem Fleische des Wildes oder vielmehr ihrer Heerden, das meist gebraten wird, in Milch, Sorgo und Obst besteht. Das Wasser ist ihr einziges Getränke. Diejenigen, welche in der Nähe der europäischen Ansiedler leben, sind begierig nach Wein und geistigen Getränken; sie lieben den Tabak sehr; Männer und Frauen rauchen den, welchen sie geerntet und mit dem Blatte einer andern Pflanze, danka genannt, vermischt haben.

Die Hauptkleidung der Kaffern besteht in einem Fellmantel, an dem die rauhe Seite nach innen gekehrt ist. Der des Mannes ist gerade nur so weit, daß er vorn zugemacht werden kann; er reicht bis an die Waden und wird auf der Brust mit einem Riemen zusammengehalten, wenn es kalt oder feucht ist; ist es dagegen mild, so läßt man ihn offen stehen, so daß der Unterleib und die Schenkel nackt bleiben. Der obere Theil des Mantels bildet um den Hals eine Art umgeschlagenen Kragen. (Taf. 9. Abbild.) Ist es sehr warm, so legt der Kaffer seinen Mantel ganz ab; auf der Wanderung trägt er ihn auf einem Stocke auf der Achsel.

Von der Zeit der Pubertät an befestigen die Männer an dem Gürtel eine Art Schurz von verschiedener Form, die sie mit Glasperlen oder kupfernen Ringen an einem Riemen verzieren.

Die Mäntel der Frauen umhüllen den Körper so, daß das eine Ende unter das andere geschlagen werden kann und auf diese Weise der Busen bedeckt ist. Darunter tragen sie einen Gürtel von dünnen Riemen, der mittelst eines Riemens festgebunden wird, welcher über die Hüften geht. Die Frauen gehen nicht wie die Männer barhäuptig, sondern tragen eine Mütze von Antilopenhaut, deren Haare nach außen gekehrt sind; sie schmücken sie mit mehren Reihen kupferner oder eiserner Ringe, und da dieser Kopfputz nach vorn gebogen ist, so reichen die Ringe fast auf die Augenlider herab. Die Mütze wird ebenfalls durch Riemen um den Kopf festgehalten. Die reichen Frauen verzieren die Nähte mit Glasperlen. (Taf. 8. Abbild.) Die Frauen arbeiten die Kleidungsstücke für beide Geschlechter; statt des Zwirnes bedienen sie sich der Sehnen von Thieren, die man dörrt und dann theilt, indem man sie mit einem Kiesel schlägt und sodann zwischen den Händen reibt.

Die Waffen der Kaffern sind die Zagaie, die Keule und der Schild; die Keule besteht in einem meist dritthalben Fuß langen und zehn Linien dicken Stocke, der in einem faustdicken Knoten endigt. Sie bedienen sich dieser Waffe beim Zweikampfe mit unglaublicher Geschicklichkeit, versetzen mit der einen Hand Schläge und pariren mit der andern die des Gegners mit dem Schilde. (Taf. 8. Abbild.)

Den Feind unversehens anzugreifen und ohne ihn vorher durch eine Kriegserklärung gewarnt zu haben, wird von den Kaffern für eine tadelnswerthe Handlung gehalten. Deshalb zeigt ein Stamm, welcher den andern bekriegen will, dies durch Herolde an, die als Zeichen ihrer Eigenschaft oder der Art ihrer Botschaft einen Löwen- oder Leopardenschweif tragen; alsbald werden alle waffenfähigen Männer aufgefordert, sich zu ihrem Häuptlinge zu begeben. Sind sie versammelt, so wird eine große Anzahl Vieh zu einem Mahle geschlachtet; man tanzt und überläßt sich der Freude bis zum Augenblicke des Aufbruchs. Kein Krieger kann sich, bei Strafe der Confiscation seiner ganzen Habe, der Aufforderung zum Kriege entziehen. Wenn ein höchster Häuptling den Krieg unternimmt, so werden nur die Führer von dem Zwecke der Expedition unterrichtet; die gemeinen Krieger müssen blind gehorchen.

Ehe man den Feldzug beginnt, vertheilt der oberste Häuptling an die Führer und selbst an gemeine Krieger, die sich durch ihre Tapferkeit auszeichneten, Straußenfedern, mit denen sie ihren Kopf schmücken; dann bricht das Heer auf und nimmt alles Vieh mit sich, dessen sie benöthigt zu seyn glaubt. Kommt man in der Nähe des feindlichen Lagers an, so wird Halt gemacht; dann melden die Herolde die Ankunft und wiederholen die Gründe zur Kriegserklärung. Hat der Feind noch nicht alle seine Streitkräfte beisammen, so meldet er dies dem Gegner, der sodann den Angriff verschieben muß, bis der Andere bereit ist ihn zu empfangen.

Zum Schlachtfelde wählt man eine flache Ebene ohne Gebüsch, wo nichts den Blick hemmt und Ueberrumpelungen begünstigt. Die beiden Parteien rücken gegen einander bis auf etwa hundert Schritte und stoßen dabei ein gewaltiges Geschrei aus. Man beginnt damit, die Zagaien gegen einander zu werfen, die man auf beiden Seiten aufliest, um sich derselben von neuem zu bedienen. Der Häuptling befindet sich fortwährend im Mittelpunkte seiner Linie, wo auch die Führer ihren Platz haben; andere halten sich im Rücken auf, um die Flucht zu hindern. In dieser Ordnung kämpft man weiter; die beiden Parteien bemühen sich fortwährend einander näher zu kommen; ist der Widerstand hartnäckig, so folgt ein Kampf Mann gegen Mann, und in diesem Gedränge bedient man sich der Keulen, bis eine der beiden Parteien nachgeben und das Schlachtfeld verlassen muß. Am häufigsten ergreift der schwächere Theil die Flucht, ehe es zu diesem Handgemenge kommt. Sobald die Flucht beginnt, bemühen sich die Sieger die Besiegten zu verfolgen, besonders um sich des Viehes, der Frauen und Kinder zu bemächtigen. Ist die Verfolgung vorüber, so läßt der siegreiche Häuptling sogleich einen Theil des Viehes zu einem Festmahle für die Seinigen schlachten.

Wenn die Nacht die Kämpfenden trennt, ehe das Schicksal der Schlacht entschieden ist, so ruft man von einem Heere dem andern zu, es werde gut seyn, die Waffen bis zum andern Tage niederzulegen. Alsbald entfernen sich die beiden Parteien einige tausend Schritte von einander und stellen Wachen aus, um jeden Ueberfall zu vermeiden. Bisweilen benutzt man von beiden Seiten dieses Einstellen von Feindseligkeiten, um Vorschläge zur Versöhnung zu machen. Wenn einer der Häuptlinge auf die Vorstellungen seiner Befehlshaber hört, die ihm die Möglichkeit eines unglücklichen Ausgangs auseinandersetzen, so läßt er seinem Gegner durch Herolde Friedensbedingungen vorlegen. Scheitern die Unterhandlungen, so kann die zum Kriege geneigte Partei die Feindseligkeiten am andern Tage nicht fortsetzen, ohne dies in aller Form angekündigt zu haben.

Wird ein definitiver Friede geschlossen, so ist die erste Bedingung immer die, daß der besiegte Häuptling seinen Sieger als seinen Obern anerkenne und ihm Huldigung leiste. Unmittelbar nachher werden die Frauen und Kinder freigelassen; nur einen Theil des geraubten Viehes behält man; die übrige Beute wird unter die Krieger vertheilt, welche sie machten. Sind die Parteien in ihre Wohnungen zurückgekehrt, so schickt der Besiegte zum Zeichen seiner Aufrichtigkeit dem Sieger einige Rinder, und dieser regalirt seine Leute wie vor dem Aufbruche zum Kampfe.

In den Schlachten erleiden die beiden Heere keine so großen Verluste, als man nach der Art glauben sollte, wie sie kämpfen; die Zahl der Todten auf jeder Seite ist nicht sehr bedeutend, was wahrscheinlich von der Stellung herrührt, die der Häuptling immer in der Mitte einnimmt. Er kann von den Seinigen nicht mehr Kühnheit verlangen, als er selbst zeigt, und da die Krieger selbst für ihren Theil keinen großen Gewinn von dem Siege erwarten dürfen, so kann er nicht hoffen, daß sie sich mit Unerschrockenheit auf die feindlichen Reihen stürzen, wenn er nicht das Beispiel dazu giebt, so daß die Tapferkeit einer Kaffernarmee gänzlich von der ihres Führers abhängt.

Ein entwaffneter Feind, der mit der Hand ergriffen und gefangen genommen wird, darf nicht getödtet werden; nach dem Friedensschluß erhält er ohne Lösegeld seine Freiheit. Die Person der Herolde wird immer geachtet, und wenn bei gegenseitiger Erbitterung eine Verletzung dieses geheiligten Gebrauches zu erwarten steht, so werden die Frauen als Unterhändler geschickt, besonders während des Waffenstillstandes. Hält sich ein Häuptling nicht für mächtig genug, seine Forderungen aufrecht zu erhalten oder seine Rechte selbst vertheidigen zu können, so sucht er sich einen Bundesgenossen. Begünstigt der Sieg die Verbündeten, so erhält der Bundesgenosse die Hälfte der gemachten Beute.

Was wir eben erzählt haben, bezieht sich besonders auf den Stamm der Kussas, der am nächsten der Küste wohnt. Alle ohne Ausnahme haben sich gastlich und mild gezeigt. Waren sie bisweilen unmenschlich und grausam, so haben die Reisenden dies den Angriffen der Europäer beigemessen. Lange nahmen sie an den Küsten die Schiffbrüchigen mit mitleidiger Huld auf und begleiteten sie oft mehre hundert Meilen weit nach S., nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, oder nach N., nach Sofala. Die im Innern nahmen ebenfalls die ersten Europäer gut auf. Die portugiesischen Geschichtschreiber erzählen, Vasco de Gama habe die Kaffernstämme mit Eisenlanzen bewaffnet und mit kupfernen Ringen geschmückt gefunden; sie waren so zuvorkommend, so gastfrei und vertrauensvoll, daß er die Küste das Friedensland nannte.

Ludwig Alberti war 1806 Commandant des Forts Frederic in der Bai von Algoa; sein Aufenthalt dort und sein häufiger Verkehr mit den Kussas gaben ihm Gelegenheit sie gut zu beobachten. Später sind Reisende von dem Cap aus zu mehren andern Nationen gegangen, die man unter dem allgemeinen Namen der Kaffern begreift. Wir werden auf ihre Berichte zurückkommen, wenn wir die berühmte Colonie beschrieben haben, die lange im Besitz der Holländer war und jetzt Großbritanien gehört.

Kapitel XI.

Die Ansiedelung am Vorgebirge der Guten Hoffnung.

Im Jahre 1486 fuhr Bartholomäus Diaz, ein portugiesischer Seefahrer, zuerst um das Vorgebirge der Guten Hoffnung, ohne indeß dasselbe zu bemerken. Heftige Winde trieben ihn nach O. nach einer Bai, die er Dos Vaqueros (Kuhbai) wegen der großen Anzahl Heerden mit deren Hirten nannte, welche er an der Küste sah; er war damals 40 Stunden in O. von dem Vorgebirge. Von Zeit zu Zeit hatte er Neger ausgesetzt, die er von Portugal mitgebracht und reich gekleidet hatte, damit sie sich die Achtung der Eingeborenen erwürben. Er gab ihnen auch Waaren, damit sie Tauschhandel treiben könnten und Nachrichten über das Land einzögen; die Bewohner der Küste waren aber zu schüchtern, als daß man irgend eine Nachricht von ihnen erhalten könnte. Als das auf zwei Schiffe herabgekommene Geschwader des Diaz in der Bai von Algoa erschien, murrte die Mannschaft und verlangte zurückzukehren, weil die Lebensmittel erschöpft waren. Es gelang indeß Diaz, sie durch seine Ermahnungen zu vermögen, noch 25 Stunden weiter zu fahren. Die Portugiesen erreichten so die Mündung eines Flusses, den sie Rio do Infante nannten und der jetzt der Groote Vis Rivier heißt. Man kann sich denken, wie groß die Freude und Ueberraschung des Diaz und seiner Gefährten waren, als sie auf ihrer Rückkehr nach W. mitten in einem schrecklichen Sturme das Vorgebirge erblickten, das sie so lange gesucht hatten. Sie errichteten da ein Kreuz und widmeten dieses Land dem heiligen Philipp. Nachdem Diaz die Lage des Vorgebirges bestimmt und die Baien und Häfen in der Nähe gemustert hatte, setzte er seine Fahrt nach Portugal fort. In dem Berichte, den er dem Könige Juan II. von seiner Reise erstattete, ließ er sich weitläufig über die Schwierigkeiten aus, mit denen er zu kämpfen gehabt, um das von ihm entdeckte Vorgebirge zu umfahren, das er deshalb Cabo Tormentoso (Sturmcap) genannt hatte; der König aber, der einsah, daß der Weg um dieses Vorgebirge die Straße nach Indien öffnen müsse, nannte es Cap der Guten Hoffnung, welcher Name geblieben ist.

Bei ihren häufigen Reisen nach Indien hielten die Portugiesen bei dem Vorgebirge der Guten Hoffnung an, aber sie gründeten keine dauernde Niederlassung daselbst. Im Jahre 1600 gründeten dagegen die Holländer im Anfange ihres Verkehres mit Indien eine Station am Cap, um ihre vorbeifahrenden Schiffe mit Lebensmitteln versehen zu können; aber erst 1652 unter der Leitung Van Riebecks bauten sie dort eine Stadt und fingen an, ihre Eroberungen im Innern auszudehnen. Die Hottentotten setzten ihnen keinen Widerstand entgegen. Die anfangs von Holländern bevölkerte Colonie wurde durch eine große Anzahl Franzosen vermehrt, die ihr Vaterland nach dem Widerrufe des Edictes von Nantes verlassen hatten; auch Deutsche ließen sich da nieder. Im Jahre 1795 bemächtigten sich die britischen Truppen des Caps; der Friede von Amiens (1802) gab es aber an Holland zurück. Im Jahre 1806 fiel es von neuem in die Gewalt Großbritaniens, dem es nach dem Vertrage von 1814 verblieben ist und das es bedeutend vergrößert hat.

Dieses Land liegt zwischen 29° 50′ und 34° 50′ s. Br. und 15° 15′ und 26° 10′ östl. L. Die Länge beträgt ungefähr 200 Stunden, die mittlere Breite 75 und der Flächeninhalt 14,500 Q.Stunden. Es ist in S. von dem indischen Meere, in W. von dem atlantischen Oceane, sonst aber von den Ländern begrenzt, wo Kaffern- und Hottentottenstämme leben.

Diese letztern sind die Eingeborenen, welche die Portugiesen da fanden; sie bildeten Völkerschaften, die entweder unterjocht, oder nach N. zurückgedrängt wurden. Sie haben eine dunkelgelbe Farbe, die der eines vergelbten Blattes gleicht; ihre Züge sind häßlich, die Nase sehr eingedrückt, die Augen bedeckt, nur in der Länge geöffnet, sehr weit von einander abstehend, bräunlich und nach den Schläfen hinauslaufend; die sehr markirten, obgleich dünnen und nicht vorspringenden Augenbrauen, leicht gekräuselt; das oben sehr breite Gesicht endigt sich spitz; die Backenknochen stehen sehr weit vor; der Mund ist groß, aber mit sehr weißen Zähnen geschmückt; die schwarzen oder nur braunen Haare sind ungemein kurz, wollig und stehen in einzelnen kleinen Büscheln; die Stirn ist vorstehend, besonders an dem obern Theile, dann platt und oft selbst eingedrückt. Von vorn gesehen erinnert das Gesicht der Hottentotten sehr genau an das der gelben Völker der Alten Welt und an das einiger Stämme des südlichen Amerikas; im Profil aber ist es gänzlich verschieden und wahrhaft häßlich; die bläulichen Lippen ragen wie ein wahrer Rüssel vor und an denselben öffnen sich fast der Länge nach und auf die seltsamste Weise die Näsenlöcher. Auf den Oberlippen und unter dem Kinne bemerkt man sehr wenig Bart, nie sieht man dergleichen vor den Ohren, dessen Muschel mehr von vorn nach hinten, als von hinten nach vorn geneigt ist. Der Fuß nimmt bereits eine von dem unserigen und dem der Neger so verschiedene Form an, daß man die Fußtapfe eines Hottentotten auf den ersten Anblick erkennt. Sie sind meist von mittlerer Größe, aber gut gewachsen und haben kleine Glieder. Die Frauen, deren Züge sich wenig von denen der Männer unterscheiden, verlieren, sobald sie Mütter worden sind, die anmuthigen Formen ihres Körpers, und wenn sie älter werden, erlangen ihre Brüste eine außerordentliche Dicke, ihr Unterleib steht vor und ihre Hinterbacken erhalten einen ungeheuern Umfang.

Alle Reisende schildern die Hottentotten als ein sanftes friedliches, ehrliches, treues, menschliches und anhängliches, aber apathisches, faules und schüchternes Volk von geringem Verstande und empörender Unreinlichkeit. Die Hauptkleidung des Hottentotten besteht in einem Mantel von Schaf-, Gazellen- oder einem andern Thierfelle; ein Fellgürtel ist in Riemen geschnitten, dessen Enden auf die Mitte des Schenkels fallen; die Frauen fügen zu diesem Gürtel eine kleine acht Zoll lange Schürze und hinten ein Schaffell, das bis auf die Waden hinunterreicht. Sonst schlangen die Hottentotten um den Hals, die Arme und Beine Eingeweide von Thieren, die sie geschlachtet hatten und die sie nicht einmal wuschen, sondern dörren ließen und endlich verzehrten. Diese Sitte ist noch nicht ganz abgekommen, aber die Frauen haben statt dieses schmuzigen Putzes Schnuren von Glasperlen oder andere kleine Schmucksachen von Metall angenommen; mit den schönsten derselben zieren sie ihr Schürzchen. Wie viele andere afrikanische Völkerschaften reiben sich die Hottentotten den Körper und die Haare mit Fett ein, unter welches sie eine schwarze oder rothe Farbe mischen.

Seit ihr Land zum Theil den Europäern unterworfen ist, haben ihre Sitten Veränderungen erlitten und ihre Anzahl hat ansehnlich ab-

genommen. Diese Entvölkerung ist verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden; die vorzüglichsten sind ihre Sitte, sich unter Familien von gleichem Stamme zu verheirathen, ihre Trägheit, nach der sie sich oft selbst lieber die Nahrung entziehen, als daß sie sich Mühe darum gäben, endlich und besonders die grausame Behandlung, die sie von Seiten der Ansiedler erfahren haben. Diese haben sie zu einem Zustande der Abhängigkeit herabgebracht, welcher an Sclaverei grenzt. Die Hottentotten sind geschickt in der Jagd und sie bedienen sich dabei auch der Flinte; ihre Industrie beschränkt sich auf die Verfertigung von Bogen, plumpen irdenen Töpfen und Pfeilen, und auf das Zusammennähen von Schaffellen zu ihren Kleidungsstücken.

Die Sprache aller dieser Hottentottenstämme zeigt trotz sehr auffallenden Dialectverschiedenheiten einen allgemeinen Aehnlichkeitscharacter. Nach der Bemerkung mehrer Reisender zeichnet sie sich durch eine Menge schneller, rauher, klaffender Töne aus, welche aus der Tiefe der Brust mit starker Aspiration ausgestoßen und in dem Munde durch ein seltsames Klatschen der Zunge gebildet werden.

Die Hottentotten haben weder Gesetze noch Religion, aber man findet bei ihnen Zauberer, die sie an lächerliche Gebräuche gewöhnten, in denen die Reisenden die Existenz eines Cultus zu erkennen glaubten. Europäische Missionaire hatten seit 1737 ihnen das Christenthum zu predigen gesucht. Der erste, welcher dieses verdienstliche Werk unternahm, war Georg Schmidt, ein Deutscher, der zu der Secte der Herrnhuter gehörte. Seine Arbeiten waren nicht ohne Erfolg in den sieben Jahren, die er in Afrika verbrachte. Das Predigen des Evangeliums, dann bis 1792 unterbrochen, wurde später von denselben Herrnhutern mit einem wahrhaft exemplarischen Eifer trotz den Hindernissen aller Art wieder aufgenommen, die sie zu bekämpfen hatten und die besonders ihre Armuth, das Uebelwollen der holländischen Bauern und der Krieg waren, der sich von Europa aus bis in diese fernen Gegenden verbreitete. Alle diese Widerwärtigkeiten wurden überwunden; später kamen Missionaire von verschiedenen protestantischen Kirchen an und gegenwärtig sind Anstalten zum Unterrichte im Christenthume an mehren Orten gegründet worden.

Die Wohnungen der Hottentotten bestehen in Hütten aus Baumzweigen, die Bienenkörben gleichen; man kriecht in dieselben hinein; der Herd befindet sich in der Mitte. In der Nacht schläft die Familie unter einander um das Feuer herum; am Tage streckt sie sich vor der Hütte auf der Erde aus, um sich in der Sonne zu wärmen. Eine Vereinigung dieser Hütten bildet einen Kraal (Dorf).

Ten Rhyne, ein holländischer Arzt, gab zuerst eine detaillirte Beschreibung von dem Vorgebirge der Guten Hoffnung, wo er im J. 1673 angekommen war. Sein Bericht, der 1686 erschien, ist um so werthvoller, da er in einer Zeit geschrieben wurde, als die Europäer die Hottentotten noch nicht durch ihre Räubereien genöthigt hatten, sich von dem Cap zu entfernen und sich in die benachbarten Gebirge zu flüchten. Im Anfange des 18. Jahrh. wurden mehre Expeditionen von verschiedenen Seiten unternommen, und eine drang bis in das Kaffernland vor; es gelang ihnen, Handel mit den Hottentotten zu treiben, welche Glasperlen, Halsbänder von kupfernen Kügelchen, und Tabak für ihr Vieh erhielten. Bisweilen traf man auf einem langen und beschwerlichen Marsche nur zwei armselige Kraals ohne Rinder und Schaafe. Die den Holländern bewilligte Handelsfreiheit hatte nicht überall die guten Wirkungen hervorgebracht, welche die Regierung davon hoffte. Vagabonden dieser Nation hatten die Kraals geplündert und die unglücklichen Hottentotten sich genöthigt gesehen, ihrerseits ihre Nachbarn zu bestehlen. Diese beklagenswerthen Repressalien hatten das ganze Land ruinirt und aus einem friedlichen Volke, das unter seinen Häuptlingen von dem Ertrage seiner Heerden lebte, eine Räuberschaar gemacht, die sich in dem Gebirge und in den Wäldern aufhalten mußte.

Um diese Zeit wurde Peter Kolbe aus Bayreuth nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung geschickt, um da astronomische Beobachtungen anzustellen; er blieb dort von 1704 bis 1713, nachdem er sich einige Zeit in dem Innern des Landes aufgehalten hatte. Sein Bericht, der 1719 in drei Foliobänden erschien, war einer der merkwürdigsten, instructivsten und vollständigsten, die man bis dahin über irgend ein Land der Erde erhalten hatte. Er bemühte sich besonders, die Sitten der Hottentotten kennen zu lernen und genau zu beschreiben; er sammelte alle Schriften, Bemerkungen und Nachrichten, welche ihm die Europäer liefern wollten, unter dene er in Afrika lebte und die den Vortheil gehabt hatten, die Eingeborenen zu einer Zeit beobachten zu können, als sie den Holländern sehr nahe standen. Er beschrieb auch das Gebiet der Colonie und entwarf vollständigere Karten, als man bis dahin besessen hatte, und endlich gab er das umfassendste Verzeichniß der Naturerzeugnisse. Sein Buch wurde indeß mit außerordentlicher Härte getadelt, und es enthält allerdings auch sehr seltsame Dinge.

Nachdem er von der Musik und dem Tanze der Hottentotten gesprochen hat, setzt Kolbe hinzu, daß man dem, welcher im Kampfe ein großes Thier erlegte, eine Belohnung zuerkenne, durch die er sich sehr geehrt hatte. Zuerst begiebt er sich in seine Hütte und bald darauf schikken die Bewohner des Kraals einen Alten zu ihm, der ihn unter seine Landsleute führt, welche ihn mit Freudenruf empfangen. Dann kauert er sich in einer eigends für ihn vorgerichteten Hütte nieder und die Andern kauern sich um ihn herum. Sein Führer tritt nun zu ihm und bepißt ihn vom Kopfe bis zu den Füßen während er einige Worte spricht; je reichlicher die Dosis ist, die er so empfängt, um so höher glaubt er sich geehrt. Vorher schon hat er mit seinen Nägeln kleine Rinnen in die Fettschicht gezogen, die ihn bedeckt, um nichts von der Begießung zu verlieren, und er reibt sich damit sorgsam das Gesicht und den Körper; dann zündet der Führer seine Pfeife an und läßt sie in der Versammlung herumgehen, bis der Tabak verbrannt ist, dann nimmt er die Asche davon und bestreut damit den neuen Ritter, der zu gleicher Zeit die Glückwünsche seiner Landsleute über seine Heldenthat und die Ehre empfängt, die er dadurch dem Kraal erwiesen hat. Auf diesen großen Tag folgen drei Tage der Ruhe, in denen es seiner Frau verboten ist, ihm zu nahen. Am Abende des dritten Tages schlachtet er ein Schaf, empfängt seine Frau und läßt es sich mit seinen Freunden und Nachbarn wohl seyn. Die Blase des Thieres, das er überwunden hat, ist das Monument seines Ruhmes; er trägt sie als eine Art Orden am Haar.

Die Begießung mit Urin wird auch, nach demselben Verfasser, bei dem Jünglinge vorgenommen, wenn man ihn in seinem achtzehnten Jahre unter die Männer aufnimmt; bis dahin war es ihm nicht erlaubt, mit denselben zu sprechen, selbst nicht mit seinem Vater. Der Candidat hat sich vorher bedeutend mit Fett und Ruß eingerieben.

Der Abbé de La Caille, ein berühmter französischer Astronom, begab sich blos aus Liebe zur Wissenschaft 1751 nach dem Cap, um die Gestirne der südlichen Hemisphäre zu studiren und genau die Lage dieses für die Geographie so sehr wichtigen Punktes zu bestimmen; sein Aufenthalt in Afrika war eine Reihe ununterbrochener Arbeiten. Im J. 1753 schiffte er sich nach Ile de France ein.

Er hat Kolbe vorgeworfen, die Zahl der Hottentottenstämme auf einem so unfruchtbaren Boden wie der in der Umgegend des Caps übertrieben zu haben; aber er beachtete dabei nicht, daß Kolbe, weit entfernt, alle Nationen, die er nennt, auf das unmittelbare Gebiet des Caps zu setzen, sie sehr weit nach N. und O. bis an die Küste des Kafferlandes vertheilt.

Im Jahre 1760 übergab Coetsee, ein Bürger vom Cap, der sich weit über die Grenzen der Colonie hinausgewagt hatte, bei seiner Rückkehr dem Gouverneur Ryk Tulbagh den Bericht über seine Reise, in welchem er reiche Kupferminen beschrieb, die er gefunden hatte und von denen er Proben mitbrachte. Er hatte auch von einer Nation gehört, die Leinwand trage, von brauner Farbe sey und im N. wohne. Tulbagh, der fürchtete, es möchten dies Portugiesen seyn, die sich in einiger Entfernung von der holländischen Colonie angesiedelt hätten, aber auch wo möglich die von Coetsee &c. gefundenen Minen zu benutzen gedachte, ordnete eine

Expedition nach dieser Seite hin an; er erlaubte dreizehn Bürgern, dieselbe zu begleiten, und ernannte Heinrich Hop zum Führer der Caravane, zu welcher auch ein Feldmesser, ein Gärtner und ein Chirurg gehörten.

Nachdem die Holländer unter 18° 18′ östl. L. und 31° 40′ s. Br. über den Elephantenfluß gegangen waren, setzten sie ihren Marsch nach dem Lande der Groß-Namaquas in N. der Colonie fort und gingen viel weiter als Coetsee gekommen war. Die Luft ist in diesem Lande rein und gemäßigt; die Groß-Namaquas sind gesunde und kräftige Menschen. Ihr Reichthum besteht in zahlreichen Viehheerden und am meisten bemühen sie sich um Eisenstangen und Glasperlen. Am 17. Decbr. 1761 kehrte die Caravane nach dem Cap zurück; das Gestein, das das Kupfererz enthielt, wurde untersucht; obgleich nun aber dasselbe ein Drittel reines Metall enthielt, so meinte man doch, die Härte des Gesteins werde die Bearbeitung sehr schwierig machen. Ueberdies mangelte es in der Nähe an Holz, und die Bänke und Klippen in dem Bette eines benachbarten Flusses, der sich in den Atlantischen Ocean ergoß, hinderten, denselben schiffbar zu machen.

Am 27. April 1762 kam man an das Cap zurück. Kein Reisender war vorher so weit nach N. gekommen als Hop. Diese Expedition verschaffte auch genaue Beschreibungen und gut gezeichnete Abbildungen von zwölf der größten Säugethiere Südafrikas; mehre davon waren neu oder nur ungenau bekannt. Alle Leute der Caravane kamen wohl und gesund zurück, aber in Folge der Anstrengung und des Wassermangels war viel Vieh gestürzt. Man erlangte die Kenntniß von mehren Volksstämmen, von denen einige die Gebräuche noch hatten, die von den Hottentotten am Cap aufgegeben worden waren.

Andreas Sparrmann, ein schwedischer Naturforscher, kam 1772 nach Südafrika als Lehrer der Kinder eines reichen Bewohners der Colonie, und er widmete alle Augenblicke, die er von seinem Geschäfte erübrigte, der Aufsuchung der Pflanzen. Ein seltsamer Zufall entriß ihn diesen Beschäftigungen. Cook hatte an dem Cap angelegt und Sparrmann ließ sich von den beiden Forster, den Naturforschern der Expedition, überreden, die Reise mit ihnen zu machen. Cook billigte dies und Sparrmann begleitete so diesen berühmten Seefahrer auf dessen zweiter Reise um die Welt. Als er im Juli 1775 nach Afrika zurückkam, trat er als practischer Arzt auf, was ihm die Mittel verschaffte, einen langen Ausflug in das Innere des Landes zu unternehmen. Er erzählt, er habe vor dem Antritte dieser Reise von allen Seiten Nachrichten über die Länder gesammelt, die er zu durchwandern gedachte; aber das Resultat seiner Bemühungen lehrte ihn, daß sie den Bewohnern der Hauptstadt nur sehr wenig bekannt waren; man hielt ihm selbst das Extravagante und Gefährliche seines Unternehmens vor. Er blieb jedoch dabei und nahm als Reisegefährten Daniel Immelmann, einen jungen in Afrika geborenen Holländer, der schon einen Theil des Innern besucht hatte und die Unkenntniß seiner Landsleute von dem um sie her für eine Schande hielt.

Nachdem sich Sparrmann mit allem versehen hatte, was bei einer Reise durch ein Land nöthig war, wo man keine Erleichterung findet als die Gastlichkeit der Einwohner, brach er am 25. Juli auf und wendete sich nach O. Er hielt sich in einer gewissen Entfernung vom Meere an dem untern Theile der Bergterrasse am nächsten der Küste, besuchte die Bai Mossel, drang wieder in das Innere und näherte sich nur selten dem Oceane. So kam er bis an die Ufer des Groote Vis Rivier und ging dann nach N. nach dem Agter Bruyntjes Hoogte, einem hochgelegenen Bezirke bei der Kette der Sneeuw Bergen (Schneeberge). Er befand sich da unter 28° 30′ s. Br. und 350 Stunden vom Cap. Am 6. Febr. kehrte er nach dieser Stadt zurück, entfernte sich an einigen Stellen von dem frühern Wege und kam am 15. April mit Fellen von Thieren von jeder Größe und einer großen Menge Pflanzen zurück.

Thunberg, ein Landsmann von Sparrmann, und G. Paterson, ein englischer Militair, reiste ebenfalls in der Capcolonie, der erstere 1772, der zweite von 1777 bis 1779. Beide hatten den Zweck, naturhistorische Gegenstände zu sammeln. Paterson drang nach N. etwas über den Oranienfluß und in O. weit über den Groote Vis Rivier hinaus bis in das Land der Kaffern.

Kurze Zeit nachher wurden dieselben Länder von François Le Vaillant besucht, der in dem holländischen Guiana von französischen Eltern geboren worden war. Er kam 1780 am Cap an, und seine Fertigkeit im Schießen, seine Kraft, seine Gewandtheit und sein Muth waren für ihn bedeutende Empfehlungen in einem Lande, wo das Bedürfniß die wilden Thiere zu entfernen und zu vernichten, sowie sich Wild zu verschaffen, alle Männer zu geschickten und unermüdlichen Jägern macht. Seine Kenntnisse in der Ornithologie und in der Kunst die Thierfelle zuzubereiten waren ebenfalls bei den Bewohnern des Caps Titel, welche Sammlungen machten oder die Vögel entweder für sich selbst oder in der Absicht aufsuchten, damit Handel zu treiben und sie nach Europa zu schicken. Le Vaillant bekam alsobald Freunde und Gönner. Der Fiscal der Colonie nahm ihn unter seinen Schutz und lieferte ihm Alles, was er zur Ausführung seiner Plane und zum nützlichen Reisen brauchte: Wagen, Stiere, Pferde, Lebensmittel, Vieh, Tauschgegenstände für die Wilden, hottentottische Diener zur Begleitung, Führer und Empfehlungsschreiben für die Magistrate und Ansiedler.

Er brach am 18. Decbr. 1781 vom Cap auf und begleitete zu Pferde sein Convoi, das aus zwei großen Wagen bestand; sein Gefolge waren 60 Stiere, 3 Pferde, 9 Hunde und 5 Hottentotten. Er wendete sich nach O. und wählte soviel als möglich die am wenigsten besuchten Orte, um mehr wenig bekannte Vögel zu finden. Er sah Heerden von Gazellen und andern Antilopen, die sehr zutraulich waren, endlich Schaaren von Zebras und Straußen, die sich jedoch sehr schüchtern zeigten. Im Allgemeinen entfernte er sich von der Küste.

In Zwellendam, dem Hauptorte eines Bezirks, kaufte er einen Karren, auf den er seine Küche brachte, ferner mehre Stiere und einen Hahn, der ihn früh wecken sollte. Dieser Vogel gewöhnte sich wirklich daran, auf dem Zelte unseres Reisenden und auf dessen Wagen zu schlafen; er verkündigte regelmäßig der ganzen Caravane den Aufgang der Morgenröthe und wurde so zahm, daß er sich nie aus der Nähe des Lagers entfernte. Kam er bei dem Aufsuchen seiner Nahrung etwas weit weg, so kehrte er doch immer Abends dahin zurück. Bisweilen wurde er von kleinen Thieren von der Art der Marder verfolgt und er eilte dann halb laufend, halb fliegend unter lautem Geschrei nach dem Lager zurück. Es kam ihm dann immer ein Mensch oder ein Hund schnell zu Hilfe.

Ein anderes Thier, das dem Reisenden noch wesentlichere Dienste leistete, war ein Pavian, welche Affenart am Cap sehr häufig ist; er hatte ihn abgerichtet, auf das geringste Zeichen zu gehorchen, nannte ihn Kees und machte ihn zu seinem Vorkoster und zur Wache der Gesellschaft. Wenn Le Vaillant Früchte oder Wurzeln fand, die seinen Hottentotten nicht bekannt waren, so durften sie dieselben nicht eher anrühren, bis Kees sie gekostet hatte; warf der Affe sie weg, so hielt man sie für unangenehm oder gefährlich und benutzte sie nicht. Kees war überdies unvergleichlich wachsam; in der Nacht und am Tage erweckte ihn das geringste Geräusch. Durch sein Geschrei und seine Geberden wurde man immer von der Nähe eines Feindes benachrichtigt, ehe noch die Hunde etwas merkten; sobald er aber Lärm gemacht hatte, spürten sie und stürzten sich dann alle nach der Seite hin, wohin er sah. War er auf dem Marsche müde, so setzte er sich auf einen der Hunde, der die Geduld hatte, ihn Stunden lang zu tragen.

Die Häuptlinge der Wohnungen in der Nähe des Weges, in welche Le Vaillant trotz allen Bitten nicht eintrat, schickten ihm Lebensmittel, besonders Milch. Er theilte seine Lebensmittel mit seinen Leuten und Kees, der darnach sehr begierig war und dem Ueberbringer stets weit entgegen ging.

Indessen trat der Regen ein und fiel so heftig, daß die Bäche anschwollen und alles verwüsteten und mit sich fortrissen. Le Vaillant und

seine Schaar waren nahe daran umzukommen; sie flüchteten sich in hohle Bäume und konnten nicht mehr auf die Jagd gehen; sie freuten sich ungemein, einen Büffel zu finden, der ertrunken war und dessen Fleisch sie von dem Hungertode rettete. Gegen das Ende des März nahm der Regen ab, die Bäche verschwanden und Le Vaillant beeilte sich, sein Lager drei Stunden weiter auf den Hügel Pampoen Kraal zu verlegen, den er als einen entzückenden Ort beschrieben hat. Die Strapazen, die er überstanden hatte, zogen ihm ein hitziges Fieber zu. Er ließ sogleich seine Caravane anhalten, schlug sein Lager in der Nähe eines Baches auf und ließ sich zur Ader. Zwölftägige Ruhe und Diät stellten ihn wieder her und er begann seine gewöhnlichen Beschäftigungen von neuem.

Bald darauf war er auf der Elephantenjagd den größten Gefahren ausgesetzt, und er wurde nur durch die Aufopferung, den Muth und die Geistesgegenwart eines seiner Hottentotten, Namens Klaas, gerettet, der von diesem Augenblicke an sein treuer Gefährte und sein ersten Lieutenant in dem Commando seiner Schaar wurde. Bei dieser Gelegenheit erlegte man vier Elephanten; man labte sich an den gekochten Füßen, die der Reisende als ein vortreffliches Essen rühmt, und nahm die langen Hauer mit.

Weiter hin traf Le Vaillant Hottentotten, die vor Kaffern flohen, welche ihren Kraal verwüstet hatten, der hinter dem Agter Bruyntjes Hoogte lag. Die Räubereien der Ansiedler hatten diese Repressalien der Kaffern veranlaßt, und die Buschmänner benutzten diese Feindseligkeiten, um zu gleicher Zeit die Kaffern, die Hottentotten und die Ansiedler zu plündern.

Jenseits des Agter Bruyntjes Hoogte gelangte Le Vaillant zu Wohnungen von Ansiedlern, die anfangs über seinen langen Bart erschraken; er hatte sich seit elf Monaten nicht rasirt; sie beruhigten sich aber, als sie die Briefe sahen, welche er überbrachte. Sie hatten bei sich eine Anzahl Mestizen-Hottentotten, die muthiger und verständiger sind als die reinen Eingeborenen. Da sie das Land und die Sprache der Kaffern kannten, nahm Le Vaillant drei mit sich, schickte sie voraus und machte Halt an einem kleinen Flusse, der damals die Grenze der Colonie an dieser Seite bildete. Am andern Tage brachten sie ihm einen andern Mestizen, Namens Hans, der immer unter den Kaffern gelebt hatte und unserm Reisenden die Gefahr nicht verheimlichte, der er sich aussetze, wenn er sich zu einem Volke wage, das gegen die Ansiedler so aufgebracht sey. „Nichts destoweniger," setzte er hinzu, „ist Ihr Ruf Ihnen vorausgegangen; Sie werden in aller Sicherheit bis zu dem Könige dieses Gebietes gelangen, auf dem Sie sich bereits befinden." Dieser Rath konnte eine Schlinge verbergen, Le Vaillant aber, der jeden Argwohn zurückwieß, glaubte ihm folgen zu müssen; nur schlug er dem Hans vor, dem Häuptlinge seinen Besuch zu melden und ihm Geschenke zu überbringen. Hans nahm diesen Auftrag an und brach mit den beiden treuesten Hottentotten des Reisenden auf; dieser wollte jenseits des Groote Vis Rivier warten. Zehn Tage nachher sah er mit Verwunderung bei seinem Erwachen sich mitten in seinem Lager von etwa zwanzig Gonaquas umringt; der Häuptling näherte sich ihm, um ihn zu begrüßen, und die Frauen alle boten ihm ein kleines Geschenk. Le Vaillant zeigte sich dankbar und zeichnete besonders ein junges Mädchen von etwa 16 Jahren aus, von dem er eine reizende Schilderung entworfen hat, welche er auf folgende Weise schließt: „Sie war die jüngste der Grazien unter der Gestalt einer Hottentottin. Ich fand ihren Namen schwer aussprechbar und dem Gehöre unangenehm, und nannte sie daher Narina, was im Hottentottischen die Blume bedeutet." Diese Episode aus der Reise Le Vaillants ist eine von denen, die am meisten gefallen haben.

Als die Gonaquas nach ihrem Dorfe zurückgegangen waren, machte Le Vaillant ihnen einen Besuch, was ein Festtag war. Am andern Tage kam er wieder in sein Lager, und nach einigen Tagen erzählte man ihm, man habe an der andern Seite des Flusses eine große Volksmenge bemerkt, die sich anschicke herüber zu kommen. Man stellte sich alsbald in Schlachtordnung auf und schickte sich zur Vertheidigung an; die Kaffern aber hielten an als sie im Bereiche der Zagaien waren, und man sah mit großer Freude Hans vortreten und allein auf Le Vaillant zukommen. Er sagte ihm, er könne frei bei den Kaffern reisen und sie würden ihn wie einen Freund und selbst als einen Beschützer empfangen. Sie meinten wirklich, er habe die Macht, sie an einem Ansiedler von Bruyntjes Hoogte zu rächen, dessen bloßer Name, seiner Grausamkeiten wegen, Schrecken verursacht.

Le Vaillant gab den Kaffern durch Zeichen zu verstehen, näher zu kommen, und er wurde bald umringt; er vertheilte Tabak und andere Geschenke unter sie. Trotzdem gelang es ihm nicht, das Mißtrauen seiner Leute zu zerstreuen, die sich weigerten, das Land der Kaffern zu betreten. Er brach deshalb mit Hans, vier Gonaquas und drei andern Hottentotten und dem Affen Kees nach O. auf, und traf auf verlassene Kraals, wo einige Hütten verbrannt worden zu seyn schienen. Die ersten Kaffern, die er sah, mußten erst beruhigt werden, so sehr fürchteten sie die Nähe der Ansiedler; auf der andern Seite sahen sie sich von den Tambukis, einer Nation an der Küste, mit Mord bedroht und mußten nach N. zurückweichen. Als Le Vaillant 20 Stunden weiter nach O. gekommen war als Sparrmann, kehrte er um, ging den Groote Vis Rivier hinauf und zu seinem Lager zurück.

Von da wendete er sich nach N. nach den Sneeuw Bergen, sah im Vorübergehen das Lager der Gonaquas und Narina, die er mit Geschenken überhäufte, ging am 16. Decbr. über den Klein Vis Rivier (kleinen Fischfluß) und war an den Ufern desselben zum ersten Male Zeuge einer Heuschreckenwanderung; „sie zogen," sagt er, „in so großer Anzahl, daß die Luft wahrhaft von ihnen verdunkelt wurde; sie erhoben sich nicht viel über unsere Köpfe, bildeten aber eine Colonne, die zwei bis drei Meilen breit seyn konnte, und es verging über eine Stunde, ehe sie vorüber war. Sie zogen so dicht, daß die erdrückten &c. hageldicht herunterfielen; mein Kees verzehrte sie mit großem Appetite und sammelte auch Vorrath."

Le Vaillant ließ die Bruyntjes Hoogte hinter sich und bemerkte in NW. die Sneeuwberge, auf denen, trotz der großen Hitze, in den Tiefen in der Nähe der Gipfel noch immer Schnee lag. Er durchwanderte, so weit es die Vorsichtsmaßregeln erlaubten, die er zu seiner Sicherheit ergreifen mußte, die Ausläufer dieser Berge, wohin sich die Hottentottenhorden geflüchtet hatten, um den Plackereien der holländischen Ansiedler zu entgehen; dann wendete er sich nach SW. und am 3. Febr. 1783 betrat er die dürren Karro-Ebenen. Er litt sehr durch Wassermangel und die Wärme, und am 2. April war er nach einer Abwesenheit von sechszehn Monaten in der Capstadt zurück.

Dieser erste Ausflug hatte ihm nicht ganz genügt; er machte mehrere andere in die Umgegend der Stadt und vermehrte seine Sammlungen ansehnlich. Endlich nahm er seinen frühern Plan wieder auf, ganz Afrika von S. nach N. zu durchwandern, und machte sich am 15. Juni 1784 auf den Weg; er hatte bei sich 19 Personen, Klaas und dessen Frau mitgerechnet, überdies 36 Stiere zum Ziehen seiner drei Wagen, 14 zum Relais und 2 zum Tragen der Bagage seiner Hottentotten; 3 Kühe wegen der Milch, einen Bock und zehn Ziegen, zwei Pferde und 13 Hunde. Der Hahn, welcher ihm auf der ersten Reise einiges Vergnügen gemacht hatte, brachte ihn auf den Gedanken, auch auf dieser einen mitzunehmen; Kees endlich vervollständigte den Zug.

Als man an den Elephantenfluß kam, war er ausgetreten. Le Vaillant konnte nicht schwimmen; er setzte sich deshalb auf einen Baumstamm, den zwei starke Schwimmer an Seilen nach sich zogen; nicht ohne Mühe erreichte er so das andere Ufer. Man ging nach N. weiter; die Stiere waren sehr geschwächt durch schlechtes Futter, und zwei waren ertrunken. Das Land war eine dürre verbrannte Fläche; man fand statt des Wassers nur feuchten Koth; die Zahl der Thiere nahm schnell ab. Man erhielt Unterstützung von zwei Mestizenansiedlern, bei denen man anhielt, und einer derselben zog mit.

In der Nähe der Kamis-Berge wurde Le Vaillant von Van der Westhuysen, einem Ansiedler, aufgenommen; andere Ansiedler

verkauften ihm Rinder. In der Nacht fühlte unser Reisender, daß die Temperatur sich bedeutend abkühle, und er war sehr überrascht, als er beim Erwachen den Boden von Schnee bedeckt sah; an manchen Stellen war das Eis zwei Zoll dick. Das Wild war längs der Ufer des Grünen Flusses sehr zahlreich, der ein lachendes Thal bewässert.

Am 11. Septbr. kam man zu einem Namaquas-Kraal. Diese Namaquas sind ein Stamm von Hottentotten, stärker als die am Cap; man sah darauf mehre andere und gelangte in eine Sandwüste voll niedriger Hügel. Man bemerkte Hütten, die von Buschmännern bewohnt waren, welche bei Annäherung der Caravane entflohen. Man lagerte da, und nach seiner Abreise ließ Le Vaillant in der auffallendsten Hütte Tabak und verschiedene kurze Waaren zurück.

Der folgende Tag war noch beschwerlicher, weil der Sand, über den man ging, feiner und zugleich beweglicher wurde. Zum Glück brachten einige Stunden den Reisenden die Hoffnung wieder zurück; der Boden und der Sand waren mit einer eigenthümlichen Grasart bedeckt, die Hügel waren minder kahl und man sah unter den großen Aloen verkrüppelte Büsche; endlich hörte man in NW. das Brausen der Wogen. Alsbald begann die ganze Caravane Geschwindschritt und so gelangte sie an das Ufer des großen Oranienflusses.

Le Vaillant erkannte bald, daß er Unrecht daran gethan, seine Reise in der trockenen Jahreszeit zu unternehmen; da zumal gegen die gewöhnliche Ordnung der Regen in der feuchten Jahreszeit ausgeblieben war, so herrschte eine außerordentliche und entsetzliche Dürre, so daß die Thiere kein Futter fanden und die jungen Triebe einer Rohrart verzehren mußten. Den Menschen dagegen gebrach es an nichts, die Jagd und der Fischfang befriedigten alle ihre Bedürfnisse.

Es wurde beschlossen, weiter hinauf zu gehen, und man lagerte da; Le Vaillant erlegte eine große Anzahl Vögel und selbst große Thiere, besonders Elephanten und Flußpferde; die Löwen hielt man ab, indem man die Bäume in mehr als 50 Schritten in der Runde anzündete. Der Zustand des Viehes erlaubte jedoch nicht, sich mit ihm weiter zu wagen. Le Vaillant entschied sich also wie bei seiner ersten Reise, sein Lager unter der Aufsicht eines zuverlässigen Mannes zurückzulassen, und er brach am 28. Octbr. mit 18 seiner Füsiliere, einem Mestizen-Ansiedler, acht Namaquas, seinem Affen, zwei Pferden und sechs Ochsen auf.

Ueber den Fluß ging er auf einem Floß, dann zog man an ihm aufwärts hin. Nach zahlreichen Wanderungen gelang es Le Vaillant endlich am 10. Novbr. eine Giraffe zu erlegen; er gesteht, daß dieser Tag einer der glücklichsten seines Lebens gewesen, und erzählt diese Sache in einem Tone aufrichtiger Begeisterung. Er beschreibt ausführlich die Sorgfalt, die er aufwendete, damit die Haut des schönen Thieres gut erhalten werde. Er brachte dieselbe auch bekanntlich glücklich nach Europa, und sie steht jetzt ausgestopft in dem naturhistorischen Museum in Paris.

Le Vaillant befand sich da in dem Lande der Großen Namaquas, und erhielt einen Besuch von einer Schaar Caminuquas, die sich später erboten, ihn zu begleiten, auch ihm Vieh zur Fortsetzung seiner Reise nach N. lieferten. Er ließ also nochmals einen Theil seiner Leute in einem Lager zurück, marschirte aber mit einer zahlreichern Caravane als früher, denn sie bestand aus 60 Personen und 40 Stück Vieh, sowie aus mehren Hunden.

Man hatte gerade die längsten und wärmsten Tage im Jahre, und an jedem brach irgend ein Gewitter los, leider aber ohne Regen. Auf dem Wege wurde die Caravane von Frauen vergrößert, die einwilligten, den Männern zu folgen, deren Anträge sie annahmen. Sie zeigten sich arbeitsamer und wachsamer als die Männer, und waren so nützlich, daß Le Vaillant seine Einwilligung, sie zur Caravane zuzulassen, nicht bereute.

Man kam zu den Koriquas; die Anarchie und die Unordnung herrschten unter ihnen wegen des Todes der Häuptlinge; sie versprachen Le Vaillant, dem der Bewerber zu gehorchen, dem er wählen würde. Nachdem er sich in Geheim nach dem erkundigt hatte, welcher die meisten Stimmen für sich zu haben schien bezeichnete er einen gewissen Haripa, der etwa 40 Jahre alt, groß, gut gebaut, sehr stark und „deshalb von der Natur berufen war, die Schaar der Schwachen zu beherrschen." Haripa wurde zur Zufriedenheit Aller gewählt, und Le Vaillant erhielt von dieser Horde alle Unterstützung, die er wünschen konnte, und Führer.

Weiter in NO. bewohnten die Kobobiquas ein sehr dürres Land; die Noth hatte sie gezwungen, Brunnen für sich und ihr Vieh zu graben, aber auch dieses Hilfsmittel reichte oft nicht aus und sie mußten dann den Aufenthaltsort wechseln. Der Vis Rivier oder Konup war ausgetrocknet. Aber bald schwellten nun heftige Gewitter alle Flüsse an; man ging weiter zu den Kabobiquas, die sich vor den Andern dadurch auszeichneten, daß alle Sandalen trugen. Als Le Vaillant seine Absicht ankündigte, zu den Huzuanas zu gehen, verbreitete sich ein gewaltiger Schrecken in seiner Caravane, so sehr war jener Stamm gefürchtet, und man drohte, unsern Reisenden zu verlassen. Nach lebhaften Vorstellungen schickte man sich jedoch an ihm zu folgen, einige aus Furcht vor den Buschmännern, andere aus Eigenliebe.

Am dritten Tage erkannte man die von Felsen und kleinen Bergen umgebene Ebene, sowie die Berge, welche von den sandalentragenden Kabobiquas für die Wohnung der Huzuanas ausgegeben wurden; man bemerkte ihre Feuer, aber die allgemeine Furcht, die sie einflößten, gebot Le Vaillant große Vorsicht. Als man im Angesichte des Lagers ankam, waren nur Frauen außen, welche einen Lärmschrei ausstießen; auf dieses Signal kamen die Männer mit Bogen und Pfeilen heraus; die ganze Schaar begab sich in eine Schlucht und auf ein Terrain, von wo sie die Caravane in aller Sicherheit beobachten konnte. Le Vaillant ging auf die Hütten zu; sie waren leer; er ließ Tabak und Glasperlen darin zurück und entfernte sich sodann wieder. Die Huzuanas nahmen diese Geschenke und entschlossen sich sodann, mit ihm in Verbindung zu treten. Er schlug sein Lager an dem Ufer ihres Baches auf. Er erfuhr von ihnen, daß sie sich nicht an dem Orte ihres gewöhnlichen Aufenthaltes befänden und daß sie eben nach W. zögen. Er schloß sich ihnen an und sie führten ihn bis Karup, wo er sich von ihnen trennte. Er schildert sie als ein mäßiges, thätiges und treues Volk; sie sind kleiner und minder schwarz als die Hottentotten und man bezeichnet sie mit dem Namen der chinesischen Hottentotten.

Endlich kam er an sein Lager an dem Oranienflusse zurück, dann ging er zu den Gossiquas und kam nach verschiedenen Abenteuern nach dem Cap zurück nach einer Abwesenheit von sechzehn Monaten. Er war bis zum 25° der Breite gekommen.

Am 16. Septbr. 1796 bemächtigte sich Großbritanien der Capcolonie; im Jahre 1797 hatte Lord Macartney, der zum Gouverneur ernannt worden war, als Privatsecretair den Herrn J. Barrow, einen geistreichen, sehr unterrichteten Mann und gewandten Schriftsteller. Da diesem alle Papiere der Colonie zur Verfügung standen, so konnte er von derselben eine gute Beschreibung geben; er durchwanderte sie auch, brach am 1. Juli mit mehren Landsleuten und einer Schaar Ansiedler auf und ging über die Karro oder dürre Wüste, die in O. ein großes 200 Stunden langes Plateau bildet, dessen Temperatur kälter ist, als man nach der Lage zwischen dem 30° und 33° südl. Br. glauben sollte. Man gelangte dahin durch ein kloof (Defilé), das in ein tiefes, ebenes, 15 Meilen langes und 2 Meilen breites Thal führt, wo einige Familien wohnen; die Berge in N. waren mit Schnee bedeckt und doch zeigten die Orangen am Fuße derselben reife Früchte. Am Ende dieses Thales nahmen die Reisenden Abschied von jeder menschlichen Wohnung auf wenigstens 16 Tage, denn so viel Zeit braucht man, die große Karro zu durchziehen.

Am 12. Juli erreichte die Caravane nach einem vierstündigen Marsche nach NO. den Gipfel der niedrigsten Berge des Thales. Man war von Staffel zu Staffel gestiegen bis zu einer Höhe von ungefähr 1500 Fuß. Oben überblickte das Auge eine holperige von einigen Hügeln durchzogene

Fläche; kein lebendiges Geschöpf belebt diese Einöde, nur einige ärmliche kriechende Pflanzen vegetiren auf einem braunen Lehme. Der Weg war ziemlich gut. Die Karro wird von einigen Flüssen durchzogen, die sich von allen andern dadurch unterscheiden, daß sie um so kleiner werden, je weiter sie fließen, obgleich sich kleine Bäche mit ihnen verbinden. Endlich kam man durch bewaldete und bewohnte Thäler, und am 28. schlug man die Zelte zu Poort auf. Dieser Ort kann für den Eingang zu dem Cambdebo, einem bergigen und grünenden Bezirke, angesehen werden.

Nachdem Barrow sich in Graaf Reynet, dem Hauptorte eines Bezirkes, erholt hatte, wendete er sich nach der Bai Algoa, wo er am 18. August ankam; dann erreichte er die Wälder von Bruyntjes Hoogte und zog durch ein wildes und unbewohntes Land nach dem Kaffernlande, dessen Bewohner er auch bald traf. Er ging über den Groote Vis Rivier und den Keis Kamma und traf Gaika, den König des Bezirkes, der, obwohl noch jung, in seinen Reden viel gesunden Sinn und Verstand verrieth. Er gab bestimmte Antworten auf alle Fragen Barrows und er schien von seinen Unterthanen geliebt und geachtet zu werden. Barrow überhäufte ihn mit Geschenken, sowie die Mutter und die Frau desselben, und kam dann nach N. in das Land der Buschmänner. Hier besuchte er eine Höhle, an deren Wänden die Wilden verschiedene Thiere abgezeichnet hatten; mehre waren freilich nur Caricaturen, die andern aber so gut ausgeführt, daß sie Aufmerksamkeit verdienten. Weiter hin sah er eine Masse Heuschrecken am Boden; sie bedeckten einen Raum von etwa einer Viertelmeile.

Barrow besuchte die Sneeuw-Berge. Diese Berggegend zeichnet sich durch den totalen Mangel an Gesträuchen aus; mehre Einwohner haben nie einen Baum gesehen und können sich keinen Wald vorstellen. Als Brennmaterial haben sie den getrockneten Mist, übrigens ist das Land reich an Getreide, leider müssen die Ernten aber immer den Hagel und die Verwüstungen der Heuschrecken fürchten; das große Vieh und die Schafe gedeihen da recht wohl und die Butter soll die beste in der ganzen Colonie seyn.

Eine der Hauptbeweggründe der Reise der Engländer ging dahin, sich durch die Erfahrung von der Art zu überzeugen, wie die Bauern ihre Unternehmungen gegen die Buschmänner ausführten. Man hatte mehre ihrer Kraals getroffen, aber alle waren verlassen und man sah, daß sie neuerdings geräumt worden waren; die zahlreiche Gesellschaft von Europäern, die sie für Feinde hielten, hatte sie ohne Zweifel zur Flucht veranlaßt. Es wurde ausgemacht, einen ihrer Kraals zu belagern, dann aber sich auf die Defensive zu beschränken. Barrow verlangte, es sollte kein Gewehr abgeschossen werden als nur im höchsten Nothfalle, weil er wo möglich eine Zusammenkunft mit einem Häuptlinge dieser Wilden haben wollte. Man lagerte sich; Tirailleurs wurden nach verschiedenen Seiten ausgeschickt. Am nächsten Morgen meldete ein solches Streifcorps, es habe etwa 20 Meilen in O. mehrere Feuer auf dem Grunde einer Schlucht bemerkt. Man brach also Abends auf und mit Tagesanbruche erblickte man den Kraal. Man eilte sofort in Galopp dahin und bald befand man sich mitten unter einigen ärmlichen Strohhütten. In diesem Augenblicke hörten die Engländer ein entsetzliches Getöse, ähnlich dem Kriegsgeschrei der Wilden, und von allen Seiten zu gleicher Zeit das durchdringende Geschrei der Weiber und Kinder. Barrow setzte sein Pferd in Galopp und traf den Commandanten und einen andern Pachter, wie beide Feuer auf den Kraal gaben. Barrow ließ diesen unnützen und unklugen Angriff einstellen. Die Buschmänner ihrer Seits bemerkten bald, daß man, statt sie auf die Höhen zu verfolgen, was leicht geschehen konnte, die Waffen niedergelegt und die Pferde auf die Weide geschickt hatte. Das beruhigte sie und sie schickten bald mehre Kinder in die Ebene. Diesen gab man Zwieback und einige Kleinigkeiten und ließ sie zu ihren Eltern zurückkehren. Etwa vierzig Frauen und Mädchen kamen sodann den Europäern entgegen, ohne gerade ganz unbesorgt zu seyn; man benahm sich gegen dieselben wie gegen die Kinder und ließ ihren Männern sagen, sie möchten nur herunterkommen, um sich ein Geschenk an Tabak zu holen; sie waren indeß mißtrauisch, drehten sich lange auf dem Gipfel des Berges herum, unentschlossen was sie thun sollten, und ihre Frauen liefen wohl zwanzigmale hin und her, ohne daß einer der Männer zu einem Entschlusse kam. Endlich kam einer, der Zeichen des Schmerzes und der Freude zu gleicher Zeit gab; er lachte und weinte zusammen und zitterte; er glich einem erschrockenen Kinde. Man gab ihm ein großes Stück Tabak und trug ihm auf, seinen Landsleuten zu sagen, sie würden ebenfalls Geschenke erhalten. Drei andere wagten sich ebenfalls herunter, mehre aber konnte man nicht bestimmen, und die Art, wie ihr Kraal angegriffen worden war, rechtfertigte allerdings ihre Besorgnisse.

Die Art, wie dieser Vorfall sich endigte, mußte ihnen ganz anders vorkommen wie bei frühern ähnlichen Gelegenheiten, wobei man sie zu verfolgen und ohne Barmherzigkeit alles zu erschießen pflegte, was der ersten Metzelei entging; die Frauen und die Kinder wurden ergriffen und in die Gefangenschaft fortgeführt.

Diesmal behandelte man sie gut und überließ es ihnen, bei den Fremden zu bleiben oder zurückzukehren. Als man den Wunsch äußerte, mit ihrem Häuptlinge zu sprechen, antworteten sie, sie erkennten keinen an, jeder regiere seine Familie, wie er es für gut befinde, und verlasse die Horde, wenn es ihm gutdünke.

Die drei Buschmänner begleiteten die Engländer bis zu den Wagen. Ehe man sie zurückschickte, gab man jedem ein ansehnliches Geschenk an Tabak, Glasperlen, Messern, Flintensteinen 2c. Man empfahl ihnen, allen ihren Landsleuten, die sie treffen würden, zu sagen, wenn sie ihren gewöhnlichen Räubereien entsagen wollten, würden die Ansiedler sie wie Freunde behandeln; wenn sie ohne Waffen auf ein Gut kämen und sagten, was sie brauchten, würde man ihnen so viele und mehr Schafe geben, als sie durch List oder Gewalt fortzuführen hoffen könnten. Man setzte hinzu, daß die englische Regierung bei der jetzigen Reise keinen andern Zweck habe, als den Krieg zu beendigen, den man schon so lange gegen dieselben führte, indem man den Grund der Feindseligkeiten hinwegräume, die ihr früheres Benehmen erzeugt habe, und daß es nur von ihnen abhänge, denselben für immer ein Ende zu machen. Sie blieben von freien Stücken einige Tage bei der Caravane, dann kehrten sie in ihren Kraal zurück, sehr zufrieden mit der Behandlung, die sie erfahren, und den Geschenken, die sie erhalten hatten.

Dieser Kraal bestand in 25 Hütten von der Gestalt jener der Hottentotten; sie waren aus einer Strohmatte gemacht, deren Enden mit zwei Holzpflöcken an der Erde befestigt werden; sie waren drei Fuß hoch und vier Fuß breit. In der Mitte war die Erde ausgehöhlt und etwas Gras in diesem Loche bildete ihr Bett, in das sie sich zusammengekauert hineinlegen, wie manche Thiere. Sie haben kein anderes Hausthier als den Hund. Ihre einzigen Lebensmittel, die man in den Hütten fand, waren kleine Knollenwurzeln, Ameisenlarven und getrocknete Heuschreckenlarven.

Die Männer waren ganz nackt, wie auch die meisten Frauen; einige hatten ein Bandelier von dem Felle einer gewissen Antilope, dessen Vordertheil in lange, so dünne Fransen geschnitten war, daß sie nichts verbergen konnten; diese Fransen fielen vorn und hinten auf die Hüfte oder auf den Schenkel, bisweilen auch noch weiter herunter. Der Kopf einiger dieser Frauen war mit einer Mütze von Zebrahaut geschmückt, ähnlich einem Helme, und an dem Halse trugen sie Kupferstückchen, Muscheln und Glasperlen. Die Männer dagegen hatten alle ein Stück Holz oder die Stachel eines Stachelschweines durch den Nasenknorpel gesteckt.

Die Buschmänner sind sehr klein; der größte unter ihnen, den man sah, maß nur 4 Fuß 9 Zoll und die größte der Frauen nur 4 Fuß 4 Zoll. Ihr ganzes Aeußere zeigt an, daß sie von eben demselben Stamme sind wie die Hottentotten, welche sie aber an Häßlichkeit noch übertreffen, indeß auch in der Gewandtheit im Laufen, in der Heiterkeit, in der fortwährenden Thätigkeit und in der Kühnheit.

Barrow ging darauf nach N. bis zu den von dem obern Theile des Oranienflusses bewässerten Bezirken, dann kehrte er nach S. zurück, ging über die Berge an der Grenze der Colonie, zwischen denen sich nach einander vier Salzseen befinden, um welche der Boden dürr und mit leichten Salzanschüssen bedeckt ist; das Wild war hier ungemein häufig. Etwas weiter hin, an den Ufern des Vis Rivier, fließen zwei warme Quellen, die von den Bauern besucht und benutzt werden. Man machte einen besondern Ausflug nach dem Kaffernlande und kehrte sodann nach Graaf Reynet zurück; die Karro war noch dürrer, als man sie vorher gefunden hatte. Dagegen ist das Land weiter nach S., das von dem Knysna bewässert und von Seen durchschnitten ist, herrlicher, grüner und majestätischer als Südafrika; die Güter sind da auch schöner, besser unterhalten und besser gebaut als die, welche man in so großer Entfernung von der Stadt trifft.

Nachdem er die Bai von Plettenberg besucht hatte, wendete sich Barrow nach W. Er sah die Mossel-Bai, ging über den Gauritz, einen Fluß, der bedeutend über seine Ufer tritt, und gelangte in den Bezirk Zwellendam und sodann in jenen von Stellenbosch. In Bavian's Kloof gab es eine kleine Herrnhuter-Colonie; diese Missionaire hatten eine Gemeinde von beinahe 600 Hottentotten zusammengebracht und die Zahl derselben nahm noch immer zu. „Sie leben," sagt Barrow, „in kleinen Hütten, die in dem Thale zerstreut sind, und jede hat ihren kleinen Garten; alles ist sehr reinlich. Einige dieser Hottentotten arbeiten wöchentlich, monatlich oder jährlich bei den benachbarten Ansiedlern; andere machen und verkaufen Decken und Besen; jene ziehen Geflügel und andere Rinder, Schafe oder Pferde." Am 18. Jan. 1798 war unser Reisender nach einer Abwesenheit von sieben Monaten nach dem Cap zurück.

Als die Regierung sich vorgenommen hatte, den westlichen Theil der Colonie nach N. zu untersuchen zu lassen, brach Barrow am 10. April auf; er zog an der Bai Saldogne hin, die groß und vollkommen sicher ist, aber kein Trinkwasser hat. Weiter nach N. befindet sich die Bai St. Helena. Der Elephantenfluß gehört zu den wenigen von jenen der Colonie, die nie austrocknen. Weiter hin war das Bokkeveld mit einem grünen Teppiche bedeckt in Folge der neuerdings eingetretenen Regen; es stößt an die Wüste, welche wie jene in S. Karro heißt.

Barrow empfing hier den Besuch einer Gesellschaft Buschmänner mit deren Führer, die sich seit 15 Jahren in diesem Bezirke niedergelassen und friedlich von dem Ertrage ihrer Industrie gelebt hatten. „Er versicherte uns," setzt unser Reisender hinzu, „er zweifele nicht, daß mehre Horden seiner Landsleuten mit Vergnügen Friedensanträge annehmen würden und daß ihre Noth so groß sey, daß sie gewiß gern das Anerbieten annähmen, ruhig im Dienste der Ansiedler zu leben."

Die Reise über die Wüste war sehr beschwerlich; man kam in das Land der Namaquas, wo alles von Unfruchtbarkeit zeugte, und ging über die Kamis-Berge. Barrow sah in einem Kraal einen Damara, der ihm einige Auskunft über sein Vaterland gab. Man kehrte darauf zu dem Bokkeveld zurück und gelangte über einen steinigten Bezirk an den Fuß der Hantam-Berge, die von Landgütern umgeben sind; dann wendete sich Barrow nach SO. nach dem Roggeveld, dessen Höhen er erstieg; sie sind mehre Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Dieser Theil des Bezirks von Stellenbosch soll die besten Pferde der Colonie liefern. Barrow, der in die Ebenen der Karro wieder herabgestiegen war, schlug den Weg nach dem Cap ein, wo er am 12. Juni wieder ankam.

Im Jahre 1799 machte Barrow eine zweite Reise in das Land der Kaffern; der Zweck hatte aber mit der Geographie nichts zu schaffen.

Da eine Viehseuche ungeheuere Verwüstungen unter dem Viehe der Colonie angerichtet hatte, so dachte man an die Mittel, die Verluste wieder zu ersetzen, und man entschied sich dafür, daß Truter, Mitglied des Gerichtshofes, und Somerville den Auftrag erhalten sollten, Vieh bei den benachbarten Völkerschaften zu kaufen. Sie begannen ihre Reise am 1. October 1801 mit einer zahlreichen Caravane und wendeten sich nach der Karro. Indem sie weiter nach N. zogen, kamen sie über grünende Ebenen, wo sie hier und da sehr schüchterne und vor Hunger fast umkommende Eingeborene sahen; man gab ihnen Lebensmittel und Tabak. Endlich erreichte man das linke Ufer des Gariep oder Oranienflusses, an dessen entgegengesetztem Ufer sich ein Kraal befand, der von Koras, einem Hottentottenstamme, bewohnt wurde. Man befand sich damals unter 29° s. Br. Diese Menschen besaßen zahlreiche Heerden. Dann fand man jenseits einer Wüste zwei Buschmännerkraals unter der Aufsicht von Missionairen. Unter ihnen lebten auch zwei Betschuanas und ein holländischer Bauer, der die Colonie hatte verlassen müssen; sie willigten ein, als Führer und Dolmetscher zu dienen.

Als man an den Ufern des nach N. fließenden Kuruman war, befand man sich bei dem Lande der Briquas, eines Stammes der Betschuanas. Einer der Führer wurde vorausgeschickt, damit er die Ankunft der Caravane melde. Der Bote kam am Nachmittage mit vier seiner Landsleute zurück. Am andern Tage früh sah er vier andere, darunter den Bruder des Königs. Man blieb einige Zeit an den herrlichen Ufern des Kuruman, um das erschöpfte Vieh sich erholen zu lassen. Als man wieder aufbrach, zog man durch große Gebüsche einer Art Mimosa, welche die Giraffe abnagt. Eine von dem Könige abgeschickte Deputation erklärte, die Caravane würde mit Ungeduld erwartet. Man traf schöne Quellen. Je weiter man kam, um so lachender war das Land und um so reicher an Rothwild.

Als man wußte, daß man sich in der Nähe der Wohnung des Häuptlings befinde, machte die Caravane Halt und die Commissare setzten den Weg zu Pferde fort, nahmen aber die für den Häuptling bestimmten Geschenke mit sich. Sie waren schon über bebaute Felder gekommen, als sie gegen Mittag in eine Art geräumiger Stadt von Hütten gelangten, die nicht in Straßen standen und alle von einer Palissade umgeben waren. Der Anblick einer so großen Anzahl menschlicher Wohnungen nach einer so langen Reise mitten in Wüsten war eben so angenehm als unerwartet. Bald gelangten die Reisenden an einen Ort, wo der Häuptling, umgeben von den Alten des Volkes, sie erwartete. Er empfing sie auf das Freundschaftlichste und nahm die Geschenke an, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregten. Jeder Gegenstand wurde sorgfältig untersucht und man mußte den Gebrauch desselben erklären. Man bot dafür den Commissaren geronnene Milch. Der Häuptling lud darauf die Europäer ein, ihn in seine Wohnung zu begleiten, wo er sie seinen beiden Frauen und seinen beiden Kindern vorstellte. Eine zahlreiche Volksmenge folgte ihnen. Die Frauen waren am neugierigsten; sie konnten sich nicht überzeugen, daß die Haare der Weißen natürliche wären, und hielten sie für den Schweif irgend eines Thieres, den man angeklebt habe.

Als die Wagen gegen Sonnenuntergang ankamen, schlugen die Reisenden ihre Zelte 600 Schritte in S. von der Stadt an einem Flusse auf. Fast die ganze Bevölkerung machte ihnen Besuche, ohne indeß zudringlich zu werden; alle schienen sehr sanft zu seyn. Die Frauen brachten in hölzernen Gefäßen, in irdenen Töpfen und Schläuchen so viel Milch, als die ganze Caravane brauchte. Je näher die Nacht heranrückte, um so mehr entfernte sich die Menge von dem Lager, und die Reisenden schickten sich an, die Nacht so ruhig und so unbesorgt zu verbringen, als wären sie noch mitten in der Wüste.

Die Stadt Lataku liegt unter 27° 6' s. Br. und unter 21° 50' östl. L. von Paris. Ein Fluß, der nach der Breite seines Bettes bisweilen bedeutend seyn muß, fließt hindurch. Man glaubte, ihre Einwohnerzahl belaufe sich auf etwa 12,000 Seelen. Jedes Haus hat eine runde Form, 13 bis 15 Fuß im Durchmesser, ist vorn offen und meist nach O. gerichtet. Die drei Viertheile des Kreises sind durch eine fünf Fuß hohe Mauer von Lehm und Kies geschlossen; ein Drittel der ganzen Fläche nimmt eine Mauer von gebogener Gestalt ein, wo man die Fellkleidungen, die Schmucksachen von Elfenbein, die Zagaien, die Messer und andere nützliche oder werthvolle Gegenstände aufbewahrt; auch schlafen da die Aeltesten der Familie, während die Jüngern in einem halb geschlossenen Raume ruhen. Die Wohnung ruht auf einer Fläche von gut ge-

schlagenem Thone, die 4 Zoll über den Boden des andern Raumes erhöht ist; das Dach von konischer Form ist von Rohr und Sorgostroh, sehr sorgfältig gearbeitet und mit Riemen verbunden. Es wird von Pfeilern in der Mauer getragen. Eine Einzäunung von denselben Materialien oder von Baumzweigen umgiebt in gewisser Entfernung jede Wohnung (Taf. 9. Abbild.) und läßt so einen Zwischenraum, wo man ein ungeheueres Gefäß von Thon sieht, das einem Kruge gleicht und in welchem man den Ertrag der Ernten aufbewahrt, und das auf drei 6 bis 9 Fuß hohen Pfeilern ruht. Diese Wohnungen übertreffen alles, was man bis dahin in Afrika gesehen hatte, selbst die Hütten einiger europäischen Bauern. Die Oberfläche der äußern Einzäunung ist so eingerichtet, daß das Wasser sogleich nach außen abläuft, und da man hier zu kochen pflegt, so wird das Innere des Hauses nicht durch den Rauch verdorben.

Man kann sich leicht denken, daß ein so neuer Anblick die Europäer mit Bewunderung erfüllte. Da sie aber den Zweck, der sie dahin geführt hatte, nicht so wohl erfüllen konnten, als sie wünschten, brachen sie am 12. Decbr. wieder von Lataku auf, begleitet von einer zahlreichen Menge. Am 12. April gingen sie wieder über die Grenze der Colonie. Das Gerücht von ihrer Entdeckung veranlaßte später andere Reisende, denselben Weg einzuschlagen.

Als die Capcolonie im Frieden von Amiens (März 1802) den Holländern zurückgegeben, wurde Janssens zum Gouveruer ernannt. Heinrich Lichtenstein, welcher der Lehrer der Kinder desselben war und der seit seiner frühesten Jugend den lebhaftesten Wunsch gehegt hatte, Südafrika zu besuchen, begleitete Janssens und landete 1803 am Cap.

Der Herr von Mist, Generalcommissair der Colonie, glaubte eine Reise in die nordwestlichen Bezirke machen zu müssen, um den Zustand dieses Landes zu untersuchen, wo sich noch nie obere Beamte gezeigt hatten. Lichtenstein wurde dieser Expedition als Naturforscher beigegeben. Die Caravane brach am 7. Octbr. auf. Wenige Tage nachher fand man in einem Häuschen an dem Abhange des Kipberges den Johann Slaber, der mit seinem vor 17 Jahren gestorbenen Vater Le Vaillant auf dessen Jagden begleitet hatte und von diesem Reisenden sehr gerühmt wurde. Die Familie hatte Le Vaillant nicht vergessen und schien sehr überrascht und selbst unzufrieden zu seyn, daß er das Publikum mit ihren innern Angelegenheiten unterhalten hatte; sie meinte auch, er habe die Gefahren seiner Ausflüge übertrieben.

Jenseits des Elephantenflusses empfand man die ganze Heftigkeit der nächtlichen Kälte jener Gegenden, und doch war es November, der dem Mai in unserer Hemisphäre entspricht. Man erreichte den Fuß der Hantamberge, deren Plateau, ähnlich dem des Tafelgebirges, sich 1500 Fuß über das Thal erhebt, in welchem der Groote Doorn Rivier fließt; die Pferde finden da treffliche Weide und sind vor den Epidemien geschützt, die alle Jahre große Verheerungen in der Colonie anrichten. Drei Monate lang ist dieses Plateau von Schnee bedeckt; das Wasser ist selten da und manche Oerter können der Dürre wegen im Sommer nicht bewohnt werden. Im Winter beginnen die Quellen wieder zu fließen, ohne daß es geregnet hat, und das salzige Wasser des Roggeveld wird süß. In den Hantambergen baut man wenig Getreide.

Die Caravane zog sodann nach SO. nach dem untern Roggeveld über eine Ebene, auf welcher sich einzelne Berge erheben, die alle von gleicher Höhe sind. Den Winter über begeben sich die Bewohner mit ihrem Viehe in die Karro hinunter, wo jeder ein Landstück mit Hütten besitzt, um darin mit seinen Leuten wohnen zu können. Die Bewohner von Bokkeveld, einem andern sehr hoch gelegenen Bezirke, begeben sich ebenfalls daher; dann erneuert man die Bekanntschaft und hält gute Nachbarschaft während dieser Zeit der Ruhe und geselligen Vergnügungen. Die Fläche der Karro, die im Sommer nichts als eine mit Lehm und Thon gemischte, mehr oder weniger mit Eisentheilchen geschwängerte, steinharte Ebene mit einigen Ficoiden und andern fetten Gewächsen, sowie Liliaceen und Pflanzen zeigt, die durch eine Hülle von holzigen Fasern geschützt sind, verändert ihr Aussehen, sobald die Witterung frischer wird; die Wurzelfasern, die Feuchtigkeit einsaugen, schwellen an und heben den Boden, so daß, wenn der Regen zu fallen anfängt, die unermeßliche Ebene einem herrlichen grünen Teppiche gleicht; bald brechen auch die Blumen hervor und jener Teppich wird mit den lebhaftesten Farben wie durchwirkt; die ganze Atmosphäre duftet.

Leider dauert dieser Luxus der Natur nur einen Monat, er müßte denn von reichlichem Regen verlängert werden. Die fortwährend steigende Stärke der Sonnenstrahlen und die Zunahme der Tage bringen die Pflanzen schnell zum Welken; die Blumen fallen ab; die Stengel verdorren, die Erdrinde springt auf und erstickt die neuen Keime. Die Heerden finden keine andere Weide mehr als dicke Gewächse; die Flüsse nehmen ab und die Quellen geben kaum einen dünnen Wasserstrahl; endlich vertrocknen sie ganz, und dies ist eine Andeutung für den Ansiedler, sich nach den Bergen zurückzuziehen. Allmälig verläßt man die Karro; gegen das Ende des Septembers ist sie nur noch eine Wüste.

In diesem Zustande fanden sie die Reisenden. Sie sahen zu Bavian's Kloof die von Schmidt gegründete Mission und gingen bis zu der Algoabai. Das Dorf Bethelsdorp, 1707 von dem Missionair Van der Kemp gegründet, gewährte keinen blühenden Anblick. Der Capitain Alberti befehligte das benachbarte Fort und er begleitete den Generalgouverneur in das Land der Kaffern; der Generalcommissar und Lichtenstein folgten ihm dahin. Am 23. März 1804 waren sie am Cap zurück, nachdem sie 800 Stunden durchreist hatten.

Im Jahre 1305 wurde Lichtenstein dem Herrn Cornelius Van der Graaf, dem Landdrost oder Administrator des Bezirks Tulbagh, beigegeben und beauftragt, den nordöstlichen Theil der Colonie zu inspiziren und bis zu den Betschuanas zu gehen. Die Caravane brach am 24. April auf; am 29. Mai befand man sich bei einem Defilé in der Nähe des Landes der Buschmänner, wo Kicherer, ein deuscher Missionair, eine Niederlassung gegründet hatte. Die Buschmänner hatten sie vor kurzem geplündert, aber man setzte den Dieben nach und erlangte einiges Vieh wieder.

Da die Reisenden da anhielten, so wurden mehre dieser Wilden, welche Diebereien auf dem Gebiete der Colonie begangen hatten, vor den Landdrost gebracht, namentlich einer, der oft ergriffen worden, aber immer wieder entronnen war; sie wurden alle nach Tulbagh geschickt. Man schrieb an den Generalgouverneur, um ihm die beklagenswerthe Lage der Ansiedler vorzustellen; sie verlangten weiter nichts, als eine Expedition gegen die Räuber zu unternehmen; die beiden Commissare waren aber der Ansicht, daß, wenn sie unternommen würde, das Leben der Buschmänner geschont werden und man sich begnügen müsse, sie gefangen zu nehmen und in der Nähe eines Hauptortes zusammenzubringen, um sie da allmälig an die Arbeit zu gewöhnen.

Jenseits der Grenze der Colonie machte Lichtenstein einen Ausflug in die östlichen Thäler der Karri-Berge. Sie sind völlig kahl und dürr, verbinden und verschlingen sich so mit einander, daß sie ein großes Labyrinth bilden. Begrenzt werden sie von einzelnen Bergen, die theils konisch, theils oben abgeplattet sind. Sie verlängern sich nach OSO., und man sagt, man müsse sechs Tage reisen, ehe man das Ende sehe. Als Lichtenstein um einen dieser Berge herumkam, bemerkte er eine Schaar Strauße, die sogleich die Flucht ergriffen; ihnen folgte eine Heerde Quaggas. Diese beiden Thierarten halten sich aus Instinct immer in der Nähe von einander; die Strauße benachrichtigen die Quaggas von der Annäherung der Gefahr und diese ziehen durch ihren Koth große Käfer herbei, die von den Straußen aufgesucht werden.

Als man die Karriberge verlassen hatte, gelangte man in eine sandige Gegend und sodann in salzgeschwängerte Ebenen; endlich lagerte man an dem Ufer des Garieh, den man durchwaden konnte. Es wurde ein Gewehr abgefeuert, um den in der Umgegend herumziehenden Eingebornen die Anwesenheit der Caravane zu melden. Einige Stunden später erschienen wirklich Buschmänner und sodann Kaffern.

Eine Colonie von Mestizen-Hottentotten befand sich unter der Lei-

tung zweier Missionaire mitten in dieser Wüste, und sie war von Personen aus verschiedenen Hottentottenhorden, unter andern durch Corannas vergrößert worden. Man vertauschte hier die ermüdeten Stiere gegen frische, und am 17. Juni brach man von neuem auf. Jenseits eines Defilés wurde die Luft durch einen Zug Heuschrecken verdunkelt, die in Masse auch die Erde bedeckten. Ob sie sich gleich erst seit einer Stunde gezeigt hatten, waren doch bereits alle Gebüsche kahl abgefressen.

Die Colonie zieht sich durch Hügel hin, wo wenige Tage vorher eine Colonie von Mestizenhottentotten heimtückisch von Buschmännern angegriffen worden war, die sich ihnen angeschlossen und gute Behandlung gefunden hatten. Zwei Brüder, Frauen und Kinder waren ermordet worden; es gelang Lichtenstein, die durch vergiftete Pfeile verwundeten Kinder zu heilen. Es kamen Namaquas herbei, um den Unglücklichen beizustehen; unsere Reisenden sorgten für ihre Bedürfnisse und setzten sodann ihre Wanderung fort. In der Nacht hielt man gute Wache, weil das Bellen der Hunde die stille Annäherung der Wilden verrieth, deren Nähe durch die Ankunft eines fremden Hundes angezeigt wurde. Das Brüllen eines Löwen, das man im Dunkeln hörte, war fast das Signal zur Freude für die Schaar, weil es die Feinde zum Weichen nöthigte.

Die ersten Betschuanas, die man bemerkte, waren drei Hirten, die unter einer dicken Mimosa mitten unter ihren Rinderheerden lagen. Sie grüßten die Reisenden mit dem Worte morra (guten Tag), und als sie in der Caravane den Missionair Kok erblickten, den sie kannten, bezeigten sie ihre Freude durch Händeklatschen und lautes Lachen. In dem ersten Dorfe, in welches man gelangte, gab ebenfalls die ganze Einwohnerschaft ihre Freude zu erkennen. Man gelangte bald an das Ufer des Kuruman, dann in das Dorf, in welchem der König Mulihawang wohnte. Die Betschuanas drängten sich um Kok und zeigten auf den König, der herankam; er schien über 60 Jahre alt zu seyn, und ihm folgten vier Männer von demselben Alter, sowie weiter hin eine ansehnliche Menge. Er reichte den Reisenden die rechte Hand und grüßte herzlich den Missionair, der ihm den Zweck seiner unerwarteten Rückkehr auseinandersetzte und ihm das Unglück erzählte, das die beiden Hottentottenfamilien betroffen hatte. Unsere Reisenden zogen sich dann an das Ufer des Flusses zurück, wo die Hütte Koks stand.

Man hatte sich da kaum eingerichtet, als der König mit seinem ganzen Gefolge zu einem Besuche erschien. Kok drückte ihm den Wunsch der holländischen Regierung aus, in gutem Vernehmen mit ihm zu leben. Er setzte hinzu, die beiden Abgeordneten hätten den Auftrag, ihm diese Versicherung zu überbringen und Geschenke zu übergeben. Die Antwort Mulihawangs war nicht ohne Würde, indem er erklärte, wenn auch die Geschenke ihm gleichgültig wären, so würde er doch mit Vergnügen alle Fremden empfangen, die in seinem Lande reisten, besonders wenn sie von seinem Freunde Kok eingeführt würden, den er mit großer Freude wiedersehe. Der König hatte bei sich zwei seiner Räthe und zwei seiner Söhne, von denen der ältere, Metibi, eine angenehme Gesichtsbildung besaß.

So lange der König sprach, hielt sich das Volk ruhig, sobald er aber geendigt hatte, verlangten einige der entferntesten von unsern Leuten Tabak. Dies erinnerte daran, dem Monarchen und dessen Söhnen eine gestopfte Pfeife zu überreichen. Sie zündeten dieselbe an und jeder kauerte sich zufrieden nieder. Mulihawang übergab die Pfeife bald einem seiner Räthe, die Prinzen thaten dasselbe und sie circulirten unter den Leuten ihres Gefolges. Gegen Abend sagte der König, ehe er sich entfernte, zu den Abgeordneten, es thue ihm leid, daß sie ihr Lager so weit von seiner Wohnung aufgeschlagen hätten, weil er sie nicht so oft sehen könnte, als er es wünsche, indem ihm das Gehen beschwerlich würde. Sie entschuldigten sich mit den Worten, daß die Nähe des Flusses ihnen die bequemste Stelle gewähre, namentlich zur Weide ihres Viehes, und versprachen, ihm die Anstrengung des Gehens durch häufige Besuche zu ersparen. Kok folgte ihm eine Strecke weit und sagte nach seiner Rückkehr: der König hat mich bei Seite genommen; er wünscht, man möge ihm in der öffentlichen Audienz nur die Gegenstände überreichen, die ihm als Fürsten bestimmt wären, und für eine Privatunterredung alle Kleinigkeiten aufsparen, die man ihm vielleicht zu geben gedenke; denn wenn es sein Volk erfahre, werde er von Bitten bestürmt werden, und er könne sich nicht weigern, mit dem geringsten seiner Unterthanen alles zu theilen, was er erhalten habe..."

Sobald der König sich entfernt hatte, verlangte das Volk dringend Tabak, Branntwein und andere Gegenstände. Man fürchtete, eine Weigerung möge Unzufriedenheit und Mißverständnisse veranlassen, und Lichtenstein, der alles zusammennahm, was er von der Sprache der Betschuanas verstand, kündigte ihnen deshalb an, die Vertheilung der Geschenke würde erst am andern Tage stattfinden. Statt darüber zu murren, hörten sie nicht auf, sich vertrauungsvoll zu zeigen, äußerten laut und wiederholt ihr Erstaunen darüber, daß ein Fremder ihre Sprache rede, und fuhren dann fort, mit einer Lebhaftigkeit und einer Geläufigkeit zu sprechen, daß er kein Wort von dem verstand, was sie sagten, und ihnen nicht antworten konnte. Zur großen Verwunderung der Europäer befand sich keine einzige Frau unter der Menge; man erfuhr, daß sie zu Hause mit der Wirthschaft beschäftigt wären.

Am andern Tage früh erschienen die Betschuanas von neuem, geschmückt wie an einem Festtage; sie hatten meist schöne Mäntel von Schakal- und Genettefell, hatten sich den Körper und besonders die Haare mit Glimmerpulver und Fett eingerieben, was sie ganz glänzend machte, und da fast alle sehr schnell gekommen waren und schwitzten, so sahen die Schweißtropfen, welche ihnen über das Gesicht rannen, aus, als wären sie von Quecksilber. Bald erschien ein junger Mann von ausgezeichnetem Aussehen, der kostbarer geschmückt war als die andern und am linken Arme mehre Elfenbeinringe trug; er kam vom Könige, um die Fremden zu führen; sie folgten ihm. Unterwegs verließen die Frauen, welche Holz fällten, ihre Arbeit, um Tabak zu betteln; der junge Mann hinderte aber Lichtenstein und dessen Begleiter, denselben etwas zu geben, und schickte die Zudringlichen zu ihrer Arbeit mit der Androhung von Peitschenhieben zurück. Sie achteten jedoch nicht darauf und erhielten, was sie wünschten, was den Fremden gerechten Tadel zuzog.

Sie fanden den König mit seinen Räthen unter einer großen Giraffenakazie am Boden sitzen; er stand aber sogleich auf, reichte Jedem die rechte Hand und zeigte mit der linken auf den Baum, um sie einzuladen, in dem Schatten desselben Platz zu nehmen. Dann wiederholte ihm Kok die Freundschaftsversicherungen der holländischen Regierung, als deren Abgeordnete er die beiden Reisenden vorstellte; darauf übergab man ihm die Geschenke: einen großen fünf Fuß langen Stock mit Metallknopf, auf welchem die Anfangsbuchstaben der Worte „Batavische Republik", die Jahrzahl und der Name Mulihawang eingeschnitten waren; eine Rolle Tabak von zehn Pfunden, einige Pfunde Glasperlen von verschiedener Farbe, einige Dutzend Stahlknöpfe, Messer, Messingdraht und andere Gegenstände. Nach seinem Wunsche überbrachte ihm Kok ins Geheim Abends die Leckereien und die Schmucksachen.

In dieser öffentlichen Audienz zeigte er einen bewundernswürdigen Schicklichkeitstakt; er antwortete auf die Reden Koks, er nehme gern die Weißen in seinem Lande auf, vorausgesetzt, daß sie Lebensmittel mitbrächten; er würde mit Vergnügen die Missionaire wiedersehen, die schon zu ihm gekommen wären, und besonders Kok, weil derselbe den Ackerbau verstehe und ihn mehre nützliche Dinge gelehrt habe.

Die Reisenden besuchten mehre Häuser, in die man sie eintreten und in denen man sie die Waffen und Geräthe untersuchen ließ, ohne das geringste Mißtrauen zu zeigen; bisweilen blieben sogar die Eigenthümer draußen. „Kok führte uns dann," sagt Lichtenstein, „zu dem Oberpriester und empfahl uns, so aufmerksam und artig als möglich gegen diesen Mann zu seyn, der einen großen Einfluß auf den König ausübt, von dem Volke sehr geachtet wird und den Fremden nicht eben zugeneigt ist. Er war ein bejahrter Mann mit strengem Gesicht; er sah uns kaum an und fuhr fort an einem Schakalfellmantel zu nähen, und antwortete nur einsilbig auf die Rede Koks und unsere Bitte, ihm ein Geschenk an

Tabak, Glasperlen und Knöpfen machen zu dürfen; indessen er nahm sie an und legte sie neben sich, ohne ein Wort zu sagen, so daß wir ihn verließen. Seine Function besteht darin, alle zwei Jahre die zum Alter der Pubertät gelangten jungen Leute zu beschneiden, das Vieh vor den kriegerischen Unternehmungen zu segnen und nach dem Siege sehr einfache Ceremonien zu verrichten. Er besitzt Kenntnisse in der Medizin, versteht den Lauf der Sterne zu beobachten und schnitzt Würfel zum Spiele, die nach der festen Ueberzeugung des Volkes Glück bringen, mit einem Worte, alles was den Glauben oder Aberglauben betrifft, gehört in sein Fach.

„Wir verwendeten die übrige Zeit darauf, einen Spaziergang in W. der Stadt nach einem Berge zu zu machen, von wo wir sie ganz übersahen. Kok, der im vorigen Jahre weiter nach N. gereist war und die Stämme der Murulong und Matsaroqua gesehen hatte, sagte uns, die Hauptstädte derselben wären bedeutender als die der Betschuanas. Als Truter und Somerville dieselbe besucht hatten, war sie bevölkerter als jetzt, weil sich damals die Murulongs mit den Betschuanas unter dem Oberbefehle Makrakis vereinigt hatten; im folgenden Jahre hatten sich aber dieser Häuptling und Mulihawang im Frieden getrennt und mehr als zwei Drittel der Einwohnerzahl war dem erstern gefolgt. Im Jahre 1801 befand sich die Hauptstadt drei Tagereisen weiter in NO. an der Quelle des Takuna, weshalb Truter und Somerville diesen Ort Lataku nannten; aber eine solche Niederlassung führt nt einen eigenen Namen, sondern immer den des Häuptlings und der nächsten Oertlichkeit. So bezeichnete der Name des Flusses Kuruman zu gleicher Zeit den Hauptort der Matschapins oder Betschuanas.

„Da wir allerhand symetrische Figuren an dem Sandsteine bemerkten, welcher die Basis des Gebirges bildet, so fragten wir nach der Bedeutung derselben; Kok und die Betschuanas versicherten uns, sie hätten gar keine und sie wären von den Hirten zum Zeitvertreibe da hergezeichnet worden. Man sieht ähnliche auf dem hölzernen Geräthe, die eingebrannt sind.

„Als wir in unser Lager zurückkamen, fragte ich einen Kuhhirten, der uns durch den Wald führte, wie er heiße; er antwortete Manong (Geier), und als ich meine Verwunderung darüber äußerte, entgegnete er, das sey so Sitte, und sein Bruder heiße Tschoni (Pavian) und sein Oheim Phukuieh (Schakal). Kok sagte mir, nur das Volk führe Thiernamen, die der Fürsten und Großen dagegen hätten gar keine Bedeutung; ich glaube, sie sind aus dem Arabischen abgeleitet. Jede Person besitzt deren mehre; ein Fremder selbst erhält bald einen Spitznamen; mich nannte man bereits T'hamma kuna (Rothhals) wegen der Farbe des Kragens an meiner Uniform, und Truter war Angokorra (finsteres Gesicht) genannt worden wegen seines etwas düstern Blickes und seiner dicken Augenbrauen."

Der König speiste im Lager der Reisenden und die Speisen waren nach seinem Geschmacke. Drei Gläser Wein machten ihn sehr lebhaft. Er sprach so viel, daß Kok seine Worte kaum verdolmetschen konnte. Er sagte zu uns: „Ihr seht heute kaum den sechsten Theil meiner Unterthanen; eine große Anzahl der Waffenfähigen befindet sich auf der Jagd; andere sind unter der Führung Tellekellas, meines zweiten Sohnes, nach dem Garieh gegangen, um Verbündete zu werben, und eine andere Schaar befindet sich bei den Corannas. Es thut mir leid, nicht so viel Leute zu haben, um mit Euch gegen die Buschmänner zu ziehen und den Mord der beiden Hottentotten zu rächen. Makraki, mein ehemaliger Bundesgenosse, ist ein Treuloser; er raubt meine Heerden und die meiner Unterthanen, ich hoffe aber, einmal Rache nehmen zu können." Wir ersuchten Kok, dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, weil wir an diesen Streitigkeiten keinen Theil zu nehmen wünschten. Wir sprachen also von seinen Frauen, die wir noch nicht gesehen hatten, und er erfuhr mit großer Verwunderung, daß mehre der holländischen Reisenden nicht verheirathet wären und daß in Europa jeder Mann nur eine Frau habe. Diese Sitte kam ihm sehr albern vor; er setzte hinzu, er habe fünf Frauen und sein Schwager, der König eines der Stämme der Murulong, habe vor acht Jahren deren zehn gehabt und in diesem Augenblicke wahrscheinlich noch mehr.

Gegen das Ende ihres Aufenthalts erfuhren die Abgeordneten von Kok, Mulihawang wünsche lebhaft, ein Bündniß mit den Holländern zu schließen, um von denselben Unterstützung von Pferden und Waffen zu erhalten und so gegen Makraki marschiren zu können; ihre Instructionen schrieben ihnen jedoch in dieser Art nichts vor. Lichtenstein hätte gern seine Reise nach N. fortgesetzt, die kriegführenden Stämme in W. gelassen und den Rückweg über das Gebiet der Corannas genommen; aber sein College stellte ihm vor, die Pferde und das Vieh wären sehr erschöpft, man habe wenig Hoffnung, bessere Weide nach N. zu zu finden, die Vorräthe aller Art gingen zu Ende und die Wagen wären in schlechtem Zustande. Es wurde also beschlossen, nach der Colonie zurückzukehren. Die Betschuanas, unter welchen sich geschickte Schmiede befanden, halfen die Wagen ausbessern, ob sie gleich statt der Ambose nur Steine, und statt der Zangen dicke Baumäste hatten.

Man begab sich zu dem Könige, dem man das lebhafteste Bedauern äußerte, ihm bei seiner Unternehmung gegen seine Feinde nicht beistehen zu können, da man nach dem Cap zurückkehren müsse. Die eilige Abreise der Abgeordneten schien ihm noch mehr leid zu thun, als die abschlägliche Antwort. Zwei seiner Söhne begleiteten sie eine Strecke weit und erhielten von Kok das Versprechen, wieder zu kommen. Dieser hielt auch Wort; im Jahre 1808 aber wurde er in einem Streite mit einem Betschuana erschlagen. Der König verpflichtete sich feierlich gegen die Wittwe, welche in die Colonie zurückkehrte, den Mörder zu bestrafen.

Nach verschiedenen Ausflügen kam Lichtenstein Ende Septembers 1805 nach dem Cap zurück. Im Januar 1806 setzte ein englisches Geschwader Truppen an das Land; am 8. capitulirte die Stadt und am 23. mußte der Generalgouverneur einem Heere weichen, das stärker war als das seinige. Er schiffte sich in den letzten Tagen des März nach Europa ein. Lichtenstein folgte ihm.

G. J. Burchell, englischer Naturforscher, landete in den letzten Tagen des Novembers 1810 am Cap. Sein Hauptzweck war, die Naturerzeugnisse zu sammeln und zu studiren. Im Jahre 1811 wendete er sich nach NO. und ging über den Garieh. Die Niederlassungen der Missionaire hatten Fortschritte gemacht. Nachdem er im März 1812 in die Capstadt zurückgekommen, reiste er am 18. April von neuem ab, schlug denselben Weg wie bei dem ersten Ausfluge ein und kam am 10. Juli nach Lataku. Diese Stadt befand sich nicht mehr an derselben Stelle wie zur Zeit Truters und Somervilles 1802. Diese Hauptörter wechseln die Lage, führen aber immer denselben Namen. Vor 1802 waren sie an dem Moschua, damals an dem Kuruman, und 1806 hatte man sie dahin verlegt, wo sie Burchell fand.

Metibi war seinem Vater Mulihawang gefolgt. Burchell hatte als Dolmetscher einen Eingeborenen; man sagte ihm, er werde schon seit einiger Zeit erwartet, und er antwortete sehr artig: „ich fühlte den lebhaften Wunsch, deine Nation kennen zu lernen, und wollte in mein Vaterland nicht zurückkehren, ohne deine Stadt besucht zu haben." Man entgegnete ihm darauf: „deine Rede ist sehr weise, und wir freuen uns dich also sprechen zu hören." Da alle an den Wagen stehen geblieben waren, äußerte Metibi den Wunsch, man möge sich setzen, und er nahm Platz Burchell gegenüber, der sich auf afrikanische Weise mit übereinandergeschlagenen Beinen setzte; die Verwandten des Königs und die vornehmsten Personen bildeten einen zwei- und dreifachen Kreis um sie. Das Volk hielt sich in einiger Entfernung. Metibi sprach nicht viel; das Gespräch wurde hauptsächlich von seinem Oheime und einem seiner Brüder geführt. Die Fragen, die man Burchell vorlegte, betrafen den Zweck, der ihn bei seiner ersten Reise bewogen hatte, nach dem Cap zurückzukehren, ohne bis Lataku gekommen zu seyn, die Menge des Tabaks und der Glasperlen, die er mitbringe, und den Zweck seiner Ankunft. Burchell wendete sich direct an Metibi und sagte: „ich wollte dich und dein Volk kennen lernen, da ich so viel Gutes von Euch gehört hatte. Man hatte

mir Lataku so sehr gerühmt, daß ich lebhaft wünschte, diese Stadt zu sehen; auch hatte ich die Absicht, wilde Thiere zu jagen. Ich gedenke in deinem Lande so lange zu bleiben, bis ich deine Sprache erlernt habe, damit ich deinem Volke selbst viele Dinge sagen könne, die es meinem Wunsche nach wissen sollte. Ich hoffe, daß wir aufrichtige Freunde werden und ich nach meiner Rückkehr in meine Heimath sagen kann, die Betschuanas sind ein gutes Volk, damit andere weiße Männer, wenn sie dies hören, hierher kommen und Glasperlen und Tabak in Menge mitbringen. Billigest du alles das, was ich gesagt habe?" Metibi antwortete: „So ist es." Die Menge, welche den Kreis umstand, verlor kein Wort von dem, was gesprochen wurde; alle Augen waren auf den Fremden gerichtet.

Nach zehn Minuten erhob sich Metibi und schlug den Weg nach seiner Wohnung ein; dann kam er wieder und brachte für Burchell einen kleinen Flaschenkürbis voll Milch; der Engländer trank davon und gab das Uebrige einem Hottentotten, der bei ihm geblieben war. Dann reichte er Metibi und dem Oheime dieses Königs Schnupftabak; Metibi nahm darauf ein kleines Messer, das an seinem Halse hing, und vertheilte Prisen im Kreise herum, so daß nur eine für ihn selbst übrig blieb.

In Bezug auf die ansehnlichern Geschenke, welche dem Könige gegeben werden sollten, äußerte dieser wie sein Vater bei einer ähnlichen Gelegenheit den Wunsch, man möge sie ihm im Geheimen überbringen. Alles ging gut, indeß trübte doch ein Wölkchen diesen glücklichen Anfang. Metibi, der den Angriffen mehrer Räuberhorden ausgesetzt war, die um ihn her sich aufhielten und Feuergewehre besaßen, wünschte lebhaft, auch dergleichen zu haben; er war sehr unzufrieden mit den Bewohnern einer nicht weit entlegenen Mission, weil diese sich geweigert hatten, ihm Gewehre zu verkaufen. Er bat Burchell, welcher eine gewisse Anzahl besaß, ihm einige davon abzutreten. Diese Forderung brachte unsern Reisenden natürlich in Verlegenheit; alle diese Waffen waren für seine Gesellschaft nothwendig und einige gehörten den Hottentotten, die sich derselben bedienten. Burchell sagte dies offen und setzte hinzu, da er auf seiner Reise kein anderes Mittel habe, sich den Unterhalt zu verschaffen, als die Jagd, so hänge seine Existenz und die seiner Leute von den Flinten ab, und überdies würden sie sich zu vertheidigen haben, wenn sie durch das Gebiet der Baratras (Buschmänner) reisten. Die Batschapins bestanden auf ihrem Verlangen und Burchell, den diese Zudringlichkeit verdroß, gab eine sehr bestimmte Antwort; doch gelang es ihnen durch List, sich eine Flinte zu verschaffen; sie hatten Rinder dafür versprochen, brachten aber nicht die versprochene Anzahl. Da erklärte Burchell im Unwillen über diese Unredlichkeit, er werde abreisen, was große Unruhe veranlaßte. Endlich wurde doch eine Wiederannäherung bewirkt; die Betschuanas behielten die Flinte; Burchell gab ihnen noch überdies Schießbedarf und die versprochenen Ochsen wurden abgeliefert.

Unser Reisender hätte gern Metibi abgezeichnet, dieser aber weigerte sich fortwährend, wahrscheinlich in Folge eines abergläubischen Gedankens. Maleini, einer seiner Brüder, ließ sich nach einigem Widerstreben bereden, den Wunsch Burchells zu erfüllen, der ihn auch wirklich traf. Als Metibi dieses Portrait sah, rief er aus: Singke! Singke! (sehr gut!) Das Volk drängte sich hinzu, um, wie es sich ausdrückte, Moleini in einem Buche zu sehen; nach einigen Minuten stummer Verwunderung brach alles in lautes Lachen aus. Minder glücklich war Burchell mit dem Portrait eines andern Bruders Metibis; auch sagten die Betschuanas: maschue! maschue! (häßlich!) Er malte auch, aber mit Glück, Massisan, die Tochter Metibis. Als dies Portrait beendigt war, hing er dem Mädchen ein hübsches Halsband von kleinen schwarzen und goldenen Kügelchen um, was dieselbe ganz entzückte. Der Vater, der über das Portrait nicht minder erfreut war, verlangte, daß Burchell darunter schreibe: Mossarri o Morropi, Massisan (Massisan, Frau des Morropi). Obgleich das Mädchen erst zwölf oder dreizehn Jahre zählte, war sie doch schon Braut.

Seit einiger Zeit hatten die Batschapins angefangen, das Eisen zu bearbeiten; einer von ihnen hatte diese Kunst von den in NO. lebenden Stämmen erlernt. Burchell reiste am 3. August wieder von Lataku ab. Eine große Volksmenge folgte ihm. Der Name Betschuanas, der von den frühern Reisenden dem Stamme gegeben worden, dessen Oberhaupt Metibi war, gehört zu einer ansehnlichen Nation, die über einen großen Landstrich verbreitet ist und aus mehren Völkerschaften besteht; die Batschapins, die von andern Europäern Matschapins genannt werden, bilden eine davon. Burchell rechnet die Betschuanas zu der großen Familie der Kaffern.

Wir haben früher gesehen, daß der Missionair Van der Kemp unter den Hottentotten bei der Algoa-Bai eine christliche Gemeinde gegründet hatte; andere wurden nachher nach demselben Plane in verschiedenen Bezirken der Colonie und selbst jenseits der Grenzen derselben angelegt. Van der Kemp führte die Aufsicht über alle. Als ihn der Tod dahinraffte, wählte die Missionsgesellschaft unter ihren Mitgliedern Johann Campbell, damit er die Kirchen besuche und zu gleicher Zeit in Verbindung mit andern Missionairen die Einrichtungen treffe, welche wohl am geeignetsten seyn dürften, die Heiden zu bekehren und zu civilisiren.

Am 23. Novbr. 1812 landete Campbell am Cap. Er bemerkte, daß der Mahomedanismus in dieser Stadt große Fortschritte gemacht hatte; man zählt daselbst fünf Moscheen. Etwa zwanzig freie Muselmänner vereinigen sich, miethen ein großes Haus und ziehen arme unwissende Sclaven dahin, die ihre Religion annehmen; die Vorurtheile dieser neuen Anhänger des Koran gegen die Weißen oder die Christen werden immer stärker. Die Herren sagen, diese Häuser wären Diebes- und Hehlerhölen. „Dieser Umstand," setzt unser Missionair hinzu, „wird vielleicht die Herren nöthigen, sich mehr mit dem Unterrichte ihrer Sclaven zu beschäftigen, und dies eine Wohlthat und eine Sicherheit für die Colonie werden. Diese Unglücklichen werden im Allgemeinen in der Capstadt gut behandelt. In dem Hause, in welchem ich wohnte, waren sie gleichsam Mitglieder der Familie; die meisten hätten es nicht verlassen mögen."

Nach einem ersten Ausfluge nach Caledon, einem Dorfe 28 Stunden in OSO. von dem Cap und in der Nähe von warmen Quellen, brach Campbell am 13. Febr. 1813 von neuem auf und erreichte am 21. März Bethelsdorp, eine Mission nahe an der Algoa Bai. Sie befand sich in einem traurigen Zustande, der von Ursachen abhing, welche nicht in der Macht der Missionaire stand. Die Unfruchtbarkeit des Bodens und andere Ursachen hatten sie zu der Vermuthung gebracht, daß sie nicht immer da würden bleiben können, und die Wohnungen waren deshalb nur von Rohr gebaut. Eine große Anzahl von Hottentotten wurde fortwährend bei den Gutsbesitzern beschäftigt; man requirirte die thätigsten, um sie gegen die Kaffern zu schicken und als Führer der Militairposten zu brauchen; für diese Frohndienste erhielten sie keine Bezahlung und es folgte daraus, daß ihre zurückbleibenden Familien fast verhungerten. Diejenigen von ihnen, welche angefangen hatten, sich Häuser von Erde zu bauen, mußten sie halbfertig stehen lassen, und bei ihrer Rückkunft fanden sie dieselben in sehr schlechtem Zustande; alles dies entmuthigte die, welche Lust hatten, dauerhaft zu bauen.

Campbell sah jedoch unter den Hottentotten in Bethelsdorp Schmiede, Zimmerleute, Korbflechter und andere, welche, welche sehr geschickt Decken von Thierfellen zusammennähten, die von den Engländern gekauft wurden; auch Verfertiger von Pfeifen, Decken, Strümpfen und Seife gab es, Ziegler, Schneider, Dachdecker, Faßbinder, Fuhrleute und endlich einen Müller. „Alle diese Arbeiter arbeiten plump," setzt er hinzu, „es ist aber doch ein lobenswerther Anfang bei einem Volke, das nichts zu thun pflegte. Bei einem Gange durch das Dorf sah ich Frauen und Kinder mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt."

Nach einem Aufenthalte von drei Wochen in Bethelsdorp reiste Campbell d. 19. April ab, besuchte das Drosdy Albany, welches den sonst Zuurveld genannten Bezirk umfaßte, sowie das Land der Gonaquas, eines Stammes, der in Folge seiner Verheirathungen mit den Hottentotten und Kaffern, besonders aber der Kriege mit den letztern, erloschen

war, die sich des Gebietes bemächtigt hatten. Man hatte sie daraus vertrieben und es war deshalb zu Feindseligkeiten zwischen ihnen und der Colonie gekommen, die noch fortdauerten. Der neue Bezirk zählte nur erst wenige Einwohner, ausgenommen in den Militairposten, die man angelegt hatte, um die Einfälle der Kaffern zu verhindern, die trotz der Wachsamkeit der Garnisonen oft Räubereien begingen.

Nachdem Campbell in O. verschiedene zu Missionen geeignete Oerter besucht hatte, wendete er sich nach NNW. Er hatte das Vergnügen, zu Graaf Reynet J. Burchell zu treffen, der diese Gegenden in naturhistorischer Hinsicht bereiste. Bei dem Lande der Buschmänner erlegte man eine Löwin; das leicht verwundete Männchen ergriff die Flucht. Das Terrain war gebirgig und die Temperatur in der Nacht sehr kalt. Die Buschmänner nahmen die Caravane gut auf; Campbell sagte ihnen: „wir kommen aus einem sehr fernen Lande; wir haben die Hottentotten sehr viele nützliche Dinge gelehrt und wollen auch euch Lehrer schicken."

Die Wilden äußerten ihre Zufriedenheit mit dieser Rede und einer erbot sich, Campbell bis an einen fernen Fluß zu begleiten. Er war der Caravane sehr nützlich, indem er die Orte anzeigte, wo man Gras finden würde, Wasser, und Holz für die Nacht.

Am 20. Juni gelangte man in das Land der Betschuanas; am 24. war man in Lataku. Als Campbell dem Könige, Metibi, Geschenke angeboten hatte, sagte er: „du würdest vollkommen in Sicherheit gewesen seyn, selbst wenn Kok und seine Freunde nicht mit dir gewesen oder wenn du mir nichts gegeben." Dann wendete er sich an Kok und forderte ihn auf, in Lataku bei ihm zu thun als sey er zu Hause. Am 7. Juli reiste Campbell ab und wendete sich nach S. Er besuchte die Missionen, die an verschiedenen Punkten angelegt worden waren, die Kraals der Corannas (Taf. 8. Abbild.), ging dann über den Gariep und wendete sich nach W., indem er sich ein wenig von diesem Flusse entfernte. Das Vieh der Caravane wurde von den Buschmännern gestohlen, man erlangte aber alles wieder. Ein christlicher Hottentott, der durch einen vergifteten Pfeil verwundet worden war, starb auf eine sehr erbauliche Weise.

Am 12. Septbr. war die Caravane in Pella, einem bei den Namaquas in einer ungemein dürren Gegend angelegten Hause. Dann wendete man sich nach S. und gelangte zu der Frau Van der Westhuys, einer bejahrten Frau, welche die Missionaire sehr freundlich aufnahm. Sie erinnerte sich noch deutlich Le Vaillants, der, wie sie sagte, in den Kamis-Bergen zum Zeitvertreibe Vögel, Steine und Blumen suchte, was sie für eine sehr nutzlose Beschäftigung ansah. „Indem ich von Le Vaillant spreche," bemerkt Campbell, „muß ich erwähnen, daß sein Buch, ob es gleich romanhafte Dinge enthält, meiner Meinung nach doch dasjenige ist, welches die genauesten Nachrichten über die Sitten und Gewohnheiten der Hottentotten giebt."

Am 31. Octbr. war Campbell in der Capstadt zurück, und am 18. Febr. 1814 schiffte er sich wieder nach England ein.

C. J. Latrobe, ein herrnhutischer Missionair, wurde 1815 nach dem Cap geschickt, um die beiden Niederlassungen zu Groene Kloof und Gnadenthal zu besuchen und die Mittel zu suchen, eine dritte zu gründen. Er kam nicht aus der Colonie und verließ sie 1816; zu Ende seines Aufenthalts machte er einen Ausflug nach dem berühmten Weinberge Constantia, der 5 Stunden in SO. von der Stadt liegt. Hier die Beschreibung, welche der Holländer Cornelius de Jong davon gegeben hat. „Dieser Ort wurde von dem Gouverneur Van der Stell gegründet, der große Freude gehabt haben würde, hätte er können voraussehen, daß der Name Constantia, seiner Frau, den er ihm gab, einmal an allen Tafeln Europas genannt werden würde. Constantia war sonst ein so großes Besitzthum, daß es in drei Theile getrennt werden konnte und jeder davon noch immer ein wichtiges Gut ist; das erste, Groß-Constantia, ist das bedeutendste und liefert den geschätztesten Wein; Klein-Constantia hat denselben Boden, aber da der Anbau da minder sorgfältig ist, so hat der daselbst erzeugte Wein nicht denselben Werth. Indessen ist der Unterschied zwischen den beiden Sorten der weißen Weine sehr gering."

Groß-Constantia gehört der Familie Cloete. Der Weg, der von dem Cap nach Constantia führt, hat zu beiden Seiten hübsche Häuser und Gärten. Boskets von Protea, von Eichen, Ulmen und Gebüschen umgeben von allen Seiten die Wohnungen im Dorfe und die Weinpflanzung, und entziehen den Anblick bis man um einen Berg herumkommt. Die Reben von Constantia sind von Burgund und von dem Rheine dahin gebracht worden.

Die Directoren der Londoner Missionsgesellschaft schickten Campbell nochmals nach Afrika. Er schiffte sich am 18. Novbr. 1818 in Liverpool mit seinem Collegen John Philipp ein; am 20. Febr. 1819 stiegen sie am Cap an's Land. Im Mai begannen sie mit zwei andern Missionairen die Besichtigung der in O. gelegenen Posten. Ein Krieg, der im Lande der Kaffern ausgebrochen war, hinderte sie, auf dieser Seite weiter zu reisen. Campbell kam im November in die Stadt zurück. Später wurde beschlossen, die Missionen im N., jenseits der Grenze der Colonie, zu besuchen. Da Campbell und Philipp nicht zu gleicher Zeit abwesend seyn konnten, so brach der erstere allein mit dem Missionair Moffat und dessen Frau, sowie einer Gesellschaft Hottentotten auf. Als die Caravane sich am Gariep befand, erhielt Campbell einen Besuch von zwanzig Corannas aus einem benachbarten Kraal; er ging dann selbst dahin, aber bei seinem Anblicke ergriff ein Theil der Einwohner die Flucht; er vermuthete, daß sein Sonnenschirm sie erschreckte.

Als man mit Hilfe der Griquas, die in der Absicht gekommen waren, den Reisenden beizustehen, über den Fluß gegangen war, erhielt man zahlreiche Besuche von Hottentotten, von diesem Stamme und den Corannas; fast alle nahmen Theil an den Gebeten; einige waren im Stande, die heilige Schrift zu lesen. Die Missionaire von Griqua Town befanden sich wohl. Die Einwohner bezeugten laut ihre Freude, Campbell wiederzusehen. Dieser bemerkte große Verbesserungen in dieser Mission; die Schule war besuchter als sonst; es gab mehre steinerne Häuser mit Thüren und Fenstern. Die Griquas-Frauen, auf europäische Art gekleidet, nähten verschiedene Gegenstände von Baumwollenzeuge. Campbell schenkte ihnen Nadeln, Zwirn und Fingerhüte. Eine Mahlmühle wurde durch einen kleinen Bach getrieben.

Weiter hin zeigte ihnen das Krähen eines Hahnes, das die Reisenden früh am Morgen hörten, an, daß ihr Lager nicht weit von einem Kraal entfernt sey; bebaute Felder umgaben ihn. Griquas und Buschmänner begrüßten die Missionaire, und ihnen folgten Matschapins von Lataku; diese zogen nach Beaufort, einem kürzlich erst in N. der Colonie angelegten Dorfe, um die Ochsenhäute, Zagaien, Messer, Schilde und andere Gegenstände gegen Glasperlen umzutauschen. Sie schienen keine andern Lebensmittel zu haben, als drei Säcke mit Quark, der ungeheuer hart war; er schmeckte wie Weinessig.

Die neue Stadt Lataku war 50 Meilen in SSW. von jener angelegt worden, wo Campbell im J. 1812 von Metibi empfangen worden war. Dieser, den man wie einen alten Freund aufnahm, konnte bemerken, daß der König und sein Volk in einigen Stücken den Aufenthalt der Missionaire unter ihnen benutzt hatten. Campbell hatte im Anfange seiner Reise die Absicht gehabt, so weit als möglich in das Innere von Afrika zu dringen. Die Umstände begünstigten ihn. Die Nationen im N. von den Matschapins lebten in Frieden. Metibi zeigte sich dem Unternehmen günstig; Monamits, der Oheim des Königs, willigte ein, die Caravane zu begleiten; Read, ein mit den Sitten und Gebräuchen der Betschuanas vertrauter Europäer, und mehre Matschapins schlossen sich an. Sie brach am 11. April auf; am zweiten Tage darauf war sie in Alt-Lataku, 6 Meilen in W. von dem, das Campbell bei seiner ersten Reise gesehen hatte. Die Stelle war mit großen Mimosenbüschen bewachsen, die bald einen undurchdringlichen Wald bilden mußten.

Ein Theil der Einwohner der Stadt war den Missionairen bei deren Ankunft entgegen gegangen. Sie folgten ihnen auch bei der Abreise bis

zu einem über eine Viertelstunde weit entlegenen Hügel. „Von dieser Anhöhe," sagt Campell, „gewährte die Gegend, die wir vor uns hatten, einen neuen Anblick. Von dem Cap bis Lataku war die Oberfläche der Erde kahl, ausgenommen an den Ufern der Flüsse; hier war sie überall mit Wald bedeckt; die Bäume, die meist einzeln stehen, waren bisweilen in Gruppen vereinigt; man konnte sich in einen schönen Park versetzt halten; zwischen den Bäumen wuchs sehr langes Gras. Obgleich der Winter sehr nahe war, so erinnerte die Wärme der Luft doch an den Sommer in England. Dieses Land unterscheidet sich von dem Gebiete Albany an der Grenze des Kaffernlandes darin, daß die Wälder in dem letztern fast undurchdringlich sind, ausgenommen für die Kaffern. Hier glaubt der Reisende von einem Walde umgeben zu seyn, in den er nie gelangt, da die Bäume sich immer mehr von einander zu trennen scheinen, je weiter man geht. Die Spuren der Wagen waren nicht sichtbar; man bemerkte nur Fußwege in einer Länge von 18 Zoll, von den Tritten der Matschapis, die von den Viehkraals Milch nach der Stadt bringen. Die Wurzeln der Pflanzen, die in einzelnen Büscheln wachsen, waren so hart, daß die Wagen davon Stöße erhielten, als ging es über Steine."

Nachdem es über Thal und Hügel gegangen war, kam man am 20. in Meribohwey, der Hauptstadt der Tammahas, an. Schaaren von Frauen und Kindern verließen die Sorgofelder und liefen herbei, um das seltsame Schauspiel von Wagen zu sehen, welche sie bewegliche Häuser nannten. Alle blieben in ehrerbietiger Ferne; einige Kinder, die kecker waren, wagten sich bis auf etwa dreißig Schritte heran; die Bewegung der Räder zog besonders die Aufmerksamkeit an. Als man sich der Stadt näherte, sah man eine große Anzahl Männer mit Zagaien, Streitäxten und langen Stäbchen herauskommen, die Fellmützen, Ledermäntel und Sandalen trugen, überdies aber roth bemalt waren. Sie gewährten einen furchtbaren Anblick, ob sie gleich als Freunde kamen. Nach gegenseitiger Begrüßung traten alle zu gleicher Zeit in die Stadt ein und die Wagen wurden in einen eingehegten Raum in der Nähe des Hauptthores gebracht.

Es gelang Campbell, sich die Zuneigung des Häuptlings der Tammahas zu gewinnen, der einwilligte, Missionaire bei sich aufzunehmen; eben so war es bei den Masches. Man ging über zwei nach W. fließende Flüsse und gelangte in das Land der Marutzis. Sehr hohe Berge trennen die Gewässer, welche nach dem indischen Meere fließen, von denen, welche sich in den atlantischen Ocean ergießen. Das Wetter war regnerisch geworden, was mehren der Eingeborenen sehr lästig war. Die Wagen verursachten wie an andern Orten ein großes Erstaunen unter den Bewohnern von Kurritschane, einer großen Stadt an einem steilen und felsigen Hügel. „Unsere beiden Pferde," bemerkt Campbell, „erregten eben so große Neugierde, als zwei Elephanten erregen würden, die durch die Straßen Londons schritten."

Der König schien ungefähr sechzehn Jahre alt zu seyn. Während seiner Minderjährigkeit übte Liqueling, einer seiner Oheime, die Regentschaft aus. Er sagte zu Campbell: „die Marutzis lieben den Frieden; ich habe mit Vergnügen erfahren, daß die Weißen (die Missionaire) lehren, die Menschen müßten friedlich leben; das ist alles, was ich wünsche. Als ich meinen Nachbar Makkabba, den König der Wanketzis, von diesen Ansichten benachrichtigte, antwortete er mir, sie gefielen ihm nicht, weil sie ihn hinderten, Beute zu machen. Mein Volk und ich wir führen nur Krieg, um das Vieh wieder zu erhalten, das uns gestohlen worden ist."

Als Campbell ihn fragte, warum die Stadt auf einer Anhöhe erbaut worden sey und nicht in dem benachbarten Thale, antwortete er, „weil uns diese Lage erlaubt, unsere Feinde zu erblicken; aus demselben Grunde liegen mehre andere Städte auf Anhöhen; aber dies ist sehr unbequem, weil man sehr entfernt ist von dem Wasser und Holze."

Ein pitso, d. h. eine allgemeine Versammlung, wurde gehalten; sie dauerte vier Stunden; man sprach, sang und tanzte dabei. Der Regent hielt eine Rede zu Gunsten der Zulassung der Missionaire. Dann wurde ein Abgeordneter Makkabas Campbell vorgestellt; man übergab ihm Geschenke für seinen Herrn. Wenige Tage darauf kam ein anderer und zwar vornehmerer an, der die Missionaire einlud, Makkabba einen Besuch abzustatten. Sie antworteten, sie könnten ihren ersten Plan nicht ändern, der dahin gehe, nicht über das Land der Marutzis hinaus zu reisen, es würden aber bald weiße Männer sich bei den letztern niederlassen und dann auch die Wanketzis besuchen.

Die Tracht Liquelings (Taf. 9. Abbild.) kann eine Vorstellung von der der ausgezeichneten Personen unter den Marutzis geben. Bei festlichen Gelegenheiten ist der Kopfputz eine Art Turban aus Eberhaut, deren Borsten eine blendende Weiße haben. Der Mantel wird von einem andern, längern, bedeckt, der aus flatternden Riemen besteht. Die Frauen tragen ähnliche (Taf. 9. Abbild.); Campbell bemerkt, daß sie trotz ihrer Bewunderung für die europäischen Moden durchaus nicht geneigt wären, dieselben anzunehmen.

Korritschane war die ansehnlichste Stadt, welche man bis dahin in dem südlichen Afrika gefunden hatte; Campbell schätzte die Einwohnerzahl auf 16,000. Er rühmt die Reinlichkeit und vollkommene Ebenheit der Höfe, welche die Häuser umgeben. Der Boden wird zuerst mit gut geschlagenem Thon belegt und dann zieht man recht harte Thonwalzen darüber. (Taf. 9. Abbild.) Das Innere der Häuser war ebenfalls freundlich. Campbell hat eines abgebildet, dessen Inneres geweißt war; die gelbbemalte Wand zeigte Zeichnungen von Schilden, Elephanten, Giraffen; endlich hatte es auch einen rothangestrichenen Simms. (Taf. 9. Abbild.)

Am 12. Juni brach die Caravane von Korritschane auf; als sie in dem Lande der Tammahas war, reiste sie direct nach Süden, dann wendete sie sich nach W. und besuchte Lataku, Griqua Town und das Land der Buschmänner; diese setzten ihre Räubereien noch immer fort. Am 10. Novbr. kam sie nach einer neunmonatlichen Abwesenheit glücklich wieder in der Capstadt an.

George Thompson kam 1816 in die Capstadt, um Handel zu treiben. Der Wunsch, Nachrichten über die Hilfsquellen einzuziehen, welche das Gebiet der Colonie einem Kaufmanne gewähre, veranlaßte ihn, verschiedene Reisen in das Innere zu machen.

Im Januar 1821 erreichte er in Begleitung eines seiner Freunde zu Wasser die Algoa-Bai; dann nahm er Pferde nach Port Elisabeth, das damals nur ein kleiner Weiler war, und sie begaben sich über Uitenhagen, Graham's Town und Fort Willshire nach der Wohnung Gaikka's, des Häuptlings der Kaffern; über das Land kehrten sie zurück. „Dieser Ausflug, der sechs Wochen dauerte," setzt der Reisende hinzu, „gab mir Gelegenheit, die längs der südlichen Küste der Colonie gelegenen Bezirke bis an die Ufer des Keiskamma zu sehen. Ich war jedoch weit entfernt, mich für hinreichend unterrichtet zu halten über die Punkte, welche mich interessirten, und meine Neugierde war mehr gereizt als befriedigt. Im Jahre 1822, in Folge eines Schiffbruchs bei dem Nadelkap, dem südlichsten Afrikas, sollte ich diesen entlegenen Punkt und einige benachbarte Bezirke besuchen. Gegen das Ende Augusts 1822 machte ich eine Wanderung in den Bezirken Zwellendam und Georg."

Am 20. April 1823 reiste Thompson von dem Cap ab. Er sah Port Elisabeth wieder, das damals schon 300 Einwohner zählte, meist Engländer; Bethelsdorp war blühend geworden; Uitenhagen versprach die volkreichste und wichtigste Stadt im O. der Colonie zu werden. Thompson durchreiste das Land bis an die Quellen des T'Koba, des Groote Vis Rivier der Europäer; sie befinden sich in den Sneeuw Bergen. „Die Bewohner dieser Gegenden waren," sagt Thomson, „sehr gastfreundlich und fraglustig, was nicht Wunder nehmen kann, da sie in ihrer entlegenen Gegend selten einen Reisenden, namentlich einen Europäer, sehen. Ihre Neugierde und ihre Bewunderung haben mich oft unterhalten, wenn, nachdem ich die Karte und den Compaß vor mich gelegt hatte und in meinem Tagebuche schrieb, die ganze Familie mit aufgerissenen Augen und großem Munde um mich her stand, als sey ich ein Zauberer oder Astrolog."

Die Mission in Griqua Town, im N. von dem Gariep, gedieh nicht

wegen der ungemeinen Dürre des Bodens. Thompson meint wie Campbell und Philip, diese Ursache und die Unregelmäßigkeit der Jahreszeiten würde immer den Fortschritten des Ackerbaues und der Civilisation große Hindernisse entgegensetzen; überdies fehlt das Holz, das zu gewöhnlichen Zwecken leicht zu formen ist, in der Nähe ganz und man muß das Bauholz immer aus weiter Ferne herbeischaffen.

Einige Tage vor der Ankunft Thompsons hatte sich ein seltsames Gerücht verbreitet; man sagte, eine ungeheuere aus N. kommende Horde rücke gegen Lataku, verwüste das Land und morde alle, die sich ihr entgegenstellten. Moffat, einer der Missionaire bei den Matschapins, bat bald um Unterstützung bei den Griquas. Die Flüchtlinge, welche der Wuth der Feinde entgangen, schilderten dieselbe als eine unermeßliche Armee von Räubern unter mehren Anführern und zusammengesetzt aus Völkern von verschiedener Farbe, meist schwarzen aber fast ganz nackten; sie hätten ihre Frauen und Kinder bei sich. Man bezeichnete nicht genau den Punkt, von wo sie ursprünglich gekommen waren, aber sie waren zuerst über die Lehoyas, eine Betschuana-Nation, in SO. hergefallen, dann nach N. gedrungen zu den Wanketzis, vor denen sie aber hatten weichen müssen; dann hatten sie sich gegen die Matschapins gewendet, nachdem sie alle andern Völker, 28 an der Zahl, die sie getroffen, geplündert und geschlagen. Nach den letzten Nachrichten rückten sie gegen Alt-Lataku und hegten die Absicht, von da gegen die Griquas und endlich gegen die Colonie zu marschiren. Man nannte sie Mantatis.

Metibi schickte sich an, mit seinem Stamme zu fliehen, wenn ihm die Griquas nicht zu Hilfe kämen. Melvill, englischer Agent bei den letztern, war nicht wenig verlegen, denn es herrschte unter ihnen Uneinigkeit. Indeß berief er alle ihre Häuptlinge, selbst die der Unzufriedenen, zusammen, die sich damals in dem Kraal befanden. Thompson und Moffat wohnten dem Kriegsrathe bei. Nach einer langen und ernsten Berathschlagung entschlossen sich die Griquas, ihre Streitmacht mit aller möglichen Schnelligkeit zusammenzuziehen und den Betschuanas beizustehen; es wurden sogleich Boten zu den entfernten Posten geschickt, um Menschen und Waffen zu verlangen. Die Häuptlinge der Griquas meinten, in wenigen Tagen 200 mit Flinten bewaffnete Reiter zusammenbringen zu können; wenn sie die nöthige Zeit hätten, würden sie die doppelte Zahl stellen können. Sie versprachen, in acht Tagen in Kuruman zu seyn.

Am 11. Juni reiste Thompson mit Moffat nach Kuruman ab. Unterwegs begegneten sie einer Caravane Betschuanas von dem Stamme der Kalliharris, die nach Griqua Town zogen, um Felle von wilden Katzen und Schakalen gegen Glasperlen, Metallknöpfe und andere Kleinigkeiten zu vertauschen. Man meint, ihr Land liege 300 Stunden in N. Die Griquas, bei denen die Reisenden einkehrten, waren kaum von der Aushebung benachrichtigt, die bei ihren Landsleuten stattfand, als sie sich anschickten, sich bereit zu halten, um mit ihnen zu marschiren. Abends um acht Uhr kam Thompson nach Lataku an dem Kuruman.

Die erste Sorge der Reisenden ging dahin, den Missionair Hamilton über den Marsch der Feinde zu fragen; die Verschiedenheit der Gerüchte aber machte es unmöglich, an eines derselben zu glauben. Am andern Tage war Metibi hocherfreut, seinen Freund Moffat wiederzusehen und von ihm den Entschluß der Griquas zu erfahren; nicht minder zufrieden war er über die Ankunft Thompsons. Ein Pitso oder eine große Rathsversammlung wurde für den andern Tag angekündigt und man schickte Boten nach allen Seiten aus.

Campbell und Thompson haben diese Versammlung beschrieben; der Umstand und die Gerüchte, welche über den Marsch des Feindes verbreitet waren, gaben der am 14. Juni gehaltenen ein besonderes Interesse. „Frühzeitig ließen sich die Kriegsgesänge der Männer und die gellenden Stimmen der Weiber und Kinder hören. Die Krieger, die sich in Gruppen in den Umgebungen der Stadt zerstreuten, sahen aus, als beriethen sie sich mit einander über die Gegenstände, welche in der Versammlung vorkommen sollten. Gegen 10 Uhr rückte die Menge nach der Mitte der Stadt unter Kriegsgesang, Tanz und Scheingefechten, in denen sie eine außerordentliche Geschicklichkeit und Gewandtheit zeigten. Die Krieger waren mit einem Packete Zagaien, einem Schilde von Büffelhaut, einem Bogen und Köcher voll vergifteter Pfeile, sowie mit einer Streitaxt versehen.

„In der Mitte der Stadt befand sich ein kreisförmiger Raum, eingeschlossen von einem Pisébaue; er ist einzig und allein zu den öffentlichen Versammlungen bestimmt; der Durchmesser desselben beträgt ungefähr 450 Fuß. Die eine Seite war den Kriegern vorbehalten, die sich in dichtgedrängten Reihen niedersetzten und ihren Schild vor sich hielten; ihre Zagaien, deren 7 bis 8 hinter jedem Schilde in die Erde gestoßen waren, bildeten eine lange starrende Masse. Die Alten, die Frauen und die Kinder nahmen an der entgegengesetzten Seite Platz; in der leer gebliebenen Mitte zeigten sich bisweilen bevorzugte Krieger, oder die, welche einen Feind getödtet hatten; sie tanzten da und sangen ihre Heldenthaten ab, was eine halbe Stunde vor der Eröffnung der Debatten währte. Sie begleiteten sich dabei mit den seltsamsten Geberden und Verzerrungen, und die Zuschauer jubelten Beifall.

„Ich erhielt nebst den beiden Missionairen und einem Dolmetscher einen Platz neben dem Könige und den vornehmsten Häuptlingen. Ich konnte deshalb den Hauptinhalt der gehaltenen Reden aufzeichnen und die bemerkenswerthe Scene abbilden. (Taf. 8. Abbild.)

„Metibi stand endlich auf, trat in die Mitte und gebot Schweigen; die Krieger antworteten ihm durch ein tiefes Aechzen als Zeichen der Aufmerksamkeit. Er zog eine Zagaie hinter seinem Schilde hervor, deutete damit nach NO., verfluchte die Mantatis und erklärte ihnen den Krieg. Ein pfeifendes Geräusch der Krieger gab deren Beistimmung zu erkennen. Dann wendete er seine Zagaie nach S. und SO., um die Rinderesser (die Buschmänner) zu verfluchen. Er erhielt dasselbe Beifallszeichen. Nachdem er den Wurfspieß wieder an seinen Ort gebracht, hielt er eine Rede, in welcher er von den Verheerungen der Mantatis sprach, es nicht verheimlichte, daß die Gefahr für die Matschapins dringend sey, die von den Griquas versprochene Hilfe verkündigte, die Unterstützung der Weißen meldete, welche man in der Versammlung sehe, und sodann Jeden aufforderte, seine Meinung auszusprechen. Dann machte er mit seiner Zagaie dieselben Geberden, wie vor der Rede, und wendete die Spitze gen Himmel. Alle riefen pula (Regen oder Segen), und er setzte sich unter wiederholtem Rufen und andern Zeichen der Zustimmung und des Beifalls nieder.

„Dann führten die Krieger ihren Kriegstanz auf, der von allgemeinem Jubel begleitet wurde. Sie wurden nach der Rede jedes Sprechers wiederholt, ausgenommen die eines einzigen. Metibi ergriff dann das Wort wieder, resumirte die verschiedenen Reden, indem er sie billigte oder tadelte, zürnte auf die Frauen und ermahnte einen Jeden, tapfer zu kämpfen. Die Luft erzitterte von Jubelgeschrei; die Krieger begannen ihren Tanz von neuem, an welchem die Menge bisweilen Theil nahm, und länger als zwei Stunden lang wurden die seltsamsten und groteskesten Geberden gemacht. Gegen das Ende der Versammlung übergab ein Bote des Königs jeden Führer einen Mimosazweig, was bedeutete, es solle am nächsten Tage eine Versammlung im Gebirge gehalten werden, um über die Gegenstände zu berathschlagen, die nicht in Gegenwart der Frauen, der Kinder und Leute aus der untern Classe besprochen werden könnten, worauf Alle nach Hause zurückkehrten.“

Abends meldeten Matschapins, welche aus Alt-Lataku entflohen waren, die Annäherung der Mantatis. Am nächsten Tage wurde der geheime Rath gehalten; man erfuhr aber nichts von dem, was beschlossen worden war.

Thompson, der etwas Bestimmtes über die Mantatis zu erfahren wünschte, brach am 16. mit Moffat zu Pferde nach Lataku auf. Unterwegs begegneten sie einer Caravane, die von Arend geführt wurde, einem entflohenen Sclaven, der sich mit einer Flinte bewaffnet hatte und ihnen vorstellte, es würde unklug seyn, noch weiter zu gehen, wegen der Dei-

schements der Feinde, die überall umherschweiften; sie entschlossen sich also, umzukehren. In Kuruman machte ihre schnelle Rückkehr großes Aufsehen. Man stellte sich, als bereite man sich sehr thätig zum Kriege vor, als aber die Nachrichten an den folgenden Tagen sehr beunruhigend wurden, schien sich der Schrecken allgemein zu verbreiten. Metibi war mit mehren Häuptlingen in die nahen Dörfer gegangen, um eine größere Anzahl Männer auszuheben. „Wir waren nicht ohne Besorgniß," bemerkt Thompson, „daß das Heer der Mantatis, das nur noch 80 (engl.) Meilen entfernt war, oder eine Abtheilung desselben, unversehens vor der Ankunft der Griquas über uns herfalle." Moffat gestand, daß man, trotz seinem Widerstreben, an die Flucht denken müsse. Die Sache wurde ernsthaft und die Unruhe bemächtigte sich aller Gemüther. „In dieser Conjectur," setzt Thompson hinzu, „ist das beste Mittel, die allgemeine Aengstlichkeit zu beruhigen, das, die feindliche Armee zu recognosciren. Diese Absicht wurde auch sogleich in Ausführung gebracht. Nachdem ich einige Lebensmittel zu mir genommen, brach ich zu Pferde mit meinem Betschuana-Führer auf. Ich begegnete Arend an demselben Orte, wo ich ihn verlassen hatte. Sobald ich ihm meine Absicht mitgetheilt hatte, dachte er einen Augenblick nach und versprach sodann, mich zu begleiten. Am nächsten Tage machten wir uns auf den Weg; meinen Führer ließ ich bei der Caravane des Reisenden zurück. Als wir das Lataku Truters und Somervilles erreicht hatten, näherten wir uns nur mit großen Vorsicht, weil wir fürchteten, diese Stadt könne schon in der Gewalt des Feindes seyn. Sie war still und öde. Die Einwohner waren gewiß in aller Eile entflohen, denn es standen noch volle Töpfe mit halb gekochten Speisen an den Feuern. Wir schlossen aus diesem Umstande, die unerwartete Ankunft des Feindes habe die Einwohner zur Flucht veranlaßt. Der Knall eines Flintenschusses, den ich abfeuerte, zog Niemanden herbei und es folgte daraus, daß sich Niemand versteckt hatte.

„Arend war der Meinung, wir sollten umkehren, weil unsere ermüdeten Pferde uns nicht weiter tragen konnten, ohne uns der Gefahr auszusetzen, den Mantatis in die Hände zu fallen. Er hatte Recht, aber ich stellte ihm vor, wir müßten so weit gehen, bis wir sie gesehen, damit wir sichere Nachrichten nach Kuruman brächten. Wir ritten also vorsichtig nach NO. weiter und einige Stunden in Mimosagebüsch hin, wo es keinen gebahnten Weg gab. Unentschlossen über unsern weitern Weg und von Durst geplagt, hatten wir an einem Orte angehalten, von wo wir das Thal überblickten, in welchem der Fluß strömt, und wir wollten in dasselbe hinabgehen, um unsern Durst zu löschen, als Arend in außerordentlicher Aufregung ausrief: „die Mantatis! die Mantatis!" Ich sah nach der Stelle hin, nach welcher er deutete, und ich sah, daß sie eine unermeßliche Colonie in dem Thale unter uns bildeten und nach dem Flusse heranrückten. Mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart sagte Arend sogleich: „rühren Sie sich nicht, sonst entdecken sie uns." Wir blieben also unbeweglich und konnten durch die Bäume hindurch die Bewegungen dieser Barbaren beobachten. Sie ahneten unsere Gegenwart nicht. Ich hatte große Lust, sie in größerer Nähe zu mustern. Wir gingen über den Fluß, setzten dann die Sporen unsern Pferden ein, die schneller liefen, als wir erwartet hatten, und erreichten einen Punkt, von wo aus wir Alt-Lataku übersahen, wo nur noch ein halbes Dutzend Hütten stand. Die Mantatis stürzten sich dahin und bemerkten uns auch in diesem Augenblicke. Eine ansehnliche Abtheilung kam auf uns zu. Einen Augenblick wollte ich sie erwarten; Arend stellte mir aber das Gefährliche vor und wir erreichten in Galopp eine andere Anhöhe, wo wir uns umdrehten. Sie versuchten nicht uns weiter zu verfolgen, und wir beobachteten sie, bis wir sie aus dem Gesichte verloren."

Die Sonne war dem Horizonte nahe, als die beiden Reisenden in dem Kraal Arends ankamen. Ihre Pferde hatten an diesem Tage 80 (engl.) Meilen zurückgelegt, ohne etwas anders zu fressen als das Gras, das sie an den Quellen der Bäche abweiden konnten. Thompson ließ sogleich zwei andere Pferde satteln und brach mit seinem Betschuana-Führer nach Kuruman auf, wo er etwas nach Mitternacht ankam. Er erzählte, was er gesehen. Die Missionaire fingen am 21. an, ihre werthvollsten Effecten zu vergraben; die Flucht schien unvermeidlich zu seyn, denn die Griquas kamen nicht an. Die Eingeborenen schickten sich an, die Stadt zu räumen, wo Traurigkeit und Niedergeschlagenheit herrschte. Gegen neun Uhr hörte man einen Flintenschuß, dem bald ein zweiter folgte, und alsbald meldete das Freudengeschrei der Betschuanas die Ankunft zweier Griquas-Reiter, die von ihren Landsleuten vorausgeschickt worden waren. Die Missionaire beredeten die Betschuanas zu bleiben und Leute auszuschicken, welche die Bewegungen des Feindes beobachteten und zurückkämen, um Rechenschaft abzulegen.

Metibi kam gegen Mittag zurück und war sehr verlegen, als er die Lage der Umstände erfuhr; alle seine Leute schienen nicht eben ruhig und vielmehr zur Flucht als zum geringsten Widerstande geneigt, im Falle der Feind sich zeige, ehe die Griquas ankamen. Endlich kamen diese, 80 an der Zahl, am 22. an und gaben den Betschuanas das Vertrauen zurück; der König drückte ihnen seinen Dank durch eine kleine Anrede aus, der es weder an Grazie noch an Beredtsamkeit fehlte. Sechs Ochsen wurden geschlachtet. Die Flüchtigen kamen in Menge zurück. Die Missionaire setzten die beschädigten Flinten in Stand und die Matschapins reinigten ihre Gewehre.

Es wurde eine Rathsversammlung berufen; die Griquas begaben sich in guter Ordnung, das Gewehr im Arm, dahin, was die Bewunderung der Menge erregte. Es wurde ihnen ein Ehrenplatz angewiesen. Alles geschah wie gewöhnlich. Dann fand ein allgemeines Festmahl statt; die Missionaire öffneten ihre Kapelle und das Volk vereinigte sich mit ihnen, um den göttlichen Schutz anzurufen. Wenige Augenblicke darauf kamen einige der Ausgesandten zurück und meldeten, die Mantatis wären noch in Lataku und verzehrten die Vorräthe, die sie dort gefunden. Diese Nachricht wurde auch von flüchtigen Buschmännern bestätigt, welche von diesen Barbaren verwundet und geplündert worden waren.

Die Angelegenheiten Thompsons riefen ihn nach der Capstadt zurück. Er brach also am 23. Juni auf. Nach etwa 10 Meilen begegnete er Melvill mit einer andern Schaar Griquas, welche zu ihren Landsleuten stoßen wollten, und 30 Meilen weiter hin einer dritten Abtheilung von 20 Reitern und 50 Fußgängern mit Wagen und Stieren. Am 8. Juli sah er die Capstadt wieder.

Im Juli 1824 ging er nach N. bis zu den Kaniesbergen und besuchte die Niederlassungen der Missionaire an dem untern Laufe des Gariep. „Ich muß," sagt er, „um der Wahrheit Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aufrichtig ihre Arbeiten im südlichen Afrika rühmen. Es ist unbestreitbar, daß sie nicht nur unsere heilige Religion den heidnischen Stämmen gepredigt, sondern auch mit unermüdlichem Eifer zu den Fortschritten der Civilisation und der Geographie mit gewirkt haben." Thompson war am 1. Septbr. in der Capstadt zurück.

Er erzählt in seinem Berichte, was in Kuruman seit seiner Abreise geschehen war. Sobald Melvill angekommen, beschloß man in einer Versammlung der Missionaire und der Griquashäuptlinge, daß Waterboer, einer derselben, die Expedition gegen die Mantatis befehligen sollte und daß Melvill und Moffat ihn begleiteten, um wo möglich freundschaftliche Verbindungen mit diesen Wilden zu eröffnen und Blutvergießen zu verhindern. Metibi wurde eingeladen sich mit seinen Kriegern der Schaar Waterboers anzuschließen, aber im Falle es zu einer Schlacht komme, nicht, wie es ihre Gewohnheit sey, die Frauen und Kinder zu tödten. Jeder Feind, der die Waffen niederlege, sollte blos gefangen genommen werden. Metibi versprach es.

Die Griquas brachen am 24. Juni auf. Metibi stieß an dem Ufer des Maquaria zu ihnen. Am nächsten Tage erblickte eine Abtheilung von zehn Mann, die vorausgeschickt worden waren, die Mantatis bei Lataku. Moffat war zu Pferde und nicht bewaffnet; er wollte einige derselben veranlassen, eine Unterredung zu beginnen. Statt aller Antwort stürzten sich die Mantatis mit solchem Ungestüm gegen Moffat und dessen Begleiter, daß sie kaum Zeit hatten, die Pferde herumzureißen und im Galopp

zurückzuführen. Einer ihrer Leute wurde von einem Keulenschlage fast getroffen. Der geringe Erfolg dieses friedlichen Versuches bestimmte die Griquas, den nächsten Tag die Mantatis mit den Wirkungen der Feuergewehre bekannt zu machen, wodurch sie vielleicht aufgehalten würden. Gegen acht Uhr früh ritten sie im Galopp aus; die Mantatis lagerten in einer Ebene, ließen sich aber nicht in Unordnung bringen. Man schätzte diese Division auf 15,000 Mann. Man befand sich 300 Schritt von ihrer Fronte. Mit einemmale und ehe die Hälfte der Griquas angekommen war, stießen die Mantatis ihr gräßliches Kriegsgeschrei aus und entfalteten ihre beiden Flügel, als wollten sie ihre Gegner umgehen. Hunderte von Kriegern stürzten heran und schleuderten Zagaien und Keulen; man mußte sich so schnell als möglich entfernen. Als man außer dem Bereiche ihrer Waffen war, machte man Rechtsumkehrt und schoß auf die am weitesten vorn Befindlichen, die stürzten. Etwas bestürzt über diese Schlappe zogen sich die beiden Flügel auf das Hauptcorps zurück und verbargen sich hinter ihren Schilden, wenn ein Schuß fiel.

Unterdeß kamen die Matschapins an, um sich mit den Griquas zu verbinden; aber ihre Hilfe nützte nicht viel, denn nur wenige hatten den Muth, sich so weit heranzuwagen, daß sie den Feind mit ihren Pfeilen erreichen konnten; alle flohen schnell, sobald einige Mantatis gegen sie rückten. Als die Griquas von neuem vorgerückt waren und Feuer gegeben, dann aber sich zurückgezogen hatten, um den Mantatis Gelegenheit zu geben zu unterhandeln, wenn sie dazu geneigt wären, auch mehrmals dieses Manöver wiederholt hatten, dauerte der Kampf fast drittehalb Stunde. Die Mantatis zeigten zuerst einen bemerkenswerthen Muth, viel Kühnheit und Entschlossenheit, stürzten sich fortwährend gegen die Reiter und schritten wüthig und unerschrocken über die Leichen ihrer Cameraden. Endlich als sie die Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen erkannten, die Griquas zu erreichen und zu umzingeln, und als ihre muthigsten Krieger von unsichtbaren Waffen getroffen waren, gegen die ihre Schilde keinen Schutz gewährten, nahm ihre Kühnheit ab, wenn sie auch noch nicht die Absicht zeigten, sich zurückzuziehen. Als die kühnsten sich dem Kreise der Frauen und Kinder genähert hatten, welche das Vieh umgaben, besetzten die Griquas eine Erhöhung, von welcher sie sicherer auf die Krieger zielen konnten. Bald zeigte sich ein außerordentlicher Schrekken und Verwirrung unter den Mantatis; das Vieh entfloh aus der Menge, die es umringte, und die Griquas bemächtigten sich desselben. Die Mantatis zogen sich zurück und vereinigten sich mit ihren in Lataku gebliebenen Landsleuten. Sie fuhren fort tapfer zu kämpfen, da sie aber die Unmöglichkeit sahen, mit dem Feinde handgemein zu werden, der ihnen die bravsten Führer tödtete, so verließen sie langsam die Stadt, nachdem sie dieselbe angezündet hatten. Man verfolgte sie 8 Meilen weiter nach NO. Ihre beiden vereinigten Divisionen bildeten eine compacte 1500 F. lange und 300 F. tiefe Masse; man schätzte ihre Anzahl auf 50,000.

Die Betschuanas waren so grausam gegen die zurückgelassenen Frauen und Kinder als sie in dem Kampfe feig gewesen waren. Sie mordeten kaltblütig. Die Missionaire und Melvill hatten viel Mühe, diese Metzelei zu beendigen, und es gelang ihnen nicht eher, als bis sie ihnen mit dem Gewehre drohten.

Viele Mantatis, namentlich die Frauen und Kranken, schienen an Hunger zu leiden. Fünfhundert Leichen bedeckten das Schlachtfeld; nur ein Griqua war verwundet; ein Betschuana war erschlagen worden und er verdiente es.

Diese Mantatis gehören zu der großen Familie der Kaffern, welche auch die Betschuanas begreift. Alle sprechen Dialecte einer und derselben Sprache und sie gleichen einander überdies in körperlicher Hinsicht, in den Sitten und Gebräuchen. Alle diese Stämme leben hauptsächlich von dem Fleische und der Milch ihrer Heerden, und während ihrer Kriege ist ihr außerdem beschränkter Ackerbau ganz und gar vernachlässigt. Wenn die Kaffern ihr Vieh verlieren, sind sie demnach der Verzweiflung preisgegeben, und sie müssen rauben, wenn sie nicht verhungern wollen. Dies geschah den Mantatis. Da sie ihren Nachbarn, den Zulos, nicht widerstehen konnten, die weit zahlreicher waren, so wurden sie geplündert und aus ihrer Heimath vertrieben; sie verbanden sich mit andern Stämmen, welche dasselbe Schicksal gehabt hatten, wurden furchtbar und stürzten sich wie ein ungestümer Bergbach auf die Völker im Innern, die schwach und nicht kriegerisch waren.

Andere Reisende haben seit Thompson Berichte von ihren Wanderungen in der Capcolonie und dem Lande der Kaffern herausgegeben, ohne indeß das Bereich der Geographie zu erweitern. Nicht so war es mit den französischen Missionairen, die sich in Südafrika bei dem Gariep niederließen. Im Monat Januar 1836 wurde in einer zu Bethulien gehaltenen Versammlung beschlossen, eine Expedition nach dem Norden des Landes der Bassutos zu unternehmen, um das Land zu mustern, das sich von diesen bis an die Ufer des Fal erstreckt, eines Flusses, der die Verlängerung des Namagari ist.

Dem zu Folge brachen Orbouset und Doumas von Morija, einem Posten in dem Gebirge des Landes der Mantatis, auf; sie kamen über drei Niederlassungen Wesleyanischer Missionaire; die zu Merabing, die nördlichste, war der Punkt, von wo aus sie ihre Erforschung in den untern Terrassen der Malutis-Berge leiteten. Nach einer so verwendeten Woche trennten sie sich; der größte Theil ihrer kleinen Schaar kehrte nach Merabing zurück, und einer von ihnen, nur von einem Führer begleitet, drang bis zur Höhe der Malutis; indem er an dem Caledon hinaufging. Er traf zwei Völkerschaften, Cannibalen. Den Gipfelpunkt an dem NO-Ende der Malutis nannte er Quellenberg. Dieser Gebirgsstock verdient wirklich diesen Namen, denn aus seinen Seiten kommen in S. der Sinku (Oranienfluß) heraus, der das afrikanische Festland bis zu dem Atlantischen Meere durchströmt; im O. der Letule und Mnomu, welche nach dem indischen Meere fließen; im N. der Namagari, der fast 200 Stunden fließt, ehe er sich mit dem Sinku verbindet, und endlich der Caledon, der parallel mit dem letztern läuft, dessen Beifluß er ist.

Nachdem sie sich in Merabing wieder vereinigt hatten, schlugen die Missionaire mit vier Wagen die Richtung nach N. ein. Sie sahen nach einander die Gebiete der Mantatis und der Lighoyas. Nach einigen Tagen, nachdem sie die imposante Kette der Malutis aus den Augen verloren hatten, rollten ihre Wagen acht Tage lang auf ebenerm Boden hin; eine tiefe Stille herrschte in diesen Gegenden, welche den traurigen Anblick der Verheerungen des Krieges zeigten. Als sie an die Verbindungsstelle des Namagari und Lekua gekommen, von wo sie leicht in N. die Franzosenberge bemerkten, die in den Staaten Omsoligas liegen, änderten sie ihren Weg und wendeten sich nach SW. durch das Land der Lighoyas, denen sie das Wort Gottes verkündigten. Diese Wilden nahmen sie sehr freundschaftlich auf trotz der Furcht, die ihnen anfänglich der Anblick von Menschen einflößte, die von ihnen so ganz verschieden waren. Endlich kehrten die Missionaire unter ihr friedliches Dach von Morija zurück. Ihre Reise hatte dritthalb Monat gedauert; sie waren bis zu dem 26° s. Br. und zum 30° östl. L. von Paris gekommen. Die Mulatisberge, welche die Wasserscheide zwischen den beiden Meeren bilden, nähern sich der Ostküste sehr, denn ihr Gipfel ist von derselben nur etwa 10 Stunden entfernt.

Im Jahre 1834 machte Andreas Smith, ein Arzt in der Capstadt, eine Reise mit einer zahlreichen Caravane. Der Sammelplatz war Graaf Reynet, 156 Stunden in ONO. von dem Cap. Man brach von da am 12. Aug. auf. Am 28. war man in den von den Missionairen bei verschiedenen eingeborenen Völkerschaften gegründeten Niederlassungen. Man blieb zu Verhuel, einer Station unter Pelissier, der ein Franzose ist. Das Resultat der Erkundigungen, die der Reisende einzog, bewies ihm, daß das Geschick der Afrikaner, welche in den Missionen leben, unendlich glücklicher ist, als das der andern.

Am 8. Novbr. war Smith bei den Quellen des Caledon. Als er dieselben untersucht hatte, reiste er nach W. und machte Ausflüge nach N., um die Möglichkeit zu constatiren, in die Kalahari, eine Wüste an dieser

Seite, einzudringen. Am 17. erreichte er die Wohnung Lemur's, eines andern französischen Missionairs. Sein Hauptzweck war, sich die Freundschaft Omsiligas zu erwerben. Moffat, der sich ihm in Kuruman angeschlossen hatte im Jan. 1835, war ihm von großem Nutzen bei seinem Besuche bei Omsiligas.

Die Gegend, welche die Reisenden sodann nach N. zu sahen, ist von Natur fruchtbar, wird aber nicht bebaut, weil die Unterthanen Omsiligas fürchten, den Angriffen Dingans ausgesetzt zu seyn, eines andern Häuptlings, der weiter nach O. hin wohnt. Man ging über den Uri, gelangte in ein unfruchtbares Land und befand sich bei dem höchsten der Kaschanberge und den Quellen von Umpeban. Einzelne Hügel und Bergketten von mäßiger Erhebung, die durch weite Ebenen von einander getrennt sind, verlängern sich nach NO. und O. Man sah nur wenig Waldung; die Bäume wuchsen am Fuße der Berge. Zu Ende Juli's erreichte man die Ufer des Makua und folgte ihm bis zur Verbindung mit dem Uri; er nimmt sodann den Namen Limpopo an.

Als Smith bis 24° 30′ s. Br. gekommen war, erkannte er, daß er sich auf der nördlichen Grenze des Gebietes der Matabilis befinde. Jenseits kam ihm das Land nur schwach bevölkert vor. Viele Einwohner litten Hunger. Man erhielt von ihnen beachtenswerthe Nachweisungen. Sie sagten, in großer Entfernung in N. befände sich ein großer See und jenseits desselben lebten Hottentotten und Corannasstämme unter eigenen Häuptligen. Sie sprachen auch von den Baka-Bergen, die nach derselben Seite hin liegen; aber nur in der Regenzeit kann man in dem daran grenzenden Lande reisen. Smith wünschte lebhaft, in dieser Richtung weiter vorzugehen; zu seinem Verdrusse aber mußte er sich überzeugen, daß seine Stiere erschöpft waren und jeder Versuch, weiter zu gehen, höchst unklug sey; er mußte also auf Mittel denken, in die Capstadt zurückzukommen. Ehe er umkehrte, machte er doch noch einen kleinen Ausflug, der ihn etwas über den Wendekreis des Steinbocks hinausbrachte. Von dem Gipfel eines sehr hohen Baumes konnte er den Gipfel der Baka-Berge gerade nach N. zu erkennen; eine ziemlich flache Ebene, die mit dichtem Gebüsch bewachsen war, dehnte sich zu allen Seiten unabsehbar aus. Nach dem Berichte der Eingeborenen sieht das Land jenseits der Berge häufig eben so aus, besonders in O. und NO.

Indem er nach S. zurückkehrte, kam Smith über die Stelle, wo Campbell die Stadt der Marazis bei dem Gipfel des Korritschane gesehen hatte. Zuerst hatte er die Absicht, vierzehn Tage in Mosiga, bei Omsiligas, zu verbringen; aber die Stiere befanden sich so unwohl, nachdem sie junges Gras gefressen, daß er fast unmittelbar wieder aufbrechen mußte. Dieser Häuptling schien es lebhaft zu wünschen, daß man ihn auf längere Zeit besuche. Indeß er sah ein, daß eine Verzögerung der Caravane nachtheilig seyn würde; er schickte zum Geschenke vierzehn Stiere und drei Schafe. Smith kam glücklich mit einer sehr schönen Thier-, Mineralien- und Pflanzensammlung nach dem Cap zurück.

Im Jahre 1836 brach J. E. Alexander, Infanteriecapitain, am 10. Septbr. mit einer Caravane von dem Cap auf und wendete sich nach N. Am 10. Octbr. ging er über die Kamisberge; die Wesleyanischen Missionaire haben da eine Mission angelegt und die Klein-Namaquas zusammengebracht. Er besuchte die Mündung des Gariep und entdeckte nach einer viertägigen Reise eine außerordentlich reichhaltige Kupfermasse; auch Eisen fand er in geringer Entfernung, aber jenseits der Grenzen der Colonie. Das Land zu beiden Seiten des Gariep ist außerordentlich dürr und mehre Meilen weit unfruchtbar. Nackte schwarze Hügel sind von gelben Sandebenen umlagert, in denen nur eine ärmliche Vegetation gedeiht.

Am 25. watete man in N. von den Kamisbergen durch den Fluß und am 27. war Alexander n Nabis, dem nördlichsten Missionsposten auf dieser Seite. Er liegt 450 Meilen nördlich vom Cap und besteht größtentheils aus Groß-Namaquas. Man sieht da eine Quelle, die eine Wärmetemperatur von 31° 54′ hat. Unser Reisender badete sich mit seinen Leuten darin und die Namaquas folgten seinem Beispiele.

Nachdem er zwei Ausflüge nach O. gemacht, kam Alexander nach Nabis zurück, wo in den ersten Tagen des Jahres 1837 die Hitze unerträglich war. „Von Zeit zu Zeit," sagt er, „bemerkten wir in gewisser Entfernung regenschwangere Wolken, aber sie kamen nicht bis zu uns. Die warme Quelle nahm ab; das Gras verdorrte und verbrannte. Ich wollte nicht länger auf Regen warten und entschloß mich, weiter zu gehen, und am 18. wendete ich mich mit einigen Laststieren und einer Schafheerde nach N. Weiter hin ließ ich meinen Wagen an dem Ufer des Hoom mit der Hälfte meiner Leute, um nach den Karas-Bergen zu reisen, die sich 3000 Fuß über die Ebene erheben. Als ich darauf in mein Lager zurückgekommen, setzte ich meinen Weg über Grasebenen fort."

Alexander ging über das Bett verschiedener Flüsse, von denen einige ausgetrocknet waren, und er hatte viel von Durst zu leiden. Man traf Buschmänner. Am 20. März ging er durch die Engpässe des Kopam'naas, welche eine Bergkette mit abgeplatteten Gipfeln durchschneiden, die 2000 Fuß hoch sind; jenseits dehnte sich eine Ebene aus, wo eine nach SW. sich schlängelnde Baumlinie den Lauf des Tschantop bezeichnete, eines Flusses, der häufig von großem Wilde besucht wird. In einem Tage sah man 10 Rhinozerosse. Dann gelangte man in die Wüste Tans, die entsetzlich dürr und in NO. von hohen schwarzen Bergen begrenzt ist; in W. zeigten sich Dünen. Die Caravane kam von Durst fast um. Der Thermometer zeigte 30 Grad. Am 8. April erreichte man mit vieler Mühe die Ufer des Kuisip; Pferde, Rinder, Schafe und Hunde waren verdurstet.

Man folgte dem Laufe des Kuisip, der an verschiedenen Stellen ausgetrocknet war; einmal ging man 30 Meilen weit an ihm hin, ohne einen Tropfen Wasser darin zu finden. „Wir gelangten am 19. April an die Walvisbai (Wallfischbai) und waren die ersten Europäer, die zu Lande vom Cap aus dahin gekommen."

Zwei amerikanische Schiffe lagen da vor Anker, um Fischfang zu treiben; einer der Capitaine erbot sich, Alexander mit dessen Leuten, sieben an der Zahl, für einen anständigen Preis nach St. Helena zu bringen; aber unser Reisender wollte seine Erforschungen noch weiter ausdehnen. Er brach also am 3. Mai nach O. auf, nachdem er über den Kuisip gegangen war und keinen Führer unter den Eingeborenen finden konnte, deren Häuptling abwesend war. Man ging am 15. nochmals über den Kuisip und gelangte in das Land der Damaras, eines Negervolkes. Das erste ihrer Dörfer, das man bemerkte, lag auf einem Hügel auf einem Plateau etwa 2 Meil. von einem kleinen See. Es bestand aus acht konischen Hütten, die von Stangen gebaut waren, welche man in die Erde gestoßen, oben zusammengezogen und mit Zweigen bedeckt hatte. Einige dieser Hütten hatten eine Art plumpen Porticus von denselben Materialien; alle diese Wohnungen standen im Kreise umher. Man unterschied am Hange benachbarter Hügel mehre Meilen lange Linien von stacheligem Gebüsche, welche die Schritte der Rhinozerosse und Zebras nach Gruben leiten sollten, die man in gewissen Entfernungen gegraben hatte. Bewohner sah man nicht, weil in der letzten Zeit der Dürre das Wasser ungemein selten gewesen war und die Damaras, wie man von den Buschmännern erfuhr, sich weiter nach O. begeben hatten. Man wendete sich auch dahin.

Erst jenseits des Tans, eines Gebirges, dessen Höhe, über der Ebene, 4000 Fuß beträgt, gelangte man unter 24° 55′ s. Br. in das erste Damara-Dorf in der Nähe der Ufer des Kei Karop am Fuße malerischer Berge; es hieß Ri-ais (schwarze Stadt). „Eine Schaar auf Ochsen reitender Männer," sagt unser Reisender, „kam uns in Galopp entgegen und führte uns sehr höflich nach der Hütte Aamaraps, ihres Häuptlings. Unsere Bedürfnisse wurden vollkommen befriedigt; ich verhandelte Messer und baumwollene Tücher gegen Schafe, Shawle, und Beile gegen Ochsen; Nadeln gegen Milch. Man erquickte sich an Honigwasser. Die Damaras führten Tänze auf."

Alexander erhielt werthvolle Nachrichten über die Geographie dieser entlegenen Länder. Er war über 200 Meilen östlich von der Küste, und

wäre gern noch weiter nach N. oder O. vorgedrungen, aber Niemand wollte ihm als Führer dienen, nicht einmal eine Botschaft an die Robbis überbringen, ein rothes Volk im N. von den Damaras. Man sagte unserm Reisenden, eine unüberschreitbare Wüste erstrecke sich in O. von Ni-ais und es habe noch Niemand sich über dieselbe gewagt. Er mußte sich also entschließen, nach S. zurückzukehren, und er folgte einem mehr östlichen Wege. Am 6. Juni war er über das Land der Damaras hinaus. Er ging über die Onoma-Berge, die er von weitem gesehen hatte, und am 13. Juli gelangte er nach Bethany, einem Missionsposten, wo er schon vorher gewesen war. Am 21. Septbr. war er in der Capstadt zurück.

Diese Stadt ist von einer sehr großen Zahl von Reisenden beschrieben worden. Sie liegt sehr angenehm zwischen der Tafelbai und den Bergen, die sie beherrschen. Wenn man sich auf der Esplanade, in S., befindet, überblickt man die Rhede und die umliegenden Berge. (Taf. 9. Abbild.). „Die Engländer," sagt Mad. Graham, „leben hier wie überall und folgen, so weit es die Umstände erlauben, den Gewohnheiten ihres Vaterlandes. Die holländischen Ansiedler behalten im Allgemeinen ihre alte Einfachheit und Gastlichkeit bei. Ich war hoch erfreut über den schönen Teint und das offene Wesen der jungen Holländerinnen, besonders wenn ich sie mit den bleichen Gesichtern und der Affectation der in Indien geborenen Engländerinnen verglich. Die Holländerinnen sprechen im Allgemeinen gut englisch und mehre schreiben es correct."

Wir haben gesagt, daß die Engländer das Gebiet der Colonie vergrößert hätten; sonst war nach den Kaffern zu die Grenze das rechte Ufer des T'koba (Groote Vis Rivier), jetzt ist sie über den Kneiba oder Kei erweitert worden, so daß ein Theil des Gebietes der Kusa, dessen Mitte von dem Keiskamma durchschnitten wird, im Besitze der Engländer ist.

Kapitel XII.

Congo.

Die Länder an der Westküste Afrikas sind sehr wenig bekannt; im N. von den Damaras, von denen wir eben sprachen, erwähnt man die Cimbebas, einen Nomadenstamm, und die Makoß, welche 1697 von Lojardière, einem franz. Reisenden, besucht wurden, der zufällig zu ihnen kam. Nach dem, was er über die Sitten dieses Volkes und der Nachbarn derselben sagt, kann man sie als zu der Familie der Kaffern gehörig ansehen.

Die Küste ist schwer zugänglich und wenig bewohnt; die Portugiesen gaben den Vorgebirgen und Buchten Namen, welche sie zuerst sahen. Angra do Ilheo scheint identisch mit der Wallfischbai zu seyn. Die Engländer, welche später diese Gewässer erforschten, sagen, das Trinkwasser sey da sehr selten, das Wasser der Flüsse an der Mündung salzig und man sehe nur hier und da Spuren von Grün. Endlich gelangt man nach dem Cap Negro unter 15° 52' südl. Br. am Ende einer gebogenen Halbinsel, die in N. eine große Bai hat.

Hier beginnt die Küste von Congo, welche sich in dem Cap Lopez Gonsalvo unter 30° südlich vom Aequator endigt; man nennt dieses große Land auch Unter-Guinea. Die Länge beträgt demnach 400 St.; die Grenzen nach O. kennt man nicht. Die von dem atlantischen Oceane bespülten Küsten sind ziemlich gezackt, bald hoch, bald flach, oft sumpfig und bewaldet, folglich sehr ungesund, namentlich für die Europäer; die Hitze ist da unerträglich.

Die trockene Jahreszeit oder der Winter dauert vom April bis mit September. Der erste Regen fällt schwach ein- oder zweimal in 24 St. vom Ende Septembers bis in die Mitte des Octobers; da wird die Erde von den Frauen zur Saat bestellt. Die zweiten Regen, die sehr stark sind, beginnen im September und endigen im Januar; ihnen folgt große Hitze mit nur wenigen Orkanen; man säet dann Sorgo, Mais und andere Vegetabilien, die in drei Monaten reifen; die dritte Regenperiode dauert vom Februar bis März und sie ist die stärkste; heftige Orkane, Donner, Blitze und feuerige Meteore begleiten sie. Zu Ende der trockenen Jahreszeit ist das Grün überall verwelkt und das Land seines Schmuckes beraubt.

Congo wurde 1484 von den Portugiesen unter dem Commando des Diego Cam entdeckt; sie unterwarfen mehre Gebietstheile und breiteten ihre Herrschaft oder ihren Einfluß über andere aus. Die Missionaire versuchten die christliche Religion da einzuführen, aber mit nur theilweisem Erfolge; mehre aber, z. B. Carli von Piacenza und Angelo von Gattine 1666, Cavazzi (1654—1670), Merolla (1682—1687), Antonio Zuchelli (1698—1704), sämmtlich Kapuziner; französische Priester (1766—1776) haben interessante Berichte herausgegeben, in welchen man nicht selten fabelhafte Umstände findet. Auch andere Reisende gaben das Resultat ihrer Beobachtungen über Congo heraus, namentlich Eduard Lopez, ein Portugiese (1578—1586); Andrew Battel, ein Engländer (1589—1603); Samuel Braun (1611—1621); Jacob Barbot, Engländer (1700); verschiedene Portugiesen, z. B. Gregor Mendes (1770—1807); Feo Cardoso (1816—1819); Jacob Tuckey, Engländer (1816); Grandpré (1786—1787); der Marquis Etourville (1797—1812) und J. B. Douville (1828 bis 1830). Die beiden letztern drangen sehr weit in das Innere hinein; der Bericht Douvilles ist indeß heftig angegriffen worden und man hat selbst behauptet, er sey gar nicht in Afrika gewesen. Hat er alles das, von dem er spricht, nicht selbst gesehen, so scheint er doch sehr beachtenswerthe Materialien und von geschickter Hand entworfene Karten in seinem Besitz gehabt zu haben. Sein großer Fehler bestand darin, daß er diese Sachen nicht gehörig zu benutzen wußte und sich mit einer Anmaßung ausspricht, die um so weniger an ihrem Orte ist, weil er nur zu oft eine starke Unwissenheit verräth. Von den Wanderungen Etourvilles weiß man weiter nichts, als was Bory de Saint Vincent in dem 10. Bde der Annales des Voyages mittheilt.

Nach den von Feo Cardoso gegebenen Nachrichten kann man Congo in zwei Theile scheiden, nämlich im S. in die den Portugiesen unterworfenen Länder, und im N. und O. in die unabhängigen Gebiete.

Die ersten umfassen die beiden Königreiche Angola und Benguela mit dem, was dazu gehört, nämlich kleinen Forts und einigen Niederlassungen auf andern Gebieten. Diese beiden Königreiche bilden die Generalcapitainerie von Angola und Congo. Weite völlig wüste Striche und unabhängige Völkerschaften trennen die innern Bezirke von einander. Angola wird von dem Landa, dem Bengo, dem Coanza, dem Morno und dem Tonga bewässert; Benguela dagegen von dem Cubo, dem Gubororo, dem Mombeiro und dem Bambarugueh.

Sanct Paul de Loanda, auf einer Anhöhe und in einer Ebene, nahe an der Mündung des Zenza oder Bengo, ist eine schöne Stadt, vertheidigt durch ein Fort und Batterien. Der Generalgouverneur und der Bischof residiren da; man sieht mehre Kirchen und Klöster. Sie hat einen guten Hafen; ihr Handel ist beträchtlich; die Einwohner, 6000 an der Zahl, bestehen hauptsächlich aus Negern und Mulatten. San Felipe de Benguela, in S., an einer Bai an der Mündung des Maribombo, ist, wie die vorige, ein Verbannungsort für portugiesische Verbrecher.

Im N. von Angola wird das Königreich Congo von dem Laindo, Ambriz, Loze und Daude bewässert. Es begreift mehre Provinzen, die von Häuptlingen regiert werden, denen die Portugiesen den Titel Herzog rc. gegeben haben; jede hat einen banza (einen Hauptort). Banza-Congo oder San Salvador, Residenz des Königs, ist eine Stadt auf einem Berge, 16 Stunden in S. von dem Zaire. Die Portugiesen haben da eine Kirche erhalten, aber der Monarch ist unabhängig. Zinspflichtig sind ihm Bamba, Sundi, Pango, Batta, Pemba und ein Theil von Sogno, sowie endlich die Mossossos, deren Hauptort Hialala ist.

Geht man nach SW., so gelangt man in das Reich Loango, dem

Sette, Mayombe, Cacongo oder Malembe, Engoio und ein Theil von Sogno zinsbar sind. Banza-Loango oder Booalis, in einer fruchtbaren Ebene gelegen, mit einem nicht sehr tiefen Hafen, an einer Bai des Atlantischen Oceans, ist die Hauptstadt des Reichs; Kingale ist die von Cacongo; Malembe, Cabenda, in Engoio, ausgezeichnet durch die Schönheit der Lage, die Fruchtbarkeit der Umgegend und die Bequemlichkeit des Hafens, waren wegen des Sclavenhandels sehr besuchte Märkte, als der Sclavenhandel noch blühte.

Andere Königreiche liegen im Innern; Feo Cardoso erwähnt mehre in seinem Buche. Einige dieser Länder wurden von Gregorio Mendes 1785 bereist; auch Douville will mehre gesehen haben. Die Provinz Golongo Alto ist eine der östlichsten in dem Königreiche Angola und merkwürdig wegen ihrer malerischen und mannichfaltigen Landschaften, sowie durch ihre Wälder, die so dicht sind, daß sie wie eine einzige grünende und blühende Masse aussehen. Die Hügel, die man trifft, wenn man vom Meere her kommt, sind die ersten Terrassen eines hohen Gebirges, das allmälig sich nach O. zu verlängernd emporzusteigen scheint. In der Nähe der südlichen Grenze dieser Provinz liegt der Berg Muria, der fast 2500 Toisen hoch ist. Es gefriert auf seinem Gipfel nicht, aber im Winter fällt da Schnee, den die Eingeborenen für Wolken halten. Diese Provinz, die schönste von Angola, wird von den Dembas bewohnt, die unter den Negern dieser Länder am weitesten in der Civilisation vorgerückt sind. Sie lernen lesen und schreiben, um dem Generalgouverneur die willkührlichen Handlungen der Regenten anzeigen zu können.

Die Staaten der Dembas, wo die Portugiesen keine Militairmacht unterhalten, sind in N. und W. von den Mahungos umgeben, die täglich mehr um sich greifen. Sie haben sich des ganzen Gebietes bemächtigt, das diese Provinz von der Küste trennte, und können so direct mit den Schiffen handeln, die nach Ambriz oder an die Mündung des Loze, Hezo oder Onzo kommen.

Alle diese Flüsse entspringen in einer Bergkette, welche sich von N. nach S. zieht und deren Zweige nach der Küste laufen. Diese Kette wird von einigen Flüssen durchschnitten, z. B. dem Catumbela, dem Coanza, dem Zaïre. In einer gewissen Entfernung von dem Meere hebt sich das Land allmälig. Man gelangt so nach Terrassen, deren Höhe verschieden ist. Die des Haro hat 194 Toisen Höhe; die des Tamba 677; die des Bailundo 781 und die des Bihe in SO. 1040.

Alle diese Länder sind meist bergig. In Bemba sieht man weniger Ebenen als in Bihe. Das Aussehen dieser verschiedenen Länder ist wild mit wenigen bebauten Strecken, ohne Straßen und mit viel Wald. In Haro bemerkt man schon, daß die Schüchternheit des Negers, des Vasallen der Portugiesen, verschwunden ist. Man befindet sich unter unabhängigen Menschen, die freilich in Folge des heißen Climas entnervt und übermäßig faul sind. Nie arbeitet Jemand, ohne gebetet und den Götzen Opfer gebracht zu haben. Der Mensch in Tamba ist kräftiger, energischer als seine Nachbarn, hat aber deren gute Eigenschaften nicht. Unter einander sind die Neger von Tamba sehr einig; sie theilen getreulich Alles, was sie haben, was sie nehmen, oder was man ihnen giebt. Selbst der Fürst vertheilt unter sein Volk die Zeuge, die er durch den Verkauf von Sclaven erlangt.

Bihe ist der südlichste Punkt, den Douville in diesem Theile von Afrika erreichte. Sonst umfaßte Bihe die nördlichen Provinzen Humbe's. Der Sclavenmarkt von Bihe ist einer der ansehnlichsten im südlichen Afrika. Die Bewohner von Bihe und Humbe sind tapfer und kriegerisch; die letztern sind wild und selbst Menschenfresser. Douville kam nicht zu ihnen.

Man hatte nur unbestimmte Andeutungen über den Mulondu Zambi, einen Vulkan in dieser Gegend; Douville besuchte ihn. Alle Eingeborenen haben von Zeit zu Zeit Flammen aus demselben hervorkommen sehen. Neuerdings scheint kein Ausbruch erfolgt zu seyn; Alles zeigt aber an, daß sie zahlreich und stark waren. Der Berg ist 1780 Toisen hoch und ein Gegenstand des Schreckens für die Völker umher. Schwefelige Ausdünstungen zeigen sich an verschiedenen Stellen dieser Gegenden, aber das bemerkenswertheste Phänomen ist das des Sees Kussua, der unter dem 25. Meridian östl. von Paris und etwa unter dem 5. s. Br. liegt. Er mißt in der Länge etwa 20 Stunden; seine größte Breite beträgt 10 und die Höhe 860 Toisen. Die Vegetation nimmt ab, je näher man seinen Ufern kommt, und in einer Entfernung von 2 Stunden hört sie ganz auf. Schwefelige Ausdünstungen hindern das Athmen, besonders während der Nacht; er nimmt keinen Fluß auf und wird wahrscheinlich von unterirdischen Quellen genährt; sein Wasser ist mit einer dicken Schicht Erdpech bedeckt, durch welches die Sonnenstrahlen nicht hindurch zu dringen vermögen; es ist minder warm als die atmosphärische Luft; der Geschmack ist unangenehm und es lebt kein organisches Wesen darin.

Der Kussua ist von einem Gürtel zerklüfteter Berge umgeben, aus denen erstickende Dünste hervorkommen; er hat in seinem Umkreise nur drei Oeffnungen; zwei in W. bilden sechs Wasserströme; ein großer Fluß fließt in der östlichen ab.

Ehe Douville den Kussua besuchte, war er durch Cassange gegangen, ein mächtiges Reich, dessen Hauptstadt Cassanci ist, an einem gleichnamigen Flusse, dem Beiflusse des Coanza. Der König oder Jaga ist ein gefürchteter Krieger und der reichste Sclavenhändler in ganz Afrika. Cassanci zählt 1500 Häuser, die ohne irgend eine Ordnung gebaut, aber in mehre Viertel getheilt sind, von denen eines, das ausschließlich von dem Könige und seinen Edeln bewohnt wird, von einer starken Palissade umgeben ist. Es giebt hier nur drei öffentliche Plätze, jenen, wo der Jaga Audienz giebt, einen zweiten in dem Quartiere der Edeln und einen dritten, welcher zu den Menschenopfern bestimmt ist, denn dieser entsetzliche Gebrauch findet sich neben einigen Zügen eines minder rohen socialen Zustandes, als man bei diesen Negern erwarten sollte; er steht wie bei gewissen Völkern des Alterthumes mit dem religiösen Cultus in Verbindung.

Der Cuango entspringt in dem Lande der Regas zwischen dem 9 und 10° südl. Br.; diese Völker stehen in Verbindung mit der östlichen Küste Afrikas; man sieht bei ihnen Leute, die aus dem S. kamen; diese heißen Biri und haben eine Kupferfarbe; vielleicht sind es Kaffern. Der Cuango strömt nach NW. und nimmt den Namen Zaire an.

Der Coanza dagegen kommt aus dem Berge Hele, in dem Lande der Mumbros, zwischen dem 12 und 13° südl. Br. und dem 15 und 16° östl. L. Dieser Berg Hele ist mit Schnee bedeckt.

Im N. von dem Kussua findet man das Land der Muluas, das zwei Hauptstädte hat, nämlich Yanvo, die Residenz des Königs, und 50 Stunden in S. Tandi Wuas, wo die Königin wohnt. Diese auf einer Insel zwischen zwei Armen des Agattu gebaute Stadt gewährt einen angenehmen Anblick in Folge der geraden Linie ihrer Häuser und der Vermischung dieser Häuser von gebrannten Steinen mit großen buschigen Bäumen; zahlreiche Bäche durchströmen sie in allen Richtungen und tragen zur Reinlichkeit in derselben bei.

Yanvo ist größer und volkreicher als Tandi Wua; die Zahl ihrer Einwohner, die Sclaven mit gerechnet, beträgt ungefähr 40,000; nach Bihe und Cassanci ist es der besuchteste Markt im Innern. Der Palast des Muata oder Königs nimmt allein eine der drei Inseln ein, welche der Rigi mit seinen Armen umgiebt. Die Muluas sind die industriösesten der Völker von Congo; sie verfertigen gebrannte Steine, machen einen sehr guten Mörtel, brauchen den Glimmerschiefer als Fensterglas, weben schöne Zeuge aus den Fasern mehrer Pflanzen, verarbeiten das Kupfer, schmücken ihre Geräthe mit Schnitzereien, verzieren ihre Waffen mit Jaspis und kennen den Gebrauch der Drehbank, um die Edelsteine zu schneiden und zu durchbohren, mit denen die Frauen sich schmücken. Das ganze Volk ist sehr reinlich; ohne den groben und grausamen Aberglauben, der den Verstand erstickt, würden seine Fähigkeiten ihm den Pfad zu einer vollständigen Civilisation öffnen. Sehr reiche und nicht weit von Yanro entfernte Kupferminen werden sehr thätig, aber mit geringem Geschick bearbeitet.

Eine lange Bergkette läuft in N. der Muluas hin; ihr Gipfelpunkt ist der Zambi, dessen Höhe ungefähr 2456 Toisen betragen kann. Von dem kahlen Gipfel erkennt man die Verzweigungen, die sich nach den verschiedenen Punkten des Horizontes hinziehen. In geringer Entfernung findet sich die Wüste Tandi auf der Wasserscheide von zwei Flüssen, deren Quellen weniger als zwei Stunden aus einander liegen; der Agattu fließt nach O., der Hogis nach W. Die Umgegend von Yanvo enthält Goldberg.

Caravanen kommen von Quilimane und aus dem Lande der Cazembis nach Yanvo; ihre Reise dauert 80 Tage. Sie treffen auf ihrem Wege viele Flüsse, von denen aber nur ein einziger ansehnlich ist, der Zamzi, der aus N. kommt; er ist breit und reißend; in der Regenzeit tritt er aus und bildet Sümpfe. Diese Neger, welche den Kussua nur von Hörensagen kennen, wissen blos, daß der Fluß, den er nach O. abschickt, sich nach NO. wendet; sie gehen über denselben auf einer Brücke in dem Lande der Sagnies. Der Ndombegi, der aus dem Kussua kommt und nach W. fließt, giebt sein Wasser zuletzt an dem Cuango ab.

Bomba, Reich im Norden von den Muluas, scheint mit Mani Emugi identisch zu seyn. Seine Herrschaft erstreckt sich nach N. und NO. über das Land der Muenschal und über das der Samuenschal.

Sala, in W. gelegen, dessen König unter dem Namen Micoco Sala bekannt, ist wahrscheinlich identisch mit dem Königreiche Anzico der alten Reisenden, welche den König den Makoko nennen. Er wohnt in Missel oder Monsol und empfängt Tribut von mehren Häuptlingen.

Wendet man sich nach S., so findet man Cancobella, dessen Einwohner sehr wild sind; das Land wird von dem Bancora, einem Beiflusse des Cuango, durchströmt. Dann gelangt man zu Holoho, unter welchem die Mahungos und die Muschicanzos stehen. Auf dem Gebiete der letztern liegt Ambriz, das sonst einer der Hauptplätze des Negerhandels an dieser Küste war. Die Europäer, die sie besuchen, erhoben ihre Häuser einige Fuß über die Erde, um sich der Unannehmlichkeit zu entziehen, im Staube zu wohnen. Diese Häuser, die man quibanga nennt, sind von dicken Stangen gebaut, die man in die Erde stößt und die über diese dennoch 7 Fuß hinwegragen; sie tragen Balken, auf denen man einen Fußboden anlegt, und auf diesem Gerüste wird endlich eine große Strohhütte mit Thüren und Fenstern aufgeführt, welche man gehörig meublirt. Die Neger ahmen diese Quibangas auch nach, denn sie finden dieselben bequemer. (Taf. 10. Abbild.)

Alle Neger in Congo reisen zu Fuße, wenn sie nicht soviel besitzen, daß sie sich in einer Hängematte an einem 24 bis 25 Fuß langen Bambusstocke tragen lassen können. (Taf. 10. Abbild.)

Die Neger in Congo gehen fast ganz nackt, gewisse Theile ihres Körpers aber sind bedeckt. Ihre dicke Cravatte ist von Elfenbein und es gehört eine lange Gewohnheit dazu, bis der Hals nicht mehr darunter schmerzt. Ihr Schurz war sonst von Stroh, jetzt ist er von Zeug, von Seide, Tuch, selbst Sammet. Die Reichen tragen eine lange silberne Kette, die ihnen acht- bis zehmal um die Lenden geht; leidenschaftlich lieben sie die rothe Koralle. Das wichtigste Stück ihrer Toilette ist ein Katzenfell mit Glöckchen, das sie auf ihrem Schurze vorn anbringen. Dieses canda, wie sie es nennen, ist das Ehrenzeichen. Es heißt einen Mann erniedrigen, wenn man es ihm entreißt; die Sclaven dürfen es nicht tragen.

Der Schurz der Frauen ist minder lang als jener der Männer; den Busen bedecken sie sich mit einem Zeugstücke, und wenn sie die Mittel dazu haben, vervollständigen Halsbänder und Armbänder von Korallen und Glas in verschiedenen Farben ihren Schmuck. (Taf. 10. Abbild.)

Die in Congo am meisten verbreitete Sprache ist das Bunda; es zerfällt in mehre Dialecte. Cannecattim, ein portugiesischer Missionair, hat eine Grammatik dieser Sprache und ein portugiesisch-lateinisch-bunda-Wörterbuch geschrieben.

Als die Reisen in Ober Guinea zu Ende des 18. Jahrhunderts die Existenz eines großen Flusses dargethan hatten, der von O. nach W. strömt, bauten die Geographen um die Wette Systeme auf den Punkt der afrikanischen Küste, wo sich die Mündung desselben befinden müsse. Das mindest seltsame war das nicht, welches sie für identisch mit jener des Zaire hielt. Es wurde in England angenommen und veranlaßte die Expedition, deren Commando man dem Capitain Tuckey anvertraute. Man vernachlässigte nichts, was zum Erfolge beitragen konnte, weil man von da in die Länder des innern Afrika einzudringen hoffte, wo eine zahlreiche Bevölkerung den Fabrikanten Großbritaniens einen sichern Abzug gewähren könnte. Tuckey war von mehren unterrichteten Officieren begleitet, von Christian Smith, einem norwegischen Botaniker und andern Gelehrten. Unter seinem Befehle standen die beiden Transportschiffe „Congo" und „Dorothea".

Tuckey segelte am 19. März 1816 aus der Mündung der Themse ab und ankerte am 30. Juni bei Malembe. Der mafuc (Zollbeamte) des Negerkönigs war sehr empört, als er erfuhr, man sey gar nicht gekommen, um Sclaven zu kaufen, und schimpfte gewaltig gegen die Könige von Europa, die sein Vaterland ruinirten. Am 6. Juli war Tuckey an der Mündung des Zaire, die 15 Meilen breit ist; da sein Schiff den Fluß nicht hinauffahren konnte, so ging er mit den Naturforschern auf den „Congo". Am 25. sah man den Fetischfelsen am rechten Ufer des Flusses; er ist von Granit, steil und schwer zugänglich; die Bäume, die unten wachsen, seine zahlreichen Spitzen, die Mannichfaltigkeit und Schönheit der Vegetation, welche seine Seiten schmückt, endlich die Länge der Perspective des Flusses, die er beherrscht, bilden eine herrliche Landschaft. (Taf. 11. Abbild.)

Am 5. August begab sich Tuckey mit einem Theile seiner Leute in Böte und Schaluppen, weil die Höhe der Ufer des Zaire nicht erlaubte, weiter zu segeln. Am 10. wurde die Strömung so reißend und die Menge der Felsen in dem Flusse so groß, daß man es für besser hielt, die Reise bald zu Lande, bald zu Wasser fortzusetzen. Am 20. mußte man definitiv den erstern Weg einschlagen, weil ein großer Fall den Lauf des Flusses unterbrach. Die Schwierigkeiten wuchsen mit jedem Augenblicke; die Neger weigerten sich, die Lasten zu tragen. Tuckey hatte einen Theil seiner Leute krank zurückgelassen. Endlich 280 Meil. vom Meere war man genöthigt, umzukehren, und am 16. Septbr. bestieg man den „Congo" wieder. Aber die Regenzeit hatte begonnen; jeden Tag nahm die Zahl der Kranken zu und die Meisten unterlagen. Tuckey selbst wurde, aus Gram über so viele Verluste, in einem Zustande völliger Erschöpfung an Bord der „Dorothea" gebracht, wo er am 4. Octbr. starb. Der Botaniker Smith hatte schon am 22. Septbr. seinen Geist aufgegeben.

Kapitel XIII.

Die Insel St. Helena. — Die Insel Ascension.

Juan de Nova, ein galizischer Seefahrer im Dienste Portugals, kam mit einem Geschwader aus Indien zurück, als er am 21. Mai 1502 die Insel St. Helena entdeckte. Sie war völlig unbewohnt. Eines der portugiesischen Schiffe verunglückte an der Küste dieser kleinen Insel, die 450 Stunden westl. von dem Cap Negro, in Congo, liegt, welches das nächste Land ist. Die Länge von St. Helena, von O. nach W., beträgt 3¾ Stunden, die Breite von N. nach S. 2½ St., der Umfang 10 und der Flächeninhalt ungefähr 9 Q.St. Die Höhe des Dianenpiks, des höchsten Punktes der Insel, beträgt 2486 Fuß, und die der andern Berge 1400 F.; sie sind vulkanischen Ursprungs und bilden Gruppen, welche nach einer steilen Küste auslaufen. Die 150 bis 200 Toisen hohen, kahlen und schwarzen Felsenwände sehen wie ein fast ununterbrochener Gürtel aus. An den Küsten liegen einige Inselchen

„Von dem Dianenpik laufen Thäler herab, in deren Grunde sich kleine Bäche hinschlängeln; die Gipfel sind fast immer von Wolken ver-

hüllt. Der Theil vor dem Winde ist kalt, kahl, dürr, von Regen gepeitscht und unerträglich feucht; der Theil unter dem Winde dagegen trocken und warm; es regnet hier selten. Nimmt man einige bevorzugte Punkte aus, so ist die Vegetation fast Null; es ist am Tage zu heiß und in der Nacht zu kalt; die Früchte reifen nicht. Nur mit unendlicher Pflege kann man einige Trauben, Feigen und Pfirsichen von geringer Qualität zur Reife bringen."

J. R. Forster, der mit Cook die zweite Reise um die Welt machte, sagt, der Anblick St. Helenas, besonderrs an de Stelle, wo die Schiffe ankern, sey das Schrecklichste und Traurigste, das man sich denken könne; je weiter man aber kommt, desto minder öde wird das Land, und die Theile im Innern sind immer mit Pflanzen, Bäumen und Grün bedeckt; indeß man bemerkt überall die deutlichsten Spuren einer großen gänzlichen Umwälzung durch einen Vulkan oder ein Erdbeben, wobei vielleicht auch der größte Theil der Insel in das Meer versenkt wurde.

Alexander Beatson, der mehre Jahre lang Gouverneur von St. Helena war, meint, zur Zeit der Entdeckung wäre diese Insel wie einige der über das Meer hängenden Felsen von Gummibäumen (conyza gummifera) bedeckt gewesen; sie wurden aber durch die Ziegen zerstört, die man 1513 auf die Insel brachte und die sich so sehr vermehrten, daß nach dem Berichte des Thomas Cavendish, der 1588 da anlangte, sie zahllose Heerden bildeten. Sie sind noch sehr zahlreich daselbst. Man zieht Rinder und Geflügel. Man sieht Eber. Die Ratten sind sehr lästig und verwüsten die besäeten Felder. Das Meer ist fischreich.

St. Helena gehört seit 1673 England; Karl II. trat es damals der ostindischen Gesellschaft ab. Diese hat das Monopol des Handels der Insel, die sie mit Lebensmitteln und Waaren versorgt. Die Bevölkerung wird auf 4500 Personen geschätzt, worunter sich 3000 Negersclaven befinden.

James Town, an der Nordküste der Insel, unter 50° 59′ s. Br. und 8° 9′ östl. L., an einer Bai, liegt am Ende eines kleinen Thales, das einen der wenigen Punkte gewährt, wo man landen kann. Alle sind mit Batterien besetzt, besonders vor diesem Flecken, der die Hauptstadt ist. (Taf. 10. Abbild.) Die Bewohner verbringen fast das ganze Jahr in ihren Landhäusern. James Town liegt unter dem Winde, hat einen guten Ankerplatz und vortreffliches Wasser. Die Stürme sind auf St. Helena unbekannt und die Gewitter sehr selten. Im Jahre 1819 spürte man daselbst ein ziemlich starkes Erdbeben, das sich in der Richtung nach Ascension verbreitete.

St. Helena hat in unsern Tagen einen unvergänglichen Ruhm erlangt; die Insel war sechsthalbes Jahr das Gefängniß Napoleon Bonapartes. Er wurde zu Ende des Jahres 1815 dahin gebracht und starb da am 5. Mai 1821. Er zeigte wahrhafte Größe im Unglücke.

„Er bewohnte Longwood, ein Haus im östlichen Theile der Insel auf einem Plateau von ungefähr einer halben Stunde im Umfange und 1650 Fuß Höhe mit der Aussicht auf die Seite des Meeres, wo die Schiffe ankommen. Es ist dies der ungesundeste Theil, wo die Temperatur oft in einer Stunde um 20 Grad schwankt, und unerträglich feucht.

„Der General Bertrand wählte als Begräbnißplatz für Napoleon die Nähe einer Quelle, wo er oft ausgeruht hatte. An der Seite eines unbebauten Thales von mehr als 1000 Fuß Tiefe stehen einige sehr kleine Trauerweiden, welche einen ganz kleinen Bach beschatten. Mitten unter denselben grub man das Grab für den Verstorbenen; man legte ihn da hinein, eingehüllt in seinen Mantel von Marengo. Ein Stein schließt es und keine Aufschrift sagt, wer darunter schläft."

Wir entlehnen diese Angaben dem Herrn E. de Las Cases, der mit seinem Vater ein Jahr lang die Gefangenschaft Napoleons theilte und ihm als Secretair diente.

Als Juan de Nova von Portugal nach Indien fuhr, traf er unter 7° 56′ s. Br. und 16° 43′ östl. L. eine neue Insel, die er Conception nannte. Zwei Jahre darauf nannte sie Albuquerque, der auf seiner Fahrt nach Indien da anlegte, Ascension. Sie liegt 262 Stunden in NNW. von St. Helena und 750 Stunden in SSW. von dem Palmencap in Guinea. Sie ist etwa 3 Stunden lang und 2 breit und hat 21 Stunden im Umfange.

Ihre Oberfläche ist mit vulkanischen Schlacken bedeckt und in der Mitte erhebt sich ein Berg von Bimsstein, den die Engländer Green Mountain nennen und der 2100 Fuß hoch ist. Obgleich diese Spitze oft von Wolken umhüllt ist, so verdichten sie sich doch selten so, daß sie Regen gäben.

G. Dampier, berühmter englischer Seefahrer, scheiterte auf der Rückfahrt von Neuholland an dieser Küste am 22. Febr. 1701; er selbst kam mit seiner Mannschaft auf einem Floß glücklich an das Land. „Am andern Tage nach unserer Ankunft," sagt er, „hatten wir große Freude, als wir eine Quelle 8 Meilen von dem Orte fanden, wo wir unsere Zelte aufgeschlagen, jenseits eines sehr hohen Berges. Ganz in der Nähe gab es eine Menge Ziegen und Landkrabben; aber die Luft ist sehr ungesund wegen der Nebel, die sich da erheben und die Kälte bewirken." Am 8. April nahm ein englisches Schiff Dampier und dessen Gefährten auf. Mit Recht hat man der Quelle Dampiers Namen gegeben. Sie ist höchst kostbar für die Insel, weil es keine andere giebt; liefert aber so wenig Wasser, daß jede Person täglich nur 3 Pinten erhält.

Peter Osbeck, ein schwedischer Naturforscher, der 1752 an Ascension anlegte und drei Tage da blieb, fand daselbst nur fünf phanerogamische und drei crytogamische Gewächse. Seitdem haben sie sich bedeutend vermehrt.

Sonst legte man bei Ascension nur an, um Schildkröten zu fangen und zu sehen, ob ein Schiff in eine dazu bestimmte Höhle Briefe niedergelegt habe. Im Jahre 1815 glaubte Großbritanien, es würde gut seyn, wenn man einen Posten auf diesem Felsen anlege, der größern Sicherheit St. Helenas wegen. Gegenwärtig besteht die kleine Colonie von Ascension aus 240 Personen. Eine gute Straße führt nach dem Grünen Berge, wo Ställe gebaut worden sind; ein schönes steinernes Behältniß nimmt das Wasser aus Dampier's Quelle auf; gegossene Röhren leiten es nach dem Ufer. Mit Küchengewächsen, Zuckerrohr, Obst und Waldbäumen sind 1200 Morgen bepflanzt. Die Hühner und Perlhühner, die man sich selbst überließ, haben sich ungemein vermehrt. An der Küste ist ein Behälter gegraben worden, um Schildkröten darin aufzubewahren. Das Meer ist reich an vortrefflichen Fischen. „So beginnt," wie mit Recht einer der Officiere d'Urvilles sagt, „die Insel Ascension, die sonst ganz öde war, dem Beobachter einen interessanten Anblick zu gewähren, und sie ist ein Beweis von dem, was ein beharrlich durchgeführtes Verwaltungssystem an Orten vermag, die zur Bewohnung gar nicht geeignet zu seyn scheinen."

Kapitel XIV.

Guinea.

Die Europäer haben den Namen Guinea dem Landstriche im westlichen Afrika gegeben, der zwischen der Mündung des Assazi (1° s.), bei dem Cap Lopez Gonsalvo, und dem Rio Nunez (10° n.) liegt. Die Länge beträgt sonach 750 Stunden. Die von dem atlantischen Oceane bespülten Küsten laufen von S. nach N., dann von O. nach W. und endlich von SO. nach NW., und heißen die Küsten von Gabon, von Biafra, von Calabar, von Benin, die Sclaven-, Gold-, Zahn- und Körnerküste und die Küste von Sierra Leone.

Der Einschnitt zwischen dem Cap Lopez und dem Palmencap (1° 15′ n.) begreift die Küsten von Biafra und Benin, die durch das Cap Formoso getrennt sind. Die bemerkenswerthesten Flüsse hier sind der Assase, der Gabon, der Fluß St. Juan, der Rio de los Camerones, der Rio del Rey, zwischen denen sich die hohen Länder Ambozes erheben, der Calbary, der Rio Formoso, der Rio Benin, welche die Hauptarme eines

großen Flusses sind, der ein weites Delta umfaßt; der Rio Lagos, der Rio Volta, der Ancobra; dann nach N. hinauf findet man den Rio Sestos, den Rio Mesurado, den Scherbro und die Rokelle oder den Fluß von Sierra Leone. Auf dem letztern ist man bis zu seiner Quelle hinaufgegangen. Man vermuthet, daß alle andern, bis zum Benin, aus der Kong-Bergkette kommen, die parallel mit der Küste nach O. läuft. Wo ihr Ende an dieser Seite ist, weiß man nicht; man vermuthet, daß sie an manchen Punkten mit Schnee bedeckt ist, wenigstens im Winter. Was die Flüsse in S. von dem Rio del Rey betrifft, so kennt man sie nur einige Stunden vom Meere aus.

Unter den Inseln des Meerbusens von Guinea sind die wichtigsten Fernando Po, die Prinzeninsel, St. Thomas und Annabon. Wie die Küsten des Festlandes sind sie meist sehr niedrig und der höchsten Glut der heißen Zone ausgesetzt. Der Monat August ist der ungesundeste; die Nebel, die sich dann erheben, verursachen Fiber; dieselbe Wirkung wird im März zu Anfange der Regenzeit hervorgebracht. Zu Ende des Decembers macht sich der Harmattan, ein sehr starker Nordostwind, bemerkbar und dauert einige Monate; er ist lästig für die Bewohner, welche ihn kalt finden; er trocknet das Land aus und reinigt die Luft. Der September und October sind die wärmsten Monate; der November gilt, ob er gleich regnerisch ist, für einen gesunden Monat. Die Nächte sind meist sehr schön und der Mond strahlt da im reinsten Glanze.

Der Harmattan ist immer von einer Art Nebel begleitet, welcher der Sonne ein röthliches Aussehen giebt. Da er die Gebüsche und das Gras verdorrt, so benutzen die Neger diesen Umstand, um dasselbe anzubrennen, und sie vernichten auf diese Weise viele Reptile und schädliche Insecten. Der Anfang der periodischen Regen im April wird durch gewaltige Windstöße aus NO. angekündigt, welche Tornados heißen, (verdorben aus dem portugiesischen Worte travados). Sie sind von heftigen Donnerschlägen begleitet, denen ein sehr starker Regen folgt, der zwei bis drei Stunden dauert. Diese Regen, welche die Erde anfeuchten, die durch sechs- bis acht-monatliche Dürre verhärtet worden ist, wecken Dünste, welche der Gesundheit der Europäer außerordentlich nachtheilig sind.

Die Natur der Berge ist noch nicht im Einzelnen untersucht worden; man weiß, daß es Urgebirge da giebt; man hat Queis und Granit gesehen; das Gold ist an manchen Punkten häufig; man findet auch Eisen, aber die Neger wissen es nicht überall zu finden, wo es existirt.

Wie in allen Ländern unter der heißen Zone ist auch in Guinea die Vegetation außerordentlich reich und üppig. Die Ufer der Flüsse in der Nähe des Meeres sind mit Mangobäumen bewachsen, deren niedrigste Zweige sich mit Austern bedecken. Die Palmen sind sehr häufig und die Wälder so dicht von Bäumen, Sträuchern und Gras, daß sie undurchdringlich zu seyn scheinen. Rankende Gewächse, die sich unter einander verschlingen und mit parasitischen Pflanzen bedecken, fallen von den Aesten oben herunter, schlagen unten auf der Erde wieder Wurzel, klettern von neuem aufwärts an andern Bäumen und scheinen den ganzen Wald in eine einzige Masse zu vereinigen; auf allen Seiten hängen Festons von Blumen in den reichsten und verschiedenartigsten Farben. Unter den bemerkenswerthesten Bäumen kann man den Schi oder Onougoa erwähnen, der sehr groß ist und zu der Familie der Sapotilliers gehört; seiner rothen Blume folgt eine fleischige Frucht, die eine Hülse umschließt, worin vier bis sechs Bohnen liegen. Man kocht diese und drückt dann das Oel aus oder man schöpft es ab, wenn es auf dem Wasser schwimmt. Die Reisenden sagen, diese Substanz schmecke wie frische Butter; man braucht sie an Speisen und es ist die sogenannte Galam-Butter.

Andere Bäume haben so dicke Stämme, daß man sie zu Piroguen aushöhlen kann; andere erinnern ihrem Aussehen nach an den Banianenbaum in Indien; man sieht in diesem Lande den ungeheuern Baobab (Adansonia digitata), die Hura crepitans, den Goyavebaum, den Tamatinden-, Citronen-, Orangen-, Baumwollenbaum, den Tabak, die Ananas, das Zuckerrohr, den Mais, den Sorgo, verschiedene Arten Melonen, Bohnen, Erbsen, den Indigo, die Yam, den Manioc, die Patate und eine Menge andere Pflanzen, die wir nicht alle aufzählen können.

Unter die Unannehmlichkeiten des Landes kann man die Menge der lästigen und schädlichen Insekten zählen. Die Termiten und andern Ameisen richten ungeheure Verwüstungen in den Wohnungen und den Feldern an. Die erstern bauen von Erde konische feste Hütten, in denen sie geschützt vor ihren Feinden wohnen; sie zerstören alle thierischen und vegetabilischen Substanzen, die sie erreichen. Die Ameisen wagen sich selbst an lebendige Thiere, und diese können sich nur dadurch befreien, daß sie sich in das Wasser stürzen. Im September und October wird man am meisten gequält. Um sich vor ihnen zu schützen, reichen nicht einmal immer das Feuer, das Wasser und das Schießpulver aus. Eine Art baut an den Baumzweigen Wohnungen gleich Bienenstöcken.

An vielen Orten findet man eine ungeheuere Menge Bienen gleich denen in Europa; sie legen ihre Bauten in unterirdischen Höhlen oder in hohlen Bäumen an. Die Neger wissen sehr geschickt den Honig und das Wachs herauszubringen.

Die Menge der Mücken und Fliegen ist unglaublich. Man ist genöthigt, junge Sclaven zu verwenden, um sie während des Schlafes und der Mahlzeiten zu verscheuchen. Die Reisenden erwähnen ungeheure Scorpione, Tausendfüße, mehre Arten Heuschrecken und andere Insecten, welche in diesen Gegenden lästig fallen. Dagegen sieht man auch sehr schöne Schmetterlinge und Käfer, die außerordentlich glänzen.

Das Meer ist reich an wohlschmeckenden Fischen; einige Arten sind diesen Gegenden eigenthümlich, andere finden sich auch anderswo. Die Beschreibungen, welche wenig unterrichtete Reisende von manchen dieser Fische gegeben haben, sind höchst seltsam. Die Neger sind sehr geschickt im Fischfange, den sie auf verschiedene Art treiben.

Sie wagen sich auch an die Krokodile, welche sich in allen Gewässern im Innern finden, wo sie den Menschen, dem Viehe und den wilden Thieren vielfach Schaden thun. Die Schlangen sind sehr häufig, manche giftig, andere, wie die Boas, ungeheuer groß. Sie lauern an feuchten Orten, stürzen sich von da auf ihre Beute, erwürgen sie und zerdrücken ihr die Knochen; auf diese Weise überwältigen sie die größten Thiere. Dann bedecken sie ihr Opfer mit ihrem Speichel, der sehr schleimig ist, und beginnen dasselbe zu verschlingen, zuerst den Kopf. Bei dieser Verschlingung dehnen sich die beiden Kinnladen der Boa sehr bedeutend aus. Die Verdauung beginnt schon in der Speiseröhre; die Schlange erstarrt sodann und kann sehr leicht getödtet werden, denn sie setzt keinen Widerstand entgegen und kann nicht entfliehen; auch suchen die Neger solche Schlangen auf, um sich das Fleisch derselben zu verschaffen, das sie sehr lieben. Viele Arten von Fröschen, von Kröten, von Schildkröten vervollständigen die Classe der Reptile, die in den zwischentropischen Ländern so reich ist.

Mienrad, ein dänischer Reisender, sagt, unter der Menge von Vögeln, die in Guinea vor den Augen des Beobachters so schöne und so glänzende Farben zeigten, sey keiner, welcher durch die Töne seiner Stimme erfreue. Abends läßt sich ein allgemeines Gesumme überall vernehmen, das aus einer Vermischung verworrener Töne besteht, aber kein harmonischer Ton dringt zu dem Ohre. Wildes Geschrei und Geheul erinnert den Menschen daran, daß er sich in dem traurigsten und unwirthlichsten Theile der Welt befindet. Am Tage, von zehn bis drei Uhr, herrscht eine solche Stille, als wäre die ganze Natur erstorben; die Nacht ist hier die Zeit der Bewegung des Lebens.

Unter den zahmen Vögeln sieht man Hühner, Enten, Gänse, Tauben; die Perlhühner und eine Art Rebhuhn sind sehr gemein. Die Ufer der Sümpfe, der Teiche und Flüsse werden von Pelikanen, Löffelgänsen, Schnepfen, Reihern, Flamingos, Kranichen und andern Stelzenfüßlern besucht. Die Raubvögel sind nicht minder zahlreich. Endlich fliegen die Papageien, in sehr verschiedenen Arten in großer Menge umher und richten große Verheerungen auf den Feldern an.

Viele Arten von Affen leben in Guinea; der Schampanze, der größte von allen, ist mit dem Orang-Utang verwechselt worden, den er an Verstand vielleicht noch übertrifft; der Mandrill ist häßlich seiner Hundeschnauze wegen; der grüne Affe ist der sanfteste unter der ganzen Familie. Die Neger ziehen Rinder, Büffel, Schafe und Ziegen; die Schafe haben Haare statt der Welle; die Pferde sind klein und häßlich; der Esel dagegen ist schön und kräftig. Die Kameele sind nicht häufig; die Gazellen und die andern Antilopen ziehen in wenig bewohnten Landstrichen umher. In den sumpfigen Gegenden trifft man den häßlichen äthiopischen Eber; der gewöhnliche Eber ist minder groß als in Europa und das Schwein ebenfalls klein. Das Flußpferd findet sich in den großen Flüssen und Seen, und der Elephant bewohnt die Wälder und Ebenen. Der Löwe, der Panther, die Hyäne, der Schakal und andere fleischfressende Thiere leben auf Kosten dieser friedlichen Säugethiere. Der Hund ist wie bei uns der Begleiter des Menschen und, was überraschen muß, man kennt kein Beispiel, daß einer toll geworden wäre hier, wo die Luft so heiß ist.

Der Bewohner dieser Gegend Afrikas ist der Neger, den man an der schwarzen Hautfarbe, an dem krausen wolligen Haare, an dem eingedrückten Schädel, an der platten Nase, an dem vorspringenden, rüsselartigen Munde, an den dicken Lippen, den vorspringenden Hüften und den untern kurzen Extremitäten erkennt; er giebt einen eigenthümlichen Geruch von sich, den man sehr weit merkt. Seine allgemeinen Züge werden bisweilen durch örtliche Umstände modificirt, und die Europäer, die lange in Guinea oder in andern Negerländern gelebt haben, erkennen auf den ersten Blick, welcher Nation das Individium dieser Race angehört, das sie eben sehen.

Diese Neger sind es, welche vom Anfange des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage der Haupthandelsartikel waren, der über das Meer ausgeführt wurde. Sie waren eine unerschöpfliche Einnahmsquelle für ihre Könige; sie verkauften nicht blos die Kriegsgefangenen, und man unternahm häufig nur Krieg, um Gefangene zu erhalten, sondern auch ihre eigenen Unterthanen, die sie ihren Familien entrissen; diese bedachten sich dagegen keinen Augenblick, eine oder mehre Personen aus ihrem Kreise für Waaren hinzugeben. So wurde der Handel unterhalten. Gegenwärtig findet er nur noch ins Geheim statt, aber das Schicksal des Volkes hat sich darum nicht verbessert.

Nach einer Sage, die von mehren Schriftstellern wiederholt worden ist, schickten Kaufleute von Dieppe schon in der Mitte des 14. Jahrh. Schiffe an die Küste von Guinea und gründeten da eine Colonie. Der Handel blühete sehr bis 1413; die Bürgerkriege aber, die Frankreich um diese Zeit beunruhigten, brachten ihn in solchen Verfall, daß die Normannen alle ihre Niederlassungen aufgeben mußten. Als Beweis dieser Angaben führt man die Namen mehrer Orte an, welche die französischer Städte sind. Da aber die großen Geschichtschreiber dieses Landes nie von solchen Unternehmungen gesprochen haben, so kann man die erwähnte Sage wohl für grundlos halten.

Gewiß ist es dagegen, daß die Portugiesen die Küste von Guinea 1452 entdeckten; sie litten viel da vom Clima; ihr Schiff wurde nach der Insel St. Thomas getrieben. Andere Expeditionen folgten; eine unter dem Commando des Juan de Santarem und Pietro Escovar 1471 beschäftigte sich mit der Anlegung von Forts. Mit der Zeit besuchten alle seefahrende Nationen Europas die Küste von Guinea, und mehre gründeten da Niederlassungen, welche sie behalten haben. Seefahrer und Handelsleute, welche dieses Land besuchten, haben dieselbe beschrieben. Man hat auch dergleichen Beschreibungen von einigen Missionairen, welche ihr Eifer dahin führte. Die ältesten sind in Reisesammlungen enthalten, und die bemerkenswerthesten von denen, welche einzeln erschienen, sind die von Villaut (1666); von Elbée (1669); Barbot (1680); Loyer, einem franz. Dominicaner, (1701); Bosman (1704); Desmorchaus (1724); Smith (1726); Snelgrave (1727); Pruneau de Pommegorge (1743—1769); Römers (1760); Norris (1772); Isert (1783); Matthews (1785); Beaver (1792); Watt (1794); Meredith (1812); Hutton (1816—1820); Bowdich (1817); Dupuis (1820); Laing (1821).

Begiebt man sich an der Küste hin von S. nach N., dann von O. nach W., so trifft man auf die Gebiete der verschiedenen Völker, die da wohnen; die Europäer haben sie Königreiche genannt. Einige sind sehr klein, andere dagegen haben einen großen Umfang; einige sind zinsbar, andere unabhängig; einige haben sich auf Kosten ihrer Nachbarn vergrößert, und fast alle erlitten die allem Irdischen anklebenden gewöhnlichen Wechsel.

Die Küste von Gabon zeigt nur kleine, unbedeutende Staaten; die im Innern sind wohl ansehnlicher, aber nur durch unbestimmte Erzählungen bekannt; die Europäer, welche hineindringen wollten, wurden ein Opfer des Climas. Benin ist mächtig; es soll sich zwanzig Tagereisen vom Meere aus erstrecken; Lagos, Badagri, Ardrah sind nicht so groß als Dahomey; Juidah war sonst wichtig; Aschanti, seit mehr als einem Jahrhunderte gegründet, zählt mehre zinspflichtige Staaten; Cavally ist eine Art oligarchischer Republik; Sangouin liegt nahe am Palmencap; Sulimana, Kuranko, Timanni sind die nördlichsten Staaten.

Die Regierungsform ist im Allgemeinen der unbeschränkteste Despotismus; doch erholt sich der König bisweilen auch Raths bei seinen Caboceirs oder Anführern. Die Städte sind bisweilen sehr groß und von tiefen Gräben umgeben; die Häuser von Erde, rund, niedrig, mit Stroh oder Palmenblättern bedeckt; die Paläste unterscheiden sich davon nur durch ihre größern Dimensionen.

Die Religion besteht nur in dem rohesten Fetischismus; jeder Gegenstand kann Fetisch und folglich heilig seyn; es ist ein Verbrechen, ihn zu berühren. Betrüger mißbrauchen die Leichtgläubigkeit des Volks; man zieht sie zu Rathe, ehe man irgend eine wichtige Angelegenheit unternimmt, und ihre Antwort, die sie im Namen des Fetisch geben, wird immer gut bezahlt.

Fast überall besteht die Kleidung in einem Schurze, dessen Breite verschieden ist und dessen Länge 3 bis 4 Ellen beträgt; man legt ihn als Schärpe oder als Gürtel um, ordnet ihn auch als Mantel. Der der Armen ist so schmal, daß er kaum ihre Blöße bedeckt. Die Frauen beschäftigen sich viel mit ihrem Schmucke und machen ein Studium daraus, ihr Haar mit einer gewissen Zierlichkeit zu ordnen und dasselbe mit einer rothen Erde zu bestreuen, nachdem sie es mit Palmenöl bestrichen haben, es mit Korallen, Glasperlen ꝛc. zu schmücken; sie putzen sich mit Halsbändern, Ohrgehängen, Armbändern, Ringen und Ketten von Metall.

Die gewöhnliche Nahrung ist der Hirse oder Sorgo, zerrieben und in Wasser gekocht, oder Yams, Pataten, Manioc oder gekochte Kräuter, auf die man etwas Palmenöl gießt. Ein Stück Fisch ist ein Luxusmahl; der höchste Luxus aber ein Stück Schöps-, Rindfleisch oder Geflügel. Bosman bemerkt, wenn die Neger mäßig wären, so geschähe es aus Geiz; dafür tränken sie gern viel. Ihr gewöhnliches Getränk ist Wasser oder Palmenwein, der zuerst sehr süß ist, in 24 Stunden aber sauer wird; die Neger behalten ihn so noch zwei andere Tage, um das Vergnügen zu haben, darin eine gewisse Schärfe zu finden, die im Halse kratzt und ihnen mehr zusagt als der süßliche Geschmack; endlich lieben sie leidenschaftlich den Wein, den Branntwein und die starken Getränke, die sie von den Europäern erhalten.

Man begreift, daß die Industrie dieser Völker sehr beschränkt ist; sie machen Teller und Schüsseln von Holz, Flaschenkürbisse, Decken von Binsen und Baumwollenzeuge von 5 bis 6 Zoll Breite, von denen sie 10 bis 12 Stück zusammennähen, um einen Schurz zu erhalten. Einige sind blau gefärbt; endlich machen sie auch Thongeschirr und Tabakspfeifen und gerben Leder. Einige verstehen die Edelsteine und das Fischbein zu schneiden.

Die Beschäftigung, in welcher sie die größte Geschicklichkeit zeigen, ist die des Schmiedes; mit einer kleinen Anzahl von groben Werkzeugen machen sie Säbel, Beile, Messer, Hacken, die ziemlich hart sind und eine gute Schneide haben. Die Schmiede machen auch Kästchen zu wohlriechen-

den Dingen, Armbänder, Ringe von Gold und Silber und die Schmucksachen für die Frauen.

Längs der Küste treiben die Neger Fischfang; im Lande bebauen sie den Boden; die Frauen nehmen an diesen Arbeiten Antheil, warten überdies die Kinder und zerreiben den Hirse. Sehr oft ermüden sie sich, während der Mann ruhig vor der Hütte sitzt und raucht.

Sobald die Sonne untergegangen ist, beginnt die Zeit der Vergnügungen; die rauhen Töne einer Trompete und einer Art Handtrommel lassen sich hören, und alsbald beginnt die ganze Einwohnerschaft zu tanzen, was die ganze Nacht dauert. Die Gesänge und Töne eines Dorfes antworten denen eines andern. Die Neger sind leidenschaftlich für das Spiel eingenommen. Dasjenige, welches sie uri nennen, läßt sich sinnreich combiniren.

Die Begräbnisse der Neger sind, wie bei allen rohen Völkern, von Schluchzen, Geheul und entsetzlichem Geschrei begleitet; der Leichnam wird mit den schönsten Kleidungsstücken, einigen Küchengeräthen, Schmucksachen und Waffen in einen Sarg gelegt und an einem abgelegenen Orte beerdigt. Nach Beendigung dieser Ceremonie kommen alle dabei Anwesenden in das Trauerhaus zurück und man vergnügt sich mehre Tage lang mit Essen und Trinken.

Das Begräbniß eines Königs oder eines wichtigen Mannes wird durch schreckliche Metzeleien gefeiert. Man schlachtet auf dem Grabe die Frauen, mehre Beamte und die Sclaven des Verstorbenen, bisweilen bis zur Zahl von mehren Tausenden. Diese Metzeleien finden auch bei großen Festen statt. Auch opfert man Thiere.

Seit die Europäer die Küste von Guinea besuchen, kennen die Neger den Gebrauch der Schießgewehre; sie tragen das Pulver in einem Rinderhorne. Die Reiter sind mit einer Lanze, einem Bogen und Pfeilen bewaffnet. Die Vornehmen haben vollständig gezäumte Pferde und sind mit einem großen Mantel bekleidet, während sie ihre Schenkel und Beine in Baumwollenzeuge hüllen und den Kopf mit einer Art Turban bedecken, über den Hörner hinausragen und hinter welchem ein Büschel Pferdehaare hängt. (Taf. 11. Abbild.)

Als Bowdich mit einigen seiner Landsleute nach Cumassie gelangte, kamen ihnen mehr als 5000 Menschen, meist Krieger, mit einer betäubenden kriegerischen Musik entgegen. Durch fortwährendes Abfeuern der Gewehre waren sie in einen dicken Rauch gehüllt, so daß sie die entferntern Gegenstände nicht sehen konnten. Man ließ sie halten, während die Führer einen Tanz in einem von den Kriegern gebildeten Kreise ausführten. Man sah da eine Menge englischer, holländischer und dänischer Fahnen, die nach allen Seiten hin mit einer Begeisterung geschwenkt wurden, welche sich nur mit jener der Führer beim Tanze vergleichen ließ, welche bei diesem Tanze, bei Geberden und seltsamen Verzerrungen in solcher Nähe schossen, daß man die Fahnen nur in einem Feuer- und Rauchwirbel sah. Ihr Gefolge, das sich hinter der Gesandtschaft befand, schoß ebenfalls ununterbrochen. Die Kleidung der Führer war die Kriegsmütze mit vergoldeten Widderhörnern auf der Stirn und einer großen Menge von Adlerfedern an der Seite; unter dem Kinne ward sie durch eine Kette von Kauris festgehalten; ferner in rothem Tuche, das man unter der Menge von Fetischen und Grigris von Gold und Silber und in allen Farben gestickten Verzierungen kaum sah, welche sie bedeckten und beim Tanze an ihren Körper schlugen. Andere Schmucksachen waren mit kleinen kupfernen Glöckchen, mit Hörnern und Schweifen verschiedener Thiere, mit Muscheln und Messern vermischt. Ihre Arme waren nackt und trugen Leopardenschweife. Sie trugen sehr weite baumwollene Pantalons und große Stiefeln von rothem Leder, die bis zur Hälfte der Schenkel hinaufgingen und am Gürtel durch Kettchen festgehalten wurden. Dieser Gürtel war ebenfalls mit Glöckchen, mit Pferdeschweifen, Lederstücken und einer unendlichen Zahl von Amuletten verziert. Ein kleiner Köcher mit vergifteten Pfeilen hing an ihrer rechten Hand und zwischen den Zähnen hielten sie eine lange eiserne Kette, an deren Ende ein mit maurischen Charakteren beschriebenes Papier hing. In der linken Hand trugen sie einen kleinen mit rothem Stoffe und Goldenstücken bedeckten Wurfspieß. Die schwarze Haut ihres Gesichtes und ihrer Arme erhöhte den Effect dieser seltsamen Kleidung und gab ihnen ein kaum menschliches Aussehn. (Taf. 11. Abbild.)

Cumassie liegt ungefähr 45 Stunden von der Küste an der Seite eines ungeheuern eisenhaltigen Felsen. Im N. ist es von einem Sumpfe begrenzt, der mehre Quellen von trinkbarem Wasser enthält; die Ausdünstungen desselben erfüllen die Luft früh und des Abends mit einem dicken Nebel und verursachen Dysenterie. Cumassie hat ungefähr 4 Meil. im Umfange; vier der Hauptstraßen sind eine halbe Meile lang, 15 bis 30 Fuß breit und gerade gezogen. Alle haben Namen und jede steht unter der Aufsicht eines Cabocir. Der Palast ist vorn und an den Seiten von einer großen Mauer umgeben; der Morast dagegen bildet an der Hinterseite eine natürliche Vertheidigungslinie. Er begreift die Wohnungen der Brüder des Königs und die einiger Großen, sowie zwei oder drei kleine Straßen, wo der König herumwandelt, wenn er dem Aberglauben zu Folge den Palast nicht verlassen darf.

Bowdich hat das Aeußere des Schlafzimmers dieses Monarchen beschrieben; es bildet die Seite eines Hofes von 30 Fuß. Die Bäume, die man in einer Ecke sieht, sind Fetische, sowie die Lappen, die an langen Stangen hängen, und die kupfernen Becher auf Gabelstöcken. Ueber den elliptischen Thüren, die man an ihrer Oberfläche erkennt, die ein Reliefschachbrett zeigt, hängen Säcke mit von Muselmännern geschriebenen Amuletten. (Taf. 11. Abbild.)

Die Lehre Mahomeds strebt, sich in Guinea zu verbreiten. Dupuis sah in Cumassie eine Gesellschaft von 300 Muselmännern, deren ernste Haltung stark von dem geräuschvollen Wesen der Aschontis abstach; ihre Tracht war verschieden; einige hatten eine Tunica ohne Aermel, die bis auf die Knie reichte, und darunter eine längere; ihr Dolch befand sich in einer Scheide an einer ziemlich kurzen Schnur; sie führten eine Lanze und trugen einen baumwollenen Turban mit verschiedenen Verzierungen und Amuletten. (Taf. 11. Abbild.)

Die Niederländer besitzen an der Küste von Guinea mehre Forts und andere Niederlassungen; das hauptsächlichste ist das von Elima. Die Dänen haben da Christiansburg und andere befestigte Posten, auch bestreben sie sich eifrig, die Wohlthaten der Civilisation unter den Negern zu verbreiten. Die Portugiesen haben in dem Golfe von Guinea die Inseln San Thome und Do Principe, die beide fruchtbar und bewaldet sind.

Im Jahre 1778 traten sie die Insel Annobon an die Spanier ab, die sie aber nicht in Besitz nahmen. Dafür haben sich die Engländer da festgesetzt und das Fort Clarence auf einem Gebiete angelegt, das sie den Eingeborenen abkauften. Die Colonie blüht. Sie haben auch an der Gold- und an der Sclavenküste mehre Forts, namentlich Anamabu und das corsische Vorgebirge, wo sich ein Generalgouverneur befindet. Schon 1787 versuchten sie in S. von der Mündung des Sierra-Leone-Flusses eine Colonie von freien Negern zu gründen, welche das Christenthum und die Civilisation unter den Afrikanern verbreiten sollten. Die Ausführung dieses lobenswerthen Planes kostete aber fast allen Weißen, die dazu mitwirkten, das Leben. Die Stadt Freetown und mehre Dörfer sind trotz dem gediehen; auch Schulen und eine Buchdruckerei hat man angelegt.

Ein ähnlicher Versuch wurde von einer Gesellschaft Nordamerikaner gemacht, die in OSO. von Sierra Leone, an den Ufern des Mesurado, in O. von dem Cap Monte, die Colonie Liberia gründeten. Sie wird von freigelassenen Negern bewohnt und ihr Hauptort ist Monrovia, eine kleine befestigte Stadt mit einem Hafen. Nach den neuesten Berichten befindet sie sich in einem zufriedenstellenden Zustande; sie widerstand den Angriffen der vereinigten Volksstämme, die sie zerstören wollten, und ihr wohlthätiger Einfluß äußerte sich auf die benachbarten Völker.

Obgleich die Europäer seit dem 15. Jahrh. die Küste von Sierra Leone besucht haben, deren Namen „Löwengebirge“ bedeutet, so hatten

sie doch nicht versucht, den Fluß hinaufzugehen, der nördlich von dem Vorgebirge mündet, von dem sich der Name herschreibt. Im J. 1822 erhielt Gordon Laing, Infanterie-Major in der Garnison zu Free Town, von Sir Charles Maccarthy den Auftrag, eine Versöhnung zwischen zwei Negerkönigen herbeizuführen, die einander bekriegten, und Erkundigungen über die Industrie und den Handel mehrer Länder im Innern einzuziehen.

Laing reiste am 2. Febr. ab und kam am 9. zurück; nach den Nachrichten, die er mitbrachte, wurde beschlossen, daß er in das Land der Sulimas reise, wo Gold und Elfenbein häufig seyn sollten. Er brach am 16. April auf und folgte dem linken Ufer der Rokette, wie der Fluß Sierra Leone heißt, ehe er an die Mündung gelangt. Laing war damals in Timanni. Man kann in diesen Negerreichen nicht reisen, ehe man mit den Häuptlingen derselben nicht unterhandelt hat; es werden ihnen dabei Geschenke gegeben und alles dies veranlaßt sehr langweilige Verzögerungen.

„In Ma-Bung bemerkte,“ sagt unser Reisender, „in dem Augenblicke als wir aufbrechen wollten, einer meiner Leute, daß eine Flinte in meinem Packete fehle; ich klagte bei dem Häuptlinge des Dorfes und bei meinem Führer, der, wie es in dem Lande üblich ist, für die Sicherheit meiner Habseligkeiten Sorge tragen mußte. Dieser bestand darauf, den Thäter bei dem Grigri oder Zauberer zu sehen. Dieses Verlangen wurde ihm erst nach heftigem Widerstreben bewilligt; dann erschien ein auf das Seltsamste gekleideter Mann: sein Kopf trug einen ungeheuern Bau von Schädeln, Knochen und Federn; Haar und Bart hatte er schlangenartig geordnet; seine Annäherung wurde durch ein Geklingel von Eisenstückchen angekündigt, die an seinen Gelenken befestigt waren und bei jeder Bewegung tönten; er ging mehrmals um die Versammlung herum, dann stellte er sich in die Mitte und fragte nach der Ursache, warum man ihn herbeschieden. Als man ihm dieselbe genannt, bewegte er mehrmals sein Stäbchen in der Luft und ging sodann in ein nahes Holz, wo er eine Viertelstunde blieb. Nach seiner Rückkehr sprach er lange, und endlich nannte er den Dieb, setzte aber zugleich hinzu, es thue ihm leid, daß man die Waffe nicht sogleich wieder erhalten könnte, weil der Dieb in diesem Augenblicke weit entfernt sey. Ich gab dem Zauberer Tabak für seine Mühe und glaubte, er habe mich zum Besten; aber ich irrte mich, denn später, als ich nach Sierra Leone zurückkam, fand ich meine Flinte, die man dem Diebe abgenommen hatte.“

Als Laing ein anderes Dorf verließ, hatte er sich über einen Mann zu beklagen, welcher der Grigri von Ma Simera zu seyn vorgab und in Begleitung von zwölf Andern sich eines Theils der Kleidungsstücke der Gesellschaft zu bemächtigen suchte; zum Glück war man auf der Hut und der Plan der Diebe wurde vereitelt.

Nach Laing sind die Frauen von Ma-Bung außerordentlich hübsch, sehr angenehm und liebenswürdig; sie zeigen einen so lebhaften Wunsch, zuvorkommend und aufmerksam gegen Fremde zu seyn, daß ihre Lockungen oft ernste und sehr unangenehme Unfälle verursachen. Wie alle von Timanni haben sie außer einem Schurz durchaus keine Bekleidung. Sie schmücken besonders gern den Kopf, den Hals, die Arme und Handgelenke mit Glasperlen. (Taf. 12. Abbild.)

In Kuremko nahm der König Laing sehr freundlich auf und besuchte ihn sogar, ihm sein Bedauern auszudrücken, daß eine lange Berathung seine Abreise verhindert habe; „er setzte hinzu,“ sagt der Reisende, „er habe mehren Musikern Befehl gegeben, zu meiner Unterhaltung zu tanzen. Einige Minuten nachher sah ich in meinen Hof einen Mann treten, der eine Art Violine trug.

„Sobald er angefangen hatte, darauf zu spielen, zeigten die Tänzer ihre Gewandtheit mit mehr Behendigkeit als Grazie. Die Frauen umringten sie und ermuthigten sie durch Händeklatschen, Beifallsruf und Geberden.“ (Taf. 12. Abbild.)

Laing wurde in Kamato mehre Tage durch ein heftiges Fieber zurückgehalten; am 4. Juni Abends, am 6. Tage seiner Krankheit, sah er eine Anzahl Soldaten mit zwei Pferden ankommen, die der König der Sulimas ihm sandte. Den andern Tag brach er auf und ging über die Rokette auf einer Art sehr plumper Hängebrücke, die man ein nyankata nennt. In allen Städten, wo man anhielt, wurde er von Musikanten empfangen und man wünschte ihm wegen seiner Ankunft Glück. Von Seiten des Königs war er reichlich mit Lebensmitteln versehen, und diese Ehrenbezeigungen mehrten sich, je näher man der Hauptstadt kam.

Am 11. Juni kam er nach Falaba. Der König nahm ihn an der Hand und ließ ihn neben sich niedersetzen. Militairische Evolutionen unter Flintenschüssen vervollständigten das Fest, bei dem auch Tänze und Gesänge vorkamen, die zum Gegenstande die Ankunft des weißen Mannes hatten.

Der Guiriot, welcher den Chor leitete, war zierlich in weißes Zeug gekleidet; am Handgelenke und an den Einbogen hatte er Schellen und er schlug auf einen Balabo, der einen sehr sanften Ton gab. Ein anderer Musiker hielt unter dem linken Arme eine Trommel und in der rechten Hand ein hohles Eisenstück.

Die mit schönen weißen Schurzen geschmückten und mit einer Schärpe spielenden Tänzerinnen hatten sich den Kopf mit einer Art Diadem von Cauris und Zeug geschmückt. (Taf. 12. Abbild.)

Laing, der noch immer unwohl war, fand durchaus keinen Gefallen an dem Lärme umher. „Nein, niemals,“ sagt er, „habe ich so hohe weibliche Stimmen gehört; ich erschrak wirklich darüber und fürchtete, sie müßten jeden Augenblick Blut spucken, besonders wenn der Tact lang war und sie sich bemühten, den Ton ohne Athem zu holen bis zuletzt auszuhalten.“ Als das Fest zu Ende war, erhielt er, nicht ohne Mühe die Erlaubniß, sich zurückzuziehen. Indem er nach dem Hause ging, das ihm angewiesen worden, und eine gute halbe Meile entfernt war, mußte er durch eine zahllose Menge von Frauen und Kindern, die von Bewunderung voll waren. Alle begrüßten ihn laut; jeden Augenblick mußte er eine höfliche Antwort geben; er glaubt, man habe ihn häufig nur deshalb angeredet, um ihn sprechen zu hören, denn wenn er geantwortet hatte, rief man: „er spricht, der weiße Mann spricht!“ Diese Zudringlichkeit, die ihn zu anderer Zeit amusirt haben würde, ermüdete ihn so, daß er sich in seiner Wohnung sogleich auf eine Decke legte und einen Fieberanfall bekam. Wenige Augenblicke darauf kam der Feldherr der Sulimas in den Hof mit einer Schaar Musiker; als er aber sah, daß Laing krank war, entfernte er sich wieder. Trotz neuen Unterbrechungen, welche alle den Zweck hatten, ihn zu ehren, war er ihm Stande, am 14. einem großen Feste beizuwohnen. Der Gebrauch will, daß die Bewohner von Falaba alle Jahre dem Könige drei Tage ihrer Arbeit geben; einer um zu säen, der andere um zu jäten, der dritte um zu ernten. Laing war Zeuge der Ackerbestellung und des Säens. Der König wohnte der Arbeit bei, die bei Musik verrichtet wurde; die Arbeiter waren in zwei Reihen getheilt, eine von 600, die andere von mehr als 2000 Personen. Die erstern säten das Getreide und die andern hackten die Erde um; die Arbeit schien wie durch Zauberei von Statten zu gehen.

Am 11. Juli war Laing im Stande, bis Sangula zu reiten, eine sehr bedeutende Stadt 10 Meilen in NNW. von der Hauptstadt. Sie liegt in einer sehr weiten Ebene, die amphitheatralisch von Bergen umgeben ist. Sie ist gut gebaut, sehr reinlich und von einer dicken und hohen Mauer umgeben. Als Laing nach Falaba zurückgekommen war, von wo er seine Reise nach O. fortzusetzen wünschte, um wo möglich an die Quellen des Dialiba zu kommen, sondirte er den König über diesen Versuch. Der Monarch rief alsbald aus: „Allah Akbar!“ Dann setzte er kopfschüttelnd hinzu: „weißer Mann, das ist unmöglich; ich befinde mich im Kriege mit den Völkern von Kissi, einem Lande, aus welchem der Fluß kommt; wenn sie erfahren, daß du von mir kommst, werden sie dich augenblicklich ermorden.“ Laing versuchte es noch einmal; und am nächsten Tage versprach der König zwei Boten an einen Häuptling, seinen Verbündeten, zu schicken, dessen Stadt nahe an dem Dialiba liege; auch versprach er, wenn dieser Häuptling einwillige, ihm seinen Sohn als

Geißel zu schicken, würde er Laing abreisen lassen; „denn," sagte er zu diesem, „du bist mein Fremder und ich muß für deine Sicherheit besorgt seyn."

Am 19. August reiste Laing endlich ab, um nach O. weiter zu ziehen. Schon hatte er ein Dorf an der Grenze erreicht, wo er den übrigen Tag verbrachte. Aber schon am nächsten Tage kam ein Bote von dem Könige, der den Auftrag hatte, ihn nach Falaba zurückzubringen. Widerstand würde vergeblich gewesen seyn; die neuen Einwürfe, welche der Negerkönig unserm Reisenden machte, und die Besorgniß, die derselbe wegen der Gefährlichkeit der Unternehmung äußerte, bestimmten ihn, nach Sierra Leone zurückzukehren. Der König war darüber hoch erfreut.

Laing erhielt mit vieler Mühe einen Führer zur Erforschung des Laufes der Rokelle. Dieser Fluß ist der einzige, der, nach der Beobachtung Laings, in diesen Gegenden seinen Namen von der Quelle bis zur Mündung behält.

Er brach am 2. Septbr. auf und wendete sich nach O.; am 3. war er bei Berria und am nächsten Tage kam er zu den Quellen der Rokelle, die sich unter einem ungeheuern Felsen im Schatten einer Dattelpalmengruppe befinden. Am folgenden Tage erstieg er einen Berg, von dem aus er den Berg Loma etwa 25 Meilen in SO. sehen konnte, den höchsten der ganzen Kette, zu welcher er gehört. Die Neger zeigten Laing den Punkt, wo der Dialiba hervorkommt; er schien ihm in gleicher Höhe mit dem zu seyn, auf welchem er sich befand, d. h. fast 1600 Fuß hoch. Der Berg Loma liegt in Sangara, einem an Vieh, Pferden, Weiden, Hirse und Reis reichen Lande, das unter eine große Anzahl kleiner Stämme getheilt ist. Die Bewohner sind kriegerisch; der Bogen und die Lanze sind ihre hauptsächlichsten Waffen. Der König der Sulimas hat eine große Anzahl derselben in seinen Diensten. (Taf. 12. Abbild.) Bei seinem Ursprunge führt der Fluß den Namen Tembieh, was in der Sprache von Kissi „Wasser" bedeutet.

Nach seiner Rückkehr nach Falaba wurde Laing von neuem mit Freundschaftsbezeigungen von dem Könige überhäuft; er erhielt auch Briefe von Sierra Leone. Unter andern Gegenständen, die man ihm sandte, befand sich eine Lancette und etwas Impfstoff. Er erhielt die Erlaubniß, eine große Anzahl Kinder zu impfen und mit denen des Königs anzufangen. Am 17. verließ er Falaba, begleitet von dem Könige, der bei der Trennung seine Rührung nicht bergen konnte, ihm reiche Geschenke gab und ihn bat, zu ihm zurückzukommen.

In Kamato sah Laing Ballansama, den König des nördlichen Kuranto, daselbst ankommen; er war von 300 Mann und einer fast gleichen Anzahl Frauen begleitet, die ihm meist selbst angehörten. Am 26. Octbr. war er in Sierra Leone zurück.

Kapitel XV.

Senegambien.

Mit dem Namen Senegambien haben die Europäer das Land des westlichen Afrikas ungefähr zwischen dem 10° und 18° n. Br. und zwischen dem 6° und 20° d. L. bezeichnet. Es ist in S. von Guinea, in O. von Sudan, in N. von der Sahara und in W. von dem atlantischen Oceane begrenzt. Man schätzt die Länge auf 800, die mittlere Breite auf 200 Stunden und den Flächengehalt auf 54,000 Q.Stunden. Die Küste ist meist sehr niedrig und mit angeschwemmtem Lande bedeckt; allmälig hebt es sich nach dem Innern zu. Die beiden Hauptflüsse sind der Senegal und Gambia, die in den Bergen unter 10° d. Br. entspringen, zuerst nach N. laufen und sich dann nach W. wenden. Der Rio Grande folgt derselben Richtung. An der Küste bemerkt man das Grüne Vorgebirge, das wegen der großen Baobabs so genannt wird, welche seine Basis umgeben und von dem dürren Sande grell abstechen. Alles, was wir von dem Clima, der Temperatur und den Naturerzeugnissen Guineas gesagt haben, läßt sich auch auf Senegambien anwenden. Die Neger, welche dasselbe bewohnen, sind in mehre Nationen getheilt, unter denen man die Mandingos in S. und die Joloffen in N. auszeichnet. Die Fulahs oder Fellatas unterscheiden sich von diesen beiden Familien durch eine minder dunkele Farbe und weniger krauses Haar. Die Joloffen und die Mandingos haben ein ovales Gesicht, eine minder eingedrückte Nase und minder dicke Lippen als die Neger von Unter Guinea; sie sind von mittlerer Größe und gut gewachsen, heiter, lebhaft, tapfer und streitsüchtig. Ein Theil dieser Völker hat den Islam angenommen, und man findet bei denen, welche Götzendiener geblieben sind, nicht die schrecklichen Gebräuche von Guinea.

Die Fulahs oder Felups binden ihr Haar auf dem Wirbel zusammen und machen eine Art Busch von 5 bis 6 Zoll Länge daraus. Den Bart lassen sie wachsen und schneiden ihn spitzig. Sie sind mit Amuletten oder Grigris bedeckt. Ihre Waffen sind Bogen, Pfeile und Zagaien.

Die Mandingos und die Joloffen umhüllen den untern Theil des Körpers mit einem Schurze, der bis zu den Knien reicht; ein anderer von gestreiftem Baumwollenzeuge bedeckt ganz oder zum Theil den Oberkörper. Auf dem Kopfe tragen sie eine kleine Mütze, am Halse rc. zahlreiche Grigris. Bei der Arbeit sind sie fast nackt. Die Kleidung der Frauen besteht aus zwei Schurzen, von denen der eine anderthalbe Elle lang ist, über dem Gürtel zusammengebunden wird und den Rock vertritt; der andere ist länger und das eine Ende desselben wird wie ein Mantel über die linke Achsel geworfen. Die Wohlhabenden tragen über diesem Schurze ein kurzes Hemd, das kaum über den Busen reicht und keine Aermel hat.

Um sich den Palmenwein zu verschaffen, muß man auf den Baum hinaufklettern, von dem man ihn erhält und der oft 80 Fuß hoch ist. Zu diesem Zwecke machen sich die Neger einen Reifen von Palmenzweigen. Diese Reifen öffnen sich mittelst einer Schleife, so daß, wenn sie geschlossen sind, sie den Mann und den Baum fassen können. Der Neger stützt die Hüften gegen den Reifen und die Füße gegen den Baum und hebt den erstern allmälig. Auf diese Weise gelangt er bis zu dem Gipfel. In einem Reifen sitzend nimmt er dann ein an der Spitze schneidendes Instrument, macht einen Einschnitt in den Baum an der Stelle, wo die Frucht wächst, und steckt einige Blätter zum Leiten des Saftes hinein, so daß er tropfenweise in einen Flaschenkürbiß fällt, den er an den nächsten Zweigen aufhängt. Hat er diese Arbeit beendigt, so nimmt er die andern Gefäße hinweg, die er am vorigen Tage aufstellte und die mit Saft gefüllt sind. (Taf. 13. Abbild.) Ein guter Palmenbaum giebt gewöhnlich 10 bis 12 Pinten Wein. Bringt man ihn von dem Baume herunter, so ist er eine süße, weiße, leicht säuerliche, perlende Flüssigkeit, ziemlich dem Champagner ähnlich; die Europäer finden ihn so ganz vorzüglich; er berauscht nicht, man müßte denn eine sehr große Menge trinken, und ist sehr erquickend. Nach 24 Stunden wird aber die Gährung so stark, daß er sauer wird und die Stöpsel mit Gewalt abwirft. Dann erst trinken ihn die Neger; er ist sehr berauschend und macht heftiges Kopfweh, wenn man viel trinkt. Nach drei oder vier Tagen ist er nur noch ein schlechter Essig.

Die Portugiesen kamen 1444 an der Küste von Senegambien an. Denis Fernandez entdeckte 1446 die Mündung des Senegal und das nachher das Grüne Vorgebirge; andere Seefahrer derselben Nation kamen bis Sierra Leone und noch weiter. Sie bildeten einige andere Niederlassungen, von denen sie aber nur einige behalten haben. Andere Nationen folgten ihnen. Cadamosto, ein Italiener, beschrieb diese Küste (1454).

Die Franzosen ließen sich bereits 1626 in dem nördlichen Theile Senegambiens nieder. Mehre von denen, welche dieses Land besuchten, gaben Beschreibungen davon heraus, z. B. Alexis de Saint Lô, Kapuziner (1635), Jannequin (1637), Lemaire (1682), Gaby, Franziskaner (1682), Brue, dessen kostbare Beobachtungen von dem Pater Labat her-

ausgegeben wurden (1697—1718); Prunneau de Pommegorge 1748), Adanson, der berühmte Naturforscher (1749), Demanet (1763), Lamiral (1779), Durand de las Bordas (1784), Golberry (1785), Geoffroy de Villeneuve (1785), Pelletan (1787).

Die Insel St. Louis, der Hauptort der französischen Niederlassungen an der Westküste von Afrika, ist eine von dem Senegal gebildete Sandbank, deren Entfernung vom Meere wechselt, ungefähr aber 3 Stunden beträgt. „Diese Insel, welche die Neger Ndar nennen," sagt Geoffroy, „mißt 1200 Toisen von N. nach S. und 100 Toisen von O. nach W. in der mittlern Breite. Vom Meere gesehen, gewährt sie einen angenehmen Anblick. Das Fort ist der Hauptgegenstand des Gemäldes. Rechts und links breiten sich die beiden Theile der Stadt aus, deren Straßen ziemlich gerade sind und meist aus Strohhütten, doch auch aus einigen gemauerten Häusern bestehen. (Taf. 13. Abbild.) Die Waldungen, welche man darüber hinaus erblickt, gehören zu der Insel Sor. Zwischen dem Meere und der Insel St. Louis zieht sich eine sandige, schmale, entsetzlich dürre Landzunge hin, welche man die Spitze der Berberei nennt. Dem Fort gegenüber liegt Gethendar, ein Negerdorf, auf einem Hügel auf dieser Halbinsel. Die Insel Gorée, im S. von dem Grünen Vorgebirge, und ein Theil der benachbarten Küste gehören ebenfalls Frankreich.

Die Bevölkerung der Insel St. Louis besteht aus freien Negern und Sclaven, aus Mulatten und einigen Weißen. St. Louis ist der Haupthandelsplatz der französischen Colonie, die besonders Gummi, Wachs, Elfenbein und Rindshäute ausführt. Frankreich hat auch Posten in Bakiel und Podor. Zu diesem letztern fahren die Schiffe hinauf, welche Gummihandel mit den Mauren treiben, die an dem rechten Ufer des Flusses wohnen. In der Zeit, wann er austritt, von Ende Juli bis Ende September, fährt man bis zu den Fällen, die seinen Lauf in dem Lande Galam, 250 Stunden vom Meere, unterbrechen. Sonst war der Sclavenhandel der Hauptgegenstand dieser Fahrt; sie ist sehr gefährlich für die Weißen. Die Meisten von denen, welche sie unternehmen, werden ein Opfer des ungesunden Climas, und die Wenigen, welche dem Tode entgehen, kommen mit zerrütteter Gesundheit zurück.

Der Lauf des Senegal bildet in dieser Gegend die Grenzlinie zwischen den Mauren und Negern. Weiter oben haben wir gesehen, daß drei Nationen der letztern sich in die Herrschaft über Senegambien theilen; unter denselben verschwinden die Serreren, die Dschalonken und eine Menge anderer minder bedeutender Völkerschaften. Bei den Fulahs findet man Priester- und Wahlmonarchien, bei den Mandingos erbliche und gemischte, und bei den Joloffen gemischte.

Die Joloffenländer sind Walo, in der Nähe der Mündung des Senegals; Cayor, längs der Küste bis zum Grünen Vorgebirge; Baol und Syn, weiter nach S. Alle sind Abtrennungen von dem großen Reiche der Joloffen, von dem noch das Königreich dieses Namens im Innern übrig ist, dessen Fürst von den andern als eine Art Lehnsherr anerkannt wird.

Die Fulahstaaten beginnen in N. der vorigen am linken Ufer des Senegal, nämlich Futa Toro, Bondu in SO; Futa Dhiallon, welches das hohe Land begreift, wo der Senegal, dessen Beifluß, die Faleme, die Gambia und der Rio Grande entspringen, und endlich Fuladu, weiter in N.

Unter dem Namen Mandingos begreift man die Susus und die Bambaras, welche eine und dieselbe Sprache reden; ihre Staaten sind Kaarta, in N. von dem Senegal; Kadschaga oder Galam, welches dieser Fluß und die Faleme durchströmen. Dieses Land ist reich an Gold. Der Posten Bakel liegt in diesem Gebiete. Die Franzosen hatten früher daselbst das Fort St. Joseph. Ferner Bambuk, Dentilia, an der obern Faleme; Tenda, Ully, Solum an dem Gambia; Cambu, zwischen dem Rio Geba und dem Gambia.

An der Mündung dieses Flusses liegt die Hauptniederlassung der Engländer, auf der Insel Banjole oder St. Marie. Man wählte sie ihrer Vortheile für den Handel wegen, obgleich das Clima sehr ungesund ist. Man sieht da die kleine Stadt Bathurst. Wintam, Dschonkakonda, an dem rechten Ufer und 96 Stunden von der Mündung des Gambia, und Pisania, 45 Stunden in O. von Bathurst, sind die andern Posten.

Schon in der ersten Zeit ihrer Niederlassung am Senegal hatten die Franzosen von den reichen Goldminen Galams sprechen hören. Brue, der die größte Wichtigkeit darauf legte, das Land recht genau kennen zu lernen, entschloß sich, einen seiner Factore zur Untersuchung abzuschicken. Die meisten von denen, welchen er diese Reise antrug, weigerten sich, dieselbe anzutreten, ob er gleich ihnen eine große Belohnung versprach; einige, welche bereits zugesagt hatten, beeilten sich, ihr Wort zurückzunehmen, sobald sie erfuhren, von welchen Gefahren die Weißen bedroht wären, die sich in das Reich Bambuk wagten. Endlich wagte Compagnon die gefährliche Reise. Nachdem er sich mit passenden Waaren und Geschenken für die Häuptlinge der Dörfer versehen hatte, die seine Absicht begünstigen konnten, ging er den Senegal bis zu dem Fort Joseph hinauf und durchwanderte dann 15 Monate lang Galam. Er besuchte die berühmten Minen von Tamba aüra und Uetteko, in Bambuk, beobachtete alles und entwarf eine Karte des Landes. Sein kluges Benehmen und seine Gewandtheit gewannen ihm die Zuneigung der Eingeborenen und beruhigten ihr Mißtrauen gegen die Weißen. Er erhielt Proben von der Erde, aus welcher man das Gold zog, und schickte sie Brue, der sie nach Paris beförderte. Compagnon ist der erste Franzose, der in diese wenig von Europäern besuchten Länder gekommen ist.

Im Jahre 1786 entschloß sich Durand, Director der Compagnie von Senegal, um sich den Forderungen der Völker an dem Flusse zu entziehen, durch welche man hindurch muß, wenn man nach Galam hinaufgeht, einen seiner Beamten zu Lande dahin zu schicken. Seine Wahl fiel auf Rubault, der am 11. Januar 1786 mit Sidi Carachy, einem Mauren, aufbrach, den seine Eigenschaft als Marabout oder Lehrer des Gesetzes überall achtbar machte. Er war von zwei Negern begleitet, welche drei Kameele führten, die die Bagage und Lebensmittel trugen und auf denen man auch wohl ritt. Er kam bald über gut bebaute Felder, wo er eine freundschaftliche Aufnahme fand, bald durch dichte Wälder voll Löwen, Panther und Schakale. Der König von Joloff, der in Hikarkor residirte, bezeugte Rubault seine Freude, einen Weißen sich mit ihm über verschiedene Handelsarten seines Landes unterhalten zu sehen, und gab ihm zu verstehen, er würde sich sehr geschmeichelt fühlen, wenn die Franzosen sich in seinen Staaten niederlassen wollten.

Am 31. Januar gelangte Rubault, nachdem er vier Tage in einem sehr dichten Walde gereist war, in das Land der Mandingos. Der Häuptling von Maleme im Königreiche Bambuk überhäufte ihn mit Freundschaftsbezeigungen. Diese Neger sind viel civilisirter als jene der Küste. Die, welche Galdenne bewohnen, sind fast alle Färber.

Als Rubault in dem Königreiche Yuli ankam, mußte er über steile und sehr hohe Gebirge gehen; zwei seiner Cameele, die an einer schmalen und beschwerlichen Stelle strauchelten, stürzten in einen Abgrund hinunter, aus dem man sie nicht wieder herausbringen konnte; leider waren es gerade die, welche die Handelswaaren trugen. Dieser Unfall wurde die Ursache aller Unannehmlichkeiten, die er auf seiner übrigen Reise erfuhr, da er den verschiedenen Fürsten nichts mehr geben konnte, durch deren Gebiet er kam. Der Häuptling des ersten Dorfes, durch das er zog, wollte ihn nicht fortlassen, wenn er nicht ein Geschenk erhalte. Rubault erhielt jedoch die Erlaubniß zur Abreise, indem er versprach, Pulver und eine Flinte von Galam aus zu schicken. Durch ähnliche Versprechungen an den verschiedenen Orten gelangte Rubault am 17. Febr. nach Tamba Bucani, einem Dorfe, das zu dem Königreiche Galam gehört. In diesem Dorfe lag das Fort St. Joseph. Den Abend vorher schlief Rubault in Kaïnura, einem ansehnlichen Dorfe an dem Ufer der Faleme 20 Stunden über deren Verbindung mit dem Senegal. Rubault hatte nur 36 Tage gebraucht, um an den Ort seiner Bestimmung zu gelangen, und sich dort zehn Tage aufgehalten, so daß auf die Reise eigentlich nur 26 Tage kamen.

Rubault erwarb sich bald die Zuneigung der Bewohner des Landes. Sirman, ihr Fürst, schrieb an Durand, um ihm die glückliche Ankunft des Agenten zu melden, und äußerte den lebhaftesten Wunsch, Durand möge diese Reise doch selbst unternehmen. Der Brief des Neger-Fürsten wurde durch Sidi Carachy überbracht, dem auch Rubault einen übergab. „Meine Gesundheit," sagte er darin, „hat sich recht gut gehalten und ich befinde mich wohl; meine Reise war beschwerlich wegen der Entbehrungen und Strapazen, aber überall fand ich gute Menschen, die uns lieben und herbeiwünschen und uns so gut als möglich behandelten; fast überall verlangte man etwas von mir und ich gab, was ich geben konnte, oft nichts, immer sehr wenig und nirgends wurde ich insultirt." Rubault setzte dann die Lage der Dinge auseinander, und aus seiner Schilderung ergaben sich die glänzendsten Hoffnungen. Leider gingen sie nicht in Erfüllung. Im Monat August empörten sich die in dem Fort eingeschlossenen Sclaven. Rubault, der von dem Tumulte benachrichtigt wurde, sprang aus dem Fenster hinaus, wurde aber sogleich festgehalten und ermordet; das Haus und die Magazine wurden der Plünderung Preis gegeben. Die Bewohner von Galam, welche diesem Vorfalle gänzlich fremd waren, erhielten erst Nachricht davon, als es nicht mehr Zeit war, den Aufstand zu unterdrücken; er brach so schnell und mit solcher Gewalt aus, daß sie sich kaum selbst schützen konnten. Später schickten sie eine Deputation nach der Insel St. Louis, um den Unwillen der Franzosen zu besänftigen. Da das Uebel sich nicht ändern ließ, so konnte man weiter nichts thun, als dasselbe vergessen.

Im Jahre 1818 unternahm es Mollien, der bei der Verwaltung am Senegal angestellt war, mit Erlaubniß der Regierung, in das Innere von Afrika einzubringen. Am 28. Jan. brach er mit Diai Bukari, einem Neger-Marabut, der das Arabische, Fulah und Yoloff sprach, auf. Die Reisenden hatten ein Pferd und einen Esel zum Tragen ihres Gepäckes. Sie wendeten sich nach O. und reisten durch das Land der Burb-Yoloffen und sodann durch Futa Toro, welche beide Länder durch einen unermeßlichen Wald getrennt sind. Der Boden hebt sich von dem Meere an unmerklich bis zu diesem Punkte. Man war einer Caravane begegnet und hatte sich derselben angeschlossen; sie bestand aus etwa 60 Personen jedes Alters und Geschlechts; einige gingen zu Fuße und trieben ihre mit Salz, Hirse und Schurzen beladenen Esel vor sich her; andere führten Heerden. Die Reiter, zu denen Mollien gehörte, hatten den Auftrag, die Nachzügler anzutreiben und zu recognosciren. Jeder hatte seine Vorräthe von Wasser und trockenem Reise. Man brach nie auf, ohne Gott um eine glückliche Reise gebeten zu haben. Während man sich in dem Walde befand, hörte man plötzlich das Brüllen eines Löwen. Der Schrecken bemächtigte sich der ganzen Caravane; die Frauen flüchteten zwischen die Beine der Pferde, und unser Reisender gesteht, daß er selbst sehr erschrocken sey, denn er glaubte keineswegs, was die Neger sagen, daß der Löwe nie einen Menschen in dem Walde angreife. Die Furcht hatte indeß auch dem Schwächsten Kraft gegeben und die Caravane rückte schneller vor. (Taf. 10. Abbild.) Man zündete sodann große Feuer an, eine unumgängliche Vorsicht in der Nacht in Afrika, wo der Thau sehr reichlich fällt und der Schweiß nur mit großer Gefahr unterdrückt wird.

In Senopale, der Heimath Bukaris, wurden unsere Reisenden wie alte Freunde behandelt; weiterhin, als Mollien in Banal war, zeigte ihm sein Führer an, daß der Almamy oder König des Landes ihn durchaus zu sehen wünsche. Man begab sich von neuem nach Senopale und gelangte nach Dandiolli, wo sich damals der Almamy befand. Dieser Fürst ließ Bukari kommen, während Mollien schlief, und suchte ihn durch listige Fragen zu verstricken. Bukari antwortete sanft und setzte ihm ihr ganzes Benehmen auseinander; der Almamy war so zufrieden damit, daß er sagte: „wenn dein Weißer an den Senegal zurückkehren, oder nach Ully gehen will, werde ich ihm einen Führer geben; ich nehme ihn unter meinen Schutz; er hat nichts zu fürchten." Am 11. März brach Mollien mit einem Passe des Almamy nach S. auf; dann ging er über den Nerico und gelangte nach Bondu, wo er von den Bewohnern sehr gut aufgenommen wurde. Eine Wüste trennt dieses Land von Futa Dhiallon. Man durchzog es mit einer Caravane. Dieses Gebirgsland ist Erdbeben ausgesetzt; wenige Monate vor der Ankunft Molliens war ein ungemein heftiges erfolgt. Die Berge erheben sich nach O. zu immer höher, und ihre Verzweigungen enthalten die Quellen einer Menge von Bächen, die einiges Grün in dieser unfruchtbaren Gegend verbreiten.

Mollien nahm einen Führer, der auf Umwegen ihn über die Badet-Berge auf einen hohen Gipfel brachte, von wo man unten zwei Wäldchen bemerkte; das eine verbarg die Quelle des Gambia (Diman in der Fulah-Sprache), das andere die des Rio Grande (Comba). Nicht ohne Widerstreben willigte der Neger ein, unsere Reisenden bis an diese Quellen zu führen; es wurde beschlossen, daß sich Bukari allein in das benachbarte Dorf begebe, um weniger Gefahr ausgesetzt zu seyn, entdeckt zu werden. Mollien und sein Führer stiegen schnell von dem eisenhaltigen Berge herunter, untersuchte die beiden Quellen und eilte dann zu Bukari zurück; auch beschloß man, sogleich abzureisen, um nicht den Argwohn der Einwohner zu wecken. Alle Dörfer, durch welche Mollien kam, sind von Orangen- und Bananenbäumen umgeben, und Futa Dhiallon verdankt den Portugiesen diese Fruchtbäume, die in Afrika nicht einheimisch sind. Mollien besuchte dann die Quelle der Faleme, und am 20. April gelangte er nach Timbu, der Hauptstadt von Futa Dhiallon, und wohnte bei einem Weber auf Befehl Abdulais, eines Marabut, welcher in Abwesenheit des Königs die Stelle eines Gouverneurs vertrat. „Dieser alte Mann," sagt Mollien, „weigerte sich zuerst, uns wegen der Hungersnoth aufzunehmen, die in Timbu herrschte; dann aber willigte er ein, uns ein Asyl zu geben, zum großen Glücke für uns, denn es regnete in Strömen; es war der Anfang der Regenzeit.

„Früh am andern Morgen zeigte man uns an, wir könnten erst nach der Rückkehr des Almamy abreisen, die erst in 25 Tagen erfolgen werde. Das war soviel als ein Befehl, sechs Monate in Timbu zu bleiben, denn in der Regenzeit ist es fast unmöglich, in einem Lande zu reisen, wo die Bäche dann große Flüsse werden. Seit lange hatte ich mich in Geduld ergeben, und dieser neue Unfall reizte mich also nicht. Doch begab ich mich alsbald mit Bukari zu Abdulai. Er hielt mit andern Marabuts eben eine literarische Conferenz; einer von ihnen las laut vor; die jungen Leute folgten aufmerksam in ihren Büchern, und Abdulai, der blind war, erklärte die schwierigen Stellen. Dann entstand eine Discussion über den Sinn verschiedener Stellen des Buches, welches die Geschichte Mahomeds war; darauf nahm einer der jungen Leute das Buch und las laut; die Andern verbesserten, unter Anleitung eines Marabuts, die Fehler, die sich in den Abschriften des Werkes befanden. Die tiefste Stille herrschte unter dieser Jugend, die sehr lernbegierig zu seyn schien. Bukari hatte Gelegenheit zu zeigen, daß er das Arabische vollkommen verstehe, denn man richtete verschiedene Fragen an ihn, auf die er auf eine Art antwortete, welche die Zuhörer in Erstaunen setzte. Die Schule wurde in dem Hause Abdulais gehalten, das wirklich das eines Gelehrten war. Ein Bett auf einer Decke, ein anderes mit Büchern, ein Krug mit Wasser, zwei oder drei Gefäße zu den Abwaschungen machten das ganze Geräthe aus. Nach Beendigung des Unterrichts ließ uns Abdulai in den Audienzsaal treten, und er fragte mich über den Gegenstand meiner Reise. „Ich bin gekommen," sagte ich, „um den Almamy von Seiten des Gouverneurs von St. Louis zu begrüßen und ihn aufzufordern, seine Unterthanen anzutreiben, häufiger in Verkehr mit unserer Colonie zu treten, wo wir Waaren aller Art in Ueberfluß haben; ich bringe ihm diese Flinte zum Geschenk und habe mir vorgenommen, dir Papier zu geben." Den schlagendsten Theil meiner Rede versparte ich, wie man sieht, bis an das Ende. Abdulai billigte den Zweck meiner Reise, versicherte mich, daß noch nie ein so kostbares Geschenk dem Almamy geboten worden sey, und daß die Bewohner von Futa Dhiallon sich beeilen würden, nach St. Louis zu kommen, was auch wirklich geschah."

Diese Unterhandlung und einige Geschenke erwirkten Mollien die Erlaubniß, am nächsten Tage abzureisen. Abdulai schenkte ihm im Namen

seiner Mitbürger zwei Säcke mit Reis und übergab ihm einen arabisch geschriebenen Brief, der sich mit der Formel endigte: „Gott sey Dank, wenn sich Ihre Reise ohne Unfall endigt!“ Er war an den Gouverneur von St. Louis gerichtet.

Die Stadt Timbu ist nicht besser als die Dörfer dieser Gegenden, nur größer. „Man denke sich,“ sagt Mollien, „Tausende unserer Getreidefeimen, ohne Symetrie aufgestellt, und man wird eine genaue Vorstellung von der Hauptstadt Futa Dhiallons haben. Die Bewohner unterhalten einen sehr eifrigen Verkehr mit dem Rio Nunez und Sierra Leone..“ Unsere Reisenden brachen am 23. auf, um die Quelle des Senegal zu besuchen. Mollien schnitt in die Rinde eines der Bäume in der Nähe das Datum des Jahres, wann er diese Entdeckung gemacht.

Das Aussehen der Orte, die man auf dem Wege nach Timbu durchwandert, hatte sich völlig verändert; das flache Land war überschwemmt und man konnte nur noch so reisen, daß man die Lebensmittel auf dem Rücken trug. In Bandela bezahlte Mollien den schrecklichen Tribut, welchen die Europäer der durchdringenden Feuchtigkeit entrichten müssen, die in der Regenzeit die Luft erfüllt. Die Dyssenterie verband sich mit einem hartnäckigen Fieber, das ihn seit mehren Tagen quälte; bald glaubte er dem Tode nahe zu seyn und er machte sein Testament. In diesen schrecklichen Augenblicken versuchte der Neger, der ihn mit scheinbarer Herzlichkeit in seiner Hütte aufgenommen hatte, ihn zu vergiften, um sich seiner Habe zu bemächtigen; zum Glück entging Mollien diesen Gefahren; er ließ sich von Bukari und seinem neuen Führer auf seinen Esel setzen, und am 22. Mai, nach einer sehr beschwerlichen Reise durch die Gebirge, gelangte er in ein Dorf Tendas, eines kleinen und armen Landes, das auf der ersten Terrasse liegt, auf welcher man von dem hohen Plateau Futa Dhiallons in die von dem Rio Grande bewässerten Länder herabsteigt. Nachdem man zweimal über diesen Fluß gegangen war, wurde die kleine Caravane von dem Häuptlinge von Kansoraly empfangen. Dieser brave Mann ließ für Mollien, der sich in einem verzweiflungsvollen Zustande befand, ein Bett aus sehr weichem Rohr bereiten. Dioqui, der Gouverneur von Geba, einer portugiesischen Niederlassung in geringer Entfernung von Kansoraly, hatte nicht sobald durch einen Brief Molliens die traurige Lage desselben erfahren, als er ihm Portwein, drei kleine frische Brode, Zucker und Schnupftabak schickte. Er lud ihn überdies ein, zu ihm zu kommen, wo er jede Pflege finden würde. Nachdem er einige Tage bei diesem braven Manne verbracht, benutzte er die Abfahrt einer Barke, um sich nach Bissao zu begeben, dessen Gouverneur, Herr von Matlos, sich gegen ihn eben so edel benahm wie Dioqui. Nach vielen Widerwärtigkeiten schiffte er sich am 3. Jan. 1819 auf einer Goelette von Gorée ein und 19. kam er auf die Insel St. Louis zurück.

Unter den wichtigen Nachrichten, die er auf seiner Reise sammelte, bei der er über 150 Stunden weit kam, ist zu erwähnen, daß er zuerst von Kurando, von Sulimana, von Sangara gesprochen hat, das später Laing auch erwähnte, und daß er, wie jener Reisender, die Quellen des Dialiba bezeichnete.

Im Jahre 1815 schickte England von der Mündung des Rio Nunez eine Expedition nach dem Innern Afrikas ab; sie bestand aus Peddie, einem Infanterie-Officiere; Campbell, Capitain; und Cowdrey, Bataillonsarzte. Dieser letztere unterlag bald dem Einflusse des Climas und wurde durch Dochard ersetzt. Am 1. Jan. 1817 starb Peddie an der Grenze von Futa Torro. Am 13. Juni vermochte Campbell den Anstrengungen, die er überstanden, nicht länger zu widerstehen und gab ebenfalls seinen Geist auf.

Nach andern Unglücksfällen übernahm Gray, Infanterie-Major, das Commando der Expedition im November 1817; man kehrte nach der Küste zurück. Am 3. März 1818 verließ man die Insel St. Marie in der Mündung des Gambia, und fuhr diesen Fluß hinauf bis Kayaye, dann wendete man sich nach O. durch Ully und Bondu. Bulibany, die Hauptstadt des letztern Reiches, liegt in einer weiten Ebene, welche eine Viertelmeile in O. durch eine Kette felsiger Berge und in W. durch das Bett eines großen Wildbaches begrenzt wird, der in der Regenzeit sich in der Faleme verliert. Am 17. Juli erlaubte der König von Bondu, nach langen Unterhandlungen, den Engländern, sich in Samba Contaye niederzulassen, einem kleinen Dorfe 27 Meilen nördlich von Bulibany. Am 23. trennte sich Dochard von der Caravane mit einigen Leuten, um dem Könige Dhaa von Sego ein Geschenk zu überbringen. Der Regen war in dieser Zeit so häufig, daß es in der ganzen Woche kaum einen einzigen trockenen Tag gab. Es war unsern Reisenden nach vieler Arbeit gelungen, sich Hütten zu bauen, die dauerhafter waren als die der Neger.

In den ersten Tagen des Augusts erfuhr Gray, daß die französische Flotte von Saint Louis in Galam angekommen sey; er begab sich alsbald nach Conghell, einer Stadt am Senegal, und blieb da zwei Tage bei den französischen Officieren. Nach seiner Rückkehr fand er den Almamy krank. Dieser letztere starb am 8. Jan. 1819. Sein Nachfolger verlangte gebieterisch, Gray solle sein Lager nach Bulibany verlegen, und man mußte gehorchen. Am 22. Mai verließ Gray Bulkany und wendete sich nach dem Senegal. In Bakel empfingen ihn die franz. Officiere mit der größten Herzlichkeit und versprachen, ihm jeden Beistand zu leisten, der in ihrer Macht stehe. Gray fand in diesem Dorfe Isak, denselben Neger, der Mungo Park auf dessen letzter Reise begleitet hatte. Er erbot sich, den englischen Major in das Innere des Landes zu begleiten und drei seiner Leute mitzunehmen, wenn man denselben Waffen geben wolle. Gray war mit den zur Fortsetzung seiner Reise nothwendigen Vorbereitungen beschäftigt, als er am 28. Juni Briefe von Dochard erhielt. Er befand sich in Bamakon am Dialiba und wartete da auf die Befehle des Königs von Sego, dem er mehrmals geschrieben hatte.

Am 6. Juli 1820 reiste Gray nach dem Fort St. Joseph ab, wo er am nächsten Tage ankam und wo er zu seiner großen Ueberraschung Dochard fand, der da seit zwei Tagen an so heftiger Dyssenterie niederlag, daß er sich kaum von seiner Decke aufrichten konnte, um seinem Freunde die Hand zu reichen. Er brachte nur eine ausweichende Antwort von dem Könige von Sego. In Folge der Gefälligkeit der franz. Officiere wurde Dochard zu Wasser nach Bakel gebracht und dann auf der Flotte von Galam nach dem Senegal geschickt. Am 17. Novbr. verließ endlich die Expedition, nachdem sie auf sechzehn Personen zusammengeschmolzen war, Bakel und wendete sich nach Bondu. Alle Bemühungen Grays, nach O. vorzudringen, waren vergebens; dem zu Folge versuchte er, zu Lande an die Ufer des Gambia zu gelangen, aber auch diese Reise war unmöglich, und zwar wegen der Feindseligkeiten, die zwischen den Franzosen und den Negern ausgebrochen waren. Er begab sich also nach dem Ufer des Senegal und kam am 8. Octbr. in St. Louis an, wo Le Coupé, der Gouverneur der Colonie, ihm alle Unterstützung gewährte, die er bedurfte. Am 8. Novbr. schiffte er sich zu Gorée auf einem Schiffe ein, das ihn nach der Insel St. Marie brachte, von wo er sich nach Sierra Leone begab.

Kapitel XVI.

Die Insel des Grünen Vorgebirges. — Die Azoren. — Madeira. — Die canarischen Inseln.

Im Jahre 1450 entdeckte Antonio Noli, ein genuesischer Seefahrer in portugiesischen Diensten, 120 Stunden in W. von dem Grünen Vorgebirge einen Archipel, dem er den Namen jenes Vorgebirges gab und der zwischen 14° 45′ und 17° 20′ n. Br. und zwischen 24° 15′ und 27° 30′ w. L. liegt. Er besteht aus zehn Hauptinseln, nämlich, von Norden nach Süden: Sant Antonio, San Vicente, Santa Lucia, San Nicolo,

die Salzinsel, Boavista, Mayo, San Jago, Fogo oder San Felipe, und Brama oder San Juao.

Als die Portugiesen da landeten, waren diese Inseln von Joloffen-Negern bewohnt, und man nahm an, sie wären durch den Sturm dahin verschlagen worden. Sie sind von vulkanischer Beschaffenheit. Fogo oder die Feuerinsel hat einen thätigen Vulkan; man sieht sie sehr weit und alle Seefahrer haben die erstaunliche Höhe bemerkt, in welche sie sich über den übrigen Archipel erhebt; sie ist übrigens sehr klein; ihre Höhe dagegen beträgt mindestens 7400 Fuß.

San Jago ist ebenfalls sehr hoch; der Pico Antonio, ihr höchster Punkt, mißt 6950 Fuß; die Kette, zu welcher er gehört, geht von NW. nach SO. Boavista, San Nicola, San Vicente, Sant Antonio erheben sich dagegen nicht sehr über die Meeresfläche.

Die Capverdischen Inseln (Inseln des Grünen Vorgebirges) sind nur schwach bewaldet, sehr häufig von Nebeln verhüllt und sehr windig; der Boden ist dürr und fließendes Wasser sehr selten. Das Clima dagegen ist gesund, ausgenommen auf den Inseln Mayo und San Jago, wo in den Regenmonaten, von Juni bis October, die Europäer von Fiebern befallen werden, wenn sie sich irgend eine Unregelmäßigkeit in der Diät erlauben. Bisweilen bleiben die periodischen Regen aus und dann entsteht Mißwachs. Das Getreide, das man hier verbraucht, bezieht man aus Brasilien. Der Weinstock, das Zuckerrohr und der Tabak werden auf mehren Inseln mit Erfolg angebaut. Der Indigo und die Baumwolle wachsen wild; außerdem findet man alle Früchte der heißen Zone. Der Wein, den man hier macht, steht jenem von Madeira wenig nach. Auf den Felsen sammelt man eine große Menge Orseille von ganz vorzüglicher Qualität; sie ist ein sehr einträgliches Monopol der Regierung.

Man findet auf diesen Inseln alle Hausthiere Europas und alle wilden Thiere der westlichen Küste von Afrika. Von Schildkröten wimmelt es in den Thälern und das Meer an den Küsten ist sehr fischreich. Die Heuschrecken richten oft große Verheerungen an. Auf den Inseln Boavista, Mayo und der Salzinsel sammelt man viel Salz. Die Einwohnerzahl schätzt man auf 80,000 Seelen; sie besteht hauptsächlich aus Mulatten; auch Negersclaven giebt es. San Jago, die Hauptinsel der Gruppe, ist die Residenz des Gouverneurs und eines Bischofs. Die Geistlichkeit ist zahlreich und besteht zum Theil aus Farbigen und selbst aus Negern. Porto Praya, die Hauptstadt der Insel, hat einen trefflichen Hafen, wo oft die Schiffe anhalten, die nach Ostindien oder Brasilien fahren. Am 16. April 1781 griff Suffren auf dieser Rhede ein Geschwader des Commodor Johnson an und bekämpfte dasselbe anderthalb Stunde lang; dann setzte er seine Fahrt nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung fort, das durch jene kühne That gerettet worden war.

Der Archipel der Azoren liegt zwischen 36° 56′ und 39° 44′ n. Br. und zwischen 27° 14′ und 33° 32′ westl. L. und bildet drei ganz verschiedene Gruppen; Santa Maria, San Miguel und die Formigas in SO.; Terceira, Graciosa, San Jorge, Pico und Fayal in der Mitte; Corvo und Flores in NW. in sehr großer Entfernung. Die Insel San Miguel liegt nur 310 Stunden von dem Cap Roca in Portugal. Die Azoren wurden von 1432 bis 1450 von Gonçalo Velho Cabral, einem portugiesischen Seefahrer, entdeckt. Die große Anzahl der Habichte (im Portugiesischen açor), die man daselbst bemerkte, verschaffte ihnen den Namen dieser Vögel.

Sie werden häufig von den europäischen Schiffen besucht, welche von Südamerika kommen, und man findet mehr oder minder vollständige Beschreibungen derselben in vielen Reiseberichten. Hebbe, Officier der schwedischen Marine, drückt sich so aus: „ihr Aussehen, ihre Form, die Beschaffenheit ihres Bodens, kurz alles kündigt ihre vulkanische Entstehung an. Die Erdbeben sind sehr häufig. Nähern sich die Seefahrer diesen Inseln, so müssen sie sehr vorsichtig seyn, denn ob man sie gleich ihrer Höhe wegen ziemlich weit sieht, so geschieht es doch häufig, weil sie im Winter immer von Nebeln und Wolken umhüllt sind, daß man sie erst in sehr geringer Entfernung bemerkt. Das Clima der Azoren ist einigermaßen milder als das der europäischen Länder unter derselben Breite und sehr gesund. Die Winterstrenge kennt man hier nicht; es gefriert nur auf Corvo und auf den höchsten Bergen der andern Inseln. Gewitter, Regen und Orkane bezeichnen den Winter. Die Sommerwärme wird durch die Winde gemäßigt, welche wegen der geringen Ausdehnung jeder der Inseln, immer die Frische der Meeresluft behalten. Die Temperatur im Frühlinge, im Herbste und in einem Theile des Sommers ist wonnig. Dieses milde Clima erleichtert den Anbau, der übrigens an mehren Stellen durch die Unebenheit des Bodens wieder erschwert wird. Im Allgemeinen sind die Inseln gut angebaut und reichliche Ernten belohnen den Fleiß des Landmannes. Alle Früchte, Gemüße und Küchengewächse des mittlern und südlichen Europas gedeihen da und erlangen einen vorzüglichen Wohlgeschmack. Man erntet aber auch Yams, Pataten und einige andere Vegetabilien der heißen Zone. Es giebt Bananenbäume in den Gärten und sonst hatte man auch Zuckerrohr gepflanzt. Mit Ausnahme der Metalle und des Bauholzes in gnügender Menge besitzt dieser Archipel alle Bequemlichkeiten des Lebens. Er sendet dem Mutterlande viel Getreide und Früchte, auch Wein, und nicht blos nach Portugal, sondern auch in verschiedene andere Länder der Alten und der Neuen Welt. Man findet die Hausthiere und das zahme Geflügel Europas und es soll durchaus kein giftiges Thier da geben. Das Meer enthält eine große Menge von Schiffen und die Schildkröten der kleinen Art sind sehr häufig."

Die Bevölkerung der Azoren beträgt 220,000 Seelen. Die Männer sind groß, gut gebaut, stark und von angenehmem Aeußern, die Frauen klein und heiter; die meisten gefallen wegen ihrer lebhaften Augen und ihrer sanften Sprache; einige können wirklich für schön gelten; die von einem gewissen Range sind wie überall weißer als die andern, denn die Einwirkung des Climas giebt im Allgemeinen der Haut sowie dem Haar und den Augen eine dunkelere Farbe.

Terceira, eine der größten Inseln der Gruppe, hat als Hauptstadt Angra, wo der Generalgouverneur und der Bischof residiren; sie ist am meisten den Erdbeben ausgesetzt; man sieht daselbst mehre warme Quellen und 6 Meilen in NW. von Agra liegt der Brasilien Berg, ein ehemaliger Vulkan, dessen Krater einen sehr großen Umfang hat.

San Jorge, in SW. von Terceira, ist sehr schmal und sehr steil. Sie versorgt die andern Inseln mit Vieh, Holz und Ziegeln und führt viel Wein, sowie Branntwein aus. Pico, so genannt von dem Gipfel des Hauptgebirges, dessen Höhe auf 7328 Fuß geschätzt wird, hat den unfruchtbarsten Boden vom Archipel. Nichts destoweniger hat man durch Ausdauer Weizen erlangt und die Weinpflanzungen sind ansehnlich. Der Vulkan wirft noch Flammen aus.

Fayal zeichnet sich durch die schönen Waldungen aus und der Name kommt von der Buche her (faya im Portugiesischen). Das Aussehen dieser Insel, die viel kleiner ist als die vorhergenannten, ist außerordentlich freundlich; alle Wege sind von großen Bäumen beschattet; an jeder Seite folgen ununterbrochene Felder und Gärten auf einander. Graciosa, in NW. von Terceira ist kein und von geringer Bedeutung; dasselbe gilt von Corvo und Flores.

San Miguel, die größte Insel des Archipels, ist sehr fruchtbar und treibt bedeutenden Handel; ihre Mineralwässer, sowohl warme als kalte, werden sehr stark besucht, selbst von Europäern. Diesen Vorzügen gegenüber stehen jedoch häufige Erdbeben. Das höchste Gebirge mißt 2000 Fuß in der Höhe. Mehrmals haben sich kleine Inseln aus der Tiefe des Meeres in der Nähe von San Miguel emporgehoben, sie verschwanden jedoch auch bald wieder. Die erste Erscheinung dieser Art wurde am 11. Juni 1628 beobachtet, eine andere am 31. December 1719 und eine dritte am 31. Januar 1811. Zu Ende des Februars 1812 war die neue Insel, die sich seit dem vorigen October zu senken angefangen hatte, nicht mehr sichtbar, und man bemerkte an der Stelle, wo sie aus dem Meere herausgestiegen war, nur noch bisweilen Dämpfe.

Die Formigas sind nichts als Klippen, welche zwischen San Miguel und Santa Maria liegen. Die letztere, die südlichste des Archipels, ist klein und von geringer Bedeutung. Man verfertigt auf ihr alle Arten gemeiner Töpferwaaren. —

Madeira, die größte Insel der gleichnamigen Gruppe, liegt 160 Stunden westlich von dem Cap Kantin an der Küste der Berberei. Funchal, ihre Hauptstadt, liegt unter 32° 37′ n. Br. und unter 19° 15′ westl. L. Madeira wurde, wie man sagt, 1344 durch einen Engländer entdeckt, von neuem wieder 1418 durch Juan Gonsalvo Zarco und Tristan Vaz Teixeira, die ihr den Namen gaben, weil sie von Holz bedeckt war (madeira im Portugiesischen). Sie wird von den meisten Schiffen besucht, die von Europa nach Indien oder Amerika fahren. Ihre Länge beträgt 13 Stunden, ihre größte Breite 5 und ihr Umfang ungefähr 60. Die Küsten sind sehr hoch und schwer zugänglich. Die alleinigen Rheden, in S. und O., sind schlecht, besonders im Winter. An der erstern liegt die Stadt Funchal, deren weiße Häuser, wie J. Barrow sagt, malerisch von den schwarzen Lavafelsen und dem lebhaften Grün der Bäume abstechen; Landhäuser, Kirchen, Kapellen, Klöster und andere Gebäude, alle von verschiedener Form, mitten in der Waldung, erhöhen die Schönheit der Landschaft. Gelangt man in die Stadt hinein, so sieht man enge, krumme, unreinliche Straßen, die mit kleinen spitzigen Kieseln oder Lavastücken gepflastert sind; über einige fließen Bäche, die aber, weit entfernt, zu der Reinlichkeit beizutragen, derselben vielmehr auf tausenderlei Weise nachtheilig sind.

Die Oberfläche der Insel ist bergig. Der höchste Punkt ist der Pic Ruivo, dessen Höhe 914 Toisen beträgt. Der Gipfel von Toringas mißt 860 T. Die Felsen verrathen einen vulkanischen Ursprung. Man hat darin Eisenerze entdeckt; eine Quelle ist eisenhaltig; auch soll darin gediegenes Gold vorkommen. Das Clima ist äußerst angenehm; die mittle Temperatur beträgt 16°, und das Thermometer zeigt wenig Verschiedenheiten, daher denn auch der Aufenthalt auf Madeira Schwindsüchtigen anempfohlen wird. Der Westwind ist sehr warm und verursacht ein gewisses Uebelbefinden. Glücklicher Weise weht er niemals länger als drei Tage nach einander, und blos im Sommer. Regen fällt nicht zu häufig, bisweilen werden Erderschütterungen verspürt. Die Erzeugnisse des Bodens sind die nämlichen wie die auf den Azoren. Aber Getreide muß eingeführt werden. Die Cultur des Zuckerrohrs hat man fast gänzlich aufgegeben; heutzutage sind es die Weinpflanzungen, welche den Reichthum der Insel bilden. Die ersten Reben wurden im Jahre 1445 von der Insel Cypern hierhergebracht. Man schätzt den Ertrag an Wein jährlich auf 26,000 Pipen. Die Bevölkerung beläuft sich auf 100,000 Seelen.

Der General-Gouverneur von Madrid hat die Insel Porto Santo, zwölf Stunden nordöstlich von Madeira, und so genannt nach ihrem trefflichen Hafen, welcher auf der Südseite liegt, unter seiner Botmäßigkeit. Sie ist bergig, gut angebaut und zählt 6000 Bewohner. Die Gerichtsbarkeit des Gouverneurs erstreckt sich auch auf die Salvages, kleine Inselchen 60 Stunden südlich von Madeira. Sie bestehen aus zwei Gruppen, die durch einen Zwischenraum von drei bis vier Stunden von einander getrennt sind. Die größten sind von zahlreichen Klippen umgeben; man sammelt daselbst Orseille. Sie sind blos von Seevögeln bewohnt.

Steuert man von den Salvages südlich, so wird man bald des Pics von Teneriffa ansichtig; die Insel dieses Namens ist die bevölkertste und größte unter den Canarien; sie mißt 18 Stunden in der Länge und 9 Stunden in der Breite. Ihre Ufer sind im Allgemeinen steil und abschüssig und bieten blos eine kleine Anzahl Baien dar. Die Bai von Santa Cruz auf der Nordostseite der Insel ist stets von europäischen Schiffern besucht, welche von da aus ihren Weg durch den atlantischen Ocean verfolgen; auch ist die Stadt Santa Cruz sehr oft beschrieben worden. Die Seefahrer halten daselbst an, um ihre Vorräthe zu erneuen. Cook räth den Seeleuten, lieber hier als bei Madeira Halt zu machen.

Santa Cruz ist eine hübsche, durch mehre Forts geschützte Stadt; die Häuser sind leidlich gebaut, entweder von Lehm oder von Stein; sie werden sorgfältig geweißt oder selbst bunt bemalt, was ihnen ein recht gefälliges Aussehen giebt. Das Innere ist in sehr große Räume getheilt; viele haben platte Dächer. Der Bezirk, in welchem Santa Cruz liegt, zeichnet sich durch Trockenheit aus. Alles ist daselbst verbrannt; man geht über scharfkantige Lava, welche durch die stärksten Sohlen hindurch den Fuß verletzt; trotz dem laufen die Bauern von Kindheit an barfuß darüber hin. Der Boden ändert sich von Laguna an, welches im Westen blos eine Stunde vom Hafen entfernt liegt, und wohin man auf einem stets steigenden Wege gelangt.

Der Pic von Teyde erhebt sich im südlichen Theile der Insel; sein stets rauchender Gipfel ist 1900 Toisen hoch und reicht mithin 40 Toisen über die Schneelinie unter dieser Breite. Man gewahrt ihn bisweilen in einem Abstande von 50 Stunden vom Meere aus. Unter den vielen Reisenden, welche ihre Besteigung dieses Berges beschrieben haben, verdienen besonders Herr von Humboldt und Herr Leopold von Buch Erwähnung.

Der zuletzt erwähnte Reisende hat die Insel Groß-Canaria besucht, welche in ostsüdöstlicher Richtung von Teneriffa liegt; sie ist ebenfalls bergig und vulkanisch. Der Boden zeichnet sich durch große Fruchtbarkeit und eine sehr reiche Vegetation aus, aber es fehlt an Cultur. Die Hauptstadt ist Ciudad de las Palmas auf der Nordwestseite.

Fuertaventura, ostnordöstlich von Canaria, hat eine längliche Gestalt. Sie ist bergig und arm an Holz; Quellwasser findet sich daselbst selten, daher man genöthigt ist, Regenwasser in Cisternen zu sammeln. Bei häufigem Regen fällt der Ertrag an Weizen, Gerste und andern Getreidearten so reichlich aus, daß der Ueberfluß nach Canaria und Teneriffa gesandt wird. Die Baumwollenstaude, die man anfangs als Ziergewächs hier angepflanzt, ist sozusagen daselbst heimisch geworden.

Lanzerote, die nördlichste Insel der Gruppe liegt nördlich von Fuertaventura und liefert dieselben Erzeugnisse wie diese. Im Jahre 1730 verheerte ein vulkanischer Ausbruch fast den dritten Theil der Insel. Als sie Herr von Buch 1815 besuchte, „erschien sie," so lautet der Bericht dieses Reisenden, „wenn man eben die Inseln Palma, Teneriffa und Canaria verlassen, überall platt, und kein Berg unterschied sich besonders von dem übrigen Boden."

Zu Porto de Naos auf der SO-Küste erfuhr v. Buch mit einigem Staunen, daß der Berg noch brenne, und daß er deshalb den Namen Montana de Fuego erhalten habe. Er stattete demselben einen Besuch ab und fand, daß sich aus den Spalten des Kraters sehr heiße Dämpfe entwickelten. Ein anderer Krater, der sich in dem höchsten Kamme des Berges gebildet hat, ist 229 Toisen hoch. Von einer Höhe dieses Berges über sämmtliche umgebende Kegel hinweg entdeckt man den Horizont des Meeres; nur der gewaltige vulkanische Kegel la Coronna, auf dem nördlichen Ufer der Insel, erhob sich etwas über diese Linie. Nördlich von Lanzerote bemerkt man drei kleine Inseln, nämlich: Graciosa, vollkommen unfruchtbar; Clara, kleiner als die vorhergehende, aber mit Ziegen bedeckt, welche hier zum Bewundern gedeihen; Allagranza, unangebaut und unfruchtbar. Jean Bethencourt nannte sie die Heitere; sie war die erste unter den Canarien, welche er entdeckte.

Gomera, südwestlich von Teneriffa, ist gewissermaßen nichts weiter als ein sehr hoher Berg, dessen Gipfel in der rauhen Jahreszeit mit Schnee bedeckt erscheint. Der mittle Theil ist ein großer Wald, reich an Buchen und Nadelholz. Trotz dem vernachlässigten Anbau des Bodens, fallen die Ernten jeder Art sehr gut aus, weil die Insel sehr reich an Wasser ist. St. Sebastian, die Hauptstadt, ist zwar nicht groß, aber freundlich und angenehm, gut gelegen und besitzt einen ziemlich guten Hafen. Christoph Columbus ging hier auf seiner berühmten Entdeckungsreise 1492 vor Anker.

Palma, nordwestlich von Teneriffa, ist merkwürdig durch die Caldera, ein ungeheuerer, von Bergen umgebener Krater, dessen Tiefe

361 Toisen (2164 Par. Fuß) beträgt. Die höchste von den umgebenden Bergspitzen mißt 1193 Toisen.

„Diese Caldera stellt den großen hohlen Bogen von Palma dar; die Ufer der Insel entwickeln sich kreisförmig um diesen Bogen und würden einen vollständigen Kreis bilden, wenn nicht auf der Mittagsseite eine Verlängerung stattfände, wodurch sich die Insel allmälig in eine Spitze endigt. So weit als sie die Caldera umgeben, sind die Berge ansehnlich hoch, dergestalt, daß ihr Abhang nach der Seeseite noch steiler und abschüssiger erscheint als die Felsen, welche den Pic von Teyde umgeben. So wie sie sich von der Caldera entfernen, werden sie niedriger, und ihre Kuppen haben nach der Südspitze der Insel zu nichts Bemerkenswerthes durch ihre Höhe."

„Man hat," fügt v. Buch hinzu, „stets von der großen Caldera von Palma, als wie von einem Wunder der Natur gesprochen, und das nicht ohne Grund; denn sie ist es, welche die genannte Insel vor allen andern auszeichnet und zu einer der merkwürdigsten und interessantesten des Oceans macht. Keine zeigt so gut und so deutlich die Gestalt, in welcher die basaltischen Inseln aus dem Schooße der Erde hervorgegangen sind, und keine gestattet dem Forscher, so weit und so tief in ihr Inneres einzudringen.

„Die Hauptstadt, Santa Cruz, befindet sich auf der Ostseite, im Angesichte von Teneriffa und ziemlich an der Stelle, wo die runde Partie der Insel von ihrer Richtung abzuweichen beginnt, um in eine Spitze auszulaufen. Nur mit Mühe hat man in dieser abschüssigen Gegend den nothwendigen Raum für die Häuser finden können; die Straßen und Plätze sind kunstvoll vereinigt, und erheben sich meist terrassenartig über einander."

Palma ist fruchtbar an Getreide, Obst und Wein; es erzeugt auch Seide, die zu Stoffen verarbeitet wird; entlang der Küste werden viele Fische gefangen, die man einsalzt. Aus den Nadelholz-Wäldern wird eine beträchtliche Menge Harz gewonnen, und außerdem liefern dieselben sogar Bauholz.

Hierro (Ferro), obwohl die kleinste und unfruchtbarste der Canarien, hat dessenungeachtet lange Zeit eine Art Berühmtheit genossen, weil sie das westlichste Land der Alten Welt war; man ließ durch sie den ersten Meridian gehen, wovon man jedoch heutzutage fast gänzlich zurückgekommen ist. Die Quellen sind daselbst so selten, daß man sogar geglaubt hat, sie entbehre dergleichen durchaus. Ihr Name ist von hiro abgeleitet, was in der Sprache der Eingeborenen Felsenspalte bedeutete, weil sie in der That sehr reich daran ist. An Vieh leidet sie keinen Mangel.

Die canarischen Inseln, den Alten unter dem Namen der glücklichen Inseln bekannt, sind zwischen 27° 39′ und 29° 26′ Br. und zwischen 15° 40′ und 20° 30′ westl. L. begriffen. Die Gruppe erstreckt sich über einen Raum von 110 Stunden von Osten nach Westen. Sie umfaßt elf Inseln, wovon blos die sieben vorzüglichsten bewohnt sind. Man schätzt ihren Flächengehalt auf 152 geogr. Q.Meilen. Die Nachbarschaft der heißen Zone macht ihr Clima sehr heiß, indeß wird die Hitze durch die Nord- und Westwinde, durch die Seeluft und die hohen Berge gemäßigt. Die östlichen, insofern sie dem Winde von der feuchten und dürren Wüste Afrikas ausgesetzt sind, erleiden dadurch, wenn derselbe mehre Tage nach einander weht, manchen beträchtlichen Nachtheil; er versengt die Vegetation, trocknet die Bäche aus, bewirkt Krankheiten und führt Wolken von Heuschrecken mit sich.

Bis zu den ersten Jahren des funfzehnten Jahrhunderts waren die Canarien von den Guanchen bewohnt, einem Volke, welches allem Anschein nach mit den Berberern des nördlichen Afrikas verwandt war. Seit 1360 landeten daselbst spanische Seefahrer; aber die Könige Spaniens nahmen nicht Besitz davon und überließen sie 1400 Jean de Bethencourt. Dieser eroberte Lanzerote und Ferro (Hierro). Bei seiner Rückkehr nach Europa trat er das, was er seine Rechte nannte, einem edeln Castilianer ab. Die Eroberung ging ihren Weg, wurde aber erst 1512 beendigt, in welcher Zeit die Canarien an den König von Spanien verkauft worden waren. Die Insulaner entfalteten einen heroischen Muth gegen die Fremdlinge, welche ihre Ländereien in Beschlag nahmen. Unglücklicher Weise herrschte oft Uneinigkeit unter ihnen; sie trug ohne Zweifel zur Vollendung ihrer Niederlage bei; ihre Race ist völlig vernichtet.

Die gegenwärtige Bevölkerung der Canarien besteht hauptsächlich aus Spaniern; man schätzt sie auf 210,000 Seelen. Die Canarier zeichnen sich durch Thätigkeit, Geist und Geschmack für Unternehmungen aus. Ihre freie Wahl bestimmt sie, sich in fernen, Spanien angehörigen Ländern anzusiedeln.

Man findet auf den Canarien sämmtliche Hausthiere und Vegetabilien, welche in Europa zur Landwirthschaft gehören. Das Eiskraut (Mesembryanthemum crystallinum), welches durch Verbrennung ein alkalisches Salz (Souda, Barilla) liefert, wird auf einigen Küsten angebaut und bildet einen Handelsartikel; der vorzüglichste aber ist der Wein.

Unter den Schriftstellern, welche sich insbesondere mit den Canarien beschäftigt haben, erwähnen wir Bory de Saint Vincent, welcher 1800 nach Teneriffa kam; Leopold von Buch, (er besuchte 1815 Teneriffa, Canaria, Palma und Lanzerote); und Berthelot, welcher in den Jahren 1819 bis 1830 sämmtliche Inseln der Gruppe durchwanderte. Lanzerote liegt nur 25 Stunden von der Küste der Berberei, wohin man bisweilen Expeditionen unternimmt.

Kapitel XVII.

Sahara.

Oft richten sich die in der Gegend der Canarien angelangten Schiffer nicht genug westlich; die Nebel, welche diese Inselgruppe umhüllen, entziehen sie oft ihren Augen, eine heftige Fluth treibt sie dem afrikanischen Ufer zu und sie scheitern an der Küste der Sahara. Unter den Unglücklichen, welche von einem solchen Unfalle betroffen wurden, haben einige ihre Leiden nachmals geschildert. Hierher gehören Follie, Franzose (1784); Saugnier, Franzose (1784); Brisson, Franzose (1785); Adams, Engländer (1810); Riley, Nordamerikaner (1815); Cochelet, Franzose (1819). Ihren Erzählungen verdanken wir die Kenntniß eines Theils der westlichen Gegend der Sahara und der Sitten ihrer Bewohner.

Die Sahara, die größte Wüste auf der Erde, liegt in der nördlichen Hälfte Afrikas, zwischen 16° und 30° n. Br. und zwischen 27° östl. L. und 19° 21′ w. L. Ihre Länge beträgt 1000 Stunden; ihre größte Breite, gegen den 5. östl. Meridian, 400; die kleinste unter dem 11. östl. Meridian 180 Stunden. Ihr Flächeninhalt wird auf 230,000 Q.Stunden geschätzt, sie wäre demnach neunmal so groß wie Frankreich und ziemlich halb so groß wie Europa. Die Sahara bietet keine gleichförmige Oberfläche dar; ihr östlicher Theil, der kleinste, ist bergig; sie beginnt gewissermaßen am linken Nilufer. Die Berge Harudj erheben sich im nördlichen Theile. Unter dem 11. östl. Merid. zieht sich eine Reihe steiler Felsen von Norden nach Süden hin; andere Erhöhungen erstrecken sich von den Bergen Harudj nach Westen. Kleine Hügel erheben sich hier und da in dem westlichen Theile. Diese ungeheuere Wüste ist längs der Küste von Triebsandhügeln (Dünen) begrenzt. Die Vorgebirge Agadir und Bojador, endlich das Weiße Vorgebirge, berüchtigt durch den Untergang so vieler Schiffe, sind die merkwürdigsten auf der Uferseite. Der Sand, von den Winden in das Meer getrieben, füllt dieses dergestalt an, daß man eine ziemliche Strecke weit im Wasser gehen kann. Auf der entgegengesetzten Seite der Sahara wird der Erdboden mit Sand überfluthet. Eine kleine Anzahl höchst unbeträchtlicher Flüsse erreicht den atlantischen Ocean.

Die Atmosphäre, stets durch die Sonnenstrahlen erhitzt, welche der Sand zurückwirft, ist unerträglich warm; oft ist sie auch mit Staub-

theilchen gefüllt. Der Glanz des Lichtes ist so blendend, daß er den Augen sehr beschwerlich fällt. Während der größern Hälfte des Jahres behauptet die Luft den Anblick eines röthlichen Dunstes. Man beobachtet häufig das Phänomen der Luftspiegelung, welche inmitten der Dürre und Trockenheit, wovon man umgeben ist, eine Marter mehr bildet. Regenschauer fallen bisweilen in der Wüste, werden aber sogleich vom Sande verschluckt. Nur sehr selten gewahrt man zu Gruppen vereinigte Bäume und Grasbüsche; ihre Gegenwart verräth, daß der Boden daselbst einige Feuchtigkeit behält. An dergleichen Stellen und da, wo eine durch Jahrhunderte fortgepflanzte Erfahrung in einer mehr oder weniger großen Tiefe Wasser vermuthen läßt, machen die Caravanen Halt. Es würde dem Menschen unmöglich seyn, diese unermeßliche Einöde allein zu durchwandern. Die Kaufleute vereinigen sich daher zu Gesellschaften und unternehmen mit ihren Lastthieren die Reise durch die Sahara.

Das Thier, dessen sich die Caravanen am häufigsten bedienen, ist das Kameel, seit undenklichen Zeiten das Schiff der Wüste genannt. Vor Antritt des Marsches versorgt man sich mit Wasser, welches in Schläuche verschlossen wird. Das größte Unglück, welches man zu fürchten hat, ist ein Ueberfall vom Samum, welcher den Sand in Wolken emportreibt, das Wasser in den Schläuchen austrocknet und die hier und da vorkommenden Quellen versiegen macht. Auf diese Weise kam 1805 eine Caravane, bestehend aus 2000 Menschen und 1800 Kameelen, weil sie an den gewöhnlichen Rastorten kein Wasser hatte finden können, bis auf den letzten Mann um. Diejenigen, welche nicht ganz unterliegen, verlieren stets einige unglückliche Sclaven, welche nicht die Kraft haben, dem Orkane zu widerstehen. (Taf. 13. Abbild.) Am Saume der Wüste stößt man auf Löwen, Panther, Schlangen, bisweilen von beträchtlicher Größe, Gazellen und andere Antilopen, endlich auf Strauße in zahlreichen Haufen. Hier und da ist die Wüste von Oasen unterbrochen, wovon wir später sprechen werden.

Die Sahara ist von Mauren, Berberen und Arabern bewohnt. Die erstern leben auf der Westküste; sie sind in Stämme getheilt, nämlich: die Monselmins, die Mugearts, die Uadlims, die Labdessebas. Diese grausamen, wilden, treulosen, habsüchtigen Menschen fallen bald über die Caravanen her, bald machen sie Ausflüge an's Meer, um die gescheiterten Schiffe zu plündern und die unglücklichen Mannschaften als Gefangene fortzuführen. Mehr nach Süden hausen die Braknas, die Trarsas und die Darmankus; ihr Gebiet erstreckt sich bis zum rechten Ufer des Senegal; sie sind nicht so barbarisch wie ihre Nachbarn. Hier kommen die drei großen Mimosa-Wälder vor, welche all jenes Gummi erzeugen, das den Haupthandelsartikel des Senegal bildet. Diese Völker sind dem Hirtenleben ergeben.

Die Mitte der Sahara ist von den Berberen bewohnt, welche in zwei Hauptstämme zerfallen. Die Tuariks im Westen, und die Tibbus im Osten. Sie haben eine bronzene Hautfarbe, lange und schlichte Haare und eine kleine Nase; sie bedecken das Gesicht mit einem Stück baumwollenen Zeuges; diese Art Schleier reicht von der Nase bis über die Brust herab; den Kopf ziert ein Turban oder eine Mütze, ihre Kleidung besteht aus einem sehr weiten Hemde, dessen Aermel eben so lang sind wie der Leib, und einem Mantel über letzterem. Alle führen eine Peitsche, die an einem, von der linken nach der rechten Schulter gehenden Gürtel hängt. Ihre Waffen sind ein sehr langer und fast gerader Säbel, ein Dolch, eine Lanze und bisweilen eine Flinte, deren sie sich sehr geschickt bedienen. (Taf. 13. Abbild.) Die einen sind Nomaden, die andern haben feste Wohnungen; sie sind Muselmänner, aber sehr unwissend hinsichtlich ihrer Religion. Die Tuariks und die Tibbus sind häufig in Krieg unter einander und mit ihren Nachbarn, den Negern und Arabern, begriffen; bald plündern sie die Caravanen, bald dienen sie ihnen als Führer.

Kapitel XVIII.

Sudan.

Die alten Geographen hatten von einem Flusse im Innern des nördlichen Afrikas, südlich von der Wüste, gesprochen, der von Westen nach Osten strömen sollte. Sie nannten ihn den Niger, und da alle andern Flüsse, welche die Neuern in dieser Gegend kannten, in das atlantische Meer ausmünden, so war man hinsichtlich der Verzeichnung dieses Flusses auf der Karte in Verlegenheit: d'Anville bestimmte seinen Lauf zuerst auf eine befriedigende Weise; aber kein Europäer war vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts an seine Ufer gekommen.

1788 bildete sich zu London eine Gesellschaft, deren Zweck es war, die Entdeckungen im Innern von Afrika zu befördern. Sie sendete Reisende von verschiedenen Seiten aus. 1789 bot Houghton, der sich lange Zeit zu Gorée und auf der Küste von Marocco aufgehalten, der Gesellschaft seine Dienste an; sie wurden angenommen. Nach seinen Instructionen sollte er versuchen, durch den Gambia bis an den Niger vorzudringen. Er brach am 16. October 1790 auf, langte den 10. October an der Mündung des Gambia an, verfolgte diesen Fluß vom Meere aus 900 Meilen (mille) weit hinauf und wanderte dann zu Lande nach Nordosten, um den Fluß zu erreichen, welcher das Ziel seiner Forschungen war; er kam nach einander durch mehre Negerstaaten und wurde bald gut, bald schlecht aufgenommen. Am 1. September 1791 war er in Simbing, einem Dorfe an der Grenze zwischen Bambuk und Ludamar; er wurde bestohlen; seine schwarzen Bedienten weigerten sich, ihm in das Land der Mauren zu folgen. Indeß verlor er den Muth nicht, wie ein Brief beweist, den er von diesem Orte aus schrieb, und der letzte, den man von ihm erhielt. Endlich in Djarra angelangt, machte er Bekanntschaft mit einigen maurischen Kaufleuten, welche zu Tibbit, eine Stadt in der Nachbarschaft der Sahara, Salz kaufen wollten, und reiste mit ihnen. Als er indeß bemerkte, daß sie ihn zu betrügen beabsichtigten, wollte er sie nach Verlauf von wenig Tagen verlassen; sie beraubten ihn und machten sich aus dem Staube. Genöthigt, zu Fuße nach Djarra zurückzukehren, starb er unterwegs an der Ruhr. Es war unmöglich, seine Papiere aufzufinden.

Trotz dem Dunkel, das seine letzten Augenblicke umhüllte, bestätigte sich nur zu bald die Nachricht von seinem Tode. Nichts destoweniger erschlaffte die Gesellschaft nicht in ihrem Eifer und nahm die Anerbietungen Mungo-Parks, eines jungen schottischen Wundarztes, an, welcher vor kurzem aus Ostindien zurückgekehrt war und die genügendsten Beweise für seine Kenntnisse in der Astronomie, Geographie und Naturgeschichte ablegte. Am 22. Mai 1795 segelte er von Portsmouth ab, landete den 21. Juni zu Jillifrey an der Mündung des Gambia und langte den 5. Juli in Pisania an, 200 Meilen (milles) weiter hinauf; er brachte hier mehre Monate zu, um Belehrung über die Länder einzusammeln, die er zu durchwandern gedachte, sowie auch, um die Mandingo-Sprache zu lernen. Am 2. December trat er seinen Weg zu Lande an; er nahm seine Richtung zunächst nach Osten, wendete sich aber dann nach Norden; denn der Krieg war zwischen zwei Neger-Fürsten ausgebrochen. Der König von Kaarta, einer von ihnen, hatte unsern Reisenden gut aufgenommen, welcher die einzige Marschroute einschlug, die er mit Sicherheit verfolgen konnte. Den 13. Februar 1796 brach er von Kemmur auf, kam durch Simbing und erreichte Djarra, eine große Stadt, deren Häuser von Stein gebaut sind. Er blieb daselbst vierzehn Tage, um die Rückkehr eines Boten abzuwarten, den sein Wirth an Ali, einen maurischen Fürsten, abgeschickt, um dessen Erlaubniß zur Durchwanderung seines Gebiets für Mungo-Park zu erbitten. Ein Sclave Alis brachte am 26. eine günstige Antwort. Alle seine Leute, mit Ausnahme eines kleinen Negers, Namens Demba, weigerten sich, ihm zu folgen; unter diesen Umständen übergab er einem davon eine Abschrift seiner Papiere mit dem Auftrage, sie den Engländern am Gambia zuzustellen; seine überflüssigen

Kleidungsstücke überließ er seinem Wirthe. Während dies geschah, wurde ihm sein Sextant gestohlen, ein Unfall, der ihn hinderte, seine Breiten-Beobachtungen fortzusetzen.

Am 27. verließ er Djarra, wanderte durch ein sandiges, den Negern von den Mauren abgenommenes Land und wurde von letzteren, wilden und fanatischen Menschen, gröblich beleidigt und sogar bestohlen; eine Abtheilung Soldaten führte ihn nach Benun, wo Ali residirte. Es war ein Lager am Saume der Wüste. Hier wurde er auf das unwürdigste behandelt. Ali ließ von Djarra sämmtliche Gegenstände holen, die Park dort zurückgelassen, und nahm sie für sich in Besitz. Glücklicherweise blieben seine Papiere unangetastet. Man nahm ihm seinen treuen Demba. Sein Leben selbst gerieth in Gefahr; denn mehre Male war die Rede davon, ihn zu tödten; er verdankte seine Erhaltung der Theilnahme, welche er Fatima, Alis Gemahlin, für sich eingeflößt hatte. Um sich die Langeweile zu vertreiben, lernte er Arabisch lesen, indem er die anmaßendsten Mauren bat, Buchstaben in den Sand zu schreiben oder diejenigen zu entziffern, welche er selbst geschrieben hatte; es gelang ihm so, indem er ihrem Stolze, ihrer Eitelkeit und der hohen Meinung, die sie von ihrem Wissen hegte, schmeichelte, ihre bösen Absichten gegen ihn zu vereiteln.

In seinen Unterredungen mit zwei muselmännischen Kaufleuten, die er zu Benun traf, erhielt Park interessante Nachrichten über die Reise durch die Sahara und über Timbuctu; sie waren keineswegs geeignet, ihn in seiner Absicht, seine Reise bis zu dieser Stadt auszudehnen, zu ermuthigen.

Ali verlegte sein Lager von Benun weiter nördlich. Park folgte ihm. Ali zog hierauf nach Djarra; Park begleitete ihn dahin, und als der Fürst nach Benun zurückkehrte, ließ er Park in Djarra. Kurz darauf rückte der König von Kaarta mit seiner ganzen Armee gegen diese Stadt vor, und Alles beeilte sich, daraus zu fliehen. Inmitten der Verwirrung machte sich Park am 2. Juli zu Pferde auf und davon und beeilte sich, die Wüste im Osten zu erreichen. Er kam hierauf durch mehre bewohnte Orte, wurde hier und da gastlich aufgenommen und verbarg sich oft während des Tages, wenn er Jemand auf seinem Wege bemerkte, im Gebüsche. Am 5. erreichte er Waura, eine kleine dem Könige von Bambara angehörige Stadt. In diesem Lande reiste er ruhig und ungestört; endlich am 21. Juli riefen flüchtige Kaartaner, mit welchen er reiste, aus: geo affili (sieh! das Wasser!). „Ich blickte vor mich hin," erzählt Mungo Park, „und sah mit unaussprechlichem Entzücken den großen Gegenstand meines Unternehmens, den lange gesuchten, majestätischen Niger, wie er breit, wie die Themse zu Westminster, im Glanze der Morgensonne schimmerte und langsam gegen Osten strömte. Ich eilte bis an den Rand des Ufers, und nachdem ich von seinen Wellen getrunken, brachte ich dem großen Beherrscher des Weltalls meinen heißesten Dank, daß er meine Bemühungen so weit mit einem glücklichen Erfolge gekrönt."

Sego, die Hauptstadt von Bambara, unter 14° 10′ n. Br. gelegen, besteht aus vier besondern Städten, wovon zwei auf dem linken und die beiden andern, von hohen Erdmauern umgeben, auf dem rechten Ufer des Flusses stehen. — Die Häuser, obgleich nur von Erde gebaut, zeichnen sie sich durch ihr reinliches Ansehen aus, sind viereckig und mit platten Dächern versehen, einige haben ein Stockwerk und viele sind weiß übertüncht. Die Straßen sind eng und die Moscheen sehr zahlreich. Park schätzt die Bevölkerung von Sego auf 30,000 Köpfe. Er langte gerade an einem Markttage an. Er wünschte den Fluß, hier Djaliba (Joliba) genannt, zu passiren, allein der Gedrang von Menschen, die alle hinüber wollten, war so groß, daß er zwei Stunden warten mußte, ehe ihn die Reihe traf. Der König, von der Ankunft eines Weißen benachrichtigt, ließ ihm verbieten, über den Fluß zu setzen, bevor er die Beweggründe zu seiner Reise angegeben, und zu gleicher Zeit befehlen, daß er seine Wohnung in einem Dorfe in einiger Entfernung nehmen sollte. Parks Anblick erschreckte die Bewohner. Kein einziger mochte ihn gastlich aufnehmen. Unterdeß erhob sich der Wind und drohte mit einem Unwetter; Park, verstimmt und niedergeschlagen, setzte sich am Fuße eines Baumes nieder. In diesem Augenblicke bemerkte ihn eine von ihrer Feldarbeit zurückkehrende Frau; von Mitleid ergriffen, nahm sie Zügel und Sattel seines Pferdes, welches in der Nähe weidete, und gab dem Reisenden zu verstehen, daß er ihr folgen solle; sie führte ihn in ihre Hütte, zündete ihre Lampe an, setzte ihm einen gesottenen Fisch vor und lud ihn ein, sich auf eine Matte niederzulassen. Hierauf befahl sie ihren Töchtern, die in stummem Erstaunen kein Auge von dem weißen Manne verwendet hatten, wieder an ihre Arbeit zu gehen, die sie einen großen Theil der Nacht hindurch fortsetzten und zu ihrer Aufheiterung mit einem Gesange begleiteten, den sie auf jeden Fall inprovisirten, da Mungo Park mit tiefer Rührung bemerkte, daß er selbst der Gegenstand desselben war. Er drückte in ganz einfacher aber empfindsamer Weise ungefähr folgende Gedanken aus: — „Der Sturmwind brauste, der Regen fiel, der arme Weiße, müde und matt, kam und setzte sich unter unsern Baum. Er hat keine Mutter, die ihm Milch bringt, keine Gattin, die das Korn für ihn mahlt!" — Dies wurde von einer der Frauen gesungen; hierauf folgte der Chor: — „laßt uns beklagen den weißen Mann, er hat keine Mutter u. s. w."

„Bis zu Thränen über diese so unerwartete Güte gerührt, floh der Schlaf von meinen Augen. Am folgenden Morgen gab ich meiner mitleidigen Wirthin zwei von den vier letzten noch übrigen kupfernen Knöpfen an meiner Weste; es war das einzige Geschenk, was ich zum Beweise meiner Dankbarkeit darbieten konnte."

Während seines Aufenthalts in dem Dorfe kam ein Abgesandter vom Könige von Bambara zu ihm und erkundigte sich, ob er einige Geschenke für seinen Herrn mitgebracht habe. Der Reisende antwortete ihm, daß er von den Mauren all seiner Habe beraubt worden sey. Nachmittags langte ein zweiter Bote an, mit dem Befehle, daß Park sich auf der Stelle aus der Nachbarschaft von Sego entfernen sollte; zugleich händigte er ihm von Seiten des Königs einen Beutel mit 5000 Cauris ein, eine Summe, die sich ungefähr auf 25 Franks belief. Sie war hinreichend, ihm auf einige Zeit das Leben zu fristen, indem 100 Cauris für den täglichen Unterhalt eines Menschen nebst seinem Pferde genügen. Dieser zweite Bote hatte zugleich die Weisung, Mungo Park als Führer zu dienen. Der Reisende verließ demgemäß Sego am 23. Juli und verfolgte den Lauf des Joliba (Dialiba). In Sansanding verließ ihn sein Neger, und bald nachher sah sich Park genöthigt, sein Pferd, welches nicht mehr fort konnte, auf einem Felde zurückzulassen; er schiffte sich jetzt auf dem Flusse ein und verfolgte seinen Weg nach Nordost bis Silla. Ueberzeugt durch eine traurige Erfahrung, daß sich seinem weitern Vordringen unübersteigliche Hindernisse entgegenstellen würden, entschloß er sich zur Rückkehr. Er war zu dieser Zeit 1000 Meilen (mille) von der Mündung des Gambia entfernt. Der beständige Regen machte die Wege auf dem linken Ufer ungangbar; er schlug daher für seinen Rückweg nach Westen, den er am 30. Juli antrat, die entgegengesetzte Marschroute ein. Er hatte das Glück, sein Pferd wieder zu finden, das sich ein wenig erholt hatte, aber erfuhr auch zugleich, daß der König von Bambara, den Einflüsterungen der verrätherischen Mauren Gehör gebend, seine Festnahme befohlen habe. Er vermied daher Sego, indem er einen Umweg machte, kehrte dann nach dem Djaliba zurück und durchreiste eine Menge Dörfer und Städte. Am 28. August verließ er die Ufer des Flusses zu Bamaku, wo derselbe aufhört, schiffbar zu seyn. Zwei Tage nach seinem Eintritt in das Land der Mandingoer wurde er von umherschweifenden Räubern geplündert und seines Pferdes beraubt. Park war entschlossen, zu sterben; sein Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gab ihm neue Kraft, er setzte seinen Marsch fort, fand sein Pferd und seine Sachen wieder, ließ das arme Thier als Zeichen seiner Dankbarkeit einem Dorfhäuptling und erreichte endlich nach Erduldung unerhörter Strapazen Kamalia, wo ein Neger, ein Sclavenhändler, ihn freundlich aufnahm und ihm versprach, daß er ihn an den Gambia zurückführen wolle, sobald es die Jahreszeit erlauben würde. Die Sorgfalt dieses Negers und seiner Familie retteten Mungo Park, der von einem heftigen Fieber befallen wurde, das Leben.

Am 19. April 1797 brach er mit seinem Wirthe und einer zahlreichen Sclavencaravane auf und am 12. Juni erreichte er das englische Comptoir am Gambia, von wo er seine Reise angetreten hatte, und wo man ihn als einen dem Grabe Entronnenen betrachtete. Am 17. schiffte er sich auf einem amerikanischen, nach den Antillen segelnden Fahrzeuge ein und am 22. September langte er in England wieder an.

Park wurde gewissermaßen von der afrikanischen Gesellschaft sowie vom Publikum im Triumph empfangen, und er verdiente es; denn seine Reise war die wichtigste von allen, welche je ein Europäer in das Innere von Nigritien unternommen hatte. Sechs Jahre später beschloß die englische Regierung, eine ansehnliche Expedition abzuschicken, welche den Djaliba hinabsegeln sollte, und warf, die Führung derselben betreffend, ihre Augen auf Mungo Park. Am 30. Januar 1805 ging er von Portsmouth in See, in Begleitung eines Wundarztes, eines Zeichners, die Landsleute von ihm waren, und einiger Arbeiter. Zu Gorée nahm er einen Officier und fünfunddreißig Artilleriesoldaten in seine Dienste. In den ersten Tagen langte er am Gambia an, und als Alle oberhalb Pisania, einer kleinen Stadt am Flusse, vereinigt waren, gesellte er der Expedition einen Mandingo-Priester und Kaufmann, Namens Isaac, als Führer zu. Am 27. April brach die kleine Caravane nach Osten auf. Den 19. August langte sie an den Ufern des Niger zu Bammaku in einem höchst traurigen Zustande an. Es waren nur noch elf Europäer am Leben und die vier Anführer waren krank. Sämmtliche Lastthiere waren gestürzt. Trotz diesen mißlichen Umständen verlor Park den Muth nicht. Am 21. schiffte er sich auf dem Niger (Dialiba) ein und machte zu Marrabu Halt, von wo er Isaac an den König von Bambara absendete, mit der Bitte um Erlaubniß zu Sansanding ein Fahrzeug bauen zu dürfen. Bei seiner Ankunft in dieser Stadt verschaffte er sich zwei schlechte Piroguen, die er mit Hilfe von zweien der drei Soldaten zu einem Fahrzeuge mit flachem Boden zu vereinigen versuchte. Der Tod des Wundarztes während dieser Arbeiten vermehrte noch Parks Kümmerniß. Kein Verlust, wie er selbst in seinem Tagebuche schreibt, konnte ihm grausamer erscheinen. Am 16. November war die Ausrüstung des Fahrzeuges vollendet; er schloß sein Tagebuch und schrieb mehre Briefe. Sein Enthusiasmus war keineswegs verringert. „Ich gehe," meldete er Lord Camden, „nach Osten unter Segel, mit dem festen Entschluß, die Mündung des Niger aufzufinden oder in diesem Unternehmen umzukommen. Sollten auch alle Europäer, die ich mit mir habe, sterben und sollte ich auch selbst bereits halbtodt seyn, so werde ich dennoch ausharren." In dem Briefe an seine Gattin zeigte er viel Vertrauen, wahrscheinlich um ihre Befürchtungen zu beschwichtigen. Die Nachricht von seinem Tode wurde dem englischen Comptoir 1806 durch Neger-Kaufleute überbracht. Im Monat Januar 1810 wurde Isaac, welcher unterdeß wieder erschienen war, abgeschickt, Erkundigungen über Park einzuziehen. Er kehrte 1811 zurück und bestätigte die früheren traurigen Nachrichten. Man hat nochmals bestimmt erfahren, daß der kühne Reisende auf seiner Fahrt den Djaliba hinab bis Bussa, eine Stadt im Lande Haussa, gekommen war.

Wenige Zeit nach Parks Antritt seiner ersten Reise, nahm die afrikanische Gesellschaft die Anerbietungen eines jungen Deutschen, Namens Hornemann, an, welcher sich zu einer Reise in das Innere von Afrika anheischig machte. Im Juli 1797 begab er sich von London nach Paris, wo ihm die verbindlichste Aufnahme zu Theil wurde; von da ging er nach Marseille, schiffte sich nach Cypern ein und erreichte von da aus Alexandrien. Die Pest und andere Hindernisse zwangen ihn, seinen Aufenthalt in Cairo zu verlängern; er war schon im Begriff, mit einer Caravane nach dem Innern aufzubrechen, als er in Folge der Nachricht von der Landung der Franzosen in Aegypten, so wie alle übrigen Europäer in das Castell eingeschlossen wurde, um gegen den ersten Ausbruch der Volkswuth gesichert zu seyn. Bei dem bald darauf erfolgenden siegreichen Einzuge der französischen Truppen wurden indeß alle wieder aus ihrer Gefangenschaft erlöst. General Bonaparte, von Hornemanns Plänen in Kenntniß gesetzt, ließ ihm einen Paß ausfertigen und bot ihm zu gleicher Zeit alle mögliche Unterstützung an, die zum glücklichen Erfolge seines Unternehmens beitragen konnte. Den 5. Septbr. 1798 brach Hornemann mit der Caravane nach Fezzan auf; den 8. betrat er die Wüste; den 16. erreichte er Siwah, wo der Tempel von Jupiter Ammon gestanden haben soll. Von da kam er nach Augila (Audjelah), eine seit Herodots Zeiten bekannten Oase. Endlich nach vierundsiebzig beschwerlichen Tagereisen langte die Caravane in Murzuk, der Hauptstadt von Fezzan, an. Hornemann blieb daselbst einige Zeit und machte einen Ausflug nach Tripolis. Nach seinem Wiedereintreffen in Murzuk schrieb er am 6. April 1800, daß er im Begriff stehe, mit der großen Caravane von Sudan nach Bornu aufzubrechen. Seitdem erhielt man weiter keine Nachrichten von ihm, allein man brachte in Erfahrung, daß er unterwegs gestorben sey. Sein Reisebericht enthält viele interessante Nachweisungen über das Land zwischen Cairo und Fezzan, über diese letztere Gegend und andere Theile von Afrika.

Das Verlangen, über das Innere dieses Welttheils sichere Kenntnisse, die dem Handel nützen könnten, zu erlangen, bestimmte die britische Regierung, Ritchie, einen wohlunterrichteten und geschickten Mann, dahin zu senden; ein Schiffscapitain von der königlichen Marine sollte ihn in seinem Unternehmen unterstützen. Da aber Hindernisse letztern von Uebernahme dieses Auftrags abhielten, so bot sich Lyon, der ebenfalls bei der Marine diente, Ritchie zum Begleiter an; sie gesellten sich auch einen sehr geschickten Zimmermann, John Belford, zu. Diese Einrichtungen wurden in Malta getroffen, wohin sich Ritchie begeben; von da schifften sich die Abenteurer nach Tripolis ein.

Den 25. März 1819 brachen sie mit Mohamed Mokni, dem Sultan des Landes, und einer zahlreichen Caravane nach Fezzan auf; der Zug nahm seine Richtung nach Südost, über die Berge von Terhuna; zu Benioläd gelangt man in die Wüste. Am 6. April war man bei den Brunnen von Bondjem, deren Wasser sehr schlecht ist; in der Entfernung von einer halben Meile sieht man ein altes römisches Castell mit lateinischen Inschriften über den Thüren; die nach Norden hat sich am besten erhalten. Bondjem liegt auf der nördlichen Grenze von Fezzan.

Die Wüste reicht bis Sokna, eine in einer unermeßlichen Sandebene erbaute Stadt, welche nach Süden die basaltischen Berge Soudah begrenzen. Die Datteln sind hier sehr gemein und vortrefflich. Die Wüste beginnt hierauf von Neuem; man marschirte nach Süden. Den 26. kam man durch Zeighan, ein mit Mauern versehenes und von einem großen Dattelwalde umgebenes Dorf; es ist wegen des heiligen Lebenswandels seiner Marabuts (mahomedanische Priester) berühmt, eben so wie Samnu, welches etwas weiterhin liegt. Sebha, auf einem Hügelabhange, nimmt sich wie ein Amphitheater aus; die Datteln werden immer häufiger. Man stößt auf einige elende Dörfer. Den 4. Mai zogen unsere Reisenden mit dem Sultan in Murzuk ein. Sie wurden in einem großen Hause in der Nähe des Schlosses einquartirt. (Taf. 15. Abbild.)

Die Engländer wurden nur zu bald von der Ruhr befallen; den 20. Novbr. starb Ritchie. Lyon, obwohl noch schwach, brach bald darauf nach Zuila, einer nach ONO. gelegenen Stadt, auf. Von da ging er nach Gatrone im Süden und verfolgte seinen Marsch bis Tegherri, die südlichste Stadt von Fezzan, wo er am 2. Januar 1820 eintraf. Man sieht daselbst die Ruinen eines großen, von den Arabern erbauten Schlosses. Die Sprache dieses Volkes ist wenig gebräuchlich, man bedient sich der bornuesischen. Die Datteln sind sehr häufig, aber hier hört die Cultur dieses Baumes auf. In den Gärten zieht man vorzüglich kleine Möhren, Zwiebeln und Pilze. Die Wüste fängt südlich von der Stadt an, welche unter 24° 4' n. Br. liegt. Von einem kleinen Ausfluge nach Süden zurückgekehrt, nahm Lyon seinen Rückweg nach Norden und langte den 17. Januar mit einer Caravane aus Süden, welche viele Sclaven mit sich führte, wieder in Murzuk an. Von hier brach er den 9. Febr. mit Belford auf, der noch sehr schwach war; er zog mit einer hauptsächlich aus Sclaven bestehenden Caravane; sein menschenfreundliches Benehmen gegen diese Unglücklichen gewann ihm ihre Erkenntlichkeit und

ihr Bedauern, als er unweit Tripolis von ihnen schied. Er traf am 25. März 1820 wieder in dieser Stadt ein.

Fezzan steht in beständiger Verbindung mit Sudan, dem Lande der Neger; daher Lyon in seinem Reisebericht versichert, daß man von Murzuk aus in letzteres Land eindringen müsse. Die englische Regierung beachtete diesen Rath, und als man sich 1820 zu einer neuen Expedition in das Innere Afrikas entschlossen, erhielten die dazu Auserkohrenen die Weisung, sich nach Tripolis zu begeben. Diese Männer waren Oudney, Wundarzt; Denham, Infanteriehauptmann, und Clapperton, Schiffslieutenant bei der königlichen Marine. Ein geschickter Zimmermann, Namens Hillman, begleitete sie. Gegen Ende Novembers 1821 waren sie alle in Tripolis vereint. Am 8. August 1822 zogen sie in Murzuk ein. Sie wurden mit großen Ehrenbezeugungen empfangen, aber der Sultan betrübte sie nicht wenig durch die Ankündigung, daß die ihnen verheißene Eskorte von 200 Bewaffneten, welche zur sichern Durchwanderung des Landes südlich von Murzuk unumgänglich nöthig sey, nicht vor dem nächsten Frühjahre aufbrechen könne, denn die Zeit bis dahin sey zu den Vorbereitungen erforderlich, welche eine Reise durch eine Gegend, wo alles auf Kameelrücken fortgeschafft werden müsse, nothwendig mache. Zum Glück für unsere Reisenden interessirte sich Bukhalum, ein reicher Kaufmann, der in Fezzan ein großes Ansehen genoß, für sie und versicherte ihnen, daß der Sultan, wenn er nur wolle, die Mittel habe, sie nach Bornu zu schicken, und daß er es, wofern der Pascha von Tripolis seine Erlaubniß dazu ertheile, über sich nehme, die Caravane zu führen. Bald darauf reiste er mit vielen Waaren und Sclaven nach letzterer Stadt ab: der Sultan verließ seine Residenz wenige Tage darauf.

„In dieser Lage," sagt Denham, „blieb uns nichts weiter übrig, als auf sichere Mittel zu unserm Aufbruch im nächsten Frühjahr zu denken. Der Sultan hatte alles mit fortgenommen, was uns nöthig war; es war unmöglich, sich ein einziges Kameel zu verschaffen; alles Geld im Lande war nach Tripolis gesendet worden; mithin mußten wir von dieser Stadt alles erwarten, was wir bedurften. Es wurde demnach entschieden, daß ich mich schnell dahin begeben sollte, um dem Pascha zu zeigen, daß wir für unsere Guineen ganz andere Dinge von ihm erwarteten, als leere Versprechungen."

Denham reiste am 20. Mai in Begleitung eines Negers, seines Bedienten, und zweier Araber ab. Den 12. Juni traf er in Tripolis ein; am folgenden Tage stellte er dem Pascha in sehr kräftigen Ausdrücken das Unrecht vor, welches ihm und seinen Gefährten durch die Verzögerung ihrer Reise nach Bornu zugefügt worden, und bat ihn zuletzt, eine bestimmte Zeit dafür festzusetzen. Er fügte noch hinzu, daß er, im Fall er keine günstige Antwort erhalten sollte, nach England zurückreisen und die Ursache ihrer gezwungenen Unthätigkeit auseinandersetzen würde. Der Pascha suchte sich zu entschuldigen; er schrieb alle Unannehmlichkeiten und Hindernisse, worüber sich die Engländer beklagten, dem Willen Gottes zu, der sie während einer Krankheit des Sultans von Fezzan habe ankommen lassen. Denham, weit entfernt, sich mit diesen Ausflüchten abspeisen zu lassen, schiffte sich nach Marseille ein; er befand sich noch in Quarantaine, als ihm ein Brief vom Pascha meldete, daß Bukhalum ernannt sey, die Eskorte, welche die Engländer nach Bornu geleiten solle, zu befehligen. Denham segelte sogleich wieder ab und erreichte in sieben Tagen die Küste der Barbarei; Bukhalum und ein Theil der Eskorte befand sich schon am Saume der Wüste. Am 30. Octobr. trafen alle in Murzuk wieder ein.

Unser Reisender fand daselbst seine Gefährten krank. In der Hoffnung, daß eine Veränderung des Climas ihre Gesundheit wiederherstellen werde, machten sie sich den 29. Novbr. auf den Weg, begleitet von fast allen Einwohnern, die ein Pferd hatten. Am 9. Decbr. waren sie in Tegherri; hierauf betrat man die Wüste; sie war mit Erd- und Sandhügeln übersäet, auf welchen Sträucher und unter andern eine Pflanze, Athila genannt, wonach die Kameele sehr begierig sind, in Menge wuchsen. Weiter hin zeigte die Ebene keine Spur von Vegetation. Im Umkreise der Brunnen, wo der Zug anhielt, deckten menschliche Gerippe den Boden; man marschirte fast immer gerade nach Süden. Von Zeit zu Zeit fiel etwas Regen. Die Reise ging oft zwischen steilen Felsen hin, in welchen sich auf jeder Seite Thäler öffneten; hier und da waren Dörfer auf ihren Gipfeln erbaut. Die Lage derselben schützt sie zwar gegen wilde Thiere, aber nicht gegen die Angriffe der Araber und ihrer andern Feinde. Die englischen Reisenden waren mehr als einmal Zeugen von den Freveln, welche sich die Eskorte gegen die unglücklichen Tibbus, welche diese Einöden bewohnen, erlaubte. Bilma ist das ansehnlichste Dorf von denen, welche man zu Gesicht bekam. Die Hitze war groß, und um sich dagegen zu schützen, suchte man Schatten.

Am 4. Februar 1823 war die Caravane zu Lari; ihre Annäherung hatte sämmtliche Bewohner zur Flucht bestimmt; von der Höhe der benachbarten Ebenen hatten die Engländer das Vergnügen, ihre Augen über den See Tschad schweifen zu lassen. „Der Anblick dieser für uns so anziehenden Wasserfläche," sagt Denham, „erzeugte in mir eine Freude, deren Stärke und Lebhaftigkeit, kein Ausdruck hinreichend zu schildern vermag; das Herz schlug mir, denn ich dachte daran, daß dieser See der Hauptgegenstand unserer Reise war."

Lari ist von Negern bewohnt: die Mehrzahl der Frauen war mit Spinnen von Baumwolle beschäftigt. Hier verließen etwa dreißig freigegebene Sclaven die Caravane, um nach Kanem, ihrer Heimath, ungefähr drei Tagereisen von der Marschroute nach Osten entfernt, zurückzuführen. Längs dem See folgen viele Dörfer auf einander, was jedoch die Elephanten und andere wilde Thiere nicht hindert, an seinen Ufern zu weiden.

Am 13. passirte man den Yeu, einen großen östlich nach dem Tschad strömenden Fluß; es war der erste, den die Engländer seit ihrer Abreise von Tripolis zu Gesicht bekommen. Die Araber gaben ihm den Namen Nil. Die Engländer langten hierauf in Kuka, der Hauptstadt von Bornu an. Dieses Land stand unter der Herrschaft des Scheiks El Kanemi. Einige Jahre zuvor war es von den Felatah erobert worden. El Kanemi befreite es; die Bornuesen wollten ihn auf den Thron erheben. Er setzte einen Verwandten der alten Fürsten darauf, behielt sich aber die Ausübung der höchsten Gewalt vor. Der Sultan residirt zu Birnie, einer mit Mauern umgebenen Stadt, die Neu-Bornu heißt. Angurnu, zwischen dem See Tschad und Birnie, ist die größte Stadt des Reiches. Kuka befindet sich in einer kleinen Entfernung vom See und ist von mäßigem Umfange. Alt-Bornu, am Yeu, die alte Hauptstadt, ist völlig zerstört; ihre Trümmer bedecken eine weite Fläche.

Der Scheik empfing die Engländer sehr freundlich. Seine Miene sprach zu seinen Gunsten. „Sie war," sagt Denham, „geistreich, lächelnd und wohlwollend. Wir händigten ihm die Briefe des Paschas von Tripolis ein; nachdem er sie gelesen, fragte er uns, warum wir nach Bornu gekommen wären; wir antworteten ihm, daß dies einzig und allein in der Absicht geschehen sey, das Land zu sehen, um seine Bewohner, seine Beschaffenheit und seine Erzeugnisse beschreiben zu können, weil unser Sultan alle Theile der Welt kennen zu lernen wünsche. Der Scheik erwiederte: „Seyen sie mir willkommen; Ihnen etwas zu zeigen, wird für mich ein Vergnügen seyn; ich habe für Sie Hütten in der Stadt errichten lassen; Sie können sie in Begleitung eines meiner Bedienten in Augenschein nehmen. Sobald Sie sich von den Strapazen Ihrer Reise erholt haben werden, soll es mir sehr angenehm seyn, Sie zu sehen." Nach dieser Unterredung entfernten wir uns."

Am folgenden Tage überreichten die Engländer dem Scheik die für ihn bestimmten Geschenke; er zeigte sich sehr zufrieden damit. Täglich sendete er ihnen Mundvorrath in Menge. Er hörte nicht auf, sie während ihres Aufenthaltes gut zu behandeln.

„Ein Markt wurde vor einem der Hauptthore der Stadt abgehalten. Sclaven, Hammel und besonders viel junge Ochsen waren die vorzüglichsten lebendigen Geschöpfe, welche daselbst verkauft wurden. Es waren bei dieser Gelegenheit wenigstens 1800 Menschen vereinigt, und einige kamen

von zwei oder drei Tagereisen entfernten Orten. Weizen, Reis Gussob, Tamarinden in Hülsen (Tamarinden-Schoten), Erdmanteln, Schminkbohnen, Indigo u. s. w. waren in Ueberfluß vorhanden. Küchenkräuter waren weniger gemein. Es gab daselbst auch Butter, Leban (saure Milch) und Honig. Der Scheik schenkte uns Citronen aus seinem Garten, andere Früchte sahen wir nicht.

„Unter den übrigen Waaren nahmen Leder und hölzerne Näpfe den ersten Rang ein; man bot mir auch Häute von großen Schlangen und Stücke von Krokodill-Häuten, deren man sich zur Verzierung von Dolchscheiden bedient, zum Kaufe an.

„Die Lebensmittel und andern Waaren wurden fast alle von Frauen gekauft, deren Trachten unendlich verschieden waren. Die von Kanem und Bornu waren die zahlreichsten. (Taf. 13. Abbild.) Der Hauptunterschied besteht in dem Kopfputz. (Taf. 14. Abbild.)"

Im Monat März brach Bukhalum nach Birnie auf, um dem Sultan seine Huldigungen darzubringen. Die Engländer begleiteten ihn. Der Fürst gab ihnen auf einem großen, mit seinen Hofleuten angefüllten Platze Audienz. Nachdem sich letztere vor ihm niedergeworfen, setzten sie sich auf den Erdboden nieder, dem Machthaber den Rücken zukehrend. Dieser saß in einer Art von Käfig von Rohr oder Holzstaben an der Thür seines Gartens und betrachtete die vor ihm in Form eines Halbkreises vereinigte Versammlung durch das Gitterwerk. Sie erschien den Engländern sehr seltsam; ein dicker Bauch und Kopf waren die unerläßlichen Attribute für jeden, der zum Hofstaate des Monarchen gehörte.

Die Geschenke Bukhalums und der Europäer wurden in einen großen Shawl gepackt und hierauf einem äußerst häßlichen Neger, dem ersten Eunuchen des Sultans, eingehändigt, um sie diesem zu überreichen; denn er ist der einzige, der sich seiner Person nähern darf.

Das Schattenbild von Monarchen bleibt nicht immer in seinem Palaste eingeschlossen; beim Ausbruch eines Krieges mit einem benachbarten Volke, rückt er mit der Armee ins Feld, aber niemals nimmt er am Kampfe Theil. Der Vorgänger des gegenwärtigen Sultans war in einem Treffen gegen die Begharmiens getödtet worden. Den Fürsten begleiten seine Eunuchen und sein Harem; die Frauen sitzen zu Pferde wie die Männer; ein kleiner Neger oder ein Eunuche leitet den Gang des Pferdes. (Taf. 15. Abbild.)

Die Lanzenreiter des Sultans von Begharmi tragen einen großen wattirten und gesteppten Reitrock, welcher Hals, Arme und Beine hinreichend schützt. Den Kopf deckt eine Mütze derselben Art, und das Pferd ist ebenfalls durch eine gesteppte Satteldecke gesichert. (Taf. 15. Abbild.)

Der Scheik unterhält in seinen Diensten Fußtruppen von Kanem, welche mit langen Speeren und Schilden bewaffnet und übrigens leicht bekleidet sind. (Taf. 15. Abbild.)

Es war ein Zug gegen die Fellatah beschlossen, welche ziemlich weit südlich vom See Tschad hausen; er bestand aus Bornuesen, Mandarans und den Arabern Bukhalums. Denham äußerte den Wunsch, sie zu begleiten. Der Scheik suchte ihm durch Vorstellung der Gefahren und Strapazen, denen er sich dabei unterziehen würde, und durch die Bemerkung, daß diese Mannschaften blos auszögen, um Sclaven zu machen, davon abzuhalten; Denham dankte ihm für seine Besorgtheit und erwiederte ihm: „Ich darf keine Gelegenheit vernachlässigen, Länder zu sehen, die ich nicht kenne."

Die Armee trat ihren Marsch am 15. April an, nahm ihre Richtung nach Süden, kam in die Berge und erreichte Mora, die Hauptstadt von Mandara. Je weiter man vordrang, desto unebener und rauher wurde das Land; arme Ungläubige, welche nicht die Mittel hatten, sich zu vertheidigen, oder außer Stande waren, zu entfliehen, wurden unbarmherzig erwürgt oder in die Flammen geworfen. Endlich griffen die Bornuesen und ihre Bundesgenossen Moskeia an, eine sowohl durch ihre Lage als durch Moräste, Palissaden und Gräben sehr geschützte Stadt. Die Araber stürzten sich mit beispielloser Tapferkeit auf den Feind, wurden aber von den Bornuesen und Mandarans schlecht unterstützt. Mit Hilfe ihrer Feuerwaffen bemächtigten sie sich der Palissaden und trieben die Fellatah auf die Anhöhen zurück; diese ließen auf die Angreifenden einen Hagel von vergifteten Pfeilen regnen; überall sah man Weiber, welche die Krieger mit neuen Geschossen versorgten und zuletzt große Felsenblöcke auf die Araber herabrollten. Die Fellatah, die kleine Anzahl ihrer Verfolger merkend, kehrten sich mit einem Male gegen sie und griffen sie an; die Araber wichen zurück, die Fellatah Reiterei setzte ihnen nach. Wenn ein von Bukhalum oder einem andern Oberhaupte geführter Araberhaufe nicht Stand gehalten und den Feind in seiner Verfolgung gehindert hätte, sie würden wahrscheinlich alle umgekommen seyn; viele wurden getödtet. Denhams Pferd wurde am Halse verwundet; ihm selbst wurde das Gesicht von einem Pfeile aufgeritzt. Sowie die Niederlage der Araber offenbar war, flohen ihre Verbündeten über Hals und Kopf davon.

Denham, genöthigt abzusteigen, verdankte seine Rettung blos seinem Pistol; er bestieg ein anderes Pferd, aber kaum war er einige hundert Schritte geritten, als das Thier sich scheute und bäumte, ihn abwarf und davonlief; unser Reisender sah sich jetzt zu Fuße und waffenlos. Ein Fellatah-Haufe umringt ihn, in einem Augenblicke ist er aller seiner Kleider beraubt und von mehren Lanzenstichen verletzt. Die Fellatah streiten sich um das, was sie ihm abgenommen; er benutzt diesen Augenblick, aufzustehen und wirft sich in ein benachbartes Gebüsch. Von den Feinden verfolgt, erfaßt er die Zweige eines Baumes und läßt sich in einen Bergstrom hinab. Er gewinnt das entgegengesetzte Ufer und ist gerettet. Bald darauf erblickt er zwischen den Bäumen hindurch drei Reiter und erkennt zu seiner nicht geringen Freude Bukhalum und zwei andere Araber; er ruft ihnen mit lauter Stimme zu, aber inmitten der Verwirrung, des Lärmes und des Stöhnens der Sterbenden hören sie ihn nicht. Die Fellatah waren ihnen auf den Fersen und ließen sich nur durch die Feuerwaffen des Anführers in Respect erhalten.

Ein Bornuese, von dem Scheik beauftragt, über Denham zu wachen, erkennt ihn von weitem, reitet zu ihm heran, läßt ihn hinter sich aufsitzen und erreicht in Galopp und inmitten eines beständigen Pfeilregens glücklich die Nachhut ihrer Truppen. Bukhalum ließ Denham, der ganz nackt war und sehr von der Hitze litt, mit einer Bornuse bekleiden. Dieser Anführer hatte ihm kaum diesen wichtigen Dienst geleistet, als derselbe in Folge einer Fußwunde von seinem Pferde todt zu Boden fiel. Ein Bach, auf den die Fliehenden stürzten, erlaubte ihnen, ihren brennenden Durst zu löschen. Denham fand sein erstes Pferd und seinen Sattel wieder, das arme Thier war aber zu sehr mitgenommen, als daß er sich desselben hätte bedienen können: man gab ihm daher ein anderes. Seine Pistolen waren verloren. „So," schreibt er, „endete diese unglückliche Unternehmung. Aber wer könnte über ihr Mißlingen klagen, da sie keinen andern Beweggrund als Ungerechtigkeit und Unterdrückung hatte?" In den ersten Tagen des Mai traf er wieder zu Kuka ein. Eine strenge Lebensordnung, die er befolgen mußte, stellte ihn von seinen Wunden und Quetschungen bald wieder her und er konnte andere, minder gefährliche Excursionen unternehmen.

Im Monat August begann die Regenzeit: das Wasser fiel in Strömen herab; trotz der Gewalt der Sonne war die Luft in Folge der ungeheuern Regenmenge einige Stunden hindurch außerordentlich feucht. Alle Engländer wurden krank; auch die Neger empfanden den nachtheiligen Einfluß der Temperatur. Endlich im Monat November traten die trocknen Winde ein und reinigten die Atmosphäre; die Krankheiten verschwanden. Den 14. Decbr. brachen Oudney und Clapperton mit einer Karavane nach Saccatu auf. Den 20. hatte Denham das Vergnügen, einen seiner Landsleute ankommen zu sehen. Es war ein junger Officier, Namens Toole, welcher binnen vierthalb Monaten den großen Raum zwischen Tripolis und Kuka durchwandert hatte; er überbrachte Denham verschiedene nützliche Dinge, wodurch dessen Lage um vieles angenehmer wurde.

Den 23. Januar 1824 schlossen sich Denham und Toole einer Expedition an, welche ihren Weg längs dem See Tschad östlich nach Log-

gun, einem mit Bornu verbündeten und vom Shary (Shari) bewässerten Lande, nahm. In Shui, an der Mündung des eben genannten Flusses, angelangt, wendete sich der Zug nach Süden durch ein morastiges und holzreiches Land. Die seltsame Bauart der Häuser erregte Denhams Verwunderung. Es sind buchstäblich fünf bis sechs in einer Reihe hinter einander gelegene Keller. Noch mehr erstaunte er, als er erfuhr, daß die Eingeborenen diese Anordnung deswegen getroffen, um in ihrer Behausung einen Zufluchtsort gegen die unaufhörlichen Angriffe der Schnacken, Mücken, Maringuins (Stechfliegen) und Bienen zu finden. Denham zweifelte noch, ob er dem, was man ihm gesagt, glauben sollte, als einer von den Leuten seines Gefolges, welcher unvorsichtiger Weise ausgegangen, mit dergestalt geschwollenen Augen und Kopf und in einem so kläglichen Zustande zurückkehrte, daß er mehre Tage krank lag.

Kernok ist die Hauptstadt von Loggun; dieses Land ist ganz von den Shuaa umgeben; diese haben in Osten die Begharmiens zu Grenznachbarn. Toole kränkelte seit einiger Zeit; sein Zustand verschlimmerte sich dermaßen, daß Denham gezwungen war, nach Norden zurückzukehren. In Angala, eine am Gambalarum, da, wo dieser Fluß in den Tschad einmündet, gelegene Stadt, starb Toole; er war erst zweiundzwanzig Jahr alt; trotz seiner starken Constitution konnte er den Strapazen einer Reise in ein feuchtes und sehr heißes Land nicht widerstehen.

Loggun ist indeß gesunder als die andern vom Shari bewässerten Länder, und dabei sehr fruchtbar. In Kernuk wird alle Abende Markt gehalten, welcher Ueberfluß an Fleisch und Fischen bietet; Salz ist sehr selten; es scheint, als würde es nicht sehr gesucht. Man ersetzt es durch Natron, welches Denham sehr bitter und Ekel erregend fand. Die Gewerbthätigkeit in Loggun ist sehr groß; man verfertigt daselbst viele baumwollene Zeuge und färbt sie sehr gut und haltbar blau. „Man hat hier auch eine Münze," fügt Denham hinzu, „die erste, welche ich in Sudan gesehen habe. Sie besteht in sehr dünnen Eisenblechen, welche ziemlich die Gestalt von Hufeisen haben. Man vereinigt sie zu Packeten von zehn bis zwölf Stück, nach dem Gewichte; zehn solche Packete werden einem schweren Piaster gleich geschätzt; allein der Cours dieser Geldsorte ist Schwankungen unterworfen und wird jeden Freitag zu Anfange des Wochenmarktes durch eine Bekanntmachung bestimmt. Hieraus folgt natürlich, daß die Geldspeculanten den Cours ihrem Vortheil gemäß bald steigen, bald sinken machen.

Bevor der Sultan seinen Tribut oder Zoll von den Rindern oder dem Indigo erhält, setzt die Obrigkeit den Cours gewöhnlich unter Pari fest, wogegen er, wenn er Einkäufe vor einem öffentlichen Feste zu machen hat, den Werth des Metalls stets erhöht. Die Ankündigung des festgesetzten Courses erregt einen erstaunlichen Tumult, wie dies stets geschieht, wenn die Einen durch seine Abänderung gewinnen, während die Andern verlieren.

Nach Kuka zurückgekehrt beschäftigte sich Denham mit einer neuen Reise nach Osten. Am 19. Mai traf Tyrwhit, ein Landsmann, bei ihm ein, der als Consul in Kuka seinen Wohnsitz aufschlagen sollte. Er begleitete Denham auf seiner Excursion, welche den 16. Juni ihren Anfang nahm. Man durchreiste den untern Theil von Loggun und kam in das Gebiet der Shouaa. Denham hätte gern eine Tour um den See gemacht und wäre dann in nördlicher Richtung zurückgekehrt, aber er konnte blos bis Tangalia, eine am östlichen Ende des Sees gelegene Stadt, gelangen. Die Bornuesen waren gegen die Bewohner von Uaday ins Feld gerückt; sie wurden geschlagen und kehrten in ihre Heimath zurück. Denham konnte gegen das Ende des Sees Inseln unterscheiden; es giebt noch andere in der Mitte; sie sind von den Biduma bewohnt, einem heidnischen Volke, welches Einfälle in das Gebiet seiner Nachbarn macht.

Bei seiner Rückkehr nach Kuka am 17. Juli fand Denham seinen Freund Clapperton, welcher mit einer kleinen Caravane aus Saccatu zurückgekommen war. „Er hatte sich so verändert," sagt Denham, „daß ich ihn nicht eher erkannte, als bis ich ihn meinen Namen nennen hörte. Unser Wiedersehen war sehr traurig. Oudney, sein Reisegefährte, war gestorben; ich hatte dem meinigen, der weit jünger und kräftiger war als ich, die Augen zugedrückt. Trotz seiner großen Schwäche, sprach Clapperton von seiner Rückkehr nach Osten, sobald die Regenzeit vorüber seyn würde.

Wir haben weiter oben gesagt, daß Clapperton am 13. Decbr. 1823 mit einer aus etwa funfzig Bornuesen und siebenundzwanzig arabischen Kaufleuten bestehenden Caravane aufgebrochen war; die Mehrzahl der letztern ritt auf Pferden, die zum Verkauf bestimmt waren, und einige führten noch ein zweites beim Zügel. Die Bornuesen marschirten zu Fuße. Die Reise ging nach Westen, längs dem Flusse Yeu hin. An der Grenze von Bornu wendete sich die Caravane nach Süden, verfolgte diese Richtung bis an den See Tombun, einen See im Lande der Bidis, ein heidnisches Volk, welches die Engländer freundlich aufnahm. Die Temperatur war sehr niedrig. Oudney, schon seit dem Antritt der Reise krank, wurde täglich schwächer. Ein fernerer Marsch nach Westen führte die Reisenden abermals über den Yeu, und am 2. Januar 1824 erreichten sie Katagum, eine Stadt in Haussa. Der Stadthalter nahm die Engländer sehr freundlich auf. Sie brachen am 11. wieder auf. Man mußte Oudneys Bett, der zu schwach war, um sich auf dem Pferde zu erhalten, auf ein Kameel befestigen, und am folgenden Tage hielt man in Murmur an, wo der Kranke in einem Alter von zweiunddreißig Jahren verschied. Die außerordentliche Frische der Nächte trug ohne Zweifel nicht wenig zur Beschleunigung seines Todes bei; es ist dies in einem Clima, wo die Hitze am Tage brennend ist, eine sehr häufige Ursache zu gefährlichen Erkrankungen für die Europäer.

Nachdem Clapperton seinem Freunde, seinem Gefährten, ihm, welcher den ersten Gedanken zu einer Reise in das Innere von Afrika gefaßt, und der ihn mit Freuden dahin begleitet hatte, die letzte Ehre erwiesen, setzte er seine Reise von nun an allein und selbst leidend mit beispielloser Ausdauer fort. Fortwährend nach Westen wandernd erreichte er Kano, eine der vornehmsten Städte von Haussa; von da aus reiste er immer noch in westlicher Richtung, aber etwas mehr nördlich. Er stieß an mehren Orten auf ziemlich zahlreiche von Bello, dem König der Fellatah, ausgesendete Truppen-Abtheilungen, welche ihn mit einem betäubenden Lärm von Trommeln und Trompeten begrüßten. Den 17. März erreichte er Saccatu, Bellos Residenz; er hatte mit diesem Fürsten mehre freundschaftliche und vertraute Unterredungen. Bello entwickelte sehr verwirrte Begriffe von Europa und dessen Civilisirung; Clapperton berichtigte seine Ansichten über diesen Punkt und bemühte sich, ihn in die Pläne der englischen Regierung, die Unterdrückung des Sclavenhandels betreffend, einzugehen zu machen. Bei dieser Gelegenheit erfuhr Bello zu seinem nicht geringen Befremden, daß es in England keine Sclaven giebt; daß daselbst Niemand das Recht hat, einen Andern zu schlagen, und daß die Soldaten vom Staate ernährt, gekleidet und bezahlt werden. Das Wohlwollen, welches Bello für Clapperton an den Tag legte, ließ letztern glauben, daß es ihm geglückt sey, das bei allen Barbaren und Fürsten so natürliche Mißtrauen gegen Fremdlinge zu besiegen. Bello versprach ihm, allen Europäern, welche im Interesse der Wissenschaft sein Königreich besuchen würden, seinen Schutz angedeihen lassen zu wollen. Kurz vor seinem Abschiede von Bello erhielt Clapperton von demselben einen an den König von England gerichteten Brief, worin dieser höflichst ersucht wurde, einen Consul und einen Arzt nach Saccatu zu senden, allein trotz seinem guten Willen ging der Sultan nicht einmal so weit, den heißesten Wunsch Clappertons zu erfüllen und ihm die nöthigen Mittel und Gelegenheiten zum tiefern Eindringen in das afrikanische Festland an die Hand zu geben. Jedesmal, wenn dieser davon sprach, warf Bello die von einem solchen Unternehmen unzertrennlichen Schwierigkeiten ein.

Uebrigens aber legte dieser Monarch manchen Beweis von seinen großmüthigen Gesinnungen ab. Gleich am andern Tage nach Clappertons Ankunft, nachdem er ihn über die verschiedenen christlichen Gemeinden Europas befragt, ließ er Bücher herbeibringen, welche Denham ge-

hörten, und äußerte sich mit großer Bitterkeit über Bukhalums Benehmen, welcher einen Einfall in sein Gebiet gemacht hatte. Er fügte hinzu: „Ich bin überzeugt, daß der Pascha von Tripolis nie die Absicht gehabt hat, mit der einen Hand zu schlagen, während er mit der andern Geschenke machte; mindestens wäre dies eine seltsame Verfahrungsart zwischen Freunden. Allein was hatte Dein Freund dabei zu thun?" Clapperton erwiederte, daß Denham blos eine kleine Excursion in das Land beabsichtigt habe. Bello gab Clapperton auf die verbindlichste Weise die Bücher zurück, und die Sache war abgemacht. Auf der Rückreise nach Bornu kam Clapperton durch Cachenah, eine durch Handelsverkehr sehr belebte, von den Tuariks und den Kaufleuten von Gadamés und Tuat sehr besuchte Stadt. Zu Kano schlug er die nämliche Marschroute ein, die er hinwärts verfolgt, und langte am 8. Juli wieder in Kuka an.

Der Augenblick zum Aufbruch rückte heran; der Scheik willigte ein, daß Tyrwhit als Consul bei ihm bleiben sollte, und versprach, die englischen Kaufleute, welche in sein Land kommen würden, beschützen zu wollen. „Es müssen das," fügte er hinzu, „sehr kleine Kaufleute seyn, denn anderfalls wäre der Gewinn zu unbeträchtlich, um sie für ihre Unkosten zu entschädigen." Hierauf äußerte er seinen Wunsch, an den König von Großbritannien zu schreiben. Nachdem er den Engländern seinen Brief übergeben, sendete er ihnen ein Kameel, ein Pferd und Wasserschläuche zu ihrer Reise in die Wüste, endlich noch mehre Geschenke für sie selbst und für ihren König. Den 16. August ertheilte er ihnen eine Abschieds-Audienz, worauf sie sich mit einer Caravane nach Tripolis auf den Weg machten. Denham verfolgte in nördlicher Richtung die Ufer des Tschad bis Mahal, ein Dorf unter 14° 28′ Br. und 12° 40′ östl. L.; es ist das nördlichste. Die morastige Beschaffenheit des Sees erlaubte ihm nicht, weiter vorzudringen. Es ist nach seiner Karte noch ein Raum von 136 Meilen (milles) übrig, den er nicht besuchen konnte. Am 14. Septbr. trafen die Reisegefährten in Boudié wieder zusammen. Man kehrte auf demselben Wege nach Tripolis zurück, den man hinwärts nach Bornu verfolgt; Denham glaubt, daß er nach Norden schwieriger und ermüdender sey, als nach Süden. In Murzuk regierte ein neuer Sultan; er zeigte sich sehr wohlwollend gegen die Engländer, welche am 20. Januar in Tripolis wieder eintrafen. Beide Reisende wurden um einen Grad befördert.

Der glückliche Ausgang dieser Reise erzeugte natürlicher Weise beim britischen Ministerium den Wunsch, eine neue Expedition in das innere Afrika zu senden, um von den günstigen Gesinnungen, welche die beiden Fürsten gegen die Engländer gezeigt, Vortheil zu ziehen. Es wurde beschlossen, daß Clapperton sobald als möglich dahin reisen sollte. Er nahm seinen Landsmann, den Wundarzt Dickson, mit sich, der lange Zeit auf den Antillen zugebracht. Man gesellte ihnen den Schiffscapitain Pearce von der königlichen Marine, einen geschickten Zeichner, und den Wundarzt Morrisson, einen ausgezeichneten Naturforscher, zu. Clapperton hatte Richard Lander zum Bedienten. Sie nahmen ansehnliche Geschenke, bestehend in Kriegsbedarf, für die beiden afrikanischen Fürsten mit. Am 27. August 1825 segelte die Gesellschaft von Portsmouth ab und langte den 25. Novbr. selbigen Jahres im Meerbusen von Benin an. Dickson stieg zu Juida aus, um Saccatu zu Lande zu bereisen. Man brachte in Erfahrung, daß er bis Chon, eine Stadt im Innern, gegangen; aber seitdem hörte man nichts weiter von ihm, nach den Weisungen eines englischen Geschäftsmannes, der sich seit längerer Zeit in Benin etablirt, landete man zu Badagey und brach den 27. December von da nach N. auf. Es hielt bisweilen schwer, Trager für das Gepäcke zu finden, Einigemale machten sich diejenigen, welche diesen Dienst übernommen, in dem Augenblicke, wo man den Weg antreten wollte, aus dem Staube; indeß ging auch nicht die geringste Kleinigkeit verloren.

Die Cabocirs oder Dorf-Oberhäupter zeigten im Allgemeinen viel Wohlwollen für die Reisenden. Die meisten verabreichten ihnen reichlich alle diejenigen Nahrungsmittel, welche das Land hervorbrachte; als z. B. Hammel, Ziegen, Schweine, Hühner, Yams, Milch, Honig, Dura, Mais und verschiedene Sorten Getränke. Man gelangte ziemlich bald in das Königreich Yeo, von den Arabern und Haussanis Yourriba (Yarriba) genannt. Das Land, welches an der Küste niedrig und einförmig ist, wird bald höher. Die Engländer fanden überall gute Aufnahme; aber schon am 27. December verschied Pearce und einige Tage darauf starben Morrisson und ein Matrose, die ihm gefolgt waren; Clapperton und Lander wurden ebenfalls von der Krankheit befallen, welche ihre Landsleute weggerafft; indeß konnten sie ihre Reise fortsetzen.

Nach Durchwanderung eines bergigen Landes erreichten sie am 23. Januar 1826 Katunga, die Hauptstadt von Yourriba. Der König empfing Clapperton auf eine sehr zuvorkommende Weise; verweigerte ihm aber die Erlaubniß, geraden Weges nach Bornu zu reisen. Als Grund dafür gab er an, daß die zu durchwandernden Länder durch Bürgerkriege zerrissen wären, und daß die Fellatah, von der einen Partei zu Hilfe gerufen, überall plünderten und mordeten.

Den 7. März brach Clapperton von Katunga nach Westen auf und wendete sich dann nach Norden, kam der Reihe nach zu mehren Neger-Häuptlingen, mit denen er sehr zufrieden war, und langte endlich in Bussa am Dialiba (Joliba), im Lande Quorra genannt, an. Als Clapperton sich bei dem Sultan nach den weißen Männern erkundigte, welche vor etwa zwanzig Jahren im Flusse umgekommen wären, antwortete dieser, daß er zu jener Zeit noch sehr jung gewesen und daß er nichts besitze, was den Weißen angehört habe. Alle Bemühungen Clappertons, Parks Bücher aufzufinden, waren fruchtlos. Man zeigte ihm die Stelle, wo das Fahrzeug dieses unglücklichen Reisenden gestrandet war und er nebst seiner Mannschaft den Tod gefunden hatte.

Beeilt, das Ziel seiner Reise vor dem Eintritte der Regenzeit zu erreichen, durchwanderte Clapperton, nachdem er den Quorra passirt, nach einander die Länder Guari und Zegzeg, welche durch innern Zwiespalt beunruhigt waren und sich gegen die Fellatahs erhoben hatten. Ob er gleich kein Hehl daraus machte, daß er zu Bello, dem Sultan der letztern, reise, so ließ man ihn doch nach Empfang einiger Geschenke ungestört seines Weges ziehen und gab ihm sogar eine Escorte mit, um ihn bis Fatticah, die erste Stadt des Gebietes dieses Sultans, zu geleiten. Er ging über die Berge von Naroa und erreichte den 20. Juli Kano, wo er einen Brief von Bello erhielt, der, von seiner Ankunft benachrichtigt, ihm zu seiner Wiederkehr Glück wünschte und ihn freundlich zu sich einlud. Verschiedene Hindernisse und namentlich das eingetretene Regenwetter ließen Clapperton nicht vor dem 15. October bei dem Sultan eintreffen. Letzterer befand sich in seinem Lager bei Kunia. Als sie zu Saccatu waren, bemerkte Clapperton eine große Veränderung in dem Benehmen des Sultans gegen ihn. Bald darauf erfuhr er durch Bellos geheimen Secretair, daß der Scheik von Bornu an diesen Fürsten geschrieben, er möchte Clapperton umbringen lassen, „weil," lautete sein Schreiben, „die Engländer, wenn man sie zu sehr ermuthige, einer nach dem andern nach Sudan kommen und sich mit der Zeit des Landes bemächtigen werden: das haben sie bereits in Bengalen gethan." Bello hatte den Vorschlag des Scheiks mit Abscheu zurückgewiesen; indeß verweigerte er Clapperton hartnäckig die Erlaubniß, seine Reise nach Bornu fortzusetzen, und erklärte ihm, daß er nur auf einem der drei folgenden Wege zurückkehren könne, nämlich entweder durch Yourriba, oder über Tombuctu, von wo aus er zu den Fellatah in Westen, den Nachbarn der englischen Factoreien, gelangen würde, oder endlich durch Agadès, Tuat und Murzuk. So viele Widerwärtigkeiten übten einen nachtheiligen Einfluß auf Clappertons, schon durch die Strapazen und die Wirkungen des afrikanischen Climas geschwächte Gesundheit aus. Einen neuen Stoß erhielt sie durch die Nachricht, daß der Sultan das Gepäck, welches er in Kano unter der Aufsicht des kranken Landers zurückgelassen, in Beschlag habe nehmen lassen. Bello hatte nicht ohne Eifersucht und Unruhe sehen können, daß der englische Reisende beauftragt war, dem Scheik von Bornu, der in diesem Augenblicke in offenen Feindseligkeiten gegen ihn begriffen, Geschenke

und unter andern Kriegsbedarf zu überbringen. Unbewußter Weise hatte Bello die Regeln des Codex befolgt, welche die britische Regierung selbst verkündet hat und die sie nie in Anwendung zu bringen verfehlt. Er hatte sich dessen bemächtigt, was eine neutrale Macht einer andern sendete, mit welcher er Krieg führte. Er ging noch weiter, er verlangte von Clapperton die Mittheilung einer Depesche von Lord Bathurst an den Scheik; aber dies wurde ihm rund abgeschlagen. Diese Vorfälle erschöpften die Kräfte des muthigen Reisenden völlig; die Dyssenterie trat zu der Krankheit, die seine Gesundheit schon seit längerer Zeit untergrub. Am 11. März 1827 hörte er auf, sein Tagebuch zu schreiben. Einige Zeit darauf, sein nahes Ende fühlend, dankte er Lander in zärtlichen Ausdrücken für seine liebevollen Dienste, nannte ihn seinen Freund und Sohn und rieth ihm, gleich nach seinem Tode, wo möglich die Küste wieder zu gewinnen und seine Papiere mit sich nach England zu nehmen. Am 11. April verschied er in den Armen seines treuen Dieners im achtunddreißigsten Jahre seines Lebens.

Einige Tage später ließ Bello Lander zu sich kommen, ertheilte ihm die Erlaubniß zur Rückkehr und gab ihm als Bezahlung für die mancherlei Gegenstände, welche er zurückbehielt, eine Anweisung auf einen Einwohner von Kano. Beim Aufbruche von dieser Stadt schlug Lander eine östlichere Marschroute ein, als die, auf welcher er gekommen; er ging über mehre kleine Flüsse, welche dem Quorra zuströmten, und sah eine Bergkeite im Osten; er war schon bis Denrorah, eine Stadt 245 Meilen (milles) südlich von Kano, gekommen und hoffte, in kurzem Funda am Quorra zu erreichen, als Boten vom Sultan von Zegzeg ihn nöthigten, seinen Weg nach Zariiah zurückzunehmen, weil der eben genannte Fürst ihn zu sehen verlange. Derselbe empfing den Reisenden sehr freundlich und schenkte ihm eine junge Negerin. Lander nahm sie an, weil er dachte, daß sie ihm von großem Nutzen seyn dürfte, und kaufte außerdem einen jungen Menschen. Am 21. Novbr. langte er glücklich in Badagry an, nachdem er dieselben Städte passirt, durch die er früher gekommen. Unterwegs bezahlte er seinen Bedarf oft mit Nadeln, Glasperlen und andern Kleinigkeiten. In Badagry wäre er beinahe das Opfer der Verrätherei einiger portugiesischen Sclavenhändler geworden; er hatte indeß das Glück, ihrer Wuth zu entgehen und schiffte sich auf einem Kauffarteischiffe nach Cap Corse ein, wo er der Negerin und dem jungen Menschen ihre Freiheit wiedergab. Den 3. Februar 1827 segelte er auf einer königlichen Corvette nach England ab, wo er den 30. April wohlbehalten wieder eintraf.

Die englische Regierung, nachdem sie Clappertons Papiere durch Lander erhalten, urtheilte mit Recht, daß Niemand zur Verfolgung der in Sudan begonnenen Entdeckungen geeigneter sey als dieser junge Mann. Demgemäß ertheilte man ihm, nachdem er sich von seinen Strapazen hinreichend erholt, die nöthigen Instructionen dazu; er nahm seinen Bruder John mit sich, und beide schifften sich den 9. Januar 1830 zu Portsmouth ein. Den 22. März waren sie in Badagry, im Monat Mai betraten sie Katunga. Der Sultan empfing Richard Lander als einen alten Bekannten und gewährte den jungen Reisenden alles, was ihre Reise durch sein Land erleichtern und befördern konnte; sie richteten sich zuerst nach Norden. Der Häuptling von Kiama in Borgu rieth ihnen, eine Stadt zu vermeiden, wo einige von den Negern, welche während der vorhergehenden Reise Clappertons Sachen getragen, zurückgeblieben wären, und der Stadthalter, der diese Spitzbuben in Schutz genommen, sich geweigert, sie auszuliefern. Die Reisenden setzten demzufolge ihren Weg nach Norden fort. Mit Ausnahme einiger Yams-Felder in der Nachbarschaft von Kiama, stießen sie während des ersten Tagemarsches auf keinen Fuß angebauten Landes. Kakafungi, die erste Stadt, wo sie Halt machten, gefiel ihnen sehr durch die Höflichkeit der Einwohner und die Reinlichkeit der Häuser. Indeß erkrankte John Lander in dieser gastlichen Stadt; man mußte ihn auf das Pferd heben; am folgenden Tage (16. Juni) verschlimmerte sich sein Uebelbefinden; zu Cubly, wo die Abenteurer einige Tage ausruheten, sprach er mehre Male irre; glücklicher Weise beschwichtigte sich das Fieber in der Nacht vom 11. zum 12. Bald darauf trafen Abgesandte des Königs von Bussa ein; sie waren beauftragt, die beiden Brüder nach der Hauptstadt zu geleiten, wo sie den 17. anlangten. Es würde unvorsichtig gewesen seyn, dem König den wahren Beweggrund zu ihrem Besuche seines Landes auseinander zu setzen, da sie wohl wußten, mit welchem eifersüchtigen Auge alle Negervölker dasjenige betrachten, was ihre Flüsse anlangt. Richard sagte ihm daher, daß er durch Yaouri nach Bornu zu gehen beabsichtige, und bat ihn um seinen Schutz bei Durchwanderung dieser Staaten; er erhielt eine befriedigende Antwort.

Vor ihrem Aufbruche kam der König in Begleitung eines Mannes zu ihnen, der ein Buch unter dem Arme trug. Er sagte den Reisenden, daß dasselbe aus dem Fahrzeuge herrühre, welches mit dem weißen Manne im Flusse untergegangen sey. Die Engländer öffneten das Buch und fanden, daß es ein nautisches Werk aus dem achtzehnten Jahrhundert war. Der Titel fehlte; zwischen den Blättern lagen verschiedene Zettel von geringfügiger Bedeutung. Der König und der Eigenthümer des Buches ärgerten sich nicht wenig, als ihnen die Reisenden, welche sich ebenfalls in ihren Erwartungen getäuscht fanden, erklärten, daß dies nicht sey, was sie suchten, und daß sie daher die versprochene Belohnung nicht geben könnten. Der Eigner wickelte seinen Fund sorgfältig in ein großes baumwollenes Tuch und nahm es wieder mit, denn er schätzte es wie einen einflußreichen Hausgott. Auf diese Weise schwand jede Hoffnung, in Bussa das Tagebuch oder die Papiere Mungo-Parks wieder zu finden.

Den 23. Juli brachen die beiden Engländer zu Pferde auf, am nächsten Tage schifften sie sich ein, um den Quorra hinauf zu fahren. Den 27. stiegen sie am linken Ufer aus und erreichten zu Lande Yauri. Der Stadthalter zeigte sich sehr übel gelaunt; er hatte von vorn herein den Reisenden Lebensmittel gesendet; plötzlich hörte er auf, sie damit zu versorgen, und diese sahen sich in einer sehr bedrängten Lage, weil ihre Quellen fast erschöpft waren. Die Nadeln hatten keinen großen Werth in Yaouri; die letzte Reise der Engländer im Jahre 1826 hatte das Land damit überschwemmt. Uebrigens waren die, welche die beiden Brüder mitbrachten, trotz den pomphaften Ankündigungen auf ihrem Umschlage und den Lobpreisungen seitens der Fabrikanten in den Tageblättern, schlecht und mangelhaft. Man gab den Engländern sehr viele zurück, welche keine Löcher hatten, sie mußten sie geradezu wegwerfen. Die beste und fast einzige Zuflucht der beiden Brüder bestand in vergoldeten und versilberten Knöpfen.

Der Krieg in den östlich und südlich gelegenen Ländern Yaouris hinderte den Statthalter, ihnen die Erlaubniß zu geben, in diesen Richtungen zu reisen. Sie nahmen den 1. August Abschied von ihm und trafen den 5. wieder in Bussa ein. Nach den Hinhaltungen und Verzögerungen, welche fast jedes Geschäft in Afrika begleiten, schifften sich Richard und John Lander am 30. Septbr. zu Pataschie in einer Pirogue ein und fuhren den Quorra hinab. Seine Ufer waren hoch und ziemlich steil, sein Wasser schien tief und frei von Klippen zu seyn; seine Breite wechselte zwischen einer und drei Meilen (milles). Hierauf wurde das Land niedriger; einige Dörfer von elendem Aussehen waren auf den Ufern des Flusses ausgestreut. Dichtlaubige Bäume breiteten ihren Schatten darüber; alles zeigte, daß der Boden von einer zahlreichen Bevölkerung gut angebaut war. Hier und da sah man Handel treibende und stark bevölkerte Städte; große Piroguen mit Hütten in der Mitte des Decks, worin die Handelsleute mit ihrer Familie wohnten, schaukelten sich auf dem Flusse; er strömte nach Südost. Unterhalb Babschebo, eine große Stadt auf der rechten Seite, theilt er sich in zwei Arme. Der Anblick seiner Ufer ist großartig; aber es fehlt der schönen Landschaft, obgleich nicht arm an Bewohnern, jenes Leben, welches die civilisirten Gegenden Europas verschönert. Die Ruderer, welche man in einer Stadt mitgenommen, kehrten jedesmal, wenn man in einer andern anlangte, nach Hause zurück; es war nicht immer leicht, sogleich neue zu erlangen, weil diese Leute sich nicht gern allzuweit von ihrer Heimath entfernen.

Die Reisenden fanden eine sehr freundliche Aufnahme bei dem Oberhaupte der Insel Madsche. Ein wenig weiter abwärts ist das Flußbett von andern Inseln unterbrochen, deren eine den Berg Kesa bildet, welcher sich 300 Fuß hoch erhebt und sehr steil ist. Sein eigenthümlicher Anblick macht ihn zu einem Gegenstande abergläubischer Ehrfurcht für die Neger. (Taf. 15. Abbild.)

Die jungen Engländer gingen nicht so oft an das Land, als sie es wohl wünschten, da sie aus Erfahrung wußten, daß ihre Besuche bei Personen von einiger Wichtigkeit sehr kostspielig waren. Die Fahrt war sehr heiter und lebendig; man begegnete fortwährend Piroguen; die Männer ruderten und die Frauen sangen zur Guitarre; der Anblick der Weißen verursachte bei allen diesen Negern eine Ueberraschung, die sie durch ihre Ausrufungen ausdrückten.

Am 19. kamen die Engländer vor der Mündung des Cudenia, eines Beiflusses des Kuarra zur Linken, vorüber; Richard Lander hatte ihn vorher in dem obern Theile seines Laufes überschritten. Das Land schien sich an beiden Seiten bedeutend zu heben, doch konnten sie nach Egga, einer großen Stadt am rechten Ufer, nur durch die Fahrt über einen tiefen und sehr breiten Sumpf gelangen. Es lagen vor dieser Stadt viele große Piroguen mit Waaren und Lebensmitteln. Die beiden Brüder wurden daselbst sehr wohl aufgenommen, aber durch die Neugierde der Bewohner, die sich an ihnen nicht satt sehen konnten, sehr belästigt. Man ließ ihnen keinen Augenblick Ruhe mit Schreiben von Amuletten; wenigstens begleitete man diese Forderungen mit einem Geschenke von Eßwaaren. Viele Neger von Egga trugen Zeuge aus Benin und den portugiesischen Besitzungen, woraus die Reisenden schlossen, es müsse eine lebhafte Verbindung zwischen dieser Stadt und dem Meerbusen von Guinea stattfinden.

Weiterhin bemerkten die Engländer, daß die Ufer des Flusses sich immer mehr hoben. Am 22. hielten sie bei Kacunda an, einer großen Stadt am rechten Ufer, in ähnlicher Lage wie Egga, wo sie ebenfalls sehr gut aufgenommen wurden. Darüber hinaus wendet sich der Fluß nach S. Bald befanden sich die Reisenden zwischen hohen Gebirgen. Abends und während der Nacht verkündeten die Lichter, die sie an jedem Ufer erblickten, daß das Land stark bewohnt seyn müsse. Am 25. früh sahen sie links die Mündung des Schary oder Tschadda. Palmen fingen an die Ufer des Kuarra zu schmücken; rechts zeigte sich ein bequemer Landungsplatz; man legte da an und schlug schnell ein Zelt auf, weil das Wetter drohend aussah. Ueberreste von erloschenem Feuer und andere Spuren verriethen, daß der Ort kurz vorher von einer zahlreichen Schaar besucht worden war. Dauben von Pulverfässern zeigten, daß die Eingeborenen mit den Europäern in Verbindung ständen. Drei Personen, die auf Entdeckungen ausgingen, kamen in ein Dorf, wo sich nur Frauen befanden; diese verstanden natürlich die Sprache der Fremden nicht und entflohen erschreckt in die Wälder, wo die Männer arbeiteten. Kaum hatten die Drei ihre Erzählung beendigt, so zeigte sich eine zahlreiche Schaar mit Flinten, Bogen, Pfeilen und Zagaien bewaffneter Neger; zum Glück hatten die beiden Weißen Zeit, sie kommen zu sehen und einen entscheidenden Entschluß zu fassen; sie gingen dem Führer der Schaar allein entgegen, warfen ihre Pistolen weg und machten alle erdenkliche Geberden, um einen Angriff zu verhindern. Das gelang ihnen denn auch und der Friede war bald, durch die Vermittlung eines Alten, wieder hergestellt, der die Sprache von Haussa verstand und als Dolmetscher diente. Die Neger brachten Lebensmittel zum Geschenke und ihr Häuptling gab den Reisenden 8000 Cauris. Dieses Dorf war Bocqua, ein berühmter Stapelplatz, von welchem die Brüder Lander viel hatten sprechen hören. Der Häuptling versicherte, sie hätten nichts zu fürchten, wenn sie den Fluß hinabführen, sie möchten aber Atta vermeiden, eine große Stadt am linken Ufer, weil es dem Könige einfallen könnte, sie länger als es ihnen lieb seyn werde bei sich zurückzuhalten. Am 26. schifften sie sich wieder ein. Der Kuarra strömte noch immer zwischen hohen Bergen; sie erblickten Atta, dann aber bemerkten sie nur Wälder an beiden Seiten und in einer Ausdehnung von etwa 80 Meilen keine einzige Hütte. Der Fluß wendete sich nach SW.; bald erweiterte sich das Thal; die Berge wichen rechts und links zurück; die Ufer des Kuarra, namentlich auf der letztern Seite, senkten sich und wurden sumpfig; dichte Gebüsche bedeckten sie; ein Arm trennt sich von dem Flusse ab und fließt nach SO. Dann bemerkte man Piroguen und Wohnungen; alle Neger sahen erschrocken aus. Man denke sich die Ueberraschung der Engländer, als sie am 27., während sie an einem großen Dorfe vorüberfuhren, einen Mann in englischer Soldatenuniform hörten, der sie in der Sprache des Vaterlandes aufforderte anzuhalten; sie achteten nicht auf diese Worte, aber ein Dutzend Piroguen verfolgte und nöthigte sie, an's Land zu gehen, um dem Könige von Damaggu ihre Ehrfurcht zu erweisen. Dieser Häuptling nahm sie wohl auf, tractirte sie und ließ sie erst am 4. Novbr. weiter ziehen. Sie begaben sich in eine Pirogue, die er ihnen lieferte; ihre Leute befanden sich in jener, deren sie sich vorher bedient hatten. Die Nacht über blieb man in einem ziemlich volkreichen Dorfe, das einen bedeutenden Handel mit Palmöl treibt. Um durch die gewöhnliche Langsamkeit der Neger nicht aufgehalten zu werden, setzte sich jeder der Brüder in eine besondere Pirogue. Richard entfernte sich zuerst, gegen sieben Uhr früh, von dem Ufer; bald kam er vor Kirri, einem großen Markte am rechten Ufer, vorüber; ein Arm des Flusses strömt von da nach W. Viele große Piroguen, angefüllt mit Menschen und geschmückt mit Fähnchen auf langen Bambusstäben, befanden sich längs des Ufers; man achtete indeß nicht darauf und fuhr weiter den Fluß hinunter. Kurze Zeit nachher bemerkte man etwa funfzig Piroguen, die heraufkamen. Richard Lander gesteht, daß er mit einem gewissen Stolze die englische Flagge darunter erkannte. Seine Freude war indeß nicht von langer Dauer; sobald die erste Pirogue herangekommen war, winkte ihn ein großer Mann von schlechtem Aussehen zu sich; das Aussehen desselben und aller Begleiter, die gut bewaffnet waren, benahm ihm die Lust dazu; alsbald hörte er Trommeln wirbeln und Flinten richteten sich nach ihm. Es gab kein Mittel zu entfliehen oder sich zu vertheidigen; jede feindliche Pirogue hatte eine Kanone vorn, sowie jede Art von Angriffs- und Enterwaffen.

In einem Augenblicke sah Richard Lander sein Boot bestiegen und geplündert; er legte auf den Führer an; aber drei feindliche Neger sprangen auf ihn, nahmen ihm seine Flinte und zogen ihm einen Theil seiner Kleidungsstücke aus. Andere Banditen versuchten, die Frau eines seiner Neger fortzubringen, und nun kannte die Wuth keine Grenzen mehr; er ermunterte seine Leute, sich zu bewaffnen und sich aufs Aeußerste zu vertheidigen. Er befreite auch wirklich die Frau und der Mann derselben erschlug den Räuber mit einer Keule von Eisenholz.

Da die Räuber sich nach Kirri zu wenden schienen, so folgte man ihnen. Unterwegs wurde man in englischer Sprache von dem Führer einer großen Pirogue angerufen, der den jungen Reisenden aufforderte, zu ihm zu kommen. Lander folgte dieser Einladung und wurde sehr gut behandelt. Einen Augenblick nachher, als er sich umsah, bemerkte er seinen Bruder, dessen Pirogue ebenfalls geplündert worden und der beinahe ertrunken war, weil man mit solcher Heftigkeit an seine Pirogue anfuhr, daß sie fast sank; er war zu einer andern geschwommen, auf der sich Leute von Damaggu befanden. Alle Piroguen fuhren nach Kirri; die Neger gingen an das Land und nöthigten die beiden Weißen, an Bord zu bleiben. Die Unglücklichen waren fast nackt und so der Sonnengluth ausgesetzt. Ein Mallam von Fundah richtete einige tröstende Worte an sie; auch Einwohner von Damaggu nahmen an ihrem Unglücke Antheil; Frauen brachten ihnen Bananen und Cocusnüsse.

Einige Augenblicke nachher sagte ihnen der Mallam, sie möchten kommen und ihre Habseligkeiten nachsehen, die man in den Piroguen der Räuber wiedergefunden hätte; die Koffer waren voll Wasser; ein großer Sack war aufgeschnitten und fast ganz ausgeleert worden. Mit einemmale hörte man Geschrei und Waffengeräusch; die Männer zogen ihre Säbel und eilten dahin, woher der Tumult kam; die Frauen entflohen nach dem Flusse. Die beiden Weißen, die fürchteten, in diesem Tumulte

niedergedrückt zu werden, begaben sich mit den Fliehenden in die Pirogen und entfernten sich vom Lande. Dieser Lärm war durch Neger von Eboe veranlaßt worden, die einen Einfall gemacht hatten, um die aus dem Wasser gezogenen Gegenstände zu rauben. Die Bewohner von Kirri trieben sie aber zurück.

In dem Palaber (der Rathsversammlung), der darauf gehalten wurde, sprachen muselmännische Priester mit so vieler Wärme und Kraft für die beiden Europäer, daß diese bei Sonnenuntergange an das Land beschieden wurden und man ihnen in folgenden Ausdrücken das Resultat dieser Berathung mittheilte: „Man wird Euch wiedergeben, was aus dem „Wasser gezogen worden ist; die Person, welche den Angriff begann, soll „den Kopf verlieren, weil sie ohne Erlaubniß des Häuptlings handelte. „Ihr müßt Euch als Gefangene betrachten; Ihr werdet Morgen zu „Obieh, dem Könige von Eboe, gebracht werden; er wird ein Verhör mit „Euch anstellen und über Euch entscheiden." Die jungen Reisenden hörten diese Entscheidung mit vieler Freude und dankten Gott, sie wohl und gesund erhalten zu haben. Sie hatten alles verloren.

Obieh behandelte sie freundlich. Nachdem er sich die Ursache hatte auseinandersetzen lassen, die sie zu ihm brachte, willigte er ein, sie frei zu lassen, vorausgesetzt, daß die englischen Capitaine an der Küste das Lösegeld für sie zahlten, das er auf den Werth von 20 Sclaven in Waaren festsetzte. Der Sohn eines Königs in der Nähe der Mündung des Rio Nun, des Hauptarmes des Kuarra, versprach für die Summe zu stehen, wenn die Gefangenen ihm eine ziemlich starke zahlten. Richard Lander willigte ein, ihm eine Anweisung auf einen englischen Capitain zu geben. Unter dieser Bedingung wurde er freigelassen und am 12. Nov. schifften sie sich mit ihren Leuten in einer großen Pirogue wieder ein. Am 14. kam man in einen kleinen Arm des Flusses, der sich links wendete, und bald spürten die Reisenden zu ihrer großen Freude die Bewegung der Ebbe und Fluth. Man begegnete bald dem Könige, der in einer Pirogue seinem Sohne entgegengefahren war. Er brachte die jungen Reisenden in seine Hauptstadt, die sie als den schmuzigsten, elendesten und schrecklichsten Ort beschreiben, den man sehen könne. Der Monarch verlangte von ihnen die Bezahlung der Abgabe, welche alle Weiße entrichteten, welche in den Fluß kämen, und da er durchaus darauf bestand, so gab ihm R. Lander eine Anweisung auf einen Capitain, der am Eingange des Flusses vor Anker lag. Dann reiste der junge Mann mit einem seiner Leute ab; sein Bruder und die Andern sollten bleiben, bis die Waaren an den König abgeliefert seyn würden. Am 18. war er seit einer Viertelstunde in den Rio Nun gelangt, als er eine englische Brigg vor Anker liegen sah. Er ging an Bord; der Capitain hatte sich eben erst von einem heftigen Fieberanfalle erholt; Lander nannte sich und ließ ihm seine Instructionen von einem Manne vom Schiffe vorlesen; dann bat er, ihn loszukaufen und seinen Bruder, und versicherte, alles, was er für sie auslege, werde sicherlich von der britischen Regierung wiedererstattet werden. Zu seiner Ueberraschung und höchster Bestürzung weigerte sich aber der Capitain, auch nur einen Shilling herzugeben, und schwur troz seiner Krankheit und seiner Schwäche auf die entsetzlichste Weise.

Lander machte noch einen Versuch bei dem Capitain, erhielt aber nichts zur Antwort, als: „Bringen Sie Ihren Bruder und Ihre Leute an Bord, ich werde sie mitnehmen; aber, wie ich Ihnen schon gesagt habe, erhalten können Sie von mir auch nicht einen Flintenstein." Zum Glück ließ sich der Neger von Lander überreden, den Bruder desselben und die Reisegefährten zu holen; er brach sehr unzufrieden auf, vollzog jedoch treu seinen Auftrag und am 24. früh befanden sich die beiden Brüder beisammen an Bord des englischen Schiffes. Sie versprachen dem Neger, er solle gewiß erhalten, was man ihm schuldig sey, und dies Versprechen ist erfüllt worden.

Am 27. fuhr das Schiff über die Barre des Rio Nun, und am 1. Decbr. landeten die jungen Reisenden zu Clarence Cove auf der Insel Fernando Po. Am 20. Jan. 1831 schifften sie sich von neuem auf einem englischen Kriegsschiffe ein, das nach Rio Janeiro fuhr, und am nächsten 9. Juni langten sie in Portsmouth an.

Die britische Regierung und die geographische Gesellschaft von London belohnten die jungen Reisenden reichlich, welche ein lange bestrittenes Problem gelöst, nämlich die Mündung jenes Flusses gefunden hatten, der seit den ältesten Zeiten unter dem Namen des **Niger** bekannt war, und dem die Neger verschiedene Namen beilegen, wie Dialiba, und Kuarra, ehe er sich in mehrere Arme theilt, um das große Delta zu bilden, durch welches er in den Meerbusen von Guinea gelangt. Mehre dieser Mündungen sind noch nicht erforscht, und die Ungesundheit des niedrigen und sumpfigen Landes, durch welches die vielfachen Verzweigungen des Flusses strömen, wird noch lange dem Eifer der kühnen Männer, welche in demselben hinauffahren wollen, große Schwierigkeiten entgegensetzen.

Kaufleute aus Liverpool gedachten aus der Entdeckung Landers Nuzzen zu ziehen. Eine Gesellschaft rüstete zwei Dampfschiffe aus; der Kuarra von 150 Tonnen war von Holz erbaut; der Alburka von 56 Tonnen dagegen von Eisen und ging nur 3 Fuß in Wasser; eine Brigg von 160 Tonnen sollte diese Schiffe begleiten und an der Mündung des Rio Nun bleiben, um die Waaren aufzunehmen, die man einhandelte. R. Lander leitete diese Expedition; sein junger Bruder wollte sich den Zufällen dieser neuen Reise nicht wieder aussetzen. Die Schiffe brachen von Liverpool Ende Juli 1832 auf und langten vor der Mündung des Rio Nun am 19. Octbr. an. Am 27. begannen die Dampfböte den Fluß hinaufzufahren, was indeß nicht ohne Widerstand von Seiten der Häuptlinge geschah; diese zogen ihren Hauptgewinn aus dem Sclavenhandel und bemühten sich natürlich, eine Expedition scheitern zu lassen, die in das Innere eindringen und nur Palmenöl, Elfenbein, Leder, Gold, kurz andere Erzeugnisse dieser Gegenden einhandeln, und überdies den Bewohnern europäische Waaren viel billiger liefern wollte, als sie von den Handelsleuten an der Küste verkauft wurden. Man hatte Negerlotsen an Bord genommen, um den Fluß hinauffahren zu können. Einer der Häuptlinge trug einem derselben auf, das Schiff scheitern zu lassen. Man gelangte indeß am 7. Novbr. nach Eboe, ohne daß man eine Person verloren hatte; man mußte jedoch ein Dorf zerstören, das 30 Meilen weiter unten lag; die Einwohner desselben hatten die Fahrzeuge hindern wollen, vorüberzufahren, und es mußte ein Beispiel statuirt werden. Nichts destoweniger nahm der König von Eboe die Engländer gut auf und es wurden von beiden Seiten Geschenke gegeben. Man nahm Lebensmittel ein und am 9. gelangte man zu einer großen Erweiterung des Flusses, die Lander für einen See gehalten hatte; die Breite beträgt ungefähr 1500 Toisen und die Tiefe 42 Fuß.

Zwei Tage nachdem man Eboe verlassen, fingen Krankheiten an sich auf den Schiffen zu zeigen; am 5. Decbr. hatte der Kuarra 14 Mann verloren und der Alburka 3. Dieser Unterschied in der Sterblichkeit auf beiden Schiffen wurde der Kühle zugeschrieben, die auf dem Alburka des Eisens wegen herrschte, aus dem er bestand. Der König von Atta nahm die Engländer sehr schlecht auf, und die Priester boten alle mögliche Zaubereien auf, um sich der Fortsetzung der Fahrt zu widersezzen. Man erbot sich vergebens, europäische Waaren für Elfenbein zu geben.

Dann gelangte man nach Bocqua, einer kleinen Stadt, die Lander vorher am rechten Ufer gesehen hatte, die aber nach einer Plünderung durch einen feindlichen Volksstamm auf das entgegengesetzte Ufer verlegt worden war. Die neue Stadt hatte wie die alte einen Markt auf dem Flusse; ein Umstand, der erwähnt zu werden verdient, und der beweist, daß die höchste Rohheit und Civilisation oft zusammentreffen, ist, daß dieser Markt auf neutralem Gebiete gehalten wird, in einer Art Freihafen, wohin die Stämme, die unter feindlichen Königen stehen, ohne sich einer Gefahr auszusetzen, Tauschwaaren bringen. Die hauptsächlichsten bestehen in Schurzen, Pferden, Ziegen, Schafen, Reis, Hirse, Butter und andern Eßwaaren.

Ueber Atta ist die Fahrt auf dem Flusse höchst schwierig, weil sich häufig Felsenstücke in ihm befinden. Der Kuarra (Quorra) fuhr mehrmals auf und mußte endlich sechs Monate an einer Stelle liegen. Der Alburka, der weniger tief in Wasser ging, war glücklicher und gelangte bis zur Verbindung des Tschadda und des Kuarra. Indeß verringerte die Sterblichkeit die Mannschaft sehr. Neger-Matrosen, die man in Sierra Leone eingenommen hatte, und welche man Krumen nennt, widerstanden der Geißel, welche die Weißen hinraffte, und zeigten sich auch immer treu. Der Capitain des Kuarra, der Langeweile an Bord empfand, machte im Monat Februar 1833 einen Ausflug bis Fundah, einer wichtigen Stadt an dem Tschadda. Er suchte vergebens ein Comptoir in Fundah anzulegen; der König verbot ihm, mit seinen Unterthanen in Verbindung zu treten; sonst behandelte er ihn nicht schlecht. Bei der Rückkehr an Bord fand der Capitain sein Schiff wieder flott; aber die Mannschaft hatte sich bis auf zwei kranke englische Matrosen verringert. Lander, der auf einem Boote weiter gefahren, war bis Egga gekommen und dann an die Mündung des Flusses zurückgekehrt, um neue Waaren von der Brigg zu holen. Dann begab er sich bis Fernando Po. Später fuhr er wieder in einer Pikogue den Fluß hinauf, bis er am 21. Juli 1833 den Capitain des Kuarra traf, der nach der Küste zurückkehrte. Man kam überein, daß der letztere seine Fahrt fortsetze, Lander aber mit dem Alburka, wo möglich, bis Rabba und selbst bis Bussa fahre. Der junge Mann rechnete fest auf das Gelingen seiner Pläne und hoffte, ununterbrochene Verbindungen zwischen seinem Vaterlande und jenen Binnenländern Afrikas einzuleiten.

Zu Ende des Jahres sah er Fernando Po wieder; der Gouverneur dieser Niederlassung lieh ihm eine große Schaluppe und er schiffte sich auf einem Cutter nach Rio Janeiro ein. Hier verließ er das Schiff und ging mit seinen Waaren auf die Schaluppe. Er hatte den Plan, den Alburka wieder zu erreichen, den er einige Wochen vorher abgeschickt hatte. Er war schon über 300 Meilen weit mit Mühe gegen die Strömung gefahren; er und seine Leute befanden sich wohl. Plötzlich wurden sie aber von Flintenschüssen aus einem Gebüsche überfallen; drei Mann blieben sogleich todt und vier wurden verwundet. Unter diesen befand sich auch Lander. Vor dem Angriffe war die Schaluppe auf den Sand gerathen und die Leute waren an das Land gegangen, um sie flott zu machen. Sie waren demnach genöthigt, um sich zu retten, in ein Boot zu springen, das der Schaluppe folgte, und so schnell als möglich zu fliehen. Kriegspirogen mit vielen Menschen verfolgten sie fünf Stunden lang bis in die Nacht und schossen fortwährend auf sie. Die Engländer erreichten endlich die Mündung des Rio Nun, und am 27. Jan. landeten sie zu Fernando Po. Lander starb daselbst, trotz dem Beistande, den ihm der Commandant angedeihen ließ, am 5. Febr. 1834. Man vermuthet, europäische Handelsleute, die beim Sclavenhandel betheiligt, möchten dem Morde dieses muthigen Reisenden nicht fremd gewesen seyn. Alle seine Papiere gingen verloren.

Unter den verschiedenen Unternehmungen, die wir erwähnt haben, hatten mehre die durch Erzählungen arabischer Reisender so berühmte Stadt Timbuctu zum Ziele. Im Jahre 1826 gelangte Laing, dessen Reise zu den Quellen der Rokelle wir erwähnt haben, nach Timbuctu, aber mißhandelt, verwundet und geplündert von den Nomaden der Wüste, welche die Caravane anhielten, mit der er von Tripolis aufgebrochen war. Sein Diener war von diesen Barbaren ermordet worden. Die Mauren der Caravane Laings hoben ihn auf und brachten ihn endlich wieder zum Leben. Sobald er zu Bewußtseyn gekommen, setzten sie ihn auf sein Kameel. Er erholte sich langsam, genaß aber endlich doch in Folge der Pflege eines Tripolitaners in Timbuctu, dem man ihn übergeben hatte. Während seines Aufenthaltes in der Stadt wurde er nicht belästigt; er konnte frei umhergehen, selbst in die Moscheen. Er machte einen Ausflug bis an das Ufer des Dialiba, der in geringer Entfernung südlich von der Stadt fließt, und richtete seine Weiterreise so ein, daß er diesen Fluß bis Sego hinaufging; von da würde er zu den französischen Comptoirs am Senegal gekommen seyn, kaum aber hatte er seinen Plan den Fulahs an den Ufern des Dialiba mitgetheilt, als alle erklärten, sie würden es nicht zugeben, daß ein Nazarah ihr Gebiet betrete, und wenn er es versuche, solle er es bereuen. Laing wählte, als er sah, daß sein ursprünglicher Plan zu gefährlich sey, einen andern Weg in der Hoffnung, sich einer Caravane von maurischen Handelsleuten anzuschließen, die Salz nach Sansanding brachten; nachdem man aber fünf Tage nach N. von Timbuctu gereist war, traf die Caravane auf eine Horde unter der Führung eines fanatischen Alten, der Laing unter dem Vorwande festhielt, er sey ohne seine Erlaubniß in sein Gebiet gekommen; dann wollte er ihn nöthigen, den Islam anzunehmen. Laing, der zuviel auf den Schutz des Paschas von Tripolis vertrauete, der ihn allen Scheiks der Wüste empfohlen hatte, weigerte sich und blieb unerschütterlich. Der Scheik ließ ihn deshalb endlich von Negersclaven erdrosseln. Die Instrumente Laings, seine Papiere und die wenigen Waaren, die er noch besaß, wurden geraubt.

René Caillié, ein Franzose aus Mauzé in der Vendée, war glücklicher als Laing. Er trieb Handel am Senegal, aber der Gedanke, das Innere von Afrika zu besuchen, beherrschte alle andern. Zuerst begab er sich in die englischen Niederlassungen am Gambia und nahm Theil an den Versuchen Greys und der Gefährten desselben; als er an den Senegal zurückgekommen, begab er sich zu den Bracknas, die an den Ufern desselben leben. Als er sich überzeugt hatte, daß er von dieser Seite nichts bewirken könne, begab er sich nach Kakondy an dem Rio Nunez, legte die Kleidung eines Muselmannes an und schloß sich am 19. April 1827 einer Caravane Mandingos an, die sich nach dem Dialiba begab. Er erzählte den Mandingos, er sey in Aegypten von arabischen Eltern geboren und in seiner frühesten Kindheit von Soldaten der französischen Expedition mit in das Land derselben genommen, später aber an den Senegal gebracht worden, um da die Handelsgeschäfte seines Herrn zu betreiben, der ihm endlich die Freiheit geschenkt habe. „Da ich nun frei bin und hingehen kann, wohin ich will, wünsche ich natürlich, nach Aegypten zurückzukehren, um meine Familie wiederzusuchen und den muselmännischen Glauben wieder anzunehmen." Caillié war von einem Führer und einem Fulah begleitet, der sein bescheidenes Gepäck trug. Er ging über den Fulah-Diallon und gelangte am 3. August in das Dorf Timé, wo ihn Krankheit fünf Monate aufhielt.

Als er derselben, dem Scorbute, endlich entgangen war, brach er am 9. Jan. 1828 wieder auf und begab sich zu Lande bis Dschenné. Diese Stadt liegt auf einer Insel, kann 2½ Meile im Umfange haben und ist von einer Erdmauer umgeben, die schlecht gebaut, 10 Fuß hoch und 14 Zoll dick ist. Die von Backsteinen erbauten Häuser sind so groß wie jene in den europäischen Dörfern; die meisten haben eine Etage und ein Terrassendach. Die Gemächer erhalten Licht und Luft nur durch die Fenster, welche auf einen Hof gehen. Die Mauern sind, besonders auswendig, gut mit Sand berappt, denn an Kalk fehlt es. Eine Treppe im Innern führt auf die Terrasse hinauf; einen Schornstein giebt es nicht und oft kochen die Sclaven im Freien. Die Straßen sind nicht gerade, doch ziemlich breit für ein Land, in welchem man den Gebrauch der Wagen nicht kennt; acht bis neun Personen können neben einander gehen; sie sind dabei sehr reinlich und werden alle Tage gekehrt. Da Dschenne 7 bis 8 Fuß hoch liegt, so wird es von den periodischen Ueberschwemmungen des Flusses nicht betroffen; auf einer großen Moschee von Erde stehen zwei massive nicht eben hohe Thürme, an denen Millionen Schwalben nisten, was einen unerträglichen Gestank verbreitet. Eine große Anzahl Bettler, Blinder und Kranker sucht eine Zuflucht im Schatten der Bäume umher.

Mandingos, Bambaras, Fulahs bilden die Bevölkerung von Dschenne, die Caillie auf 10,000 Seelen schätzt. Auch viele Mauren leben daselbst. Man spricht da die diesen vier Nationen eigenen Idiome und überdies einen besondern Dialect, welcher kissur heißt und bis Timbuctu gebräuchlich ist. Alle Einwohner sind Muselmänner, und wenn die heidnischen

Bambaras dahin kommen, müssen sie das Gebet verrichten, weil sie sonst von den Fulahs mißhandelt werden würden, welche die zahlreichsten und fanatischsten sind. Die Frauen zeigen sich jedoch öffentlich unverschleiert; sie essen aber nie mit ihren Männern, nicht einmal mit ihren männlichen Kindern.

Nur die Schrift der Araber ist in Gebrauch; fast alle können lesen, aber sehr wenige verstehen die Sprache. Es giebt Schulen, in denen man den Koran lesen lehrt. Der Handel ist sehr lebhaft in Dschenne; Caillie verwunderte sich über die Menge, die sich auf dem Markte befand, der mit allen zum Leben nothwendigen Eßwaaren reichlich versehen war. Sie werden dahin gebracht von den Bewohnern der benachbarten Dörfer, welche Salz und andere Gegenstände einkaufen; die europäischen Waaren sind sehr theuer; fast alle hielt der Reisende für englisches Fabrikat, doch sah er auch einige französische Flinten. In den Straßen traf er viele Herumträger, die wie in Europa ihre Waaren ausriefen. Alle Tage kommen Caravanen an und gehen ab.

Am 23. Mai begab sich Caillié auf ein großes Boot, das den Dialiba hinabfuhr. Von Dschenne an enthält dieser Fluß eine große Anzahl Inseln bis zum See Debo oder Dibbie, der ziemlich groß ist und ebenfalls einige Inseln enthält. Der Dialiba, der bis zu seinem Ausflusse aus dem See, nach NO. geflossen ist, wendet sich dann nach O. durch Sümpfe bis nach Cabra, einem großen Dorfe auf einem Hügel, der es vor den Ueberschwemmungen in der Regenzeit schützt. Ein kleiner Canal führt nach Cabra; er ist aber in gewöhnlicher Zeit nur für kleine Pirogen befahrbar; die andern müssen in dem Hafen an dem Ufer des Dialiba bleiben. Die Waaren werden auf Eseln und Kameelen von Cabra nach Timbuctu gebracht.

Am 20. April mit Sonnenuntergange gelangte Caillié nach Timbuctu, „jener geheimnißvollen Stadt, dem Gegenstande der Forschungen der civilisirten Nationen Europas. Ich empfand ein unaussprechliches Gefühl von Zufriedenheit, wie nie vorher, und meine Freude war außerordentlich groß. Aber ich mußte die Aeußerungen derselben unterdrücken. Uebrigens erkannte ich bald, daß der Anblick, der sich meinen Augen darbot, meinen Erwartungen nicht entsprach; ich hatte mir eine andere Vorstellung von der Größe und dem Reichthume dieser Stadt gemacht; sie zeigt auf den ersten Anblick nur einen Haufen schlecht gebauter Erdhäuser; nach allen Seiten hin sieht man nur unermeßliche Ebenen von beweglichem Sande, der weißgelb ist. Der Himmel hat am Horizonte eine blaßrothe Farbe; alles ist traurig in der Natur; die größte Stille herrscht; man hört den Gesang keines einzigen Vogels. Indeß hat es auch etwas Imposantes, eine große Stadt mitten im Sande zu sehen, und man bewundert die Anstrengungen, die ihre Gründer aufgewendet haben müssen. Timbuctu wird vorzugsweise von Negern der Kissur-Nation bewohnt; viele Mauren haben sich ebenfalls da niedergelassen und treiben Handel; später kehren sie in ihre Heimath zurück, um friedlich und ruhig dort zu leben; sie haben einen großen Einfluß auf die Eingeborenen. Der König oder Gouverneur ist ein von seinen Unterthanen sehr geachteter und in seinem Leben sehr einfacher Neger. Wie viele andere Häuptlinge dieser Länder ist er Kaufmann und sehr reich; seine Vorfahren hinterließen ihm ein ansehnliches Vermögen.

„Timbuctu kann 3 Meilen im Umfange haben und gleicht Dschenne sehr. (Taf. 14. Abbild.) Die Stadt hat sieben Moscheen; ihre Einwohnerzahl beträgt höchstens 12,000 Seelen; die Caravanen, die sich da aufhalten, steigern augenblicklich diese Zahl; sie hat keine andern Hilfsquellen als ihren Salzhandel und bezieht von Dschenne alles, was zum Lebensunterhalte nöthig ist. Die Caravanen, die von Tripolis und Marocco kommen, bringen alle Arten europäischer und asiatischer Waaren mit, die dann nach den andern Ländern Sudans verschickt werden.

„Die Einwohner sind in ihrer Kleidung und im Innern ihrer Häuser sehr reinlich; die Frauen tragen eine weite Tunica von Baumwollenzeuge und Babuschen von Maroquin; ihr Haar ist sehr künstlich geflochten. Die Reichen schmücken Hals und Ohren mit Glas- und Korallenperlen. Wie die in Dschenne haben sie einen Ring in der Nase, silberne Armbänder und Reifen von versilbertem Eisen um die Knöchel." (Taf. 14. Abbild.)

In den vierzehn Tagen, die Caillié in Timbuctu blieb, war das Wetter immer heiß und der Wind wehte fortwährend aus Osten.

Am 4. Mai brach Caillié mit der Caravane von Tafilet auf; sie bestand aus 1400 mit Waaren beladenen Kameelen; die Reisenden, die Sclaven von jedem Alter und Geschlechte eingerechnet, beliefen sich auf 400. Man zog nach N. und kam durch Arauan, eine Stadt, die einen ansehnlichen Salzhandel treibt und von Mauren bewohnt wird. Von Zeit zu Zeit traf man Brunnen mit salzigem Wasser, wo man oft Halt machte. Man litt viel von Durst. Caillié sagt, beim Anblicke der Wüste, welche den Blicken nur eine unermeßliche Fläche blendend weißen Sandes mit einem Feuerhimmel darüber zeige, hätten die Kameele in langgedehnten Tönen gebrüllt und die an die schöne Vegetation ihrer Heimath gewöhnten Negersclaven wären düster und traurig geworden. Am 29. Juni erreichte die Caravane El Harib, wo sie sich in mehre Trupps theilte, und am 23. Juli gelangte sie nach Tafilet. Caillié vermied es, durch die Hauptstadt des Reiches von Marocco zu reisen, und am 17. Septbr. gelangte er mit einem Führer nach Tanger. Delaporte, der Viceconsul Frankreichs, nahm den jungen Reisenden mit der einem muthigen Manne schuldigen Theilnahme auf.

Kapitel XIX.

Die Oasen.

Inmitten der unermeßlichen Fläche der Sahara liegen bewohnte und bebaute Strecken, die man mit Inseln vergleichen kann. Nach dem Beispiele der Alten bezeichnen wir sie mit dem Namen Oase; die Araber nennen sie Uah. Die bedeutendsten liegen in O. der Wüste. Die südlichste ist Darfur, welche 1793 von dem Engländer W. G. Browne besucht wurde. Er brach von Cairo mit der dahin abgehenden Caravane auf, durchzog die Wüste, dann die Oasen El Kargeh und Selime und erreichte am 23. Juli Wadi Mazruk, die erste Süßwasserquelle in Darfur. Die Menge des Regens und die Verwüstungen der weißen Ameisen nöthigten die Caravane, in dem Dorfe Sueini ein Unterkommen zu suchen, wo alle Kaufleute, selbst die Eingeborenen, auf die Erlaubniß des Sultans zur Weiterreise warten müssen. Browne, der mit den Handelsleuten nichts gemein hatte und in der Caravane für den Fremden des Königs galt, ersuchte den melik oder Gouverneur um die Erlaubniß, seine Reise fortzusetzen, und erbot sich, die Abgaben zu bezahlen, die man von ihm für sein Gepäck verlangen könnte; aber er war bei dem Sultan durch einen Mann aus Cairo verleumdet worden, der ihn begleitete und den man ihm empfohlen hatte. Dieser Treulose ließ dem Fürsten durch einen Einwohner von Sueini andeuten, Browne sey ein Ungläubiger, in das Land mit bösen Absichten gekommen und man werde wohlthun, wenn man ihn genau beobachte. Bald kam der Bote Brownes mit einem Schreiben des Sultans zurück, der befahl, ihn nach Cobbe, der Hauptstadt, abreisen zu lassen, wo er bleiben müsse, bis er den Befehl erhalten haben würde, vor dem Monarchen zu erscheinen. Am 7. Aug. kam Browne in Cobbe an. Alle, die ihn in Aegypten und auf der Reise gekannt hatten und die ihm einen Dienst hätten erweisen können, waren nun zerstreut. Die Darfurer, die ihn als Ungläubigen ansahen, dessen Farbe schon ein Zeichen der Krankheit und des göttlichen Zornes sey, verschmähten es, mit ihm in Verbindung zu treten. Die Aufregung zog ihm bald ein heftiges Fieber zu, das ihn an den Rand des Grabes brachte. Nach einem Monate, als er sich wohler fühlte, erhielt er die Erlaubniß, nach El Fascher zu gehen, wo sich der König befand. Das Aufhören des Regens gab ihm seine Gesundheit wieder. Er kam nach Cobbe zurück und man gewöhnte sich allmälig an seinen Anblick. Endlich im Sommer 1794, als er sich

El Tascher zum zweitenmale ging, sah er den Sultan, bot ihm Geschenke und bat vergebens um die Erlaubniß abzureisen; sie wurde ihm erst 1796 bewilligt. Während dieses langen Aufenthalts hatte man ihn den größten Theil seiner Habseligkeiten abgenommen und nur den zehnten Theil des Werthes dafür bezahlt. Aus Langeweile, die er durch nichts vertreiben konnte, kaufte er zwei Löwen, um sie zu zähmen. Am 3. März endlich reiste er mit einer Caravane ab, die erst nach vier Monaten in Syut am Nile ankam.

Darfur oder das Land Fur ist eine wahre Oase, aus mehren Gruppen bestehend, in O. von den Felsen Tega und Wanna begrenzt und von Sandwüsten umgeben. Man sieht da nur Bäche und auch diese füllen sich nur in der Regenzeit; kaum beginnt der Regen zu fallen, so bedeckt sich die vorher dürre Erde mit der schönsten Vegetation und einem reichen Grün. Der Dürra, die Bohnen, der Sesam und andere Pflanzen wachsen üppig und dienen den Einwohnern zur Nahrung. Der Tamarindenbaum ist der einzige, der eine große Höhe erreicht; die Dattelpalme erlangt nur eine mäßige Stärke. Die Kameele, die Schafe, die Ziegen und Rinder sind gemein.

Browne schätzt die Einwohnerzahl von Darfur auf 200,000 Seelen. Die Darfurer haben wolliges Haar und eine schwarze Haut. Es giebt unter ihnen Araber, die theils Nomaden sind, theils feste Wohnplätze haben, und Berbern. Alle bekennen sich zum Islam. Die Caravanen von Sudan und Aegypten machen in Darfur Halt. Der Abgang jener nach Cairo ist das größte Ereigniß im Jahre; sie hat bisweilen 15,000 beladene Kameele und 72,000 Sclaven gezählt.

Verläßt man Darfur, um nach N., nach Aegypten zu, zu reisen, so zieht man acht Tage lang in der Wüste an den Felsen hin, welche man bei Bir el Matha schief durchschneidet. Das Wasser der Brunnen ist da so salzig, daß man es nicht trinken kann. Man sammelt in der Nähe sehr weißes und festes Natron; die Handelsleute bringen es nach Aegypten, wo es theuer verkauft und zum größten Theile zum Schnupftabak mit verbraucht wird.

Man reist in vier Tagen nach El Egy, wo es ein wenig salziges Wasser giebt, und von da in fünf Tagen nach Selimeh, einer kleinen grünen Oase, deren Anblick doppelt erfreut, denn man findet da das beste Wasser auf dem ganzen Wege; aber es wächst nichts da, das zur Nahrung des Menschen dienen könnte. Die Kaufleute erzählen nach ihrer Gewohnheit viele Mährchen von einem kleinen steinernen Hause, das man da sieht und das wahrscheinlich von irgend einer der arabischen Horden erbaut wurde, die bei der Reise durch die Wüste da anhalten. Es giebt Salzgruben nördlich von Selimeh.

Zwei Tage braucht man, um bis nach Scheb zu kommen, dessen Name anzeigt, daß der Boden sehr alaunhaltig ist. Die Erdoberfläche, die an vielen Stellen sehr lehmig ist, ist mit rothen Steinen bedeckt. Man muß mehre Fuß tief in den Sand graben, um Wasser zu finden. Dieser Ort wird häufig von den Ababdes besucht, die kühne Räuber sind.

Man reist noch fünf Tage weiter, durchschneidet den Wendekreis des Krebses und gelangt nach Mogs, dem südlichsten Dorfe der Oase El Kargeh, oasis magna der Alten. Sie wurde von Poncel und Browne und neuerlich von andern Reisenden, z. B. von Cailliaud, Edmonstone, Hoskins, besucht, die sie sorgfältig beschrieben. Ihre Länge von N. nach S. beträgt 35 Stunden und die mittlere Breite 5. Sandsteinfelsen begrenzen sie in O. und W. Ihre Quellen, ihre kleinen Bäche, ihr Grün contrastiren angenehm mit dem dürren Sande, der sie von allen Seiten umgiebt. Der Thermometer steigt da bis 27 Grad. Das Clima ist im Winter sehr veränderlich, bisweilen regnet es stark. Im Sommer ist das Wasser der Quellen stark mit Eisen und Schwefel geschwängert und warm, wenn es aus der Erde herauskommt; es versiecht nie. Der Boden ist leicht, von röthlicher Farbe; man macht ihn fruchtbar durch Bewässerung, die durch kleine Canäle bewirkt wird. Die Haupternten sind Gerste und Reis. Die Datteln geben eine große Menge Früchte; die Citronen und Limonien sind ebenfalls in den eingezäumten Gärten sehr gemein.

Die Bevölkerung besteht aus Beduinen, welche der Pascha von Aegypten sich unterworfen hat. Er behandelt sie sehr mild, hebt unter ihnen keine Rekruten aus und begnügt sich mit einem Tribute.

Bisweilen erfahren sie Einfälle von Seiten der Mogrebins oder Mauren aus W. Sie haben eine minder dunkle Farbe als die Fellahs in Aegypten und scheinen bisweilen entweder von der Ungesundheit des Climas oder durch die schlechte Beschaffenheit des Wassers zu leiden. Sie verfertigen aus Palmenblättern künstlich Körbe und Decken. Die Frauen gehen nicht verschleiert.

Die Oase zeigt an verschiedenen Stellen Ueberreste von Gebäuden, die sehr alt sind und Aehnlichkeit mit denen aus dem Jahrhunderte der Pharaonen haben, theils aus neuerer Zeit herrühren, deren Zierrathen bezeugen, daß sie christliche Kirchen oder Moscheen waren. Der Tempel von Kasr el Zayan liegt auf einem Hügel und ist aus gebrannten Steinen gebaut; er hat ein sehr malerisches Aussehen. (Taf. 16. Abbild.), wenn man ihn in einem Haine von Palmen und Akazien erblickt. Man liest auf Steinstücken Ueberreste von griechischen Inschriften. Alle Sculpturen sind in ägyptischem Style, einige aber reichen nicht über die Zeit der römischen Kaiser hinaus.

Kasr Waty, eine Stunde in N. von Zayan, hat einen prachtvollen Tempel auf der Spitze eines Hügels. Er ist von einer sehr dicken, plump aus gebrannten Steinen erbauten Mauer umgeben. Der Sand hat sich an derselben aufgehäuft und ist bis in das Innere des Tempels gedrungen. (Taf. 16. Abbild.)

Weiter nach N. zeigt das Dorf El Kargeh, das ansehnlichste der Oase, die größte Anzahl von Denkmälern; der Tempel ist ganz denen in Aegypten ähnlich; man liest daran zwei lange griechische Inschriften aus der Römerzeit. Die Necropole auf einem Hügel von vulkanischem Aussehen 1¼ Meile nördlich vom Tempel, hat ihrer hohen Lage wegen dem Andringen des Wüstensandes widerstanden. Ungefähr 250 Gräber von gedörrten Backsteinen stehen in unregelmäßigen Straßen und sind nach Form und Größe verschieden; doch sind die meisten viereckig; einige haben ein plattes Dach, andere eine Kuppel. Ihr Aeußeres ist mit Pilastern und Arcaden geschmückt. Der vortrefflich erhaltene Zustand ist ein Beweis von der Trockenheit des Climas. Das Innere ist durchwühlt worden; die Gemächer sind mit Stücken von Mumienbändern bestreut. An den Wänden bemerkt man kaum lesbare Inschriften in koptischer, griechischer und arabischer Sprache, und griechische Kreuze. (Taf. 16. Abbild.)

Drei Wege führen von der Oase El Kargeh nach N. und O. nach Aegypten; ein vierter wendet sich nach W., zuerst über die Wüste, dann durch eine felsige und strile Schlucht, wo man die Ruinen des Tempels von Ain Amur an einer von Dattelpalmen beschatteten Quelle findet. Man reist sodann auf einer Hochebene und steigt in das Bett eines ausgetrockneten Wildbaches hinab. Teneydeh ist das westlichste Dorf der Oase Dakel oder der innern oder westlichen, 35 Stunden von Kargeh, mit welcher sie viel Aehnliches hat. Die vornehmsten Dörfer derselben sind El Cazar und El Calamun. Die Umgegend von Bellata und Deyr el Haya enthält Ruinen von alten Tempeln. Man bereitet da Indigo. Edmonstone und zwei andere Engländer entdeckten diese Oase 1819. Der erstere hat sie beschrieben und ihre Denkmäler abgebildet. Cailliaud und Wilkinson besuchten sie später. Alle diese Reisenden rühmen den liebenswürdigen und wohlwollenden Charakter der Einwohner.

Reist man nach NW. über ein hohes und ödes Land, so gelangt man in weniger als vier Tagen nach der Oase Farafreh, die nicht groß ist. Die Bewohner sind nicht so freundlich wie jene von Dakel gegen die Christen. Die Häuser des Dorfes liegen um ein Castell her, in welches die Einwohner sich flüchten, wenn sie von den Arabern angegriffen werden. Man verschließt die Thüre durch einen sehr großen Stein, und von einer hohen Mauer herab schießen einige mit Flinten auf die Angrei-

senden, während andere einen Steinhagel auf dieselben herabwerfen. Das angebaute Land liegt zerstreut in der Wüste; das beste ist mit Olivenbäumen bepflanzt und grenzt an das Dorf; man baut aber auch Getreide, Küchengewächse, Datteln und anderes Obst.

Drei Tage muß man nach NO. reisen, um zu der kleinen Oase zu gelangen. Man geht durch El Hayz, das dazu gehört, und pilgert dahin zu dem Grabe eines Heiligen. Man sieht in Uksor, ¾ Stunden in SO. Ueberreste von christlichen Gebäuden und andere Trümmer, deren Zahl fortwährend durch den Sand verringert wird.

El Uah el Bahryeh (vasis parva der Alten), drei Tagereisen in NW. von Farafreh, ist ein etwa 10 Stunden von O. nach W. langes und 2 St. breites von Felsen umgebenes und durch ein Gebirge in zwei Theile geschiedenes Thal; der östliche Theil ist der größere. Browne, Belzoni und Cailliaud haben sie beschrieben. El Mendyeh, mit Trümmern von alten Wasserleitungen und eisenhaltigen Quellen; Zabu, in dessen Nähe ärmliche Reste von koptischen Wohnungen; Beled-el-Aguzeh sind Dörfer in O., und Kasr mit zahlreichen Ruinen von Wasserleitungen, von Katakomben und einem kleinen römischen Triumphbogen, und El Bausyti die in W. Cailliaud und Le Torzek wurden in dieser Oase sehr gut aufgenommen, wo ihre astronomischen und geodätischen Arbeiten endlich Argwohn bei den unwissenden und abergläubischen Bewohnern erweckten; man mißhandelte sie zwar nicht, aber man sah sie gern abreisen. „Der westliche Theil besonders ist sehr bewaldet; der Boden ist in jeder Jahreszeit mit einer dichten Vegetation bedeckt; seit dem Ende des Januars blühten die Aprikosenbäume. Eine große Anzahl kleiner Canäle verbreiteten das Wasser über die Ländereien, wo es sich zwischen grünen Teppichen, unter dichten Palmen- und Aprikosenbäumen hinschlängelte. Schöne Pfirsichen, Citronen- und Pomeranzenbäume erhöhen den Reichthum und machen das Land zu einem zauberhaften Aufenthalte. Der Boden dieser kleinen Oase, fährt Cailliaud fort, ist ein sandiger Lehm; Seesalz ist in großer Menge da verbreitet; auch rother Ocker findet sich häufig und zeigt sich überall an der Oberfläche. Die Einwohner sagten mir, es fiele fast alle Jahre im Monat Januar ein wenig Regen. Ihre Quellen sind fast das ganze Jahr immer gleich hoch; doch findet eine geringe Abnahme im Sommer statt. Bisweilen, aber selten, fallen Schaaren von Heuschrecken über die Bäume her und fressen alles ab wie an den Ufern des Nils; man muß sich wundern, daß die unermeßliche Wüste, welche die Oase umgiebt, diese Geißel nicht abhält."

Nach einem neuntägigen Marsche nach WNW. über eine bald steinigte, bald sandige Wüste, wo man einen großen Salzwassersee, Namens El Bahreyr, findet, gelangt man nach der Oase Syuah oder Ammon, die ungefähr 55 Stunden lang und ½ bis ¾ St. breit ist. In der neuern Zeit hat Browne sie entdeckt; Horneman, Cailliaud und Le Torzek, der General Minutoli, Ch. Drovetti, Bottin und andere Reisende haben sie ebenfalls besucht und beschrieben. Im Alterthume war sie durch den Tempel des Jupiter Ammon berühmt. Cambyses, der König von Persien, schickte, um dieses Gebäude zu zerstören, eine Armee ab, die in der Wüste umkam. Später kam Alexander der Große, um das Orakel zu befragen.

Um die Ruinen dieses Tempels zu sehen, kamen so viele Reisende nach dieser Oase; sie heißen Omm-Beydeh und liegen in der Nähe Garmys, eines von Palmen umgebenen Dorfes, wo es mehre Quellen, unter andern die Sonnenquelle, giebt. Diese Ruine ist, obgleich nicht groß, durch ihre großen in ägyptischem Style erbauten Massen imposant. Man erkennt sehr deutlich die Ueberreste von zwei Mauern; in der Mitte enthalten sie die Trümmer des Gebäudes, die in einem Theile der Façade und des Hauptthores, des nördlichen, bestehen. (Taf. 16. Abbild.) Nach den Spuren der Trümmer kann man annehmen, daß die Länge des Gebäudes ungefähr 40 bis 50 Meter betrug.

Vor dem Denkmale liegen zerstreut umher Capitäler in Lotusgestalt und Säulenschafte von 3 Meter im Umfange. Ihr Zustand läßt keine Beurtheilung der Verzierung der Capitäler zu; die Säulen selbst scheinen keine Bildhauerarbeit zu haben. Die äußere Mauer, welche alle Gebäude umschloß, konnte 360 Fuß in der Länge und 300 in der Breite messen. Die innern Theile der Mauer und die Decken sind mit ägyptischen Sculpturen bedeckt, wie auch der Thorpfeiler zur Linken. Die Ruinen verfallen immer mehr. „Die Natur hat," sagt Cailliaud, „mehr noch als die Menschenhand die Vernichtung des Tempels von Omm Beydeh gefährdet. Das Plateau, das ihn trägt, ist Muschelkalk, oft von Salz durchdrungen; durch die Feuchtigkeit wird er sehr zerreiblich. Der Regen, die Nordwinde, die Berührung des Salzwassers sind ebenfalls mächtige Ursachen, welche die Alterthümer von Syuah mehr und mehr zerstören; endlich sind sie auch Erdbeben ausgesetzt."

Die Bewohner dieser Oase sind meist argwöhnisch und mißtrauisch gegen die Fremden. Die Bauart von Syuah, ihrem Hauptdorfe, ist seltsam; es liegt auf einem konischen Felsen und wird von einer 50 Fuß hohen Mauer eingeschlossen, die zwölf Thore hat. Daran lehnen sich Wohnungen; die Häuser haben drei bis fünf Stockwerke; die Straßen sind steil, meist treppenähnlich, krumm, bedeckt und dunkel; oft muß man, um sich bei Tage in ihnen zurecht zu finden, eine Lampe in die Hand nehmen; mehre sind so niedrig, daß man sich bücken muß, um hinein zu gelan. Man geht von den untern Häusern in die obern auf Wegen, die mit Gemächern bedeckt sind. Die untern erhalten ihr Licht durch kleine Oeffnungen in dem obern Theile. Es giebt in dem Orte drei Brunnen, einen von süßem und zwei von salzigem Wasser. Syuah liegt unweit in W. von Omm Beydeh. Wegen der Schwierigkeit, Steine aus dem Berge heraus zu bringen, hat man Ueberreste alter Gebäude und Salzblöcke, die sich häufig finden, als Baumaterialien benutzt.

In Gebel Montal sieht man Katakomben, aber mit wenigen Hieroglyphen; in Beledel Kamyseh und an andern Orten Ruinen verschiedener Art; die bemerkenswerthesten sind die von Deyr-rum.

Im Osten von dem Hauptdorfe liegen Gorney und Menschyeh an der fruchtbarsten Stelle; am Ende breitet sich ein Salzsumpf in NO. nach der Wüste zu aus. In Westen von Syuah beschränkt ein Salzsee, der eine Meile lang ist, das bebaubare Land auf einige vereinzelte Felder. Andere Striche muß man wegen der Menge Salz aufgeben, womit der Boden geschwängert ist. Unter den bebaubaren nennt man hauptsächlich Zeitun, das reich an Oliven ist und wo man ziemlich bedeutende Ueberreste von alten Gebäuden findet.

Die Oase enthält mehre schwefelhaltige Mineralquellen. Im Westen wehen immer Nordwinde und im Januar und Februar ist der Regen häufig. Die Datteln von Syuah sind berühmt und ein wichtiger Handelsartikel.

Kommt man von Fayum nach Syuah, so geht man über die kleine Oase Zarah oder Regebel Bagli. Nach W. zu trifft man die Oasen Audschelah, Marabeh, wo es Alterthümer giebt, Fezzan und endlich die welche einzeln in dem östlichen Theile der Sahara liegen.

Wilkinson erfuhr bei seiner Reise in Aegypten, daß man sechs Tagereisen in W. von dem Wege von El Hayz nach Farafreh Wadi Zerzoara finde, eine Oase, die neuerlich von einem Araber entdeckt worden sey, der ein verirrtes Kameel suchte. Man sähe dort einige Ruinen. Sechs Tagereisen weiter nach W. findet man die Oase Zebabo, und noch weiter Tazerbo und Rabina. Alle sind von Regern bewohnt, denen die Mogrebins Leute rauben, um sie als Sclaven zu verkaufen.

Kapitel XX.

Barcah und Tripolis.

Die Oase von Syuah liegt 40 Stunden in S. von dem Mittelländischen Meere. Wenn man von Alexandrien aus der Küste folgt nach W. zu, so bemerkt man nur eine kahle Gegend; bebaubares Land zieht sich am Meere hin und erstreckt sich links in einer Entfernung von 10 bis

15 Stunden; darüber hinaus beginnt die Wüste. Hügel, deren Höhe allmälig steigt, je mehr sie sich von dem Meeresufer entfernen, kreuzen in jeder Richtung diesen Rand und lassen Wildbäche herabströmen. Hier und da erheben sich Dattelpalmen und Feigenbäume. Man befindet sich in Marmarica, einem Lande, das von Natur zu Aegypten gehört. Man sieht Ruinen bei dem Thurme der Araber, bei Abusir (Taposiris), bei Bumah, ein sarazenisches Castell bei Lamaïd, Ruinen zu Schammameh, zu Dresieh, in den Sandstein gehauene Grotten zu Maktaèrai, Brunnen und Ruinen zu Dschammemeh. Akabah el Suaghelr entspricht dem Catabathmus parvus der Alten und krönt die Hügel, welche an das Cap Kanaïs stoßen. Ruinen zeigen sich zu Mohadah, zu Berek Morsah oder Baretun (Paretonium), zu Bun Adschubah (Apis). Die Trümmer von Kasr Labschebabiah sind bedeutend und aus der Zeit der Sarazenen. Akabah el Kebir ist das Calabathmus magnus. Hierher kann man die Grenze der Gouvernements von Aegypten und Tripolis verlegen. Die Araber, welche in den benachbarten Thälern wohnen, beschäftigen sich mit Viehzucht und Landbau. Der Berg Akaloah ist ungefähr 900 Fuß hoch; er beginnt unmittelbar am Meeresufer, wo er sich in SO. theilt, um sich den Höhen anzuschließen, welche an der Oase Ammon hinziehen. Der Boden oben auf dem Plateau ist sehr fruchtbar; man erblickt von da an der Meeresküste Marsah Solum (Panormus), den geräumigen Hafen.

Man steigt nun in das Thal Dafneh hinab, wo man überall Bewässerungscanäle erblickt; Tubruk hat einen Hafen und Ruinen aus der Zeit der Sarazenen; Hügel mit Grabgrotten, die sehr schön in dem griechisch-ägyptischen Style verziert sind, und eine schöne schwefelhaltige Quelle, Aïn el Gazal genannt, befinden sich in der Nähe des Golfes Bomba, wohin man die westliche Grenze von Cyrenaica versetzt. Die Höhen wenden sich plötzlich nach S. und ziehen sich bis zu den cyrenaischen Bergen. Marmarica ist in O. von den Aùlad Ali, in W. von denselben und den Harabi bewohnt.

Die Gelehrten bei der französischen Expedition von Aegypten, Browne, Scholz, der General Minutoli und Pacho, ein in Nizza geborener Reisender, haben verschiedene Theile von Marmarica gesehen. Der letztere durchwanderte es seiner ganzen Ausdehnung nach. „Nachdem wir über eine Lagune gegangen waren,“ sagt er, „welche der Golf von Bomba bildet, gelangten wir zu den Anfängen der alten libyschen Pentapole. Die Schluchten, welche die Seiten derselben durchziehen, nöthigen die Caravanen zu zahlreichen Umwegen ... Je höher wir kamen, um so mehr änderte die Natur ihr Aussehen. Zuerst bemerkte man nur Olivenbäume und einige Cyrenaica fremder Gesträuche; der noch wenig bewaldete Boden macht den Anbau sehr traurig. Die Kraft der Vegetation folgt dem Fortschritt der Höhen. Endlich nach vierstündigem Marsche, sobald wir den Gipfel erreicht hatten, bot sich unsern Blicken ein neues Schauspiel dar; der in den vorhergehenden Bezirken gelbliche oder sandige Boden ist hier mit rothem Ocker gefärbt; Wasserrinnen rieseln von allen Seiten herab und unterhalten eine schöne Vegetation, welche die Hügel bekleidet, sich in reichen Matten ausbreitet oder sich in Wäldern von gebräunten Wachholdersträuchen, grünen Thuyas und bleichen Oliven entwickelt“

Wegen dieses Aussehen erhielt die Pentapole von den Arabern den Namen Dschebel Akdan (die grünende Wüste). Gegenwärtig führt dieses Land den Namen Barcah und gehört zu Tripolis. Die Länge von O. nach W. beträgt 200 Stunden, die Breite von N. nach S. nicht über 100 St. Der Abhang der Berge in S. bildet den Anfang der Wüste.

Reist man nach N., so gelangt man an das Ende der steinigten Höhen, welche die Aussicht beschränken, und man bemerkt in sehr geringer Entfernung über sich Derne (Darnis) in einer kleinen Ebene. Dieser Erdstreifen trennt den steilen Rand des Plateaus von dem Meeresufer; die Stadt ist zum Theil auf dieser Ebene, zum Theil an dem Abhange der Hügel erbaut. Von diesem Punkte aus erscheinen die Häuser der Einwohner und die Kuppeln ihrer Marabuts gleich weißen Flecken durch die Palmenhaine hindurch oder sie sind über den grünen Teppich inmitten der Gärten der Stadt und der kleinen Felder umher verstreut. Sie besteht eigentlich aus fünf einzelnen Dörfern, deren jedes einen eigenen Namen führt; jenem, das El Megorah heißt, gegenüber, befindet sich der Hafen von Derne, eine schlechte kleine Rhede, die nur einen wenig sichern Ankerplatz in der schlechten Jahreszeit gewährt. Die benachbarten Berge enthalten zahlreiche Katakomben.

Spuren von alten mehr oder minder bemerkenswerthen Bauten bedecken das ganze Land. Wendet man sich nach WNW., so gelangt man nach Grennah, das den Platz des alten Cyrene einnimmt, auf einen nach N. gerichteten Hügel, der überall mit Ruinen und Trümmern alter Gebäude bedeckt ist. Die Gräber zeugen von der Achtung der Cyrener für ihre Todten; sie sind in den Felsen gehauen und prachtvoll verziert. (Taf. 17. Abbild.) Mitten unter diesen Trümmern erkennt man noch die Wasserleitung, die sonst den Apollobrunnen speiste.

Steigt man von neuem nach dem Meere zu hinab, so gelangt man nach Tolometa (Ptolemais), einem Hafen mit einer kleinen Rhede. Unter den Ueberresten des Alterthums bemerkt man die Trümmer eines Tempels, eine Caserne, an deren Mauern sich eine griechische Inschrift von 66 Zeilen befindet, und Gräber aus ungeheuern Steinblöcken, die auf Hügeln liegen. (Taf. 17. Abbild.)

Weiter hin wendet sich die Küste nach S.; man trifft die Ruinen von Arsinoë, Teuchira, Adriana und Berenice. Bengazi, das der letztern Stadt folgte, ist die Residenz des Beys, der das Land Barcah regiert; die Seemächte Europas haben da Consuln, und der Handel mit Malta und andern Plätzen des Mittelmeeres ist sehr lebhaft. Ueberall, wo man den Boden der ehemaligen Städte durchsucht, deren Ruinen oft von dem Sande begraben sind, findet man Münzen, Inschriften, Statuen, Stücke von Säulen und andere Trümmer.

Bengazi liegt am Eingange des Dschun el Kabrit, der in der alten Zeit unter den Namen der Großen Syrte bekannt und durch das Unglück der Seefahrer berüchtigt war. Er ist 125 Stunden von O. nach W. breit und ungefähr 60 tief. An seinem östlichen Theile dringt er am weitesten in das Land ein. Sandbänke, Untiefen und andere Klippen mehren die Gefahren, welche die Nord- und Westwinde bringen. Das Ufer ist meist kahl, niedrig, sandig, hier und da von Flußmündungen, von Salzwasserlagunen und Sümpfen durchschnitten, von Zeit zu Zeit durch Dünen beweglichen Sandes begrenzt. Geht man an dieser traurigen Küste hin, so trifft man nach einander Gimines, Cacora, Lubeh, Alnaga, Moktas, Zafran und andere Flecken, bei denen meist Ruinen liegen, endlich Mesurata und das gleichnamige Cap, welches den westlichsten Punkt des Golfes bildet. Caravanen gehen von Mesurata nach Fezzan und Wadey.

Man reist sodann in einer wunderbar fruchtbaren Ebene; man sieht alte Ruinen zu Dzir, man geht über den Wady Kuaam (Cynips), kommt nach Lebida (Leptis), wo es noch Ueberreste herrlicher Gebäude giebt, durchwandert die schönen Ebenen von Tagiura, die von Palmen beschattet sind, und kommt nach Tripolis.

Diese Stadt, die Hauptstadt eines Staates, welchen die neuen Reisenden für den halten, welcher unter jenen an der Küste der Barberei am weitesten in der Civilisation vorgeschritten, ist einer der Hauptstapelplätze des Handels des nördlichen Afrikas mit Europa und der Küstenpunkt, welcher den Ländern im Innern am nächsten liegt, weshalb denn auch die Caravanen von Sudan von da ausgehen und vor allen andern Hafenörtern im N. Afrikas dahin ziehen. Man verfertigt da Teppiche; die Wollenzeuge werden hauptsächlich in den Zelten der Araber gearbeitet. Lyon bemerkt, die schönsten Läden glichen Schoppen, enthielten aber häufig höchst werthvolle Waaren. Ein Bazar ist ausschließlich für den Sclavenverkauf bestimmt, der andere dagegen reichlich mit Lebensmitteln versehen.

Das Innere von Tripolis umschließt Trümmerhaufen, welche die Straßenfläche sehr uneben machen. Die Aufmerksamkeit der europäischen Reisenden wird durch einen Triumphbogen zu Ehren Marc Aurels besonders in Anspruch genommen. Er ist sehr hoch, und man meint, der von dem Sande verdeckte Theil sey wenigstens eben so groß wie der freistehende, welcher schöne Sculpturen zeigt. Er dient als Magazin. (Taf. 17. Abbild.)

Man schätzt die Bevölkerung von Tripolis auf 25,000 Seelen; sie besteht aus Mauren, Arabern, Türken, Juden und einigen Christen. Die Trachten sind die, welche man an den andern Orten der Levante sieht. Die Araber beschäftigen sich vorzugsweise gern mit Spielen, die ihnen Gelegenheit geben, ihre Gewandtheit in der Handhabung der Waffen zu zeigen, während sie im Galopp dahin jagen. (Taf. 17. Abbild.)

Will ein Tripolitaner einem Gaste eine Ehre erzeigen, so läßt er Tänzerinnen kommen; ihr Aufputz, sowie ihre Pas müssen einem Europäer höchst seltsam vorkommen. Die Instrumente, welche diese Unterhaltungen begleiten, sind Becken und Sackpfeifen. (Taf. 17. Abbild.)

Mönche, welche der Eifer für den Loskauf von Christensclaven führte, gaben zuerst Beschreibungen von Tripolis heraus. In unsern Tagen wurde diese Stadt und ihr Gebiet von Della Cella, Lyon, Tully, Denham, Clapperton, H. W. und F. W. Beechey und Blaquieres beschrieben. Nach ihrem Zeugnisse gewährt Tripolis vom Meere aus einen sehr schönen Anblick. Die Stadt ist von einer hohen Mauer mit Bastionen umgeben, über denen man die Kuppeln der öffentlichen Bäder und die Minarets der Moscheen erkennt. Sie stechen durch ihre Weiße angenehm von dem dunkeln Grün der Dattelpalmen ab, die sich in verschiedenen Gruppen in den Gärten der Stadt erheben. Die meist reine Atmosphäre erhöht die Reize dieser Perspective noch mehr. (Taf. 18. Abbild.)

Der Staat Tripolis steht unter der nominellen Oberherrschaft des Sultans, dem er einen Tribut zahlt und der einen Pascha dahin schickt; der That nach ist das Land aber unabhängig und seit länger als einem Jahrhunderte erblich in der Familie der Caramanli, was nicht wenig zur Sicherung der Personen und des Eigenthumes beigetragen hat. Der Fürst führt den Titel Bey. Der Flächengehalt des Landes und aller dazu gehörigen Staaten beträgt 45,000 Q.Stunden und die Einwohnerzahl 1,500,000. Das Einkommen schätzt man auf 2 Mill. Frcs. Das Heer besteht in 4000 Mann.

Kapitel XXI.

Tunis.

Der Reisende, der von Tripolis kommt, wendet sich nach W. und folgt der Küste, geht vor Flecken und Städten vorüber, wo man alte Ruinen sieht, und gelangt an die Küste des Golfes von Cabes, wo er das Gebiet von Tunis betritt. Die Alten nannten diesen Meerbusen die kleine Syrte. Der neuere Name kommt von Cabes, einer Stadt am Fuße der Hamara-Berge. Am südlichen Eingange des Golfes sieht man Gerbi, die Insel der Lotophagen Homers, die auch Meninx genannt wurde. Obgleich sandig, ist sie doch gut bebaut und mit Bäumen bedeckt, namentlich mit Oliven und Datteln. Man bemerkt da einen Triumphbogen.

Desfontaines, ein franz. Reisender (1784), bemerkte, daß in dem Meerbusen von Cabes oder Gerbi die Flut zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche sich bis 9 Fuß hebt. Das nördliche Ende des Meerbusens wird durch die beiden Inseln Kerkeny bezeichnet, die niedrig und fruchtbar sind und von Fischern bewohnt werden, welche sehr geschickt die Schwämme von dem Meeresgrunde heraufzubringen wissen. Sfax, an der Küste, diesen Inseln gegenüber, ist eine hübsche kleine Stadt mit gepflasterte Straßen. Man treibt da Sodahandel. Das Land ist flach, sandig, wenig bebaut bis El Schem (Thysdrus), einer Stadt im N. einer unermeßlichen Ebene, und durch ein schönes Amphitheater bemerkenswerth, das Peyssonel abzeichnete (1724), das aber seitdem sehr gelitten hat. Diese Gebäude des Alterthums dienen den jetzigen Bewohnern als Steinbrüche, von denen sie die Materialien zu ihren Bauten beziehen. In Europa und namentlich in Rom hat man sich auf dieselbe Weise Steine verschafft. Desfontaines erklärt das Amphitheater von El Schem für das schönste antike Bauwerk, das er in der Berberei gesehen und in allen Stücken der römischen Pracht würdig. Man findet in dieser Stadt häufig Münzen und andere merkwürdige Gegenstände. (Taf. 18. Abbild.)

Kehrt man an die Küste zurück, so durchwandert man ein Land, das Desfontaines für das fruchtbarste des Reiches hält; es wird durch die häufigen Bewässerungen befruchtet, die man anstellen muß, sobald der Same der Erde anvertraut ist. Peyssonel, Desfontaines und andere Reisende haben diese Küste besucht, wo man, von S. nach N., Inschilla, Afeff, Schebba, Afrika, Dimaß, Lempta, Monastir, Suse, Hercla, Ladiad, Hammamet findet, welches letztere seinen Namen einem Golfe giebt. Eine Halbinsel, die sich in N. in dem Vorgebirge Bon endigt, bildet von dieser Seite die südliche Küste des Meerbusens von Tunis.

Kommt man vom Meere her, so erblickt man das Cap Carthago, welcher Name an die von Dido gegründete Stadt erinnert. An der Stelle, wo jene berühmte Stadt lag, steht kein einziges Gebäude mehr. Des Fontaines sagt: „drei große Cisternen, die Trümmer einer Wasserleitung, einige alte Mauern, Haufen von Steinen hier und da im Felde sind alles, was von dieser berühmten Nebenbuhlerin Roms übrig geblieben ist. Der Pflug ist über ihre Mauern hingegangen und man säet Getreide inmitten der Ruinen."

Seit der Reise des französischen Botanikers haben mehre Europäer diese so interessanten Gegenden besucht. Chateaubriand war im Anfange des Jahres 1807 dort und er widmet mehre Seiten seines „Itinéraire" der Geschichte und den Ruinen Carthagos, der Schilderung der Geschicke der Stadt, welche jener folgte, und der der letzten Expedition Ludwigs des Heiligen, der am 25. August 1270 an diesem afrikanischen Strande starb.

Falbe, dänischer Schiffscapitain und Generalconsul in Tunis, hat mehre Jahre auf das Studium, die Aufnahme und Messung des Ruinengebietes von Carthago gewendet. Er veröffentlichte das Resultat seiner Arbeiten und erläuterte dasselbe durch gute Karten. Dureau de la Malle sprach neue Ansichten über denselben Gegenstand in seinem Recherches sur la topographie de Carthage aus. Im Jahre 1838 bildete sich endlich in Paris eine Gesellschaft zur Anstellung von Ausgrabungen in dem Boden des alten Carthago, und ihre Bemühungen haben bereits glückliche Erfolge gehabt.

Ist man um das Vorgebirge Carthago herum, so wendet man sich nach S., kommt sodann vor den Forts der Goulette vorbei, die an den Ufern eines Canals erbaut sind, welcher den Golf mit dem See von Tunis in Verbindung bringt, und man gelangt in diesen, dessen Oberfläche stets durch zahlreiche Sandels belebt ist, große Böte mit dreieckigem Segel, welche die Waaren der Schiffe, die auf der Rhede von Carthago ankern müssen, nach Tunis bringen, das am westlichen Ende dieses Sees am Hange und am Fuße eines Berges liegt. Die schneeweißen, amphitheatralisch erbauten Häuser gewähren in der Ferne einen angenehmen und höchst malerischen Anblick. Die festgebaute Stadtmauer kann 4 Meilen im Umfange haben. Tunis enthält eine große Anzahl Moscheen, deren Minarets sehr verschiedene Formen haben und sich häufig zu bedeutender Höhe erheben. (Taf. 18. Abbild.)

Die von Bruch- oder gebrannten Steinen erbauten Häuser sind nicht sehr hoch und haben meist nur ein Stockwerk; sie stehen so nahe an einander, daß man leicht von dem einen zu dem andern hinüberschreiten und so einen ganzen Stadttheil durchwandern könnte. Wie in allen Städten des Orients sind die Zimmer auch hier um einen viereckigen Hof herum angebracht, über welchem man bei großer Hitze ein großes Zelt zur Ab-

haltung der Sonnenstrahlen ausspannt; sie gleichen übrigens ihrer Gestalt und Einrichtung nach denen von Timbuctu. Eine zweite Treppe geht von der Galerie bis oben auf das Haus hinauf, dessen plattes Dach von einer ziemlich niedrigen Lehne umgeben ist. Im Sommer gehen die Bewohner nach Sonnenuntergange auf diese Terrassen hinauf, um die Kühle zu genießen und sich an der schönen Aussicht zu erfreuen. Hier schlagen die Frauen, wenn sie allein sind, ihren Schleier zurück und zeigen sich den Blicken der Europäer.

Unter den meisten Häusern sind große Cisternen gegraben, wo sich das Regenwasser sammelt, das im Winter auf die Terrassen und den Hof fällt. Man trinkt fast kein anderes; das der Brunnen hat einen salzigen Geschmack; es giebt in der Nähe nur wenige Quellen und diese sind überdies schwach. Die nächsten sind zwei bis drei Meilen von der Stadt entfernt. Die Moscheen gewähren dem Auge des Reisenden nichts Imposantes.

Tunis ist eine reiche Handelsstadt; man verfertigt da Zeuge, seidene und wollene Stoffe, Gürtel und Mützen, wie sie von den Muselmännern getragen werden. Das Land trägt in Menge Getreide, Oliven, Gemüße und vortreffliches Obst. Zahlreiche Heerden weiden da; der See und der Golf sind sehr fischreich und die Stadt mit allem, was zum Leben gehört, reichlich versehen. Es giebt in den verschiedenen Quartieren mehre öffentliche Bäder zur Bequemlichkeit der Einwohner und Fremden. Die große Anzahl der aromatischen Gewächse, die man verbrennt, trägt ohne Zweifel dazu bei, die Luft zu reinigen, welche durch die stinkenden Ausdünstungen der Seeufer und der Cloaken verdorben wird, in welche alle Unreinlichkeiten einer großen Stadt fließen, sowie durch den gräßlichen Gestank, welchen die todten Thiere verbreiten, die häufig an den Wegen und auf dem benachbarten Felde liegen.

Man hat in Tunis ein sehr schönes Clima. Der Winter gewährt hier das Bild des Frühlings; schon vom Januar an sind die Felder mit Grün bedeckt und mit tausend Blumen geschmückt. Der Thermometer R. hält sich meist auf 10 bis 12° über Null, oft steigt er auf 25 oder 26. Der Regen beginnt im October zu fallen und dauert abwechselnd fort bis gegen das Ende Aprils. Je reichlicher er ist, um so sicherer wird die Hoffnung auf eine glückliche Ernte. Er wird immer durch den Nordwind angekündigt, der oft mit Ungestüm weht, Stürme an der Küste erregt und die Schifffahrt sehr gefährlich macht. Im Anfange des Mai zerstreuen sich die Wolken und der Himmel ist fast immer rein bis zur Wiederkehr des Winters.

Die Hitze im Sommer ist brennend und würde unerträglich seyn, würde sie nicht durch einen kühlen Wind gemäßigt, der sich gegen neun Uhr des Morgens erhebt. Er kommt vom Meere her und wird um so stärker, je höher die Sonne am Horizonte steigt; dann vermindert er sich wieder in dem Verhältnisse, wie die Sonne sinkt, und gegen Abend hört er ganz auf. Dann herrscht eine völlige Stille in der Natur. Die wässerigen Dünste, welche den Tag über aufgestiegen sind und in der Luft sich verbreitet haben, fallen in reichlichem Thaue herab und verbreiten eine wonnige Kühle über die dürre Erde. Tausende von Sternen flimmern an dem blauen Himmel viel glänzender als in den gemäßigten Zonen.

In den Monaten Juni, Juli und August hält sich der Thermometer im Schatten von 24 bis 30°. Sehr viele Einwohner begeben sich dann auf das Land, um dort eine reinere und kühlere Luft in ihren Gärten unter dichtem Gebüsch von Jasmin, Granat- und Orangenbäumen zu athmen.

Die Waaren, welche man ausführt, sind: Oel, Getreide, Datteln, Kichererbsen, Senesblätter, Häute, Wolle, Schwämme, Wachs, Mützen und Gürtel für die Orientalen. Dagegen führt man ein: spanische Wolle, Tuch, Campescheholz, Cochenille, Kermes, Gewürze, Zucker, Kaffee, Papier, Baumwollenzeuge, Seidenwaaren, verschiedene Arten Harze, Galläpfel, Breter, Eisen, Kupfer und Spirituosa, nach denen die Mauren sehr begierig sind, obgleich der Genuß derselben durch die Religion und die Gesetze verboten ist.

Man schätzt die Einwohnerzahl von Tunis auf 130,000 Seelen. Sie besteht wie die des ganzen Königreiches, aus Mauren, Arabern, Kabilen, Türken und Juden. Man spricht drei Sprachen, das Arabische, welches am verbreitetsten ist, das Türkische und die Frankensprache. Die Religion der Mehrzahl ist der Islam. „Das Blut der Mauren," bemerkt Desfontaines, „ist sehr vermischt durch die fortwährenden Verbindungen der Türken und christlichen Renegaten mit den eingeborenen Frauen. Die Männer haben meist eine trockene Constitution; aus ihren Zügen spricht Charakter und Stolz; ihre Größe beträgt meist 5 Fuß 3 bis 4 Zoll; Kranke und Gebrechliche sieht man sehr wenige. Das mäßige und friedliche Leben, das sie führen, schützt sie vor vielen den civilisirten Menschen eigenen Krankheiten. Sie leben so lange wie die Menschen in den gemäßigten Climaten, und erreichen das Ziel ohne Furcht, ohne Unruhe und fast ohne es zu bemerken.

„Die Maurinnen sind meist sehr schön; sie haben einen zarten, lebensvollen Teint und ausdrucksvolle, lebendige Augen; langes schwarzes geflochtenes Haar fällt auf ihre Schultern herab oder ist durch Bänder oben auf dem Kopfe fest gehalten. Die Kinder sind so weiß wie die in Europa. Erreichen sie ein größeres Alter, so verbrennt ihnen die Sonnengluth die Haut und giebt ihnen eine braune Farbe."

Das Land Tunis ist kleiner, aber besser bebaut und im Verhältniß stärker bevölkert als die übrigen Barbareskenstaaten. Es wird in N. und O. von dem Mittelmeere, in SO. von Tripolis, in S. von der Sahara und in W. von Algier begrenzt. Die Länge von N. nach S. beträgt ungefähr 160 Stunden; die Breite wechselt von 70 bis 25 Stunden; der Flächenraum wird auf 9700 Q.Stunden angegeben und die Einwohnerzahl auf nahe an 2 Mill. Seelen.

Shaw, ein englischer Reisender (1732), Peyssonel und Desfontaines haben den südlichen Theil des Landes im Innern durchwandert. Der letztere brach von Tunis am 22. Decbr. 1732 im Gefolge des Bey auf, der in diesem Jahre an der Spitze seines Heeres marschirte. Der Marsch war sehr langsam; man machte des Tages kaum fünf bis sechs Stunden. Die erste Stadt, welche man traf, und zwar nach achttägigem Marsche, war Cairuan (Vicus Augusti), die größte des Reichs nach Tunis, und selbst besser gebaut und minder schmuzig als dieses. Die große Moschee gilt für die schönste und heiligste im ganzen Lande. Das Volk ist da sehr fanatisch. Die benachbarten Ebenen sind sehr groß, aber fast überall nicht bebaut. Das Land ist mit einer so großen Menge von Seesalz geschwängert, daß es an manchen Stellen ganz weiß aussieht; das Wasser ist deshalb auch ganz bitter und salzig und man findet da nichts als Seegewächse. Auch das Natron ist sehr häufig.

Man marschirte sodann weiter nach S. und am dritten Tage gelangte man in eine unermeßliche Ebene zwischen zwei Gebirgen, die so ziemlich genau von N. nach S. ziehen. Keine einzige Wohnung am Wege, viele aber wenig interessante Ruinen, die aber doch beweisen, daß dieser Theil von Afrika, obgleich der unfruchtbarste von Tunis, sonst bewohnt war. Die Beduinen-Araber säen in der Nähe der Bäche, die sehr selten sind, etwas Gerste. Die wilden Oliven sind hier sehr groß.

Caffa (Capsa), zwischen nackten Kalkfelsen gelegen, ist sehr schlecht gebaut. Die Fruchtbarkeit der Umgegend ist zwei warmen Quellen zu verdanken, die sehr klar und trinkbar sind. Das Oel von Caffa gilt für daß beste in der ganzen Berberei. Desfontaines fand mehre Inschriften in Caffa, die aber leider meist verwischt waren. Man las auf mehren Steinen des Schlosses die Namen Trajan, Adrian und Antonin. „Einige Stunden im SO., setzt dieser Reisende hinzu, liegen zwei andere Landereien, die ich aber nicht besuchen konnte; Gafs und Afsch. Die Mauren wohnen da in Häusern. Man versichert mich, daß diese Oerter fruchtbar wären und daß man daselbst Oliven-, Datteln- und andere Obstbaumpflanzungen sehe."

Einige Stunden nach dem Aufbruche von Caffa gelangte man in die

Wüste; die beiden Bergketten ziehen noch immer zur Rechten und Linken hin bis in die Gegend von El Hammah, einem kleinen Bezirke des Gerid, wo die Mauren große Dattelpflanzungen haben. Diese Gebirge verbinden sich mit zwei andern, von denen das eine in O., das andere in W. zieht. Sie sind die Marken der Wüste und von herumziehenden Arabern bewohnt, mit denen eine Berührung gefährlich ist. Zwei Tage lang fand man nur salziges Wasser. Man lagerte bei El Hammah, wo es sehr schönen rothen Sandstein giebt. Am nächsten Tage brach man nach Tozer auf, einem Haufen von Erdhütten; das sehr reichliche Wasser ist salzig. Tozer ist sehr berühmt durch seine Datteln. Fünf Stunden in SO. erzeugt der Bezirk Nefta die geschätztesten Datteln des Landes, gute Orangen, vortreffliche süße Limonien und Granatäpfel in Menge. Bei Nefta beginnt der Schiba el Ludian (See der Marken — Lybia Palus), der, wie man sagt, über 20 Stunden lang seyn soll und salziges Wasser hat. In einiger Entfernung südlich von Tozer ist Bahr Faraun (Tritonis lacus) ein Sandmeer. Der Bey wollte Desfontaines nicht erlauben, dasselbe zu besuchen; es ist gefährlich sich ihm zu nähern, und arabische Reisende verunglückten da während des Aufenthaltes dieses Botanikers im Gerid, wo sich viel Wasser findet. Er sah sehr bedeutende Ruinen bei Ludian, einem Bezirke drei Stunden östlich von Tozer; sie scheinen aus der Römerzeit herzurühren.

Man befand sich hier an der Grenze der Wüste. Gegen das Ende des Februar kam man nach Cassa zurück; am 5. März war man in Schaitla, wo es prächtige Ruinen in einer unermeßlichen von hohen Bergen gekrönten Ebene giebt. Ganz in der Nähe fließt ein starker Bach von süßem Wasser, der sich bald im Sande verliert. Nachdem man mehre Stunden nach NW. in einem Walde marschirt war, lagerte man mehre Tage lang bei den Ruinen von Schiba (Sufes), die minder schön, aber größer sind als die von Schaitla. Gegen Ende März ging man nach Keff, der Grenzstadt des Reiches, die ziemlich gut befestigt ist und in einer gut bebauten und höchst fruchtbaren Gegend liegt.

Der Reisende besuchte darauf den Hammam el Enf, einen Berg 3 Stunden in SO. von Tunis und am Ende der Rhede; er ist berühmt durch seine warmen Quellen, welche die Tunisier in allen Jahreszeiten häufig besuchen und deren Wirkungen sehr bedeutend seyn sollen. Der Berg, der nicht sehr hoch ist, ist der Anfang einer Kette, die von NO. nach SW. das Königreich bis zur Sahara durchzieht. Drei Stunden südlich von dem Hammam el Enf hat die kleine Stadt Soleiman, in einer großen fruchtbaren von Bergen gekrönten Ebene eine Bevölkerung von spanischer Abstammung; die Christen werden da sehr gut aufgenommen. Drei bis vier Stunden in NO. baut das Dorf Corbus Zuckerrohr, das man nach Tunis verkauft. Es giebt hier auch sehr warme Bäder.

Verläßt man Tunis auf der Nordseite und folgt der Küste, so kommt man durch eine waldige Gebirgsgegend und steigt sodann in eine schöne Ebene hinab, in deren Mitte der Mescherdah (Bagradas) fließt, der größte Fluß des Landes, dessen jährlicher Austritt einen befruchtenden Schlamm zurückläßt. Nachdem man darüber hinweg ist, findet man die Ruinen von Utica, die, mit Ausnahme einer Wasserleitung, Cisternen und einiger andern Bauten, alle unter dem Sande begraben liegen. Diese Stadt, die am Meeresufer lag, als sich Cato dort den Tod gab, ist gegenwärtig fast 2 Stunden davon entfernt. Die Schiffe landen gegenwärtig in Gor-el-Melch, was die Europäer Porto Farina nennen, einer kleinen amphitheatralisch gebauten Stadt. Der Hafen, geschützt von einem Berge, welcher das Vorgebirge Zibib bildet (Apollinis promontorium), ist sicher, aber der Eingang versandet von Tage zu Tage mehr durch den Mescherdah. Sieben Stunden in NW., zwischen einem großen Meere liegt Biserta (Hippo Zarytus), das einen ansehnlichen Handel mit Oel und Getreide treibt. Der See steht mit dem Meere durch einen sehr schmalen Canal in Verbindung. Peyssonel und Desfontaines haben die Bemerkung gemacht, daß das Wasser des Mittelmeeres fortwährend drei Stunden lang hinein und dann wieder drei Stunden lang hinausströme. Ueberall in der Umgegend sieht man Ruinen.

Wendet man sich nach SW., so läßt man rechts das weiße Vorgebirge (Promontorium candidum), das nördlichste Afrikas; dann gelangt man nach dem Neger-Cap, wo es eine Korallenfischerei giebt, da die Korallen an dieser Küste sehr häufig sind. Weiterhin bezeichnet das Bett des Wed-el-Berber (Tusca), auch Wed-el-Zaine genannt, hier die westliche Grenze des Reiches Tunis, welches die Römer Africa nannten. Es umfaßte im S. Byzacene, im N. Zeugitanien, und bildete den größten Theil von Carthago.

Kapitel XXII.

Algier oder Algerien.

Sobald man den Wed-el-Zaine überschritten hat, befindet man sich auf dem Gebiete von Algier. Wir durchwandern dieses Land mit den Europäern, die es vor 1830 besuchten. Sie sind nicht sehr zahlreich. Die Schwierigkeiten aller Art, welche die Reisenden bei ihren Ausflügen fanden, hielten die zurück, welche die Neugierde in ein Land hätte führen können, in welchem viele denkwürdige Ereignisse vorkamen und bemerkenswerthe Bauwerke der Zerstörung entgingen. Erst im 18. Jahrhunderte kamen einige, wie J. A. Peyssonel (1724), Th. Shaw (1777), Hebenstreit (1732), Bruce (1768), Desfontaines (1784), Poiret (1785). Einige Schilderungen verdankt man auch den Unglücklichen, welche in Gefangenschaft geriethen, wie Th. Chaloner (1541), Em. Aranda (1640), Regnard, komischer Dichter (1678), Rocqueville (1683), Pananti (1813); andere Personen, welche als Consuln in Algier gelebt hatten: Laugier de Tassy (1725), Morgan (1728), Shaler (1826), und endlich gaben auch die Geistlichen, welche durch ihren Orden in die Barbareskenstaaten geschickt wurden, um die Gefangenen loszukaufen, Werke heraus, in denen von Algier die Rede ist; aber sie hatten nur diese Stadt oder andere an der Küste gesehen und kannten das Innere des Landes nicht. Dasselbe läßt sich von denen sagen, welche in Sclaverei gefallen oder als Consuln dort waren, und deshalb geben die oben genannten Reisenden die interessantesten Nachrichten über Algier.

An der Mündung des Wed-el-Zain, einen Flintenschuß vom festen Lande, sieht man die Insel Tallarca, welche die Genuesen früher besetzt hielten und wo es Anstalten zur Korallenfischerei gab. Die Küste besteht nach W. zu aus meist hohen Felsen. Ein nicht sehr hoher Berg mit runder Spitze, um deretwillen er Monte Rotondo heißt, liegt im O. von einem kleinen Flusse, der aus einem See kommt. Etwas weiter hin hatte La Calle Anstalten zur Korallenfischerei, die den Franzosen gehörten. Im Jahr 1604, unter der Regierung Heinrichs des Großen, schloß eine Gesellschaft von Kaufleuten, unter dem Schutze dieses Fürsten einen Vertrag mit dem Dey von Algier und erhielt die freie Korallenfischerei und den Handel mit Landeserzeugnissen mittelst einer jährlichen Abgabe. Diese Kaufleute ließen sich zuerst bei der Bastion von Frankreich nieder, einer kleinen Bucht drei Stunden weiter in O.; im Jahre 1681 aber während des Krieges mit Algier, verließ man den Ort und begab sich nach La Calle. „Dies ist," sagt Peyssonel, „eine Halbinsel, die mit dem Festlande durch einen Sandstrand in Verbindung steht, bei schlechtem Wetter aber eine wirkliche Insel wird, wenn das Meer von den Nordwestwinden aufgewühlt ist." Diese Niederlassung wurde 1827 bei den Kriegserklärungen zwischen Algier und Frankreich niedergebrannt. Die Mauern, die noch stehen, sieht man aus weiter Ferne.

Peyssonel schlug von La Calle an seinen Weg nach W. ein, ging über einige sandige Hügel, durch einen Wald Korkeichen und sodann über den Teich von Mazule und jenen vor Bumalah, der in der Nähe der alten Bastion Frankreich mit dem Meere in Verbindung steht. Man wollte die Nacht in einem ansehnlichen Duar oder Lager der Araber zubringen; ein Löwe raubte aus dem Duar selbst eine Kuh und verzehrte

sie in der Entfernung von einer Stunde an einem Orte, wo die Hirten am andern Tage die Knochen des Thieres fanden.

Nachdem Peyssonel über mehre mit Gebüsch bewachsene sandige Hügel gegangen war, erblickte er die von dem Bubias (Mafrag) durchströmte Ebene und ging über den Fluß bei dessen Einmündung in das Meer. „Dann gelangt man," sagt er, „in die Ebene von Bona, die von verschiedenen Araber-Nationen bewohnt und fruchtbar an Getreide ist; aber die Saat ersäuft leicht im Winter oder leidet im Sommer von der großen Dürre, was die Ernten sehr verschieden und oft sehr mittelmäßig macht."

Weiter hin ging man über die Seybuse und über die Budschehma. Zwischen den Mündungen dieser beiden Flüsse, die sich vereinigen, ehe sie in das Meer fallen, liegen die Ruinen von Hippone (Hippo regius), das eine der Residenzen der Könige von Numidien war und im 4. Jahrh. durch den heiligen Augustin, seinen Bischof, gelehrten Doctor der lateinischen Kirche, tugendhaften Prälaten und tiefsinnigen Philosophen, berühmt wurde. Er war in Tagaste geboren, einer kleinen Stadt in SO. von Hippone, deren eigentliche Lage aber nicht bestimmt bekannt ist.

Die Umgegend von Bona ist reich an Olivenpflanzungen und enthält Eisengruben. Die an der Westküste des gleichnamigen Golfes erbaute Stadt ist von einer ziemlich dicken Mauer umgeben, welche einen rechtwinkeligen Raum umschließt, dessen östliche, von dem Meere bespülte Seite ein hohes Ufer einnimmt, an dessen Fuße sich der Ankerplatz befindet, der gewöhnlich die Rhede von Bona heißt. In S. liegt das Storch-Fort, das in W. eine kleine Bai beherrscht, an welcher man einen Damm von Steinen als Anlegeplatz angelegt hat. Diese Bai würde, wenn sie tiefer wäre, ein trefflicher Zufluchtsort vor den Nordwinden seyn.

Bona wird von den Arabern Bleld el Huneb (Stadt der Brustbeerbäume) genannt, wegen der großen Menge dieser Gewächse, deren Früchte, in der Sonne getrocknet, für den Winter aufbewahrt werden. „Was man in der Stadt," sagt Hebenstreit, „die Gärten des heiligen Augustin nennt, und die eine Meile von dem alten Hippone liegen, sind gerade Alleen von Brustbeer-, Maulbeer-, Mandel-, Citronen-, Orangen-, Feigen- und Olivenbäumen."

Desfontaines sagt ebenfalls, daß die Umgegend von Bona gut angebaut sey und daß man daselbst sehr schöne Gärten mit Weinstöcken und verschiedenen Obstbäumen sehe. Die Ebene, welche sich in SW. der Stadt erstreckt, ist niedrig, sandig und zum Theil überschwemmt; es giebt da viel Kali und andere Seegewächse.

„Die Stadt," sagt Peyssonel, „ist fast rund, hat eine Viertelstunde im Umfange und ist in maurischer Art, fast ganz von gebrannten Steinen gebaut. Man findet keinen Platz und kein Gebäude da, das Aufmerksamkeit verdiente, außer die große Moschee, die Burnuronan heißt. (Taf. 19. Abbild.) Nichts scheint sehr alt zu seyn. Man sieht da einige alte Säulen, die man von den Ruinen von Hippone hergebracht hat." Desfontaines bemerkt, die Einwohner von Hippone wären ziemlich sanft. „Man lebt da in Sicherheit," setzt er hinzu. „Der Handel der afrikanischen Colonie hat nicht wenig beigetragen, die Mauren dieser Gegend ein wenig zu civilisiren."

Peyssonel wendete sich, nachdem er Bona verlassen, nach SSW. in der Ebene, ging zu Ascur vor den Ruinen von Ascurus vorüber, die ziemlich merkwürdig waren, und folgte einem gepflasterten Wege, wo er die Ueberreste einer Brücke sah und der ihn bis nach Hammam Berda (Aquae Tibilitanae) führte. Auch da gab es Ruinen und ganz in der Nähe eine schöne warme Quelle, die gleich darauf einen ansehnlichen Bach bildet. Man sieht von da die Ruinen von Gelma (Suthul, sodann Calama). Fortwährend reiste man zwischen kleinen Bergen, ging an der Seybuse hin und fand die Verlängerung eines gepflasterten Weges wieder; er ging bis zu einer großen Stadt, die in diesem hochgelegenen Lande gestanden. Man erstieg den Berg Anun. Es war der 28. Jan.; der Regen und Hagel, welche an diesem Tage die Reisenden belästigt hatten, veränderten sich in Schnee und so dichten Nebel, daß man sobald als möglich ein Unterkommen suchen mußte. Anun enthält eine beträchtliche Menge Ruinen, die die Lage einer großen und schönen Stadt verrathen. Andere dergleichen fand man in Tuille (Tigisis). In einem Raume von 20 Stunden, zwischen dem Berge Anun und dem Berge Sequenie, erblickte man keinen einzigen Baumstamm und fand nur sehr wenig trinkbares Wasser.

Am 2. Februar verließ Peyssonel Sequenie, reiste nach NW. in einer Ebene, ging sodann über hohe mit Schnee bedeckte Berge und sanfte Hügel, kam auf einen gepflasterten Weg, sah nicht viel bedeutende Ruinen und gelangte Abends nach Constantine. Diese Stadt hieß Kirtha als sie die Hauptstadt Numidiens und die Residenz der Könige dieses Landes war. Sie liegt zwischen zwei ziemlich hohen Gebirgen auf einem an allen Seiten steilen Felsen. Der Wed Radu oder Buzarmuk, dessen Wasser an der Quelle warm ist und der aus S. kommt, und der Rummel, der aus SO. kommt, vereinigen sich zwei Flintenschüsse weit von der Stadt, und an der Vereinigungsstelle ist noch ein Theil einer sehr schönen Wasserleitung übrig. Der Felsen, auf welchem Constantine liegt, bildet eine unvollkommene Raute und steht mit dem benachbarten Lande nur durch einen Felsenstreifen in Verbindung, wo sich die beiden Hauptthore der Stadt befinden. So ist sie von schrecklichen Abgründen umgeben und man kann sich ihr nur von S. aus nähern. (Taf. 18. Abbild.)

Shaw und Poiret glaubten, die jetzige Stadt sey nicht so groß, als Kirtha gewesen. Der erstere gründet seine Ansicht darauf, daß der Felsenstreifen und der Theil des äußern Gebietes, an welches er anstößt, ganz mit Ruinen und Trümmern bedeckt sind, die bis an den Fluß hinunterreichen.

Eine Brücke über den Rummel ist ein altes Römerwerk; unter den Basreliefs, mit denen sie geschmückt ist, bemerkte Hebenstreit einen römischen Adler und hieroglyphische Figuren. Der Rummel verliert sich unter dieser Brücke und verschwindet unter der Erde; nach hundert Schritten kommt er wieder zum Vorscheine; sodann bemerkt man ihn durch eine Oeffnung von 10 Schritt Breite in dem Gebirge, worauf er wieder 30 Schritte weit sich verbirgt. Er kommt endlich ganz wieder zum Vorscheine und fließt zwischen steilen und unzugänglichen Felsen hin, die ihn gefangen halten; dann stürzt er sich von einem 30 Fuß hohen perpendiculären Berge herunter und bildet mehre Cascaden. Dieser Felsen ist der höchste Punkt der Stadt und von da stürzte man die Verbrecher und die ehebrecherischen Frauen hinunter.

Die Wasser des zwischen hohen Ufern fließenden Rummel können nicht viel Feuchtigkeit in die Silos bringen, die sich nach Edrisi, dem arabischen Geographen, in allen Häusern Constantines finden, sowie in die Cisternen, in welche das Wasser durch die oben angeführte Wasserleitung gelangte. Shaw zählte zwanzig solche Cisternen, die in der Mitte der Stadt einen Raum von funfzig Yards in Quadrat einnahmen.

Desfontaines und Poiret haben Details über das Innere von Constantine gegeben. Wie im ganzen Oriente sind die Straßen meist eng und schmuzig, die meisten jedoch gepflastert. Alle Häuser sind ziemlich gut gebaut und alle mit Ziegeln gedeckt. Desfontaines setzt hinzu, Constantine sey sehr stark bevölkert, und gab der Stadt 30,000 Einw. Das Gebiet derselben ist sehr fruchtbar, namentlich in W.

Nachdem Peyssonel drei Tage in Constantine geblieben war, brach er am 6. Febr. auf und reiste nach NO. über hohe und unfruchtbare Berge. Am andern Tage blieb er in Hammam Meskutin, wo es warme Quellen giebt, deren Schwefelgeruch man weit riecht. Die ganze Umgegend verräth einen vulkanischen Ursprung. Das Wasser quillt auf dem Gipfel kleiner Höhen aus runden Oeffnungen hervor und bildet einen kleinen Bach, der im Thale hinläuft und später größer wird. Von Zeit zu Zeit trifft man dicke 6 Fuß hohe Kalkpyramiden, die sich aus dem Niederschlage des Wassers gebildet haben.

Als Peyssonel nach Bona zurückgekommen war, reiste er im folgenden Frühjahre mit einem arabischen Häuptlinge ab, durchwanderte das In-

nere, beobachtete schöne Ruinen in Zainah (Diana) und drang im S. in die Aures-Gebirge (mons Aurasius) ein, dessen Ausläufer in O., in dem Staate Tunis, beginnen und sich nach W. bis in das Reich Marocco ziehen. Die Berge sind sehr hoch, rauh, steil, unfruchtbar, doch reich an guten Quellen. Sie werden von Berbern bewohnt, welche das Land bebauen, wo es besäet werden kann. Unser Reisender bewunderte prächtige Ruinen zu Lamba (Lambasa); dann kam er nach Constantine.

Im Juli verließ er diese Stadt von neuem und wendete sich nach W. Er sah die Ruinen von Sitifi, der Hauptstadt von Mauritania Sitifensis, und weiterhin, in dem Gebirge, die kleine Stadt Zammurah, wo man viele sehr feine Burnuß, Teppiche und andere Wollenwaaren macht, welche man im Lande verbraucht. Man mußte sodann sehr rauhe Berge ersteigen und man befand sich darauf in Thälern, die mit Fichten, Eichen, Olivenbäumen und andern Bäumen und Gebüschen bewachsen waren, während das Land von den Aures-Bergen und Anun bis dahin fast ganz kahl ist. Man hat über mehre Flüsse zu gehen, namentlich den Wed Adschebi.

Am Fuße eines sehr hohen Berges fand die Caravane Peyssonels eine Süßwasserquelle, dann Salzwasserquellen, die einen großen Bach bilden und viel Salz geben. Eine Stunde Weges weiter hin erreichte man El Biben oder das eiserne Thor, einen berühmten Engpaß durch den Scherschera, eine Gebirgskette, welche am Meere, bei Bugia, beginnt und sich nach SW. bis zur Sahara verlängert. Als man hindurch war, wendete man sich nach NW. Man traf mehre kleine Kabilendörfer, welche von den Türken nicht hatten unterworfen werden können. Man ging über den Aduse, der sich mit dem Adschebi verbindet, und weiter hin über den Wed Isser, der direct in das Meer sich ergießt. Dann zog man an dem Gebirge der Azuagis hin und ging mehrmals über den Wed Zeitun (Olivenfluß), der ein schönes und reiches Thal bewässert, im Winter aber sehr gefährlich ist.

Am 23. Juli erstieg endlich die Caravane den Berg Cuco, von dessen Gipfel aus man Algier, das Meer und die große Ebene der Metidschah sieht, die der Arasch durchströmt, welcher sich in die Rhede von Algier ergießt.

Gegen das Ende Aprils 1784 erhielt Desfontaines von dem Dey von Algier die Erlaubniß, sich einem fliegenden Lager anzuschließen, das bald aufbrechen und den westlichen Theil des Landes durchziehen sollte. Am 4. Mai brach man auf; nachdem man auf sehr rauhen, von Schluchten durchschnittenen Wegen hingezogen war, lagerte man in der Ebene von Metidschah. Sie ist sehr schön und sehr fruchtbar, am Fuße des Atlas, einige Stunden südlich von Algier gelegen. Die Bewohner dieser Stadt haben hier sehr viele Landhäuser und Gärten mit Orangen- und Granatbäumen, die sie maceries nennen und wo sie den Sommer mit ihren Familien verbringen. „Wenn dieses glückliche Land," bemerkte unser Reisender, „Europäern gehörte, würden sie es zu einem reizenden Aufenthalte machen." Belida, eine Stadt in SW. von Algier, liegt in der Nähe hoher Berge, deren Gipfel oft bis in die Mitte des Mais mit Schnee bedeckt sind. Sie tragen Eichen, von deren Eicheln sich sehr viele Bewohner dieser Gegenden nähren. Man sieht daselbst tiefe Schlünde und sehr fruchtbare kleine Thäler mit Obstbäumen. Die Eschen und weißen Pappeln erreichen eine sehr bedeutende Höhe und geben herrlichen Schatten.

Die Kabilen oder Bergstämme sind alle der Regentschaft von Algier unterworfen, und so ist es möglich, mit einer Begleitung von zwei Mann da zu reisen, ohne etwas zu fürchten; nur die Nacht darf man nicht da verbringen.

Man reiste schief nach SW. nach dem Atlas zu und kam über mehre kleine Flüsse, die von demselben herabströmen und sehr stark sind, wenn der Winterregen sie anschwellt. Dann gelangte man in das Gebirge; die Araber, welche dasselbe zur rechten und linken Seite bewohnen, sind unbezähmbar und zahlen der Regentschaft keinen Tribut; sie sind sehr arm und große Spitzbuben. Man ging über den Wager oder Mazaffran und lagerte mitten im Atlas bei Medea. Hier erntet man so viel Getreide, daß man die Gegend die Kornkammer Algiers nennt.

Die Ebene von Miliana ist sehr flach und ihrer ganzen Länge nach von dem Schelif bewässert, einem der größten Flüsse Algeriens. Als Desfontaines diese schöne Gegend besuchte, fing das Getreide an zu reifen, das vortrefflich war. Hammam Atlas hat eine warme etwas salzige Quelle am Fuße eines dürren nicht sehr hohen Berges. Man sagte dem französischen Reisenden, es gebe Blei- und Kupferminen in dem Dschebel Wannasseris, hohen Bergen 10 Stunden weiter nach S. Man sieht Ruinen längs dem Wed Scherba und bei dem Wed el Mina, einem sehr starken Flusse; dann wird die Gegend allmälig bergig und unbebaut; es war mit wilden Olivenbäumen und seltenen Gesträuchen bewachsen. Weiterhin sind die Thäler sehr fruchtbar; die Araber, welche die Zelte bewohnten, in denen man die Nacht verbrachte, schienen im Wohlstande zu leben; die Zelte waren größer und schöner als alle die, welche man vorher gesehen hatte.

Eine schöne Ebene erstreckt sich bis Tlemecen. Diese Stadt ist am Abhange der Berge gebaut, sehr ausgedehnt und in vier Theile getrennt. In der Umgegend giebt es schöne Gärten mit herrlichen Obstbäumen. Der Fuß des Gebirges und die Ränder der Ebene sind mit alten Olivenbäumen bedeckt, die absterben, und das ganze Land wird bald kahl seyn, weil die Bewohner sich nicht die Mühe geben, junge Bäume anzupflanzen. Die Thäler in der Nähe der Stadt sind vortrefflich bewässert. Reist man eine Stunde nach W., so gelangt man zu einer nur im Sommer aussetzenden Quelle, deren Wasserstrahl mannsstark herausspringt. Sie heißt Aïn Hattar und macht viel Geräusch. „Die Araber," setzt unser Reisender hinzu, „haben mir tausend lächerliche Dinge davon erzählt; wenn z. B. eine Frau an die Oeffnung tritt, spritzt sogleich das Wasser heraus. Es setzt dreimal des Tages aus; als ich aber die Quelle besuchte, intermittirte sie nicht.

„Das Land ist so fruchtbar, daß die Algierer dasselbe nicht gern von den Christen besuchen lassen, weil sie fürchten, es könne zur Eroberung reizen. Tlemecen liegt ungefähr vierzehn Stunden vom Meere. Außer den alten Ruinen sieht man viele andere daselbst; auch findet man bisweilen Münzen.

„Ich bat den Kaid um einen Führer, der mich in die weiter in S. liegenden Berge begleite. Er gab mir einen arabischen Sheik, der in einem sehr ausgedehnten Bezirke herrscht. Ich stieg bis auf die höchsten Berge hinauf und blieb da fast acht Tage. Wir hörten mehrmals in der Nacht das Brüllen der Löwen, und während unserer Anwesenheit fraßen diese Thiere einen Esel in einem Duar nahe bei uns. Ich sah in diesen Bergen einen Mann, der funfzehn Hasen und drei Panther geschossen hatte. Diese Thiere schlafen den Tag über in dem dichtesten Gebüsche und kommen erst gegen Sonnenuntergang hervor.

„Die Berge hinter Tlemecen heißen Mafresch; die weiter entfernten, die ich zuletzt besuchte, nennt man Dschebel Terbi. Diese Gebirge umschließen viele reizende Thäler und angenehme, fruchtbare Wiesen, wo die Araber zahlreiche Heerden weiden. Sie würden sich im Wohlstande befinden, würden sie nicht fortwährend von den Algierern ausgeplündert."

Desfontaines ging darauf nach Arzew, das in NO. von Tlemecen liegt. Man bewegte sich zuerst zehn Stunden in der Ebene, dann in einem Walde von wilden Oliven, der sich bis an den Meeresrand erstreckt. Der Golf von Arzew ist tief und von fast kreisförmiger Gestalt; der in S. liegende Hafen sehr sicher und bequem; alle Schiffscapitaine halten ihn für den besten an der ganzen Küste der Berberei. „Es giebt keine Wohnung an diesem Orte; die Regierung von Algier hat einen Kaid daher geschickt, der die verschiedenen Getreideverladungen leitet, die von hier aus gemacht werden; man bringt das Getreide auf Kameelen her und es ist der Ort an der westlichen Küste, wo diese Ladung am leichtesten zu bewerkstelligen ist. Man sieht eine ungeheuere Menge von Ebern in der Umgegend von Arzew; das Wasser ist etwas salzig da. Eine

Stunde in S., auf einem sehr angenehmen Hügel, bemerkt man die Ruinen der alten Stadt (Magnus portus).

Man ging über den Wed el Hammam, verließ die Meeresküste, zog an einem fischreichen See hin, an dessen Ufern eine große Menge Kali wächst, das viel Soda liefern würde, wenn man es auszuziehen wüßte. Nachdem man über die Berge gegangen war, wo man in schrecklichen Abgründen reiste, gelangte man in die Stadt Mascara. Desfontaines, der die Erlaubniß des Bey erhalten hatte, besuchte Bleiminen im Gebirge in SW. und fand sie sehr reichhaltig. Er dehnte seinen Ausflug nach W. bis jenseits des Wed Tafna aus, des stärksten Flusses in dieser Gegend, und als der Bey mit seinen Truppen kam, ging man über den Fluß hinüber. Das Land an dessen Ufern bis an die Grenze von Marocco ist sandig, unfruchtbar und unbebaut. Man hielt am Fuße der Trara-Berge an, 5 Stunden von Udschelah, einer Stadt in Marocco.

Auf dem Rückwege von Mascara hätte Desfontaines gern Oran besucht, um die Lage desselben kennen zu lernen, aber die Bedeckung, die man ihm gegeben hatte, wollte es ihm nicht erlauben. Mascara liegt am Abhange eines Berges. In der fruchtbaren Ebene umher baut man besonders Gerste und Weizen. Man findet in Mascara kein einziges altes Bauwerk; die Gärten aber sind recht hübsch.

In den ersten Tagen des Juli kam unser Reisender nach Algier zurück, das amphitheatralisch an der östlichen stark geneigten Seite eines Berges liegt, dessen Fuß von dem Meere bespült wird. Die Stadt hat 9 große Moscheen und 50 kleine, 3 öffentliche Schulen und 3 Bazare oder Märkte. Eine der Moscheen sieht recht gut aus. (Taf. 19. Abbild.) Die schönsten Gebäude sind die 5 Casernen.

Der Palast des Bey hat zwei große Höfe mit geräumigen Galerien, die von Marmorsäulen getragen werden, sowie Gärten mit Springbrunnen und orientalischen Bädern. (Taf. 19. Abbild.)

Algier, im Arabischen Al Dschezair (die Inseln), hat diesen Namen von einer Insel, die mit dem Festlande durch einen Hafendamm verbunden ist. Die Mauren bauten die Stadt, und sie liegt ungefähr an der Stelle des Jomnium Municipium, das ein Bischofssitz war. Früher hatte sie 70,000 Einw; im Jahre 1838 zählte man nur 30,000.

Algerien besteht meist aus dem Numidien und Mauritanien der Alten. Die Länge von O. nach W. beträgt 215 Lieues, die Breite von N. nach S. 180, der Flächenraum 10,540 Q.Lieues und die Einwohnerzahl läßt sich auf 2,200,000 angeben. Das von einheimischen Fürsten regierte Land wurde von den Römern erobert; dann ging es auf die Sarazenen über, und als die Spanier einige Punkte eroberten, riefen die Algierer die Türken zu Hilfe. So entstand die Regierung, welche der Schrecken der gebildeten Völker wurde, bis das Land bekanntlich im Jahre 1830 von den Franzosen erobert wurde. Was seitdem dort vorgegangen ist, gehört nicht hierher.

Folgen wir der Küste von O. nach W. von Bona aus, so finden wir Stora (Ruscicada) mit den Ruinen einer großen Stadt, Collo oder Collu, einen Flecken an den Meerbusen von Stora, Dschischelli oder Gigeri (Igilgilis) und dann Bugia (Saldae). Die zahlreichen Ruinen daselbst zeigen, daß die Stadt sonst wichtig war. Die neue Stadt erstreckt sich bis an das Meer. Die französischen Truppen besetzten sie am 29. September 1833.

Jenseits der Mündungen des Mazafran zeigen Coleah und besonders Scherschell (Julia Caesarea) Ruinen alter Städte. Die Umgegend der letztern Stadt ist reizend und fruchtbar. Auch Tenez liegt an der Stelle einer ehemaligen Stadt und an der Mündung eines gleichnamigen Flusses. Bald trifft man Mostaganem und Mazagran. Ist man um das Cap Ferrat herum, so gelangt man in den Golf von Oran. Diese Stadt gehörte von 1509 bis 1791 den Spaniern, die sie damals verließen. Die Türken zerstörten darauf, was die Spanier gebaut hatten. Nach der Besetzung des Ortes durch die Franzosen 1831 baute man schnell vieles wieder auf. Setzt man die Reise fort, so gelangt man an die Mündung der Tafna, dann zu jener der Maluia, wo die natürlichen Grenzen Algeriens sind.

Kapitel XXIII.

Das Reich Marocco.

Die politischen Grenzen des Reiches Marocco an dem Mittelmeere befinden sich in geringer Entfernung von der Mündung der Maluia. Der bedeutendste Fluß des Reiches fließt von S. nach N. zwischen zwei Aesten des Atlas, ist aber einen Theil des Jahres hindurch ausgetrocknet.

Zwischen Marocco und Algier liegt die Wüste Angad, in der man einige Oasen sieht. Südlich von dem einen Aste des Atlas, wo sich die Quellen der 4 Flüsse befinden, die nach der Sahara zu und durch Beled ul Gerid (das Dattelland) strömen, liegen die Städte Segelmesse, Tafilet und andere, die nur durch die Erzählungen der arabischen Reisenden bekannt sind. Sonst waren sie sehr blühend.

Ein arabischer Häuptling gründete vor einigen Jahren, südlich von dem Draha, an der Grenze der Sahara einen kleinen unabhängigen Staat, dessen Hauptstadt Talent ist; er besitzt auch Wed Nun, weiter im Westen.

Zwischen dem Atlas und dem atlantischen Oceane liegt Tarudan, in fruchtbarer Gegend; sie ist wohl bevölkert, die Hauptstadt der Provinz Susa, und treibt Handel. Agadir, ein Hafenort am atlantischen Meere, trieb sonst einen ansehnlichen Handel mit Europa. Weiter nach N. thut dies Mogador oder Sorueira noch immer.

Eine Entfernung von 45 Stunden trennt Mogador von Marocco, der Hauptstadt des Reiches. Diese liegt in einer von O. nach W. laufenden Ebene und hat in N. eine niedrige Kette schieferiger Hügel, in S. dagegen die Höhen des Atlas, die mit Schnee bedeckt sind. An den Bächen wachsen Oleander.

In N. vom Tensift, einem bei der Hauptstadt fließenden Flusse, bedecken Datteln- und Olivenwälder den Boden. Marocco hat etwa 2 St. im Umfange, aber dieser weite Raum umschließt mehre Gärten, von denen einige 30 Acker betragen. Der kaiserliche Palast steht in S., dem Atlas gegenüber und außerhalb der Stadt. Die Zimmer haben nichts Prächtiges; viereckige Thürme überragen die Mauern. (Taf. 20. Abbild.) Die große Moschee zeichnet sich durch ihren hohen Thurm aus.

Zahlreiche Wasserleitungen umgeben Marocco; einige haben 10 bis 12 Fuß Tiefe, aber die meisten sind verfallen; sie verlängern sich bis an den Fuß des Atlas.

Das Reich Marocco liegt zwischen 28° 30′ und 35° 50′ n. Br. und zwischen 3° 40′ und 12° 40′ westl. L. In N. wird es von dem mittelländischen Meere und der Straße von Gibraltar; in W. von dem atlantischen Oceane; in S. von der Sahara und in O. von Algier begrenzt. Die Länge von N. nach S. beträgt 190 Stunden, die mittlere Breite 150 und der Flächengehalt 24,000 Q.Stunden. Wellenförmige Ebenen ziehen sich zwischen dem Atlas und dem atlantischen Meere hin, in welchem der El Koß, der Sebu, der Burugreb, der Um ez Beg, der Tensift, der Suse und andere minder bedeutende Flüsse ihre Mündungen haben. Der meist fruchtbare Boden würde besser bebaut seyn, regnete es häufiger. Viele Ländereien haben herumziehende Stämme inne.

In dem Reiche Marocco erreicht der Atlas seine bedeutendste Höhe. Der Meltsin, der Culminationspunkt, der von Morocco aus sichtbar ist, hat eine Höhe von 4000 Metres; man weiß aber nicht, ob andere Punkte nicht noch höher sind. Die Bevölkerung wird auf 8,800,000 Seelen geschätzt und besteht aus Mauren, Arabern, Berbern und Juden. Die letztern ausgenommen, sind alle Muselmänner.

Die Dynastie der Muley herrscht in dem Reiche seit 1547. Die Regierung ist despotisch; die Einnahmen werden auf 22 Millionen Francs geschätzt; die Armee beträgt 26,000 Mann. Die Flotte besteht aus einigen

Kriegsschiffen. Sonst waren die Maroccaner durch ihre Seeräuberei berüchtigt. Der Hafen von Sale schickte die meisten dieser Corsaren aus; seit dem Ende des 18. Jahrh. aber haben die Kaiser von Marocco so viel Macht erlangt, um diese Räuber nöthigen zu können, ihrem schändlichen Handwerke zu entsagen.

Das Reich Marocco umfaßte sonst einen Theil vom cäsarischen und tingitanischen Mauritanien. Diese Länder gingen, wie das übrige nördliche Afrika, von den Römern auf die Vandalen und von diesen an das griechische Reich über. Sie wurden diesem durch die Araber entrissen. Verschiedene Dynastien stritten sich lange um dieses Land bis in das 16. Jahrh., zu welcher Zeit Muley Ali Scherif (Abkömmling Mahomeds) seine Familie auf den Thron setzte.

Der Staat hat fünf Provinzen: Fez und Marocco an dem westlichen Abhange des Atlas; Susa an beiden und Draha und Tafilet an dem südöstlichen.

Die Neugierde hat wenige Europäer in dieses Reich geführt; diejenigen, welche uns Beschreibungen davon gaben, waren Geistliche, welche Gefangene loszukaufen hatten, Consuln oder politische Agenten, oder auch Unglückliche, die sich vom Schiffbruche gerettet hatten und durch das Land zogen, um wieder in ihre Heimath zu gelangen. Hoest, dänischer Consul (1779); Graberg v. Hemsö, schwedischer Consul (1820); Chenier, franz. Geschäftsträger (1788) haben die Werke herausgegeben, welche die wichtigsten geschichtlichen und geographischen Documente enthalten. Man findet dergleichen auch in den Schriften Pidou's von Saint Olon, außerordentlichen franz. Gesandten (1694); Lemprière's (1791); Grey Jackson (1809 und 1820); Washington (1833) ꝛc.

Die Europäer folgten meist einem und demselben Wege, und mehre Provinzen sind deshalb noch immer so gut als gar nicht bekannt.

Mazagan, Hafen in NW. der Hauptstadt, gehörte lange den Portugiesen. Geht man nach N., so findet man Amazore, eine elende Stadt an der Mündung des Morbeya; Rabat, Salé gegenüber. Eine Viertel Meile von Sale scheint eine große Wasserleitung von römischem Baue zu seyn.

Mamora, an der Mündung des Sebu, ist von schönen Pflanzungen und fetten Weiden umgeben.

Im Innern liegt Mequinez, auf Hügeln, amphitheatralisch von Gärten umgeben. Fez, 10 Stunden in ONO., liegt an der Seite verschiedener Anhöhen und war sonst die Hauptstadt des Reiches; die wichtigste ist sie noch immer. Badia hält sie für die schönste in den Barbaresken-Staaten; er erwähnt die Bibliothek, welche für dieses Land ansehnlich seyn soll, sowie die Schulen, die in ganz Afrika berühmt sind. Die Einwohnerzahl soll 80,000 betragen und die Zahl der Moscheen 200.

Kehrt man nach dem atlantischen Oceane zurück, so findet man El Cassar, eine sehr verfallene Stadt. Larache (Lixos, Al Araisch), Hafen an der Mündung des Lucios, gehörte einige Jahre im 17. Jahrhunderte den Spaniern. Die Franzosen beschossen es 1765. Die Umgegend ist fruchtbar.

Wellenförmige Ebenen ziehen sich bis an die vom Mittelmeere bespülten Berge. An der Küste sieht man Tetuan, eine alte Stadt mit schönen Gärten. Von den Terrassen übersieht man den großen Platz und die Berge. (Taf. 20. Abbild.) Melila, eine sehr alte Stadt, wahrscheinlich schon von den Karthaginiensern angelegt, liegt in fruchtbarer Gegend und ist reich an Eisengruben; sie gehört den Spaniern wie Alhuemas, Penon de Velez und Ceuta. (Taf. 20. Abbild.) Die letztern vier nennt man die spanischen presidios, Deportationsörter für die Verbrecher.

Tanger (Tingis) am Westende der Straße von Gibraltar und in geringer Entfernung von dem Vorgebirge Spartel, ist der Hafenort des Reiches, in welchem sich die meisten europäischen Consuln aufhalten. Sonst war Tanger, als es den Engländern gehörte, stark befestigt; als sie es unter Karl II. aufgaben, zerstörten sie fast alle Werke. Das Thor der Citadelle, ein maurisches Werk, macht sich durch seine Archetectur bemerklich. (Taf. 20. Abbild.) Nach Lemprière nimmt die Stadt einen sehr geringen Raum ein und hat nichts Bemerkenswerthes; sie liegt auf einem Hügel sehr nahe am Meere; die Umgegend ist mit Weinpflanzungen bedeckt. Die Bai ist ziemlich groß, aber nicht sicher, wenn der Ostwind stark weht. Jenseits der Straße beginnt Europa.

E n d e.

Alphabetisches Verzeichniß

der Namen der Länder, Ortschaften, Personen und bemerkenswerthen Gegenstände, die in der „Malerischen Reise in Afrika" erwähnt worden sind.

☞ Die Namen der Oerter, Völker, Berge, Flüsse ꝛc. sind gesperrt; die Namen der Würden, Secten, Denkmäler und Gegenstände mit gewöhnlicher, und die Namen der Reisenden, Geschichtschreiber, wilden Häuptlinge ꝛc. mit Schwabacher Schrift gedruckt.

A.

B.

C.

D.

E.

F.

G.

H.

N.

O.

P.

Q.

R.

S.

T.

U.

V.

W.

Y.

Z.

Verzeichniß der Abbildungen

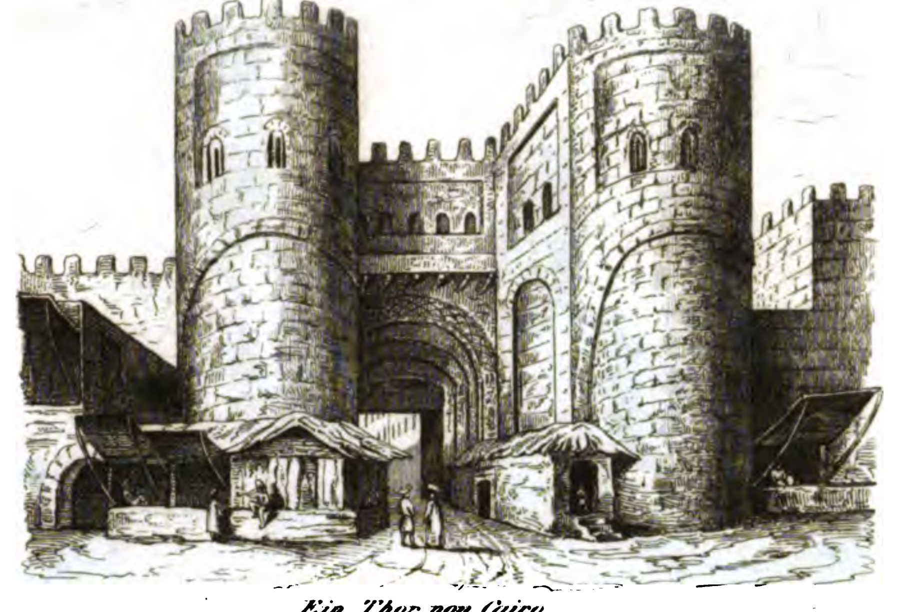
zur

Malerischen Reise in Afrika.

Druck von Friedrich Rückmann.



Der Leuchtthurm von Alexandrien.

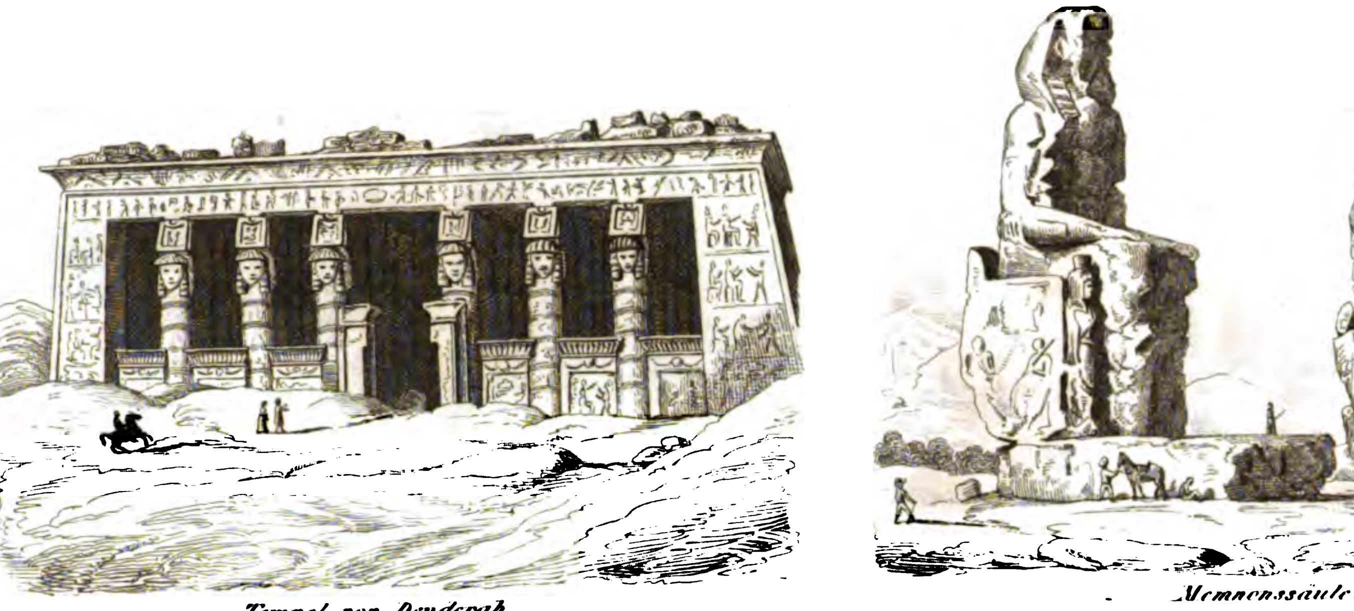


Ein Thor von Cairo.

Die Pyramiden von Gizeh.

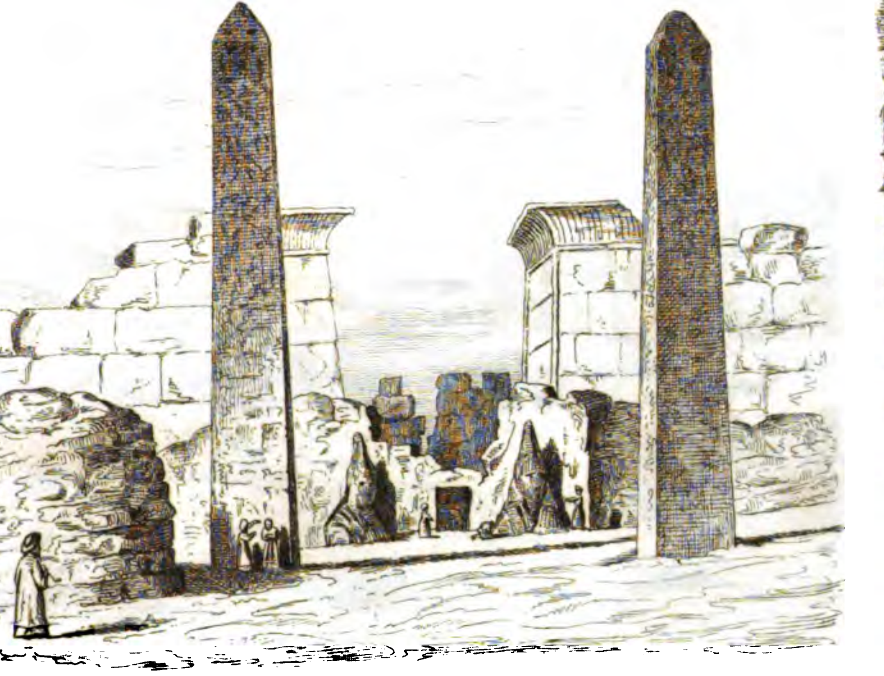


Die Moschee Hassans in Cairo.

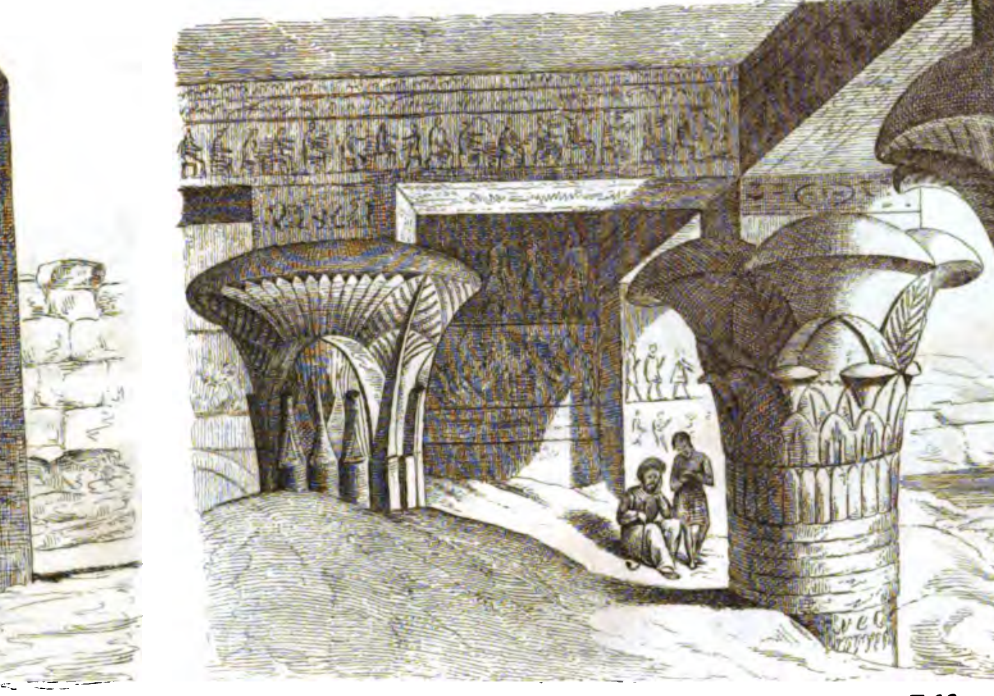


Tempel von Denderah.

Memnonssäule.



Ruinen von Theben und Obelisken von Luxor.



Das Innere des Porticus des grossen Tempels zu Edfu.

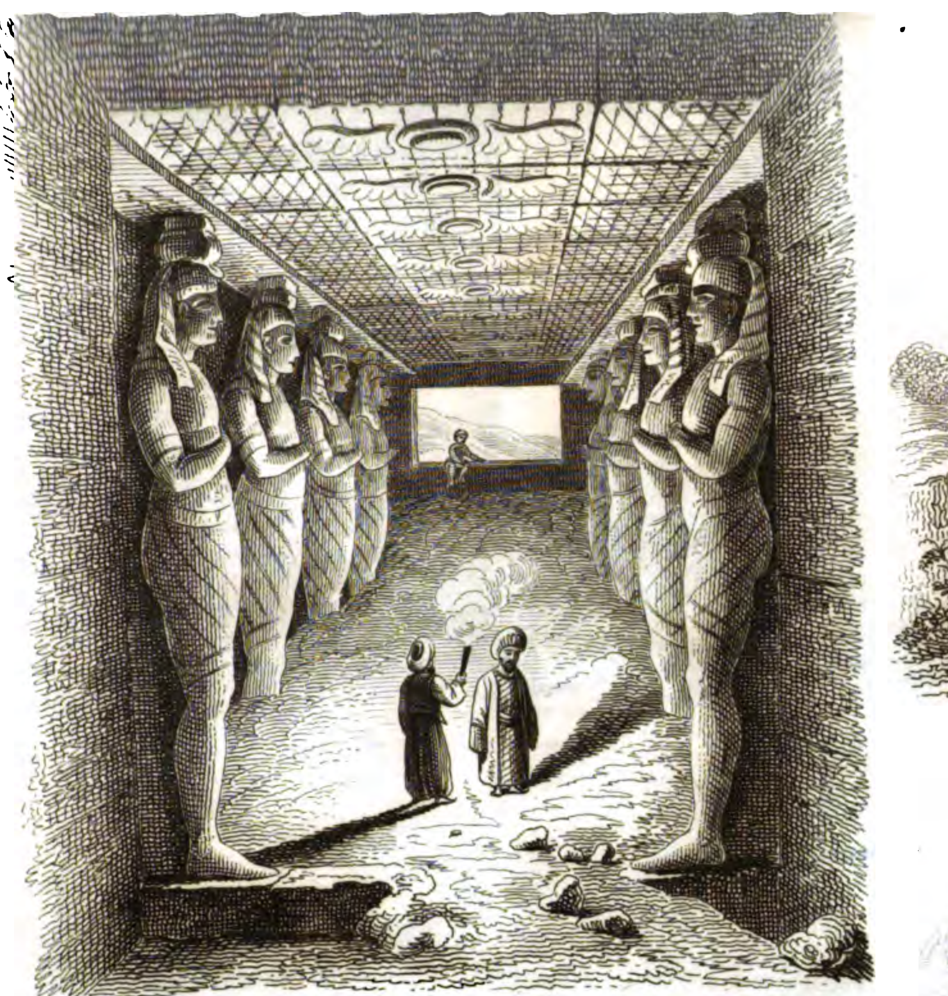

Edfu (Apollinopolis Magna.


Tempel von Seboa.


Insel Philae.


Nubisches Dorf bei Wadi Halfa.

Taf. 18



Ibsambul.



Gelehrter und Sclave (Abyssinien.)

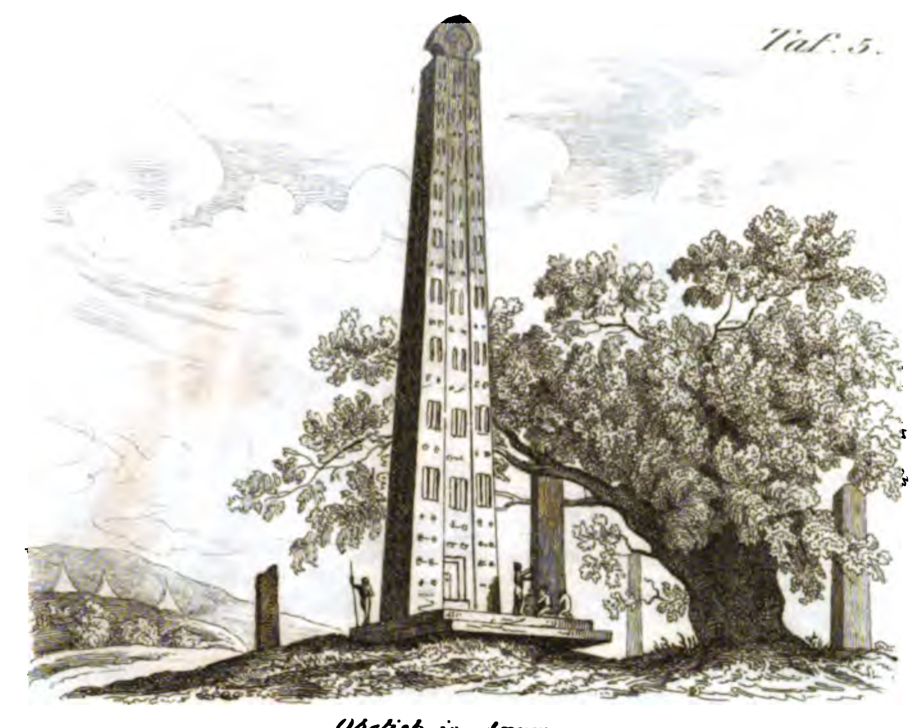
Pyramiden von Meroe.



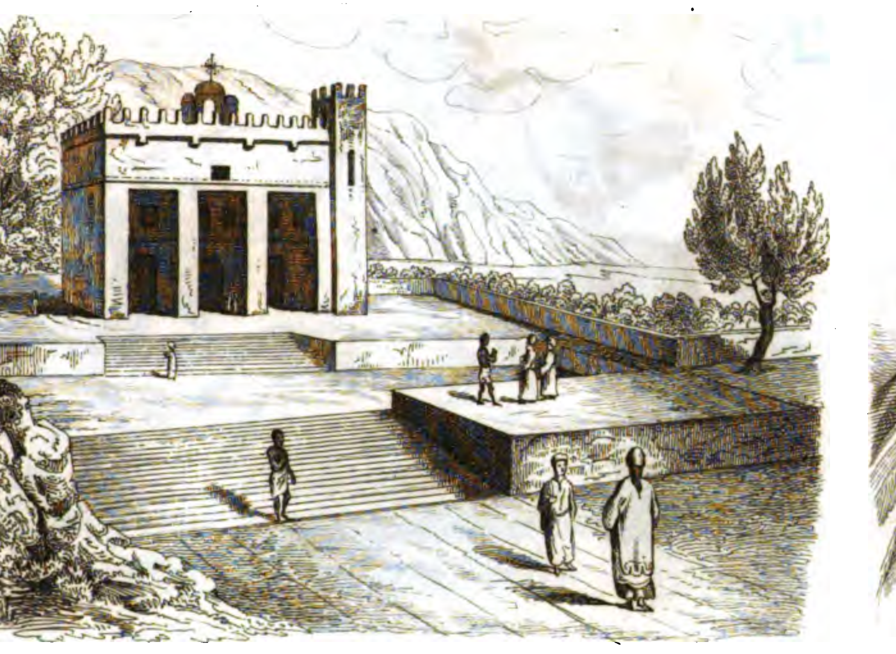
Flusspferdjagd.



Abyssinier von Massauah.



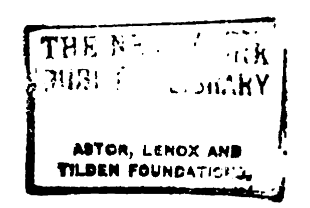
Obelisk in Axum.



Kirche in Axum.



Nubier. Samauli.


ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS



Junger abyssinischer Priester und Krieger. Vornehmer Galla.



Eine abyssinische Prinzessin.



Abyssinische Krieger.

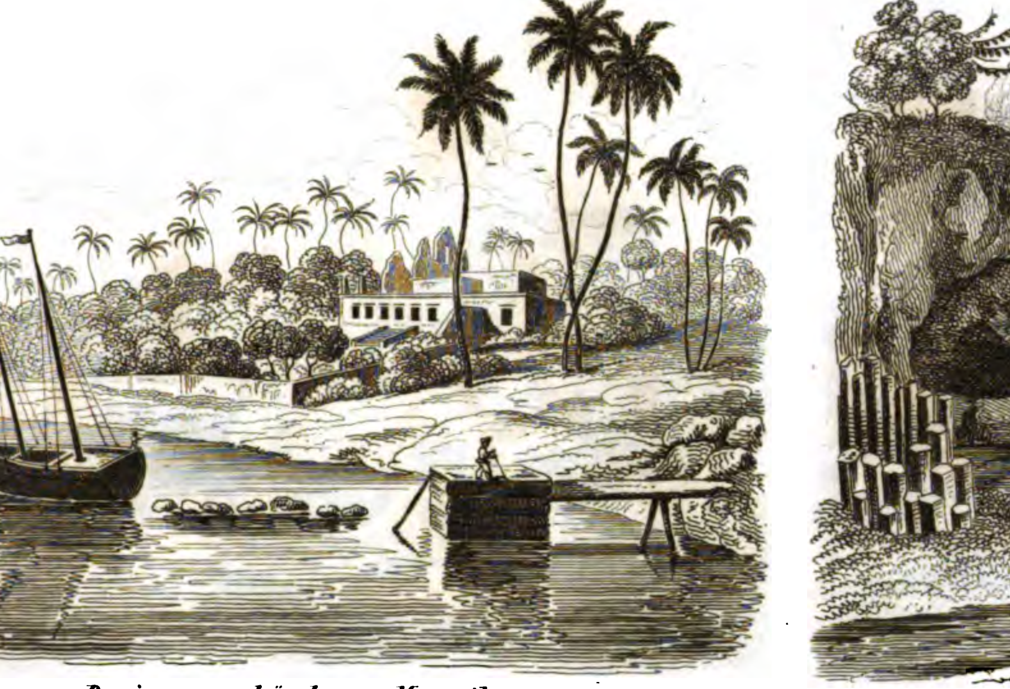
Familie aus dem Stamme Hazorta.



Neger von der Küste von Mozambique.



Der Berg Pieter-Bot (auf Ile de France.)



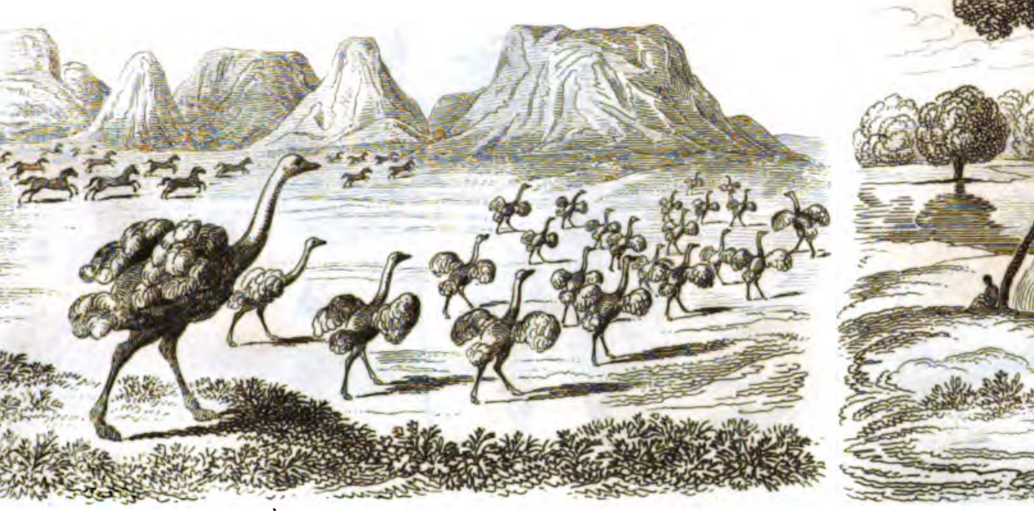
Regierungsgebäude zu Mezuril.



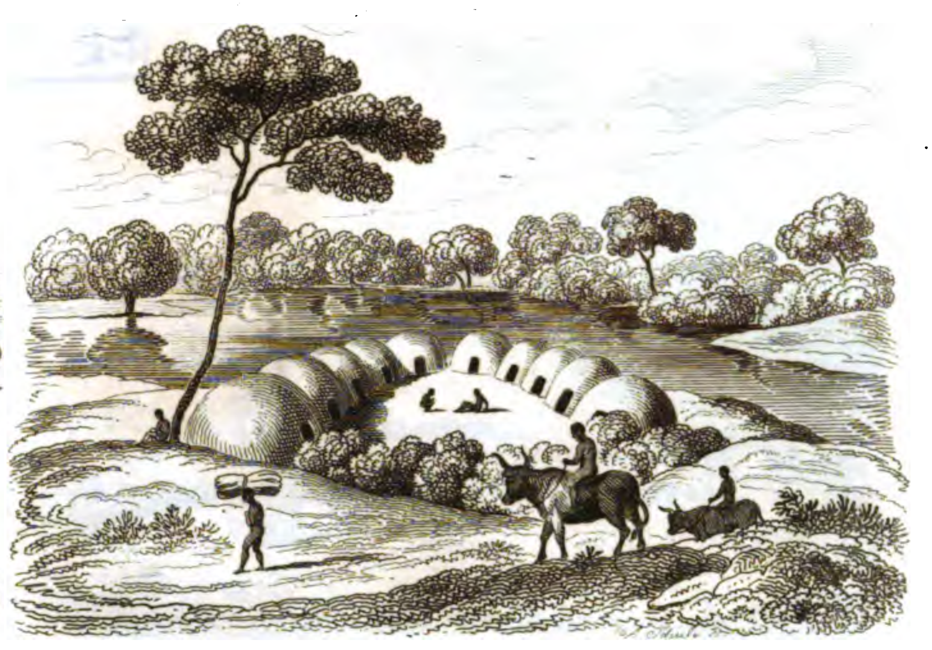
Fall des Felsenflusses (auf der Insel Bourbon.)

Kaffern.

Grosse Rathsversammlung der Matclhapis.



Strausse und Quaggas bei den Korri - Bergen.

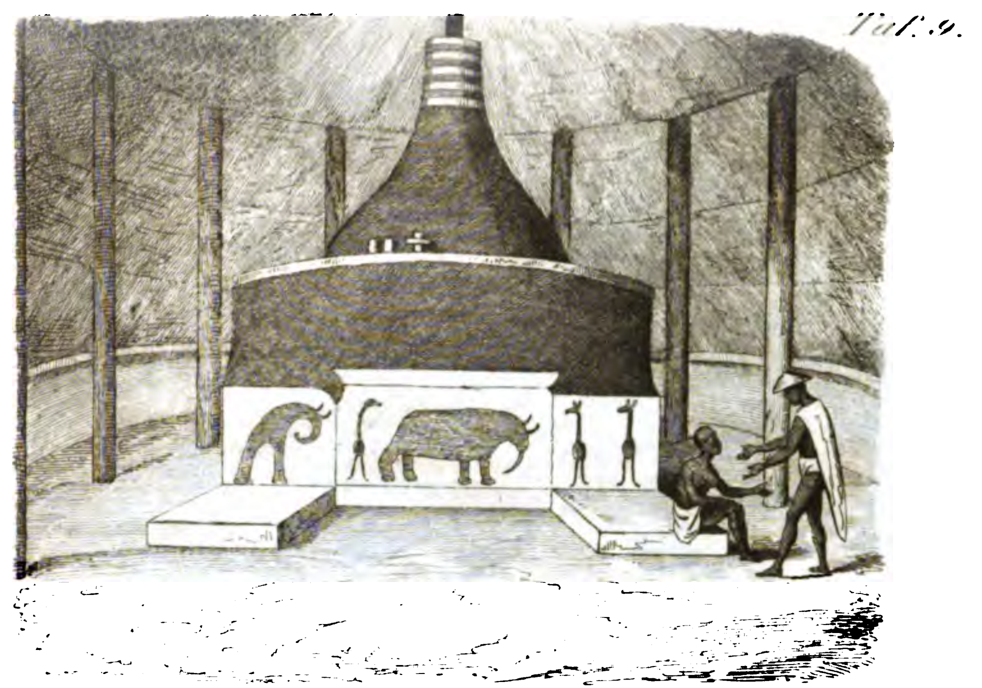


Ein Corauna - Kraal.

Taf. 9.



Königin von Lattaku. Häuptling von Lattaku und seine Frau.



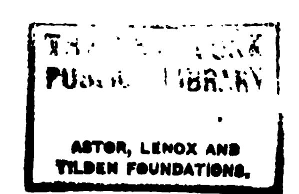
Das Innere eines Hauses in Kurritschan.

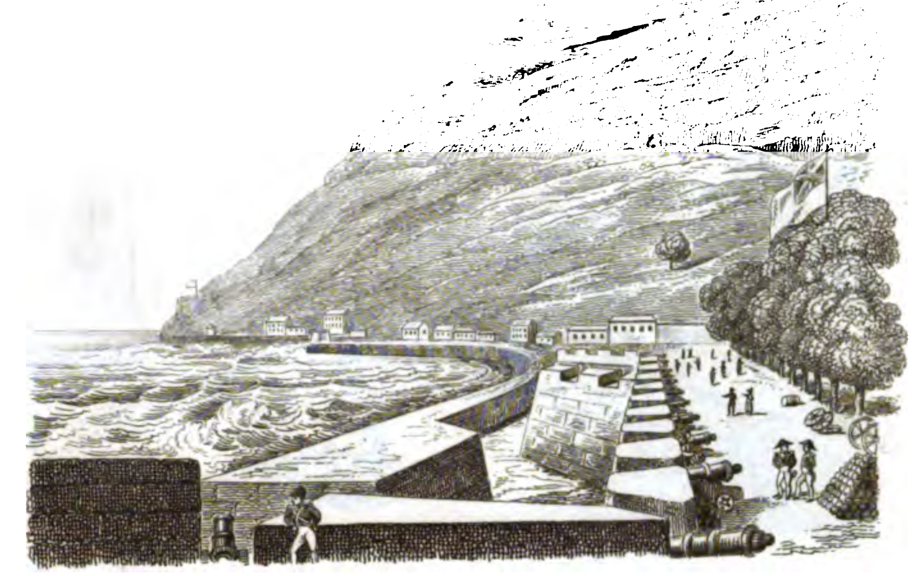



Häuser in Kurritschan. Häuptling von Morutzi.



Vorgebirge der Guten Hoffnung.

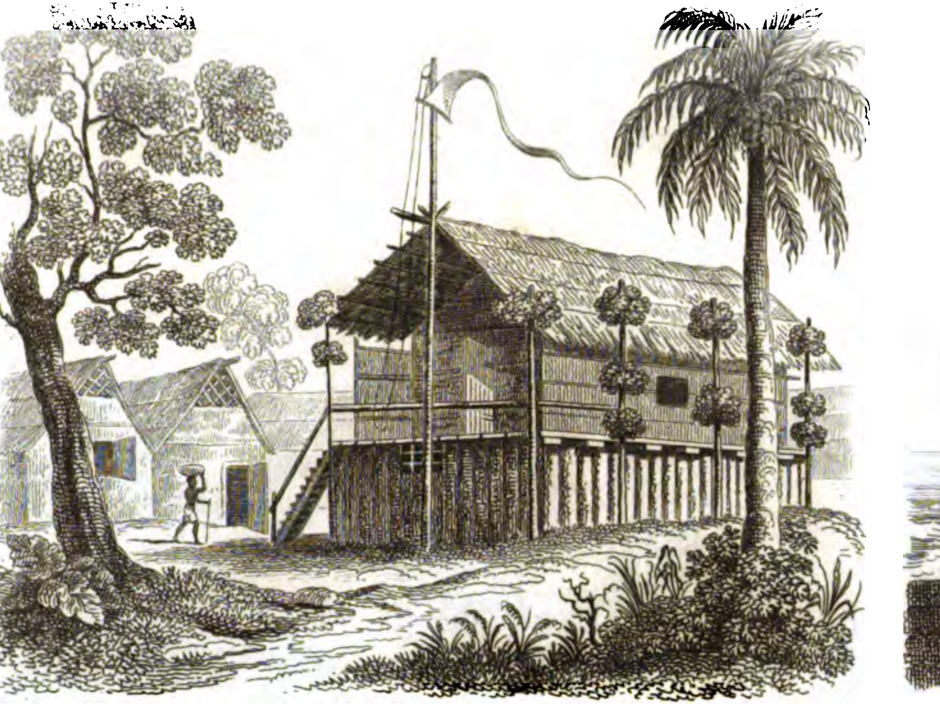

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.



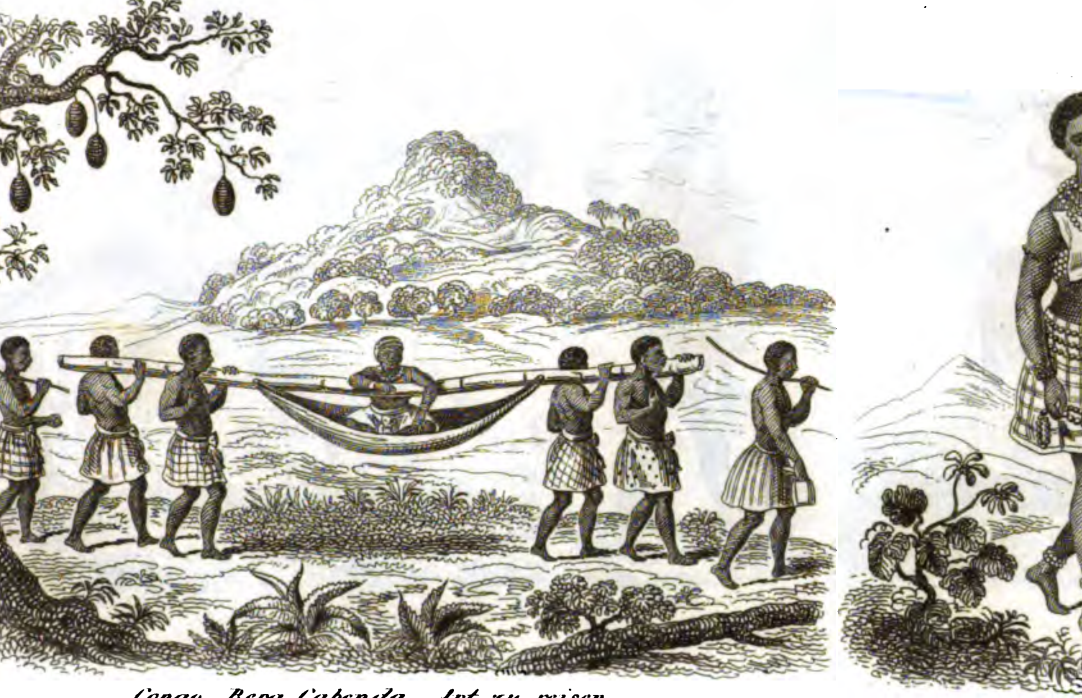
Congo; europäisches Comptoir an der Küste von Angola.



Insel St. Helena: Festungswerke von James – Valley.



Congo; Berg Cabenda; Art zu reisen.



Congo; Frau von Malembe; Mann von Loango.



Der Fetischfelsen am Zaire.



Schlafzimmer des Königs zu Cumassi.



Guinea – Ashanti – Soldaten.



Guinea-Krieger. Muselmann.

Taf. 12

Grigi von Ma Yerba.

Girgi von Ma Simera.

Bewohner von Sulimana.

Timanni Frau und Mädchen.

Musiker von Kuranko.

Krieger und Häuptling von Sangara.

Ansicht der Insel St. Louis.

Der Simum (Wüstenwind.)

Felup - Neger.

Mandingo - Neger.

Negerinnen aus Sudan.

Taf. 14.



Frau von Timbuctu.



Frauen von Burnu.

Eine Favoritin des Sultans von Bornu.

Festung Morzuk.



Ein Lanzenreiter des Sultans von Begarmi.



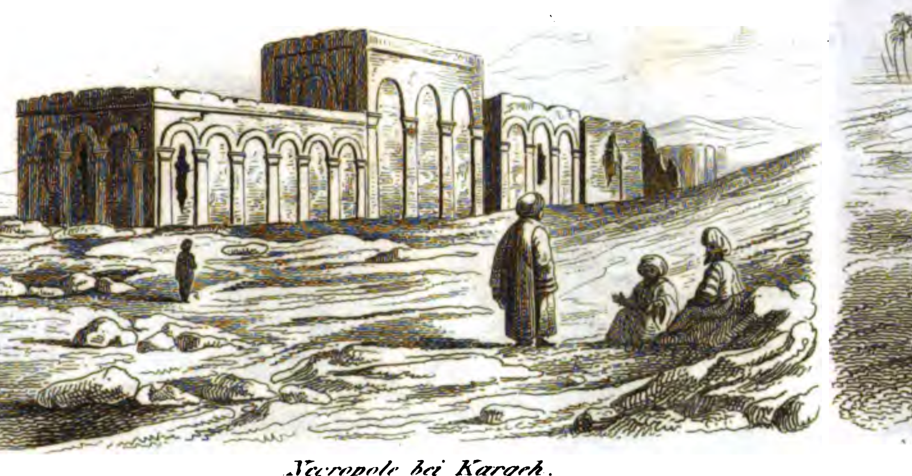
Der Berg Kesa am Kuarra.



Kasr el Zian in der großen Oase.



Tempel von Kasr Wati.



Necropole bei Kargeh.



Ruinen des Tempels des Jupiter Ammon.

Taf. 17.



Alte Gräber in Cyrene.



Musiker und Tänzerin in Tripolis.



Gräberruinen zu Ptolometa. – Reiterübungen der Araber.



Alter Triumphbogen in Tripolis.



Tripolis.

Constantine.

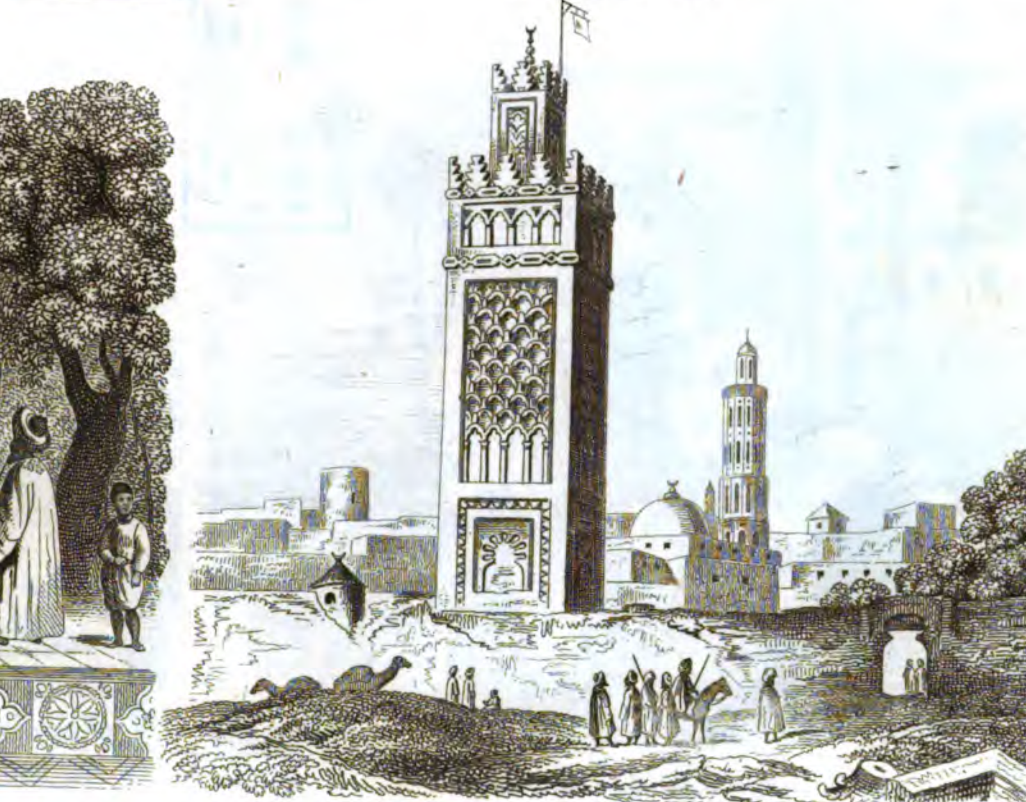
Tunis.

El Schem (Thysdrus.)

Moschee in Algier.

Moschee in Bona.

Bäder des Dey von Algier.



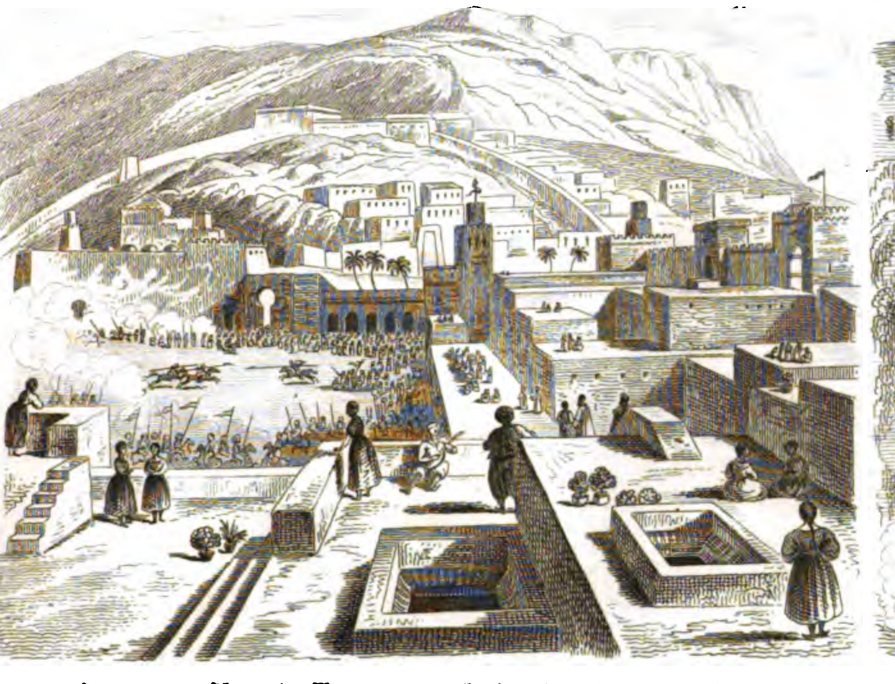
Thore von Oran.



Marocco.



Ceuta.



Der grosse Platz in Tetuan, vom Judenviertel aus gesehen.

Thor der Citadelle zu Tanger.

60 70 80 90

PERSIEN

HIN

30

30

PERSISCHER M

20

10







